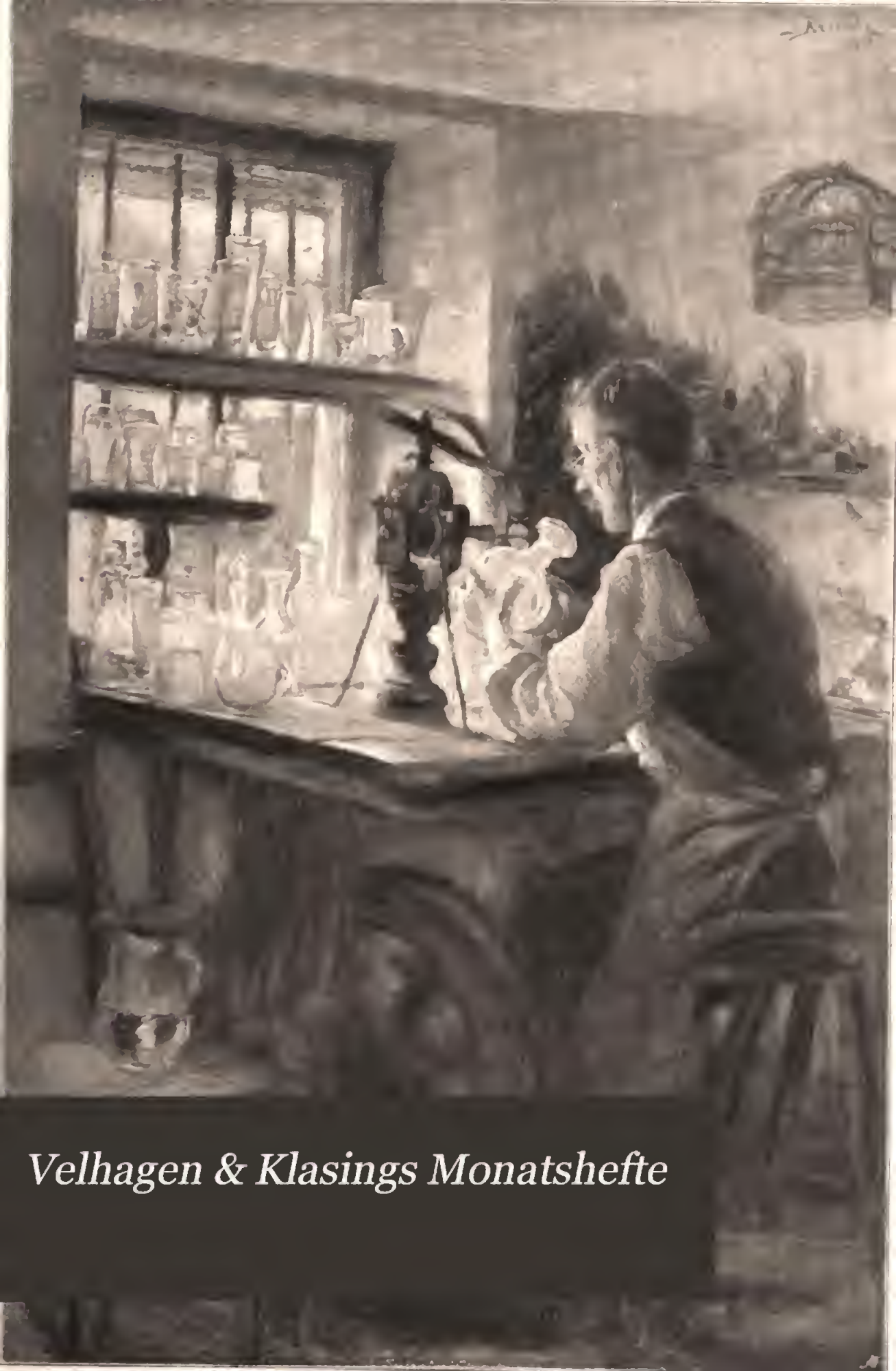


Velhagen & Klasings Monatshefte

BERKELEY
LIBRARY
UNIVERSITY OF
CALIFORNIA

Velhagen & Klasings Monatshefte

Jahrgang 1906/1907

2. Band

Verlag
Velhagen & Klasing
Berlin, Bielefeld, Leipzig, Wien.

LOAN STACK

Inhaltsverzeichnis.

AP30
V4
V. 21:2

XXI. Jahrgang 1906/1907. Zweiter Band.

Die illustrierten Beiträge sind mit * bezeichnet.

Romane, Novellen und Verwandtes.

Boy-Ed, Ida: Fast ein Adler. Roman 137, 289, 385, 513, 647
Dreyer, Max: Ohm Peter. Roman (Schluß) 1, 215
Edler, Karl Erdm.: Schweigen. Erzählung 695
Engels, Eduard: Nordsee-Tagebuch . 585
Frapan-Akunian, Ilse: Jugend. Hamburger Novelle (Schluß) 97
Huldschiner, Richard: Der Tod der Gismonda Boccalino. Novelle 369
Linzen, Carl: „Niemals". Sennora Lori Sander in Rio de Janeiro an den Kunstmaler Professor Georg Burghof in München 554
Meinhardt, Adalbert: Wilhelm Brandts Ehe. Erzählung 573
Niese, Charlotte: „Zu Platz". Novelle 733
Perfall, Anton Freiherr von: Auerhahnzauber 23
Schmid, Hedda von: Fata Morgana. Erzählung 40
Seeliger, Ewald Gerhard: Niß Ipsen von Bombüll. Ein Schwank von Anno dazumal 475
Strobl, Karl Hans: Der Teppich. Novelle 175
Versen, Margarethe von: Frühling. Skizze 258

Gedichte, Sprüche.

Berchthold, A. von: Mir klingt im Ohr ein altes Lied 612
— — Entsagung 612
Berstl, Julius: Reiters Trutzliedlein . 257
Bertram, Ernst A.: Madonna des Botticelli 174
*Bierbaum, Otto Julius: Flußfahrt im Frühling. An Max Schillings. Mit Vignette von Elfriede Wendtland . 346
*Bulcke, Carl: Zwei Wolken. Mit Vignette 347
Busse-Palma, Georg: Der Einsame . 48
*— — Georg: Märkischer Mai. Mit Vignette 348
— — Landgraf Hermann und der Sängerkrieg auf der Wartburg . . 430
— — Erntefragen 558
Ebhardt, Melanie: Fülle 39
— — Heimkehr 231
Ernst, Otto: Ruhe des Herzens . . . 626
Finckh, Ludwig: St. Ulrichlied . . . 707
Flaskamp, Christoph: Weidenkätzchen . 271
Floth, Franz: Mich erfaßt der Märchenglaube 414
*Fulda, Ludwig: An Marianne. Mit Vignette von Elfriede Wendtland . 272
Geiger, Alb.: Tanzlied 553
*Hesse, Hermann: Mailied des Knaben. Mit Vignette von Elfriede Wendtland 345
Hoffmann, Hans: Nun ja! 352
Holst, Ad.: Bin auch einer 81
— — Deutsche Sehnsucht 336
— — Die Harfe 455
— — Im Tiergarten 725
Holthausen, M.: Der alte Ulmenbaum 536
Holzamer, Wilhelm: Sommerstrand (Südbretagne) 607
— — In die Fremde 746
*Jensen, Wilhelm: Der Kuckuck. Mit Vignette von Elfriede Wendtland . 345
Kotze, Stefan von: Episode 87
*Leitgeb, Otto von: Wiedersehen. Mit Vignette von Elfriede Wendtlandt 337
Massé, Grete: Der sterbende Held . . 130
— — Strahlende Nacht 689
Meltzer, Arthur: Sommernachmittag . 542
Münchhausen, Börries Freiherr von: Die Wunderwirkung der Latinität. Ballade 543
Natangen, Erminia von: Litauisches Lied 460
Otto, Friedrich: Mai 444
Ritter, Erich: Sturmtag 672
Roderich, Alb.: Einem Unzufriedenen . 245
Rohn, Adeline Elisabeth: Die Mühle . 491
Salus, Hugo: Der Friedhof 214
— — Lenzlied des Mannes 486
Seeliger, Ewald Gerhard: Ein Bild . 602
Schanz, Frida: Oktaven 240
*— — Die Wiese. Mit Vignette . . 347
— — Der Gast 567
Scherenberg, Ernst: Nachts im Hochtal 646
Schoenaich-Carolath, Emil: Brausender Lenzwind 344
Schottelius, Walther: Das Dorf . . . 732
Schürmann, Johann: Fräulein von Sombreuil 424
Starken, Hans Caspar von: Jugend . 69
— — Erinnerung 206
— — Ritt 451

Seite

*Strauß und Torney, Lulu von: Gewitter. Mit Vignette 347
*Tettau, Käte Freiin von: Ende Mai. Mit Vignette von Elfriede Wendtlandt 320
Unus, Walther: Arme Seele 22
— — Im Efeu (Landslip, Insel Wight) 712
Westen, Heinz: Mein 152

Vom Schreibtisch und aus dem Atelier.

Heyse, Paul: Ein literarischer Femrichter 681
M. G.: Ein Maler des Lichts. Aus dem Leben Fritz von Uhdes. Mit dem Bildnis des Künstlers 82
*Roth, Prof. Ch. †: Vom Ton zum Gips. Plauderei über plastische Metamorphosen. Mit zweiundzwanzig Abbildungen 432
Zobeltitz, Fedor von: Vom Autographensammeln 170

Kunst und Literatur.

Busse, Dr. Carl: Neues vom Büchertisch . . . 126, 246, 375, 487, 608, 742
Busse-Palma, Georg: Von guten und bösen Zwergen. Ein Versuch zur Naturgeschichte der Unterirdischen . . . 726
Fick, Helene: Erinnerungen an Anastasius Grün. Mit Bildnis 568
*Fuchs, Friedrich: Georg Wrba. Mit fünfzehn Abbildungen 627
Groller, Balduin: „O, Du lieber Augustin!“ 349
*Höcker, Paul Oskar: Berliner Bühnen. Mit acht Abbildungen nach Originalaufnahmen in Tondruck 232
*Meyer-Paris, Rudolf Adelbert: Ein Märchen vom Mont Saint Michel. Mit dreizehn Abbildungen nach Photographien 25
*Ostini, Fritz Frhr. von: Drei neue deutsche Rathäuser. Mit zweiunddreißig Abbildungen 153
*Perzynski, Friedrich: Korin. Ein Künstlerbild aus einem anderen Weltteil. Mit neunzehn zum Teil farbigen Abbildungen 49
*Rosenhagen, Hans: Max Liebermann. Eine Studie. Mit vier Kunstbeilagen und fünfzehn Textabbildungen, zum Teil in Tondruck 497
*Schani: Wiener Bühnensterne. Mit fünfzehn Abbildungen nach Photographien in Tondruck 89
Sendling, Dr. Hans: Der Sängerkrieg auf der Wartburg. Ein Blatt siebenhundertjähriger Erinnerung 264
*Servaes, Dr. Franz: Die Liechtenstein-Galerie. Mit siebzehn Abbildungen 324
Sp., H. v.: Illustrierte Rundschau 113, 250, 380, 492, 613, 747
— — Zu unseren Bildern 113, 250, 380, 492, 613, 747
Strobl, Karl Hans: Ludwig Anzengruber. Mit Abbildung 445
*** Wenn die Jungen alt werden ... Revolution und Reaktion in der modernen Literatur 338

Komposition.

Zepler: Bogumil: An Marianne. . . 273

Sonstige Aufsätze.

Berger, Dr. Hans: Das Fürstentum Liechtenstein 321
— — Die Abrüstung und — die „Dummheit der übrigen Völker“ 425
*Ernst, Friedrich: Neue Hilfsmittel für den Bau großer Seeschiffe. Mit vier Aufnahmen des Verfassers 456
*Francé, R. H.: Die Verwesungspflanzen. Mit sieben Abbildungen . . . 593
*Fred, W.: Salzkammergut. Ein Brief. Mit fünfundzwanzig Originalzeichnungen in Tondruck von W. Gause . 353
*— — Chantilly. Mit fünfzehn Abbildungen 713
*Freyhold, Dr. Edm. von: Hühnerrassen und Rassehühner. Mit acht Abbildungen von Julius Scheuerer in Buntdruck 673
Groller, Balduin: Das kleine Lotto. Eine Strafpredigt 708
*Guichtenarde, Anna de: Blumen am Wege. Mit vierzehn Aquarellen in Buntdruck von Curt Agthe 277
Heyck, Prof. Dr.: Von der Faulheit . 182
*— — Aus den Frühtagen der Menschheit. Mit achtzehn Abbildungen . . 461
— — Biedermeier 617
Klitscher, Gustav: Der Rhein und die Rheinschiffahrt 690
Kuttner, Prof. Dr. L.: Über Blinddarmentzündung 241
*Martin, Regierungsrat Rudolf: Leichter und schwerer als die Luft. Mit dreizehn Abbildungen nach Originalaufnahmen 559
*Meyer, Dr. M. Wilhelm: Capri und seine Grotten. Mit vierundzwanzig Abbildungen in Buntdruck nach Aquarellen von Curt Agthe und G. Sinibaldi 185
*Meyer, Prof. Dr. Richard M.: Alte und neue Wirtshauszeichen. Mit dreiunddreißig Abbildungen, zum Teil in Buntdruck 415
*Pietsch, Prof. Ludwig: Das Achilleion. Mit sechs Abbildungen 537
Queri, Georg: Das Ende des Oberbayerischen Habererbundes 207
Schmidt, Karl Eugen: Der Große Preis von Paris 452
*Zobeltitz, Hanns von: König „Morgen wieder lustik“. Mit drei Abbildungen 544
*— — Der Stein der Weisen. Mit zwei Abbildungen 639
Zoozmann, Richard: Dienstboten einst und jetzt. Ein kulturhistorischer Rückblick 603
*** Die Zukunftsschlacht. II. Die Entscheidung. Mit vier Kartenskizzen . 70

Neues vom Büchertisch.

Seite

Apelt, Franz Ulrich: Avalun 379
Bertsch, Hugo: Bilderbogen aus meinem Leben 127
Bethusy-Huc, Gräfin: Hans, der Pole 744
Bierbaum, Otto Julius: Prinz Kuckuck 608
Brockdorff-Ahlefeld, L.: Vorzeit . . . 376
Calé, Walter: Nachgelassene Schriften . 378
Dreesen, Wittrath: Eala freya fresena . 376
Ebner-Eschenbach, Marie von: Meine Kinderjahre 126
Elchinger, Richard: Prinzessin Schnudi 745
Eyth, Max: Der Schneider von Ulm . 488
Gerhard, Adele: Die Geschichte der Antonie von Haase 744
Görg, Thor: Der Schritt der Stunde . 379
Graben, Ernst von d.: Gedichte . . . 377
Greinz, Rudolf: Bergbauern 491
Herwig, Franz: Die letzten Zielinskis . 743
Hesse, Hermann: Diesseits 610
Heymann, Walther: Der Springbrunnen 379
Huch, Friedrich: Mao 129
Jensen, Wilhelm: Vom Morgen zum Abend 378
Liliencron, Detlev von: Balladenchronik 375
Marriot, Emil: Anständige Frauen . 248
Philippi, Fritz: Adam Notmann . . . 611
Pontoppidan, Henrik: Hans im Glück . 745
Salus, Hugo: Das blaue Fenster . . 744
Schlaf, Johannes: Frenderchen und anderes 610
Schnitzler, Arthur: Dämmerseelen . . 489
Seeliger, Ewald Gerhard: Auf Tod und Leben 247
Speck, Wilhelm: Menschen, die den Weg verloren 129
Spitteler, Carl: Imago 246
Stegemann, Hermann: Die als Opfer fallen 249
Strauß und Torney, Lulu v.: Der Hof am Brink, Meerminneke 248
Strobl, Karl Hans: Bedenksame Historien 611
Versen, Margarethe von: Meine jungen Lieder 379
Viebig, Clara: Absolvo te! 742
Viereck, Georg Sylvester: Ninive und andere Gedichte 379
Vorwerk, Dietrich: Wipfelrauschen . . 379
Weber, Max Maria von: Aus der Welt der Arbeit 488
Wolzogen, Ernst v.: Der Topf der Danaiden 190
— — Verse zu meinem Leben 378
Worms, Karl: Aus roter Dämmerung 248
Zahn, Ernst: Firnwind 490
Zobeltitz, Hanns von: Ihr laßt den Armen schuldig werden 612
Zweig, Stefan: Die frühen Kränze . . 379

Kunstbeilagen.

Diez, Prof. Wilhelm von: Eichen. Ölstudie. Faksimiledruck . . zw. 392 u. 393
Erdtelt, Prof. Alois: Studienkopf. Gemälde. Faksimiledruck . . zw. 136 u. 137
Graeff, Julie: Kinderbildnis. Faksimiledruck . . . . . Titelbild
Gussow, Prof. Carl †: Berchtesgadnerin. Gemälde. Faksimiledruck . zw. 384 u. 385
Huthsteiner, Prof. R.: Stille Mittagssonne. Gemälde. Faksimiledruck zw. 112 u. 113
Liebermann, Prof. Max: Bildnis. Gemälde. Faksimiledruck . . zw. 496 u. 497
— — Ölstudie zum Bilde „Klöpplerinnen". Faksimiledruck . . zw. 500 u. 501
— — Reiter am Strande. Ölstudie. Faksimiledruck . . . . . zw. 508 u. 509
— — Ölstudie zu dem Gemälde „Kinder, die zur Schule gehen". Faksimiledruck . . . . . zw. 512 u. 513
Müller-Kurzwelly, Dr. K.: Waldsee. Gemälde. Intagliodruck . . . zw. 16 u. 17
Schuster-Woldan, Raffael: Im Wehen des Mittags. Gemälde. Faksimiledruck . . . . . zw. 256 u. 257
— — Bildnis. Gemälde. Faksimiledruck zw. 616 u. 617
— — Bildnis. Gemälde. Faksimiledruck zw. 648 u. 649
— — Wärterin mit Kind. Gemälde. Faksimiledruck . . . . . zw. 656 u. 657
*** Bildnis. Mehrfarbiger Kupferdruck eines Florentiner Meisters zw. 152 u. 153

Einschaltbilder.

Becker, L. H.: Dorfstraße im Gebirge. Gemälde. Tondruck . . . zw. 344 u. 345
Bochmann, G. von: Der Seemann. Bronze. Tondruck . . . zw. 608 u. 609
Daubner, G.: Im Spitalgarten. Gemälde. Tondruck . . . . zw. 376 u. 377
Debat-Ponsan, E.: Im Hausboot. Gemälde. Tondruck . . . . zw. 712 u. 713
Dyck, Anton van: Maria Luisa de Tassis. Gemälde. Tondruck. . . zw. 328 u. 329
— — Die Frau des Meisters. Gemälde. Tondruck . . . . . zw. 476 u. 477
Feldbauer, Max: Viergespann Haldengut, Winterthur. Gemälde. Tondruck zw. 80 u. 81
Heymans, A. J.: Dünen mit Heidekraut. Gemälde. Tondruck . . . zw. 536 u. 537
Hoch, Franz: Letzter Schnee. Gemälde. Tondruck . . . . . zw. 144 u. 145
Hofmann, Prof. Ludwig von: Blumen-Intermezzo. Lithographie. Tondruck zw. 296 u. 297
Hosemann, Th.: Frühlingslüfte. Gemälde. Tondruck. . . . zw. 312 u. 313
Hübner, Ulrich: In Zeuthen. Gemälde. Tondruck . . . . . zw. 520 u. 521
Israels, Jozef: Am Herdfeuer. Gemälde. Tondruck . . . . . zw. 664 u. 665
Johnson, Arthur: Badende Kinder. Gemälde. Tondruck. . . . zw. 584 u. 585
Justus, Elisabeth: Sommermorgen. Gemälde. Tondruck . . . . zw. 576 u. 577
Kalckreuth, Prof. Graf L. von: Frühling. Gemälde. Tondruck zw. 176 u. 177

Seite

Kriwer, Joseph: Der Glasschleifer. Gemälde. Tondruck . . . . . zw. 40 u. 41
Lamm, Albert: Tristan. Gemälde. Tondruck . . . . . zw. 528 u. 529
Lavery, John: Polyhymnia. Gemälde. Tondruck . . . . . zw. 24 u. 25
Leistikow, Prof. Walter: Im Park. Gemälde. Tondruck . . . . zw. 704 u. 705
Liebermann, Prof. Max: Flachsscheuer in Laren. Gemälde. Tondruck zw. 504 u. 505
Matthiesen, Oscar: Schwedische Offiziere reiten zur Schwemme. Gemälde. Tondruck . . . . . zw. 488 u. 489
Moest, Josef: St. Georg und Aja. Farbige Holzskulptur. Tondruck zw. 88 u. 89
Mühlig, Prof. Hugo: Vor dem Stall. Gemälde. Tondruck . . . zw. 452 u. 453
Overbeck, F.: Kornfelder. Gemälde. Tondruck . . . . . zw. 672 u. 673
Recknagel, Th.: Studienkopf. Zeichnung. Tondruck . . . . . zw. 744 u. 745
Reiser, Carl: Ostern am Wetterstein. Gemälde. Tondruck . . . zw. 128 u. 129
Rembrandt: Der Mann mit der Kupfernase. Gemälde. Tondruck . . zw. 8 u. 9
— — Bildnis einer jungen Frau. Gemälde. Tondruck . . . . zw. 336 u. 337
Riesch, Otto: Der Schmerz. Holzskulptur. Tondruck . . . . zw. 184 u. 185
Rohr, Wilhelm: Professor Fritz von Uhde. Radierung. Tondruck . . . zw. 84 u. 85
Samberger, Prof. Leo: Bildnis des Oberbaurats Dr. Schäfer. Gemälde. Tondruck . . . . . zw. 208 u. 209
Schildknecht, Prof. G.: Bauernfrauen. Gemälde. Tondruck . . . zw. 480 u. 481
Schirmer, A. F. W.: Aus dem Park der Villa Borghese. Gemälde. Tondruck zw. 424 u. 425
Schmidt-Michelsen, A.: Im Schreibzimmer Friedrich des Großen in Rheinsberg. Gemälde. Tondruck zw. 696 u. 697
Spitzweg, Carl: Lektüre. Gemälde. Tondruck . . . . . zw. 216 u. 217
Taschner, Prof. Ignatius: Kinderbüste. Bronze. Tondruck . . . zw. 304 u. 305
Thierbach, Richard: Unterharzlandschaft. Gemälde. Tondruck . . . zw. 736 u. 737
Thoma, Prof. Hans: Die Stromschnellen bei Lauffenburg. Gemälde. Tondruck zw. 48 u. 49
— — Luna und Endymion. Gemälde. Tondruck . . . . . zw. 400 u. 401
Trübner, Prof. Wilhelm: Blick aus dem Heidelberger Schloß. Gemälde. Tondruck . . . . . zw. 288 u. 289
Tuch, Kurt: Sonntag an der Marne. Gemälde. Tondruck . . . zw. 408 u. 409

Seite

Vastagh, Geza: Mittagsruhe. Gemälde. Tondruck . . . . . zw. 224 u. 225
Wenk, Albert: Sarazenenturm. Gemälde. Tondruck . . . . zw. 688 u. 689
Willroider, Prof. Josef: Am Bach. Gemälde. Tondruck . . . . zw. 444 u. 445
Wolff-Zamzow, Paul: Singende Mädchen. Gemälde. Tondruck zw. 592 u. 593

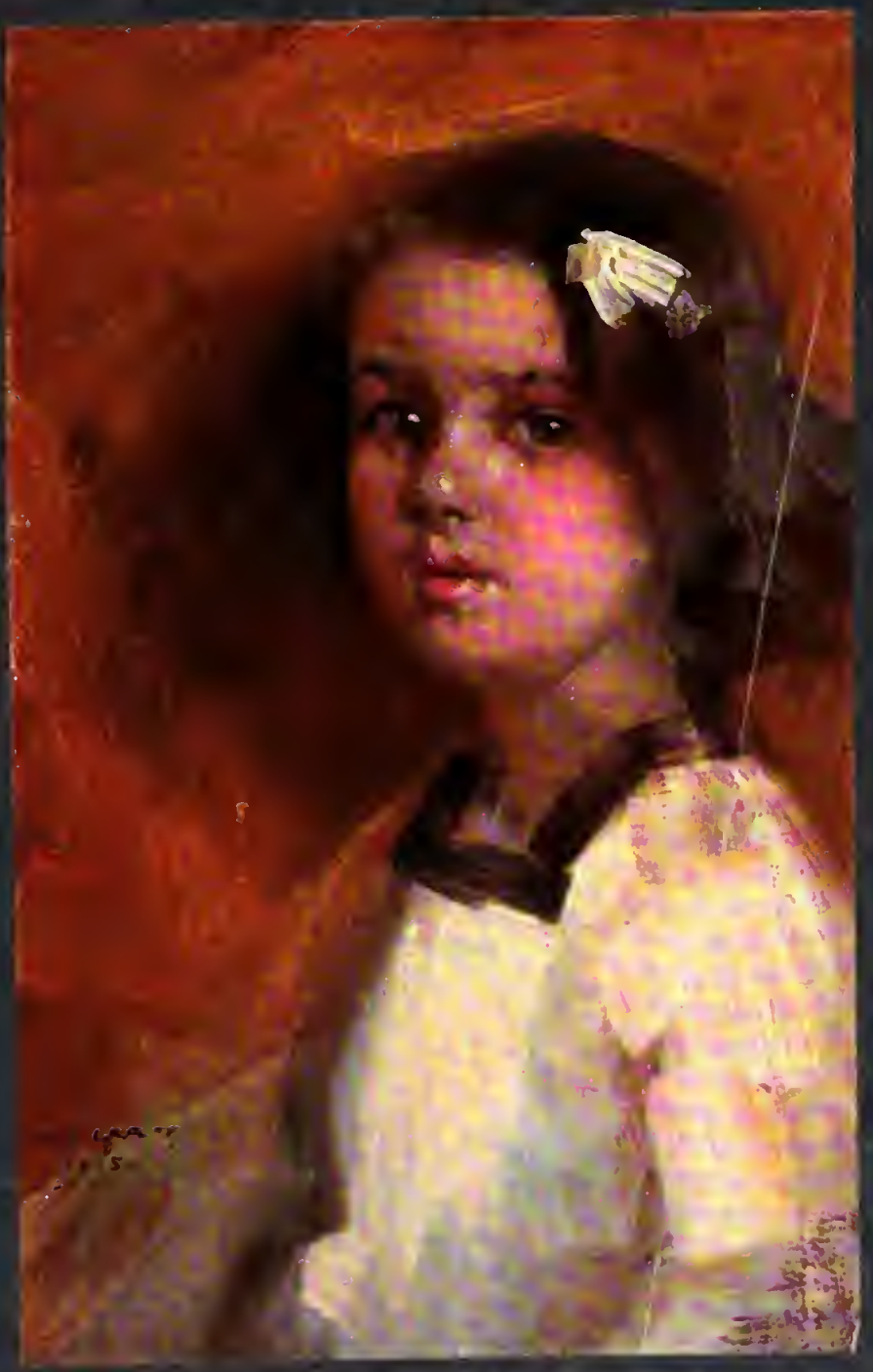
Kunst, Kunstgewerbe und anderes.

* Altherr, Alfred: Versammlungsraum 747
* Bachmann, Paul: Speisezimmer . . 250
* Bischoff, Paul: Kunstgewerbliches . . 250
* Busch, Wilhelm, Zum 75. Geburtstag, Bildnis 250
* Cadinen, Kaiserliche Majoliken- und Terrakotten-Werkstätten 492
* Carducci, Giosué †: Bildnis. . . . 250
* Diez, W. von †: Bildnis 492
* Gussow, Carl †: Bildnis 492
* Gußmann, Otto: Stickereien 250
* Haustein, Paul: Silbernes Gerät . . 747
* Heilmann & Littmann: Schillertheater in Charlottenburg 113
* Hildebrand, Prof. Ad. von: Der Hubertusbrunnen in München 747
* Höhndorf, Fritz: Herrenzimmer . . . 250
* Honold, Georg: Aus unseren Redaktionsräumen 113
* Lange, Willy: Aus „Die Gartengestaltung der Neuzeit" 380
* Lettré, Emil: Goldschmiede-Arbeiten . 380
* Lossow, Prof. W.: Jagd- und Spielzimmer 492
* Marschall, Prof. R.: Medaille auf Erzherzog Rainer von Österreich . . 113
* Medaillen, Neue deutsche 747
* Mosler, J.: Korbmöbel 380
* Müller, Albin: Trau- und Herrenzimmer 747
* Niemeyer, Adelbert: Speisezimmer . 613
* Olbrich, Prof. J.: Schreibtisch . . . 380
* Pollainola: Herkules im Kaiser Friedrich-Museum 113
* Reimann, Th.: Korbmöbel 613
* Rosenthal & Co., Ph.: Neue Porzellane 613
* Rubens, Peter Paul: Christus mit dem Kreuz 380
* — — Studie zu dem Gemälde „Christus zwischen den Schächern" . . . 380
* Schwab, H.: Blockhaus 492
* Seidl, Anton: Glasschleifereien . . . 113
* Thiersch, Prof. Dr. F. von: Das neue Kurhaus in Wiesbaden 613
* Wenig, Bernhard: Kunstgewerbliches 250
* Widemann, Prof. W.: Das „Geigerbrünnele" in Schwäbisch-Gmünd . . 492
* Winhart & Co., J.: Neue Arbeiten . 113

Gratisbeilage:

Velhagen & Klasings Romanbibliothek. XVII. Band Nr. 7—12:

Franzinens Geschichte. Roman von Agnes Harder. Seite 141—238.
Der Sterngucker und die Pensionsmama. Von Paul Oskar Höcker. Seite 239—262.
Der rote Korän. Von Carl von Vincenti. Seite 263—268.



Velhagen & Klasings Monatshefte

Herausgeber: Hanns von Zobeltitz und Paul Oskar Höcker

XXI. Jahrgang 1906/1907 | Heft 7. März 1907

Ohm Peter. Von Max Dreyer.

(Fortsetzung.)

XXVI.

Brigitte hatte das seelische Gleichgewicht wieder hergestellt. Auch Peter und der Pastor beteiligten sich an der kindlichen Kurzweil.

Dann turnten die Jungen an den Geräten. Am Reck zeigte Ewald besondere Fertigkeit. Die Krone seiner Leistungen war der Riesenschwung, den er dreimal hintereinander ausführte.

„Das ist gar nichts!“ schrien Jum und Jim. „Onkel Peter kann ihn sechsmal!“ Und sie zogen den Ohm an das Gerät.

In jugendlicher Freudigkeit schnellte er sich mit gewandter Schwungstemme zum Stütz auf die Stange empor, schon wollte er kampflustig zum Riesenschwunge ausholen, da, wie seine Blicke auf Ellen fielen, ertappte er sich bei bewußter Eitelkeit. Es kam ihm so lächerlich vor, daß er im Begriff war, Ewald in den Schatten zu stellen, und er ließ sich kopfschüttelnd hinabgleiten.

„Es geht nicht mehr!“ sagte er bestimmt, und dann nahm er, ohne auf die Bestürmungen seiner kleinen Freunde zu achten, einsam an dem Tisch seinen Platz.

Bald setzten die Pastorsleute sich zu ihm, sie riefen dann auch Ewald herbei, dem die Freude über seinen Sieg auf der Stirn leuchtete, während Ellen die beiden Geburtstagskinder mit sich hinaus auf die Wiese führte. Sie wollte dort für die beiden, nachdem die zarte Macht, die sie besaß, den Widerstand der rauhen Jungenhaftigkeit leicht besiegt hatte, Blumen zu Kränzen pflücken.

Die Großen sprachen über Ewalds Zukunft. Daß er Theologie studieren sollte, war unantastbar. Der Malerei des Jungen gedachte Pastor Willers in mißtrauischer Verdrossenheit. Und auch Frau Brigitte, so kunstfreundlich sie sich fühlte, reichte Ewalds Sehnsucht nicht die Hand.

Peter aber saß da und bohrte seine Blicke in den Jungen. Er lechzte nach einer Offenbarung des jungen Herzens. Aber Ewald nickte bloß ergeben zu allem, was Hochwürden sagten.

Ein Schuster! Ohne den Mut seiner Liebe! Ohne den Trotz seiner besten Kraft! Was ging der Bengel ihn an!

Weiß Gott, es war nichts von Feindseligkeit gegen den Jungen in ihm. Und er hätte ihm zugejauchzt, wäre nur ein Funken, ein schöner, verlorener, hinsterbender Funken in ihm aufgesprüht.

Aber diese dumpfe, ducknackige Ergebenheit, die nach dem Keller roch und alle Sehnsucht verriet!

Bescheidenheit! Vielleicht —

Und wenn man so jung ist und in kleinen Verhältnissen steckt —

Nein, nein, das macht es nicht besser!

Nur die Lumpe sind bescheiden!

Und immer tiefer suchte er in den

Jungen hineinzublicken. Ein bloßes Brotstudium war für ihn die Theologie — ganz gewiß. Mittellos war er — und „leben muß der Mensch!“ Das ist ein Sphärengesang — ha ha! — so gut wie der, daß er sterben muß! Also studiert der Bengel Theologie. Ja, Peter, so ist es. Aber Du, Du hast gut lachen, der Du um des Lebens Notdurft nicht zu sorgen brauchst!

Der Ohm richtete sich auf. Er würde dem Jungen gern so viel abgeben, als er nötig hatte — mehr als das größte theologische Stipendium ihm zuwiese — so wenig Feindseligkeit war gegen den Jungen in ihm, das mußte er sich aufs neue bestätigen. Wenn er nur den Funken sähe — nur den Funken!

Hei, wie wollte er dann dem Pastor mit seiner kühlen Selbstverständlichkeit, wie wollte er dem sich entgegenwerfen! Auf Leben und Tod wollte er mit dem kämpfen um die junge Seele!

Nur mußte der Funke sprühen!

Denn er sehnte sich ja, sehnte sich so unbändig nach einer noch so leisen Lebensspur des Mutes und der freien Tat, sehnte sich nach der Sehnsucht einer jungen Seele, in dieser Welt des Gleichmaßes und des Mittelmaßes, die ihn umgab.

Und der Junge kroch auch auf allen vieren hinein in die traurige Sicherheit.

Ein pflaumenweiches Jüngelchen — mit wunderbaren blauen Pflaumenaugen —

Nicht so, alter Peter! Er gab sich einen Ruck. Du wirst gehässig. Und nicht gegen den Jungen gehässig werden — gegen ihn am allerwenigsten.

Du brichst wieder aus der Bahn. Bleib hübsch auf der Straße und halte Maß. Gleichmaß. Mittelmaß.

Wer bist Du auch? Was hast Du getan? Wo ist Deine Befreiungstat?

Daß Deine „Seelenkeuschheit“ stärker war als Deine Kunst, worauf Du Dir so viel zugute tust, ist das so Großes? Wie wenn Du dafür sagtest: Deine Kunst war schwächer als Deine Scheu!

Und Deines Geistes sonstiger Wandel —! Nur keine allzu hohe Überhebung!

Und wenn man so blutjung ist wie Ewald — vielleicht bricht es später um so stolzer und freier heraus —

Hm — doch wenn man so jung ist, haben nicht gerade achtzehn Jahre die stolzeste Sehnsucht —! —

Still — friedlich — gütig sein!

Peter zwang sich zur Sanftmut. Vielleicht wenn man dem Jungen hilft mit sachter Hand —

Pastor Willers war gerade dabei, Ewald die Malerei als gesittete Beschäftigung in den Mußestunden gnädigst zuzugestehen, als Peter, so zart er konnte, hineinwarf: „Das wär' doch auch ein gemeiner Mord, wenn der Junge seine Malerei ganz einfach an den Nagel hängte.“

Und dann sang er sein Lob der Malkunst.

„Ich glaube, wenn sie mir gegeben wäre, mit ihr hätt' auch ich mich zur Not vertragen.“

„Wieso?“ fragte Frau Brigitte, die Peter gern auf solchen Gängen begleitete. „Ist sie so wesentlich anders als die andern Künste?“

„Sie hat in ihrer Temperatur etwas Besonderes. Sie ist kühler als die andern. Sie ist objektiver. Sie ist keuscher. Sie verlangt von uns nicht unser Innerstes und gewinnt doch ihre Lebenskraft.“

„Ist die Plastik nicht noch kühler?“ fragte Brigitte mit all ihrer Freude am Gedanklichen.

„O nein. Wenn Sie auch steinern ist. Sie ist inniger, weil sie die Dinge umfaßt mit beiden Händen. Ein Bildwerk ist nahe. Und hat einen Rücken zum Streicheln. Die Malerei hat die Fläche ohne Rücken, ohne Rundung, ohne Nähe. Die ferne, kühle Fläche.“

Brigitte nickte ihm zu. Sie allein erfaßte etwas von dem, was Peter sagen wollte. Der Pastor war mit seinen Gedanken nicht bei der Sache, die ihm nicht lag. Ewald aber, der sein Gehirnschmalz haushälterisch für seine Schularbeiten aufsparte, begnügte sich damit, große, verständnistiefe Augen zu machen.

XXVII.

Jetzt kamen die Kinder, fein sittiglich ließen sich die beiden Jungen von Ellen an der Hand führen. Auf ihren Köpfen, die nun allerdings die Weihe des Scheitels vollends eingebüßt hatten, strahlten Kränze von Wiesenblumen.

Ohm Peter schüttelte das Haupt. „Jum und Jim als säuselnde Frühlingsgeister! O Ellen, wundertätigste der Feen!“

Ellen strahlte zu ihm herüber, die beiden Jungen aber waren in eine Verlegenheit eingeschlossen. Die ungewohnte duftige Zier umspannte ihre Schädel, die sonst nur indianischen Kriegsschmuck kennen gelernt hatten, wie mit betäubendem Bann, so daß ihre Lust, sich den weibischen Tand gegenseitig aus dem Haar zu reißen und um die Ohren zu schlagen, in den zuckenden Fingerspitzen blieb.

So standen sie da, kauend und an etwas würgend, mit unsicheren Blicken.

Erst als Peter ihnen, um sie aus ihrer wohl erkannten Peinlichkeit zu befreien, die Gewißheit gab, daß im Mittelalter die stärksten Männer in der Maienlust solche Kränze getragen, kamen sie wieder zu der ungezwungenen, wenn auch gehaltenen Benutzung ihrer Gliedmaßen.

Ellens Zartheit war nach wie vor mächtig über sie. Immer wieder waren die vier langgestiefelten Spitzbubenaugen nach der Anmut des Mädchens unterwegs.

Als die Abendtafel gedeckt wurde, baten sich die beiden Wildlinge nachdrücklich ihre Bändigerin als Tischdame aus, so daß sie also zwischen ihnen zu sitzen kam.

Und es gab ein fröhliches Nachtessen unter dem blühenden Apfelbaum, mit zwiefacher Maibowle für Kinder und Erwachsene.

Nur Peter fand heute nicht den rechten Weg in die Welt der Jugend.

Wozu saß er hier? Was sollte er hier eigentlich? Was waren ihm diese in ihrer Fröhlichkeit so sicheren Menschen? Und die alte Verlassenheit legte sich auf ihn, die er nur durch seine Einsamkeit überwältigen konnte.

Ellen ist hier, sein Pflegekind, für das er zu sorgen hat.

Pflichten — ja — aber Pflichten freuen ihn nicht, Pflichten sind nicht sein Leben. Sie sind es für die sicheren, seßhaften, geruhigen Menschen mit dem göttlichen Gleichgewicht, für die Pastorsleute und solche Glücklichen.

Er aber ist ein Wanderer.

Und Ellen, würde sie mit ihm gehen, hinaus in die ziellose Weite, in die heimatlosen Fernen?

„Suchet, so werdet Ihr finden!“ sagen die Gewissen, die Zuversichtlichen, und sie klopfen sich auf die Brust ihres Selbstgefühls und auf den Bauch ihrer Sattheit.

Wer sucht, der hat — wer findet, der verliert! Das ist sein sehnsüchtiger, schmerzensstolzer Wanderspruch.

Und Ellen — gehört sie nicht im Grunde zu denen, die suchen, um zu finden? Vielmehr als zu ihm, der da sucht, um zu suchen!

Was hat sie innerlich zu schaffen mit seiner krausen Rastlosigkeit, mit dem borstigen Zigeunertum seiner Gedanken?

Was mit seinem rauhen, verknorrten Alter, in dessen Falten die Reflexionen lauern, um sich beutegierig auf alle Dinge zu stürzen?

Und was erbeuten sie, was bringen sie mit nach Hause? Was bleibt ihm? Was ist seine Habe?

Was ist all seine räsonierende Überlegenheit, was seine urteilssprechende Überhebung, die den Besitz vernichtet, die das Suchen preist und das Finden schmäht, was ist sie im Grunde als die Entbehrung des Alters, die sich mit Stolz und Erhabenheit drapiert? Die Eitelkeit der Armut!

Eitelkeit! Ja, ja!

Und ist in der Eitelkeit ein alter Esel nicht viel ekelhafter als ein junges Blut?

Wie darf er, er, so mit dem jungen Ewald ins Gericht gehen?

So nahm sich der Ohm bei den Ohren und zauste sich weidlich. Bei kräftiger Art solcher Selbstbehandlung fand er sonst sein inneres Schmunzeln wieder. Heute aber brachte er es kaum zu einer verdrossenen Ruhe.

Die Pastorsleute wußten, daß er gerne in ein langes Schweigen fiel, und sie störten ihn nicht.

Ellen aber, die ihn nie so wortkarg gefunden hatte, hob sich öfters aus dem kindlichen Frohsinn, der in ihr und um sie war, heraus und hängte an den Ohm ihre stillen Blicke.

Als die Tafel aufgehoben wurde, stellte sie sich zu ihm, ihre Sorglosigkeit aber

weckte gleich in ihm den frischen Ton eines kräftigen Widerstandes. Er packte sie bei den Schultern und schüttelte sie.

„Ich freue mich, daß Du fröhlich bist! Sind doch auch nette Kerle, der Jum und der Jim."

„Ja! Und jetzt, glaub' ich, kann ich sie schon unterscheiden. Wenn sie ganz still sitzen."

„Das tun sie ja aber nie!"

„Auf der Wiese, das war sehr drollig, da sollt' ich ihnen mit Gewalt sagen, wen ich von ihnen am liebsten möchte! Wie kann man das, wenn man nicht weiß, wer der und wer der ist!"

„Und wen magst Du jetzt am liebsten?"

„Ja weißt Du, so weit, zum lieberhaben, kann ich sie doch noch nicht auseinander halten."

„Wenn das nur keine Katastrophe gibt!"

XXVIII.

Als der Abenddämmer kam, als das sehnsüchtige Mondlicht den Apfelblüten ihren süßesten Duft abgewann, da gab es sich von selbst, daß Lieder in der Brust der Menschen aufstiegen.

Frau Brigitte sang mit ihrer schwebenden Stimme ein paar Volksweisen, erst allein, dann begleitete sie Ewald, und auch Pastor Willers summte dazu, die beiden noch leiser und gehaltener, um die führende Stimme nicht zu übertönen.

So gab es einen mehrstimmigen Gesang, der das Mondlicht und den Blütenduft nicht zerriß und versprengte. Und die nicht sangen, lauschten in tiefem Schweigen.

Es war nicht Peters Schuld, daß danach, als es mit dem Singen vorbei war, aufs neue ein Räsonieren über die Kunst anhob.

Das brachte vielmehr der Pastor zuwege, der, gehoben von der Stimmung dieses Abendgesanges und dem Gefühl, daß auch er sein Verdienst daran hatte, sich dem Bekehrungseifer in die Arme warf.

„Nun, Peter Brandt, und wenn Sie nun so etwas hören, können Sie dann immer noch sagen, daß das Lied eine minderwertige Kunstgattung ist?"

„Denken Sie, das kann ich. Und das tu' ich sogar."

„Laß ihn, Christian!" mahnte Brigitte. „Er ist nun einmal ein Ketzer!"

Pastor Willers aber, der die ganze ästhetische Klerisei hinter sich wußte, wollte nicht locker lassen. „Und das sagt einer, der selbst komponiert hat!"

„Bitte," sagte Peter, und es grub sich ein Schatten in seine Stirn. „Das gehört nicht hierher. Selbst wenn ich früher Lieder komponiert hätte — was aber, wie Sie wissen könnten, niemals geschehen ist — würde das nicht hierher gehören. Sintemal vom Lied die Rede ist und nicht von meiner Vergangenheit."

„Jetzt wird er unangenehm!" warf Brigitte ein. „Ich kenne übrigens seine Anschauungen wohl. Natürlich sind sie, wie alles bei unserm lieben Peter Brandt, von einem tödlichen Radikalismus. Einfach luftleerer Raum. Und so lange die Kunst das Leben hat mit all seinen Übergängen und nichts Tödliches ist —"

„Das ist sie aber gleich, Frau Brigitte, sobald sie sich nicht reinlich hält!" erklärte Peter, der jetzt, wo es an ein Fechten ging, eine frohe Gelassenheit gewann.

„Wollen Sie sagen, daß das Lied etwas Unreinliches ist?"

„Ja."

„Ist es zu glauben!" sagte Karl Christian, und er trank vor Schreck ein Glas Bowle.

„Unreinlich — weil sich Wort und Ton in ihm verbinden?" fragte Brigitte.

„Zwei Künste zusammengerührt sind nun einmal keine reine Kunst. Und Kunst, die nicht rein ist, ist überhaupt keine mehr."

Der Pastor lehnte sich weit zurück. „Sie bringen es also fertig zu behaupten, daß all unsere großen Liederkomponisten, daß die keine Kunst oder sogar Unkunst in die Welt gesetzt haben!"

„Ja, Karl Christian. In ihren Liederkompositionen, ja. Fallen Sie man nicht hintenüber. Halten Sie sich man hübsch fest an den Autoritäten aller Zeiten und Völker. Die haben Sie ja für sich. Was mich aber nicht abhalten soll, in eigenen Stiefeln herumzulaufen!"

„Ja — aber wollen Sie mir das nicht erklären? Oder machen Sie sich über uns lustig?"

„Wie käm' ich dazu! Aber die Sache wird lang."

„Das schadet nichts." Pastor Willers war gründlich. „Ich weiß, daß Sie nichts ins Blaue reden, wenn Sie etwas ernst meinen!"

Peter verneigte sich. Von den Kindern hörte nur Ellen ihnen zu, mit leidenschaftlichem Bemühen, alles zu begreifen. Ewald dachte abwechselnd an die Schulprüfung und an Ellens ihm schmeichelnde Blicke. Jum und Jim aber gaunerten nach der erwachsenen Bowle hinüber.

„Ich sage so," hub der Ohm an, „das Wort sie sollen lassen stan! Wir haben ein Gedicht — gut. Es ist gut in, mit und durch das Wort. Das Wort ist seine Kraft, seine lebendige Seele. Wer darf dieser Seele ihre Reinheit nehmen, indem er etwas Fremdes darüber pinselt! Bitte um Antwort."

„Ja —"

„Ist die Musik etwas Fremdes oder nicht?"

„Fremdes —"

„Etwas anderes, ja oder nein?"

„Ja — etwas anderes ist sie."

„Also: Etwas anderes kommt darüber. Und damit wird die Reinheit des Wortes verschimpfiert. Und das lebendige Wort, weiß Gott, das sträubt sich dagegen aus allen Leibeskräften seines Lebens! Und nun weiter. Die Musik. Donnerwetter, muß das 'ne Musik sein, die beim Wort unterkriecht, die sich so wenig kennt und achtet, ihr Reich, ihre Sphäre, ihre Macht! Die nicht weiß und nicht fühlt, daß sie eine andere Welt hat als das Wort. Daß sie da ist, wo das Wort noch nicht ist, und daß sie wiederum da ist, wo das Wort nicht mehr sein kann. Verstehen Sie mich oder verstehen Sie mich nicht?"

„Gewiß verstehen wir Sie."

„Ich will damit sagen, daß ein Nebeneinander unmöglich ist. Töne, ein weites, unkörperliches Dämmerland — ein unbestimmtes Ahnen, Wünschen und Träumen — wie weiche Wolken schieben sich Fühlen und Denken vorweltlich ineinander, durcheinander, über- und untereinander — das sind Töne. Und nun kristallisiert sich etwas, das Körperliche faßt sich, aus dem Fühlen und Denken werden Gefühle und Gedanken — es wird das Wort, fest, bestimmt, von ständiger Gestalt. Die Töne sind nicht mehr. Aber dann wieder, wenn das Wort alles gesprochen hat, was es vermag, wenn die Sehnsucht, noch mehr zu sagen, das Unaussprechliche zu sagen, schöpferisch wird, dann bleibt das Wort zurück, über ihm erhebt sich die Musik, das körperliche, konkrete Wort löst sich in die weite Verklärung der Töne. Also noch einmal: Der Ton vor dem Wort und nach dem Wort. Beide zusammen stören sich selbst. Widersprechen sich selbst. Töten sich selbst. Denn sie sind aus anderen Zeiten und aus anderen Welten. Himmel — jetzt bin ich ins Predigen gekommen. Verstehen Sie mich trotzdem immer noch?"

„Und ob!"

„Ich muß schimpfen, wenn ich ganz deutlich sein soll! Und ich sag', es ist eine Niederträchtigkeit gegen das Wort und eine ebenso große Niederträchtigkeit gegen die Musik, wenn man beide verkuppelt! Als wenn man zwei lebende Wesen, die eigene Bewegung, eigenes Fühlen, eigenen Willen, eigene Richtung haben, mit Stricken zusammenbindet, daß jetzt nur ein Weg ihnen bleibt. Gibt es was Jämmerlicheres! Wie? Eins sitzt an dem andern gefangen! Und wie die beiden gegeneinander gesonnen sind, das könnt Ihr Euch denken!"

„Ja aber," so ließ sich in springender Regsamkeit Brigitte vernehmen, „Sie können doch nicht bestreiten, daß schlechte Gedichte durch die Komposition getragen und gehalten werden."

„Schlechte Gedichte soll der Deubel holen, aber nicht die Musik. Was hat die Kunst damit zu tun! Und was ist das für Musik, die sich als Krücke für einen Lahmen hergibt! Und wenn der Lahme damit auch nicht lahm bliebe — Krüppel gehören in die Medizin, aber nicht in die Kunst!"

Pastor Willers gab sich Mühe, gerecht zu sein. „Die Entwicklung, die Sie geben, erscheint klar, und gedanklich ist sie vielleicht nicht anfechtbar."

„Na also!"

„Aber es bleibt doch — ich möchte sagen — ein starres Gedankentum der Einseitigkeit. Die kalte Konstruktion einer Theorie — wenn ich mich so ausdrücken darf."

„Ich sage ja, luftleerer Raum!“ unterstützte den Pastor die Pastorin.

„Sie können es ja schimpfen wie Sie wollen,“ sagte Peter.

„Aber Sie können mit großen Worten nicht totschlagen, was ich fühle.“

„Theorien fühlt man doch nicht!“ sagte Frau Brigitte kampfeslustig.

„Vielleicht können Sie sich aber vorstellen, daß es Menschen gibt, die sich über das, was sie empfinden, auch gedanklich Rechenschaft ablegen. Längst ehe ich mir das erklären konnte, habe ich bei Liedern und nun erst bei Opern diesen Zwiespalt herausgefühlt. Also erst war bei mir das unbesti..mte Gefühl da, und dann krochen da ganz bestimmte Gedanken heraus. Und die hab' ich mir erlaubt, Ihnen submissest zu unterbreiten. Donnerwetter noch mal, ich frage jeden Menschen, der nicht der traurigste Nachtreter und Autoritätenküster ist, ob er nicht bei einem Tonstück, einer Beethovenschen Sinfonie, einem Bachschen Präludium heute ganz andere Empfindungen hat, als übermorgen oder vorgestern. Je nach den Eindrücken, den Erlebnissen, den Stimmungen, die ihn beherrschen. Und das ist so und soll so sein und muß so sein. Denn so ist die Musik. Wenn ich aber in einer Wortschöpfung, in einem Gedicht lebe, dann bin ich in einer Welt mit bestimmten Farben, Bildern und Gestalten, die mich in ihre Empfindungen hineinbannt. Während die Musik mich fliegen läßt, heute hierhin, morgen dahin, je nach den Trieben, dem Wunsche, der Sehnsucht meiner Seele. Und nun flickt man das beides elendiglich zusammen—!“ Er schlug auf den Tisch. „Verzeihung. Mit diesem Paukenschlag soll der Kriegsmarsch meiner Gesinnung schließen!“

Die Pastorsleute aber gaben noch keine Ruhe. Karl Christian hielt ihm vor, daß er, Peter, der sonst alles Dogmenhafte mit Haß bekämpfe, hier selbst in die steilste Dogmatik hinaufsteige, daß er, der die Zuversichtlichkeit verhöhne, wo er nur könne, hier selbst sich in schonungslosester Härte wohlgefalle.

Frau Brigitte aber erklärte ihm, er hätte einen Schlagbaum errichtet, und Schlagbäume gälten wohl für die Landkarte, aber nicht für die Natur und Kunst, die beide eines wären, die in gleicher Weise ihre Übergänge, Wandlungen und Mischungen hätten, von welchen Übergängen der zwischen Wort und Ton der nächste sei.

All so kluge Reden vermochten Peter Brandt nicht dazu, die Fehde weiterzuführen. Er überließ sich vielmehr einer neuen Zigarre und paffender Wortlosigkeit.

Ellen hatte so hingegeben zugehört, daß sie darüber vergaß, Ewald anzusehen. Sie war stolz, daß sie fast alles begriff und dem, was ihr Verstand nicht voll erfaßte, doch mit ihrem Ahnen nahe kam.

Natürlich kämpfte sie an ihres Ohmes Seite, nicht nur, weil das Ungewöhnliche, das Entlegene und Ferne seiner Art ihre junge Phantasie beflügelte, es war auch, ihr selbst kaum bewußt, eine Art Mitgefühl oder gar Mitleid dabei; denn das Kind empfand wohl, wenn es sich auch keine Rechenschaft darüber geben konnte, daß nur, wer wenig Freude hat, in so unerbittliche Einsamkeiten sich hinauftreibt.

Jum und Jim hatten ihrerseits auch mit Inbrunst an dem Kampfe teilgenommen, aber nicht, weil sein Gegenstand sie fortriß, sondern dank des kräftigen Trunkes, den sie während der Redeschlacht aus der erwachsenen Bowle sich fingerfertig zu Gemüte führten.

Jetzt waren sie in der gehobensten Stimmung, mit unverhohlener Zärtlichkeit drängten sie an ihre Nachbarin. Als dann die Plätze verlassen wurden, warfen beide auf Ellen verzehrende Blicke. Und beide durchzuckte — wie gewöhnlich — derselbe Gedanke — es war als wenn auch die Einfälle nicht das nötige Unterscheidungsvermögen für die beiden besäßen und sich darum stets über beide zugleich hermachten.

Noch ein Blick auf Ellen — dann stahlen sie sich beiseite. Und nun rannten sie einzeln wie besessen in den dunklen Gängen des Gartens herum, wobei sich jeder dann und wann an die Stirn oder unter die Arme fühlte, ob er nicht in ergiebigen Schweiß gerate.

Die Gäste rüsteten sich zum Abschied. Aus der Tiefe des Gartens tönte zwie-

sach „Ellen", „Ellen" als lockender Ruf. Sie ging ahnungslos den Stimmen nach.

Am Ende des Weges krochen die Rufenden, links der eine, rechts der andere in einen Strauch, in dem es sich reckte und zog. Ein paar Augenblicke blinzelte das Mondlicht durch das Buschwerk auf zwei weiße Gestalten. Dann traten die beiden hervor, wie sie hineingeschlüpft waren — nur daß jeder ein Weißes in der Rechten zusammenballte, und bargen sich damit zur Seite.

Hoffen wir, daß es ihre Taschentücher waren.

Über Ellen aber leuchtete ein glücklicher Stern. Der Ohm rief nach ihr. So war der Anschlag der beiden Wegelagerer mißlungen. Und die Kraft des liebegewinnenden Mittels verdampfte in der Abendluft.

Keuchend und knirschend standen sich die beiden gegenüber. Sie sahen sich an, forschten jeder mit Hohn auf das zusammengeballte Linnen in der Hand des andern, lachten sich höhnend an, steckten sich die Zungen aus, warfen das Zeug in die Büsche und fuhren sich in die Borsten.

Das Kampfgetümmel lockte Ewald herbei, der sich bei den Pastorsleuten lieb Kind machen und die Zusammengeballten trennen wollte.

Da wandte sich die Kriegswut gegen ihn, mit Blitzesschnelle saß ihm der eine Kobold auf den Schultern, der andere flog ihm zwischen die Beine, der große Junge schlug hin und konnte sich ihrer wilden Schläge nicht erwehren, mochte auch wohl nicht seine ganze Kraft gegen die Kleinen ausspielen, die dazu die Söhne seines Patrons waren.

So ging es ihm übel, und noch übler, als Ellen zu seinen Gunsten sich einmischte.

Erst als die Mutter den einen, der Vater den andern packte, kam Ewald wieder auf die Beine. Sie hatten ihn gehörig zugerichtet. Er wischte sich die Augen, mehr aber noch brannte ihn die Scham.

Die kleinen Banditen warfen einen Blick unsäglicher Wehmut auf die treulose Ellen, das Schütteln der elterlichen Fäuste und die hochnotpeinlichen Standpauken bewegten ihr Inneres kaum.

Als sie dann wieder frei herumliefen, war bis auf eine grimmige Siegesfreude alles von ihnen abgetan. „Dem haben wir schön die Gucklöcher verzimmert!" jubelten sie, und sogetauer Abschluß ihrer Geburtstagsfeier war ihnen der denkbar vergnügsamste und würdigste.

Ellen hatte Ewalds Mißgeschick, als der Ohm und sie auf dem Heimweg sich von ihm getrennt hatten, bald vergessen. Sie beschäftigte sich mit dem Ohm, mit seiner Art zu sprechen und die Dinge zu betrachten, sie mußte immer an die verlassenen Wege denken, die sein Wesen abseits von den andern suchte, und ihre Gedanken über dies alles trugen sie aus ihrer Kindlichkeit heraus.

Das fühlte sie: von all den Menschen, die hier um sie waren, hatte der Ohm am wenigsten Freudigkeit. Konnte sie ihm dazu helfen, daß er mehr gewann?

Sie suchte seine Hand und drückte sie warm.

XXIX.

Peter Brandt lag im jungen Unterholz des Buchenwaldes, so lang er war. Er betrachtete die Feinheit des jungen Farnkrauts und sprach zu sich: Dies alles gibt es, und man weiß es nicht. Und wenn man davon gewußt hat, man hat es vergessen oder denkt doch nicht daran.

Denn der Mensch hat seine Arbeit und seine Pflichten. An diesem einen Farnwedel ist so viel zu sehen, daß ein ganzes Menschenleben dafür nicht ausreicht. Und was gibt es sonst noch alles: die Bäume, die Wolken, die Sterne.

Aber der Mensch hat keine Zeit für das reine Schauen. Er hat seine Pflichten und seine Arbeit. So sagt Pastor Willers, und so sagen alle. Und sie singen Lieder auf die Arbeit.

Ich aber will ein Lied auf die Faulheit singen — ein Lied im höheren Chor.

Göttliche Faulheit — ja, nichts ist göttlich außer Dir! Du bist der Traum über dem Leben, die Ruhe über den Wellen, das Licht hinter dem Wolkenzug. Du bist die ruhende Heiterkeit. Du bist die ruhende, träumende, schweigende, honigschlürfende Bienenkönigin, um die das hastende, arbeitende Volk surrt und summt in emsiger Traumlosigkeit. Du bist die

Empfängnis, die Fruchtbarkeit, die Ewigkeit bist Du!

Und ich — ich bin voll bis zum Rande von der süßen Gottähnlichkeit.

So faul!

So kann nur einem großen Gott zumute sein oder einem ganz kleinen Jungen, der die Schule schwänzt.

Die Faulheit ist das Glück!

Wo hat ein größerer Weiser gelebt als der indianische Häuptling, der dem Yankee, dem Projektenmacher, zu Gemüte führte: „Ach mein weißer Bruder, Du wirst nie die Seligkeit schmecken, nichts zu tun und nichts zu denken! Gibt's — außer dem Schlafe — was Besseres auf der Welt! So waren wir vor der Geburt, so sind wir einst nach dem Tode."

Soll die Zeit mehr sein als die Ewigkeit? Das Hasten mehr als die Dauer, als die Ruhe?

Freilich, eine geistige Höhe gehört zu der Faulheit. Sie ist da, wo die sorgenden Gedanken nicht hinaufreichen.

Furchtlosigkeit ist ihre Seele, ein Mut, den keine Gedanken ängstigen können.

Wer sich fürchtet, braucht die Arbeit, er flüchtet sich zu der Mühsal des Denkens und Schaffens.

Wer furchtlos ist, hat das große, stille, selige Schauen.

Furchtlos sein! Das ist es.

Und er blickte in sich und sah, daß er nicht ohne Furcht war. Und seine Furcht ängstigte ihn. Er wollte es leugnen und wußte es doch. Die Furcht war in ihm. Und das, worauf sie hinstarrte, wovor sie zitterte, das war etwas, was er nicht nennen konnte, was noch nicht stark genug war für ein Wort, was dalag wie ein Hauch, der noch kein Nebel, noch keine Wolke ist, und was doch da war, wirklich und wahrhaftig, und sein Wachstum, seine furchtbare Zukunft in sich trug.

Er sprang in die Höhe. Dann rief er laut: „Dummes Zeug!" und lachte noch lauter. Aber das Laute war das Unwahrhaftige, und er suchte die Stille aufs neue. Er wollte sich hineinzwingen in die stille Sicherheit, die nichts zu leugnen braucht. Und er schmiegte sich aufs neue ins Farnkraut, und seine Augen wollten wieder langsam und innig den feinen Linien der Blätter nachgehen.

Das reine Schauen, gedankenlos! Die Gedanken, die sind es, die etwas Häßliches hineinbringen. Denn in ihnen sind die Wünsche eingeschlossen.

Alle Dinge betrachten wie die Farne, wunschlos versunken. Alle Dinge und alle Menschen. Auch die, die uns am nächsten sind.

Und ihm — wer ist es, der ihm am nächsten steht?

Am nächsten? Ellen doch wohl. Womit nicht gesagt war, daß sie ihm wirklich nahe stand. Wer hatte ihm im Leben wirklich nahe gestanden?

Aber gleichviel. Ellen — warum sie nicht so betrachten, wie er das Farnkraut betrachtete!

Hätte er es nur noch betrachten können, so wie er es vorhin sah.

Doch die Linien waren nicht mehr klar und rein. Sie zitterten. Sie gaben seinen Blicken keinen Halt. Und seine Augen taten, was sie nicht sollten, sie suchten und gingen in die Weite. Und sie sahen, was sie sich verboten.

Es geht nicht mehr! Es geht nicht! Peter stand auf den Füßen und legte sich nicht wieder hin.

Einen Schlachtenbummler hatte ihn Pastor Willers genannt. Als Faulenzer galt er dem. Zu viel Ehre, Karl Christian! Viel zu viel Ehre!

Du weißt ja nicht, was das heißt! Du weißt nicht, was dazu gehört! Wenn ich imstande wäre, das zu sein, was gäbe ich darum! Nicht stark genug dafür! Nicht groß genug!

Die Größe, die dazu gehört — Du begreifst von ihr nichts. Aber darum ist sie nicht geringer. Und ich, der ich sie begreife, ich habe darum nicht mehr von ihr.

Die laue Dämmernis des Waldschattens quälte jetzt seine Sinne. Unruhig strebte er hinaus in die helle Offenheit der Felder.

XXX.

Als er aus den Bäumen heraustrat, sah er sein Haus. Dahinter stand eine runde schwarze Wolke, die es umspannte wie ein Heiligenschein der Finsternis.

Sonst war der Himmel klar, nur etwas dumpfig erschien sein Blau, und am Horizont unterhalb jener einzelnen

Der Mann mit der Kupfernaſe.

Gemälde von Rembrandt.

Nach einer Photographie von Franz Hanfſtaengl in München.

Wolke zog sich eine Wand von bleiernem Dunst.

Hurra! Es liegt was in der Luft!

Wieder eins jener lauernden Gewitter des Frühsommers, die sich noch nicht recht zu benehmen wissen, die so etwas wie Scheu haben vor ihrem eigenen Ungestüm. Brechen sie aber los, sind sie die wildesten von allen.

Die Wolke! Schon einmal hatte er so etwas gesehen — solch einen düsteren Vorboten des kommenden Grauens, das dort in dem Dunstkreis kauerte!

Es sollte kommen! Es sollte heraus aus seinem Hinterhalt! Das war es, was er brauchte! Und er wollte es locken, daß es über ihn herstürmen sollte. Sein Wille wollte es herbeizwingen! Zum Kampf wollte er es fordern! Es mußte ihm kommen!

Eilig ging er nach Hause. Beim Schuppen von Vater Wittmüß machte er Halt.

„Bist Du da drin, Alter?"

„Ja woll, Herr Brandt."

„Mach Dich fertig. Netze setzen."

Der Alte kam heraus, warf einen Blick nach dem Himmel und sagte bedeutsam: „Na ja."

„Was?"

„Mein Wetterprophet hat scheint's wieder mal recht."

„Es kommt rauf."

„Das tut's woll. Was die eine von meinen weißen Mäusen is, die läuft ganz unruhig rum. Un immer im Zickzack. Grad so wie der Blitz is. Is das nich schnurrig?"

„Ja, ist es. Aber nun munter." Der Alte lugte noch einmal nach dem Horizont. „Oder bist Du bang?"

„Bang?" Vater Wittmüß zog die Achseln, den Mund und die Brauen. „Denn hätten Sie mich woll nich so lange um sich gehabt."

„Geh Du gleich an den Strand. Ich komme sofort."

Peter Brandt holte sein Ölzeug. Ellen war nicht daheim. Sie hatte heute nachmittag wieder Religionsunterricht beim Pastor. Ewald wollte sie dort abholen und nach Hause bringen, um sich dann zu verabschieden, da seine Ferien zu Ende waren.

Ellen — —

Und Ewald —

Peter Brandt blickte auf die See, dann auf die bleierne Schwere, die dort am Himmel kroch. Und er hob die Faust, und alles in ihm war ein Drohen und ein Drängen zum Kampf und eine Freude an der Gewalt und dem Gewaltigen, das die Not der Sinne verachtet, an Vermessenheit und Todesnähe!

Und in weiten Sätzen sprang er die Höhe hinunter, den Dünen zu.

Vater Wittmüß war schon bei dem Boot, doch hatte er noch nichts vorbereitet. Der Himmel gefiel ihm nicht, und er hegte den stillen Wunsch, daß irgendein unvorhergesehener Ruck in Peter Brandts Entschlüssen ihnen die Fahrt ersparen möchte.

Peter aber war von geradezu stürmender Geschäftigkeit, und der Alte hütete sich wohl, irgendwie abzuwiegeln. Er wußte genau, daß er damit dem Ungestüm nur neuen Antrieb geben würde.

Wortkarg blieb der alte Wittmüß auf der Fahrt.

„Woran denkst Du?" fragte ihn Peter. „An Deine Blitzmaus mit dem Zickzackkurs? Oder daran, daß wir ins Verderben fahren?" Er wies nach dem Horizont.

Der bleierne Schimmer hatte sich vertieft, stahlblau dunkelte der Streif herüber, und er hielt die Linie nicht mehr, einige Köpfe hoben sich heraus, dem ganzen Haufen voran aber zog die dunkle Wolke.

Langsam zog sie, schwer, sicher und unverrückbar, wie das Ereignis. Und Peter hob den Kopf und steuerte ihm entgegen, geradeswegs dem Ereignis entgegen. Und er sah mit einem jauchzenden Grauen, daß es kam und näher kam, daß es ihm entgegenzog, daß es sich ihm bot, von seiner Forderung gezwungen.

Und es durchzuckte ihn freudig bis ins Mark, daß alles, was ihn störte und irrte und trübte, zurückwich vor dieser dunklen, geraden Bahn, in die er hineinfuhr, schneller und schneller, tiefer und tiefer, Auge in Auge mit dem Großen, das schweigend und ohne Hast, doch ohne abzuirren, ihm sich stellte, so sicher, so unwandelbar.

Und Sicherheit war in ihm, aufrechte, feste und gradäugige Klarheit.

Was haſt Du auch ins Unterholz zu kriechen, ins blattgrüne Zwielicht träumender Dämmerungen? Wo die Wirklichkeiten ſich löſen in ein gedämpftes Spiel zaghaften Scheines und verflogener Schatten!

Wo es keinen Himmel gibt und keine See, kein Boot, kein Ruder und keine Wolken! Wo es keine Tat gibt, kein Ereignis, keine Mannesfauſt — wo Leben und Tod nichts von ihrer Stärke wiſſen, wo ſie im Graſe ſpielend miteinander wie Kinder herumkriechen, nicht ſich aufrecken zu jubelnder Gewalt.

Das Boot lief vor dem Wind, und die Kraft des Windes ſchwoll immer mehr an, immer heftiger warf er ſich dem aufziehenden Wetter entgegen. Aber die Wolken zogen ſtetig unverrückbar ihren Weg.

Und ſchneller flog das Boot ſeinen geraden Kurs, immer auf die führende ſchwarze Wolke zu, ſo ſtetig, ſo unwandelbar wie dieſe.

Jetzt löſten ſich kleine helle Wolken aus dem dunklen Heerbann, wie Plänkler kamen ſie hervorgeſchoſſen, zogen unter der führenden hin und flogen ins Blaue.

Und es war, wie wenn ſie als Schrittmacher dem ſchweren Zuge dienten: denn die Maſſe kam plötzlich in wuchtigere Bewegung, daß die Luft dumpfhallend bebte. Die hellen Wolken hatten die Sonne erreicht, Schatten flogen über die See, und jetzt kam eine Stille, durch die nur ein Zittern kroch. Der Wind duckte ſich nieder, ſchlaff fiel das Segel zurück.

Die Männer im Boot aber kannten dieſe Stille des kauernden Sprunges.

Und jetzt — jetzt warf ſich der Wind bellend und heulend der ſchwarzen Wolke an die Kehle.

Ein kurzes Grollen nur — hoheitsvoll ſchüttelte ſie den Wütenden von ſich ab.

Dann aber, als der Wind mit weitem Anlauf vom Lande her zu neuem Angriff ausholte, hielt das Wetter ſeinen eigenen Sturm in Bereitſchaft.

So ſtürzten ſie aufeinander und verkrallten ſich toſend, der Wind und der Sturm.

Dort auf dem Lande war es, wo ſie ſich umſchlangen und umwanden in keuchendem Ringen. Und ſeitwärts zog der kreiſende Wirbel nach dem Waſſer zu — Staub hüllte die Kämpfenden ein, Gräſer und Sträucher riſſen ſie vom Boden — dort eine Fichte — da eine Krüppeleiche — und ſchlugen ſie ſich um die Häupter —

Und jetzt raſten und pflügten und bürſteten ſie durch die Dünen, daß eine himmelhohe wirbelnde Säule von weißem Sand ſich hob —

Und ins Waſſer zerrten und riſſen ſie ſich im Kreiſe — und riſſen das Waſſer empor ſo hoch wie den Sand —

Und ein Waſſerwirbel ſo hoch und gewaltig, daß die Wolken ihm wichen, zog über die Flut, langſam, lautlos und düſter, ſo wie die großen Vernichter ſchreiten.

So ſchritt er über das Meer. So ſchritt er auf das Boot, näher und näher.

Und Peter ſah auf den Tod mit klaren Augen und klarem Herzen.

Es war ſo rein und hell in ihm, er fühlte Sternenlicht.

Und er wußte, daß das Sterben die Höhe und die Größe des Lebens iſt.

Und doch griffen ſeine Hände, als der Waſſerſchwall über ihnen ſchattete und der Wirbelwind ſie ſtreifte, nach der Schot, das Segel los zu machen —

Dann irrte er um ſich ſelbſt in einem toſenden Schwindel — Nacht — Feuerkugeln — und ein Orgeln überweltlicher Töne —

Und als ſeine Sinne ſich aneinander zum Leben halfen, fand er ſich in einem praſſelnden Hagelſchauer — das Boot warfen Wellen und Wind einander zu, die Segelfetzen flatterten über ihm.

Als Peter wieder denken konnte, dachte er an ſeinen alten Maat. Und er fand ihn, treu auf ſeinem Platz im Vorderraum.

Sie ſagten beide nichts. Sie taten auch nichts, dem Boote zu helfen.

Was ſollten ſie tun? Und wofür ſollten ſie ſich regen? Gehörten ſie noch dem Leben? War dies das Vorſpiel? Wie weit waren ſie? Wie weit vom Leben? Wie weit vom Tode?

Am Horizont ward es hell. Und Peter

griff nach dem Ruder, triebmäßig, als ob das Fahrzeug ohne Segel dem Steuer gehorchen würde.

So rollten die Wellen weiter mit ihm.

Da hörte er den Alten sagen: „Der Klüver is heil geblieben."

Und der Hagel ließ nach, der Wind stieß nicht mehr so, und reißend wuchs die Helle am Horizont.

Das Wetter war vorüber. Und sie lebten. Und der Klüver konnte sie an Land bringen.

Schweigend brachte der Alte das Segel in Ordnung. Und Peter wandte zur Heimfahrt.

‚Nun hat er doch seinen Willen gehabt!' dachte Johann Wittmüß.

Als sie dann eine Strecke gelaufen waren, sagte er mit einem Schulmeistergesicht und gehobenem Zeigefinger: „Das war eine Wasserhose." Und Peter mußte lachen, wie der Alte in solcher aktenmäßigen Beglaubigung seine Haltung wiederfand.

Wenn Johann Wittmüß aber vermeinte, daß Peter sich nun zufrieden gab, so war er doch auf dem Holzweg.

Als sie an Land kamen, ließ Peter den Alten das Reservesegel holen. Er hatte sein festes, unzugängliches Gesicht.

Johann Wittmüß brummte vor sich hin. Er hätte lieber nachgesehen, wie den zartwitternden Seelen seiner Mäuse die Wasserhose bekommen war. Aber im Grunde gefiel es ihm doch, daß sein Herr nicht locker ließ.

Sie fuhren dann wieder hinaus und setzten die Netze, so wie es die Meinung und Losung gewesen war.

XXXI.

Als sie wieder nach Hause kamen, fand Peter die beiden jungen Menschen nebeneinander in der Vorhalle sitzen.

Ellen ging ihm entgegen und hängte sich an ihn. Von seiner Todesfahrt wußte sie nichts. So konnten ihre Gedanken bei Ewalds Abreise verweilen. Der Ohm fühlte, daß eine stille, leuchtende Wehmut in ihr war.

Er gab Ewald die Hand in ruhiger Freundlichkeit, ohne alle Regung einer Leidenschaft, mit der Güte des Alters.

Und gütig waren die Worte, die er dem Jungen auf den Weg gab.

Wenn irgendeine Not über ihn käme, die ihn nach einer männlichen Hand suchen ließ, sollte er sich getrost an Peter Brandt wenden. Der gehöre zu den Menschen, die für sich selber nicht Rat wüßten, dafür aber andern um so nützlicher sein könnten.

Und kurz und gut: wenn der Junge ihn brauche, dann sei er da!

Er hatte nie mit so heller Hilfsbereitschaft zu einem Menschen gesprochen, am wenigsten zu Ewald, dessen Art ihm verhaßt war, dessen Wesen, dessen Leben seinem eigenen widerstrebten.

Aber die Hand des Todes, die ihn gestreift, hatte ihn gesegnet und ihm eine Weihe gegeben. Wen das große Auge des Todes angeblickt hat, der hat in eine Weite gesehen, die den engen Haß der Sinne nicht kennt.

Ewald selbst aber gewann aus Peter Brandts geweihter Güte eine Innigkeit, wie sie niemals in ihm aufgegangen war, und so gab es ein Zusammenfließen warmen Glanzes, in dem Ellen glückselig atmete.

Nicht ohne Bewegung sagte der Junge Lebewohl. Ellen aber war zu Tränen gerührt, und wie sie sich über die Brüstung lehnte, ihm nachzusehen, brauchte sie das Taschentuch nicht bloß zum Winken.

Als sie mit ihren Grüßen und Tränen fertig war, nahm der Ohm sie bei der Hand und zog sie an sich heran.

„Wie leicht fließt doch so ein kleines Mädchenherz über," sagte er väterlich. „In ein paar Wochen siehst Du Deinen Freund doch wieder!"

„Nein, Ohm Peter. Vorm Herbst kommt er nicht. In den großen Ferien bleibt er in der Stadt. Da will er streben, fürs Mündliche."

„Das hab' ich nicht gewußt! Dann nehm' ich alles zurück." Er streichelte ihren Scheitel.

Das Kind sah ihm groß in die Augen. „Daß er fortgeht, das ist es ja auch gar nicht, worüber ich so bin."

„Nicht? Worüber bist Du denn — so?"

„Weißt Du, das ist auch davon, daß Du heute so anders bist und so anders sprichst."

„Ich bin anders?"

„Ja. Auch zu Ewald. So furchtbar gut. Und Du magst Ewald doch nicht leiden."

„Was Du alles weißt!"

„Das weiß ich. Und alles gefällt mir ja auch nicht an ihm."

„Wirklich."

„Neulich hab' ich ihn beschlichen — da saß er in den Dünen — und da hab' ich gesehen, wie er sich eine lange Zeit von allen Seiten im Taschenspiegel beguckte."

„Dafür malt er sich ja auch."

„Aber 'n Taschenspiegel — das gefällt mir schon so wie so nicht. Und auch sonst — aber das meiste an ihm ist doch gut, nicht? Und so gut ist er anzusehen."

„Das meint er selber offenbar auch."

„Was er sagt, das ist ja nicht immer weit her," bemerkte die Kleine mit der weisen Miene, die ihr durch drei Professorengenerationen angezüchtet war und die dem Ohm an ihr besonders spaßhaft erschien. Und dann fügte sie, noch überlegener hinzu: „Das fällt aber nur auf, wenn Du dabei bist."

„Dann ist es also besser, ich bin nicht dabei."

„Dann kommt er mir sogar manchmal dumm vor. Aber das ist er doch gewiß nicht. Und ich — wie komm' ich überhaupt dazu —"

Sie hielt eine Weile inne, mit sich selbst beschäftigt. Und dann meinte sie voll Ehrgeiz: „Heute abend bleibt es klar. Da mußt Du mir noch mehr von den Sternen sagen — wenn Du so gut sein willst."

Als sie dann beim Abendbrot saßen, sprach die Kleine unvermittelt vor sich hin: „Morgen früh um sechs geht er zu Fuß nach Putbus."

„Möchtest Du ihm noch einmal Adieu sagen?" Ellen antwortete nicht. „Wollen wir ihm den Weg abschneiden? Stehst einmal früher auf!"

Sie schwankte eine Zeit. Dann erklärte sie entschieden: „Nein — ich möchte es doch lieber nicht. Das sieht so aus — — Nein. Ich hab' ihm ja doch Adieu gesagt."

Als sie mit dem Essen fertig waren, nahm sie den Ohm bei der Hand und zog ihn auf den Balkon. Hier kauerte sie sich in eine Ecke und sah zum Himmel auf, an dem die blassen Lichter sich vertieften. „Jetzt erzähl mir was von den Sternen — bitte! Das ist schöner als alles."

Ellen fragte ihn, und er gab ihr Auskunft, so gut er konnte. So war der Unterricht.

„Du hast mir einmal gesagt, im Süden sind die Sterne anders."

„Anders? Wie meinst Du das?"

„Sie flimmern und glitzern da nicht so wie bei uns."

„Nein, das tun sie nicht. In den Tropen haben auch die Fixsterne einen ruhigen Glanz, wie bei uns die Planeten."

„Und wovon kommt das?"

„Bei uns sind so viel Schwankungen in der Atmosphäre, die machen das Licht ungleichmäßig."

„Erzähl mir vom Kreuz des Südens. Das hast Du doch selbst gesehen, nicht?"

„Ja. Bei den Seychellen war's."

„Die Seychellen — aber die liegen doch im Norden bei Schottland."

„Wie? Was? Bravo, Kleinchen! Verwechselst Du die Shetland-Inseln mit den Seychellen!" Der Ohm lachte sie herzhaft aus.

„Ach nee, ach ja, ich sage man! Die Seychellen — Seychellen und Amiranten. Das war mal wieder dumm." Sie schämte sich ein wenig.

Und dann fragte sie weiter nach dem Sternbild des Kreuzes, und was Ohm Peter von ihm für einen Eindruck bekommen hätte.

Und dazu sagte sie dann: „Das ist gut, daß die Sterne da nicht flackern. Zu dem Bilde vom Kreuze würde das doch gar nicht passen." Und das war nicht dumm.

„Man spricht immer von den ewigen Sternen," warf sie dann ein. „Sie sterben doch wie wir."

„Das tun sie. Aber für uns leben sie noch viele Jahre nach dem Tode."

„Ach ja. Weil das Licht von einem Stern uns hier auf der Erde erst dann zu treffen braucht, wenn er schon lange nicht mehr da ist. Ich weiß. Aber begreifen kann man das doch gar nicht."

Sie faßte den Kopf mit beiden Händen.

Wie verirrt in der großen Himmelswelt schloß sie die Augen.

„Früher hab' ich geglaubt, die Sterne, das wären die Seelen der Gestorbenen. Aber wenn sie selber sterblich sind, dann können sie das doch nicht sein. Und früher hatte ich auch einen Stern — einen ganz bestimmten, der gar nicht besonders war; nicht besonders groß und auffällig, aber ich fand ihn doch jeden Abend wie von selbst. Das war meine Mutter. Später aber hab' ich dann andere Gedanken gehabt. Und nun — wenn ich doch bloß wüßte, wo die Seelen der Gestorbenen sind!"

„Ja, wer das wüßte."

„Pastor Willers hat mir gesagt, es gäbe Menschen, die an die Unsterblichkeit der Seele nicht glaubten. Du glaubst doch daran?"

„Ich glaube an die Sehnsucht und ihre Kraft. Ich glaube an den Willen. Wer weiter leben will, mit aller Macht seiner Sehnsucht, der bleibt am Leben."

„Ich habe die Sehnsucht. So fest. Und Du hast sie auch, nicht? Du sollst auch unsterblich sein. Und auch in der Ewigkeit sind wir beide zusammen, nicht? Und Ewald? Glaubst Du, daß der auch unsterblich sein wird?"

„Wenn Du meinst —"

„Ganz gewiß wird er das. Ja. Und was wird aus unsern Seelen?"

„Die kommen auf den Stern, dem ihre Sehnsucht zufliegt."

„Und wenn der Stern selber stirbt?"

„Haben sie ihre Sehnsucht, fliegen sie auf einen neuen. Der Wille ist das Unsterbliche."

„Werden auch immer neue Sterne geboren?"

„Ja."

„Und die Erde wird auch einmal sterben?"

„Ja."

„Und all die Fixsterne, sagst Du, sind Sonnen — und um jede dieser Sonnen kreisen wieder Planeten, wie die, die um unsere Sonne sind — und auf allen, allen sind lebendige Wesen oder Seelen — —" sie hielt inne und war wieder ganz benommen und verirrt. „Davon kann man den Verstand verlieren."

Und wieder preßte sie ihre Schläfen in den Händen zusammen. „Das ist alles so furchtbar groß und weit —" sie drängte sich fest an den Ohm. „Sag mir, daß man keine Angst zu haben braucht."

„Wovor?"

„Vor all dem — — all dem Großen — hast Du keine Angst?"

„Vor dem Himmel? Nein."

„Wenn Du bei mir bist, hab' ich auch keine Angst."

Sie hängte sich an seinen Hals. Sie fühlte, wie ein Zittern an ihm niederfloß. „Ist Dir kalt? Es kommt so kühl vom Wasser. Soll ich Dir Deinen Mantel holen?"

„Nein, laß, mein Kind." Er fragte in kurzem, trocknen Ton: „Was ist das für ein Sternbild?"

„Der Orion."

„Was weißt Du von seinem Nebel?"

Er war für diese Abendstunde ein unnachsichtiger Lehrer. Und dabei hob er sich wieder zu der stillen, besonnenen Güte. Noch war die Weihe, die ihm die rührende Hand des Todes gegeben hatte, nicht von ihm gegangen.

Und zwischendurch konnte seine Munterkeit das Wort ergreifen, daß er sie neckte mit Arion, Orion und Orinoko.

XXXII.

Es kam ein Sommer ins Land von einer Fruchtbarkeit so selten und so groß, daß die Menschen vor ihr sich zu fürchten begannen.

Auf dem Sandberg vom Bauer Looks, wo sonst nur die erbärmlichsten Haferhalme zitterten oder ein Kartoffelkraut herumtrauerte, das schon welk ans Tageslicht gekrochen war, wuchsen dieses Jahr die Kartoffeln in dichter, geradezu leuchtender Selbstgefälligkeit, daß die Leute davor wie vor einem heiligen Wunder stehen blieben.

Und der Bauer mit dem ganzen Vollgefühl, das dem Besitzer eines heiligen Berges zukommt, erklärte jedem, der es hören wollte, er hätte im Frühjahr gar keinen Dung auf das Land gebracht; Seetang, der doch das beste wäre für Kartoffeln, hätt' es ja nicht gegeben, weder am Südstrand, noch am Nordstrand, und Kuhmist wär' ihm zu schade für diese Abseite, daß er aber Lupinen unter-

gepflügt, das wär' schon sieben Jahre her. Und nun ein solches Wachstum!

Man soll freilich die Kartoffeln nicht vor dem Herbste loben, aber wo so gesundes Kraut war, durfte man auch auf Knollen rechnen. Und wie gesegnet war die ganze weite Flur!

Winter- und Sommerkorn gediehen zu gleicher schwerer Üppigkeit, die Wiesen konnte man dreimal mähen, und in den Gärten gaben die Gemüsebeete unerschöpfliche Erträge. Beerenobst aber wuchs so viel, daß die Menschen es nicht bewältigen konnten und vieles an den Sträuchern dorrte und faulte.

Es war zu viel des Guten, und darum wurden die Menschen des Guten nicht froh.

Viele bekamen geradezu Angst vor der Überfülle, sie prophezeiten Unwetter und vernichtende Scharen von Ungeziefer, Krankheiten, Pestilenz und den Untergang der Welt. Und ihre Angst wurde wahrlich nicht geringer, weil die Erfüllung zögerte, sich einzustellen.

Wen aber die Furcht nicht einnahm, der brachte es doch schwerlich zu einer reinen Freude, denn es war etwas in der Luft, was alle Fröhlichkeit einhüllte und einlullte mit weichlich-dumpfer und lascher Schwüle.

Eine Treibhausluft lag über den Breiten, etwas Tropisches atmete durch die nordische Welt.

Warmer Regen fiel in den Nächten, und durch den Tag zog sich der warme Dunst der dampfenden Erde.

Peter Brandt aber suchte wie sonst sein Unbehagen in Reflexionen zu bannen, in Gedanken darüber, daß dieser Sommer die gegebene Zeit wäre für den Kult, für die Religion der Faulheit, daß die Menschen aber, wenigstens seine nordischen Brüder, für diese einzige Religion, die die Furcht ausschlösse, nicht geschaffen seien. Statt gläubig und hingegeben an den Brüsten der Natur zu liegen, ließen sie sich von deren heiliger, nährender Güte sogar mit neuen Ängsten erfüllen.

Auch die Naturphilosophie von Vater Wittmüß wurde durch die Offenbarungen dieses Sommers mehr verblüfft als erfreut. Nicht nur, daß alles, was er an Ablegern in die Erde steckte, Wurzel schlug und aufwuchs, auch seine Kreuzungen gelangen ihm ohne Ausnahme, so großmütig gab die Natur das Leben in die knifflige Menschenhand.

Und so konnte der Alte bei Bastarden von einer Waldmaus und einer Hausmaus, sowie von einer Zwergmaus und einer Brandmaus glücklich Gevatter stehen.

Aber es mischte sich doch in sein Glück ein leises Gefühl der Beschämung und Beklemmung ob solcher Freigebigkeit der großen lebendigen Güte, die über die menschliche Schnörkelsucht lächelte und sich hier fast schalkhaft offenbarte.

Wurde so nicht recht einer dieses Sommers von Herzen froh, geradezu Qualen brachte er mit seiner reifenden Kraft über die kleine Ellen. Denn er riß sie so jäh aus der Kindheit, daß es ihr weh tun mußte.

Sie lag die Nächte in unruhigem Schlaf. Es hämmerte in ihren Adern, es zog und drängte und wogte in ihr, daß ihr die Brust zu eng wurde, daß sie nicht wußte, wohin mit sich selbst.

Am Tage war sie müde und meist traurig. Dann und wann aber konnte sie lachen über nichts und herumalbern wie närrisch — das war der Geist der Kindertage, der wie ein Kobold mit krausen Sprüngen und übermütigem Tollen Abschied nahm.

Ohm Peter, den alle Schwingungen, die durch Ellen gingen, aufs feinste berührten, hatte für diese Vorgänge eine durch die Wachsamkeit seiner Scheu gespannte Empfindung. Und eben seine Scheu bannten immer fester seine Blicke auf dieses unheimliche Werden.

Zwischendurch schüttelte wohl seine Borstigkeit alles Unbehagen von sich, oder er wickelte sich in sein Räsonieren, und die Schwüle, die sich über seine Sinne breitete, wollte er allein der feuchten, treibenden Wärme dieses unleidlichen Sommers schuld geben.

Es kam dabei, daß er sich mehr und mehr von Ellen zu entfernen suchte, je tiefer und dunkler es ihn zog, all ihre stillsten und zartesten Regungen mit zu erleben.

XXXIII.

Peter Brandt schritt einsam in den Abend hinein. Er hatte Ellen ohne Er-

klärung gesagt, daß er erst am Morgen wieder nach Hause käme. Sie meinte, er wolle in der Nacht fischen, und machte sich weiter keine Gedanken. Er aber sehnte sich nach ruhigem Schlaf.

Seit vielen Jahren war er kein guter Schläfer mehr. Jede Nacht weckte ihn mehrmals auf, dann lag er eine Zeitlang, sann und träumte, trauerte und lächelte und blickte mit klaren, offnen Augen in das dunkle Leben, bis der Schlummer zurückkam.

Das störte ihn kaum, fast war es ihm zu einer lieben Gewohnheit geworden. Die schwülen Nächte dieses Sommers aber fingen an ihn zu quälen.

Das helle Wachsein tat ihm nichts zuleide, aber hier gab es soviel Halbes und Trübes, ein fahles, krankes Helldunkel, ein Bewußtsein, das gefesselt war, eine Angst, die nicht aufspringen konnte, weil sie gelähmt dalag, hier gab es Träume, die nicht wußten, ob sie nicht lebendig waren, und Gedanken, die sich für tot hielten.

Und dazu kam ein Streichelndes, das über die Nerven hinfieberte — — Wie durfte sich das an seine Jahre wagen!

Er hatte so oft, wenn er herzlich müde war von körperlicher Arbeit, sein Bett seinen guten Freund genannt. Jetzt war es zu seinem Feinde geworden, und er haßte es ehrlich. Und heute wanderte er in den Abend und suchte sich eine andere Ruhestatt.

Er kroch durch die verknorrten Eichen und die niedrigen Föhren des Dünenwaldes, einmal trotteten ein paar Dächse unbekümmert über seinen Weg, sonst begegnete ihm kein lebendes Wesen.

Und jetzt blieb das Baumwerk zurück, er trat auf die grasbestandene Höhe, vor ihm lag die See, verdrossen in der Windstille der grauen Dämmerung, nur ein mürrisches Plätschern ließ sie vernehmen.

In die farblose Ferne aber flog ohne Laut eine verspätete Möwe.

Da oben setzte er sich nieder, zog die Knie ans Kinn und hing dem sterbenden Tag nach.

Wieder versank einer ins Meer, einer von diesen Tagen, die er anfing zu zählen, wie die Soldaten in der Kaserne und die Gefangenen in den Strafanstalten es machen. Er war nahe daran, sich Striche zu ziehen wie die und jeden Abend freudig einen auszulöschen.

Wieder ein Tag weniger. Und wenn das neue Jahr einzog, hatte er seine Einsamkeit wieder.

Er, der jetzt der Flüchtling seines eigenen Hauses war. Der hier jetzt saß, wie ein kauernder Nachtmar. Wenn einer da draußen auf dem Meere vorüberfuhr, der würde durch den Dämmer seine Augen als gespenstisch phosphoreszierende Punkte sehen. Er fühlte selbst ihr grünes stechendes Licht.

Und es war ihm, als müßte noch mehr an ihm leuchten, als müßten auf allen seinen Haarspitzen zahllose Elmsfeuer die Spannung der Gewitterwolken ausstrahlen, die in ihm brauten und ihn fast erstickten mit ihrer brodelnden Fülle.

Regungslos saß er da, wie gepreßt von dieser Spannung, und er wartete auf einen Ausbruch seiner selbst, einen wilden Schrei, ein Fluchen, ein Toben. Aber es blieb bei den brodelnden Wolken, in denen die Blitze schliefen. Und es blieb die kauernde Ruhe.

Was bist Du, Peter Brandt?

Ein Flüchtling meines Hauses bin ich, ein Flüchtling meiner selbst. Sonst nichts? Das andere ist nicht der Rede wert.

Ein Flüchtling meiner selbst — so war mein Leben.

Denn meinem Leben fehlt das Große, darin es ruhen könnte!

Nichts habe ich geschaffen, nichts gefühlt, nichts erduldet, was mich tragen könnte.

Nichts habe ich erworben, was ich wahrhaft besitzen könnte, mit der Freude des Besitzes, die aller Freuden höchste ist.

Vom Kleinen zum Kleinen bin ich gezogen und geworfen, verschmähte das eine und flog zum andern und vergaß es schon, kaum daß ich es hielt — — —

Die Menschen haben ein Wort für dieses Große: sie nennen es Liebe. Ein Wort, das er ohne Grauen nicht hören konnte, denn es versündigt sich mit seinen fünf Buchstaben an dem, was unsagbar ist. Und er hatte es wissentlich nie mehr im Munde geführt. Jetzt sprach er es bewußt vor sich hin, hart, wie zerstörend,

und zerriß es in seine zwei Silben: Lie—be. Lie—be — —

Und er mußte an Pastor Willers denken, der dieses Wort täglich an die zehnmal und Sonntags zwanzigmal und darüber brauchte — das macht im Jahr — im Jahr an die fünftausend. Auf zweimalhunderttausend würde er es in seinem voraussichtlich gesegneten Leben schon bringen.

Und hätte Pastor Willers ihm eben zugehört, wie er das Wort — eine taube Nuß — in zwei Hälften zerknackte, der Mann hätte es fertig gebracht zu glauben, daß über Peter Brandt die Stunde der Erleuchtung gekommen sei. Ich weiß, Du bist ein guter Kerl, Karl Christian, und meinst es gut. Aber Deine Erleuchtung ist nicht meine Erleuchtung.

Ich glaube nicht an Deine Erleuchtung, die von außen kommen soll.

Glaube vielmehr, daß die Ichvernichtung, die der Inbegriff dessen ist, was Du predigst, daß gerade die nichts weiter ist als pure Gotteslästerung.

Mit welcher heiligen Glut sprichst Du den tiefsinnigsten Unsinn aller Völker und Zeiten nach, der sich in der wehmütigen Frage drapiert: Wer vermag sich selbst zu erkennen?

Lieber Karl Christian, niemand vermag irgend etwas anderes zu kennen und zu erkennen als sich selbst!

Mit mir bin ich unausgesetzt zusammen — mit Dir nicht, Gott sei Dank! (Nimm's nicht übel) — und darum kenn' ich mich und Dich erst durch mich. Und alles andere erst durch mich.

Und sich selbst so kennen, daß man sich nichts mehr verschweigen, sich nicht mehr belügen kann — und sich nicht mehr zu belügen braucht, das ist die Vollendung. Das ist die Gottähnlichkeit. Das ist die Gottheit. Wer dahin strebt, übt der nicht Gottesdienst?

Darfst Du also die Selbstbetrachtung verachten, die Dir als höchst verwerfliche Faulheit erscheint, Karl Christian? Darfst Du mich als Nichtstuer verketzern, weil ich keinen „Beruf" habe, weil ich nicht Rechtsanwalt bin, nicht mit Buckskin handle oder Schnaps brenne?

Du darfst es, natürlich. Du darfst noch viel mehr. Und was ich jetzt sage, wird unfehlbar Deinen ganzen christlichen Zorn aufwecken.

Erkenntnis — so etwas läßt Euch verhältnismäßig kalt. Aber nun kommt es, nun kommt die zweimalhunderttausendmalige Lie—be. Und nun versuch es, Dich zu beherrschen.

Ich sage nämlich und sag' es Dir ins Gesicht, daß es mit der Liebe nicht anders ist als mit der Erkenntnis.

Nur da ich mich selbst erkenne, vermag ich die andern zu erkennen.

Erst wenn ich mich selbst liebe, kann ich die andern lieben.

Jetzt würdest Du mich totschlagen, wenn das nicht im Katechismus und — der Ausführlichkeit und Sicherheit halber — auch im Strafgesetzbuch verboten wäre.

Aber ich kann mir nicht helfen, und es muß nun schon dabei bleiben: die Eigenliebe, die Ihr verflucht, gegen die Ihr wettert und stürmt als gegen den alt bösen Feind, ohne sie wäre es nichts, wäre es nichts mit der Gottesliebe, der Nächstenliebe und all den verschiedenen Arten Liebe, die Ihr kennt und nennt.

Und wenn Du's wissen willst, woran es liegt, daß ich andern nicht Liebe genug gebe: daran, daß ich mich selbst nicht lieb genug habe.

Ja, ja, das ist so. Wenn Deine Augen sich auch noch so wild gebärden. Wenn Deine zornigen Hände mir auch an die Kehle möchten.

Sei gut. Es bleibt so etwas wie eine Hoffnung: Vielleicht komme ich doch auch noch einmal auf Euren richtigen Weg der Nächstenliebe, nur anders herum, auf einem besonderen Fußpfad, den ich Dir eben gezeigt habe. Denn je mehr ich mich selbst erkenne, um so mehr muß ich mich doch eigentlich lieb gewinnen. So ein Kerl wie ich! Und auf diese Weise, wie gesagt —

Sein altes Lachen strich wieder leuchtend durch seine Qual. Und dabei kam die Ruhe des wohlgerundeten Systems über ihn.

Das war doch etwas — man konnte darauf klopfen, man konnte es streicheln, man konnte die Hände darüber falten wie über einem soliden Bäuchlein.

Mochte immerhin Peter der Spötter

und Nihilist dem ehrlich erworbenen philosophischen Eigentum des Herrn Brandt spitzig zu Leibe gehn, so ein richtiges System ist dauerhaft, sein Besitz gibt festes Selbstgefühl und gleichmütige Würde. Er hatte sein System, er konnte ruhig schlafen.

Und diese graue Lauheit der Nacht nebelte ihn ein.

Das System stopfte die Gewitterwolken seiner Seele zu einem flaumigen Kopfkissen zusammen. Das System zog ihm die Schlafmütze über die Ohren.

So fand er für ein paar Stunden die Ruhe, um die er ausgegangen war.

Aber das tastende Spiel des ersten Morgenscheins, den ein leichter, krauser Wind über das Wasser trug, bebte mit Traumbewegungen in seinen Schlummer hinüber.

Die Stimmen der Frühe pflegten ihn auch sonst zu wecken. Hier aber, wo er ihnen näher war als sonst, spielten sie noch lebendiger auf den Saiten seines Schlafes.

Was er hörte, war Ellen, das Kind. Wie sie mit schwebender Hausfrauenwürde durch die Halle trippelte, das auf den Tisch zu tragen, was sie selbst gekocht hatte. Wie sie mit lustiger Zerknirschung lachte zu ihren geographischen Verirrungen. Wie sie sehnsüchtig nach den Sternen fragte und klagend dem Rätsel der Dreieinigkeit nachging. Und jetzt hörte er deutlich ihr Herz klopfen, da er sie ins Wasser trug, sie schwimmen zu lehren.

Damit wachte er auf. Er hatte noch das Zittern ihres Leibes in der Hand, aber das Gefühl ihrer Nähe erregte ihn nicht, er hielt ein Kind auf dem Arm, so wie es damals war.

Das machte ihn froh, und er sprang frisch auf die Beine. Dann zog er sich aus und rannte in die See und zerriß mit seinem Rufen und Plätschern die letzten Schleier, die die Nacht über sie hinschleppen ließ.

Und nun schwamm Peter in mächtigen Stößen nach Osten. Dorthin, wo durch einen feinen rosafarbenen Spalt der Morgen in die graue Welt hinauslugte, noch verschlafen und im Zweifel, ob es lohne aufzustehen, dann aber gab er sich doch einen Ruck, und jetzt war das erste Morgenrot vor dem Schwimmer, dann über ihm, dann um ihn.

Und Peter jauchzte dem Schein entgegen, hob sich in die Höhe, daß der seine geweitete Brust traf, und tauchte dann unter, bis dahin, wo das rote Licht nicht mehr atmen konnte.

Und wie er dann langsam wieder in die Höhe ging, mit weiten Augen, die nach den letzten leisesten Spuren des Rosenroten forschten, da zeigte ihm die Flut über ihm in gedämpften milchigen Tönen ein so zartes Farbenleben, wie noch keines Sterblichen Blicke es entdeckt hatten. Und er fühlte, daß er ein Begnadeter war.

Und er lachte sich aus ob seiner Not und seiner Heimatlosigkeit. Und daß er vor einem kleinen Mädchen sich fürchtete und flüchtete. Vor einem kleinen Mädchen, das noch dazu niemand anders war, als die kleine Ellen, sein Ellenkind.

Wie kam es nur, daß sie nicht bei ihm war! Hier, wo der Morgen Ungesehenes zeigte. Wie war es möglich, daß ihre Kinderaugen hier fehlten, die einzigen, die es sehen durften neben ihm? Und denen er dies alles doch zeigen mußte, mußte, so wahr sie sein Ellenkind war.

Schon lief er zu seinen Kleidern. Im Gehen zog er sich vollends an. Wenn er sich beeilte, die Kleine zu holen, wartete das Morgenrot noch auf sie.

Mit schnellen, festen Schritten trat er in sein stilles, schlafendes Haus, ging an Ellens Tür und klopfte, sie zu wecken.

Drinnen rührte sich nichts. War sie schon aufgestanden und fortgegangen?

Er öffnete das Zimmer. Sie lag in tiefem Schlaf, aber es mußten wohl Träume bei ihr sein, die ihr nicht wohl taten, eine trotzige Kinderfalte lag zwischen ihren Brauen, und die Hände hatte sie geballt, so wie es die Kleinsten im Schlummer machen. Doch es war noch ein mehr dabei, denn um ihre halbgeöffneten Lippen ging es wie hilflose Klage.

Es ward ihm nicht schwer, diese Ruhe zu stören.

Er nahm ihre Faust in seine beiden Hände und rieb sie leise, da hoben sich ihre Lider, leer starrten ihre Augen, dann

aber füllten sie sich gleich mit hellster Freude.

Sie faßte seinen Arm, richtete sich an ihm auf und schüttelte ihn. „Du bist ja hier —"

„Das scheint mir auch so."

„Du bist ja gar nicht auf dem fremden Stern!"

„Wollte ich das?"

„Ich hab' es ja gesehen, wie Du schwammst und immer schwammst über das gräßliche Wasser. Nach dem Morgenstern wolltest Du."

„Wann war das?"

„Jetzt. Mochtest Du denn gar nicht mehr hier bleiben? Und mich bei Dir haben?"

Er setzte sich nieder zu ihr auf die Bettkante. Es war für ihn nichts Geheimnisvolles darin, nichts was ihn erschrecken konnte, daß so ihre Träume sie zu ihm trugen. Nichts, was in die Ferne wies, nichts, was im Jenseits seine dunklen Quellen hatte. Vielmehr war es ihm eine enge und warme Selbstverständlichkeit, ein heimatliches, fast hausbackenes Gefühl des Zusammengehörens, das sich nicht durch Fragen Wunderbares schuf.

Sie war ja sein Kind. Der Mensch, in dem die Klänge seines eigenen Lebens zitterten. Und er empfand hier nichts weiter, als daß sie sein Kind war.

Das traumwirre Haar strich er ihr aus der Stirn und fragte sie, ob sie nicht mit ihm wollte. Neues vom Morgen hätte er ihr zu zeigen.

Erst wollte sie. Dann aber reckte sie sich an ihm hin und sagte gähnend: „Ach Ohm, ich hab' mich so müde geträumt. Jetzt weiß ich, daß Du hier bist — jetzt bin ich so froh, daß ich nichts weiter als schlafen möchte."

„Tu das, mein Kind."

„Bist Du mir auch nicht böse?"

„Schäfchen!"

„So schön müde —"

Ohm Peter hatte heute einen guten Tag. Die Schwüle tat ihm nichts zuleide. Er machte sich daran, seine Gerste zu mähen. Seine Sense hatte einen Schlag, wer ihm zusah, mußte an die Menschheit glauben.

XXXIV.

Aber diesem guten Tag folgten noch viel schlimme, eh die Weichheit dieses unseligen Sommers die Breiten verließ, die unter seinem Segen klagten und seufzten.

Nur mühsam und zagend fand sich Ellen in ihre neue scheu dämmernde Zeit.

Dann hatte sie wieder Stunden, wo sie ganz Kind war, wo all das Neue unterging in dem großen, stillen, vergessenen Vorsichhinspielen ihrer zarten Jahre.

Auch kam wohl ein Lerneifer über sie, und es hob sich ihr Streben, mutig und kraftvoll zu sein, daß sie dem Ohm Freude mache und sein Wohlgefallen an ihr sich mehre.

So bat sie ihn heute, daß er sie morgen in aller Herrgottsfrühe zum Fischen mit aufs Wasser nehmen möchte. Es ging so weit hinaus, daß sie kaum noch vom Lande etwas sehen würden. Aber gerade darum wollte sie dabei sein.

„Du weckst mich, Ohm, nicht? Und dann setzt Du Dich wieder zu mir auf den Bettrand. Wie an dem Morgen, wo Du beinah zu dem andern Stern geschwommen wärst."

Er aber tat es nicht.

Eine Art Erlösung brachte dann der Herbst. In einer Nacht räumte er auf mit allem, was von der Lauheit des Sommers noch in den Büschen herumkroch. Und die Nordwinde, die er gerufen hatte, blieben bei ihm, die ganze Zeit seines Hausens.

Er konnte sich an Regenböen nicht genug tun. Und wie sein Sturmwetter die Aalreusenfischerei, die um diese Zeit ein wenig Geld ins Land bringen mußte, immer wieder verdarb, so bedrohte die Nässe allmählich die Kartoffelernte, nachdem der Sommer die Knollen allzu reichlich und weichlich hatte gedeihen lassen.

Da hieß es mit allen Händen in den wenigen Stunden, die die brechenden Regengüsse der Feldarbeit frei gaben, aus der Erde bergen, was zu bergen war. Schon aber zeigte sich Fäulnis an vielen Knollen.

Ellen ließ es sich nicht nehmen, beim Kartoffelgraben zu helfen. Mutter Wittmüß band ihr eine ihrer groben selbst-

gewebten Schürzen um. So stapfte sie gewichtig, eine Hacke in der Hand, durch die Äcker an die Arbeit, am frohsten dann, wenn sie vom Ohm einen lachenden Blick mitnehmen konnte.

Der hatte mit seinem Hause zu tun. Die Stürme waren dem Dach bösartig zu Leibe gegangen. Mehrere Ziegel waren gefallen, an einigen Stellen regnete es durch. Er gab seinen Stand nicht auf, wenn die Kartoffelgräber vor einer prasselnden Böe sich flüchteten und verkrochen.

Und am Abend freuten sich alle der warmen Stube.

Eine Enttäuschung hatte dieser Herbst für Ellen: Ewald kam nicht nach Hause. Die Abgangsprüfung hatte er gut bestanden, nun war ihm bei einem Berliner Kommerzienrat, der ein Gut in der Mark besaß, eine Hauslehrerstelle angeboten worden. Er hatte sie gleich angetreten, die Jungen, seine Zöglinge, waren bis zum Winterhalbjahr auf dem Lande, dann sollte er mit ihnen nach Berlin übersiedeln.

Ewald und sein Vater waren sehr glücklich darüber, Ellen aber fand sich nicht so leicht in ihr Schicksal. Doch trösteten sie die Arbeit und die Freude des Ohms an ihrem Wirken.

Heut hatte der Regen sich längere Pausen gegönnt, dafür wehte ein eisiger Wind aus Norden.

„Nord-Nord-Ost zu Nord. Winterluft. Und das am ersten Oktober." Vater Wittmüß schüttelte schwer den Kopf, als er aufstand und ins Wetter sah. Es war Zeit, die schlechtgefügten Fenster seines Schuppens mit Moos zu verstopfen, daß seine seltenen Säuglinge nicht Schaden nahmen.

Ein ganz besonderer Tag ging heute über diese Gefilde auf: Jim und Jum mußten Abschied nehmen von ihren Jagdgründen. Morgen sollten sie in die Stadt. Greifswald und sein Gymnasium öffneten ihnen die Arme.

Am Abend gingen der Ohm und Ellen ins Pfarrhaus.

Die Jungen hatten nachdenkliche Augen, das Heimweh warf schon seine Schatten. Aber die Nähe des Ohms, der in alter Weise mit ihnen turnte und sich herumbalgte, gab ihnen ihr frohes Ungestüm zurück.

„Du kommst doch mal nach Greifswald, nicht?" so bestürmten sie ihn.

„Es ist so lange bis zu den Weihnachtsferien!"

„Zwölf Wochen."

„Und Du hast ja Zeit."

„Vater sagt es auch."

Und sie zogen ihn beiseite, ihr Innerstes ihm auszuschütten.

„Was müssen wir so viel lernen!"

„Griechisch und so was."

„Wir wollen gar nicht werden wie Vater."

„Pastor wollen wir nicht werden."

„Wir wollen so was werden wie Du."

„So was, wo man immer Zeit hat."

Peter Brandt streichelte mit stillem, versonnenen Lächeln über ihre struppigen Köpfe. Dann wies er auf Hermann, ihren älteren Bruder, einen würdesamen Tertianer, der zu den Herbstferien aus Greifswald herübergekommen war. Wie gewöhnlich hockte er über einem Schmöker.

„Tut mir bloß 'n Gefallen und werdet nicht wie der!"

Die Kleinen knirschten vor Abscheu.

„So 'n Büffel! So 'n Ameisenbär!"

Ein ganzes Lehrbuch der Zoologie ergoß sich über den Musterknaben.

„Ja" — Peter suchte die tobende Verachtung zu zügeln — „wie man sagt, ist er früher gerade so ein Brigant gewesen wie Ihr. Und jetzt —"

Vor solchem Zukunftsbild legte sich eisiges Grauen auf die struppigen Schädel. Dann schüttelten sie sich wild. Nein — nein — nein!

„Die Stadt, die Stadt! Ihr wißt ja nicht, was so eine Stadt ist! Und Schulstunden. Und deutsche Aufsätze. Und der Direktor. Und unregelmäßige Verben. Und die Lehrer. Und regelmäßige Strafarbeiten."

Den armen kleinen Kerlen sträubte sich jede Borste einzeln.

Da dauerten sie Peter, und er knuffte sie zärtlich, daß die Rippen sich bogen.

„Denkt daran, daß Ihr mich noch habt!"

Und nun baten sie ihn inständigst von neuem, er möchte doch ja nach Greifswald kommen und ihnen beistehen gegen

all das Lateinisch und Griechisch und gegen den Direktor und all die vielen gelehrten Lehrer.

Und Ellen sollte er mitbringen.

Und Ellen bliebe ja auch nicht mehr lange hier, die solle ja auch so viel lernen, — dabei flimmerten ihre Augen von ehrlicher Schadenfreude — fertig französisch und englisch und dazu hochfeine Manieren, was sie nicht brauchten und worauf sie sich auch nicht einlassen würden.

Und dann hängten sie sich an Ellen und fragten sie schlankweg, wann sie denn vom Ohm fort müßte.

Sie wand sich wie unter einem Schlag. Diese Zukunft hatte sich zuweilen wie ein leiser, dunkler Streif in ihre Träume ziehen wollen, den festen Gedanken hatte sie noch stets von sich fernhalten können. Nun sprang er ihr mit der geraden Frage der Jungen ins Gesicht. Ihre erschreckten Augen suchten den Ohm.

Der sprach ruhig und sicher: „Weihnachten findet Ihr sie noch hier."

Weihnachten findet Ihr sie noch hier! Und bis Weihnachten sind zwölf Wochen!

Richtig ja, sie sollte eigentlich in Onkel Ludwigs Hause das Fest verleben, um dann mit dem neuen Jahr nach Genf in die Pension zu wandern.

Die Weihnachtszeit also wollte der Ohm sie doch nicht hergeben! Es leuchtete in ihr auf.

Aber dann hörte sie wieder: Weihnachten findet Ihr sie noch hier. Und dann — und dann —? —

Das Wort ließ nicht von ihr ab. So oft sie es vergaß, so oft sie seine Trauer von sich tat, so oft kam es zurück. Und sie fand an diesem Abend keine Freude.

Der Ohm aber, der wohl ihr stilles Weinen fühlte, hielt seine Ruhe fest. Es wird Zeit, daß wir daran denken, Du wie ich. Und ich glaube, es ist gut, klar darauf den Blick zu richten, für Dich wie für mich.

Der Abend floß in Abschiedsstimmung langsam und beschaulich dahin. Nach dem Essen fand sich auch Lehrer Karsten ein. Und nun wachte eine neue Regung in Ellen auf.

Er erzählte von seinem Ewald, daß der noch auf dem Gute des Kommerzienrats sei, und als glänzende Neuigkeit, daß sich die Frau Kommerzienrat von ihm malen ließe. Und sie sei entzückt von seinem Talent. Anfang November gingen sie dann nach Berlin. Ewald sollte auch dort im Hause wohnen. Das wäre doch ein großes Glück für den Jungen.

„Hm," bemerkte Pastor Willers, „Anfang November — die Vorlesungen beginnen doch im Oktober."

„Stellen Sie sich nicht an, Karl Christian!" rief Peter, „Vorlesungen! Und im ersten Semester!"

Frau Brigitte fand, daß es für die Jungen Zeit wäre, ins Bett zu gehen. Mit ihrer ganzen wilden Zärtlichkeit warfen sie sich Peter in die Arme. Erst als der ihnen zum Abschied eine Handvoll Haare ausgerissen hatte, waren sie zufrieden.

„Laßt Euch von keinem auf der Nase tanzen. Auge um Auge — und zwei Zähne um einen!" Das war sein Reisesegen.

Dann kam Ellen an die Reihe. Hier gab es ein fast scheues Lebewohl. Etwas in den Jungenherzen fühlte, daß sie kein Kind mehr war, und dämpfte mit einer Art Verehrung die schwärmende Glut ihrer handgreiflichen Sehnsucht.

Sie hatten sich gewünscht, daß die Mutter sie heute abend noch einmal in Schlaf singen sollte. Aus dem Nebenzimmer wallten wie Nebelschleier die leise gedeckten Töne herein, und Ellen ward es unsäglich weh ums Herz. Sie mußte an den eigenen Abschied denken, und die Tränen, die in ihr aufquollen, konnte sie nicht bezwingen. Sie wischte sie ab und sah auf den Ohm. Der blickte fest vor sich hin. Da faßte sie Trost in Vater Karstens weichen Augen.

Und im Schein dieser Augen sah sie Ewalds Blick. So schön war er — und wie lange, daß sie sich seines Anblicks hatte freuen können! Wie gerne wollte sie wieder mit ihm wandern, Hand in Hand. Ob er wohl an sie dachte wie sie an ihn?

„Weihnachten kommt Ewald doch nach Hause?" fragte sie flüsternd den Vater.

„Ja, Weihnachten kommt er."

Weihnachten. Und gleich nach Weihnachten mußte sie in die Fremde.

XXXV.

Als sie noch so zusammensaßen, machte sich draußen der Wind auf und wuchs zum Sturm.

Peter Brandt horchte angelegentlich hinaus. „Das klingt nach Schnee," sagte er bestimmt.

„Klingt nach Schnee? Wie wollen Sie das hören?" so fragte Brigitte mit überlegenem Zweifel. „Und heut ist der erste Oktober."

Wie sie aber ans Fenster traten, sahen sie die weißen Punkte durch die dunkle Luft jagen.

Peter mahnte zum Aufbruch. „Es gibt einen grimmigen Schneesturm. Komm, Kleine, vielleicht bring' ich Dich noch glücklich nach Haus."

Sie verabschiedeten sich schnell. Als sie zur Tür hinaustraten, war das Treiben schon dichter. Auf der Dorfstraße warf sich der Sturm gegen sie. Ellen wankte und kam in den Kleidern nicht fort. Da nahm sie der Ohm an die Hand.

Sie wollte hineinlachen in den Kampf, aber jetzt trafen die Kristalle so reißend ihre Ohren und flogen ihr so scharf ins Auge, daß ihr Jubel klagend erlosch.

Der Ohm merkte ihre Not. „Tut weh, nicht? Der erste Schnee ist der härteste. Geh hinter mir."

Aber so kam sie nicht von der Stelle.

„Wollen umkehren. Du bleibst die Nacht im Pfarrhaus."

„Nein — ach nein! Laß mich bei Dir."

„Es geht doch einfach nicht. Komm!"

Sie folgte ihm ergeben den Weg zurück. Doch es tat ihr weh, weher als das Eis in der Luft, daß der Ohm sie hier lassen wollte. Indessen sagte sie nichts von ihrem Schmerz.

Aber diese Nacht, die erste, die sie außer dem Hause zubrachte, weckte sie oft mit traurigen Gedanken.

Der Ohm ging allein durch den weißen Sturm. Und frischer und freier wurde sein Schritt, je mehr diese wilde Nacht ihn drängte und warf und schlug.

Er fühlte freudig, was für rote Backen er bekam. Und mit junger Leichtigkeit trat er in sein Haus.

„Ollsch, die Kleine ist bei Pastors geblieben. Nun geh Du heut Nacht mal zu Deinem Johann. So lange bin ich nicht allein gewesen!"

In diesen Worten war das Schlürfen eines Durstigen. Mutter Wittmüß warf sich ihr kariertes Umschlagetuch über den Kopf und trollte zu ihrem Alten.

Peter hatte die Einsamkeit. Und er sank hin in diese Einsamkeit wie in ein zitterndes Glück.

Wie wollte er sie genießen, wie wollte er jeden Tropfen dieser köstlichen Stunden in sich trinken.

Und dieser Trank sollte ihn stark machen für die kommenden Tage.

Mit einem wohligen Frösteln zog er sich die Schneedecke über die Sinne, in denen noch die Fieber dieses Sommers wühlten.

Mit schauerndem Entzücken sah er, wie das Weiß über die Hügel kroch, heran, herauf zu ihm; einen Wall baute der Schnee um das Haus, versperrte die Tür, heftete sich an die Wände und umpanzerte sie — zu einer Feste der Einsamkeit machte diese weiße Nacht sein klingendes Haus.

Niemand, niemand — nichts auf der Welt als er und sein Haus! Luft und Himmel und Erde und Meer ist eins geworden, ein totes All, in dem alle Farben verloren sind und alle Wesenheiten. Und der Sturm, der dieses All bewegt, in dem die Körper sich lösen, er, den das Harte nur freut zu pfeifender Luft, tönt leer und hohl und hat nur einen Klang, immer den einen Klang.

Und in diesem Klang haucht er sein Leben aus, so unfroh sein Leben, so schmerzlos sein Tod.

Und nun ist es stille. Nebel sind in der Luft. Lautlos schweben sie über die sachten Daunen.

Nun ist die Einsamkeit so tief, daß sie sich ängstigt vor sich selbst und an sich selbst verzagen muß.

Jetzt zeigt sich ein Stern. Ein einsamer Stern. Kein anderer neben ihm. Und lange, lange steht er so. Peter sieht zu ihm auf — Auge in Auge. ‚Ich sehe meine Seele, und meine Seele sieht mich.'

Und dann wie mit einem Schlage ist über ihm der ganze Sternenhimmel. Aber er sieht keine Sterne, er sieht nur einen

Stern — und wieder einen Stern — und wieder einen Stern —

Und jeder Stern ist eine Einsamkeit.

Nun ist die Einsamkeit so groß, die Sehnsucht nach Vernichtung, das Grauen der Unsterblichkeit — beides ist in ihm und über ihm.

So wirft er sich hin wie vor seinem Gott und liegt in Betäubung.

Dann atmet sein Leben stiller und klarer, und die Atemzüge sind Klänge.

Er nimmt sein Cello in die Hand.

Erst ist es die große grauenvolle Seligkeit des Vorzeitlichen, Überweltlichen, da einer auf Erden war. Das ganze gewaltige Mysterium des einzelnen.

Leise aber löst sich dann aus diesem Göttlichen eine Stimme, die menschlich spricht: Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei — —

Und ein Lied der Sehnsucht beschwingt sich, der Sehnsucht, die das Mysterium aller Mysterien ist.

Der Sehnsucht, die die Erfüllung nicht herabziehn darf in das Reich der Sinne und des Todes. Der Sehnsucht, deren Tod die Erfüllung ist.

Und das Cello erzählt ihm von den Frauen, die er geliebt hat. Die die Sehnsucht anzog und die Erfüllung abstieß. Wie nach einem Naturgesetz elektrischer Kräfte.

Und das Cello sagte ihm die Wahrheit. Und ihre Schauer flogen zwischen den Saiten und seinen Händen.

Und die Töne sprachen es aus, worüber seine Gedanken sich immer und immer gemüht hatten, das Schweigen zu breiten.

Ich sehne mich nach Ellen. Das ist die Wahrheit.

Ich habe es geleugnet vor mir und werde es wieder vor mir leugnen. Aber hier gibt es keine Lüge.

Und nur die Lüge ist es, was die Sehnsucht schmäht, und so herabzieht, daß die Erfüllung ihr Gefahr droht. Hier in der Wahrheit schwebt sie auf unsterblichen Fittichen, unerreichbar der Erfüllung und sicher ihrer selbst.

Und in ihrer stolzen Sicherheit malte sich die Sehnsucht das Bild der Ersehnten und vertiefte sich in ihre Züge. Das Cello malte Ellens Bild. Und Peters Hand, da sie das Tonbild rief, spielte mit ihrem Haar und streichelte ihre Stirn.

Er schloß die Augen.

Und da ging es mit sachten Wellen über sein eigenes Haar, und über den Hals, über den Nacken und den Rücken hinunter.

Er wollte es verlachen aus sicherer Höhe — und er vermochte es nicht.

Da erlahmte seine Hand. Und er schob zuckend das Cello beiseite.

Draußen versuchte sich schon die Morgendämmerung, der das Schneelicht half, an ihrem Werk. Bleich sahen die Sterne auf die weiße Erde.

Peter riß sich die Kleider vom Leibe und rannte nackt in den Garten, warf sich in den Schnee und wälzte sich herum, schauderte und johlte und stöhnte und schrie vor Lust. Das war sein Morgenbad am zweiten Oktober dieses großen Jahres.

Als er wieder in den Kleidern saß, reckte er sich mit Kraft. Ich hab' mir die Wahrheit gegeigt — nun gibt es für mich keine Furcht mehr!

Ich hab' mich mit dem ersten Schnee des Jahres gewaschen. Wer das tut, der bleibt bis zum nächsten Winteranfang von aller Fieberbrunst verschont. Vater Wittmüß sagt es. Vater Wittmüß denkt bei dem Waschen mit Schnee nur an die Nasenspitze. Und er — er hatte sich ganz und gar im Schnee gebadet. Wie sicher mußte er sein gegen jedweden Fieberanfall! Was konnte ihm geschehen?

(Schluß folgt.)

Arme Seele.

Daß Deine Seele so hungrig ist,
Hast Du es keinem gesagt?
Hat Dich den ganzen langen Weg
Auch nicht einer gefragt?

Ich glaubte, ich käme keinem recht,
Sie blickten alle so eilig und satt —
Ich meinte zuletzt, es wäre schlecht,
Wenn einer Hunger hat.

Walther Unus.

Auerhahnzauber!

Von Anton Freiherrn von Perfall.

Stille der Nacht! Kein Lüftchen! Es hat geregnet, eine feuchte Kühle steigt auf, zwischen zerrissenem Gewölk flimmern die Sterne; schwarz, ehern ragen die Waldberge; da und dort im irgendwoher geborgten Licht eine schwache Kontur zeigend. Fernab liegt alle Kultur, die Winterstube erinnert kaum daran, mit ihren schwarzen Stämmen, ihrem moosigen Dach. Urwaldsfrühling atmet!

Jakl, der Jäger, zündet die Laterne an, ich folge in ihrem schmalen Lichtkreis, der über krauses Wurzelwerk läuft, über weiße Stämme; goldgefleckte Salamander fliehen, von dem ungewohnten Strahl getroffen, schwerfällig über den Ziehweg den dunklen Gründen zu, dicht über uns im Fichtengeäst klagt der kleine Kauz um die weichende Nacht.

Immer aufwärts auf sich windendem Pfad. Bald lichtet sich der Wald, mächtige Fichten zeichnen ihre schwarze Silhouette gegen das helle Firmament, bald schlägt das feuchte Geäst uns um die Ohren. Man spricht nicht in dem großen Schweigen. —

Jakl hält an. „Da wär' a Platzl zum Luf'n." Er beleuchtet mit der Laterne einen flachen Stein im Wurzelwerk einer Buche.

Es hört sich besser im Sitzen, wenn jede Muskel ruht, und wir sind nicht mehr weit vom Hahn.

„Glei' auf dem Pendl da drent hat er gestern g'falzt!" erklärt der Jakl.

‚Pendl' ist sein Lieblingswort. Ich habe in zwanzig Jahren nicht recht herausgebracht, welche Örtlichkeit er eigentlich damit meint, eine Erhöhung oder ein Tal, immer sieht es sich anders an; so füge ich mich auch heute ohne weitere Frage in die Erklärung.

Es wird tief ausgeatmet, der Bergstock vorgestemmt, dann ‚gelust' mit ganzer Seele. Man muß dies Horchen kennen, dieses alle Poren dem Tone öffnen, dieses Zurückdrängen der Phantasie, die jeden fallenden Tropfen, das Rieseln eines Wassers irgendwo, das Knistern eines sich hebenden Zweiges, das Knurren des eigenen Magens, zum Falzgesang macht.

„Sakra, wird do' net wegg'standen sei — a Luader is scho' a verdraht's," brummt der Jakl.

Mich kitzelt der Husten, ich halte den Hut vor. Jakl macht eine drohende Bewegung.

Nichts, kein Laut.

„Grad das Graberl geh'n ma no' nauf, wenn er do' weiter oben, — seine Mucken hat er scho'." Doch Jakl macht nur einen Schritt, dann steht er erzstarr — der erste Schnakler tönt herüber aus dem Buchenhang — ganz nah' — noch wie traumverloren — dann lange Pause.

Wir horchen atemlos. Jakl schüttelt bedenklich den Kopf — — Der zweite Schnakler, als ob ein Bleikorn in eine Silberschüssel fällt, so metallisch ist der Klang, nun rasch sich folgend, immer rascher, bis das Delirium beginnt, ein seltsamer Überschlager, dann das Schleifen, wie von einem Wetzstein. Das ist der Höhepunkt, der absolute Wahn, währenddem er nicht hört und sieht im brünstigen Verlangen. Der wahre Auerhahnzauber im schweigenden Walde!

Meiner Berechnung nach falzt er in dem gemischten Bestand dicht vor uns, keine hundert Schritt entfernt.

Der Tag graut allmählich, ein schmaler roter Streif leuchtet gegen Osten zwischen den Stämmen, eine Schnepfe knarrt über uns hinweg, irgendwoher eine verschlafene Vogelstimme.

Ich lasse Jakl zurück und springe an. Der Hahn falzt ununterbrochen, ich brauche kaum eine Pause zu machen — da plötzlich verschweigt er — ich prüfe jeden Ast — der schwarze Knorren dort könnt' er sein — aber keine Bewegung — nichts — das schwarze Geäst hebt sich jetzt scharf vom heraufziehenden Morgen — nichts — bleibt mir noch die schwarze, dichtbewipfelte Tanne. Da

macht er schon wieder auf — hat ihn schon — in der Tanne — das ist boshaft. Ich springe rechts, links, abwärts, aufwärts, vorwärts — wie verhext, die aufstrebenden Wedel verdecken alles — einmal zittert ein Ast — aber das geht doch nicht — und Schlag auf Schlag in taumelnder Brunst — und keine Feder zu sehen. Einmal sendet er einen Morgengruß herab, ich prüfe die Richtung, aber nichts zu entdecken — —

Jakl kommt herangeschlichen. „Was haben's denn?"

„Wenn ich ihn nicht sehe, kannst Du da schießen?"

„War net aus." Er macht es wie ich, wir umkreisen den Baum. Jetzt entdecke ich den Stoß, ganz oben im Wipfel und vor dem Stoß ist der Hahn. — Schon lege ich an — Aasjägerei! So einen Prachtkerl in Verlust schließen, ist so schon Grausamkeit genug, solche Liebeslust zu stören. — Da prasselt er schon auf und macht allen Bedenken ein Ende — fällt sofort wieder ein, — wieder in eine Fichte. Jetzt ist's aus mit meinem Mitleid, jetzt mußt du her! Hat sich was! Er sitzt wie in einem Nest, von dichtem Nadelwerk umgeben, nur einmal reckt er den Kopf etwas vor — und schon ruft der Kuckuck, und die Meisen zanken. Ich senke in Ergebung das Haupt. Jakl lacht in stiller Wut in sich hinein. Keine Möglichkeit! Eine Henne gackert — fällt dicht vor uns ein — pomphaft zieht der Morgen in den Wald. Ich gebe jeden Versuch auf und warte nur auf das Ende des Spieles. Mitten im Falz streicht der Hahn ab.

„Jetzt sind wir fertig!" rufe ich laut. Jakl macht eine wütende Bewegung. „San's do' stad." Wieder tönt der Falz ganz in der Nähe — und ich im glühenden Eifer darauf los. Er steigt vom Boden auf — rings gackern die Hennen. — Da wird mir ein überraschender Anblick. — Auf einem Baumstock trippelt der Hahn mit gespreizten Flügeln, den Stoß gestellt; hinter sich den rosigen Morgen, erscheint er wie eine scharf gezeichnete Silhouette — und er verbeugt sich und spreizt sich, tausendfältiges Leben fibriert durch sein Federkleid — die Werdelust, der ewige Drang, derselbe Drang, der jede Knospe springen läßt und köstlichen Duft durch den Wald strömt, und ich Menschlein davor, um ihm Halt zu gebieten mit meinem Feuerrohr, den kalten Tod an seine Stelle zu setzen! — Ja, wenn der Kerl mich nicht so getratzt hätte seit einer Stunde — und der Jakl tät anders lachen und ich selber, wenn es vorbei wäre — und der Hahn am Ende auch — a sauberer Jager — Professor hätt'st werden sollen — und dann — „Ein hartes Los und dennoch hoch gepriesen, im Wonnetaumel zu zerfließen," sagt der alte Kobell, mein Meister und Lehrer — —

Da kracht der Schuß durch den prächtigen Morgen. Das war wirklich ein plötzlich Zerfließen, kein Flügel zuckt mehr, wie ich den Hahn an den ‚Füßen' emporhalte, nur ein leises Zittern läuft durch das Gefieder — die letzte Liebeswelle!

Nußhäher schimpfen, der Kuckuck ganz mißtönig in seinem Zorn über die Störung — Der Auerhahnzauber ist erloschen!

Ich bin seltsam befriedigt. — Warum? Müßige Frage — Ziele wollen erreicht werden, Nerven wollen in einem Schlußmotiv sich ausschwingen — uralte Regungen tauchen auf aus den tiefen Gefühlslagerschichten der Jahrtausende, bei dem einen so, bei dem andern so — und es gibt noch gefährlichere — schädlichere.

„Is Ihna vielleicht gar net recht, daß wir ihn haben, den Tropf," meint der Jakl, „weil's so schaun?"

„Schon, Jakl — gewiß — aber —"

„Aber! Gibt's da a no' an aber?" Er lacht in seinen Bart. „War no' schöner, wenn so a alt's Luader den Jungen net Platz machat. Das gang ja gar net! 's nächste Jahr falzt lang a anderer an sein Platz. Is ja alleweil das gleiche, und aus geht's nia."

Das ist praktische Unsterblichkeit. Sie löst in mir alle Skrupel. So hat mir's der Jakl schon oft gemacht. Ich schränke den Hahn, hänge ihn an meinen Bergstock und schreite dem Tale zu, das in weißer Apfelblüte vergraben heraufleuchtet aus dem saftigen Grün der Hochlandwiesen.

O Heimat, wie bist du schön, wenn aus Winterstarre der junge Gott dich befreit — und ein Auerhahn am Bergstock hängt!

Polyhymnia. Gemälde von John Lavery.

Mont St. Michel. Stich von Johan Peeters.

Ein Märchen vom Mont Saint Michel.

Von Rudolf Adelbert Meyer-Paris.

Eine Arbeit über den Dialekt des anglo-normannischen Dichters Guillaume de Saint Pair hielt mich schon seit lange an den Schreibtisch gefesselt. Herr Guillaume de Saint Pair hat im XIII. Jahrhundert einen Roman über den Mont Saint Michel geschrieben: er ist nicht gerade ein sehr geistreicher Poet zu nennen; aber er schrieb alles, was ihm schimmelige Pergamente und alte Leute vom Berge des heiligen Michael erzählten, so wacker und treuherzig auf, daß ich ihn doch beim längeren Umgang liebgewann. Aus den Reimversen, die er wie Glasperlen zu zwei und zwei auf den Faden seiner Erzählung aufreiht, stieg mir mit der Zeit der biedere Sinn einer entschwundenen Welt auf, und so habe ich denn den anfangs so trockenen, kleinen Oktavband, in dem uns Herr Francisque Michel romantischen Angedenkens die erste gedruckte Ausgabe des alten Guillaume beschert hat, oftmals von Anfang bis zu Ende zu meinem Zeitvertreib mit immer neuem Vergnügen durchgelesen.

Neulich Abend wollte meine sprachforschende Tätigkeit wieder einmal gar nicht vorwärts gehen. Es war einer von den Abenden hochgespanntester Gemütlichkeit, wo man im behaglichen Gefühl des Zuhauseseins mit einer gewissen Wollust das entfernte Stampfen und Klingeln der Straßenbahn hört, die da draußen im gelben dichten Nebel des winterlichen Paris durch die Rue Gay Lussac eilt. Auf dem Kaminsims lächelt das alte, geschnitzte Heiligenbild, auf dem Feuerroste singt und knistert ein tüchtiger Stoß Buchenholz. „Bouboule", das zu Weihnachten neuerstandene, schwarze Kätzchen, hat ernsthaft die Pfoten übereinander gelegt und zwinkert, leise schnurrend, in die Flammen. Ringsherum ein paar Ölbilder und die vielen, vielen dunklen Bücher, über deren goldgepreßte Rückentitel ab und an ein leiser Reflex des Kaminfeuers huscht. In der buntbemalten bretonischen Schale schmelzen die letzten Kristalle eines Zuckerstücks, das den lieblich aufduftenden Grog versüßen soll. Die Füße stecken in einem Paar unsäglich gemeiner, aber angenehm durchwärmender schwarzer Filzstiefel, der Halskragen hat schon längst dem bunten Foulard Platz gemacht, und das Haupt ist gegen schädliche Zugluft und Verkühlung — wenn eine solche trotz der frisch ausgefütterten Türen und Fenster möglich sein sollte — durch ein noch vom vorigen Sommer her salzwasserbesflecktes, dunkelblaues bretonisches Barett geschützt. Gesamteindruck: eingefleischt junggesellig, etwas schlampig, aber eben darum um so anheimelnder.

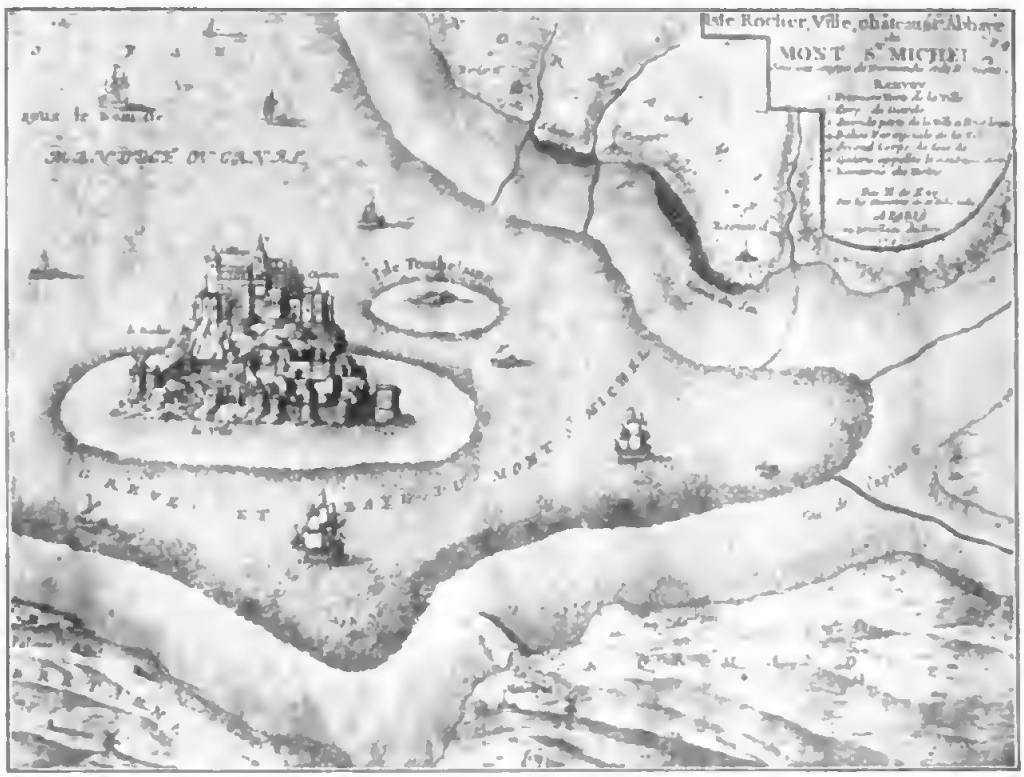
Vom Schreibtisch grinsen mich einige Zettel an: „graunt v. 22"; „taunt v. 23"; „alegaunce v. 105"; „grevaunce v. 106"; hm, hm! offenbar Reimworte, die ich mir aufgeschrieben habe, weil sie zugleich belegen, daß altfranzösisch „an" im anglo-normannischen Dialekte als „aun" auftritt. Dann kommt ein mit Rotstift hervorgehobener Zettel:

Quokelaunde ?
n. pr. v. 51.
Hs. C.
vgl. v. 377, 498 u. a.

Brr! Die Handschrift B. (Additional 26876 des Britischen Museums zu London) schreibt also im Vers 55 „Quokelaunde“ statt des sonst gebrauchten „Quokelunde“. Es handelt sich um den Namen des wilden, finsteren Waldes, der einst den Mont Saint Michel umgab. Liegt hier nun bloß ein Schreibfehler oder eine bewußte Anlehnung an „land“ oder gar eine neue Form des Eigennamens vor? — Das soll ich heute abend entscheiden! Gerade heute abend, wo ich in traulicher Heimlichkeit mit Katerschnurren und lieblich duftendem Grog meine stille Orgie feiere! — Nun sehen wir uns das Schmerzenskind einmal näher an! Bald ist die Stelle gefunden, doch — ach! — statt über die Frage Quokelaunde-Quokelunde nachzudenken, erliege ich der Versuchung: ich lese weiter und schon nach fünf Minuten bin ich im dichtesten Gestrüpp des Märchenwaldes Quokelunde, um mich herum huscht eine schattenhafte Gestalt, in dem gedämpften Licht des dichten Forstes kann ich sie kaum erkennen, doch das kann niemand anders sein als Herr Guillaume de Saint Pair, der mir zuliebe seinen steinernen Sarkophag verlassen hat. Und wie ein ungewisser Abendwind rauscht und raunt mir seine Stimme eine wunderbare Geschichte zu, während wir unsere Schritte über das weiche, feuchte Moos lenken.

‚Seltsame, langverwehte Kunde will ich Dir leise ins Ohr raunen von dem geheimnisvollen Walde Quokelunde . . .

Heute rollt zwischen der guten Stadt Avranches, zwischen Carolles in der Normandie und Cancale, dem bretonischen, ruhelos die See. Bald überflutet sie den weiten Meerbusen, bald gibt sie zur Zeit der Ebbe das weite Sandfeld frei, das sich rings um die Insel Tombelaine und den Berg des heiligen Michael breitet. Doch wo heute der Tod dem Pilger mit



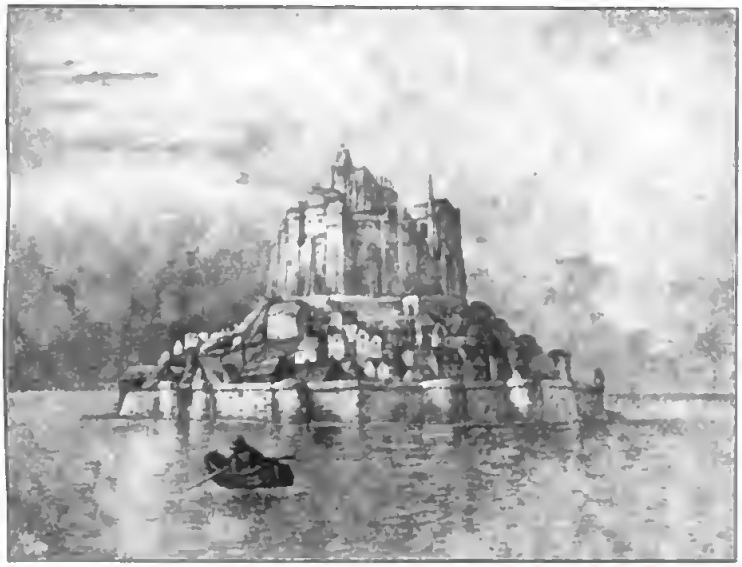
Mont St. Michel mit seiner Umgebung. Stich von Coquart.

Mont St. Michel. Nach einem alten Stich.

Nebel, Untiefen und plötzlicher Flut nachstellt, da war einstmals, viele Jahrhunderte vor der Zeit meines Lebens, ein wilder, düstrer Wald: der Wald von Quokelunde. Hohe, schwarzgrüne Eichenbäume und hundertjährige Eichen ließen auf seinen feuchten Moosteppich kaum einen Lichtstrahl durchdringen; Schlangen, Wölfe, Bären und giftige Drachen schlichen und krochen hier und da durch das Gestrüpp. Nur ein schmaler Weg führte durch die schreckliche Wildnis von Quokelunde. Wie mir die alten Chroniken erzählten, hat ein heidnischer Kaiser, Antonius mit Namen, diesen Pfad durch die Wildnis gebahnt. Kaum aber wagte ihn jemand zu betreten: nur mit Grausen im Herzen schritten die armen Schiffer nach glücklich vollendeter Fahrt zu den geheimnisvollen Opferstätten des Sonnengottes Belenus auf den beiden Felskuppen da droben über dem alten Walde von Quokelunde, um den Priesterinnen das gelobte Weihgeschenk zu bringen. Diese Priesterinnen aber waren Dienerinnen des Teufels. Oftmals haben sie die jungen Seeleute mit ihren Listen und Lüsten umgarnt, so daß diese niemals oder doch krank an Leib und Seele von dem Berge zurückkehrten. Zwei hohe Steine, die sie in ihrer heidnischen Sprache Menhire nannten, hatten sie auf dem Berge errichtet; in ihnen hatten die höllischen Dämonen ihre Behausung.'

Also sprach Herr Guillaume de Saint Pair mit Seufzen, und mir schien es, als hörte ich die Bäume des Waldes von Quokelunde leise rauschen. Er aber fuhr fort: ‚Als man an die sechshundert Jahre zählte, nach unseres Erlösers Geburt, da lebten in der frommen Stadt Poitiers weise Männer, die beschlossen, Gott zu dienen und wohlgefällig zu sein durch einen gottseligen Lebenswandel, durch Beten und Singen, durch Buße und Kasteiung. So machten sie sich eines Tages auf den Weg gen Norden. An ihrer Spitze schritten zwei gottesfürchtige Männer, Paternus und Scubilio, die der Herr später in die Zahl seiner Heiligen aufgenommen hat. Der Allmächtige aber, dem der Götzendienst auf den Felsen schon längst ein Greuel gewesen war, verlieh ihnen Kraft, die Dienerinnen des Teufels zu verscheuchen, und die Zaubersteine, in denen der Böse gehaust hatte, wurden auf wunderbare Weise durch die schwache Kraft eines unmündigen Kindleins umgestürzt.

Die frommen Eremiten bauten sich hier und da in dem schrecklichen Walde ihre Einsiedlerhütten; auf den Bergen aber,



Mont St. Michel. Lithographie von Garrette-Bondessein nach Desvaux.

aber fuhr fort: ‚Als nach unſeres Herrn Jeſu Chriſti Menſchwerdung ſiebenhundert Jahre verronnen waren, da war eine Zeit großer Wunder und Zeichen, die die Chriſtenheit in Staunen und Schrecken verſetzten und wohl ein Vorgeſchmack des Jüngſten Tages ſein mochten. Und um dieſelbige Zeit erſchien der Erzengel Michael auf dem Berge Garganus im Lande Apulien und befahl, ihm allda ein prächtiges Heiligtum zu errichten. Damals aber lebte zu Avranches, der uralten Stadt, da der Wald Quokelunde ſeinen Anfang nimmt, ein heiliger Biſchof des Herrn, ein rechtſchaffener Mann mit Namen Autbertus. Als er einmal nächtens im Schlummer lag, verbreitete ſich plötzlich eine himmliſche Helle um ihn her, und vom Strahlenglanze umfloſſen erſchien ihm der Erzengel Michael in einem goldſchimmernden Harniſch, einen juwelenbeſetzten Helm auf dem Haupte, und ſprach alſo: ‚Autbertus, höre meinen Willen! Ich befehle Dir, daß Du mir ein Heiligtum gründeſt, gerade ſo, wie man's mir auf dem Berge Garganus im Lande Italien errichtet hat!‘ Mit dieſen Worten verſchwand die Erſcheinung, während Autbertus, noch ganz geblendet, vom Lager auffuhr. Der Biſchof erwog, daß der hölliſche Feind am liebſten heilige und fromme Männer zu Opfern ſeines Gaukelſpiels wählt, und da der Teufel gerade ihm ſchon oftmals Schlingen gelegt hatte, kam er zu der Überzeugung, daß ihm der Böſe auch diesmal einen Höllenſpuk vorgezaubert habe. So achtete er der Erſcheinung weiter nicht.

In der folgenden Nacht aber kam der heilige Michael abermals vor das Antlitz des Biſchofs Autbertus getreten. Diesmal war er zornig und ſchalt den frommen Mann, daß er ſo ungläubig geweſen ſei;

die ſich über den Eiben und Eichen von Quokelunde erhoben, errichteten ſie zwei Bethäuſer, die ſie dem heiligen Stephanus und dem heiligen Symphorianus weihten. Alſo entſtand das monasterium ad duas Tumbas, das Kloſter zu den zwei Hügeln.

Der Wald aber war rauh und unwirtlich und bot ihnen weder Speiſe noch Trank. Doch ein Prieſter in dem Dorfe Aſtre hatte Mitleid mit den heiligen Männern und ſandte ihnen alltäglich durch einen Eſel zu eſſen und zu trinken. Eines Tages nun ward der Eſel, der ſeinen Weg ſtets allein zu finden wußte, von einem gierigen Wolf überfallen und verſchlungen. Die Mönche warteten vergeblich auf ihre Nahrung und flehten zum himmliſchen Vater um Hilfe in der Not. Und wie ſie noch auf den Knien lagen, da kam der ſchreckliche Wolf durch das Gebüſch geſchritten, ganz ſanft und fromm trug er auf ſeinem Rücken den Sack, den der Eſel den heiligen Männern hatte bringen ſollen, und von jenem Tage an brachte der Wolf den Mönchen ihre tägliche Nahrung und Notdurft.‘

Alſo ſprach Herr Guillaume de Saint Pair mit ſeiner wunderlichen, leiſen Stimme, da wir Seite an Seite durch den Wald von Quokelunde ſchritten, und ich hörte die Blätter des Zauberwaldes rauſchen und lauſchte ſeinen Worten. Er

grimmig erhob er seinen Arm und versetzte dem Bischof Autbertus mit dem Zeigefingerknöchel der zusammengeballten Hand einen Schlag, wie ihn die Schulbuben gemeinhin Kopfnuß zu nennen pflegen. Der heilige Autbertus wurde von einem heftigen Schmerz durchzuckt und fragte den Erzengel gar demütig: ‚So tu mir denn zu wissen, wo auf dem Berge ich Dein Heiligtum errichten soll!' Der Erzengel versetzte ihm: ‚Morgen wirst Du im Walde Quokelunde einen Stier finden, den ein Straßenräuber an einen Eibenbaum im finstersten Dickicht des Waldes angebunden hat, um ihn zu verbergen. Löse den Strick und folge dem Stier, wo er sich niederlegen wird, allda sollst Du mein Heiligtum errichten.' Mit diesen Worten entschwand der heilige Michael.

Als der Bischof Autbertus am nächsten Morgen erwachte, tat ihm sein Kopf arg wehe, und zu seiner Verwunderung entdeckte er an der Stelle des Kopfes, die der Erzengel geschlagen hatte, eine Wunde, die späterhin in seinem Leben niemals ganz zugeheilt ist. Die frommen Pilger, die nach der Gervasiuskirche zu Avranches wallen, um den Schädel des heiligen Autbertus in seinem gold- und silbergeschmückten Reliquiar zu sehen, erkennen noch heute ein Loch im Schädel des Heiligen an eben derselben Stelle, die ihm damals so heftigen Schmerz bereitete. Er sah ein, daß das kein Teufelsblendwerk sein konnte, und trotz seiner Schmerzen machte er sich auf in den Wald Quokelunde, wo er alsbald den Stier fand. Er löste den Strick, und das Tier wandelte nach allerhand Kreuz- und Querwegen auf den größeren der beiden Berge. Oben angelangt legte es sich nieder und begann friedlich die Kräuter wiederzukäuen, die es bei seinem langen Wege auf den Berg hier und da gerupft hatte.

Als man siebenhundertundacht Jahre nach unseres Heilands Geburt zählte, ging der heilige Bischof Autbertus ans Werk. Der Erzengel hatte ihm geboten, die Kirche genau wie das Heiligtum auf dem Berge Garganus in Apulien zu bauen. Autbertus aber kannte diesen Tempel nicht und war darob in großer Bekümmernis. Da erschien ihm St. Michael wiederum im Traume, zeigte ihm den äußeren Anblick des Heiligtumes, und als Autbertus am nächsten Morgen kam, um den Werk-

Mont St. Michel von Westen während der Flut gesehen. (Neurdein Freres phot.)

leuten alles kundzutun, da entdeckte er zu seiner Verwunderung, daß der Morgentau nur auf einem beschränkten Raume gefallen war, der eben dem Grundplane des Tempels vom Berge Garganus entsprach, wie er ihn im Traume gesehen hatte. Die Werkleute gruben und bauten nun emsig, bis auf dem größeren der beiden Berge das Kirchlein fertig stand. Dieser heißt seit jenem Tage der Berg des heiligen Michael, während der kleinere seinen Namen Tombelaine beibehielt.

Um dem bescheidenen Heiligtum ein größeres Ansehen zu geben, sandte Bischof Autbertus Sendboten zum Berge Garganus ins Land Italien; die sollten von den Mönchen, die dort im Tempel des Erzengels einige kostbare und wundertätige Reliquien bewachten, ein paar Partikel dieser heiligen Überreste erbitten. Die Sendboten wurden freundlich aufgenommen und erhielten ein Stück vom Mantel St. Michaels und ein Bruchteil des Steines, auf dem der Fuß des Heiligen gestanden war. Nach langer Reise kamen sie wieder in ihrer Heimat an. Als sie nun aber von der hochgebauten Stadt Avranches in die Ebene hinunterblickten und wie in früherer Zeit das Auge über die dunklen Wipfel des Waldes Quokelunde schweifen lassen wollten, da war er verschwunden: das Meer war fast bis an den Fuß von Avranches vorgedrungen, und nur zwei Inseln, der Mont St. Michel und Tombelaine, ragten aus den graugelben Wassern hervor. Eine ungeheure Meerflut hatte, während die Mönche in fremden Landen weilten, den geheimnisvollen Wald verschlungen, und nur mit Mühe hatten sich die Eremiten auf den Mont flüchten können. Zu Schiffe mußten die Ankömmlinge die heiligen Reliquien in das Gotteshaus geleiten, Untiefen und Wirbel drohten allerorten, und nur unter steter Gefahr konnte der gebrechliche Nachen am Fuße des Granitberges landen. Schreckliche Zeichen begaben sich alle Tage: während der Ebbe lag die Sandwüste, die den Wald Quokelunde bedeckte, bloß, aber wehe dem, der leichtsinnig den Weg durch das Sandfeld wagte. Die Bäche und Rinnsale, die einst den Forst durchzogen hatten, rieselten noch unter der Erde hin, . . . wehe dem, der auf einen solchen Bach geriet! . . . der Boden begann unter seinen Füßen zu schwanken und zu schaukeln, er sank immer tiefer in den Schlamm und grub sich durch das Gewicht seines Körpers selber sein Grab. Sein Angstschrei verstummte erst, wenn sich der gleitende Sand über seinem Haupte geschlossen hatte, dann sank er weiter hinab, bis ihn die Äste des versunkenen Waldes auffingen. Am andern Tage verdunkelte der böse Feind plötzlich die Luft, ein dicker Nebel verhüllte Inseln und Küste. Kein Weg, kein Laut rings umher außer dem Schrei der Möwen . . . da auf einmal naht sich ein Toben, es braust heran wie tausend Reitergeschwader, das ist die Meerflut, die wilde Meerflut, die von ihrem Reiche wieder Besitz nimmt und alles verschlingt, was ihr begegnet.

Der Empfangssaal der Gäste. (Neurdein Frères phot.)

Die Kunde von diesem Schrecken des neuen Meeres, das

den Wald von Quokelunde verſchlungen hatte, verbreitete ſich bald weit im Lande, ſie vermochte aber nicht den Ruf der wundertätigen Reliquien dort oben auf dem Mont zu übertönen: von allen Seiten ſtrömten die Pilger zum wundertätigen Mont St. Michel du Péril de la Mer und bald übertraf der Berg an Ruhm die berühmteſten Wallfahrtsorte der Chriſtenheit.

Die Krypta des Aquilon. (Neurdein Frères phot.)

Oftmals beſtieg Biſchof Autbertus die Kanzel ſeines Heiligtums, um dort das Wort Gottes zu verkünden und rechtſchaffene Ermahnungen an die Pilger zu richten.'

So klangen die leiſen Worte des Herrn Guillaume de Saint Pair an mein Ohr. Wir waren auf unſerm Wege an den Fuß eines Berges gelangt, auf deſſen Gipfel ein Heiligtum lag, und ich verwunderte mich, ein ſeltſames Geräuſch hinter meinem Rücken zu vernehmen. Als ich mich umdrehte, war der Wald Quokelunde, durch den wir ſo lange geſchritten waren, verſchwunden, in langen, glitzernden Zügen kamen die Wogen herangerollt und brachen ſich faſt zu unſern Füßen. Wir aber ſtiegen ſchweigend über Felſen und Geröll zu dem kleinen Kirchlein empor und traten ein, indem wir unſere Stirne mit dem geweihten Waſſer benetzten.

Was war das doch für ein ſeltſames Gotteshaus! Bald ſchienen weite Rundbogenhallen, von Säulen mit phantaſtiſch behauenen Kapitälen getragen, im Weihrauch zu verſchwimmen, dann war's wieder wie eine kleine Kapelle, die nur von einer trüben Lampe erhellt ſchien. An den Wänden allerlei alter Bücherkram, Heiligenleben in braunes Leder gebunden, über deren goldbedruckte Rücken der letzte Schimmer der Ampel über dem Altare huſchte. Beſonders merkwürdig war die Kanzel, unten ſchien ſie wie der Buſch Moſis zu brennen nnd zu glühen, während der heilige Autbertus ſich ganz ruhig auf das Marmorgeſims über den Flammen lehnte und predigte. Und an den Stufen der Kanzel lag, wie eine ſchwarze Kugel, ein kleines ſchwarzes Kätzchen. Ab und an klang ein leiſes Singen aus einem kleinen Weihwaſſerkeſſel, in dem das Waſſer über den Flammen des Buſches allmählich verdunſtete, und dies Summen und Singen wurde alsbald wimmernd und klagend wie die Stimmen der Seelen im Fegefeuer, die der heilige Patricius und andere fromme Männer am See Dungal in Irland aus dem Grunde einer tiefen Höhle einmal vernommen haben. Auf einmal war Herr Guillaume von Saint Pair hinter einem Leichenſteine, den er wie eine Tür hinter ſich zuſchlug, verſchwunden, der Biſchof Autbertus auf ſeiner Kanzel aber ſah mich ernſthaft an und begann zu predigen, wobei ſeine wohlgeſetzten Worte den geſchulten Dialektiker verrieten: ‚Gott der Herr hat Dir Augen geſchenkt, alle Herrlichkeit der Natur zu erſchauen, er hat Dich mit Kräften des Verſtandes begabt, damit Du nachſinneſt, wie die Welt, die Dein Auge erblickt, von ihm ſo meiſterlich aufgebaut iſt; er hat Dir ein Herz gegeben, damit Du in ſüßer Luſt erbebſt ob all dem Schönen und Er-

Die Wandelhalle. (Neurdein Frères phot.)

habenen, das Du siehst und erkennst, er hat Dir endlich das Gedächtnis verliehen: das sei Deine Schatzkammer, darinnen Du aufbewahren sollst einen Schatz lichter Schönheit, tiefer Erkenntnis und inniger Freude, zu Deinem und Deiner Nachfahren Nutz und Frommen. Wie eine Seerose im Wasser hättest Du all die feinen Arme und Glieder Deiner Seele ausstrecken sollen, um all dies köstliche Gut zu suchen, zu ertasten und zu ergreifen. Hast Du's Dich aber der Mühe verdrießen lassen, solch kostbare Schätze zu sammeln und zu bewahren? —

Mit nichten! — Es läuft eine feile Dirne durch die Gassen, die sich einem jeden hingibt, der sie einmal zufällig erhascht; kurz und flüchtig ist ihre Umarmung: ihr Name aber ist Fortuna. Ihr haben Deine Augen nachgeblickt, ihr hast Du nachgetrachtet, bei ihr hast Du flüchtige Lust gesucht, und die Schatzkammer, die Du hättest füllen sollen, ist leer geblieben! —

Geh in Dich, Du eitler Sünder; verlaß den Lärm der Gassen und zieh in die Einsamkeit: wie einstmals die heiligen Männer Paternus und Scubilio und ihre Genossen in den Wald Quokelunde gewandert sind. Tu eine Pilgerfahrt zum heiligen Michael du Péril de la Mer, auf daß Du die Dirne Fortuna vergissest, auf daß Du innerlich gesundest und reine Gedanken Dein Herz erfüllen. Amen!' —

Ich fuhr aus dem Schlafe auf . . . die Lampe schwelte in ihren letzten Zügen und warf einen gespenstischen Schein über die Statue des heiligen Gregorius auf dem Kaminsims, die ich einmal in der Auvergne gekauft hatte, das Feuer war ganz zusammengesunken; spärliche Funken glimmten noch in der Asche, während zu beiden Seiten der bronzenen Roststäbe die verkohlten Enden der Holzscheite lagen. — Das Kätzchen war durch meine Bewegungen ebenfalls aus dem Schlaf erwacht, es sprang vom Stuhle herunter und rieb nun noch halb schläfrig seinen Rücken an meinen Füßen. Gerade noch eben im Zwielicht erkennbar grinste mich der Zettel „Quokelaunde" an, während ich am Fußboden den Roman du Mont Saint Michel entdeckte,

von dem schändlicherweise einige Seiten beim Herunterfallen zerknittert worden waren. Ärgerlich ging ich zu Bett. Bouboule nahm ihren gewohnten Platz am Fußende des Bettes ein, und bald lagen wir beide in tiefem Schlummer.

Nach der einstimmigen Behauptung alter Weisen, Kirchenväter und Philosophen hat der Mensch seine besten Gedanken in der morgendlichen, klassischen halben Stunde zwischen Aufwachen und Aufstehen: Dinge, über denen wir wochenlang gebrütet haben, sind uns auf einmal klar, und es geschehen Zeichen und Wunder. Als ich nun nach meinem Abenteuer im Walde Quokelunde erwachte, begann ich ernsthaft über die Bußpredigt des heiligen Autbertus nachzusinnen. Zuerst hielt ich alles für einen Ausfluß meines melancholischen, zum Grübeln geneigten Temperaments, dann aber tauchte leise bei mir die Besorgnis auf, ob mir im Falle des Ungehorsams vielleicht vom heiligen Autbertus eben eine solche Kopfnuß zuteil werden würde, wie er sie seinerzeit vom Erzengel erhalten hatte. — Doch nein, von solch einem wirren Traum darf man sich doch nicht beeinflussen lassen! — Aber, aber — eigentlich hatte der heilige Autbertus mit seinen altfränkischen Worten doch recht: eine Pilgerschaft zum Berge des heiligen Michael wäre vielleicht gar nicht so unangebracht, und was er von der Dirne Fortuna sagte, hatte auch eine gewisse Richtigkeit. Nach weiteren drei Minuten stand in mir der Entschluß fest, mit dem Abendzuge auf den Mont Saint Michel zu fahren.

Beim Mittagessen erklärten mich die Freunde für toll und malten mir in lebhaften Farben aus, wie ich mir bei einer solchen winterlichen Exkursion auf dem Mont, vom Sturme geschüttelt und durchpfiffen, vom Regen durchweicht und von der Kälte erstarrt, eine phänomenale Influenza holen würde. „Das ist mal wieder so einer von Deinen Einfällen!“ Sie mochten reden, was sie wollten, mein Entschluß stand fest. Am Abend um 10 Uhr 15 Minuten saß ich auf der Gare Montparnasse im Nachtschnellzug nach Granville. Es regnete leise. Als ich gegen 5 Uhr morgens in Folligny in den Bummelzug nach Pontorson umstieg, regnete es noch immer leise. Ich aber hatte Vertrauen auf den heiligen Autbertus und rollte gemächlich nach Pontorson. Um 8 Uhr morgens sprang ich aus dem Wagen. Es hatte zu regnen aufgehört.

* * *

Ich wandre, ich wandre, im frischen Winde auf dem langen Deich, der heute den Mont mit dem Festland verbindet, meinem Ziel entgegen, links und rechts von mir melancholisches, flaches Marschland, das man dem Meere abgerungen hat. Vor mir aber in der Ferne schwebt im leisen, blaugrauen Dunst der Mont Saint Michel: eine derbe und doch feingegliederte Masse steigt er über der bleifarbigen Fläche des Meeres empor. Unten schirmt ihn der Kranz von gewaltigen Mauern und Türmen gegen Wellen und feindlichen Angriff; kaum überragen die spitzen, moosbewachsenen Dächer des Städtchens diese gewaltigen Bastionen. Darüber lagert sich die Abtei mit ihren

Der Saal des Almosenpflegers. (Neurdein Frères phot.)

himmelstürmenden Mauern, die von nervigen Strebepfeilern unterstützt werden, zu oberst endlich haben die klugen Baumeister eine gewaltige Plattform geschaffen, auf der sich wie eine stolze Krone auf dem Haupt eines Königs die Abteikirche mit ihren Zacken und Türmchen erhebt: ein ernstes, romanisches Langhaus, ein wuchtiger, romanischer Vierungsturm, auf dem sich das Zierwerk einer schlanken, gotischen Turmspitze erhebt, und auf der Ostseite der hohe, gotische Chorbau aus dem XV. Jahrhundert, der sich mit seinen Strebebögen und Fialen wie ein vielstimmiger Orgelchoral zum Himmel aufschwingt. So vielfältig die Gestaltung des Ganzen ist, so wird sie doch durch den einheitlichen Gedanken des gen Himmel Strebens zusammengehalten, einheitlich und geschlossen wirkt der Bau schon von fern dem Pilgersmann entgegen, jeder Stein zeigt gen Himmel, so recht ein Gotteshaus, die Seele des Wallfahrers dem Überirdischen zuzuführen.

Da bricht die Sonne durch die Wolken: in warmes Gelb getaucht flimmert der Mont wie ein fernes Märchenschloß über dem einförmigen Grau der Meereswogen, und ich beflügle die Schritte, dem Ziele meiner Wallfahrt näherzukommen.

Am Stadttor angelangt, das links und rechts von mächtigen runden Türmen verteidigt wird, reißen mich die Dinge dieser Welt aus meinen Träumen: die hohe Flut hat den Durchgang vom Deich zum Stadttor unterbrochen, und nur auf den Schultern eines Fischers wird das trennende Wasser überwunden. Nun stehe ich im ersten Vorhof der Stadt, da gähnen mir zwei große Bombarden entgegen, die man den belagernden Engländern im Jahre 1434 abgenommen hat. Durch die Porte de la Barbacane und die Porte du Roi, zwischen alten Häusern, Warttürmchen und zinnengekrönten Mauern hindurch gelangt der Pilger in die Hauptstraße des Städtchens, das sich in traulicher Krümmung den heiligen Berg hinanzieht. Die Häuser stehen da in bunter Reihe: einfache Schifferhütten wechseln ab mit alten Pilgerherbergen und mit Läden unter rundgemauerten weiten Fensterbögen, wo man einstmals dem Fremdling Heiligenbildchen, Figürchen aus Blei und Zink, Pilgermuscheln und anderes frommes Gerät verkaufte, um es zum Zeichen der vollendeten Wallfahrt auf die braunen Pilgermäntel zu nähen.

Was kümmern mich die neumodischen Fremdenherbergen: die alte Hostellerie du mouton blanc, der „Weiße Hammel", soll mir für die Tage meiner Pilgerfahrt Obdach gewähren.

Ein hohes Feuer brennt im Kamin, der seit Jahrhunderten vom Rauch geschwärzt ist; dicke, klobige, rauchgedunkelte Balken tragen die niedrige Decke. In den Kupfer- und Zinngeräten an den Wänden spiegelt sich die lodernde Flamme. Ringsumher altes, dunkelbraunes Holz, Schränke mit blankpolierten Messingbeschlägen. Ein gedämpftes Tageslicht fällt durch die gewölbten Fenster und die Tür herein, die den ganzen Tag über offen steht, denn der Winter ist lau und milde auf dem Mont. Während ich frühstücke, streicht der große graue Kater, der den stolzen Namen Jean Bart führt, mit gekrümmtem Rücken leise schnurrend um mich herum. Unterdes geht draußen in dem kleinen, heimlichen Gäßchen das Leben des Städtchens seinen alltäglichen Lauf: das Klappern der Holzschuhe auf dem holprigen Pflaster kommt näher und verhallt, die Frauen und Mädchen plaudern beim Zubereiten der Küche, die Fischer ziehen mit Körben und Netzen zum Strande, alles gemütlich, still, friedlich; weitab liegt der „Fremdenverkehr", der im Sommer diese stille Harmonie durch seinen Mißton zerstört.

Doch die innere Stimme mahnt das Gelübde zu erfüllen und den Schritt zur hohen Abtei hinan zu lenken. Durch die enge, gewundene Gasse, dann über die hohen Bastionen hin, wandere ich einsam in die Höhe, zum Châtelet hinan, der ersten großen Befestigung, die die hochragende Abtei von der unteren Stadt mit ihren zweihundert Bewohnern absondert.

Die Abtei starrt in Mauern und Bastionen nach allen Seiten; wie aber unter der rauhen, erzgeschienten Brust eines kampferprobten Kriegers oft ein weiches und mildes Herz wohnt, so lebte

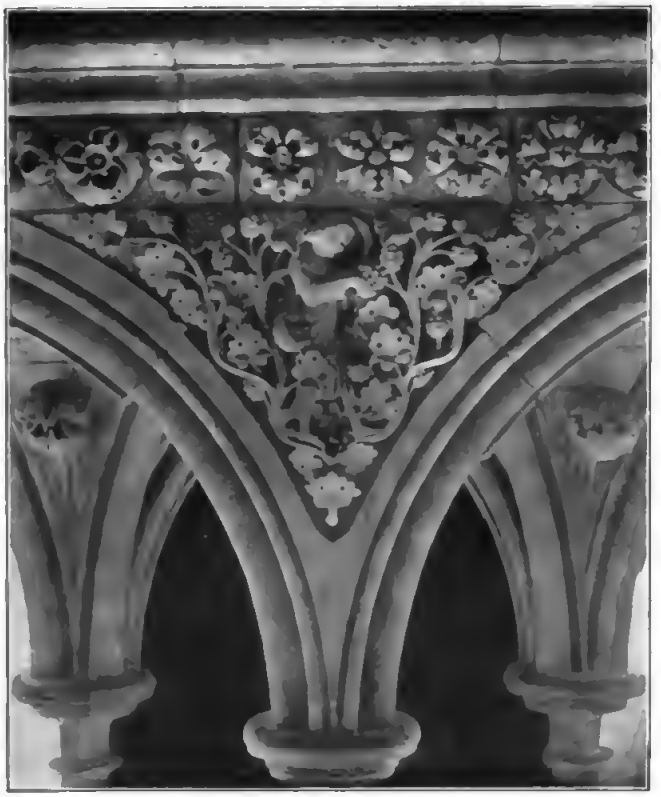
auch in der waffenstarrenden Abtei eine gläubige Inbrunst, die im Laufe der Jahrhunderte Stein auf Stein schichtete, um den heiligen Berg dem Himmel zu nähern. Frommer Sinn und hoher Mut haben während des ganzen Mittelalters die Mönche des Mont erfüllt. Gegen 966, als kaum die räuberischen Einfälle der Normannen ihr Ende gefunden hatten, ergriffen die klugen Benediktiner aus Jumièges und Fontenelle vom Mont Besitz. Schon zu Beginn des XI. Jahrhunderts faßten sie den erhabenen Gedanken, den heiligen Gipfel des Mont mit einer auf gewaltigen Grundfesten errichteten herrlichen Basilika zu krönen; zugleich führten sie die Bauten des Klosters neu auf — ein kleines Refektorium erinnert noch an jene Zeiten, alles andere ist von den Flammen verzehrt worden. Ernst und feierlich ist die Krypta des Aquilo auf der Nordwestseite des Berges mit ihren schweren Gurtbögen, die ein massiges Kreuzgewölbe tragen. Aus derselben Zeit (dem Anfang des XII. Jahrhunderts) stammt die zierliche Wandelhalle der Mönche, die über der „Krypta des Nordwinds" errichtet ist. Überall eine einfache und gemessene Harmonie. In diesen schlichten Hallen blühten die Künste und Wissenschaften, hier sammelte Abt Robert von Torigny eine reiche Bibliothek, deren Überreste heute in der alten Stadt Avranches aufbewahrt werden, die einst aber dem Mont den Ehrentitel „die Stadt der Bücher" einbrachten. Um dieselbe Zeit dichtete Guillaume de Saint Pair seinen Roman auf dem Mont. So blühten und gediehen Wallfahrtsort und Kloster während des XII. Jahrhunderts immer glänzender empor. Um 1203 aber fielen die Bretonen unter Guy de Thouars mit vierhundert Rittern in die Normandie, um sich für die Kriegszüge Heinrichs II. von England zu rächen. In diesen wilden Zeiten verschlangen die Flammen den Mont. Schöner und herrlicher, einem Phönix gleich, sollte er sich aus der Asche erheben: von 1203—1228 wurde der schönste Teil der Abtei, die Merveille, aufgeführt, in der die in ihrer heitern Einfachheit so ergreifenden Baukünstler des XIII. Jahrhunderts eines ihrer herrlichsten Werke schufen. Dieses

Der Rittersaal. (Neurdein Frères phot.)

Wunderwerk Frankreichs wird neben den Kirchen von Caen und den Kathedralen von Chartres und Amiens stets als eines der schönsten Juwelen französischer Architektur gepriesen werden. Keine unnützen Prunkstücke: leicht und sicher wird ein Geschoß von den Gewölben des andern getragen. Ein großartiger, einheitlicher Gedanke ist in dem ganzen Werk durchgeführt: einfach und schlicht sind die massigen Pfeiler des Erdgeschosses und die schlanken Säulen des ersten und zweiten Stockwerks, einfach und schlicht sind die Kapitäle und Friese, denen markige Hohlkehlen ein kräftiges Profil verleihen. Gewaltige Strebepfeiler stützen den ganzen Bau und gliedern die gewaltige Masse für das Auge, zierliche Galerien, feingerippte Fenster in schöngeschwungenen Nischen, das alles schließt sich mit natürlicher Folgerichtigkeit zusammen. Das Erdgeschoß ruht auf dem Felsen und birgt die Almosenhalle und den Keller, schmucklos, massig, ernst wie der Riese Atlas, der schwere Last auf seinen Schultern trägt. Im ersten Stockwerk ein Studiersaal mit luftigen Altanen, er heißt, seit dort im Jahre 1469 der Ritterorden vom heiligen Michael durch Ludwig XI. gestiftet worden war, der Rittersaal: zwei Reihen leichter, graziöser Pfeiler tragen die schlanken Kreuzgewölbe, und in dem anstoßenden Empfangssaal für vornehme Gäste überspannen hohe, schlanke Säulen mit den elastischen Gewölberippen wie leichte Palmbäume den Raum. Darüber endlich der Kreuzgang mit seinen zierlich gestellten Porphyrsäulen und dem reichen Skulpturenschmuck. An dieser Stätte beschaulicher Ruhe beginnt sich die überquellende Phantastik der mittelalterlichen Künstler zu regen: Weinlaub mit üppigen Trauben umrankt den Fries; in den Rosetten zwischen den einzelnen Bögen erzählen uns die Bildhauer köstliche Märchen von allerlei seltenen Pflanzen, von fabelhaftem Getier, Vögeln und Drachen, die durch das zackige Blattgewirr hinkriechen und an den Trauben naschen, und von fröhlicher Weinlese im Herbst. Auch die Sphinx mit süßem Mädchenkopf

Der Kreuzgang. (Neurdein Frères phot.)

in gotiſcher Haube kriecht mit ſchuppigem Drachenleib durch das Blättergewirr. — Dann wieder predigen die Meiſter, die den fern von Caen herbeigeführten weißen Kalkſtein ſo fein zu bearbeiten wußten, vom Leiden Chriſti, von den Heiligen, vom apokalyptiſchen Lamm, das im himmliſchen Jeruſalem thront, und zum Beſchluſſe haben ſie, in frohem Künſtlerſtolz, ihr eigenes Antlitz abgemeißelt. Da leben all die bunten Fabeln der Marie de France, die ſüßen romantiſchen Lais und die Schwärmerei der Graalsſagen noch heute im feingehauenen weißen Stein. Das war für die Mönche ſo recht ein Raum, um beſchaulich zu luſtwandeln, nachdem ſie in dem anſtoßenden Refektorium, dieſem Wunderwerk ſicherer und ſchlichter Baukunſt, die Mahlzeit eingenommen hatten, während einer der Brüder in der Vorleſerniſche mit einem erbaulichen Heiligenleben das Mahl gewürzt hatte.



Zwickelfeld des Kreuzganges. (Neurdein Frères phot.)

Über der Merveille erhebt ſich, auf dem höchſten Gipfel des Berges, der ſtolze Bau der Baſilika, die Krone des Ganzen. Beſcheiden und ſchüchtern hatten die braven Werkleute im XI. Jahrhundert das Langhaus der Baſilika aufgeführt, indem ſie ſorgfältig über der kühn gewölbten Plattform auf gewaltige, aus dem Leibe des Berges herauswachſende Grundpfeiler ſich ſtützend, Arkade auf Arkade errichteten, wie ſie es von den großen Meiſtern in Caen gelernt hatten. Wie eine getragene, uralte Melodie, ein ernſter cantus firmus, tönt es aus dem Dämmer dieſer altertümlich feierlichen Hallen zu Gottes Lobe. Doch Sturm und Regen zernagten und verroſteten den Granit, und im Jahre 1420 ſtürzte der Chor des alten Baus zuſammen. Die Engländer waren nach der Schlacht bei Formigny (1450) verjagt, rings blühten die Lande wieder auf, in den Kirchen tönten die Danklieder zu Gott in kühn und künſtlich florierten, vielſtimmigen Weiſen. Da führte der Abtkardinal Wilhelm von Eſtouteville den ſtolzen Bau des noch heute ſtehenden vielzackigen Chors auf, um auch mit ſtummen Steinen in kühnen Strebebögen, in hochfliegenden Gewölben und zierlich blühenden Pfeilern und Fialen dem Himmel ein vielſtimmig zuſammenklingendes Danklied zu ſingen. Das waren keine zaghaften Werkleute mehr, die ſich noch ſcheuten, das Hauptſchiff in ſtolzem Gewölbe zu überbrücken, das waren jetzt reife, in großem Zuge ſchaffende Künſtler, die noch einmal zuſammenfaßten, was die großen Baukünſtler des Mittelalters geſchaffen und erträumt hatten.

So ſteht das ganze Wunderwerk des Mont noch heute da, aber keine Orgel brauſt mehr in den feierlichen Hallen der Baſilika, keines Mönches Fuß betritt mehr den Bau der Merveille, der Palaſtbau der Äbte birgt keine Kunſt und Wiſſenſchaft liebenden Prälaten mehr, die Geſchlechter, die in jahrzehntelangem Kampf

Strebepfeiler der Südseite. (Neurdein Frères phot.)

während des hundertjährigen Krieges den Mont Saint Michel als einzigen Fleck der Normandie gegen die Engländer zu halten wußten, sind dahingeschwunden. Der feuchte Westwind aus der Bretagne aber weht noch immer um den Mont, still träumt er Winter für Winter in seinen Erinnerungen, und glücklich, wen in stiller Zeit eine innere Stimme zur Einkehr in sich selbst, zu stiller, beschaulicher Pilgerreise hierher einlud.

Rings um mich erklingt das gewaltige Lied der Natur, jeder Tag läßt mir neue Herrlichkeiten erstehen, jeder Sonnenaufgang zaubert neue Schönheit hervor. Bald ist die Küste in leises Blaugrau gehüllt, ein feiner Schleier schwebt über Granville, Avranches und dem fernen Mont Dol in der Bretagne. Bald wieder ist der Horizont in dunkelblaue und purpurne Töne getaucht. An anderen Tagen kündet sich die Sonne mit dunklem, satten Morgenrot an. Breite Wolkenbänke, von tiefstem Purpur getränkt, lagern über dem dunklen Festland, die oberen Reiche des Himmels erfüllt mattes Grau, über dem Sandfeld liegt der Widerschein der vollen, unendlich tiefen Blutfarbe. Wie im Traume stehe ich auf der obersten Bastion, vom Sturme durchblasen, und sehe nun, wie das gewaltige Rot sich aufzuhellen beginnt und sich dem ganzen östlichen Himmel mitteilt; an den Rändern verliert es sich mit mattgelben und grünlichen Tönen in das halbverschlafene, stumpfe Grau des Himmels. Tief unten aber rauscht das Meer, leichter Dunst steigt aus ihm auf und verschmilzt all diese reichen Farben zu voller Harmonie.

Die Wellen bersten am Fuße der Ringmauern. Da beginnt die Sonne hervorzubrechen, goldene Strahlen zerreißen den bunten Schleier des Osthimmels. Wie ein breites goldenes Band zieht der Couesnon, der alte Grenzfluß zwischen Normandie und Bretagne, durch die erwachende schwarzgrüne Ebene, golden leuchten Wasseradern und Teiche auf. In großen, weiten Zügen streben die Wellen dem Ufer zu, ihre weißen Kämme werfen dunkle Schatten hinter sich auf das Wasser, leise gewellt schimmern die Fluten wie Opale in dem glitzernden Widerschein des Ostens und in dem bleiernen Grau des Westhimmels. Unter mir liegt noch halbverschlafen das Städtchen. Helle Rauchwölkchen aus verwitterten Schornsteinen. Ein Traum

aus alten Romanen oder Märchenbüchern, grauer Stein, bemooste Dächer.

Da steht sie endlich, im vollen Glanz, die große Sonne, ein warmer Schein erhellt den Mont. Der goldene Michael von Fremiet auf der gotischen Turmspitze beginnt zu glitzern und zu gleißen. Über die Bäume am Nordabhang huscht das Licht, und ihr gelbes Moos leuchtet warm auf. Still ziehen die Möwen im hellen Sonnenschein ihre Kreise, verträumt freut sich Tombelaine der erwärmenden Strahlen.

Einen wunderschönen Teppich aus hellgrau, altgold und dunklen Tönen breitet die Sonne über das östliche Meer, milde bläulich schimmern die Fluten im Westen. Durch Schießscharten und verborgene Pförtchen dringt das Licht in das alte Gemäuer, und überall webt es seine goldenen Fäden. Ich folge den Spuren der warmen Sonne, von einem Saale der Abtei schlendere ich planlos in den anderen, und überall ernte ich goldene Schönheit in reichen Garben.

Doch die Flut fällt, und die Ebbe deckt das Sandfeld auf. Das ist just die Zeit, hinüber nach Tombelaine zu wandern. Die frohe Sonne belustigt sich, den Schatten des Mont mit großen Strichen auf den hellen Sand zu zeichnen. Ausgelassen toben die munteren Hunde, meine Begleiter, durch das weite Feld hin und suchen die Schatten der Vögel, die über den Sand gleiten, zu erhaschen. Frisch fegt der Wind über die Fläche und bauscht den Mantel auf. Beim Wandern aber in all der Herrlichkeit fällt des Pilgers Blick immer wieder auf den Mont zurück, mit der Merveille da oben, die still und freundlich im Bewußtsein ihrer Schönheit herabschaut: das ist das Allerheiligste, zu dem die Seele immer und immer wieder zurückkehrt.

Und die Stunden des Tages rinnen rasch dahin. Schon steht eine weiße Sichel über Avranches, indes die Sonne beim Mont Dol versinkt.

Die Dämmerung schwebt hernieder, und bald füllt der bleiche Mond mit seinem milden Licht die Meeresbucht, das rauschende Lied der Freude des Sonnentags klingt in die stillen Akkorde des silbernen Schimmers aus, der leise über die Ebene gleitet und die massige schwarze Silhouette des Mont umschwebt. Noch ein letzter Gang im Mondlicht über die Wälle und durch das Sandfeld, an dem Brünnlein des heiligen Symphorian vorbei, zur Kapelle des heiligen Autbertus am Strande, auf deren Giebel das Steinbild des Bischofs im geheimnisvollen Dämmer steht. Freundlich scheint er mir zuzuwinken, er freut sich, daß ein getreuer Pilger seinen Rat recht verstanden hat. Staunt er wohl, daß er mich nicht mit langem Pilgerstab, den gefährlichen Sandboden betastend, heranschreiten sieht? Erwartet er wohl, daß sein getreuer Pilger im Muschelhut und braunem Mantel gewallt kommt, oder wundert ihn, daß ich ohne das silberne Hörnlein komme, dessen Ton bei plötzlichem Nebel und Wassersnot Hilfe herbeiruft, daß mein Kleid nicht zum Schutze gegen Gefahr mit zinnernen Heiligenbildlein benäht ist? Vielleicht freut er sich doch, daß auch heute noch ein Wallfahrer aufrichtigen Herzens zu seinem Heiligtum geschritten kommt, wenn der Mont Saint Michel au Péril de la mer vom Winde umweht im stillen winterlichen Schlafe liegt und von schöneren Zeiten träumt.

hir pennam fixi
Penitet me si male scripsi

(Alter Vers.)

Fülle.

Was ich geschaut, das schließe ich in der Sprache Kleid.
In Klang und Farben gieße ich all mein Glück und Leid,
Ein Klang aus andern Räumen, ein Licht aus andrer Welt,
Das nur in hehrsten Träumen in unsre Seelen fällt,
Wie Marmor ohne Tadel und keusch wie frischer Schnee
Und jedes Wort von Adel und tiefer als die See.
In Licht und Klänge hülle ich meine Seele ein
Und kann in eigner Fülle demütig selig sein. —

Melanie Ebhardt.

Fata Morgana.

Von Hedda von Schmid.

Als in St. Petersburg die Winterſaiſon ihren Höhepunkt erreicht hatte, in einem Jahr, wo beſonders glänzende Feſte dort ſtattfanden, erhielt der Gardekornett Zaganoff eines Abends — er warf ſich juſt in Paradeuniform, um auf einen Ball zum amerikaniſchen Geſandten zu fahren — ein Schreiben von ſeinem Vater.

Der Brief hatte einen langen Weg zurückgelegt: er kam aus der Kalmückenſteppe.

Der alte Fürſt Erindji-Menko Zagan, welcher auf der ſich zwiſchen Aſtrachan und Stawropol hinziehenden Steppe als Oberhaupt ſeines kalmückiſchen Stammes in patriarchaliſcher Weiſe hauſte — über ſich nur die ruſſiſche Regierung und ſeinen vielarmigen Götzen Buddha — ſchrieb höchſt ſelten Briefe.

Er war ſeinen Stammes- und Standesgenoſſen ſoweit in der Ziviliſation voraus, daß er ſich in ſeiner Anſiedlung ein zweiſtöckiges Wohnhaus hatte erbauen laſſen, aus dem er nur im Hochſommer in ein mit perſiſchen Teppichen und kunſtvoll geflochtenen Schilfmatten geſchmücktes Zelt überſiedelte.

Zur Zeit der letzten Regierungsjahre Alexanders III. war er an der Spitze einer Kalmückendeputation, die dem Zaren eine Dankesadreſſe überbrachte, nach Petersburg gereiſt.

Nach allerhöchſtem gnädigen Empfang wurde den Delegierten im Winterpalais ein Frühſtück ſerviert, bei dem ſich nur Menko Zagan tadellos aus der Affäre zog — er war der einzige, der verſtand, mit Meſſer und Gabel umzugehen.

Seine Gefährten, in der köſtlichen Unbefangenheit echter „Kanadier", tranchierten, zum ſtummen, überwältigenden Entſetzen der bei Tiſch aufwartenden Hoflakaien, Kapaun und Rinderfilet ſchlankweg mit dem kalmückiſchen Meſſer, das ihnen in lederner Scheide vom kaukaſiſchen Gürtel über der linken Hüfte herabhing.

Die nordiſche Reſidenz imponierte dem Steppenſohn Menko gewaltig. Er empfand faſt mit Beſchämung, wie ſehr man dort unten an Wolga und Kaſpiſee in der Ziviliſation nachhinkte . . . Vielleicht trug auch eine beiläufig hingeworfene Bemerkung eines der höfiſchen Würdenträger, mit denen er in jenen Petersburger Tagen in Berührung kam, das ihrige dazu bei — genug, im folgenden Jahre ſchickte er ſeinen, damals zehn Sommer zählenden älteſten Sohn in eine Petersburger Kadettenanſtalt.

An Geld mangelte es Menko Zagan nicht — er beſaß ungeheuer große Herden von Schafen und Kamelen; die Pferde, die auf den ihm gehörenden Steppenwieſen aufgezogen wurden, verkaufte er immer mit ſehr hohem Gewinn.

Sobald der Kadett Erdeni ſeinem Vater ſchrieb, daß er Geld brauche, erhielt er umgehend und unbegleitet von Ermahnungen zur Sparſamkeit, die geforderte Summe. Viel anderes ſchrieb der Junge überhaupt nicht nach Hauſe: die geiſtige Kluft, die ſich naturgemäß zwiſchen ihm und den Seinen aufgetan hatte, war unendlich groß und wuchs noch von Tag zu Tage.

Erdenis Mutter, die, wie alle Frauen ihres Volkes, früh gealtert war, führte das faule Daſein einer vornehmen Kalmückin: ſie rauchte mit Behagen ihr Pfeifchen, das ſie am Gürtel trug, ſtickte mit feinen Goldfäden Sterne und ſeltſam geformte Blumenblätter auf Seide und Sammet zum Schmuck der hohen kalmückiſchen Frauenmützen und ſaß nach Sonnenuntergang auf einem koſtbaren Teppichſtreifen, Hof haltend, inmitten der Weiber und Mädchen ihres Stammes, die, Ziegeltee trinkend und kleine

Der Glasſchleifer.

Gemälde von Joſeph Kriwer.

in Fett geſchmorte Kuchen knabbernd, ſie im Kreiſe umhockten.

Menko Zagan ſorgte unentwegt dafür, daß ſich ſein Konto auf der Reichsbank in Aſtrachan erhöhte. Er war ſtolz auf ſeinen Älteſten, der, nachdem er Junker geworden war, zu einem längeren Beſuch heim kam.

Erdenis jüngere Geſchwiſter, die ſchlanke, braune Halga, die trotz Schlitzaugen und platter Naſe einen gewiſſen Charme beſaß, und der kleine Mandji, ein nachgeborenes Kind, ſtaunten die Uniform des großen Bruders an. Die Mutter empfand ein wenig Scheu vor dieſem Sohn, deſſen Weſen ihr fremd war, an deſſen Intereſſen ſie keinen Anteil zu nehmen verſtand. Mit dem Vater ſtand ſich Erdeni näher — dem brauchte er nur von Petersburg zu erzählen, um ſein Intereſſe zu wecken. Der alte Fürſt ſchwelgte dann in der Rückerinnerung an den Glanzpunkt in ſeinem Leben ... Die Fürſtin hatte ſich, ſoweit ihre orientaliſche Indolenz und der Reſpekt vor ihrem Gatten es überhaupt zuließen, immer dagegen aufgelehnt, daß ihr Älteſter in Petersburg erzogen wurde; es hatte Stunden gegeben, in denen ſie die ferne Stadt, die ihr den Sohn „geraubt“ hatte, förmlich haßte.

Erdeni wußte nichts Rechtes zu Hauſe anzufangen — zeigte eigentlich nur Intereſſe für die Pferdeherden. Er wählte ſich die ſchönſten Tiere aus, um ſie mitzunehmen. Er wollte Gardehuſar werden, ſeine ſchlanke, ſehnige Kalmückenfigur eignete ſich vortrefflich dazu.

Die Damen fanden ihn intereſſant ausſehend, tanzten gern mit ihm, er galt als einer der beſten Mazurkatänzer. Seine ſchwarzen Augen waren größer, als es ſonſt bei den Mongolen der Fall iſt — ſein Blick hatte etwas Weiches, Sammetartiges.

Erdeni ſtand vor ſeinem Toilettentiſch, der ſo ausſah, als gehöre er einer Dame, und goß Eßbouquet auf ſein Batiſttaſchentuch, als ihm der Burſche den Brief ſeines Vaters brachte. Er ließ das Schreiben uneröffnet liegen. Was konnte ſein Vater ihm denn Wichtiges ſchreiben? Erdeni las außerdem ſehr ungern die kalmückiſchen Schriftzeichen, die er nur mit Mühe entzifferte ...

Der Brief lag drei Wochen lang neben einer franzöſiſch abgefaßten Einladung der Gräfin Wiljägin zum „Thé dansant“. Endlich — in einer Katerſtimmung — las ihn der junge Offizier mit einem unangenehmen Vorgefühl: was er aus den erſten Zeilen erſehen, ließ ihn von der Chaiſelongue aufſpringen und die ſoeben erſt angeſteckte Zigarette heftig fortſchleudern.

Nach Hauſe ſollte er — den Dienſt quittieren — — war der Alte in ſeiner Steppeneinöde denn ganz des Teufels?

Erdeni lief ein paarmal in ſeinem luxuriös ausgeſtatteten Kabinett auf und nieder und nahm dann widerwillig den Brief aufs neue zur Hand ... Sein Bruder war tot ... vor zwei Monaten bereits geſtorben. — Armer Kleiner! Schwindſüchtig hatte er von jeher ausgeſehen, nun war es mit ihm raſch zu Ende gegangen, nach einer Lungenentzündung, die er ſich auf einem Ritt durch den Schneeſturm geholt hatte.

Wie traurig der Alte ſchrieb ... Ganz einſam waren nun er und die Mutter ... Halga hatte vor einem Jahr einen jungen Nachbarfürſten geheiratet ... Damals, zur Hochzeit der Schweſter, war er das letztemal daheim geweſen. Wie ſehr hatte er ſich über die einem Petersburger Salonmenſchen barbariſch dünkenden kalmückiſchen Hochzeitsgebräuche mokiert ... Drei Tage lang hatte man die Hochzeitsfeier ausgedehnt — der Bräutigam war mit ſeinen Freunden hoch zu Roß gekommen, um die Braut zu rauben nach altem kalmückiſchen Brauch — er mußte ſie aus dem Kreiſe der Ihrigen reißen, in den Sattel heben und entführen. Die Braut wird von ihren Freundinnen und alten, wie Megären ſich gebärdenden Weibern verteidigt. Sie dringen mit Koſakenpeitſchen bewaffnet auf ihn ein, die Hiebe hageln nur ſo hernieder, bis es ihm endlich gelingt, ſeine Beute zu packen und auf ſein Roß zu heben ... In raſendem Galopp ſprengt er endlich davon, verfolgt vom Geheul der Weiber.

Im Zelt ihres Gatten muß die junge Ehefrau drei Tage ſtundenlang auf einem Teppich knien, ihr Haupt wird mit einem ſeidenen Kaftan umhüllt, man reicht ihr Speiſe und Trank, aber an der noch

immer fortdauernden Hochzeitsfeier darf sie sich nicht mehr beteiligen.

Haarsträubend hatte Erdeni diese Gebräuche gefunden und seine Ansicht der Schwester ausgesprochen. Allein er hatte absolut kein Verständnis gefunden. Halgas Augen hatten ihn nur zornig angesprüht: sie verlangte doch nichts anderes; ihre Mutter hatte sich ebenso entführen lassen, sie begriff einfach nicht, daß ihr Bruder in der geheiligten Sitte einen Akt der Roheit erblickte ... Solche uralte Tradition war in den Augen der jungen Frau unantastbar.

Mit einer großen Anzahl photographischer Aufnahmen — die Steppe zu allen Tageszeiten darstellend — war Erdeni nach Petersburg zurückgekehrt ... Er nahm sich fest vor, seinen Besuch zu Hause nicht so bald zu wiederholen ... Wenn die da unten sich fernab von jedweder Zivilisation zufrieden fühlten, so war es eben ihr Glück ... Er dankte dafür, sich bei lebendigem Leibe in der trostlosen Ebene zu begraben.

Und jetzt schrieb sein Vater, als verstünde es sich von selber, „er solle, da sein Bruder tot, heimkommen, unbedingt sobald als möglich“ ... Nach einigem Nachdenken sagte sich Erdeni, daß ihm nichts anderes übrig bleiben würde, als auf eine kurze Zeit Urlaub zu nehmen — er mußte sich ja nun auf jeden Fall mit dem Vater auseinandersetzen. Er depeschierte, daß er Mitte Februar in die Steppe abreisen würde; vier Tage dauerte es, bis ein Telegramm die Ansiedlung erreichte, dann konnte der Alte sich ja bis auf weiteres beruhigen, und der Sohn durfte noch die Faschingszeit in der Hauptstadt mitmachen. Er nahm, nachdem er seine erste Bestürzung überwunden hatte, die Sache auf die leichte Achsel ... Er kam sich gewissermaßen groß vor durch das Opfer, das er seinen alten Eltern brachte — schon die Fahrt durch die um diese Jahreszeit so unwirtliche Steppe, die mehrere Tage dauerte, nachdem er die letzte Eisenbahnstation verlassen mußte, bildete für einen so verwöhnten Menschen, wie der junge Fürst es geworden war, wahrlich kein Vergnügen.

Abgesehen von all diesem, gab es für ihn einen Magnet, der ihn an Petersburg fesselte: — in den Salons, in denen er verkehrte, hatte er die junge Gattin eines ältlichen Gutsbesitzers kennen gelernt. Er fragte sich, nachdem man ihm einiges über die Gräfin Xenia erzählt hatte, nachdenklich, ob die europäische Sitte, die es zuläßt, daß Eltern ihre blutjunge Tochter einem ungeliebten Gatten vermählen um äußerer Vorteile halber, nicht am Ende viel schlimmer sei als der kalmückische Brauch, laut dem sich der Steppensohn mit roher Gewalt das Weib erzwingt, das ihm im Grunde seines Herzens freudig in sein Zelt folgt und nur so tun muß, als sträube es sich.

Seine Schwester war mit ihrem schwarzbraunen Gatten gewiß tausendmal glücklicher, als die Gräfin Xenia an der Seite ihres alten, hochmütigen, kalten Gemahls...

Als Erdeni ihr auf einem Ball vorgestellt wurde, verliebte er sich sofort in sie. Er machte ihr von Stund' an unverhohlen den Hof — die Sitte der Gesellschaft hatte ja nichts dawider, daß verheiratete Frauen am meisten umschwärmt werden...

Die Gräfin Xenia besaß, obgleich sie liebreizend war, wenige Verehrer; man fand ihr Wesen zu farblos, zu wenig kokett — — Man glossierte in der Gesellschaft, als man bemerkte, daß Erdeni der jungen Frau, deren Ruf als unantastbar galt, die Schleppe trug.

„Der Heide und die Heilige“, so nannte man die beiden spöttisch. Die Weltkinder verübelten es der jungen Frau auch nicht im geringsten, daß sie sich vom Husarenkornett Zaganoff den Hof machen ließ. Es geschah außerdem so sehr harmlos — die Gräfin gab es selber nie zu, daß der junge Fürst ein Courmacher war, sie fand, daß in seiner Art etwas naiv Knabenhaftes lag, das aller Firnis des Großstadtlebens nicht zu verwischen vermochte. Er konnte so kindlich und herzlich lachen, und in seinen Sammetaugen lag kein Schimmer von typischer Mongolentücke. Die in ein paar schweren Ehejahren an Lebenserfahrungen rasch gereifte Frau kam sich diesem knabenhaften Manne, der einige Sommer älter war als sie, überlegen und fast mütterlich vor ... Sie liebte es, mit ihm zu plaudern und mochte es ganz besonders gern, wenn er ihr von der Steppe erzählte. Die Ama-

teurphotographien, die er aus Langeweile zu Hause gemacht hatte, schenkte er ihr; sie war entzückt von den Abbildungen der weiten Ebene.

An einem Märzmorgen — früher war er doch nicht zu seiner Reise gekommen — stand Erdeni Abschied nehmend vor der Gräfin in ihrem eleganten Salon.

„Also auf Wiedersehen, Fürst, zu Ostern," sagt die junge blonde Frau, „und Sie werden mir mal eine Karte schreiben, nicht wahr? Vergessen Sie auch nicht, Ihren Kodak mitzunehmen, Sie sind mir noch eine Aufnahme des großen Buddhatempels schuldig, von dem Sie mir erzählt haben. Sie wissen ja, ich interessiere mich für den Buddhismus. Ich möchte die Aufnahmen von allen fünf Abteilungen des pyramidenartigen Tempels in meinem Album für Amateurphotographien haben. Und auch jenes Grabmal des heilig gesprochenen Oberpriesters in der Nähe der Ansiedlung Ihres Vaters müssen Sie für mich photographieren. Sie sehen, wie gut ich schon Bescheid weiß nach Ihren Schilderungen. Ich freue mich auf die Bilder. Auf Wiedersehen, Fürst, am ersten Osterfeiertag bei uns zum Osterfrühstück. Reisen Sie glücklich und grüßen Sie Ihre Steppe von mir."

Als Zaganoff im Coupé des Schnellzuges saß, glaubte er noch immer die weiche, süße Stimme der Gräfin zu vernehmen, das Veilchenparfüm, das sie bevorzugte, zu spüren ... In das Rattata der eiligen Waggonräder raschelte die seidene Schleppe der geliebten Frau. Ja, nun, wo sich die räumliche Entfernung zwischen ihm und ihr mit jeder Sekunde vergrößerte, wußte er erst, wie wahnsinnig lieb er diese Frau hatte.

‚Sie', bei der seine Gedanken ununterbrochen weilen, hat durch ihn die Steppe grüßen lassen ... Daran denkt er, während er im federlosen Postwagen über die noch graue Ebene dahinrollt.

Nach einer acht Tage dauernden Fahrt näherte er sich der Ansiedelung seines Vaters, wo sich, die Zelte stolz überragend, das fürstliche Wohnhaus erhob.

Sein Vater trat ihm, sich schwer auf seinen Stock stützend, entgegen. Die ehedem elastische Figur des alten Fürsten war gebeugt, sein Antlitz faltig und fahl geworden, die Augen verschwanden fast unter den Lidern, über denen sich dünne, graue Brauen wölbten.

Der Mutter Lieblingskind war der kleine Sohn gewesen, der Benjamin in dieser heidnischen Familie ... Die Fürstin sah vergrämt aus, sie lag stundenlang vor den Götzenbildern auf den Knien und flehte alle guten Geister an, sich der Seele des gestorbenen Knaben zu erbarmen. Erdeni war ihr ein vollkommen Fremder und kein Trost in ihrem Jammer.

Man hatte Mandji neben dem Grabmal jenes heilig gesprochenen buddhistischen Oberpriesters bestattet.

Der alte Fürst berichtete Erdeni von der Totenfeier des Knaben, an welcher der ganze Stamm teilgenommen hatte. Er sagte, daß nach den Worten der Priester Mandjis Seele eher in eine höhere und seligere Abteilung der abgeschiedenen Geister kommen würde, da sein Körper neben der letzten Ruhestätte des weisen und heiligen Oberpriesters in den Steppensand gebettet worden war.

Erdeni hörte zerstreut zu ... Seine Gedanken weilten in Petersburg ... Heute begann die dritte Fastenwoche ... nach einem Monat erwartete ihn die Gräfin Xenia Pawlowna zum Osterfrühstück. Er zählte schon jetzt die Tage bis zu seiner Abreise ... Vor allen Dingen hieß es nun, sich mit seinem Vater auseinanderzusetzen ... Dem Wunsch des letzteren, der seinem eigenen so sehr widersprach, hatte Erdeni, je mehr er darüber nachgedacht, gar keine so wichtige Bedeutung beigemessen. Der Vater selbst hatte ihm die bunte, unendlich viel Schönes bietende Welt jenseits der Steppengrenze erschlossen, er durfte ihn ihr nun nicht willkürlich und despotisch entreißen ...

Er liebte den Rock des Kaisers, den er trug, er war stolz auf ihn.

Der Vater mußte ja, sobald er ihm alles vorstellen würde, zur Einsicht gelangen, daß er von seinem Sohn nicht Unmögliches fordern konnte.

Unter solchen Reflexionen begann er seine Aussprache mit dem Vater. Aber es kam anders, als er es sich gedacht.

Als der Knabe Mandji mit dem Tode rang, hatten die Priester dem Fürsten

arg zugesetzt — „Das qualvolle Sterben des Kindes," sagten sie, „ist eine Strafe Buddhas. Und noch im Jenseits wird Mandjis Seele für die Sünden der Seinigen büßen müssen . . ." Der gute Götze Maidari zürne insbesondere dem Fürsten, weil dieser in eitler Verblendung von der alten Tradition abgewichen sei und seinem Erstgeborenen eine Erziehung habe geben lassen, die ihn seinem Volksstamm und den heimischen Göttern entfremdet . . . Erdeni habe die uralten heiligen buddhistischen Gebräuche mehr denn einmal verletzt — er habe es unterlassen, bei seiner letzten Anwesenheit in der Steppe dem guten Maidari zu opfern, er sei sporenklirrend in das priesterliche Zelt getreten, in dem die Betmaschinen gedreht wurden, ohne von dem Sirup aus der mit Pfauenfedern geschmückten Kupferkanne sich demütigen Angesichts ein paar Tropfen zu erbitten, wie es der fromme Brauch erheische. „Er würde," hatten die Priester ferner gesagt, „das Geld, das Hab und Gut seines Vaters vergeuden und schließlich vollends von seinem Glauben abfallen. Vielleicht aber möchten die erzürnten Götter, vor allem der langmütige Maidari, der das Wasser des Lebens besaß, sich versöhnen lassen. Vielleicht, wenn der Vater gelobte, den ältesten Sohn aus der Fremde heimzurufen, würde Mandji gerettet werden."

„Ich habe den Schwur geleistet beim Haupte Maidaris, ich muß mein Wort einlösen," schloß der alte Fürst.

„Aber die, welche Du anbetest, haben Deinen Sohn d o c h sterben lassen," rief Erdeni außer sich.

„Es war zu spät," sprach der Vater düster, „nun muß ich doppelt danach trachten, die Erzürnten zu versöhnen, damit nicht weiteres Unheil hereinbricht."

Und die Verzweiflung des Sohnes stieg, als der Alte ihm mitteilte, daß er für ihn um die Tochter eines reichen Edelmannes, dessen Weideplätze an die seinen grenzten, geworben habe . . . Er wollte seinen Erben und Nachfolger mit unlöslichen Banden an die Heimat fesseln.

Ganz entgeistert starrte Erdeni den Vater an . . . O, in welch einen entsetzlichen Konflikt war er verstrickt. Aber es war ja nur ein elendes Gaukelspiel der schlauen und intriganten Priester, die den Schmerz des alten Fürsten ausgenutzt hatten zu ihren Zwecken, unterstützt von der Fürstin.

Der Sohn schleuderte das dem Vater ins Gesicht — da brach der Zorn des Alten los, unaufhaltsam fast bis zur Raserei anschwellend, bis die Mutter sich jammernd zwischen Mann und Sohn warf . . . Erschöpft gab Erdeni, der seine sonst so indolente Mutter noch nie in einer so furchtbaren Erregung gesehen hatte, ihren Bitten nach. Er hatte mit sofortiger Abreise aufgetrumpft — die Mutter flehte ihn an, zu bleiben, sein Trotz würde ihrer aller Verderben sein . . . Da schloß er einen Kompromiß mit den Eltern: er versprach, sich soweit zu fügen, daß er bleiben wolle, eine kurze Zeit nur — aber man solle ihn nicht quälen mit Dingen, denen er nicht zustimmen könne. Die Eltern erblickten in seinem Zugeständnis den Wunsch, Bedenkzeit zu erlangen, sie glaubten, damit schon viel erreicht zu haben, und waren zufrieden.

Noch in derselben Nacht schrieb er der Gräfin Xenia Pawlowna einen langen Brief; bis eine Antwort eintreffen würde, wollte er den Dingen ihren Lauf lassen. Von der geliebten Frau mußte die Lösung kommen. Kraft seiner Liebe zu ihr würde er allen Mächten der Finsternis, die ihn zu umspinnen drohten, trotzen.

Und als er seinen Brief durch einen sichern Boten zu der eine halbe Tagereise entfernten Poststation geschickt hatte, wurde er ruhiger und gesammelter. Beim Erwachen nach einem erfrischenden Schlummer dünkten ihn die Tatsachen auch gar nicht mehr so schlimm — diese Zeit hier mußte eben überstanden werden. Er ließ einen der schlanken Renner seines Vaters satteln und ritt gen Sonnenuntergang über die Steppe.

Am Ufer eines Sees, der beim Westwinde kurze, kleine Wellen schlug, ragte auf einem der sanftansteigenden Steppenhügel ein aus weißem Gestein errichtetes, keilförmiges Grabmal empor. Unter ihm ruhte die Asche des allweisen und heiligen Buddhapriesters. Nebenan, auf Mandjis Grabe, flatterte an einer Stange ein weißes Fähnchen im Winde, zum Zeichen, daß der Tote, den man hier bestattet hatte, jung gestorben war.

Erdeni schwang sich aus dem Sattel und warf dem Roß, das auf eine solche Behandlung dressiert war, die Zügel über den schlanken Hals. Das kluge Tier begann zwischen verdorrtem Gras nach jungen Hälmchen zu suchen.

Am Grabe seines Bruders stand, gesenkten Hauptes, der junge Fürst. Er gedachte aber nicht in Trauer des Toten, den er ja kaum gekannt hatte, er dachte nur an sein eigenes Geschick ... Die Sonne war im Untergehn, vom Seeufer her krochen weiße Nebel über die Ebene. Ringsum dehnte sich das Bild schrankenloser Freiheit aus — und inmitten dieser Unermeßlichkeit, die ihm die Brust weitete, als er seinen Blick erhob und in den wunderbaren Sonnenuntergang schaute, stand er, ein geknechteter Mensch, unfrei gemacht durch die Kindespflicht, die ihm verhaßt war, weil sie ihn niederzwang, weil er sich durch seine eigene Kraft nicht von ihr lösen konnte ... Durch die Tücke der Priester war er gefesselt ... aber nur für kurze Zeit, das wiederholte er sich immer wieder. Er durchschaute die Schlauen: sie würden, sobald er den Vater für sich gewonnen hatte, den von seinem Schwur für ein hohes Lösegeld entbinden. Diese ganze lächerliche Vorspiegelung von dem Zorne Buddhas und Maidaris hatte nichts gemein mit der Tiefe buddhistischer Weisheit, die zu ergründen diese unwissenden Priester nicht imstande waren, weil sie nur den Aberglauben ihres Bekenntnisses begriffen.

Erdeni hatte früher nie daran gedacht, Christ zu werden ... heute drückte ihn sein Heidentum zu Boden.

Er neidete seinem Bruder die Grabesruhe ...

Als die Sonne gesunken war, ritt Erdeni heimwärts. Von nun an verbrachte er die Tage in fieberhafter Erwartung, oft nahm er kaum einen Bissen zu sich, ritt planlos bis zur Erschöpfung durch die Steppe, über die sich der Frühling in seiner südlichen Wunderpracht auszubreiten begann. Tagelang sprach er kaum ein Wort. Sein Vater ließ ihn gewähren — die Mutter aber, im törichten Wahn, die Sache, die ihr so sehr am Herzen lag, zu fördern, lud eines Tages die für Erdeni bestimmte Braut und deren Vater zu einem feierlichen Besuch ein. Als sie den ihrem Sohne ankündigte, verzog der junge Fürst keine Miene; doch als sich der Reitertrupp, in dessen Mitte die junge Braut, ein unansehnliches Figürchen, im schönsten Festgewande ritt, der Ansiedlung des Fürsten nahte, da jagte Erdeni in entgegengesetzter Richtung davon, in einem so rasenden Tempo, als wären sämtliche Geister der Hölle, deren Schrecken die Priester den Andächtigen so gern in den grellsten Farben schilderten, hinter ihm drein. Er übernachtete in einem schmutzigen Zelt bei armseligen Kalmücken. Demütig dankend küßten die den Saum seines Rockes, als er der triefäugigen Alten, die ihn mit einer Schale Ziegeltee bewirtet hatte, bevor er von dannen ritt, ein Goldstück zuwarf.

Welch eine elende Komödie war es doch! Als er heimkam, sprach der Vater keine Silbe über die Nichtachtung, die er den Gästen seiner Eltern gegenüber an den Tag gelegt hatte, — die Mutter, die sich durch das Scheitern ihrer plumpen Diplomatie auf das tiefste verletzt fühlte, sah gekränkt und verstimmt aus.

Erdeni war das gleichgültig, Er dachte überhaupt nur daran, daß am folgenden Tage der erste Termin war, an dem er den ersehnten Brief aus Petersburg erwarten konnte. Er hatte einen Boten auf die Poststation beordert, mit der Weisung, dort so lange zu warten, bis ein Schreiben für ihn, den Husarenkornett Erdeni Fürst Zaganoff, eingetroffen sei.

Wie klangvoll der Name war, vergaß er hier unter diesen Halbmenschen, die er gezwungen war, die Seinen zu nennen ... Er vegetierte hier ja nur, wenn er auch zehnmal ein Fürst war und eine glänzende Uniform tragen durfte ...

Wie ein gefangenes Edelwild kam er sich vor. Seine einzige Zerstreuung bildeten die Steppenritte. Oft ließ er sich aus dem Sattel gleiten und lag zwischen dem immergrünen, feinen Dornengesträuch, das die Kamele, der spitzen Stacheln nicht achtend, im Winter gern ausraufen und so langsam und behaglich zerkauen, als wäre es das köstlichste Futter. Er beobachtete das erwachende Tier- und

Pflanzenleben in der Natur; er sah Schlangen mit nach dem langen Winterschlaf noch trägen Bewegungen an sich vorüber kriechen, hörte das Geschrei der Wasservögel, die sich an den Ufern der zahlreichen Steppenseen breit machten — aber er sah und hörte alles ohne Verständnis für die Natur, aus deren freier Wildnis man ihn in die Großstadt verpflanzt hatte. Als ein zartes Hälmchen war er in ein Treibhaus gekommen, nun hatten er und die freie Natur einander nichts zu sagen. Und über dem regen Leben der erwachenden Steppe lag doch wie ein schwerer erdrückender Mantel die unendliche, weite Einsamkeit, sie beherrschte hier das Leben — das so winzig erschien neben ihr, der stummen, mächtigen. — Und diese Einsamkeit umspann mit ihrer grenzenlosen Schwermut die Seele dieses jungen Menschen, dem das Leben alle Kraft des Willens gebrochen hatte; denn er stand den Rätseln, die das Schicksal ihm plötzlich aufgab, die er lösen sollte, anstatt sich von ihnen verwirren zu lassen, doch im Grunde machtlos gegenüber.

Wie in einem Zauberkreise kam er sich vor ... Und die teuflischen Fratzen, die ihn auch in der Steppeneinsamkeit anzugrinsen schienen, die seinen Vater ihm zum Feinde gemacht hatten, gehörten jenen Priestern, derer er mit ohnmächtigem Haß gedachte. Nicht der Fürst regierte das unwissende, furchtsame Volk der Kalmücken.

Wenn er durch die Steppe ritt, erblickte er seltsame Luftspiegelungen, Naturerscheinungen, die dort keine Seltenheit sind. Einmal war es eine Stadt, deren Türme, kuppelförmige und schlanke Minaretts, in der Luft auf dem Kopfe zu stehen schienen; dann wieder war es ein Segelboot, das, geisterhaft über einem großen Wasser schwebend, in der Luft auftauchte.

Unwillkürlich, in knabenhafter Lust, dem Luftgebilde nachzusprengen, spornte Erdeni dann sein Roß. — Jedesmal dünkte es den einsamen, versonnenen Reiter, als riefe ihn die Welt, die außerhalb des Bannkreises, in den er gezwungen war, sich befand ... Dann zerfloß die Lufterscheinung, Erdeni erschrak fast vor seinem eigenen bitteren Lachen, das über der Steppe verklang ... War sein Leben nunmehr nicht auch nur ein Streben nach der fernen Welt, die ihm wie eine lockende Fata Morgana winkte ...? Er suchte vergeblich in seiner Seele nach Festigkeit, aber er fand nichts und klammerte sich immer verzweifelter an die Hoffnung, daß ihm Hilfe kommen müsse aus der Welt, die er noch vor kurzem die seine genannt hatte und die ihm doch gegenwärtig ebenso weit entrückt erschien, wie die Luftspiegelung, die er soeben geschaut, um gleich darauf wie ein Tor in die leere, blaue Luft zu starren ...

Eines Morgens brach der alte Fürst das starre Schweigen, das seit etlichen Tagen zwischen ihm und seinem Sohne geherrscht hatte, und sagte kurz und hart, Erdeni solle sich nicht mit der Hoffnung tragen, von ihm, dem Vater, auch nur die geringste Geldunterstützung zu erhalten im Fall er sich auf die Dauer dem väterlichen Willen widersetzen würde ... Bliebe er bei seiner Weigerung, so sei er enterbt und verstoßen.

Erdeni preßte die Lippen zusammen und entgegnete kein Wort. Vielleicht — nein, gewiß mußte alles anders kommen, wenn — er dachte den Gedanken nicht zu Ende. Eine verzehrende Ungeduld erfaßte ihn, er war nervös geworden bis zur Unerträglichkeit ... Seit einer Woche war sein Bote auf dem Posten, und noch immer kam kein Brief von der Gräfin ...

Erdeni ließ satteln und ritt den Weg entlang, der zur Poststation führte. Oft schon war er in diesen letzten Tagen dem Boten entgegen geritten, um jedesmal getäuscht und gequält heimzukehren.

Zur Linken schimmerte nach einer halben Wegstunde das weiße Grabdenkmal. Erdeni hatte es noch immer nicht photographiert ... Er hatte nicht daran gedacht unter dem Ansturm der Widerwärtigkeiten, die ihn bis an den Rand der Verzweiflung brachten; heute fiel es ihm ein, daß er der Gräfin Xenia das Bildchen versprochen hatte ... Morgen würde er eine Aufnahme machen. Was wollte die Gräfin nur mit diesem Bilde? Er mochte nichts hören von Götzentempeln und Priestern, die all sein Unglück verschuldet hatten ... Also wie ein Bettler

würde er in die Welt hinausziehen, mit dem Dienst im teuren Garderegiment war es vorbei. — Er lachte bitter ... Aber es war ja Wahnsinn, an diese Möglichkeiten überhaupt zu denken. Glaubte der Vater denn wirklich, ihn durch eine derartige Drohung zur Nachgiebigkeit zu zwingen? Konnte er, Erdeni, sich denn je entschließen, jenes blöde Geschöpf zu seiner Frau zu machen, das sicher ebensogern wie damals seine Schwester alle die albernen und rohen Hochzeitsbräuche der Steppe erfüllen würde.

Er, dessen Geschmack in Petersburg sich gebildet hatte, der unter vielen schönen, klugen und vornehmen Frauen die schönste und feinste herausgefunden hatte: er sollte neben solch' einem Zerrbild der Weiblichkeit, wie seine Eltern es ihm ausgesucht hatten, sein Dasein zu einer Hölle gestalten! Das wäre ja der helle Wahnsinn! ... Er hob sich plötzlich in den Bügeln, denn seine scharfen Augen hatten einen Reiter erspäht, der in einem rasend schnellen Tempo ihm entgegensprengte.

Endlich — der Bote ...!

Wie sein Herz pochte. Ungestüm spornte er sein Roß, um den Brief einige Augenblicke früher zu empfangen ... Nun hat er ihn in Händen ... aber sie zittern so stark, daß er den Briefumschlag nicht aufreißen kann — und die stille, großartige Steppe dünkt ihn, obschon der Bote hinter dem Kamm des nächsten Hügels verschwunden ist, nicht einsam genug, um das Geheimnis, das dieser Brief von der geliebten Frau enthält, mit ihr zu teilen ...

Gelbliches, englisches Papier — in der Ecke links die Grafenkrone — feine Schriftzeichen, aber energisch in der Fotm — und nun der Inhalt des Briefes:

„Lieber Fürst," schrieb die Gräfin Xenia Pawlowna, „Ihre Zeilen verursachten mir mehr denn eine schlaflose Nacht. Was Sie mir schrieben, klingt wie der Ausschnitt eines Romankapitels — das aber für mich verbotene Lektüre sein und bleiben muß. Ich beklage von Herzen das Mißverständnis zwischen Ihnen und Ihren Eltern, wenn mir auch der tiefere Einblick fehlt, denn die Welt, aus der Sie mir schreiben, und die, in der ich lebe, bilden einen abgrundtiefen Gegensatz, der sich nicht überbrücken läßt. Aber es muß doch Mittel und Wege geben, um die Dinge miteinander in Einklang zu bringen und den tragisch zugespitzten Konflikt zu lösen ... Ein Aufschub, ein Zurückebben der zu hoch schlagenden Wogen bewirkt oft Wunder. Ich weiß nicht, wie und was ich Ihnen raten soll, ich sehe nicht klar genug, lieber Freund: so und nicht anders will ich Sie nennen. Sie sind mir wirklich nichts mehr als ein lieber, brüderlicher, sympathischer Gesellschafter, und mehr sollen und dürfen Sie mir auch nie werden. Es wäre lächerlich, Ihnen von einem Glück meiner Ehe etwas vorzutäuschen — aber ich gehöre nicht zu jenen Frauen, die ein Defizit in ihrer Ehe in die Arme eines andern Mannes treibt. Auch dann, wenn ich Sie lieben würde, Fürst, würde mich noch unendlich vieles von einem solchen Schritt zurückhalten. Aber, vor allem, um offen zu sein, und Offenheit bin ich Ihnen nach Ihrem Brief schuldig, ich liebe Sie nicht! Sie schreiben mir, daß Ihr Reichtum Sie in die Lage setzt, alle Hindernisse, die in unserm Fall mit Scheidung — Glaubenswechsel — verknüpft sind, und noch vieles andre zu überwinden ... Wenn ich Sie lieben würde, so kehrte ich mich nicht an Ihr Heidentum. Liebe kann Berge versetzen. Es schmerzt mich, mehr als ich Ihnen beschreiben kann, daß ich Ihnen heute so weh tun muß, aber ich hoffe, Sie kommen leichter über die Enttäuschung hinweg, die Ihnen mein Brief bereiten muß, als Sie's im ersten Moment dünken wird. Und ich hoffe ferner, daß Ihr Vater, wenn sein Schmerz um Ihren Bruder sanfter geworden ist, auch Ihnen gegenüber seinen Sinn ändert. Ich habe ja keinen Begriff von dergleichen Auffassungen, aber ich meine, daß der Fürst, der Sie in eine der seinen so fremde Welt sandte, die Konzessionen machen muß, welche Folgen jenes ersten Schrittes sind. Und wenn ich Sie — hoffentlich recht bald — wieder bei uns begrüßen darf, dann, nicht wahr, ist es zwischen uns beiden so wie früher. Zerreißen Sie meinen Brief, streuen Sie die Fetzen in alle vier Steppenwinde und bewahren Sie mir Ihre Freund-

schaft. Also keinen Groll — hören Sie, Fürst! — und auf Wiedersehn. Es grüßt Sie in freundlichem Gedenken

Xenia Gräfin Lugirskaja."

Mechanisch, ganz so, als tue es ein anderer und nicht er selber, zerpflückte Erdeni, nachdem er den Brief zweimal gelesen hatte, das Blatt in winzige Stückchen. Sie flatterten lustig davon und blieben hier und da in den immergrünen Dornbüschen hängen.

Das Roß schritt mit am Boden schleifendem Zügel weiter. Die Sonne brannte jetzt im April schon mit intensiver Glut — wie ein leichter grüner Schleier lag es auf der Steppe ...

Ob er eine Stunde oder mehr, oder auch nur kurze Minuten in dumpfem Brüten im Sattel hängend verbracht hatte, wußte Erdeni nicht. Er empfand nur, daß das Licht, das in seiner Seele geleuchtet, jäh erloschen war. Es war ja alles so dunkel ringsum — die Steppe in Nacht gehüllt, denn die Sonne lügt, wenn sie den Gegenständen Farbe verleiht; das Licht ist nichts anderes als Wahn und Täuschung, ebenso wie die Fata Morgana, die lockend auftaucht und höhnend zerfließt ... Das Leben ist ein ekles Gaukelspiel, und die schlechten Schauspieler sollten lieber von der Bühne abtreten, ehe sie ausgepfiffen werden ...

Das Roß schnauft und bleibt plötzlich stehn. Erdeni hebt seinen todmüden, erloschenen Blick — vor ihm gleißt im Sonnenlicht das Grabmal des heilig gesprochenen Buddhapriesters, und auf dem Hügel nebenan flattert die kleine weiße Fahne lustig im Winde ...

Drüben am See schrein die Möwen ... „Es ist doch alles nicht wahr, es ist doch dunkel — dunkel," flüstert Erdeni und steigt langsam aus dem Sattel.

Er weiß, was er zu tun hat.

Das Grabmal des Heiligen bietet einen so bequemen Stützpunkt ... Traumhaft geht es durch seinen Sinn, daß er sein Versprechen nicht erfüllt hat und nicht erfüllen kann ... Die Gräfin Xenia kommt um ein Bildchen, das ihr Album für Amateurphotographien zieren sollte.

Der Konflikt, den weder eine weiche, aristokratische Frauenhand, noch die Eltern, die in Finsternis und Verblendung ihn heraufbeschworen, zu lösen vermochten, weil es ihnen an dem Werkzeug dazu, an der Liebe mangelte: den löste der kleine blitzende Gegenstand, den Erdeni Zaganoffs Hand langsam erhob.

Diese Hand zitterte nicht, als der kalte Lauf des Revolvers die Stirn, die von der Steppensonne gebräunt war, berührte.

Er warf das Leben, das ihn wie eine trügerische Luftspiegelung belogen hatte, das ihm nun sein wahres Gesicht zeigte, fort mit einer müden Handbewegung ...

Am Sockel des Grabmals liegt eine leblose schlanke Gestalt, das reiterlose Roß grast ruhig weiter und schnauft dazwischen, sich umschauend, als suche es seinen Herrn ...

Moloch Maidari, nun hast du dein Opfer. — Du, Finsternis, hast diesmal gesiegt ...!

Die Möwen schreien laut und zänkisch, die weiße Fahne auf dem Grabe des kleinen Mandji flattert lustig, das Sonnengold gleißt, und die Einsamkeit dehnt sich in unermeßliche Ferne aus, stumm, trotz dem lachenden Frühling — ernst und mahnend, trostlos wie ein unendlich weites, offenes Grab ...

Der Einsame.

Ach! es ist das alte Sehnen,
Das in mir so klagend schreit!
Außen Lächeln, innen Tränen —
Niemand weiß, wie sehr ich leid'!

Durch die Gassen muß ich gehen,
Furcht und Hoffnung im Gemüt,
Dich von ferne nur zu sehen,
Ohne daß Dein Aug' mich sieht!

Einen andern wirst Du wärmen,
Eines andern wirst Du sein. —
Einsam muß mein Herz sich härmen,
Schweigend friert mein Herz allein! — —

Georg Busse-Palma.

Der Rheinfall.

Gemälde von Professor Hans Thoma.

Photographieverlag der Verlagsanstalt F. Bruckmann in München.

Abb. 1. Die sechs Heiligen des Liedes. („Rokkasen".) Farbige Tuschskizze aus dem Skizzenbuch Korins. (Korin Gwafu; nach des Künstlers Tode publiziert.)

Korin. Ein Künstlerbild aus einem anderen Weltteil.

Von Friedrich Perzyński.

Eine Laune der Zeit will es, daß Japan gegenwärtig dem Einfluß einer Modeströmung unterliegt, die bereits vor zweihundert Jahren dem gesellschaftlichen Leben des Inselvolkes einen eigentümlichen Stempel aufgedrückt hat. In den Schaufenstern aller Seidenmagazine sieht man Kimono und Obi (= Gürtel), Stoffe von einer Kühnheit der Farben und Muster, die den Blick des Vorübergehenden, welchem Geschlecht er angehöre, gewaltsam an sich zieht. Violett und rot, rostbraun und zitronengelb, türkisblau, malachitgrün und schwarz, kurzum, die feurigsten Klänge hat der Drucker dieser Märchengewänder zu einem lustigen Bukett vereinigt. Doch kann man nicht sagen, daß diese Farbenzusammenstellungen, so gewagt sie erscheinen, vulgär wirken und derart schreien wie jene Kostüme, die unsere Modenmagazine zuweilen als „echt japanische" ausgeben, in denen sich in der Tat aber nicht die ärmste Japanerin auf die Straße wagen würde.

Nein, japanische Farbigkeit bleibt künstlerisch auch noch da, wo sie fast die Grenze des Erlaubten streift. Das Geheimnis der wohltuenden Gesamtwirkung liegt in der Wahl eines an sich vielleicht grellen Haupttones, der laute Akkorde auf ein bescheidenes Maß herabdämpft. Oft übernimmt auch der Obi, die breite Schärpe, diese Aufgabe. Sie ist je nach dem Vermögen der Trägerin aus Seide oder schwerem Brokat und kostet dann eine Summe, von der sich unsere für Kimonos schwärmenden Damen nichts träumen lassen.

Die Muster dieser Obis wie die der Kimonos sind von größter Mannigfaltigkeit, doch ist gegenwärtig die beliebteste Obizeichnung ein einfaches Schachbrettmuster in schwarz und gold, rot und gold, blau und gold usw., so wie es von den schönen Frauen der Genrokuzeit (1688 bis 1703) getragen wurde. Denn im Genrokugeschmack will die japanische Beauté von heute durchaus gekleidet sein. Sie scheint der ernsten Farben, der zarten Muster müde und wählt für ihre

Kimonos und Obis jene auffallenden Töne und Ornamente, die die Schaufenster der Modehäuser zu einem fast karnevalistischen Anblick machen. Da gibt es riesige Wagenräder, enorme Kiefernäste, Karpfen, die einen Wasserfall heraufspringen, volle Büsche herbstlicher Ahornblätter mit dem obligaten Hirsch dazu; ja, zuweilen ist ein ganzer Miniaturgarten auf die vogelbunten Stoffe aufgedruckt. Doch trägt man nicht nur Kimonos und Obis im Genrokustil, auch die zierlichen Haarkämme und Nadeln, die Pompadours, Geld- und Tabaktäschchen, die Kappen und Schnüre der Getas (Stöckelschuhe), die Tabi (Socken mit abgetrennter großer Zehe), tragen Genrokuornamente. Purpurrote oder gelb- und blaugewürfelte Socken aus schwerer Seide bilden seit Monaten die Hauptanziehung von Schaufenstern der Tabiläden Tokyos und Kyotos, doch darf nicht ohne Befriedigung festgestellt werden, daß diese etwas bajazzohafte Fußbekleidung bislang noch von der Straße verbannt und in der vornehmen Gesellschaft verpönt ist und sich lediglich auf die allerdings in mancher Hinsicht den Ton der Mode angebenden Geishas beschränkt.

Was heute affektiert und bizarr erscheint, wirkte vor zweihundert Jahren, in der Genroku-Ära, natürlich und harmonisch. Denn diese Epoche, die uns in manchem Stück an die Üppigkeit unserer Barockzeit erinnert, war eine Periode der Extravaganz, so durchaus auf Lebensgenuß gerichtet, daß den übersättigten Sinnen schließlich nur noch das Komplizierte und Gekünstelte zusagte.

Japan erfreute sich damals zum ersten Male seit Jahrhunderten der Segnungen eines dezennienlang anhaltenden inneren Friedens. Blutigen und grausamen Rivalitätsfehden japanischer Granden war durch Iyeyasu, dem ersten und hervorragendsten Fürsten der Tokugawadynastie, ein Ziel gesetzt worden. Iyeyasus Sohn und dessen Nachfolger beschränkten abermals die Machtbefugnisse der eifersüchtigen Feudalherren, die sich allmählich daran gewöhnten, in der Zentralregierung in Yedo (Tokyo) die oberste Triebkraft aller Dinge zu sehen und ihre Ambitionen auf anderem als kriegerischen Gebiete zu befriedigen.

Abb. 2. Porträt des Narihira. Von der Dekoration eines Lack-Schreibkastens (Suzuri-Bako). Bes. Mr. Reisai Shibata, Tokyo

Diese Ära des Friedens kam vor allem den geringgeachteten Heimin, der breiten Masse des Volkes, den Gewerbe- und Handeltreibenden zugute. Notwendigerweise hätte nun, da die Klasse der Samurai oder Schwertberechtigten aus einem ehedem politisch hochwichtigen Stande mehr und mehr zu Schmarotzern am

Abb. 3. Die sechsunddreißig Dichter. Farbige Malerei auf Papier, montiert als zweiteiliger Stellschirm. Besitzer: Marquis Yoshinari Satake, Tokyo.

Volkskörper herabsank, eine gesellschaftliche Nivellierung stattfinden müssen. Doch blieb die Bürgerschaft, in der sich größere Kapitalien anzusammeln begannen, nach wie vor aller politischen Rechte beraubt und die Privilegien blieben Alleinbesitz der Barone und ihrer Vasallen. Die Folge war, daß sich überschüssige und wertvolle Kräfte stauten, Talente aller Art auf unfruchtbare Gebiete gedrängt wurden und dem Land so das Mark vieler seiner besten Söhne verloren ging.

Gegen Ende des XVII. Jahrhunderts äußerte sich die Nervosität (wenn dieser Ausdruck gestattet ist) des wohlhabenden Bürgertums in besonders charakteristischen Merkmalen. Einfachheit der Lebensführung war ganz dem Sybaritentum gewichen. Man lag in den Teehäusern und verlor wertvolle Stunden bei nichtigem und lasziven Geschwätz. Die Theater, deren Darbietungen noch heute viele vornehme japanische Naturen abstoßen, waren überfüllt. Man berauschte sich an den Gutturaltönen kriegerischer Mimen, die bis zu den Knien in Theaterblut wateten, weil man selbst kaum ein Schwert handhaben durfte und konnte. So wurde der Tatendurst wenigstens in der Phantasie gestillt.

Die um Mußestunden wenig verlegenen Kaufleute verhalfen ferner der Unterhaltungsliteratur, der süßen Zeittöterin, zu üppiger Blüte. Realistisch geschilderte Szenen neben solchen von verstiegener Romantik fanden besonderen Anklang. Man begann, die Pikanterie, die man im Leben aufsuchte, auch in der Literatur in jeder Form zu schätzen. Um diese Zeit entwarf der Novellist Saikaku in Osaka, dem Handelszentrum Japans, seine satirischen Skizzen, die,

wenn auch nicht an literarischem Wert, so doch an kulturpsychologischem Interesse den Romanen des neronischen Chronisten, Petronius, kaum nachstehen.

Immerhin wurde nur ein geringerer Teil der großen Mittel, welche die lange Friedenszeit den Handelsherren von Osaka, Kyoto und Yedo zuführte, durch Theater, Literatur und Festivitäten absorbiert. Der Nachahmungsgeist trieb die junge Bourgeoisie, es denen gleichzutun, mit denen sie, wenn auch nicht an gesellschaftlichem Ansehen, so doch an Mitteln wetteifern konnten. Da man nicht als Baron geboren war, wollte man sich wenigstens freiherrlichen Komforts erfreuen. Man erwarb wertvolle Kunstgegenstände, sammelte chinesische Raritäten (die in Japan Mode waren und noch immer sind) und steckte besonders große Summen in jene kostbaren Goldlackarbeiten, deren Edelmetallwerte spätere Generationen auf den Gedanken des Wiederausschmelzens brachten. Der kleinste Gebrauchsgegenstand im patrizischen Hause sollte von Verfeinerung der Lebensführung, von dem gewählten Geschmack des Wirtes erzählen. Um vor Freunden und Bekannten mit dem teuer erkauften Besitz zu glänzen, ahmte man den Vornehmen auch jene feierlichen Teegesellschaften nach, bei denen unter schöngeistigen Gesprächen geschichtlich bemerkenswerte Kunstobjekte in Gebrauch genommen und herumgereicht wurden. Der altertümliche Ritus dieser Zeremonie, die von Jahrhundert zu Jahrhundert an tieferem Sinn verlor und schließlich kaum mehr als leeres Gepränge war, mußte in langer Übung bei einem Spezialleherer erlernt werden. So wurden denn die Söhne der reichen Kaufleute zu dem Teezeremonie-Professor gesandt, damit dieser sie in seiner Etikette unterweise, und nichts schmeichelte ihrem Vaterstolze mehr, als wenn der Sohn es bis zum Chajin brachte, d. h. zu einem Doktor der Teezeremonie-Wissenschaft.

Von dem Kleiderluxus jener Zeit war bereits die Rede. Da der Stand eines Kaufmanns eine übermäßig prunkende Tracht von selbst verbot, benutzte man Frau und Kinder als eine Art Aushängeschild seiner Wohlhabenheit. So wird uns ein Zug überliefert, der manchen an das Treiben auf unseren Wohltätigkeitsbasaren erinnern dürfte. Bei gewissen Zusammenkünften ließen sich die reichen Handelsherren Kyotos von ihren Frauen und Töchtern nur deshalb begleiten, damit diese die Pracht ihrer Kostüme entfalten und den Reichtum des Gatten in das hellste Licht setzen möchten. Hierbei wechselten die Modelöwinnen nicht weniger als sieben- bis achtmal ihre Gewänder, und es galt als ein besonderer Trumpf, wenn sich die einzelnen Kostüme nicht im Stoff und in der Farbe, sondern lediglich in ihrer Musterung unterschieden.

Von der sinnverwirrenden Schönheit mancher noch erhaltenen Gewänder aus der Genrokuzeit geben zuweilen Museumvorführungen und Ausstellungen großer Seidenmagazine beredtes Zeugnis. Der Wert dieser Kostüme ist deshalb unschätzbar, weil sie nicht Erfindungen eines begabten Schneiders oder einer schicken Schneiderin, sondern Schöpfungen genialer Maler waren, deren Namen mit großen Lettern in der Geschichte japanischer Kunst verzeichnet stehen. Als der einflußreichste wäre Hishikawa Moronobu zu nennen, der sich um den japanischen Holzschnitt und die japanische Buchillustration unvergängliche Verdienste erworben hat. Er ist der Erfinder jener weitärmeligen Gewänder mit den barocken Dekorationen, die heute wieder als „Genrokumotive" von japanischen Schönheiten, insbesondere Geishas, so stark begehrt werden. Daß der Geschmack Moronobus, der auch in seinen Entwürfen für Frauenkleidungen Holzschneider blieb und Kostüme wie Buchseiten mit der schweren Hand und dem noch ungelenken Stichel des Graveurs dekorierte, dem verfeinerten Empfinden der heutigen Zeit nicht mehr entspricht und daß die derzeitige Wiedergeburt des Genrokustils nichts als eine bizarre Modelaune darstellt, sei für die Aufmerksameren und Kritischeren meiner Leser am Rande bemerkt.

Wie Moronobu der Mode seiner Zeit, so hat der Geist der Genroku-Ära dem Leben und Schaffen Ogata Korins seinen Stempel aufgedrückt. Dieser Künstler ist das Prototyp eines Genrokumenschen, der aller sinnlichen Freuden teilhaftig

werden wollte und wurde bis zur Übersättigung. Wenn er malte, schob er sich ein Brokatkissen unter (der japanische Maler malt hockend auf den Tatami, den Matten), und bei dieser Gelegenheit fiel das Wort, das die Empfindungen der Künstler dieser Epoche glänzend charakterisiert und das ich meiner Betrachtung Korinscher Werke als eine Art Motto vorausschicken möchte: „Ich muß mich wie ein Daimyo (Fürst) fühlen, wenn ich schaffe!“

Ogata Korin wurde im Jahre 1657 geboren, also fast 250 Jahre vor dem Auftreten der europäischen Impressionisten, Plakat- und Karikaturenzeichner, in deren Werken sich so merkwürdige Anklänge an des genialen Japaners Entwürfe finden lassen. Korin gehörte einer Familie an, deren Mitglieder dem Regentenhause einst Kriegsdienste geleistet hatten und von ihnen ausgezeichnet worden waren. Die japanischen Archäologen kennen sogar Namen und Taten dieser längst vermoderten Helden, doch sind sie uns ebensowenig interessant wie die der Urgroßtanten Goethes. Es genügt zu wissen, daß die Familie des Künstlers im XVII. Jahrhundert zur Bourgeoisie überging: Korins Großvater, ein Schneider oder Schnittwarenhändler, lieferte Kostüme oder Zutaten dazu an die eine oder andre der Frauen des Kaisers, und Korins Vater folgte ihm in diesem Erwerbszweig, wie es heißt, mit Glück und Geschmack. Denn er hatte Auge und Hand in dem Atelier des berühmten Kalligraphen und

Abb. 4. Narihira besucht den Nunobiki-Wasserfall. Farbige Malerei auf Papier, montiert als Kakemono (Hängebild). Besitzer: Baron Yanosuke Iwasaki, Tokyo.

Abb. 5. Iris. Farbige Malerei auf Goldpapiergrund, montiert als ein Paar sechsteiliger Stellschirme. Besitzer: Nishi-Hongwanji Tempel, Kyoto.

Malers Koyetsu ausgebildet und verstand sich einigermaßen auf artistische und literarische Dinge.

In dem Elternhause Korins wehte also künstlerische Luft. Der Erstgeborene begann früh sich als aparter Mensch zu fühlen, denn er ließ sich das Haupt scheren, was auf seine höheren Neigungen hindeuten sollte. Sein Vater sandte ihn sowohl wie seinen Bruder Kenzan (aus dem einer der kraftvollsten Keramiker Japans wurde) zu berühmten Tee-Gelehrten, um beide zu vollkommenen Kavalieren ausbilden zu lassen, was er denn auch erreichte, da Korin wie Kenzan von der Nachwelt den hervorragendsten Chajin beigezählt werden. Auch die Namen der Teezeremonie-Meister, die so großen Einfluß auf beider Brüder Geschmacksrichtung ausübten, haben uns die japanischen Kunstgeschichtschreiber aufbewahrt, doch sind sie für europäische Leser nur Schall und Rauch.

Korin scheint nie geschwankt zu haben, welche Laufbahn er einschlagen solle. Sicherlich empfing er die ersten künstlerischen Anregungen im Hause des Vaters, wo herrliche Brokate umherlagen und Gewänder aller Gattungen in jenen distinguierten und doch charaktervollen Tönen und Musterungen, die dem altjapanischen Hofleben (mit dem das Geschäft der Ogata ja Fühlung hatte) gleichzeitig Vornehmheit und orientalischen Glanz verliehen.

Als Korins Meister werden nicht weniger als ein halbes Dutzend genannt. Der erste war sein Vater, ein anderer der einer gefeierten Künstlerdynastie entstammende Hofmaler Tsunenobu. Auch zweier Klassiker, Koyetsus und Sotatsus faszinierende Werke machten unauslöschlichen Eindruck auf den empfänglichen Sinn Korins, dessen Stil auf diese Weise manche Wandlungen durchlebte, bis er sich zu einem selbständigen und ganz persönlichen entwickelte.

Es scheint, daß Korin ein rechtes Sonntagskind war und er sein Leben behaglich wie ein gutes Mahl genießen konnte, denn die Chronisten wissen von keinen groben äußeren Störungen zu berichten. Im Sommer, wenn's in der Stadt Kyoto selbst zu heiß wurde, quartierte sich der Künstler in einem Vorort (Kuramaguchi) ein. Heute wohnen arme Leute dort, aus deren Stuben und Töpfen nicht gerade die Wohlgerüche Arabiens steigen; aber vor ein paar Jahrhunderten mag es schön in Kuramaguchi gewesen sein. Denn ein so geschmackvoller Mensch wie Korin baute sich hier ein Haus und legte sich einen Garten an mit all dem reizenden brie-à-brac darin, das das japanische Herz so erfreut; einen Wasserfall mit wunderlich geformten Steinen, einen Teich mit Schwertlilien daran, Ahornbäume, deren Laub im November unnatürlich rot wird, und allerhand seltene Pflanzen, die der Landschaftskünstler Korin bald genug zu seltsamen Pflanzen umschuf. In diesem Garten, der auch ein ganz nach alten Vorschriften erbautes Häuschen für die feierlichen Teegesell-

Abb. 6. Iris. Farbige Malerei auf Goldpapiergrund, montiert als ein Paar sechsteiliger Stellschirme. Besitzer: Nishi-Hongwanji Tempel, Kyoto.

schaften enthielt, verbrachte Korin Stunden und Tage mit der Betrachtung der Pflanzen und ihres Wachstums.

Künstlerisches Zigeunerleben hat Korin also nicht kennen gelernt. Aufträge flossen ihm reichlich zu, ja, er hat sich vielleicht nie darum sonderlich bemüht. Er war viel mehr Amateurkünstler als Berufskünstler und rüstete sich zum Schaffen wie zu einem festlichen Akte. Wie Schiller faule Äpfel brauchte zur Anregung, so Korin ein Brokatkissen als Sitz, und Brokatkissen sind für Japaner immerhin ein hübscher Luxus. Die Verachtung des Geldes, die sich bei Korin herausgebildet zu haben scheint, führte zu einer an sich unbedeutenden, für den Künstler jedoch verhängnisvollen Handlung.

Er begleitete einst, so erzählt Tajima*), einige reiche Leute auf einer Landpartie nach Arashiyama, wo die Kirschbäume in voller Blüte standen. Am Ufer des Flusses Oi wurde Halt gemacht. Korins Freunde holten hier ihre Picknickkästchen (Ju-Bako) hervor, die aus feingelacktem Holze gearbeitet, mit reizenden Einlagen oder Malerei verziert waren und allerlei japanische Leckerbissen enthielten. Als letzter zeigte Korin seinen Mundvorrat. Im Gegensatz zu der reichen Ausrüstung seiner Begleiter hatte er nur einige Reisklöße und etwas Eingemachtes mitgenommen, und dieses war in die weiche Schale eines Bambussprößlings eingewickelt. Doch diese Schale war wundersam dekoriert mit einem echten Korin, mit einer Landschaft, Vögeln und Blumen in feinen Farben und reichem Gold. Alles staunte über diesen gelungenen Einfall. Doch Korin begnügte sich nicht mit dem Aufsehen, das er gemacht; als das Mahl der Gesellschaft beendet war und jeder sorgfältig sein wertvolles Picknickkästchen weggepackt hatte, nahm Korin sein barockes Opus und warf es ins Wasser, wo es bald, von der Strömung getrieben, verschwand.

Dieser Übermut Korins wurde bald in Kyoto ruchbar. Es heißt, daß der Künstler zur Dekoration der Bambusschale eine Masse Goldpulver verwandt hatte, und da man der überhand nehmenden Verschwendung steuern wollte, statuierten die würdigen Stadtväter Kyotos an ihrem ersten Künstler ein Exempel. Sie verbannten ihn nach Yedo (Tokyo).

Korin mußte sich fügen. In der neuen Reichshauptstadt fand er Aufnahme in dem Hause Fuyukis, eines reichen Kaufmanns, für dessen Gastlichkeit Korin mit seinen Gaben dankte. So entwarf er

*) In „Masterpieces selected from the Korin School", Tokyo, Shimbi Shoin, einem in japanischer und englischer Sprache erschienenen Werke, dem wir mit gütiger Erlaubnis des japanischen Verlegers einen Teil unserer Abbildungen entnommen haben. Tajimas Publikation, von der bis jetzt drei Bände vorliegen, ist eine buchgewerblich hochinteressante Erscheinung, die alle schlimmen Befürchtungen von dem Niedergang der japanischen Buchkunst auf das erfreulichste widerlegt.

für die Frau des Hauses herrliche Gewänder, die noch erhalten sind. Korin stand in dem Rufe, besonders geschickt in der Variation eines Themas zu sein, und jene reichen Kaufherren Kyotos, die bei ihren Zusammenkünften mit einem halben Dutzend gleichfarbiger, aber verschieden gemusterter Gewänder ihrer Frauen glänzten, hatten Korin bereits in Kyoto mit Aufträgen überhäuft.

Nach verhältnismäßig sehr kurzer Zeit wurde das Verbannungsedikt wieder aufgehoben, und Korin kehrte in seine Heimatstadt zurück. Seine Biographen wollen wissen, daß das Exil heilsam auf ihn gewirkt habe insofern, als er nunmehr ein zurückgezogenes, ja bigottes Dasein führte. Wahrscheinlicher ist, daß des Künstlers Kräfte in einem an äußeren Schicksalsfällen armen, aber an sensuellen Sensationen überreichen Leben verbraucht waren und er sein Ende nahe fühlte. Am 2. Juni 1716, als Sechziger (sein Geburtsdatum scheint nicht genau festzustehen), hauchte Korin seinen letzten Seufzer aus. Man begrub ihn auf dem Grunde des Hongyo-In, im Bereich des Myoken-ji-Tempels zu Kyoto, wo sein Grabstein mit dem posthumen Namen Korins, „Chokoken Jakumyo Seisei Korin O", noch heute erhalten ist (Abb. 19).

* * *

Der erste europäische Apostel Korinscher Kunst, der Franzose Louis Gonse, hat das Wesen des Korinschen Stils bereits vor Jahrzehnten trefflich charakterisiert. Korin sei, sagt er, der am meisten japanische der japanischen Maler, und er scheine ein Gegenfüßler unseres Geschmacks und unserer Gewohnheiten. „Er bezeichnet den Höhepunkt des Impressionismus, wenigstens des Impressionismus der Wirkung nach, denn seine Ausführung bleibt verschmolzen, leicht und glatt, sein Pinselstrich ist erstaunlich weich, geschwungen nnd ruhig. Korins Zeichnung ist stets seltsam und überraschend, seine Motive, nur ihm eigen und einzigartig in der japanischen Kunst*), haben eine etwas linkische Naivität, die stutzig macht, aber man gewöhnt sich schnell daran, und wenn man sich Mühe gibt, sich auf den Standpunkt japanischer Ästhetik zu stellen, gelangt man dazu, den unaussprechlichen Reiz und Geschmack in ihnen zu sehen, einen harmonisch fließenden Wohlklang von bestrickender Wirkung. Unter oft kindlichem Äußern entdeckt man ein wunderbares Verständnis der Form, eine Sicherheit der Synthese, die kein anderer japanischer Künstler in demselben Grade besessen hat, und die für die Verwertung in der dekorativen Kunst außerordentlich geeignet ist. Jene

Abb. 7. Camellia japonica. Farbige Malerei auf Papier, montiert als Kakemono (Hangebild). Besitzer: Vicomte Sadahiro Hisamatsu, Tokyo.

*) Dieser Superlativ kann nach der heutigen bereicherten Erkenntnis allerdings nicht mehr aufrecht erhalten werden.

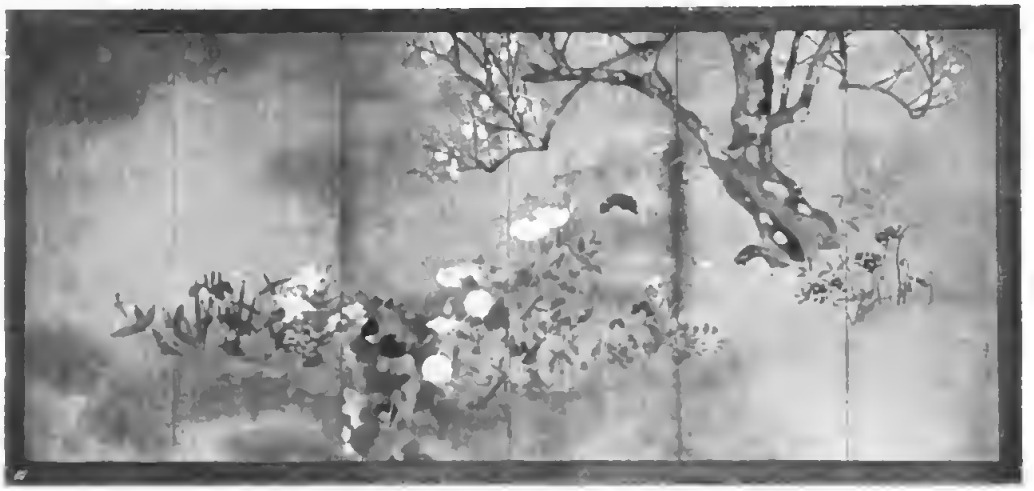


Abb. 8. Blumen zweier Jahreszeiten. Farbige Malerei auf Papier, montiert als sechsteiliger Stellschirm. Besitzer: Kunsthandlung S. Ikeda & Co., Shinmonzen, Kyoto.

wogende Weichheit der Umrisse, die in seinen späteren Werken alle Ecken der Zeichnung abrundet, verführt bei näherer Betrachtung gerade durch ihre Seltsamkeit."

Zum Verständnis Korinscher Kunst haben die Arbeiten moderner Maler, insbesondere moderner Zeichner, eine Brücke geschlagen. Wir finden ihre vereinfachte Komposition, ihr Bestreben, den Eindruck einer malerischen Erscheinung auf ein paar knappe Linien zurückzuführen, in Korins Werken bis zur letzten Konsequenz vorgezeichnet. Nicht erst in Korins Werken, sondern schon in vielen seiner Vorläufer von der Kanoschule. Diesen galt nicht ein minutiös ausgeführtes Gemälde mit vielen reizenden und sauberen Einzelheiten als das Höchste, vielmehr die denkbar kürzeste und prägnanteste Wiedergabe einer malerischen Impression. So kommt es, daß uns oft heilige Bilder aus der Kanowerkstatt, der große Asket Dharma, die milde und schöne Göttin Kwannon, als unfertige Tuschskizzen erscheinen, wiewohl sie das Resultat sorgfältiger Berechnung und langer Vorstudien sind. Wer sich die Muße nimmt, Gemälde dieser Art andächtig zu betrachten, findet bald heraus, daß über den klassischen Kakemonos der Kanomeister die Weihe höchster Vollkommenheit liegt, und daß jede Ergänzung, die geschickteste Feile dem imponierend einfachen Stil des Werkes schaden würden.

Abb. 9. Schneelandschaft. Malerei in zarten Tönen auf einem sechsteiligen Stellschirm. Besitzer: Kunsthandlung S. Ikeda & Co., Shinmonzen, Kyoto.

Abb. 10. Mondscheinlandschaft. Malerei in zarten Tönen auf einem sechsteiligen Stellschirm. Besitzer: Kunsthandlung S. Ikeda & Co., Shinmonzen, Tokyo.

Wir sind im Orient, haben nicht zu kritteln und anders zu wünschen, sondern die Traditionen von Jahrhunderten zu respektieren. Bauernsinn lehnt Fremdartiges ab, weil er mühselig erworbene Anschauungen nicht erschüttern lassen will. Der schmiegsame Geist aber der Kulturmenschen sucht auch das Exotische zu begreifen und sich ihm zu nähern. Betrachten wir uns als Kulturmenschen und lassen wir die ernsten Werke eines Künstlers, von dem wir wissen, daß er zu den größten seiner Nation gerechnet wird, ohne Voreingenommenheit auf uns wirken.

Korins Stoffgebiet ist schwer summarisch zu fassen. Denn der Künstler war überall zu Hause, hatte einen zu lebhaften Geist, um sich wie so viele seiner Landsleute an ein paar Lieblingsmotive zu fesseln, die nur immer neu variiert zu werden brauchten, um dem Autor einen Spezialruhm zu verschaffen.

Unter den figürlichen Stoffen tritt die Reihe der Narihira-Darstellungen als eine besondere Gruppe auf. Die Gestalt Ariwara no Narihiras, des glänzenden Weltmannes und Dichters, lebt, wie bei uns die des Faust und des Don Juan, noch heute in der Vorstellung des japanischen Volkes, obwohl ein Jahrtausend dahingegangen ist. Narihira war von faszinierender Schönheit, und die anmutigen Frauen Japans verzehrten sich nach ihm. Ein unbekannter Dichter des IX. Jahrhunderts hat bald nach dem Tode des eleganten Hofmannes aus dessen Liebesabenteuern einen ganzen Novellenkranz geflochten (die Isé Monogatari, d. h. Erzählungen aus Isé), und Künstler und Kunsthandwerker aller späteren Zeiten haben sein Bild und seine Erlebnisse auf Hänge- und Roll-

Abb. 11. Rehe. Leichtgetönte Tuschskizze. Aus Korin gwafu, im Besitze des Verfassers.

bildern, in Holzschnittwerken und auf Farbendrucken, auf den Schmuckteilen der Schwerter, auf den Gefäßen der Teetrinker, auf Brokaten und Einschlagtüchern, auf Lackgeräten und unzähligen Setzschirmen für alle Ewigkeit aufbewahrt.

Korin muß in diesem Unsterblichen eine Art Idealtyp erblickt haben. Wenn der Sohn der Genroku-Ära sich ein Brokatkissen unterschob, um zu arbeiten, so fühlte er sich der Atmosphäre Narihiras, der parfümierten Hofluft altklassischer Zeit, näher gerückt. Mit dem Menschen des IX. Jahrhunderts verbanden ihn ähnliche Geschmacksneigungen, verwandte Instinkte.

Darum hat Korin ihn so oft und in so vielen Phasen seines Lebens gemalt. Sein Porträt gibt der Künstler auf dem Deckel eines Schreibkastens (s. Abb. 2). Das Bild ist als Dekoration eines Faltfächers gedacht, dessen Rippen über die Seitenteile des Deckels hinweglaufen. Der Kasten ist mit schwarzem Lack grundiert, der Fächer mit Goldlack überzogen, während die Fächerstäbe in einem rötlichen Ton lackiert sind. Die glasbildartige Einfachheit des Liniaments wird durch die Virtuosität der Technik erklärt: die Umrißzeichnung des Kopfes und der Lackkappe ist dadurch erzielt, daß Korin bei dem Überzug mit Goldlack die Konturen aus dem schwarzen Lackgrunde aussparte.

Eine Abbildung, welche die feinen Reliefs dieser unbegreiflich delikaten Lackarbeit unterschlägt, gibt von ihrem ganzen Reiz leider nur eine schwache Vorstellung. Die rasierten Augenbrauen, die so naiv gezeichneten Augen und Lippen, die Backentaschen und der Stiernacken machen es uns schwer, diesem japanischen Apoll so viele Tränen schöner Frauen zu kreditieren — es ist mehr eine dekorative Übertreibung charakteristischer Züge, als ein wirkliches Porträt, und auch von Korin als nichts anderes beabsichtigt.

Das Holzschnittartige seines Stils steigert Korin nicht selten bis zur Karikatur. Was breite und kühne Pinselführung an dekorativer Ausdruckskraft zu enthalten vermag, zeigt er auf einem im Koringwafu (Korins Skizzenbuch) reproduzierten Entwurf (Abb. 1). Hier sind die

Abb. 12. Wildgänse. Tuschskizze mit zartem Goldauftrag, gemalt auf Seide, montiert als Kakemono. Besitzer: Mr. Kynemon Ozawa, Musashi Provinz.

Abb. 13. Damenkostüm (Kosodé). Getöperter Seidenstoff, bemalt mit Herbstgräsern und Blumen. Besitzer: Kaiserl. Museum, Tokyo.

Rokkasen, sechs der berühmtesten Klassiker, dargestellt, auf dem Boden hockend und in poetische Reflexionen vertieft. In der Mitte dieser Reihe, die ohne Perspektive gezeichnet ist und dennoch durch die geistvolle Gruppierung körperhaft wirkt, sitzt eine Frau mit offenem Haar: Ono no Komachi, schön und viel geliebt wie Ninon, in weißem, rotunterfütterten Kimono. Als Korin ihr und ihrer Genossen Züge skizzierte, hat er seinem Pinsel jede Laune erlaubt. Aus der schönen Ono no Komachi ist eine verschnupfte, mit Zahnkaries behaftete Dame geworden, aus dem Priester ihr zur Rechten und dem am linken Rande wurden wahre Murmeltiere, die man mehr mit Ergötzen als mit Wohlgefallen betrachtet. Narihira dreht uns gar den Rücken zu, einen Rücken von bemerkenswerter Kompaktheit. Es wäre eine Torheit, bei einem solchen Einfall ganz ernst zu bleiben, auch die Japaner tun das nicht; aber es braucht anderseits wohl kaum auf die ernsten künstlerischen Qualitäten dieser Humoreske hingewiesen zu werden, auf die Pinselverve (jeder Umriß ist mit einem Zuge hingeschrieben), auf die mit so einfachen Mitteln erzielte Unmittelbarkeit des Ausdrucks. Korins Pinsel glich darin dem Stahl aus der Werkstatt eines alten Schwertfegers: jeder seiner Streiche saß.

Nicht ganz frei von karikaturistischem Beigeschmack ist eine andere Arbeit, eine von unschätzbarem Werte: der zweiteilige Setzschirm mit dem Bilde der sechsunddreißig berühmten Dichter dem Marquis Yoshinari Satake in Tokyo gehörig (Abb. 3). Poeten aller Zeiten hocken in einem durch Vorhänge abgeschlossenen Raum. Sie sind in die malerischen Gewänder ihrer Jahrhunderte gekleidet, in Seide oder Brokat, tragen schwarze Lackkappen auf dem Kopfe und Fächer oder Rosenketten (hieran sind die priesterlichen Dichter kenntlich) in den Händen. Der große Moment der Konzeption geht vor sich. Jeder ist ganz in dichterische Grübeleien versunken, so sehr, daß er von keinem seiner Kollegen Notiz nimmt. Der ge-

Abb. 14. Damenkoſtüm (Koſode). Geköperter Seidenſtoff, bemalt mit Herbſtgräſern und Blumen. Beſitzer: Kaiſerliches Muſeum, Tokyo. Vergrößerter Ausſchnitt der gegenüberſtehenden Abbildung.

ſpannte, ſuchende Ausdruck der Köpfe iſt mit ſo ſtarken Mitteln betont, daß Europäer bei der Betrachtung einzelner Phyſiognomien ſich eines leiſen Lächelns nicht werden erwehren können. Die niedrigen, abfallenden Stirnen, der ſchmale Schädel, das ungepflegte Haar erſchweren uns die Objektivität des Urteils. Korin hat hier die affenartige Häßlichkeit ſeiner Raſſe, den Bohnenſchädel, die ausdruckloſe, von häßlichen Längsfalten durchfurchte Stirn, die hervortretenden Backenknochen, das abfallende Kinn und den unkultivierten Haarwuchs allzu wenig beſchönigt, ſo daß

das Auge ästhetischer Ruhepunkte, der lieblichen Frauengesichter oder des in der rechten oberen Ecke zu suchenden edelgeschnittenen Narihirakopfes wirklich bedarf. Doch welche kompositorische Gewandtheit ist hier entfaltet! Drei Dutzend Menschen sind so gruppiert, daß keine Überfüllung herrscht, ja, daß die wundervolle Konzentriertheit, die in den Physiognomien der Dichter ausgedrückt ist, von diesen sprechenden Linien auch auf uns übergeht. Die wahrhaft musikalischen Farben, ein ganzes Band von Lichtblau, von Schwarz, von Zitronengelb, das sich von dem matten Gold des Grundes mit sanfter Kraft abzeichnet, erhöhen die reiche Wirkung dieses Setzschirmgemäldes.

nicht selten das kostbarste Objekt des Familienbesitzes ausmachen. Auf Darstellungen von Bränden, Erdbeben 2c. suchen die vom Unglück Betroffenen gewöhnlich zuerst ihre Schirme zu retten. Es ist vielleicht lehrreich, zu wissen, daß die nach Europa exportierten Stellschirme, besonders jene mit köstlich gestickten Vögeln und Blumen (wie sie en masse auch in japanischen Hafenstädten feilgehalten werden), in einem japanischen Hause nicht geduldet werden wegen des „vulgären" Geschmackes ihrer Dekoration; der Preis ist dementsprechend niedrig. Setzschirme rein japanischen Stils, mit gutem Gold grundiert und von einem einigermaßen tüchtigen Künstler bemalt,

Abb. 15. Fächer. Teil der Dekoration eines Paars sechsteiliger Stellschirme, auf deren Goldpapiergrund Fächer geklebt sind. Besitzer: Baron Danosuke Iwasaki, Tokyo.

Ein japanischer Paravent ist kein unpersönliches Gebrauchsmöbel wie bei uns; er ersetzt unsere Gobelins und Wandgemälde. Feste Wände existieren im japanischen Zimmer nicht, die kleinen des Tokonoma, der Altar- oder Bildernische, ausgenommen. Durch dünne Schiebetüren, die in Rinnen laufen, werden die Räume abgeteilt; diese Schiebetüren sind mit gemustertem oder Goldpapier beklebt, in vornehmen Häusern, Tempeln und Palästen oft bemalt. Auch die zwei- bis sechsteiligen Setzschirme haben die Funktion, Räume voneinander abzutrennen und Zugluft (nur in japanischen Papierhäusern weiß man, was das ist) abzuhalten. Meist aber stehen sie wohlgeschützt in einer Nische oder im Godown, da sie

sind nicht unter 3—400 Mark das Paar zu haben. Jene aber, auf denen große Meister ihr ganzes Kompositionsgeschick, ihren geläuterten Geschmack und Stil bewährt haben, sind den Japanern Reliquien, von denen sie sich schwer trennen, die sie lieber sorgfältig kopieren und künstlich alt machen, als daß sie sie an uns, die „Barbaren", verkaufen. Wer in einem japanischen Hause gelebt und gesehen hat, daß ein Paar jener mehrteiligen Setzschirme mit ihrem sonoren Kolorit, das sich so markig von dem Goldgrunde abhebt, ein kahles Zimmer zu einem wahren Prachtgemach umgestalten kann, wird den Japanern ihre Zähigkeit schwerlich verübeln.

Als Setzschirmdekorationen waren eine

Abb. 16. Brückensteg mit Iris. Farbige Malerei auf dem Goldpapiergrund eines anderen Fächers. Besitzer: Vicomte Takachika Fukuoka, Tokyo.

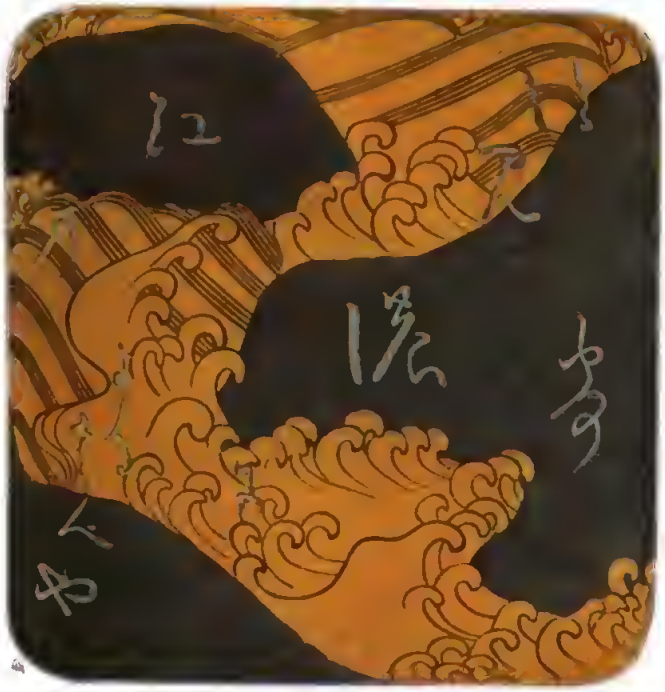


Abb. 17. Die Bucht von Suma-No-Je. Dekoration eines Lack-Schreibkastens. Besitzer: Baron Hanosuke Iwasaki, Tokyo.

Reihe von Darstellungen Korins gedacht, die nun jedoch seit länger als einem Jahrhundert von den Schirmen abgelöst und als Kakemonos montiert worden sind, Darstellungen, die einige der in den Isé Monogatari geschilderten Episoden aus dem Leben Narihiras veranschaulichen. Diese Monogatari (Novellen) sind von einer starken lyrischen Stimmung getragen und gipfeln regelmäßig in einem artigen Kurzgedicht.

Auch Korins Illustrationen sind zarte, mit feinem Pinsel hingehauchte Lyrika. Sie dienen zugleich als treffliches Beispiel, wie die japanischen Maler die Fläche füllen. Die Figuren sind sehr klein genommen, die Landschaft deuten wenige Striche an. Ein Kiefernast versinnbildlicht den ganzen Baum, ein paar Gräser das wogende Feld. Schatten und Perspektive fehlen. Die einzelnen Glieder der Komposition lassen sich gewöhnlich in Dreiecke einzeichnen, die durch eine verschwenderische Fülle leeren Raumes getrennt sind. Diese Leere, Korinschen Gemälden eigentümlich, gibt, sonderbar genug, seinen Szenerien Weite und ersetzt in etwas die fehlende Perspektive. Das weiche Grau des Hintergrundes, das da und dort stärker abgetönt ist, erhöht die Illusion.

Narihira ist dargestellt, wie er mit seinem Bruder und seinem Gefolge den Nunobiki-Wasserfall bei Kobe betrachtet, der jetzt arg modernisiert ist; wie er sich mit einer schönen Entführten im hohen Gras vor den mit Schwertern und Fackeln nahenden Verfolgern verborgen hält*), oder wie er dem Berge Fuji seine poetische Huldigung darbringt. Besonders charakteristisch für das Kolorit Korins, auf dessen Palette ein stark deckendes Malachitgrün einen wichtigen Platz hat, scheint mir das Wasserfallbild mit dem weit in die Komposition hineinragenden Kiefernast (Abb. 4). Die Nadeln sind summarisch gegeben, da Korin seinen Standpunkt mit dem der Narihiragruppe identifiziert hat. Die Goldtupfen auf der Rinde des Baumes jedoch finden nur in einer Laune Korins ihre Erklärung. Sie erinnern uns, daß er bis in die Fingerspitzen Zierkünstler war und daß er den Lackdekorationsstil, wann es ihm gerade einfiel, auf Kosten der natürlichen Wirkung auf die Kakemonomalerei übertrug.

Man kann Korin darum schwerlich unter die Realisten einreihen. Er will es auch nicht sein. Die Natur gilt den Japanern in vielen Einzelheiten nicht als unbedingt schön; ja oft als trivial. Menschenhand verbessert sie. Die jungen Damen der Gesellschaft lernen in ermüdenden Kursen, wie man einen Blütenzweig mit der Schere zu einem wirklich künstlerischen Liniament vertieft, und japanische Gärtner (denen ein französischer oder englischer Park ein Greuel ist) goutieren Baum und Strauch erst in einem möglichst naturwidrigen Zustande. Je seltsamer eine Pflanze gewachsen ist, je

*) Dieses Motiv hat er in einer leichten Variation noch einmal als Flächendekoration verwertet.

unregelmäßiger und bizarrer ſich ihre Zweige dehnen, deſto mehr Bewunderung findet ſie.

Auch Korin pflegte und ſtudierte in ſeinem Sommergarten Iris und Camellia, Hagi (Lespedeza bicolor) und Winde, Päonie, Azalee und Chryſanthemum nicht, um ſie zu jenen ordinären Blumenſtücken zu verarbeiten, die einſt in den Malſtunden unſerer höheren Töchter eine ſo große Rolle ſpielten. Von einem japaniſchen Blumenmaler verlangt man mehr als einen bloßen Abklatſch der Natur, und es gilt als ein ſaures Lob, wenn es nur heißt: dieſe Blumen duften förmlich, ſo wahr ſind ſie gemalt.

Korin prägte ſeinem Gedächtnis in ſtundenlanger Betrachtung Form und Farbe der Pflanzen ein, um dann unabhängig von ſeiner Vorlage über ſie zu phantaſieren. Seine Blumenſtücke ſind ein ganzer Katechismus japaniſcher Äſthetik, ein Kompendium reizender Abſonderlichkeiten. Keine ſeiner Arbeiten zeigt ſeinen hochentwickelten Farben- und Linienſinn, ſeinen Geſchmack offenkundiger als ein Paar ſechsteiliger Klappſchirme im Niſhi Hongwanji-Tempel zu Kyoto (Abb. 5 u. 6). Die Dekoration, Irisſtauden, füllt zwei Drittel der goldgrundierten Fläche. Auf dem einen Schirm ſind die ſchilfartigen Blätter auseinandergeſpreizt und ſtehen auf dem Bildrande, auf dem anderen ſind ſie kompakter zuſammengeballt und bedecken die ganze Längsachſe. Vielleicht kann man nicht beſſeres zum Lobe dieſer Kompoſition ſagen, als daß Worte die grandioſe Wirkung, die ſelbſt eine mäßige Reproduktion erzeugt, nur abſchwächen können, daß der beredteſte Schwärmer von dem beſtrickenden Zauber des Kolorits, dem leuchtenden Blau der Blüten, dem Malachitgrün des Blattwerks und dem zarten Licht des Goldgrundes nicht annähernd ſo viel vermittelt wie die eigene Anſchauung.

Korin läßt, wie dieſer Setzſchirm zeigt, ſeine Pflanzen aus dem Grunde aufwachſen, ohne das Erdreich auch nur anzudeuten. Für die auf Matten hockenden kleineren Japaner, deren Augenhöhe alſo beträchtlich tiefer zu denken iſt als die eines ſtehenden oder ſitzenden Europäers, hat dieſe Eigentümlichkeit Korins weniger Befremdendes als für uns. Wir ſind ſeit Jahrhunderten eher daran gewöhnt, daß unſere Maler zu deutlich und zu weitſchweifig werden; die Japaner ſchaffen bei der Betrachtung unwillkürlich künſtleriſch mit und ſehen einen Reiz darin, ſelbſt zu ergänzen. Darauf bauend, ſcheut Korin nicht vor Kühnheiten aller Art zurück. Aus dem unteren Winkel eines Rechtecks rankt ſich ein Päonienzweig hoch, deſſen eine Hälfte vom Bildrande abgeſchnitten wird. Der Kontur des feinen Stammes iſt an einem Knotenpunkte unterbrochen, ſo daß das Auge

Abb. 18. Die Bucht von Sumi-No-Ye. Dekoration eines Lack-Schreibkaſtens. Beſitzer: Baron Yanoſuke Iwaſaki, Tokyo.

des Beschauers die Lücke füllen muß. Auf einem anderen Kakemono (Abb. 7) ist das Thema ein Strauch der Camellia japonica mit seinen feuerroten Blüten; das drollig gebogene Stämmchen wächst unvermittelt aus der Erde. Dort, wo das Wurzelreich sich befinden müßte, hat Korin mit breitem Pinsel eine Horizontale gezogen, die mehr einem Stück Holz als einem Streifen Erde ähnelt. Blüten und Blätter scheinen nach feinen Gartenkunstgesetzen arrangiert, und um das Maß des Gekünstelten voll zu machen, hat der Künstler die Staubfäden der Blüte und die Adern der von Raupen angenagten Blätter sehr zart in Gold ausgeführt. Auch auf einem zweiten Päonienbilde finden sich die Goldadern auf den Blättern, die mit dem Realismus einiger Details, so der naturwahr gegebenen Raupenschäden, seltsam genug kontrastieren.

Unter den Baumstudien Korins sind die meisten seiner Absonderlichkeiten zu suchen, jene, die Gonses Wort: „Le plus japonais des Japonais" gerechtfertigt erscheinen lassen. Blühende Pflaumenbäume, Kiefern, Bambus und vor allem Ahorn gewinnen auf Korins Setzschirmen nahezu Körperlichkeit. Ihre Äste dehnen sich wie warmblütige Glieder in die Landschaft, über karg umrissene Hügel hinweg oder an einem Flußufer, dessen Lauf, wunderlich gestrichelt oder marmoriert, bei dem völligen Fehlen einer Perspektive kaum zu enträtseln ist. Auf diesen Schirmen feiert das japanische Stilgefühl wahre Triumphe. Man darf die seltsam geformten, übertrieben knorrigen Baumstämme mit ihren goldbetupften Moosflecken, die arabeskenhaften Linien der sich vielfach überschneidenden Zweige gewaltsam, ja absurd nennen; aber man wird diesen Entwürfen die dekorative Wucht und, was wirklich viel ist in der japanischen Kunst, eine gewisse Originalität nicht absprechen können. Ich wüßte im Augenblick von unseren Künstlern nur einen, dessen Pinselstrich eine ähnliche Treffsicherheit und Flüssigkeit besaß, dessen Handschrift mich auch stets an japanische Schriftcharaktere denken ließ: das ist Menzel.

Wie wenig es Korin darauf ankam, ein Stück wirklicher Natur zu bringen, beweisen jene willkürlichen Zusammenstellungen von Pflanzen, die zu verschiedenen Jahreszeiten blühen. Da ist ein mehrteiliger Klappschirm (Abb. 8) mit dem Blütenflor von Frühling und Herbst, auf dem Schwertlilie, Iris, Aoi, Mohn, Kikyo unter einem blühenden Pflaumenbaum lustig durcheinanderwachsen; ein anderer (dem Prinzen Iwakura gehörig), auf dem er das Thema variiert und die Gewächse des Herbstes und Winters, sowie ein paar Schneehügel als Pendants bringt. Den ganzen Garten Eden (Blumen aller vier Jahreszeiten) faßt Korin dann noch einmal zu einem Bilde zusammen (abgebildet in der japanischen Monatsschrift Kokka, Heft 32), doch mit einem so meisterlichen Kompositionsgeschick, daß der Blick sich mit Behagen in diese seltsam üppige Natur versenkt.

Der vielseitige Korin, der es so glänzend versteht, seine Bewunderer von einst und jetzt durch immer neue Kühnheiten zu überraschen, weiß auch mit sanften und liebenswürdigen Mitteln zu wirken. Einige seiner Wandschirmgemälde wenden sich unmittelbar auch an europäisches Empfinden. So gibt es eine Schneelandschaft (Abb. 9) mit Bergen am Horizont und in das Wasser hineingebauten Häuschen im Mittelgrunde, in der das trübe Grau der Atmosphäre und die melancholische Stimmung des Wintertages mit eindrucksvoller Einfachheit geschildert ist. Als Gegenstück dazu gibt Korin eine Mondscheinlandschaft (Abb. 10). Sie ist ganz unwirklich und wenig anders als ein gemaltes Gedicht; mit ihren zerflossenen Konturen und dem schimmernden Gold, das der Mond auf die Weiden, die Hügel, den Fluß und die treppenartig ansteigende Villa herniedergießt, wird sie indes dem Zauber einer Mondnacht eher gerecht als die prosaischen Deutlichkeiten so vieler abendländischen Spezialisten.

Viele der später zu Büchern vereinigten Studien des Japaners machen den Eindruck, als wären sie in hellen Mondnächten entworfen. Da gibt es Skizzen von Blumen, von Bäumen, von Parklandschaften, Bergen und Brücken, die wenig mehr sind als dekorativ zurechtgemachte Schattenrisse. Als das schönste

Stück dieſer Art ſei ein im Korin gwafu (gwafu = Skizzenbuch) reproduziertes Rehbild (Abb. 11) genannt, auf dem die Leiber der Tiere mit zwei Tönen, mit einem grauen Roſa und ein wenig Schwarz, ohne eigentliche Konturzeichnung, wie mit einem Hauch auf das Papier geblaſen ſind.

Auf einem anderen Tierbilde (Abb. 12) hat Korin dieſe traumhafte Stimmung noch weiter ausgeſponnen. Es iſt eines jener Kakemonos, welche die früher aufgeſtellte Behauptung, daß gewiſſe japaniſche „Tuſchſkizzen" durch Abrundung und Ergänzung nur verlieren, glänzend rechtfertigen. Das Thema kann nicht ſimpler ſein: Wildgänſe, Schilf, Mond, und ebenſo das Kolorit: ſchwarze Tuſche und ein wenig Gold für die Umrahmung des Mondes. Wie durch ein paar weiche Schatten, ja allein durch die klug benutzte Tonſchönheit des Materials, der Kakemonoſeide, das Nebelhafte der Atmoſphäre herausgebracht iſt, wie und wo Tierleiber und Schilf in den nur zu einem Drittel gefüllten Rahmen hineinkomponiert ſind, dies muß auch die Kritik der gegen japaniſche „Bizarrerien" Voreingenommenen entwaffnen.

Wer ſeine Augen an die ſeit Jahrhunderten in Japan übliche Kompoſitionsweiſe, an das Fehlen von Schatten und Perſpektive, an die eigentümliche Art der Stiliſierung einigermaßen gewöhnt hat, folgt dem Genrokukünſtler willig auch auf jene Gebiete, auf denen er ſeiner Phantaſie den freieſten Spielraum laſſen konnte: der angewandten Kunſt.

Korins Koſtümentwürfe wurden ſchon geſtreift. Korin war zum Unterſchiede von ſo vielen im Dienſte der Mode ſtehenden Malern der Gegenwart kein Kleiderreformator. An den japaniſchen Frauengewändern, die ſo bequem anzulegen und ſo hygieniſch zugeſchnitten ſind, war und iſt noch heute wenig zu verbeſſern. Nur Farbe, Stoff und Muſterung unterlagen dem Wechſel der Mode, wenngleich bei weitem nicht ſo häufig wie bei uns.

Wie bereits erwähnt, hielt ſich unſer Künſtler während ſeines Exils in Yedo (Tokyo) in dem gaſtfreundlichen Hauſe der Fuyukis auf. Verſchiedene Studien und Gewänder, die Korin für die Gattin ſeines Wirtes lieferte und die, von der noch heute blühenden Familie pietätvoll aufbewahrt, in den Beſitz des K. Muſeums zu Tokyo übergegangen ſind, geben uns eine anſchauliche Vorſtellung von dem verſchwenderiſchen Geiſte der Genrokuzeit. Er ſelbſt hat mit feinem Pinſel, mit zarten Farben und Gold, reizende Blumenmotive über dieſe Kimonos verſtreut, ſo daß die Beſitzerin ein wirkliches Gemälde an ihrem Körper trug. Und da es eine Schöpfung des gefeierten Korin war, ſo braucht kaum geſagt zu werden, daß ſie alle ihre Rivalinnen ausſtach. Eine dieſer Arbeiten, eine Robe aus weißer geköperter Seide, mit kleinen Chryſanthemen, Hagi (Lespedeza bicolor) und der blaublühenden Kikyo (Platycoton grandiflorum) dekoriert, bringt unſere Abbildung (Abb. 13 u. 14). Ein ſolches Koſodé genanntes Staatskoſtüm wurde wegen ſeiner Koſtbarkeit von einem weiten

Abb. 19. Korins Grab auf dem Hongyo-Ji des Myokenji-Tempels in Kyoto. Originalaufnahme des Verfaſſers (mit Goerz-Anſchütz Doppel-Anaſtigmat).

Überwurf, Uchi-Kake, geschützt; doch ist anzunehmen, daß bei festlichen Gelegenheiten die Hülle fiel, da sonst schwerlich der Neid der Nachbarinnen in dem erwünscht hohen Grade erregt werden konnte.

Wenn die Frau eines Trödel-Engroshändlers — ein solcher war Fuyuki — an ihrem Leibe eine Arbeit Korins trug, die heute eine Museumssehenswürdigkeit bildet, dann darf man billig schließen, daß auch die Ausführung anderer Toilettengegenstände dem hochkultivierten Geschmack der Zeit Rechnung zu tragen hatte. Zu diesen Gebrauchsartikeln gehört der Fächer.

Noch gegenwärtig ist der Fächer ein unentbehrliches Requisit von Mann, Frau und Kind. Vielleicht findet man bei uns einen Mann mit Fächer abgeschmackt; in Japan jedoch vergeht Spöttern das Lachen bald. Scharen von Moskitos rüsten sich mit der sommerlichen Abendbrise (die oft genug ausbleibt, doch nie die Moskitos) zu ihrem Vampirwerk, das allein der unaufhörlich in Bewegung gesetzte Fächer unterbricht. Mit dem Fächer in der Hand schlüpft der Japaner unter sein Moskitonetz, mit dem Fächer träumt er (wie die Angehörigen aller Nationen, deren Finanzen erschüttert sind) von unermeßlichem Reichtum, mit dem Fächer sitzt er im Theater, wedelt er sich Luft beim Essen zu, mit dem Fächer tanzt er weltliche und religiöse Tänze, mit dem Fächer hat er einst Schlachten kommandiert.

Korin hat diesem kleinen Gegenstand, der kecken Bildausschnitten so günstig ist, seine ganze Liebe zugewandt. Szenen aus den Ise Monogatari, als deren Held Narihira angenommen wird, kehren mehrfach wieder. Der Variation des Entführungsmotivs, und zwar einer reizenden Variation, wurde bereits an anderer Stelle gedacht. Da ist ferner ein goldgrundierter Uchi-Wa, ein gestielter Blattfächer, mit einer der berühmten Yatsuhashi, d. h. der acht kleinen Brücken, die Narihira auf einer Reise über ein vielverzweigtes Gewässer fand, und weißen und blauen Schwertlilien am Ufer (Abb. 16). Auf einem anderen Faltfächer übergibt Narihira einem Pilger, der nach Kyoto wandert, einen Klagebrief an seine Geliebte. Diese Komposition hat Korin oder der ursprüngliche Besitzer mitsamt 25 anderen in einer typisch japanischen Weise dadurch konserviert, daß er sie als Dekor auf zwei große goldgrundierte Setzschirme klebte. Es ist ein wahres Kaleidoskop von Szenen aus der Geschichte, aus dem Tier- und Pflanzenleben, das da an uns vorüberzieht und die unerschöpfliche Laune, den sprühenden Witz und den geläuterten Farbengeschmack des Künstlers glänzend bezeugt. Zu den Perlen dieser Gattung gehört ein Fächer mit einem in altertümliche Tracht gekleideten Bootsmann (Abb. 15), der seinen Nachen mit langer Ruderstange durch die Wellen treibt. Das Kolorit hat eine Sanftheit, einen Schmelz, den zu loben einem Menschen mit Geschmack verboten ist.

Von Korins Schöpfungen sind seine Lackarbeiten in Europa wohl am bekanntesten geworden, vielleicht aus dem Grunde, weil die Preise echter Stücke beängstigend vielstellige Ziffern erreicht haben. Doch auch in Japan zahlt man für eine kleine Dose Korins, falls sie dem Meister selbst zugeschrieben werden kann, 1000 bis 2000 Mark. Lacksachen aus klassischer Zeit und jene der letzten Jahrhunderte mit ihren kostbaren Einlagen schätzen die Japaner wie unsere Frauen Diamanten; ganze Vermögen sind in ihnen angelegt. Es ist vor allem die unbegreiflich feine Politur, die durch immer wieder erneutes Auftragen und Abschleifen des Lackes erzielt wird und die im Laufe der Zeit eine wundervoll warme Patina bekommt, die Subtilität der Goldstaub- oder Goldschüppchen-Dekoration, die delikate Reliefarbeit, endlich die Mannigfaltigkeit der Einlageverfahren (Gold, Silber, Blei, Schildpatt, rote Koralle, Elfenbein, Malachit, glasierter Ton ꝛc.), die uns in japanischen Lacken Erzeugnisse einer in der Welt einzig dastehenden Kunstübung sehen lassen.

Echte Arbeiten Korins zu erkennen, setzt eine ungewöhnliche Schärfe des Blickes voraus. Eine in großen Zügen umrissene Zeichnung, die nur den ungefähren Eindruck eines Naturmotivs vermitteln will und unser Wissen von Proportion und Perspektive völlig auf den Kopf stellt, läßt ebensowenig mit Sicherheit auf Ko-

rins Autorschaft schließen wie überreiche Einlagen von Gold, Silber, Blei und Perlmutter. Nur etwa nach der feinen Abtönung und Zusammenstellung der farbigen Einlagen, nach der Art, wie das Perlmutter geschnitten und sein rosagrüner Schimmer ausgebeutet und zu der Nachbarfarbe in Kontrast gebracht ist, kurzum, nach dem letzten „Wie" der Arbeit kann einigermaßen die wahre Urheberschaft festgestellt werden.

Zum Glück fehlt es nicht an beglaubigten Stücken. Als eine der interessantesten Schöpfungen darf der Schreibkasten des Barons Iwasaki, Tokyo, gelten (Abb. 17 und 18) mit seinen eigenartig stilisierten Wellen und Wellenkämmen, die wie die Gesichtskonturen des früher erwähnten Narihira-Kastens aus dem schwarzen Lackuntergrunde ausgespart sind. Als flache Reliefs treten mächtige Felsblöcke, in Blei aufgelegt, heraus. Diese Zeichnung wiederholt sich im Innern des Schreibkastens, der für Reibstein, Tusche, Wasserbehälter und Pinsel in vier elegante Fächer eingeteilt ist. Das Thema selbst wird erklärt durch in silbernem Relief herausgearbeitete Schriftzeichen, die über den Stülpdeckel und das Innere hinweglaufen: sie sind Zitate aus einem klassischen Kurzgedicht, zu dem die landschaftlichen Schönheiten der Bucht von Suminoyé Anlaß gaben. Diese Bucht hat unser Künstler in einer eigenartigen Impression gefeiert, doch hat er sich hierbei eng an eine schon vorhandene Arbeit, an die seines Meisters Koyetsu, angeschlossen, der das Thema als erster aufgriff. Nach japanischem Urteil hat der jüngere den älteren Künstler überflügelt; ein Gegenstück dazu, daß einer Kopie größerer Wert als der Originalarbeit zugesprochen wird, mag man in unserer Kunstgeschichte vergebens suchen. Sie zeigt zugleich, daß in Japan das Thema viel gleichgültiger läßt als die Art der Ausführung.

Mit diesen Beispielen aus dem Werk Korins möchte ich schließen. Viel wäre noch zu sagen über allerlei größere und kleinere Lackarbeiten, eine Reihe von Schreib- und Papierkasten, den Inros oder Medizinbüchschen, Teedosen, Puderschächtelchen ꝛc., die Korins Werkstatt entstammen und teilweise ihren Weg nach Europa gefunden haben. Doch bedürfen Worte hier nur allzu sehr der Unterstützung durch eigene Anschauung. Sie ist bei dem vielen Unechten, das auf den Markt gelangte, nicht eben leicht zu gewinnen. Doch dürfen wir Deutsche uns glücklich schätzen, daß erst vor kurzem eins der schönsten Werke Korins, ein unzweifelhaft echter Schreibkasten, in die Sammlung eines feinsinnigen Liebhabers, des Herrn Jacoby in Berlin, übergegangen ist, der das teuer erstandene Juwel hoffentlich dermaleinst einem unserer an japanischen Kunstschätzen nicht eben reichen reichshauptstädtischen Museen zu dauerndem Besitze überläßt.

Bis dahin haben wir vielleicht auch ein eigenes Museum für ostasiatische Kunst, mit dessen Errichtung bald zu beginnen zeitgemäß und vorteilhaft wäre.

Jugend.

Das ist das Glück: im Tageskampf zu stehen,
Wo bei der Arbeit alle Muskeln beben,
Sein Werk, sein Alles, wachsen, werden sehen,
Von neuem immer seiner Pflicht zu leben;

Der dunklen Zukunft fest ins Auge schauen,
Stets vorwärts blicken, aber nie zurück,
Und seinen innren Kräften ganz vertrauen
Das Herz voll Hoffnungen: Das ist das Glück.

Hans Caspar v. Starcken.

Die Zukunftsschlacht.

II. Die Entscheidung. Von ⁘

Das VI. Armeekorps war von der südwestlich Vitry-le-François fechtenden ersten Armee zur Sicherung der linken Flanke bei Brienne-le-Château (Karte 1) zurückgelassen worden. Auf die Nachricht vom Anmarsch starker feindlicher Kräfte aus der Richtung von Méry, Troyes und Bar hatte sich der kommandierende General entschlossen, die Aube zu überschreiten und sich dem Feinde entgegenzuwerfen. Die 11. Infanterie-Division war zwischen Epagne-Blaincourt und auf der Eisenbahnbrücke übergegangen, die 12. Infanterie-Division bei Brienne-la-Vieille-Radonvilliers und bei Dienville.

Ein Detachement der 12. Infanterie-Division (4 Bataillone, 1 Maschinengewehr-Abteilung, 1 Eskadron, 3 Batterien) war südlich Dienville in Stellung gegangen, um den von Bar anrückenden Feind aufzuhalten, alles andere hatte sich in die Richtung auf Piney gewendet.

Als der kommandierende General über die Brücke von Epagne ritt, schallte das Feuer aus der Gegend von Brévonne herüber (Karte 2 auf S. 75). Vorbei an den langen Wagenreihen der Munitionskolonnen, an eilig vorgehender Infanterie, ritt er im Galopp querfeldein aus dem Aubetal herauf auf die Höhe, an deren Rande einige Büsche sich scharf gegen den Himmel abhoben. Jenseits dieser Büsche lag ein stattliches Gehöft — die Ferme Petit-Brévonnelle.

Vor dem Gehöft, im Schutz der Mauern, stand dicht zusammengedrängt eine Menge Wagen und Pferde — die leichte Munitionskolonne des Feldartillerie-Regiments von Peucker, das vorwärts der Ferme im Feuer stand.

Der Kommandierende saß mit seiner Begleitung ab und ging zu Fuß vor das Gehöft bis in Höhe der Artillerie, um sich zu orientieren. Das Bild, das sich den Augen bot, war selbst dem erfahrenen und auf solchen Anblick vorbereiteten Soldaten überraschend: das Schlachtfeld erschien gänzlich leer. Nur das Feldartillerie-Regiment von Peucker war deutlich zu sehen, darüber hinaus erkannte man am nördlichen Horizont den linken Flügel des Feldartillerie-Regiments 42. Sonst nichts. Auch vom Feinde nichts. Die tausendmal gesehenen Manöverbilder der breit über das Gelände vorgehenden Schützen, der nachfolgenden geschlossenen Truppen mit wehenden Fahnen, die querfeldein galoppierenden Adjutanten und Ordonnanzoffiziere — alles verschwunden. Über einer Höhe rechts vorwärts (der Höhe von Villehardouin) stand eine niedrige grauweiße Wolke, aus der man mit dem Glase ununterbrochen kurze grelle Blitze aufzucken sah. Das waren die Sprengwolken der krepierenden deutschen Schrapnells. Eine zweite solche Wolke zog sich langgestreckt zwischen der deutschen Artilleriestellung und Brévonne hin — ein deutliches Zeichen, daß die feindlichen Batterien auf die deutsche Infanterie feuerten.

Der Lärm der Schlacht erfüllte die Luft mit einem einförmigen Getöse, das sich fast anhörte wie das Rauschen der Brandung am Meeresufer. Nur die Schüsse der nächststehenden Batterien hoben mit scharfem Knall sich aus dem allgemeinen wirren Geräusch hervor, und ab und zu war das eigentümliche Tacken des Maschinengewehrfeuers deutlich herauszuhören.

Der Kommandierende ließ bei der Artillerie nach dem Divisionskommandeur fragen und erhielt die Antwort, daß dieser sich auf dem rechten Flügel befinde. Bald darauf kam der Regimentskommandeur persönlich, um über die Lage zu melden.

„Die feindliche Artillerie steht dort auf der Höhe rechts vorwärts. Sie feuert auf unsere Infanterie und hat, um direkt schießen zu können, auf den Schutz des Geländes teilweise verzichtet. Wenigstens scheint es so. Sie steht nicht verdeckt; ein Teil der Geschütze ist mit dem Glas zu erkennen; wir schätzen nach längerer Beobachtung auf 12 Batterien. Wir haben das Feuer der ganzen Brigade auf die feindliche Artillerie vereinigt, um sie zum Ablassen von unserer Infanterie zu zwingen. Sie hat aber bisher mit einer wirklich heroischen Selbstverleugnung ihr altes Ziel beibehalten. Wie lange sie das noch aushalten kann, ist die Frage. Auf die Dauer muß trotz der Schutzschilde die Bedienung schwierig werden. Daß dann erst der Feind das Artilleriduell aufnehmen sollte, ist kaum wahrscheinlich. Er wird wohl eher das Feuer ganz einstellen und es erst im letzten Moment gegen den Sturm unserer Infanterie wieder beginnen."

„Ist denn unsere Infanterie aus Ihrer Stellung zu sehen?" fragte der Kommandierende.

„Sehr schwer; immer nur zeitweise an einzelnen Stellen. Ebenso die feindliche Infanterie. Ich lasse ihre Bewegungen dauernd

mit einem Scherenfernrohr ganz genau überwachen, damit bei einem Zielwechsel kein Irrtum entsteht. Die selbst für das schärfste Fernrohr ganz gleich erscheinenden graugrünen Uniformen erschweren das Erkennen außerordentlich."

Der kommandierende General begab sich mit dem Regimentskommandeur in die Nähe der linken Flügelbatterie, wo ein Scherenfernrohr aufgebaut war. Selbst mit diesem vorzüglichen Glase war es sehr schwierig, das Vorarbeiten der Schützen zu beobachten. Da die einzelnen Leute sich durch die Farbe ihrer Uniform fast gar nicht vom Gelände abhoben, wurde man nur durch die gleichzeitige Bewegung mehrerer aufmerksam. Dann konnte man sehen, wie sie vorwärts zu kommen suchten, oft viele hintereinander in dünner Reihe, um eine schmale Deckung auszunutzen, wie sie dann blitzschnell nach beiden Seiten sich ausbreiteten, sobald die Deckung breiter wurde, und sich niederwarfen, um von neuem das Gewehr zu gebrauchen. Ab und zu machte eins der Figürchen in dem peinlich scharfen Bilde einen Sprung und stürzte zappelnd zu Boden — so erschien in dem Fernglas die tragische Wendung eines Menschenlebens.

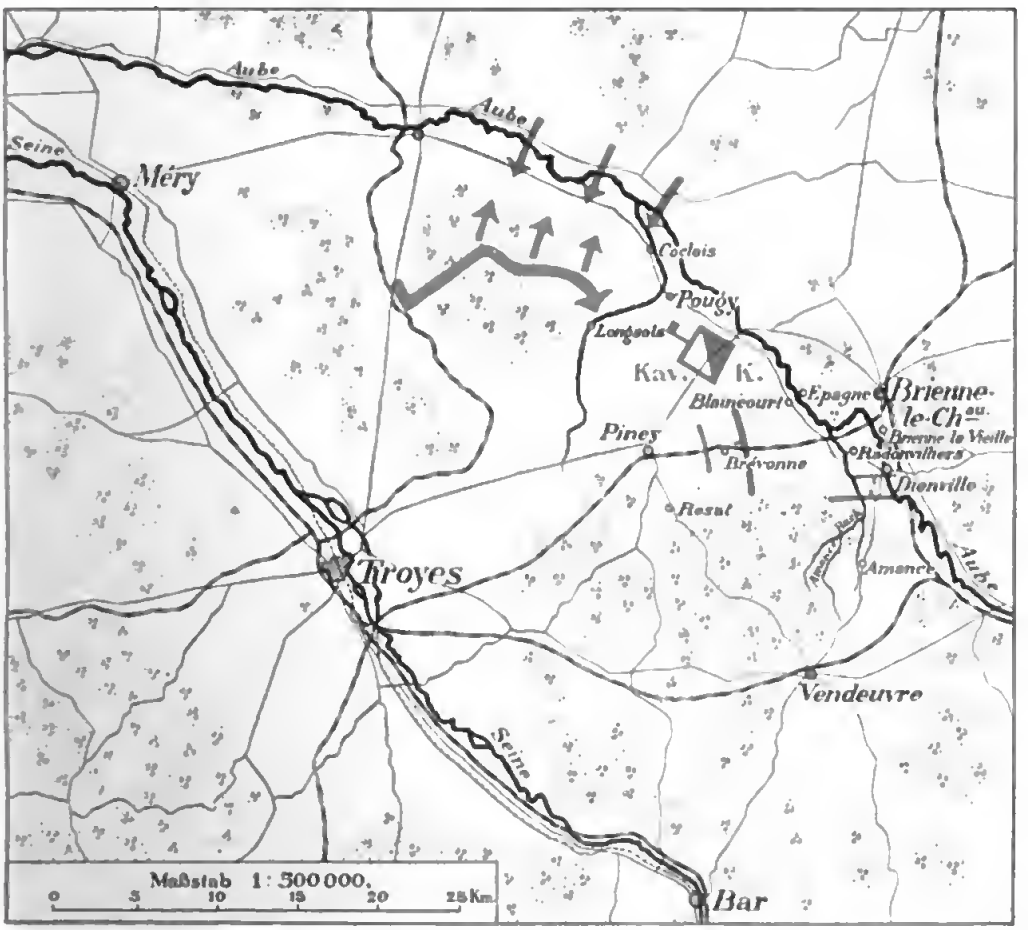
Von der feindlichen Infanterie war noch viel weniger zu erkennen. Nur an ganz vereinzelten Stellen des Geländes sah es so aus, als ob eine Reihe von Köpfen bemerkbar wäre — es konnte aber auch eine Täuschung der durch das scharfe Glas überanstrengten Augen sein.

Im ganzen war der Eindruck der, daß die deutsche Infanterie trotz des feindlichen Geschützfeuers stetig vorwärts ging.

Da kam ein schriftlicher Befehl der Artilleriebrigade, von einer Batterie zur anderen weiter gegeben: „Regiment 42 wird mit einem Teil der Batterien die feindliche Artillerie weiter beschäftigen. Alle anderen Batterien richten das Feuer auf die feindliche Infanterie, Regiment Peucker zwischen dem Signal 131 und der Eisenbahn."

Gleichzeitig traf eine Meldung von der 12. Infanteriedivision an das Generalkommando ein. Die Division meldete, daß sie südlich der Eisenbahn im stetigen Vorschreiten gegen Brévonne sei.

Inzwischen hatte die Artillerie ihr Ziel



Karte 1. Linker Flügel der I. Armee am 14. August nachmittags.

gewechselt. Die Rauchwolke ihrer krepierenden Schrapnells schwebte jetzt über dem vordersten Höhenrande und über dem Dorfe Brévonne. Wenige Minuten nur, und das ganze Dorf stand in Flammen.

Mit unerwarteter Schnelligkeit eilte dort drüben das Drama seiner Entscheidung entgegen. Für die eigene Führung wie für die eigene Artillerie überraschend brachen mit einem Male dichte Schützenschwärme vor, eilten unaufhaltsam gegen den Feind und verschwanden schließlich in der Umfassung des Dorfes und hinter dem jenseitigen Höhenrand.

Die Artillerie hatte solange gefeuert, als sie die eigene Infanterie noch mit Sicherheit erkennen konnte. Dann hatte sie ihr Feuer eingestellt und schußbereit den Ausgang erwartet. Kaum war aber die deutsche Infanterie in die Stellung des Feindes eingedrungen, da tönten die Kommandos: „Nach vorwärts — protzt auf!“ In der Karriere jagte der General mit den Regiments- und Abteilungs-Kommandeuren vor, hinterher galoppierten in breiter Front die Batterien — zum erstenmal an diesem Tage ein stolzes Bild.

Der kommandierende General aber erwog die nun von ihm zu erlassenden Befehle.

Das Gefecht war außerordentlich schnell und glücklich verlaufen; die Gründe dafür ließen sich gar nicht übersehen, waren für den Augenblick auch gleichgültig. Es kam jetzt vielmehr alles darauf an, den einmal vorhandenen Erfolg auszunutzen und damit die Niederlage des Feindes zu einer Katastrophe zu gestalten.

War das aber möglich mit Rücksicht auf die allgemeine Lage?

Es war fünf Uhr.

Das Kavalleriekorps hatte gemeldet (Karte 1), daß der von Méry vorgehende Feind bei Longsols Halt gemacht hatte. Dann hatte er sich gegen Coclois und weiter nordwestlich entwickelt, gegen deutsche Truppen, die über die Aube vordrangen. Bis vier Uhr hatte kein Feind den Bach von Longsols überschritten. Von dort drohte also zunächst keine Gefahr.

Um so bedenklicher lauteten die Meldungen aus der Gegend von Dienville. Gegen das dort stehende Detachement hatte sich von Amance her ein Feind entwickelt, der nach seiner Frontausdehnung und der Zahl seiner Geschütze als zweifellos sehr überlegen geschätzt wurde. Nur unter den schwersten Verlusten hatte das Detachement bisher seine Stellung behaupten können.

Durfte — konnte das VI. Armeekorps unter diesen Umständen daran denken, den bei Brévonne errungenen Vorteil zu verfolgen?

Fragen, wie die vorliegende, werden auch dem militärisch ganz ungeschulten Leser den Gedanken nahe legen, wie wenig man für die höhere Truppenführung Lehren oder Grundsätze aufstellen kann. Wo wäre ein Lehrbuch zu finden, aus dem jetzt der kommandierende General des VI. Armeekorps sich Rat erholen könnte, was er zu tun habe? Und was — um noch weiter zu gehen — hilft ihm jetzt die schärfste und klügste Überlegung? Keine Überlegung kann ihm Aufschluß darüber geben, was er bei Brévonne vor sich gehabt hat. Im Manöver weiß man das genau; im Kriege nie. Die Wegnahme des Dorfes gelang so unerwartet schnell und leicht — war dort vielleicht nur eine feindliche Avantgarde, und ließ der feindliche General das Gros weiter rückwärts aufmarschieren, um die unsicheren Aussichten eines Begegnungsgefechtes zu vermeiden?

Wenn das VI. Armeekorps auf Brienne-le-Château zurückging — würde der Feind über Brévonne von neuem vorgehen oder nicht? Und würde das Korps ungehindert von dem auf Dienville vorgehenden Feind überhaupt die Aube überschreiten können?

Wenn nun aber das VI. Armeekorps über Brévonne auf Piney vorging, dort vielleicht in einen schweren Kampf verwickelt wurde, und indessen marschierte von Dienville her der Feind ihm in den Rücken, nachdem er das Detachement der 12. Infanteriedivision überwältigt hatte? Was dann?!

Die erste Armee hatte ersichtlich ihren linken Flügel dem von Méry anrückenden Feinde entgegengeworfen. Nach welcher Richtung sie die anderen Korps einsetzen wollte oder konnte, war gar nicht vorauszusehen. Man wußte beim VI. Armeekorps auch gar nicht, wie weit die erste Armee bereits in nordwestlicher Richtung vorgegangen war. Ihr rechter Flügel war sicher mehr als einen Tagemarsch von Brienne-le-Château entfernt, die Truppen waren ohne Zweifel durch Gefecht und Verfolgung sehr angestrengt und ermüdet. Also fürs erste blieb das VI. Armeekorps auf sich selbst angewiesen.

Man sieht — durch Überlegen kommt der kommandierende General zu keinem befriedigenden Ergebnis. Es wäre umsonst, wenn er in weiterem Nachdenken sich verlieren wollte. Wer handeln will, muß den Zirkel des Denkens durchbrechen. Dieser irrationale Stoß muß gewagt werden, sonst wird das Denken zum Hexenkreis. So entspringen denn die folgenschwersten Entschlüsse im Kriege nicht nur einer logischen Schlußfolgerung, die für die Handlungen im Frieden fast allein maßgebend ist. Die Hauptmomente für kriegerisches Handeln sind eine lebhafte, lebendig gestaltende Phantasie und ein starker, leidenschaftlicher Wille.

Wie auch das VI. Armeekorps handeln mag, ob es auf Piney vorgeht, ob es auf Brienne-le-Château zurückgeht — Gefahr droht in jedem Falle. Die größere Gefahr liegt im Vorgehen auf Piney. Aber auch die größere Möglichkeit eines Erfolges. Und wer hoch gewinnen will, der muß hohes Spiel spielen. Mit kleinem Satz kann man eine Handvoll Geld gewinnen, niemals ein Vermögen.

Der kommandierende General entschließt

sich zum Vorgehen auf Piney. Die entsprechenden Befehle gehen an die 11. und 12. Infanteriedivision.

Nach Dienville wird ein Generalstabsoffizier entsandt, um den dort führenden General von der Sachlage zu unterrichten und sich vom Stand der Dinge zu überzeugen.

Für alle Fälle werden die Bagagen, Kolonnen und Trains, die sich noch südlich Brienne-le-Château befinden, in die Gegend nördlich der Stadt gezogen. Das bei Pougy stehende Kavalleriekorps erhält Befehl, schleunigst nach Dienville zu rücken und in das dortige Gefecht einzugreifen.

Inzwischen ist gemeldet worden, daß der Feind von Brévonne im allgemeinen nördlich der Straße nach Piney zurückgegangen ist, während südlich von Piney sich neue feindliche Kräfte entwickelt haben, die in breiter Front in östlicher Richtung vorgehen.

Verlassen wir hier das Generalkommando des VI. Armeekorps und begeben uns zu dem Detachement bei Dienville.

* * *

Der Kommandeur der 24. Infanteriebrigade hat für das Infanterieregiment von Winterfeldt eine günstige Stellung südwestlich Dienville gefunden (Karte 2). Die drei Bataillone sind nebeneinander entwickelt, der linke Flügel lehnt sich an die Aube, der rechte an den Arcotbach. Die Maschinengewehr-Abteilung ist auf dem rechten Flügel eingebaut. Hinter dem rechten Flügel gestaffelt steht das 6. Jägerbataillon in Reserve. Die drei Batterien vom Feldartillerie-Regiment von Clausewitz stehen eintge hundert Meter rückwärts hinter dem Höhenrande.

Der Feind hat schon aus großer Entfernung mit dem Infanteriefeuer begonnen. Unablässig tönt das pfeifende, schwirrende Geräusch der vorbeifliegenden Geschosse, der Boden vor der Stellung staubt von dem tausendfältig aufschlagenden Blei, das mit mattem, dumpfen Ton gegen die Sanddeckung anprallt. Dazwischen ab und zu ein eigentümlich kurzer, scharfer Schlag, oft gefolgt von einem grellen Schrei.

Der Feind dehnt seinen linken Flügel weit nach Westen über die Chaussee. Zu sehen ist zwar auch hier von seinem Vorgehen nur wenig. Geschickt und vorsichtig, aber mit zäher Ausdauer kriechen die feindlichen Schützen durch Busch und Gras und Getreide, jede Deckung benutzend wie der pirschende Jäger, nur selten ein lohnendes Ziel bietend. Aber aus der Richtung des Feuers ist zu erkennen, wie weit der linke Flügel des Feindes ausholt. Der rechte deutsche Flügel erhält nicht nur frontales Feuer, sondern auch Schrägfeuer, das immer lästiger wird und immer mehr Leute kostet.

Dort liegt die 12. Kompagnie. Der Hauptmann biegt die Front etwas nach Westen herum, indem er die Leute einzeln zurückkriechen läßt. Er hat seine Kompagnie fest in der Hand. Anfangs hatten die Leute wie wild und blind losgeknallt. Der Hauptmann hatte die erregten Nerven eine Weile gewähren lassen, dann dröhnte der Ruf: „Stopfen!“ die Front entlang, und das im Frieden tausendmal gehörte Kommando schlug ein: der gewohnheitsmäßig geübte Gehorsam siegte über die nervöse Erregung, das Feuer hörte auf, die Kompagnie lag lautlos, weitere Befehle erwartend.

In die Stille hinein klang die ruhige Stimme des Kompagniechefs: „Leute, schießt nicht so wild. Spart Eure Patronen. Ihr werdet sie heut noch nötig brauchen. Langsamer weiterfeuern.“

Da war es mit einem Male über die Kompagnie hereingebrochen wie ein todbringendes Hagelwetter. Dicht vor der Front, nahe am Boden, lagerte sich eine dünne, fahle Wolke, in jeder Sekunde zerrissen von kurzen Blitzen, die in betäubender Schnelligkeit Augen und Ohren zu lähmen schienen, und wieder — und wieder — und immer wieder prasselten Blei und Stahl hernieder wie Schloßenschauer. Der Boden rauchte. Staub und Pulverdampf verdeckten alle Aussicht; es war nichts zu sehen als die furchtbare Wolke, die den tausendfachen Tod in die Reihen der Schützen schleuderte.

Wieder tönte der Ruf „Stopfen!“ die Schützenlinie entlang.

„Duckt Euch!“ schrie der Hauptmann nach rechts und links. „Duckt Euch, dann tut's Euch nicht viel!“

Dicht an den Boden geschmiegt, den Kopf unter die schützende Erddeckung gesenkt, so lag die Kompagnie eine — wie es den meisten schien — endlose Zeit.

Endlich, wie mit einem Zauberschlag, hörte das Feuer auf, die fürchterliche Wolke vor der Kompagnie zerteilte sich — aber nun erschienen feindliche Schützen in bedrohlicher Nähe, dicht vor der Front. Mit dem Instinkt der Selbsterhaltung griff alles zum Gewehr, und schon begann auf dem rechten Flügel ein rollendes Schnellfeuer.

Aber wieder ließ der Hauptmann stopfen. „Wollt Ihr wohl das Kommando abwarten, in drei Teufels Namen! Niemand schießt, bis ich pfeife!“

Näher und näher kommen die feindlichen Schützen. Sie schreien laut und rufen sich gegenseitig zu. Unbeweglich liegt die 12. Kompagnie, jedes Auge ist in höchster Spannung auf den Feind gerichtet, die rechte Hand umfaßt mit eisernem Griff den Kolbenhals, das Herz pocht mit fast schmerzhaftem Schlag gegen die Rippen.

Da kracht aus dem zweiten Zuge ein einzelner Schuß.

„Feldwebel,“ klingt die Stimme des Hauptmanns, „schreiben Sie mal den Michalek auf; der kann heut abend noch eine Stunde strafexerzieren, weil er das Kommando nicht abwarten kann.“

Jetzt sieht man deutlich das Weiße im Auge des Feindes. Noch ein Moment fieberhafter Spannung, da tönt gellend die Pfeife

des Kompagniechefs, und aus den Rohren fliegt das Blei. Ein Stutzen, Kommandos der Offiziere, ein Schreien, Stürzen — und in wenigen Sekunden ist der Feind im schmalen Tal des Amancebaches verschwunden. Vor der Front liegen seine Toten und Verwundeten bis zu fünf und sechs übereinander.

Da beginnt aufs neue mit furchtbarer Gewalt das feindliche Artilleriefeuer, und die Reihen der deutschen Streiter beginnen sich zu lichten.

Indessen stehen auch die Batterien hinten in einem schweren Kampf. Wohl geben die Schutzschilde Deckung gegen Sprengstücke, aber die feindliche Artillerie ist sehr überlegen, sie hat offenbar auch Geschütze schwereren Kalibers im Feuer, öfter und öfter schlagen die Volltreffer der schweren Schrapnels durch die Schilde und reißen Lücken in die Bedienung.

Das rechte Flügelgeschütz hat keinen Geschützführer mehr und nur noch drei Mann zur Bedienung, die bereits von der Staffel herangeholt sind. Die Leute der Gefechtsbatterie sind alle gefallen.

Stumm, eifrig, unermüdet tun die drei ihren Dienst, jedem Kommando des jungen Offiziers gehorchend, der an die Stelle des toten Hauptmanns getreten ist. Sie arbeiten eilig, damit sie schußbereit sind, sobald ihr Geschütz wieder an der Reihe ist zu feuern.

Ein Schrapnell nach dem andern wird dem Geschoßkasten entnommen.

„Nächste Lage 2400!" tönt hell und klar das Kommando.

Der Zünder wird gestellt, die Zündschraube eingeschraubt, alles mit peinlicher Sorgfalt, wie beim Exerzieren.

Indessen ist der Aufsatz und das Visier gestellt; trotz aller Eile, trotz der sinnverwirrenden Eindrücke des feindlichen Feuers wird auch die richtige Seitenverschiebung nicht vergessen. Kaum sind die drei Leute mit dem Laden fertig, kaum ist die Richtung nochmals nachgesehen, da ist das Geschütz wieder zum Feuern dran.

„Erstes Geschütz!"

Die Schlagröhre wird eingesetzt.

„Feuer!"

Und aufs neue eilen die Kanoniere, ihr Geschütz zu laden. So geht die Bedienung durch die ganze Batterie mit der Sicherheit und Genauigkeit einer toten Maschine.

Drei Angriffe des Feindes sind abgeschlagen. Aber wie sieht es in den Reihen des Verteidigers aus! In der Schützenlinie liegen nur noch einzelne Kämpfer zwischen ihren toten und verwundeten Kameraden. Sie haben denen, die nicht mehr schießen können, die Patronen fortgenommen, und doch tönt immer wieder von Zeit zu Zeit der Ruf: „Patronen her!"

Längst sind die Kompagnie-Patronenwagen leer, der Versuch des Wagenführers, von rückwärts her Patronen zu holen, ist mißlungen, die Gespanne stürzten unter dem feindlichen Feuer zusammen, ehe sie die Deckung des Dorfes erreichten. Da ist der Regimentsadjutant zurückgeritten und hat zwei Wagen einer Infanterie-Munitionskolonne herangeholt. Auch deren Gespanne fielen, ehe sie die Schützenlinie erreichten, der verwundete Adjutant lag unter seinem erschossenen Pferde, aber die Munition war nun doch so nahe heran, daß sie in die Schützenlinie gebracht werden konnte. Die Begleitmannschaften der Wagen nahmen die Kästen heraus und schleppten sie nach den Stellen, die sie gedeckt erreichen konnten; von dort wurden dann die kostbaren, heiß begehrten Patronen von Hand zu Hand gegeben.

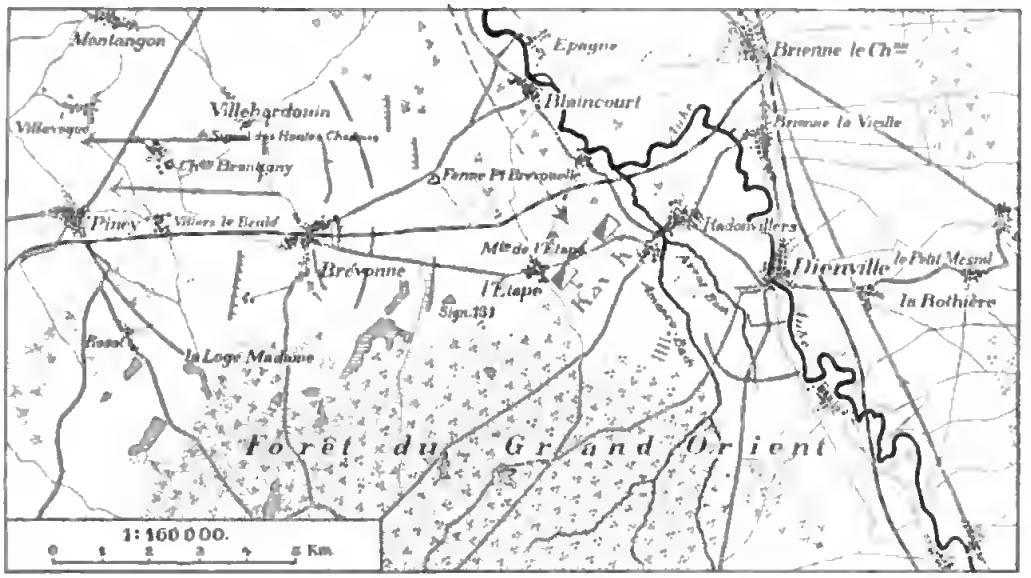
Aber langsamer und immer langsamer war das Feuer geworden. Immer geringer wurde die Zahl derer, die noch schießen konnten, und auch die waren kaum noch imstande, das Gewehr zu gebrauchen. Seit der Mittagsstunde lagen sie in glühender Augusthitze an der Erde, das Gewicht des Oberkörpers auf die Ellbogen gestützt, den Kopf zur Beobachtung des Feindes und zum Zielen erhoben. Die Leute konnten nicht mehr vor Müdigkeit. Kreuz und Schulterblätter schmerzten, die angespannten Halsmuskeln stauten das Blut in den Kopfadern, die Augen sahen nichts mehr als dunkle, tanzende Schatten. Die Zunge lag unbeweglich in dem ausgedörrten Munde, die Trockenheit stieg tief in den Schlund hinab, die mechanische Bewegung des Schlingens bereitete einen fast unerträglichen Schmerz.

Teilnahmlos und stumpf lagen die Schützen, von keiner Führung mehr geleitet. Vielleicht mochte hier und da noch ein Offizier oder Unteroffizier Befehle erteilen — die meisten hatten schon seit langer Zeit kein Kommando mehr gehört. Schwer ermattet lagen sie auf der glühend heißen Erde, und mancher war trotz der ewig nahen Todesgefahr so fest eingeschlafen, daß es aussah, als sei er schon in den letzten langen Schlaf hinübergegangen.

Nur wenn der Feind zum Sturm ansetzte, wenn er rufend und schreiend herankam, dann fuhr es wie ein elektrischer Funke durch die todmüden Kämpfer. Die schlaffen Muskeln strafften sich, das Auge wurde klar, und mit der alten Sicherheit traf Schuß auf Schuß.

In den drei Batterien war es ganz still geworden. Verlassen standen die Geschütze mit zerschlagenen Schilden inmitten ihrer toten und verwundeten Bedienung, die — aus den Fahrern, aus der Staffel und der leichten Munitionskolonne dreimal ergänzt — dreimal von des Feindes überwältigend überlegenem Feuer dahingerafft war.

Und doch sauste hin und wieder noch ein vereinzeltes Schrapnell gegen den Feind. Einige wenige Menschen in diesen Batterien der Toten lebten noch, und die kämpften weiter mit eiserner Zähigkeit bis ans Ende. An einem Geschütz arbeitet noch ein einziger Mann. Er kann sich kaum noch schleppen



Karte 2. Das VI. Armeekorps am 14. August nachmittags.

vor Durst und Ermattung, aber immer wieder kriecht er hin und her durch die breiten Blutlachen und über die zerfetzten Körper seiner Kameraden, unbeirrt durch die rings ihn anstarrenden Bilder des Todes in seiner grausigsten Gestalt. Nacheinander besorgt er allein alle die Verrichtungen, die sonst sechs Menschen zu erledigen haben. Es dauert lange, sehr lange, aber endlich ist die Kanone schußbereit. „Feuer!" kommandiert er sich selber und verfolgt scharfen Auges das Krepieren seines Schrapnells. Dann geht er ein neues holen; ein stiller, namenloser Held der Pflicht.

Er wird in seiner Arbeit vom Feinde nicht gestört. Die feindliche Artillerie hat erkannt, daß diese drei Batterien vernichtet sind, und hat ihr Feuer auf die Infanterie gerichtet. Einen neuen Sturm des Gegners wird das zerschmetterte Regiment Winterfeldt nicht mehr aushalten.

Da setzt der Brigadekommandeur das letzte ein, was er noch hat: das Jägerbataillon. Er hat die Jäger weit rückwärts und seitwärts hinausgeschoben, bis in das Tal des Amancebaches. Nun erhält das Bataillon den Befehl, gegen die linke Flanke des Feindes vorzustoßen.

„Vorwärts, Jäger, zeigt, was Ihr könnt!" Einen Augenblick stutzt der Feind, als ihm das Feuer in die Flanke schlägt. Aber nur einen Augenblick. Seine Überlegenheit ist zu groß. Schnell entwickelt er rückwärtige Abteilungen, die er hinter seinem linken Flügel gestaffelt hatte. Durch diese werden die Jäger ihrerseits flankiert, und ihr heldenmütiger Vorstoß bricht zusammen unter dem überwältigenden Kreuzfeuer des Gegners. Damit hat für das Detachement der 12. Infanteriedivision die Schicksalsstunde geschlagen. Von allen Seiten bricht der Feind vor, läuft nach der so heißumstrittenen Stellung zusammen und pflanzt seine Fahnen auf den blutgetränkten Sand.

Aber er hat keine Zeit, sich seines Sieges zu freuen. Ein Schrapnell krepiert über den dicht zusammengedrängten Massen seiner Infanterie, ein zweites folgt, und nun tönt Schlag auf Schlag der kurze, metallische Klang der springenden Geschosse, und jeder Knall verkündet vielen den Tod.

Solche Augenblicke sind eine schwere Probe auf die Tüchtigkeit und den inneren Halt einer Truppe. Man hat sich überraschen lassen. Völlig in Bann geschlagen durch die fieberhafte Spannung, mit der das unmittelbar vor Augen liegende Gefecht sich abspielte, hat man verabsäumt, die Aufklärung nach allen Richtungen unablässig fortzusetzen.

In früheren Zeiten verriet der aufsteigende Pulverdampf dem suchenden Auge schnell, woher der neue Feind kam. Seitdem die Schüsse nicht mehr rauchen, auch nicht einmal mehr blitzen, sieht man sich vergeblich um. Es bleibt nichts übrig, als zunächst die Truppe in die sich gerade bietenden Deckungen zu legen und dann das Ergebnis der Aufklärung abzuwarten.

Die Meldungen kommen bald. Das überraschende Artilleriefeuer kommt von Nordwesten her, etwa aus der Richtung von Mlle de l'Etape.

Das deutsche Kavalleriekorps ist erschienen und hat seine reitenden Batterien gegen den Feind ins Feuer gesetzt.

Diese reitenden Batterien bleiben nicht lange unbehelligt. Der Feind hat seine sehr viel stärkere Artillerie schnell vorgezogen und den Kampf aufgenommen.

Zu großen Dingen kommt es indessen nicht mehr. Der Feind ist müde von langem Marsch und erbittertem Kampf und ersichtlich zufrieden mit dem, was er erreicht hat. Der Artilleriekampf wird auf sehr große Entfernung geführt, er wird langsamer und langsamer, und mit der niedersinkenden Dämmerung schläft er allmählich ein.

Das Kavalleriekorps steht in der Gegend von l'Etape. Die Trümmer des Regiments Winterfeldt und des Jägerbataillons, mit einigen Munitionswagen der Artillerie, haben sich in Radonvilliers gesammelt. Die dem Detachement zugeteilten Dragoner haben noch feststellen können, daß auch auf dem östlichen Ufer der Aube, bei la Rothière und le Petit Mesnil starker Feind aller Waffen erschienen war, dann sanken die Schleier der Nacht herab und hüllten Freund und Feind in ihre Schatten.

Inzwischen hatte der größere Teil des VI. Armeekorps unter Führung des kommandierenden Generals einen harten Kampf gekämpft. Der Feind hatte den Angriff des VI. Armeekorps nicht abgewartet, sondern war seinerseits zum Gegenangriff vorgegangen, und so hatte denn das Gefecht hin und her gewogt in dem ganzen Raum zwischen Piney, Rosat, dem Nordrand des Waldes du Grand Orient, den Orten Brévonne, Villehardouin und Villevoque. Indem beide Teile den Angriff erstrebten, aber oft hier und da in die Abwehr zurückgeworfen wurden, war es schwer, ein Bild von den Erfolgen und Aussichten der beiden Gegner zu gewinnen.

Als die Sonne sich zum Horizont neigte, stand das VI. Armeekorps mit dem rechten Flügel am Signal des Hautes Charmes nordöstlich Château Brantigny, von dort ging seine Front südlich, an Villers le Brulé vorbei bis zu dem Teich bei la Loge Madame.

Der Feind holte nördlich aus bis an Montangon heran, seiner drohenden Umfassung hatte der kommandierende General nichts mehr entgegenzusetzen. Dieser hielt auf der Höhe südöstlich Villehardouin, wo bald nach Mittag die feindliche Artillerie gestanden hatte. Nicht ohne Sorge richtete er von Zeit zu Zeit den Blick nach Osten. Der nach Dienville entsandte Generalstabsoffizier hatte gemeldet, daß die Überwältigung des dortigen Detachements nur noch die Frage einer sehr kurzen Zeit sei.

In der Richtung nach Blaincourt zu erschien eine Staubwolke, die rasch näher kam. Es sah aus, als ob ein Kavallerieregiment sich näherte. Aufmerksam verfolgte der Stab des Generalkommandos die herangaloppierenden Reiter, und nun erkannte man im Licht der sinkenden Sonne deutlich die goldgelbe Kaiserstandarte, die wie eine Flamme über der dunklen Masse schwebte.

Das Große Hauptquartier war auf dem Schlachtfelde erschienen.

Ein Flügeladjutant ritt an das Generalkommando heran: „Seine Majestät lassen Euer Exzellenz bitten."

Das Große Hauptquartier war nach St. Dizier zurückgekehrt. Ununterbrochen tönte durch die Stille der Nacht das knarrende Geräusch des drahtlosen Telegraphen, der Meldungen und Befehle von und nach allen Punkten der riesigen, fast vierzig geographische Meilen langen Front übermittelte. Hier und dort am fernen Horizont leuchteten Sterne auf und verschwanden wieder in wechselnden Zeiträumen — die Lichtfernsprecher hatten einen Teil der Arbeit übernommen, die der Telegraph allein nicht bewältigen konnte.

Bis um Mitternacht hatte sich von der allgemeinen Lage folgendes Bild ergeben (Karte 3):

Die vierte Armee hatte den linken Flügel des Feindes von St. Just über Clermont auf Creil hinter die Oise zurückgedrückt. Der Feind stand aber in neuer Stellung in guter Haltung, und von Paris her waren frische Truppen des Gegners im Anmarsch gemeldet.

Die zweite Armee hatte den ganzen Tag ohne nennenswertes Ergebnis gefochten. Die Partie stand im allgemeinen noch ebenso wie am Abend vorher.

Die dritte Armee war bei ihrem Vorgehen gegen die Marnestellung von Reims her mit großer Energie angegriffen worden. Sie hatte mehr und mehr die Front verändern müssen, war gegen ihre Absicht in die Verteidigung geworfen worden und stand, von zwei Seiten umklammert, in sehr ungünstiger Lage.

Von der ersten Armee stand das VI. Armeekorps nach unentschiedenem Kampfe westlich Brienne-le-Château dem Feinde Gewehr im Arm gegenüber. Nahe südlich Brienne auf beiden Seiten der Aube stand starker Feind.

Das XII. Armeekorps, das versucht hatte, die Aube zu überschreiten, um sich dem von Méry anrückenden Feinde entgegenzuwerfen, war nach erbittertem Kampfe über den Fluß zurückgedrängt worden. Der Feind, im Besitz der Flußübergänge, stond dicht gegenüber.

Das V. Armeekorps war in der Verfolgung der geworfenen feindlichen Landwehrtruppen in der Richtung auf Sommesous vorgegangen und hatte bis gegen Abend noch Fühlung mit dem Feinde gehabt.

Von den beiden noch übrigen Korps der ersten Armee stand das I. nördlich Arcis-sur-Aube, das XVII. nördlich Brienne-le-Château.

Wiederum ist die Lage so, daß ein bloßes Erwägen der beiderseitigen Aussichten, der Möglichkeiten oder Wahrscheinlichkeiten zu keinem Entschluß führen kann.

Die vierte Armee hat einen Erfolg gehabt; aber einen Teilerfolg, der ohne wesentlichen Einfluß ist auf den Ausgang des Ganzen. Ihre weitere Tätigkeit muß durch den Anmarsch neuer feindlicher Kräfte von Paris her empfindlich gestört werden.

Digitized by Google

Die zweite Armee hat gar nichts erreicht; die dritte Armee hat vorderhand um ihre eigene Existenz zu ringen.

Bei der ersten Armee sind VI. und XII. Armeekorps durch mindestens gleiche Kräfte des Feindes gefesselt. Die günstige Aufstellung des I. Armeekorps wird aufgewogen durch die starken Truppen des Gegners dicht südlich Brienne-le-Château. Es ist sehr wohl möglich, daß dort mehr als ein Armeekorps des Feindes steht, und daß der Kraft genug hat, um sich zugleich gegen das XVII. und gegen den Rücken des VI. Armeekorps zu wenden. Bleibt noch das V. Armeekorps, das, ziemlich entfernt vom Schlachtfelde, noch mit dem am 14. geschlagenen Feinde Fühlung hat.

Es ist schon darauf hingewiesen worden, daß die Lagen im Kriege sich niemals wiederholen. Eine Lage wie die hier geschilderte hat es nie gegeben und wird es nie geben. Wohl aber haben schon manche Führer Entschlüsse fassen müssen unter Umständen, die ihnen keine größeren Wahrscheinlichkeiten des Erfolges zu bieten schienen als hier.

Und gerade die klügsten und gelehrtesten Köpfe haben unter solchen Umständen schon oft versagt. Der lebhafte Geist, die genaue Kenntnis der äußeren Vorgänge in früheren Kriegen zeigen solchen Männern zu deutlich die Gefahren, die ihrem Unternehmen drohen und lähmen damit den tätigen Willen. So ging der Braunschweiger bei Valmy zurück, so räumte der Cumberländer das Schlachtfeld von Hastenbeck; so wagte Bazaine weder am Morgen des 17. noch am Abend des 18. August die Stellung zu behaupten, aus der er noch nicht geworfen war.

Wer im vorliegenden Falle nur nüchtern abwägt, der kann zu der Auffassung kommen, daß keine Aussicht mehr ist, einen durchschlagenden, den ganzen Feldzug entscheidenden Erfolg zu erringen. Fehlt dazu noch die Verantwortungsfreudigkeit, die seelische Tragkraft, dann steigt in solchen Augenblicken ganz gewiß der von Moltke tot gesagte Kriegsrat aus seinem Grabe, und die Konferenz beginnt, bei der, wie der alte Fritz gesagt hat, „die mehreßten Stimmen allemahl vor die negative seynd“.

Und doch würde hier ein Aufgeben der Offensive nicht nur jede noch vorhandene Aussicht auf Erfolg preisgeben, sondern wahrscheinlich den Verlust des ganzen Feldzuges herbeiführen.

Die Schlacht wird nahe bei Paris geschlagen. Eine Reihe großer Erfolge der Deutschen ist notwendig gewesen, um diese Schlacht möglich zu machen. Schon schien es, als ob sie den letzten tödlichen Schlag führen würden, da versucht der Feind durch ein kühnes Manöver noch in zwölfter Stunde das Schicksal zu wenden. Hat er mit dieser Bewegung Erfolg oder selbst nur den Schein des Erfolges, so werden alle die Kräfte frei werden, die, durch das bisherige Mißgeschick gefesselt, in der Tiefe der feindlichen Volksseele ruhen; sie werden emporsteigen und dem zaghaften, zaudernden Angreifer die wilde, unüberwindliche Macht einer elementaren Kraft entgegenschleudern.

Keinen Fußbreit dürfen die Deutschen weichen! Aus diesem Grunde ist selbst folgende Lösung zu verwerfen, die an sich gewiß möglich wäre.

Man könnte das VI. Armeekors unter dem Schutze der Dunkelheit über die Aube zurücknehmen, man könnte mit dem XII., VI. und XVII. Armeekorps den Angriff des Feindes erwarten, und zugleich mit dem I. Armeekorps gegen die linke Flanke dieses Angriffes vorstoßen.

Das wäre sogar ein nicht ungeschicktes Manöver, wenn man den Krieg mit Schachfiguren spielte. Man spielt aber dieses eiserne Würfelspiel mit Menschen, mit lebenden, denkenden, fühlenden, leidenden Menschen. Weh dem Feldherrn, der das verkennt.

Es gibt hier nur eine Lösung, die die augenblickliche Lage und den ganzen Feldzug retten kann: VI. und XII. Armeekorps greifen mit Tagesgrauen wieder an, das XII. möglichst bald direkt unterstützt vom V., das nur eine Brigade zur Beobachtung der feindlichen Landwehr stehen läßt. Das XVII. Armeekorps geht über Brienne-le-Château zum Angriff vor, das I. überschreitet westlich Arzis die Aube und geht dann am Fluß entlang in südöstlicher Richtung vor.

Das alles führt vielleicht zu erbitterten Kämpfen, deren Ausgang nicht vorherzusehen ist. Vielleicht. Vielleicht auch nicht. Es kann sein, und es wäre psychologisch wohl verständlich, wenn der Feind im Vertrauen auf das Überraschende seines Vorgehens einen verhältnismäßig leichten Sieg hoffte und wenn er nun, enttäuscht, die Kraft zu hartem Kampfe in sich nicht findet.

Annehmen darf das die deutsche Führung nicht, aber es ist doch möglich, und man muß im Kriege jede günstige Möglichkeit auf die eigene Seite zu bringen suchen.

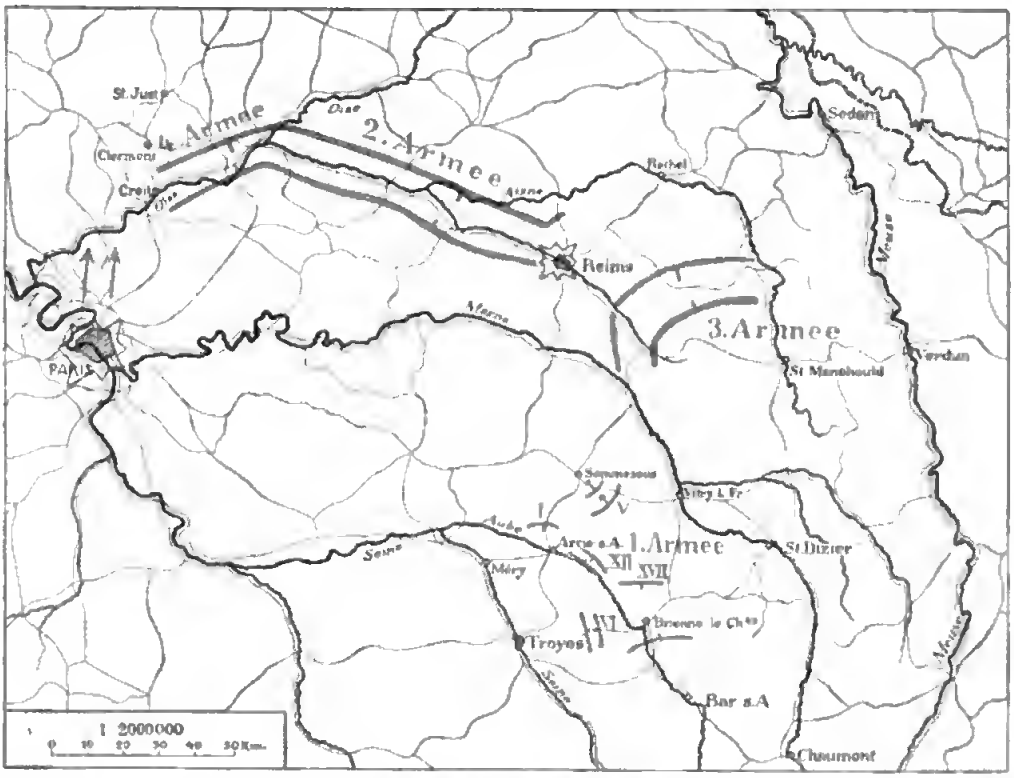
Vielleicht sind manchem Leser die vorstehenden Ausführungen so einleuchtend gewesen, daß er zu dem Gedanken gekommen ist, als ob er selbst in der geschilderten Lage denselben Entschluß gefaßt haben würde.

Vor diesem Gedanken muß ausdrücklich gewarnt werden. Es ist ein ungeheurer Unterschied zwischen der Erwägung und der Tat. Man kann im Kriege alle die Gedanken gehabt haben, die hier entwickelt sind, und der schließlich gegebene Befehl lautet dann doch ganz anders.

Der Mut auf dem Papier ist zu billig. Aber auch der Mut, der dem Nichtsoldaten immer in heller Glorie erscheint, der Mut, anständig zu sterben, ist noch nicht der höchste und schwerste.

Wer den Mut hat, ohne Furcht vor dem erdrückenden Gewicht einer furchtbaren Verantwortung, ohne Scheu vor dem Gericht der Mitwelt und der Geschichte, vielleicht gegen die Meinung seiner Umgebung, unbeirrt männlich zu handeln, der ist der wahre Held.

Digitized by Google



Karte 8. Lage am 14. August abends.

Ein kühner Gedanke mag noch so einfach und einleuchtend sein — der innerliche Vorgang, der ihn in die Tat umsetzt, erfordert einen ganzen Mann.

Und eine Truppe von hingebender Tapferkeit und von stillem, ernsten Pflichtgefühl.

Der von Méry, von Troyes und Bar vorbrechende Feind mag erfüllt gewesen sein von einem wilden, jauchzenden Enthusiasmus. Auch die erste deutsche Armee war gewiß getragen von der stolzen Freude über die ihr zugewiesene entscheidende Aufgabe. Aber dem furchtbaren Ernst der Schlacht hält solche Begeisterung nicht stand. Da müssen die edelsten Kräfte der Menschenseele tätig werden: Selbstverleugnung, strenge Selbstzucht und Treue bis zum Tode.

Diese Kräfte lassen sich in der Stunde der Gefahr nicht schaffen. Sie müssen in der Truppe vorhanden sein, geweckt und gestählt durch eine unermüdliche Friedensarbeit.

Die festeste Stütze eines Heeres aber ist ein schlichtes, einfältiges Gottvertrauen. Das zeigt die Kriegsgeschichte aller Zeiten jedem unbefangenen Beobachter. Und daß es nicht gleichgültig ist, ob ein Heer vor der Schlacht das Lied singt: „Ein' feste Burg ist unser Gott" oder ein Operettenlied — das hat auch der Krieg von 1870 eindringlich bewiesen.

Am frühen Morgen des 15. August waren die Deutschen von neuem zum Angriff angetreten und überall dem entschlossenen Angriff des Feindes begegnet. (Karte 4.)

Bei der ersten Armee gelang es den drei Armeekorps des rechten Flügels (I., V., XII.), den Aube-Übergang zu erzwingen und den Feind gegen die Linie Troyes-Brienne-le-Château zurückzudrücken. Die Armeekorps des linken Flügels (VI., XVII.) konnten keinen Schritt vorwärts kommen. Sie mußten vielmehr ihre letzten Reserven einsetzen, um nicht ihrerseits geworfen zu werden.

Als die Nacht hereinbrach, war an keiner Stelle eine wirkliche Entscheidung gefallen. Bei der vierten, zweiten und dritten Armee war nun schon seit vier Tagen gekämpft worden; die dritte Armee hatte zurückgehen müssen, um sich der unerträglich werdenden Umklammerung des Feindes zu entziehen. Eine Niederlage der dritten Armee aber konnte alle Erfolge wieder zunichte machen, die man mit der ersten Armee noch zu erringen hoffte. Die Entscheidung der Riesenschlacht von Reims, die Entscheidung des Feldzuges lag nach wie vor bei der ersten Armee.

Auch für diese Armee dämmerte mit dem 16. August der dritte Schlachttag herauf. Entsetzliche Lücken hatten die beiden vorigen Tage gerissen, namentlich unter den Führern aller Grade. Die Truppenverbände waren so durcheinander gekommen, daß es gar nicht mehr möglich war, sie zu entwirren. Von Schützenzügen, Kompagnien, Bataillonen war

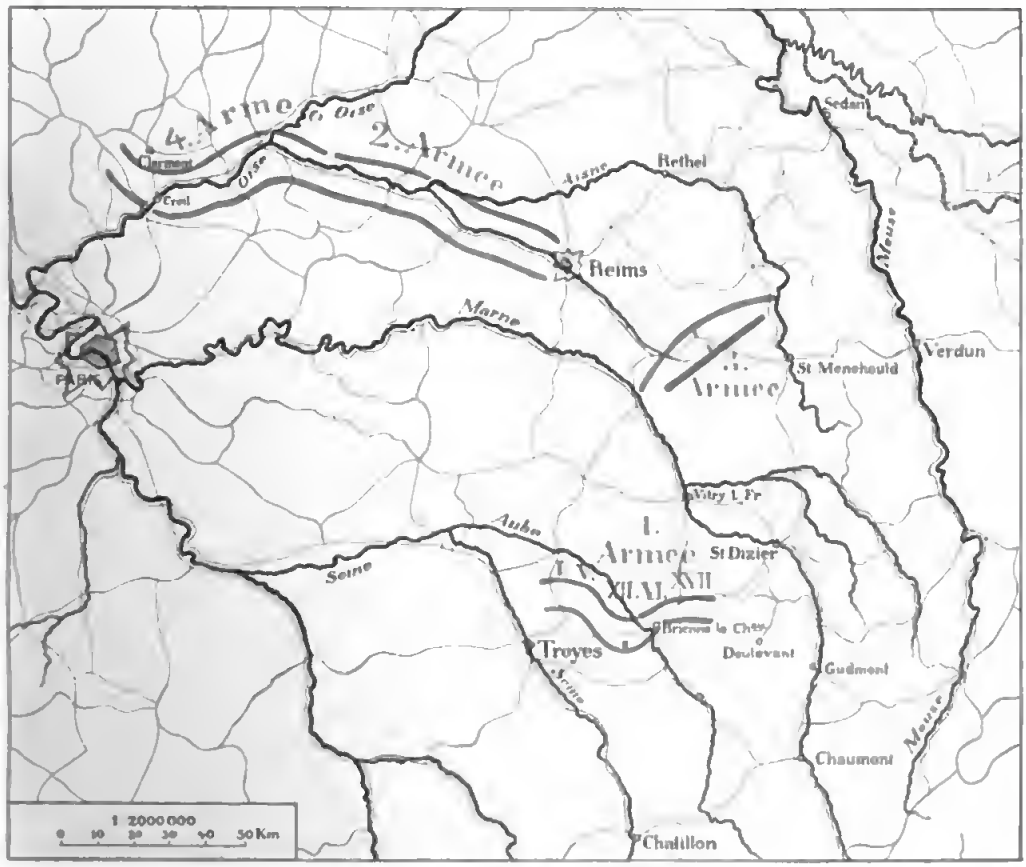
längst keine Rede mehr; die Infanterie hatte sich in einen „Urbrei“ aufgelöst. Diese großenteils führerlosen Menschen, die seit achtundvierzig Stunden nur von steinhartem, trockenen Zwieback lebten, von denen viele vor Durst fast besinnungslos waren, dazu in dieser langen Zeit fortwährend den nervenzerrüttenden Eindrücken der Schlacht ausgesetzt, und ohne die seelische Anregung, die jeder sichtbare Erfolg gibt — die sollten an einem dritten Schlachttag einen vollen Sieg erfechten?!

Die deutsche oberste Heeresleitung zweifelte keinen Augenblick daran. Sie erwog, daß alle diese unheilvollen Einflüsse auch auf die Truppen des Feindes wirken mußten, und sie wußte, daß es nicht die kluge Berechnung ist, sondern die seelische Spannkraft, die im Kriege den Erfolg an sich fesselt.

Konnte es eine verzweifeltere Lage geben, als die des III. preußischen Armeekorps bei Vionville am Nachmittag des 16. August 1870? Durch eine verhängnisvolle Verkettung von Umständen war dieses Korps überraschend auf die ganze französische Rheinarmee gestoßen. Sein Untergang war unvermeidlich, wenn der kommandierende General von der erdrückenden Wucht des ersten Eindrucks sich beugen ließ. Er hat es nicht getan. Konstantin Alvensleben, der Mann mit den eisernen Nerven und dem stahlharten Willen, ging ohne einen Moment zu schwanken zum Angriff vor — gegen jede Chance einer schulmäßig rechnenden Erwägung. Der moralische Eindruck dieses Angriffs war so ungeheuer, daß der Feind gar nicht wagte, seine ganze Überlegenheit zu gebrauchen. Was er ins Gefecht brachte, war aber immer noch so übermächtig, daß man immer wieder fragt, wie es denn nur möglich war, daß die Preußen das Schlachtfeld behaupten konnten. Die Franzosen hatten jede Gunst der äußeren Lage, vor allem die Überlegenheit der Zahl, aber sie hatten das nicht, was die deutsche Truppe beseelte vom obersten Führer bis zum gemeinen Soldaten: den zähen Willen zum Siege! Prinz Friedrich Karl, der während der Schlacht unbeweglich auf der Höhe von Flavigny stand, hat später über den Tag von Vionville das Wort gesprochen: „Man hat keine Schlacht verloren, solange man nicht das Gefühl hat, geschlagen zu sein — und dies Gefühl wollte ich nicht haben.“

Auch hier, in der von uns angenommenen Lage, ist es der zähe Wille zum Siege, der das deutsche Große Hauptquartier durchglüht mit unerschütterlicher Kraft, und der von den Truppen das Ungeheuerste, das anscheinend Unmenschliche verlangt.

Die Gefahr ist groß, daß am 16. die dritte Armee vom Feinde überwältigt wird — so muß denn bei der ersten Armee die Entscheidung fallen, ehe der Morgen anbricht. Die



Karte 4. Lage am 15. August abends.

zum Tode erschöpften Kämpfer werden vor Mitternacht aus ihrem Schlaf gerüttelt durch den erbarmungslosen Willen, der sie aufruft zu neuer Blutarbeit im Schatten der Nacht.

Und da versagen dem Feinde Herz und Hand. Überrascht, erschüttert, erschreckt durch den jetzt nicht erwarteten Angriff, weicht er auf der ganzen Linie zurück und sucht unter dem Schutz der Dunkelheit sich dem Feuer zu entziehen.

Nun erst kommt der Augenblick, der die denkbar höchsten Anforderungen an den Sieger stellt — jetzt muß verfolgt werden! Und zwar nicht, wie ehedem, mit der Kavallerie; die Zeiten sind vorüber für immer. Selbst eine geschlagene Infanterie, wenn sie nur noch Patronen hat, besitzt im modernen Gewehr eine Waffe, die sie befähigt, sich die Reiterei vom Leibe zu halten. Heute und künftig verfolgt man mit der Infanterie und der Artillerie — die ganze siegreiche Armee muß unaufhaltsam vorwärts gehen, sie darf nicht eher Halt machen, als bis der letzte geschlossene Verband der feindlichen Truppen gesprengt ist. Die Kavallerie eilt indessen auf Nebenwegen in den Flanken des zurückgehenden Gegners vor, von den Flanken her wirft sie Karabiner- und Geschützfeuer in seine Marschkolonnen, sie überholt seine Teten und legt sich ihnen vor an schwierigen Geländestellen, an Brücken und Hohlwegen. Oder vielmehr — so sollte es sein.

Entkommt die feindliche Armee, so erholt sie sich von ihrer Niederlage und von ihrem Schrecken, und nach vier Tagen oder vier Wochen oder vier Monaten steht die Partie aufs neue zur Entscheidung. Das darf nicht sein. Was einmal entschieden ist, muß endgültig entschieden sein, der Sieg muß den Feldzug beenden, indem er die Armee des Gegners nicht schlägt, sondern zertrümmert, vernichtet, sie als solche vom Erdboden verschwinden läßt.

Das ist ohne weiteres einleuchtend, und doch kennt die Kriegsgeschichte so wenige in diesem Sinne durchgeführte Verfolgungen. Die Gründe dafür liegen in der Menschennatur. Seit Tagen hat die Truppe Übermenschliches geleistet, die Nerven waren gespannt bis zum Zerreißen — da mit einemmale weicht der Feind, und nun läßt jeder den Rausch des Sieges willig auf sich wirken, freut sich des geretteten Lebens, tauscht gern mit anderen seine Eindrücke und Erlebnisse aus. Der zurückgehende Feind aber leistet sehr bald erneuten Widerstand. Seine Arrieregarden besetzen günstige Geländestrecken, und schon nach kurzer Zeit hört der Sieger wieder das Feuer, das ihm seit Tagen in den Ohren tönte. Da hält der Verfolger oft an; er scheut davor zurück, das kaum gewonnene Leben wieder aufs Spiel zu setzen. Das ist falsch — aber es ist menschlich. Die Schatten der Nacht verstärken das allgemeine Ruhebedürfnis; die ungeheure Spannung der Nerven weicht einer ebenso starken Abspannung, eine bleierne Müdigkeit senkt sich auf die Truppe, und wenn die Erlaubnis zum Lagern erteilt wird, dann fällt alles in einen so tiefen Schlaf, daß die Schläfer von den neben ihnen liegenden Toten oft kaum zu unterscheiden sind.

Und indessen findet der abziehende Feind, der ganz dasselbe, vielleicht mehr gelitten hat, keine Ruhe, sondern marschiert ohne anzuhalten die ganze Nacht hindurch. Aber was nützt die an sich sehr richtige Betrachtung, daß von dem Sieger mindestens das gefordert werden müsse, was der Besiegte leistet? Man kann das menschliche Nervensystem nun einmal nicht anders machen, als es ist.

Nur eins kann der Erschöpfung nach gewonnenem Siege entgegenwirken: eine unerbittlich harte Friedensschule. Es gibt immer Phantasten und Philanthropen, die sich einbilden, daß man nur mit Unterricht, Belehrung und Ermahnung, mit Beispiel und ruhigem Ernst eine kriegsbrauchbare Armee ausbilden könne.

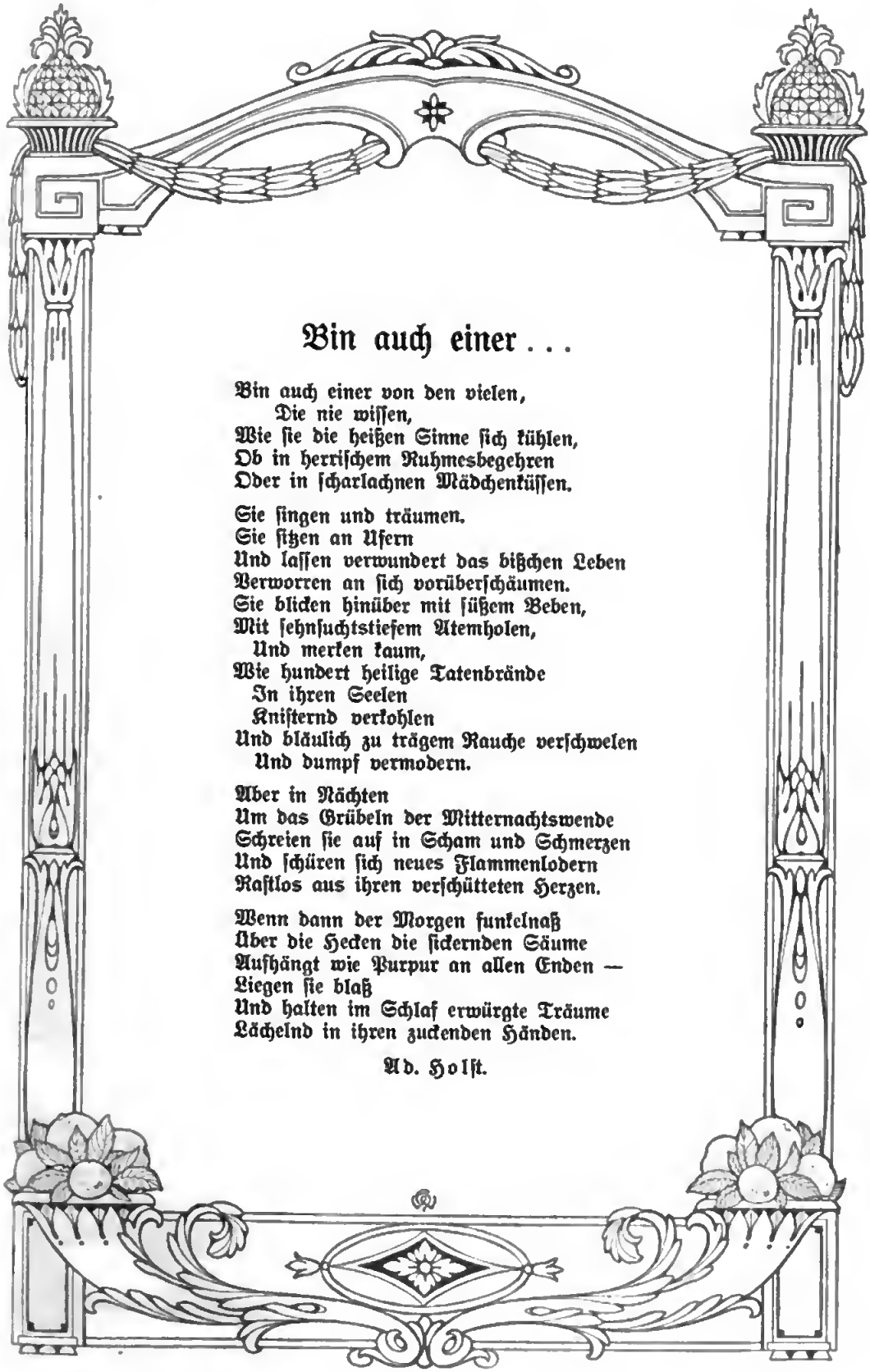
Das ist Unsinn. Der Krieg ist ein roh gewaltsames Handwerk, und die Erziehung für dieses Handwerk muß nicht nur streng, sondern hart sein. Jede falsche Sentimentalität ist ein Verbrechen. Auch im Frieden muß die Truppe mit voller Absicht bis an die äußerste Grenze menschlicher Leistungsfähigkeit geführt werden. Daß dann einzelne schwächere Naturen der Anstrengung erliegen und auf dem Marsche ihr junges Leben verlieren, das ist gewiß vom menschlichen Standpunkte aus tief bedauerlich. Aber soldatisch ist es eben ein unvermeidlicher Betriebsunfall, wie er ja auch in allen andern Betrieben sich täglich ereignet. Nur daß bei Unfällen auf der Eisenbahn, auf dem Bau, auf dem Schiff die Tatsache einfach bedauernd festgestellt wird. Kommt aber ein Soldat auf dem Marsch ums Leben, dann krächzt blöde Urteilslosigkeit über Soldatenmißhandlung und Menschenschinderei.

Die harte Schule einer unermüdlichen treuen Friedensarbeit hat die deutsche erste Armee befähigt, nach zwei furchtbaren Schlachttagen eine fast noch furchtbarere Verfolgung durchzuführen. Auf der ganzen Front klingen die Hörner und rasseln die Trommeln, vorwärts geht's trotz der Todesmüdigkeit, immer vorwärts in dunkler Nacht, zwischen Seine und Marne gegen Châtillon und Chaumont.

Das Kavalleriekorps aber, das am Ende der Schlacht auf dem deutschen linken Flügel stand, hat weit nach Osten ausgeholt, ist über Doulevant auf Gudmont marschiert, um dort die Marne zu überschreiten und östlich des Flusses nach Chaumont vorauszueilen. Von dort wird es dann aufs neue in die Handlung eingreifen.

So beginnt nun der letzte, der grausigste Akt des Dramas von Reims: die Verfolgung.

Viergespann Haldengut, Winterthur. Gemälde von Max Feldbauer.



Bin auch einer . . .

Bin auch einer von den vielen,
Die nie wissen,
Wie sie die heißen Sinne sich kühlen,
Ob in herrischem Ruhmesbegehren
Oder in scharlachnen Mädchenküssen.

Sie singen und träumen.
Sie sitzen an Ufern
Und lassen verwundert das bißchen Leben
Verworren an sich vorüberschäumen.
Sie blicken hinüber mit süßem Beben,
Mit sehnsuchtstiefem Atemholen,
Und merken kaum,
Wie hundert heilige Tatenbrände
In ihren Seelen
Knisternd verkohlen
Und bläulich zu trägem Rauche verschwelen
Und dumpf vermodern.

Aber in Nächten
Um das Grübeln der Mitternachtswende
Schreien sie auf in Scham und Schmerzen
Und schüren sich neues Flammenlodern
Rastlos aus ihren verschütteten Herzen.

Wenn dann der Morgen funkelnaß
Über die Hecken die sickernden Säume
Aufhängt wie Purpur an allen Enden —
Liegen sie blaß
Und halten im Schlaf erwürgte Träume
Lächelnd in ihren zuckenden Händen.

Ad. Holst.

Vom Schreibtisch und aus dem Atelier.

Ein Maler des Lichts.

Aus dem Leben Fritz von Uhdes.

„Es ist sehr erfreulich und ehrenvoll für mich, daß die Velhagen & Klasingschen Monatshefte etwas über meine Kunst bringen wollen. Sie werden mich in den Mittagsstunden in meinem Atelier in der Regel antreffen.“ So schrieb Professor Fritz von Uhde auf unsere Bitte, einen Beitrag für unsere Rubrik „Vom Schreibtisch und aus dem Atelier“ zu stiften, einem unserer Münchner Mitarbeiter, der nun wie folgt berichtet:

Am Ende der Theresienstraße in München, in einem großen Atelierbau hinter der Straßenfront haust friedlich unter einem Dache eine ganze Anzahl bekannter Maler der verschiedenen „Richtungen“: von der ‚Sezession‘ Hugo Freiherr von Habermann, berühmt durch die Eleganz seiner Damenbildnisse, Angelo Jank, der moderne Maler des Pferdes und der Jagd, Thomas Theodor Heine, der Spötter, der Zeichner des Simplizissimus u. a.

Hier sind auch Fritz von Uhdes Ateliers, mehrere hohe Räume, die — man weiß kaum wodurch, denn die Einrichtung ist schlicht und bis auf einige wertvolle alte Stücke einfach — etwas Warmes und Gemütliches haben. Der Professor ist ein Herr in den Fünfzigern, mittelgroß, eher klein, eine Erscheinung, in der sich Zartheit, Innerlichkeit, chevalereske Art und soldatische Straffheit harmonisch einen. Ganz wundervoll sind seine Augen: erst liebenswürdig und erfahren blickend, tauen sie bald auf in einem stillen Glanz, der etwas von dem weihevollen Licht seiner Christusbilder hat. Naturgemäß kamen wir zuerst auf diese Bilder zu sprechen; der Künstler hat ja wohl durch seine große Folge von Heilandbildern und biblischen Gemälden sich am weitesten bekannt gemacht.

‚Wie sind Sie auf das Christusthema gekommen, Herr Professor?‘

„Es ist mir lieb, daß Sie davon sprechen. Darüber ist viel Falsches verbreitet worden; man hat mich sogar zum Pastorssohn gemacht und ‚das geistliche Element schon im Knaben‘ gefunden. Das ist alles Unsinn. Mein Vater war höherer Verwaltungsbeamter, Kreisdirektor in Sachsen — das entspricht etwa einem bayrischen Regierungspräsidenten — dann Geheimer Rat im Finanzministerium, schließlich Chef des protestantischen Landeskonsistoriums, aber als Verwaltungsbeamter — daraus haben dann die gar zu klugen Leute einen Pastorssohn gemacht. Aber ist denn das für Ihre Leser interessant ...?“

‚Gewiß! Man wird sich freuen, ein authentisch klares Bild vom Grund und Wesen Ihrer künstlerischen Persönlichkeit zu bekommen. Also geistlicher Einfluß liegt nicht vor, wie man so oft liest?‘

„Mein Vater war bereits tot, als ich mein erstes religiöses Bild begann. Meine Christusbilder sind wohl auch kaum als eine besondere religiöse Malerei aufzufassen, wie etwa die Steinhausens, der wohl ein frommer Maler ist, — es liegt eben anders und viel einfacher ...“

Und nun entwickelte der Künstler eine schlichte und in ihrer Schlichtheit ergreifend tiefe und schöne Erklärung dafür, wie er auf seine Christusbilder gekommen ist. Um den Duft des Selbstbekenntnisses zu wahren — bei einer Persönlichkeit mit so großem künstlerischen Können und von solch innerem Wert kommt es auf schönen Satzbau wahrhaftig nicht an — lasse ich den Künstler plaudern, wie ich es möglichst treu festgehalten habe; freilich ohne ihm die Verantwortung aufzuladen, denn manches gesprochene Wort klingt anders, als wenn es steif und starr gedruckt dasteht:

„Als ich so in die Moderne hineinkam, respektive aus dem Schwarzen heraus ins Licht, als ich aus der ewigen braunen Ateliertunke losstrebte, da habe ich gedacht: etwas muß dabei sein, das die Leute innerlich packt, sonst kann man ja mit seinen Bildern keinen Hund hinterm Ofen hervorlocken. Ich wollte nicht bloß Naturstudien geben, ich suchte Inhalt; sonst sind, dachte ich, die Bilder ja von Haus aus schon zu langweilig. Die Impressionisten wollen nur eine neue malerische Formel. Ich suchte so was wie Seele. So ist das erste Bild dieser Art entstanden: ‚Lasset die Kindlein zu mir kommen‘, im Winter 83/84: aus dem Drang, etwas mehr geben zu wollen als bloße Abschrift aus der Natur. Ich war damals gerade bei der Kindermalerei, die mich mehr erfreute als die Studien an Erwachsenen. Ich wollte auch den Kindern etwas mehr geben. Hatte wohl mal gesehen, wie die Kinder an einen Geistlichen herangetreten — das habe ich benutzt. So bin ich hineingekommen. Man wird im Leben immer mehr geschoben, als daß man schiebt. Es ging ganz nach und nach — und dann packte mich eben der Stoff und die Gestalt selber ...

„... meine sogenannte religiöse Malerei ist nicht der Kern, sondern nur ein Teil meiner Kunst. Übrigens habe ich die Person Christi losgelöst von der dogmatischen Religion benutzt. Der historische Christus im Bilde —

ich habe ja auch ein paar Sachen der Art machen müssen — hat mich nicht in dem Maße interessiert. Ich wollte immer nur den Christus von heute geben, ihn, der jeden Tag kommen könnte. Es ist aber noch etwas anderes dabei ...

„Alle diese Bilder sind mehr oder weniger malerische Probleme. Für die Erscheinung des Lichts paßt die Person Christi wunderbar schön. Er wurde mir zum Problem des Lichtes. Bei dem großen Altarbild, das ich vor zwei Jahren für Zwickau gemalt habe," — der Künstler deutete auf den in der Nähe stehenden ersten Entwurf dazu — „da habe ich etwa gedacht: das Licht in der Welt erscheint mit der Person Christi. Matthäi 4, 16 war als Thema gestellt; aber ebensogut kann es jede andere ähnliche Stelle sein. Also: Lichtbringer in die Finsternis der Welt und der Farben! Die ‚Jünger von Emmaus', das ‚Tischgebet': immer ist es dasselbe Lichtproblem, der Gegenstand kommt für mich erst in zweiter Linie.

„Ende der Siebziger, Anfang der Achtziger war es, daß man überall heraus wollte aus dem dunklen Atelierton von Braun und Schwarz." — Uhde ist einer der verdienstvollsten Vorkämpfer dieser Entwicklung. — „Einige Franzosen gingen voraus, bei uns Liebermann; die wollten das Licht aus der Natur herausfinden; ich wollte außer dem Licht noch Innerlichkeit, und so kam ich darauf: ich griff ‚die' Verkörperung des Lichtes auf, Christus." —

Die seelenvolle Stimme, die durch den hohen ernsten Raum geklungen, schwieg. Der Meister saß in Erinnerungen versunken. Der Christusmaler ein Lichtsucher! Uhde eigentlich der Maler des Lichts! Und er war ja wohl der Erste, der unserer Kunst diese Erlösung brachte. Bescheidenheit ließ ihn andere vorschieben. — Nach einer Weile erst vermochte ich weiter zu fragen: ‚Und wie kamen Sie überhaupt zur Kunst? Man weiß, Sie waren Offizier?'

„Ja, aber die Malerei hatte ich schon im Sinn, als ich noch auf dem Gymnasium saß, das ich in Zwickau und Dresden bis zur Universität durchgemacht habe. Prüfung glänzend bestanden!" Er lächelte.

‚Es gab also für Sie keine äußere Anregung, die Sie zur Kunst führte? Ihre Eltern sollen gemalt haben, las ich einmal, Ihr Großvater war Museumsdirektor ...'

Dieser Großvater unseres Uhde war in den vierziger Jahren Vorsteher der Dresdener Sammlungen; in seinem Hause verkehrten Richard Wagner, Baumeister Semper; der alte Hanfstaengl, der Vater des Müncheners, gab ihm die ersten Drucke der Galeriebilder.

„Dankbar gedenke ich eines Mannes, der damals in unser Haus kam und meine Schwestern und auch mich im Zeichnen und Malen unterrichtete: Mittentzwei, ein ganz merkwürdiger Kerl, der in Belgien studiert hatte und nun in Zwickau die Leute malte, ein geistvoller Mensch, ein Original und sehr anregend für uns alle."

„Zeichneten Sie?"

„Ja, so allerhand, Soldaten aus dem Siebenjährigen Kriege und was man so als Junge macht. Und dann, ein, zwei Jahre vor der Prüfung, fuhr mein Vater mit mir einmal nach München zur Erkundigung. Wir wurden zum alten Wilhelm von Kaulbach geführt. Ich hatte eine Menge Zeichnungen und Malereien mitgeschleppt, die ich vorlegte. Aber er sah sie kaum an und sagte bloß: ‚Pfui Teufel, das sieht ja ganz aus wie Menzel!' Ich hatte in der Tat diesem nachgezeichnet. Er fand es also gräßlich und erzählte von Menzel, vor dem ihm graufte; im übrigen solle ich nur Maler werden. Später ging es auch noch einmal zu Schnorr von Carolsfeld nach Dresden, der sagte auch: Ja, ja, ich solle ruhig Maler werden. Und so kam ich 1866 in Dresden auf die Akademie.

„Ich konnte mich nicht hineinfinden. Man mußte nach Gipsvorlagen der Antike zeichnen und immer wieder dasselbe. Ich bin schließlich nicht viel hingegangen. Mehr war ich bei dem Schlachtenmaler Albrecht Schuster. Der hatte noch die große Zeit von Vernet mitgemacht — ein paar gute Sachen von ihm hängen in der Galerie in Dresden. Er zog mich noch mehr von der Akademie ab. Dann sah ich den Feldzug 1866 von weitem, als die Preußen durch Sachsen zogen und das sächsische Armeekorps nach Böhmen rückte. Bei alledem kam ich nicht vorwärts, die Malerei schien mir nicht das Rechte — und so wurde ich Soldat. Im Sommer 1867 trat ich beim sächsischen Gardereiterregiment ein als Avantageur. Bald war ich Gefreiter, dann Unteroffizier, Fähnrich und, nach einem halben Jahr, in den ersten Tagen von 1868, Offizier.

„Zunächst war ich von dem neuen Beruf ganz befriedigt. Im Anfang war der Dienst zwar streng, aber der Dienst bei der Kavallerie war mir an sich sehr sympathisch. Und sobald ich dann Zeit hatte, wurde weiter gemalt; denn ich konnte doch nicht davon lassen.

„Den Feldzug gegen Frankreich habe ich als Leutnant mitgemacht. Ich hatte eine sehr angenehme Stellung als Ordonnanzoffizier bei der 23. Kavalleriebrigade und mußte viel reiten. Da habe ich wundervolle Eindrücke empfangen. Sie sehen, ich hätte eigentlich von Rechts wegen Schlachtenmaler werden müssen ..."

Der Künstler hat verschiedene Schlachtenbilder gemalt, so 1878 den „Angriff des Regiments Plotho 1689" für das Kasino der sächsischen Gardereiter. Auch später noch zeigte sich seine Liebe zu militärischen Stoffen, z. B. in dem berühmten Bilde „Trommelübung", das er 1888 vollendete. —

„Ja, ich wünschte, ich könnte heute diese Kriegseindrücke noch gestalten, aber das ist nicht mehr möglich. Dabei habe ich damals alles nicht eigentlich malerisch gesehen — ich

kannte ja nur alte Bilder, die Galerien in Dresden und in einigen anderen Städten, dunkle Bilder; ich hatte nie so etwas wie die jetzigen farbenfrohen Bilder geschaut, durch die unsere Jugend doch mit einem Schlage offene Augen bekommen muß. Ich nahm nur instinktiv wahr, daß es in der Schlacht fabelhafte Beleuchtungen gibt, die Böcklin übertreffen würden, so unglaublich waren sie in der Atmosphäre. So erinnere ich mich, daß der Abend von St. Privat, gegen sechs und sieben Uhr, das Schönste und Furchtbarste war, was man sich denken kann an Farben."

Uhde hat nach dem Gefechtskalender nicht weniger als einundzwanzig Schlachten und Gefechte erlebt.

‚Stand nicht Egidy bei demselben Regiment?'

„Ja, man nennt uns oft zusammen. Er stand bei meiner Schwadron, er war mein Oberleutnant."

Egidy ist in einer kritischen Situation Uhdes Retter gewesen. Es war nach der Schlacht bei St. Privat. Man lag herum, hatte die Pferde angehängt, wo man gerade stand, alles war todmüde. Die angepflockten Pferde machen sich in der Nacht, aufgeregt wie sie im Kriege sind, oft los und rasen wie wahnsinnig im Lager umher; früh findet man dann noch dreißig von der ganzen Eskadron, die andern fängt man erst später. In jener Nacht konnte Uhde nicht schlafen, sondern lief umher und trat in der Dunkelheit auf die Kette eines Pferdes, das sich gerade losreißen will. Der Pflock fliegt heraus und mit der Kette um ihn herum. Glücklicherweise hatte er die Situation, die nicht beneidenswert war, sofort erfaßt, als der Gaul zu traben anfing. Da sah er ein Wachtfeuer und rief. Egidy, der dort am Feuer geschlafen hatte, sprang auf und kam ihm zu Hilfe.

„Egidy war überhaupt einer meiner ältesten Bekannten. Die Familie ist sächsisch. Wir spielten schon als Kinder zusammen und besuchten als Buben, während er in Zwickau bei Verwandten war, gemeinsam eine Sammelschule, wie sie die Familien dort eingerichtet hatten."

Egidy wurde dann preußischer Offizier im 95. Infanterieregiment und hat als solcher den Feldzug von 1866 mitgemacht. Die Familie wünschte ihn später nach Sachsen zurück. Er kam auch, heiratete eine sächsische Dame, ein Fräulein von Götz, und ward dann der bekannte Ethiker.

‚Als Dritter im Bunde wird immer Georg v. Ompteda genannt?'

„Ganz recht. Er stand aber bei den Husaren. Ich kenne ihn nur aus seinen Büchern und durch Bekannte."

Es ist eigenartig, wie diese drei Männer ausgingen, den Sattel mit der Palette und der Feder vertauschten und auf künstlerischem, literarischem und ethischem Gebiet so bedeutende Erscheinungen wurden. Das lag wohl an der anregenden Zeit damals.

„Ompteda schickte mir einmal," fuhr der Meister lächelnd fort, „ein Novellenbuch. Dort beschrieb er auch, wie er sich eine Wolkenburg bauen und einrichten wolle: hier müsse ein Klinger hängen und dort ein Uhde. Da sandte ich ihm mit Bezug darauf eine Zeichnung. Ich bin nämlich zufällig in einem Schloß Wolkenburg in Sachsen geboren (1848). Mein Vater hatte dort als junger Jurist die Stelle des Gerichtsdirektors inne, und wir wohnten in einem Nebengebäude des Schlosses, das jetzt noch den Grafen Einsiedel gehört. Wir waren mit der Familie sehr befreundet. Der Vater der Gräfin hatte eine große Vorliebe für mich, der ich vier Jahre alt war und winzig klein; er war riesengroß und holte mich oft zu Spaziergängen ab. Sie können sich denken, wie die Leute über das ungleiche Freundespaar lachten. Ja, das hat man mir viel später erzählt."

‚Und wo blieb die Kunst während des Feldzuges?'

„Ich habe in den Ruhepausen einige Bilder gemalt. In Auet bei Paris lag ich im Hause des Tiermalers Jacques; der mußte wohl vor den eigenen Landsleuten, den Franktireurs, geflohen sein; wild durcheinander hatte er alles liegen lassen; aber auch ich mußte meine Bilder naß stehen lassen, als Alarm geblasen wurde. Dort machte ich einige Skizzen nach St. Privat. Einige andere Studien aus dem Feldzug wurden auch reproduziert und verschenkt."

‚Wie lange dienten Sie noch, bis Sie sich ganz zur Malerei hinwandten?'

„Zwei Jahre nach dem Feldzug kam ich zu den 2. Ulanen nach Rochlitz, dann als Brigadeadjutant nach Leipzig zu unserm bekannten General Sennft von Pilsach; ein fabelhafter Reiter, der Seidlitz von Sachsen; ein scharfer Herr, aber ich stand gut mit ihm. In Leipzig im Kunstverein habe ich zum ersten Male ausgestellt, nämlich ein Bild ‚Die Schlacht bei Sedan'. Es hängt zu Haus bei mir. Die künstlerischen Qualitäten schätze ich selbst sehr gering ein. Es sieht aus wie ein altes niederländisches Bild etwa, Soldaten auf der Flucht, Napoleon in geisterhaftem Licht. Der verstorbene Dramaturg vom Münchner Hoftheater, Wilhelm Buchholz, war damals dort Kunstkritiker, der hat mich kolossal heruntergemacht. Das war, wenn Sie wollen, mein erster Erfolg.

„Von Leipzig kam ich als Oberleutnant ins 2. schwere Reiterregiment, das sogenannte Karabinierregiment, das in Borna in Sachsen, in der Nähe von Leipzig, in Garnison steht."

Uhdes Verlangen nach der Kunst wurde in jener Zeit immer größer. Es behagte ihm nun der ganze Beruf nicht mehr. Er wollte den Abschied nehmen, aber der Kriegsminister Graf von Fabrice, in dessen Hause er viel verkehrte, riet ihm, er solle nicht ganz ausbrechen, sondern vorerst einmal zu seinem Bruder, dem Gesandten in München, als Attaché gehen; da könne er ja genug

Digitized by Google

Professor Fritz von Uhde.
Radierung von Wilhelm Rohr.

malen. Er mochte jedoch nicht in vornehmer Stellung und als Künstler zugleich Anfänger sein, das schien ihm sich schlecht zu vereinen. Aber er ließ sich wenigstens überreden, sich auf ein Jahr à la suite stellen zu lassen; dann trat er zur Reserve über. So kam er, von neuem Anfänger, nach München."

‚Wann begannen Sie so eigentlich als Maler?'

„Im Sommer 1877. München war damals in seinem Aussehen noch ganz Altmünchen, alles kleiner, aber entzückend reizvoll und malerisch. Am Englischen Garten standen noch alte Häuser, den Maigarten hat man abgetragen. — Sie kannten das alles nicht mehr? — Jetzt wird unser München Großstadt.

„Meine Lehrer? Erst wollte ich mir allein weiterhelfen durch Studieren und Kopieren in der Alten Pinakothek, aber es ging nicht. Dann versuchte ich es mit Piloty. Der hielt eine wundervolle Rede: Kopfmodell nehmen, in vier Wochen wieder kommen. Sein Schüleratelier war völlig überfüllt. Bei Diez und Lindenschmit war's dieselbe Sache, war kein Platz; da versuchte ich es wieder allein.

„Durch Vermittlung des sächsischen Generalkonsuls Wilmersdörfer, eines lieben alten Herrn, dessen Sohn jetzt noch Generalkonsul ist, kam eines Tages Graf Schack in mein kleines Atelier. Dieser zeigte sich sehr interessiert, obgleich er schon fast blind war. Er setzte zur Brille noch ein Opernglas auf, trat dicht vor die Bilder — er hat sicherlich nichts gesehen — fand alles herrlich und sandte Lenbach. Der kam. Ich hatte ihn noch nie gesehen, obwohl er damals schon der große Meister war. Er sagte auch nur dasselbe, was ich schon von selbst getan: in der Pinakothek studieren.

„Da kam ich, durch den sächsischen Gesandten, mit Michael Munkacsy zusammen, der ein paar Tage in München weilte. Der riet: Paris! Und er wolle mir dort schon weiter helfen. So ging ich Ende 1879 nach Paris, erhielt bei ihm einen Atelierraum, der frei stand, und begann Studien und Bilder. Munkacsy hatte eine kleine Schule, meist Amerikaner, dahin ging ich einige Monate. In der Hauptsache habe ich mir aber auch in Paris allein weiter geholfen. Ich mußte dann aus dem Atelier heraus und mir ein eigenes nehmen.

„Munkacsy sprach ich vielleicht alle zwei Monate einmal, aber ich sah, wie er den ‚Christus vor Pilatus' malte, schaute zu, wie er das machte. Er konnte ja ungeheuer viel. Die Modernen von verwandter Art, die man so rühmt, selbst Leibl, können ihm in seiner guten Zeit nicht das Wasser reichen. Damals war es mir eine Freude, zuzuschauen, und es hat großen Eindruck auf mich gemacht. Ich habe ganz als Munkacsy angefangen, als ehrlicher Nachtreter, immer weniger gut als er, aber ihm sehr ähnlich. Als ich dann 1881 zum ersten Male in München ausstellte, machte mein ‚Familienkonzert' großen Eindruck bei den jüngeren Malern. Es ist ja wohl auch meine erste räumlich und auch sonst bedeutungsvollere Arbeit.

„Inzwischen hatte ich mich verheiratet, mit der Schwester des jetzigen Generals von Endres. Ich ging aber noch einmal zurück nach Paris, dann erst nahm ich hier in München meinen ständigen Wohnsitz.

„Hier kam ich mit Max Liebermann zusammen. Der war in Paris und Weimar gewesen, hatte bei Millet studiert und wurde hier rasend angefeindet. Ich hielt mich zu ihm, wir blieben gut befreundet." — Es existiert, beiläufig bemerkt, ein Bildnis Liebermanns von Uhde. — „Er ist ja doch ein bedeutender Kerl und hat ein unheimliches Leben in sich. Er will wohl nur einen Ausschnitt aus der Natur geben, nicht mehr. Darin aber schafft er malerische Werte, den meisten voraus. Wie er jetzt wieder in Hamburg neun Gelehrte auf ein Bild setzte, das ist unheimlich; er pinselt sie 'runter, aber es ist doch was Famoses.

„Also Ende 1880 und 1881 in München fing ich an, wirklich Maler zu sein. 1882 ging ich nach Holland und studierte vor der Natur, malte einige Bilder an der See bei Zandvoort, sah auch einige Galerien. Danach habe ich eigentlich in dieser Weise nicht mehr studiert. Und doch kann ich sagen: ich habe nie aufgehört zu studieren, ja, ich fange jetzt erst wieder von neuem an. Es kamen danach kleine Reisen, besonders in Deutschland umher, aber ich war sonst nirgend und vor allem nicht mehr in Paris oder Holland.

„Damit war ich auf dem ersten Hügel. Nun setzte eine Reihe heller Bilder ein, deren Helligkeit damals als übertrieben erschien." — Wir erinnern besonders an das jetzt gar nicht mehr als zu hell erscheinende Bild: ‚Der Leierkastenmann kommt'. —

„Dann folgte: ‚Lasset die Kindlein zu mir kommen' und jene ganze Reihe von Christusbildern, von religiösen Bildern, immer eins nach dem andern.

„Ich malte dazwischen auch hier und da Landschaften, aber meist mit Figuren, nicht direkt als Landschaft, Sie verstehen mich, und bisweilen auch ein Porträt. Porträtartige Studien, große Figuren, Kinderfiguren, habe ich viele hinter mir; auch den Schauspieler Wohlmuth malte ich mehrmals, einmal wie er eine Rolle studiert, einmal als Richard III."

Wir müssen diese bescheidenen Aussprüche des Meisters — Uhde nennt im Gegensatz zu manchem anspruchsvolleren Kollegen vieles Studie und Skizze, was jene als Bild, Landschaft, Porträt ausgeben — dahin ergänzen, daß der Künstler sehr wohl auch Landschafter zu nennen ist; viele seiner biblischen Bilder sind famose Landschaften, auch viele seiner Freilichtbilder mit anderen Stoffen zeigen die Landschaft als den eigentlich stimmungtragenden Teil, als das Überwiegende im ganzen. Bedauerlich aber ist es, daß der Meister so wenig Gelegenheit

Digitized by Google

hatte zu porträtieren; seine Selbstbildnisse und die übrigen wenigen Porträts von seiner Hand verraten deutlich, daß hier eine große Linie seiner Kunst — wohl infolge Mangels an Aufträgen — ganz unnötig brach lag. So hat er all sein Können, das landschaftliche wie das porträtartige, in die Menschen und Szenerien seiner großen Werke konzentriert, alles gleichsam dem einen seelenvollen Inhalt unterordnend. —

„Jene erste Serie von religiösen Bildern entstand etwa 1881—1892."

Wir nennen besonders ‚Die Jünger von Emmaus', 1884, ‚Komm, Herr Jesus, sei unser Gast', ‚Das Tischgebet', 1885, ‚Das Abendmahl', 1886, ‚Die Bergpredigt', 1887, ‚Die heilige Nacht', 1889; dann folgte 1890 ‚Der heilige Abend', eine fast reine Landschaft mit Genrefiguren; und danach eine Reihe mehr landschaftlich-biblischer Bilder, wie ‚Die Flucht nach Ägypten', ‚Die Verkündigung bei den Hirten', ‚Ruhe auf der Flucht', ‚Die Könige aus dem Morgenlande' u. v. a.

„Dann malte ich eine Zeitlang nichts dergleichen," fuhr der Meister fort zu erzählen, „später immer wieder einmal eins zwischen andern Arbeiten: 1894 ‚Die Grablegung', 1896 ‚Die Predigt am See', 1897 ‚Die Himmelfahrt'. Ich malte aber nicht mehr ausschließlich ‚fromme' Bilder."

— Die Monographie Fritz von Ostinis über Uhde in der bekannten Sammlung von Prof. Knackfuß, im Verlage von Velhagen & Klasing erschienen, gibt einen vortrefflichen Überblick über die Fülle und Vielseitigkeit der Werke, die der Künstler in den Jahren von 1878—1902 geschaffen hat.

Einen geradezu überwältigenden Eindruck aber machte die Kollektivausstellung Fritz von Uhdes, die von der Münchener Sezession im Januar dieses Jahres veranstaltet worden ist. Es waren ca. 50 Bilder ausgestellt, also etwa nur ein Fünftel des bisherigen Lebenswerkes des Meisters; — die anderen waren nicht zu erreichen, sind doch z. B. viele Uhdes nach Amerika gegangen; viele der größeren ausgestellten Werke konnten auch nur durch das Entgegenkommen der Galerien zu Berlin, Königsberg, Christiania, Stuttgart, München u. a. zur Ausstellung gelangen; — aber trotzdem gab die Ausstellung einen wundervollen Überblick über die große Entwicklung des Künstlers und über seine bedeutungsvolle Stellung in der zeitgenössischen Kunst.

Man sah auch hier: es gab Zeiten, da Uhde von den religiösen Vorwürfen sich frei machen wollte. War doch seine Auffassung seiner lichtsuchenden Malerei an sich so künstlerisch, daß er allmählich bestrebt sein durfte, auch andere Stoffe in dieser verklärenden Innerlichkeit und Lichtdurchleuchtung zu malen. Er gesteht selber darüber:

„Einmal schuf ich ‚Die Atelierpause' und glaubte damit auch ein in seiner Art frommes Bild geschaffen zu haben. Das wirkte aber auf die Leute, die sich schon ganz an die biblischen Bilder von mir gewöhnt hatten, als ob ich mich über sie lustig machen, als ob ich sie hinter die Kulissen schauen lassen wollte — ich hatte Maria und Joseph diesmal deutlich als Modelle in einer Sitzungspause dargestellt —, als ob nicht Raffael oder Holbein auch nur Modelle gemalt hätten, Menschen, die Modelle gewesen sind."

Wir freuen uns, daß der Meister trotz der Schwere seines Weges sich vom biblischen Thema nicht abbringen ließ und uns noch das große Zwickauer Altarbild schenkte, das ihn zwei Jahre angestrengter Arbeit kostete. Damit ist nach vielfacher Anfeindung, die der Künstler von protestantischer wie von katholischer Seite wegen seiner angeblichen ‚Profanation' des Heilands erfuhr, nun doch noch ein großes Werk des Malers, der seine biblischen Bilder ursprünglich ja gar nicht für den kirchlichen Gebrauch dachte, in eine Kirche gelangt.

‚In den letzten Jahren', fragte ich weiter, ‚malten Sie so oft Ihre Töchter, im Garten, unterm Weihnachtsbaum, am Klavier. Hat Sie an diesem Thema auch etwas gepackt, etwa wie den Grafen Kalckreuth, als er sich in das malerische Problem der uralten Frau auf seinem Gute verbissen hatte und sie immer wieder malte; eine Bäuerin, die ihm das Sinnbild des Alters, der Zeit, der Vergänglichkeit wurde? Die jungen Damen kamen ja auch schon auf früheren Bildern vor. Wahrscheinlich sind sie es, die auch zu den berühmten Kinderstubenbildern Modell standen — 1888, 1889?'

„Es ist auch da immer nur das Licht, die Beleuchtung, die mich reizt. Und dann wissen Sie, man wird mit den Jahren bequemer; da sitze ich nun ruhig in meinem Häuschen in Starnberg und male meine Töchter im Garten. Man findet ja auch das Licht überall."

In der Tat, in diesen lichtdurchwebten Garten- und Wohnungsbildern lebt dieselbe Gefühlskraft der Farbe wie in Uhdes religiösen Bildern. Man braucht nur irgendeinen Quadratdezimeter eines Uhdeschen Bildes auf sich wirken lassen, ganz gleich, was es darstellt: die Farben strahlen immer religiöse Gefühlstiefen aus. Wir verstehen daher, wenn der Meister sagt:

„Vielleicht war es überhaupt für mich ein Irrtum, Christus zu malen. Eine spätere Zeit wird entscheiden, ob ich recht damit getan habe, Christus wieder in die Kunst hineinzuziehen, und wenn auch nur als Verkörperung des Lichts, wie ich es auffasse; oder ob die französischen Impressionisten mehr Recht haben mit ihren Lichtbringern, den alten Niederländern und Spaniern, die sie noch lange nicht erreicht haben. Man kann und dürfte Christus eigentlich gar nicht malen. Meine Art ist ja auch nur als Versuch aufzufassen. Und ich habe ihn halt gebraucht, ich wollte auf den größeren Inhalt meiner Malerei nicht verzichten ...

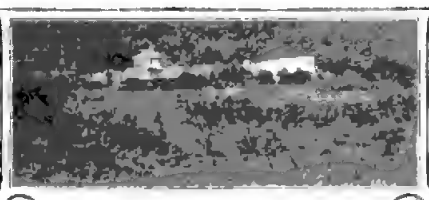
Digitized by Google

„Das Streben nach dem Licht hatte ich auch als Mensch allezeit ...

„Vielleicht wäre Rembrandt ohne seine religiösen Bilder derselbe Rembrandt. Aber ich glaube das doch nicht. Vielleicht wäre eine Kunst, die, ohne Christus zu geben, doch religiös wäre, größer und hätte noch tiefere Werte! Vielleicht, wenn man noch tiefer hineingegangen wäre ins Lichtproblem, daß man die Gestalt des Heilands selbst doch hätte entbehren können ...

„Aber das wäre heute schon technisch kaum möglich. Daher habe ich den ‚Meister' zum Träger meiner Kunst genommen. Ich wollte die Dinge aus dem Dunkel erlösen. Wie Rembrandt alles, was er anfaßte, durch Licht vergeistigte. Jetzt müht man sich ja wohl von der entgegengesetzten Seite her das Problem zu lösen, nicht vom Dunklen, sondern vom Weißen her; aber es erscheint mir wie das Resultat aus der Verzweiflung, daß man Velasquez und Monet doch nicht mehr erreicht. Mit diesen Mitteln, scheint mir, ist der Weg zu ihnen nicht zu finden. Diese Bilder in Weiß haben nichts mit Licht zu tun. Während Velasquez aus der Tiefe ein kolossales Licht holte und Räume schuf, durchleuchtet, wie wir es nicht mehr können.

„Der aber, den ich am meisten verehre, ist Rembrandt. Rubens, Velasquez haben sicher viel besser gemalt als Rembrandt; aber dieser war doch der größte aller Maler, weil er der menschlich mächtigste war. Seine Auffassung der Dinge war fabelhaft und ganz von innen heraus, kraft seiner Liebe für alles. Er hatte etwas, das über die Malerei hinausging, er besaß reinste Genialität. Er war vielleicht der einzige, der wirklich Christus malen konnte. Dies ist, wenn Sie wollen, mein künstlerisches Glaubensbekenntnis." G. M.



Episode.

Stefan von Kotze.

„Die letzte Kugel!" sprach der Farmer leise
Und wog die Hülse zitternd in der Hand.
Noch einmal wandte er sich stumm im Kreise
Und blickte hilfesuchend überland,
Und dann zum Himmel auf, daß der ihm weise
Den Weg hinaus durch Mord und Raub und Brand.

Die Sonne, die von Dingans Kraalen trekkte,
Schien blutigrot durch Rauch, dem Mittag nah,
Hernieder auf das Veldt, das aufgeschreckte,
Das schaudernd die Zerstörung wüten sah;
Durch Gras und Korn die giere Flamme leckte:
Der Krieg hielt Erntefest in Afrika!

Die kleine Farm, auf der in langen Wellen
Der Wind noch gestern durch die Saaten schwang,
Lag wüst zerstampft von rasenden Rebellen;
Der Herdenglocken ferner Ton verklang;
Verbrannt der Hof, versumpft die klaren Quellen —
Und nur des Farmers Haus stand noch am Hang.

Digitized by Google

„Die letzte Kugel, Lieb; wir sind verloren!“ —
Still weinend warf in seine Arme sich
Sein junges Weib. Und hart an ihre Ohren
Schlug ein Triumphgebrüll. Und flehentlich
Umfing sie ihn: „Du weißt, Du hast geschworen;
Mein Mann, die letzte Kugel ist für mich!“

Die Dornbuschhecken spieen Schreckgestalten.
Wie wilde Tiere stürzten sie heraus,
Die schwarzen Mörder in den Felsenspalten
Zum wilden Angriff auf das Farmerhaus —
„O, nur nicht lebend laß mich den Gewalten
Dort draußen!“ rief sie niedersinkend aus.

Er riß sie stöhnend hoch in seine Arme,
Als wollte er sie retten vor der Schmach,
Als könnte er sie schützen vor dem Harme
Der Flut, die über sie zusammenbrach,
Und gellend schrie er: „Gott, mein Gott, erbarme
Dich meines Weibes! — Doch kein Zeichen sprach.

Schon splitterte die Tür — „Nur nicht gefangen!“
Zum wehen Wimmern sank ihr irres Fleh'n
Noch einmal küßte er die fahlen Wangen,
Den bleichen Mund — und dann — es war geschehn!
Rings um ihn her des Feindes Kugeln sangen;
Er aber blieb, den Tod erwartend, stehn. — — —

Da plötzlich klingt ein ander Lied dazwischen;
Ein dumpfer Donner rollt den Berg hinab.
Ein Brausen und ein Knattern und ein Zischen:
Die Sprenggeschosse bohren Grab auf Grab
Im heißen Sand. Und in das Poltern mischen
Sich die Signale hell: Das Ganze — Trab!

Den Hang hinunter stieben weiße Reiter,
Die Säbel blitzen auf im Sonnenstrahl;
Durch Busch und Hecke geht es, weiter, weiter —
Wie die Lawine wälzt es sich ins Tal.
Laut heulend flieht die Schar der schwarzen Streiter.
Entsatz! Erlösung! winkt der blanke Stahl.

Verworren hört er, wie die Räuber büßen
In Schmerzgewinsel; sieht vom Berge dann
Die deutschen Farben stolz herübergrüßen:
Er war gerettet! War ein freier Mann!
— — — — — — — — — — —

Und sie, sein Weib, lag tot zu seinen Füßen
Und starrte ihn mit blinden Augen an.

St. Georg und Aja.
Farbige Holzskulptur von Josef Moest.

Wiener Bühnensterne.

Sie alle reizt das Theater, die kleinen dürftigen Mädchen, die früh dem herben Erwerb des Lebens nachgehen müssen, auf dünnen Schuhen die Schachteln austragen, in denen die kostbaren Federhüte sanft gebettet ruhen, die ‚Laufmädel', die einmal einen flüchtigen Blick in den glänzenden Schein des Schauspielerlebens getan haben oder die in der heißen Sonntagnacht von der Heldin träumen, die sie gestern vom höchsten Rang aus bewundert haben. Und die bessergestellten, die Bürgerskinder, läßt ein zur Arbeit mahnendes, zu Sparsamkeit zwingendes Wort der Eltern die Bühne und ihr Leben als die helleuchtende Perspektive erscheinen, das Ziel der Träume. Dort, meinen sie, in solchem Dasein fliehen die Stunden in seliger Hast. Der Tag bringt den Verkehr geistvoller Menschen, die Bewunderung verzückter Anbeter; wenn der Briefträger pocht, ist's um neuen Tribut der Verehrung zu bringen. Am Abend, wenn die Lichter glühen, dringt aus freier Brust der helle Ton der Kunst. So mag nach den Träumen jener, die nicht in die Nähe gesehen, nicht jenen eigenen Geruch gespürt haben, der aus Schminktopf, ölig gemalter Leinwand, steter Erregung sich mengt, das Dasein der Schauspielerin wahrhaftig als ein Elysium erscheinen, dem nachzustreben manches Opfer wert ist. Und gelingt es selbst der einen und der anderen nicht, so sind das die Schwachen, die am Wege bleiben; die Seligkeit jener, die groß werden, ist reich genug, um das Elend der furchtbar verkommenden aufzuwiegen. Man darf nicht lächeln. Es ist ja nicht nur Eitelkeit, Putzsucht, kindliche Unkenntnis des Lebens, Furcht vor Arbeit, der Drang ins Helle ruhmvoller Berühmtheit oder Bekanntheit, der aus allen Ständen die jungen Menschen weglockt. Tiefer wurzelt im Empfinden des Gemütes, und nicht nur des jugendlichen, jener Drang zur Bühne. Etwas von jenem Reize der griechischen Agora, des römischen Forums, auf dem im wachen, lebendigen Spiel der Kräfte einer den andern überzeugen, auf seine Seite bringen, ins Dasein eingreifen konnte — etwas von solcher Art haftet an unserer Bühne und spielt mit den Herzen oft der besten, am reichsten veranlagten Menschen. Die Nachtseite, wie sich die Spannung künstlerischer Leistung in einem nervösen, fast stets unbefriedigten Leben entlädt, wer sieht sie?! Wer weiß, wie schwer beim Theater jeder arbeitet, der etwas leistet, wie teuer er die guten Minuten bezahlt, wie er sein Leben bei aller Freiheit Tag für Tag den Bedürfnissen der Kunst unterordnen muß. Es ist kein leichtes Leben. Kein Müssiggängerdasein. Und dabei sprechen wir gar nicht von Existenzfragen, die gerade den Frauen das Theater recht bitter machen, haben noch kein Wort von jenen innerlichen Leiden der Komödianten gesprochen, die nie sie selbst sein dürfen. Der Kummer mancher Existenzfrage und eine nie endende Unruhe — das ist das Lebensbild von Schauspielerinnen, die man sich als Göttinnen des Glückes denkt. Und dabei hat sich die soziale Stellung der Frau beim Theater im Wandel der letzten dreißig Jahre ungemein geändert. Wo früher der Fluch des entsetzten Bürgers die entartete Tochter

Fräulein von Mildenburg als Isolde. K. K. Hofoper. (Nach einer Photographie von W. Höffert-B. Blum, Hofphotograph in Cöln a. Rh.

Fräulein Selma Kurz. K. K. Hofoper.
(Nach einer Photographie von C. Pietzner, Hofphotograph in Wien.)

zur Türe begleitete — noch in den neunziger Jahren legte Sudermann diesen Konflikt seinem Schauspiel „Heimat" zugrunde —, da ist heute der Weg zur Bühne meist schon ein recht bürgericher, führt durch Schulen, Prüfungen, bis dann die wirkliche Theaterexistenz kommt, mit ihren Unebenheiten sprunghafter Entwicklung, den Launenhaftigkeiten des Erfolgs und Mißerfolgs, mit der innerlich begründeten Nervosität des ganzen Milieus und mit der Sorge um die fortwährend schwankende Mode.

Soviel mußte gesagt werden, wenn der Vorhang wieder einmal aufgehen soll, hinter dem in allerlei bengalisch-magischer Beleuchtung die Gestalten von Frauen auftauchen, die, umglänzt vom Beifall einer theaterfreudigen Bevölkerung, vielen, vielen jene Summe von Lebensgütern zu besitzen scheinen, die auf anderen Erwerbswegen nur selten, für Frauen fast nie zu erreichen sind. Ach, es gibt für die Frauen beim Theater Sorgen, die keiner unten im Parkett ahnt. Der Purpurmantel der Königin kostet oft mehr Geld als die Monatsgage der geschätzten Künstlerin ausmacht, und der Weg, der zu einer geachteten Stellung im Bühnenleben führt, ist lang und oft kostspielig. Genie ist selten. Talent allein genügt nicht. Dem Publikum leuchten, wenn es die Zeitungsnotizen liest, die ja auch nicht alle wahr sind, die vielziffrigen Zahlen in die Augen. Drei-, vier-, sechstausend Mark bekommt eine weltberühmte Primadonna für einen Abend, für die drei Stunden, in denen ihre Kehle schöne Laute entstehen läßt. Wer aber fragt, wie viele Jahre allerhärtester Arbeit die Heranbildung solch einer Stimme von dem Augenblick an erfordert, wo irgendein Talenterkenner die Entwicklungsmöglichkeiten vorausgesagt hat? Wie viele haben die äußere und die innere Kraft, Jahr für Jahr für sich zu arbeiten, Skalen zu singen, den Kehlkopf zu formen, bevor sie auch nur einen Heller einnehmen — und die großen Gesangslehrerinnen und Gesangslehrer lassen sich ihre Erziehergabe teuer bezahlen! Und jene Tänzerin, deren Schritte zart und spitz in schönster Anmut den Boden streifen, die den Leib in rhythmischen Maßen zu biegen, ein Gefühl mimisch gerecht auszudrücken versteht — die war ein dürftiges Kind von zehn oder zwölf Jahren, als sie die Beine stundenlang zu heben, zu senken, gelenkig zu machen lernen mußte, und sie hat viele Jahre im Dunkel gestanden, bis aus der großen Zahl der Mitstrebenden gerade sie die Erwählte wurde. —

Frau Gutheil-Schoder als Gutrune in „Walküre". K. K. Hofoper. (Nach einer Aufnahme von Mertens, Mai & Cie. in Wien.)

Ein melancholischer Beginn für einen Aufsatz, der die beliebtesten Wiener Darstellerinnen dem Publikum vorstellen soll. Ein gerechter, wenn man das

Fräulein Lilli Berger von der K. K. Hofoper.
(Nach einer Photographie des Ateliers Hans Malart in Wien.)

Fräulein Zauner von der K. K. Hofoper.
(Nach einer Photographie von Eugen Schöfer in Wien.)

Bedürfnis hat, das Leben in freier Luft zu zeigen. Soll man gebildeten Menschen immer wieder vom „sinnebetörenden Luxus" unserer Bühnenkünstlerinnen erzählen, lohnt es nicht der Mühe, einmal das Licht mit dem Schatten zu zeigen? Man sieht ja nebenbei die hübschen Gesichter begabter oder dem Anmuts- und Schönheitsideal des Publikums unserer Zeit entsprechender Frauen, sieht sie im Kostüm, das aus dem Vorstadtkind Faustens Geliebte, aus der Tochter kleinster Bürger die Königin von Saba macht, sieht sie im Straßenkleid, das jeden Reiz geschickt hebt: denn immer noch wie zu den Zeiten der Clairon und der Guimard, der großen Komödiantin und der großen Tänzerin des XVIII. Jahrhunderts, immer noch ist die erfolgreiche Künstlerin vielfach auch das Vorbild der Eleganz. Die letzte Königin Frankreichs vor der Revolution berät mit der Guimard Fragen der Toilette, und Wiener Frauen, Wiener Mädchen suchen den Kopf so zu tragen, die Hand so zu geben, wie es die gerade modische Frau des Burgtheaters oder auch einer Vorstadtbühne tut.

Man darf nicht glauben, daß sich die Welt des Theaters und die Gesellschaft heute noch sehr scharf scheiden. Soweit es sich um wirklich begabte Künstlerinnen handelt und gar, soweit die beiden Hofbühnen — Burg und Oper — in Frage kommen, berühren sich die Kreise vielfach. Wo man die eleganten Frauen der Wiener guten Gesellschaft sieht, da trifft man auch die Künstlerinnen. An schönen Frühlings- und Herbsttagen auf dem Ring — denn in Wien geht man spazieren, „bummelt" man —, bei den Premieren der Theater, den Wagner- oder Mozartvorstellungen der Oper, die jetzt besonders en vogue sind, beim Derby, bei den Praterfahrten im allerersten Frühling, beim Konkordiaball, dem Wiener „Presseball", bei der Eröffnung irgendeiner sensationellen Kunstausstellung, in den Restaurationssälen unserer Hotels, dort trifft man sozusagen „alles". Die ein wenig leichtlebigeren Vertreterinnen der heiteren Muse, die jüngeren, die „feschen", mag man auch in den Kabaretts entdecken, die jetzt in Wien modisch werden, man sieht sie fleißiger im Fiaker, im „Unnumerierten" — dem eige-

Frau Charlotte Medelsky vom K. K. Burgtheater.
(Nach einer Photographie von Eugen Schöfer in Wien.)

nen Wagen, der keine Polizeinummer hat — fahren, und ihnen wird man eher im Josefstädter Theater und Orpheum als im „Tristan" begegnen. — Im großen und ganzen aber ist das Wiener Theater recht bürgerlich. Die Überzahl der Künstlerinnen bilden gerade bei uns in Wien verheiratete Frauen: sie haben Kinder, spielen am liebsten mit ihren Kleinen ohne Lampenlicht, und viele wohnen irgendwo draußen in einem Vororthäuschen; ihr Leben geht zwischen häuslicher Freude und Sorge und künstlerischer Arbeit und Erfolg dahin. Ein paar „wilde" Jahre hat die eine und die andere, manche treibt auch das Blut und das Geschick wieder aus ehelichen Bahnen — Philister sind Künstler nicht. Daß Wiener Schauspielerinnen aber große „Drahrerinnen" sind, Königinnen des Lebens, bacchantisch tolle Frauen — nein, das darf keiner glauben. Sie haben auch zu viel zu tun; denn bei uns in Wien — und wohl auch in Berlin — wird von der Schauspielerin so viel verlangt, daß sie froh ist, zwischen Probe und Vorstellung eine Stunde Ruhe zu finden, froh ist, im Sommer ins Salzkammergut oder nach Tirol gehen zu können und ein hübsches Kind oder zwei zu haben.

Frau Rosa Retty vom K. K. Burgtheater.
(Nach einer Photographie von Adolf Bernhard in Klosterneuburg.)

* * *

Sie wollen von den Frauen, die Sie hier im Bilde sehen, etwas wissen? Fangen wir fein säuberlich bei der Oper an und mit jener Frau, die wohl die stärkste und reichste künstlerische Persönlichkeit der Wiener Künstlerinnen ist. Sie sehen Fräulein v. Mildenburg in der Tracht und Geste der Isolde, und in dieser Vorstellung lebt sie auch im Gedächtnis der Wiener Kunstfreunde. Wenn die Mildenburg — es ist Wiener Auszeichnung, geradezu Etikette der Berühmtheit mit Liebe gemischt, das Frau oder Fräulein wegzulassen — die Isolde singt, dann muß man schon gute Protektionen haben, um einen Platz in der Oper zu bekommen. Dafür erlebt man auch einen der höchsten Genüsse. Da ist eine Frau, die die Isolde nicht nur singt. Sie lebt sie. Und kein Herz bleibt taub. Sie ist, um das Schlagwort zu gebrauchen, eine sehr moderne Künstlerin, in jeder Beziehung eigenartig; an den bildenden Künsten der Präraphaeliten hat sie Geste und Art geschult, und wenn sie nicht diese Wunderstimme hätte — so wäre sie gewiß eine zweite Wolter geworden. So sehr hat man das Gefühl einer tragischen, fast dämonischen Natur. Die Mildenburg ist Österreicherin, hat aber Jahre in Hamburg und Cöln gesungen, schon als ganz junges Mädchen die Kundry, und im letzten Jahre hat sie in London Triumphe gefeiert.

Ebenfalls an der Oper wirkt Fräulein Selma Kurz. Die Fachleute sagen, sie habe die schönste Stimme, die es jetzt auf der Welt gibt. Eine Wienerin, der es geglückt ist. Eine Hoffnung, die sich erfüllt hat, und heute natürlich eine europäische Berühmtheit, die nur den einen Kummer hat, daß kluge Verträge des Burgtheaters sie hindern, nach Amerika zu gehen, wo die Dollarsäcke warten und locken.

Digitized by Google

Frau Bleibtreu vom K. K. Burgtheater.
(Nach einer Photographie von Mertens, Mai & Cie., Hofphotographen in Wien.)

Unsere Oper ist reich — man darf sie vielleicht, auch ohne an die höchste Künstlerschaft zu denken, mit der Mahler sie leitet, und an die Pracht und Köstlichkeit der Kostüme, die Wiens beste Künstler schaffen, die erste der Welt nennen. Da ist noch Frau Gutheil-Schoder, die Carmen, beweglich, Schauspielerin bis ins letzte, nicht ein Singapparat, sondern ein Mensch, in dem das Blut feurig pulst. Und dann das Ballett — das berühmte Ballett. Fast spielt es in den Erzählungen, in der Vorstellung des Publikums eine größere Rolle als in der Wirklichkeit. Wenigstens jetzt, wo der Direktor Mahler keine besondere Neigung für die Fußspitzenkunst zu haben scheint. Wir haben unsere wohlgemessene Zahl von Solistinnen und Quadrillen, und an manchem Abend erfreuen sich die Habitués auch heut noch der schwierigsten Pas. Ein Foyer wie das der Pariser Oper haben wir allerdings nicht, das den Abonnenten offensteht und einen gesellschaftlichen Mittelpunkt bildet — das hindert aber nicht, daß manches schöne Kind vom Ballett seine beneidete Stellung in der „Kavaliergesellschaft" hat. Zwei schöne Mädchen mögen Ihnen unsere „Ballettmädln" andeuten: Fräulein Zauner und Fräulein Lilly Berger (es gibt eine nicht minder schöne Schwester). Und wenn Sie einmal in Wien sind, so gehen Sie vormittags manchmal so um die Oper herum spazieren und Sie werden sehen, wie allerliebst und zart die Ballettelevinnen sind, die da durch die Pforte künftigen Ruhmes schreiten. —

Die Burg. Wir sind ungerecht, müssen's sein. Nicht alle können genannt sein. Bejahrter Ruhm und allzu grüne Hoffnung gehen hier leer aus — die einen, bis der Historiker wieder von dem Glanz der Jugend spricht, die anderen, bis — nun, bis wir vom Theater ein andermal sprechen. Heute sieht man in unserer Revue vor allem das innige Gesicht der Frau Medelsky. Sehen Sie, wie zart und rührend diese Augen blicken, wie um dieses Gretchens Mund das sehnsüchtige Leid des liebenden Mädchens zuckt. Es sind jetzt Jahre, seit Charlotte Medelsky, ein Kind, das eben aus dem Konserva-

Frau Lotte Witt vom K. K. Burgtheater.
(Nach einer Photographie von C. Pietzner, Hofphotograph in Wien.)

Digitized by Google

torium kam, das Gretchen zum ersten Male spielte. Sie war eine Anfängerin — und bei ihrem Gebet spürten wir alle eine dumpf, aber in die letzten Tiefen hinein empfindende und schlichte Natur. Seitdem hat dieses Kind in manchem großen Erfolg das Talent betätigt und in manchem Feuer gestanden; oft scheint es, daß ihr ein Leiter — Max Burkhard hat sie entdeckt, Strakosch, der Rezitator und Talentfinder, unterrichtet — fehlt, aber sie hat noch immer einen rührenden, einfachen Ton und eine stille Weiblichkeit, wie sie selten auf der Bühne wirkt. Sie ist die Frau des Burgschauspielers Frank, ist Mutter . . . Frau Bleibtreu ist die große Heroine. Ein Talent von Umfang, schönen Mitteln, eine Künstlerin mit prachtvollem Fleiß, einer großen Klugheit, die wir von Jahr zu Jahr wachsen sehen. Gewiß, sie ist nicht die Wolter, aber sie hat die Macht, uns ganz ferne, heroische Frauennaturen empfinden zu lassen. Sehen Sie das Bild der Retty an: auch sie ist Frau, und sieht aus wie der Mutter — repräsentative Typus des ganz jungen Mädchens, das zwischen unklaren Freiheitsbedürfnissen und naiven Lebensvorstellungen ein stattliches Glück im Essen von Schlagsahne oder, um auf wienerischem Boden zu bleiben, Indianerkrapfen mit Schlagobers liebt. Die Retty ist hier in Wien berühmt geworden als Backfisch. Ihr etwas süßer, manchmal aber doch ironischer Ton hat der Bourgeoisie so gut gefallen, daß sie bald den Schritt ins Burgtheater machte, wo sie jetzt das Ideal der Komtessen ist. Sie kann sehr lieb weinen, wenn ‚er' untreu ist, hat jenes Lächeln, das auf der Bühne die Stelle des Sonnenglanzes vertritt, und gibt doch mehr als den landläufigen Lustspielbackfisch. Frau Lotte Witt ist nun schon Wienerin geworden, nachdem sie lange Zeit die Hamburger erfreut hat. Unter den Schauspielerinnen Wiens, die man kennt, ist sie jetzt wohl die weiblichste, am meisten „Frau". Sie und Frau Reinhold, die schon zu den alten Lieblingen der Burg gehört und nun aus den „Naiven" herausgewachsen ist und die koketten kleinen Salondamen mit etwas Intrige in neuem und altem Gewand spielt. —

Frau Hansi Niese.
(Nach einer Photographie des Ateliers Hans Makart in Wien.)

Frau Mizzi Günther in „Lustige Witwe".
(Nach einer Photographie von Ludwig Gutmann in Wien.)

Nun eine speziell Wiener Berühmtheit, Liebling des Publikums der Vorstadtbühnen, das schon behaglich zu jubeln anfängt, wenn die Stimme nur von weitem tönt, Hanswurst, der zu Tränen

Frau Mizzi Zwerenz in der Operette „Künstlerblut". (Nach einer Photographie von Ludwig Gutmann in Wien.)

rühren kann, — dabei in ihrem Kreise wirklich eine ganz große Künstlerin: das ist Hansi Niese. Man sieht sie im Bilde als „Deutschmeister", Soldat des Wiener Hausregiments. Aber auch in vielen anderen Typen zeigt sie das Bild, die zu vielen Tausenden verbreitete Ansichtskarte. Man sieht sie auf allen Wiener Bühnen, wo gerade ein Erfolg nottut, wo ein Volksstückdichter um diese urwüchsige, natürliche Person herum, die wirklich alle Register beherrscht, ein Theaterstück geschrieben hat, das ihr Gelegenheit gibt, zu lachen und urplötzlich wieder zu weinen, zu schimpfen und zu singen, ein Wurstl und manchmal sogar ein wirklicher, leidender und sich mühender Mensch aus der Volksschichte zu sein. Hansi Niese ist heute kein junges Kind mehr, das in die Welt stürmt. Sie hat Babies, denen sie gerne in Schönbrunn die Affen und das Elefantenjunge zeigt — sie ist eine aus der Reihe der Therese Krones, der Gallmeyer, eine jener Wiener Soubretten, die mehr sind, als die Lustigmacher der Volksstücke.

Frau Mizzi Günther ist gerade jetzt in Wien sehr berühmt. Sie ist immer lustig, ist auch ständig ‚verwitwet'. Abend für Abend gibt sie nämlich in der bekannten Operette die lustige Witwe, lacht, singt, tanzt und ist in den wenigen Jahren, die sie auf unseren Bühnen spielt, allgemeiner Liebling geworden. Frau Zwerenz kommt, glaube ich, vom Variété her; sie ist darum nicht minder beliebt. Das sind die Stars der Menschen, die abends keine hohe Kunst, sondern Zwerchfellmassage wollen. Frauen sind die Damen übrigens, wie man sieht, alle — im bürgerlichen Leben

Fräulein Käthe Krenn in „Florette und Patapon". (Nach einer Photographie von Ludwig Gutmann in Wien.)

Digitized by Google

Ehegattinnen, die nur auf den hellbeleuchteten Brettern die gewagtesten Sprünge machen. Gerda Walde ist Operettensoubrette, in Deutschland ja auch bekannt; Fräulein Hofteufel gehört zu den lebendigen, beweglichen Schauspielerinnen des Josefstädter Theaters, die dieser Bühne gerechterweise einen Erfolg nach dem anderen schaffen. Sie ist die engere

Fräulein Gerda Walde in „Prinz Bobb".
(Nach einer Photographie von Ludwig Gutmann in Wien.)

Kollegin von Fräulein Krenn, deren Bild hinter der Wirklichkeit an plastischer Kraft zurückbleibt. Eine jener Wiener Schauspielerinnen, denen man so gern glaubt, wenn sie in unzähligen französischen Schwänken von Männern auf der Straße, im Hause, überall verfolgt werden.

Ach, glauben Sie nicht, daß das eine vollständige Liste ist. Der Verfasser dieses Artikels ist so ungerecht gewesen wie jener, der die Abbildungen zusammengestellt hat. Wir haben noch große Künstlerinnen, liebenswürdige, schöne Frauen,

Fräulein Hofteufel als Dora in „Familie Schimek."
(Nach einer Photographie von Dr. H. Heid Nachf., Rudolf Jobst & Co. in Wien.)

fesche Mäderln. Und während diese Zeilen gedruckt werden, bis sie dem Leser zu Gesicht kommen, taucht sicher noch da und dort ein Stern auf. Es ist aber nicht möglich, von allen zu sprechen. Und es ist ein wahres Glück, daß ich diesen Artikel nicht mit meinem vollen Namen zeichnen muß: sonst bekäme ich einige grobe Briefe, denn — wer wüßte das nicht! — unsere Schauspielerinnen verfügen auch noch über andere Töne als über süße, bestrickende — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Ich zeichne daher vorsichtshalber einfach als

Schani

Jugend.

Hamburger Novelle von Ilse Frapan-Akunian.

(Schluß.)

Dinchen bedankte sich. Der Weg war kurz und langweilig. Vor Poppingas Haustür machte Frau Hetebrink kehrt und nahm ihren Sohn untern Arm. Von einem Gutenachtkuß keine Rede, keine Rede von dem zarten Liebesgeflüster unter dem blauen Mondhimmel, auf das sich beide während des Kartenspiels heimlich vertröstet hatten, — Dinchen ging schnell ins Haus. —

„Na, Erich, Du bist ja so still," sagte Frau Hetebrink auf dem Nachhauseweg. „Ich muß Dir sagen, Junge, die kleine Deern ist wirklich nett; so still und bescheiden, noch ganz Kind. Die hab' ich mir ganz anders vorgestellt. Nicht zehn Worte hat sie gesagt, die laß man öfter kommen, die mag ich gern leiden. Bloß zu still ist sie, und daß sie nicht mal Skat kann, hat mich gewundert. Am Ende sind die Alten auch nicht so schlimm, wie sie gemacht werden."

„Daß Dinchen meine Braut ist, hast Du ganz ignoriert, Mama," erwiderte Erich kleinlaut.

„Ach, Junge, das ist ja alles Görenkram, das hab' ich heute gesehen. Du bist nu zufällig der erste, den sie kennen gelernt hat, aber daß sie Dich mag, mein Junge, davon hab' ich nicht das geringste gemerkt. Bei Dir übrigens auch nicht. Ich wollte Euch schon vorschlagen, ‚Zwei Gänse im Haferstroh' zu spielen," lachte Frau Hetebrink und gab ihrem Sohn einen freundschaftlichen Puff. „Die jungen Leute von heutzutage — da ist kein Leben drin," philosophierte sie weiter. „Wenn ich denk', wie das zu meiner Zeit war, ach Du lieber Gott! — Wenn sie nächsten Sonntag kommt, will ich ihr zeigen, wie man auf Maschen stopft, das arme Gör kann rein gar nichts."

Hier lachte Erich kurz auf, es klang sehr unwirsch. Aber Frau Hetebrink nahm es für Beifall.

„Also von meiner Seite," schloß sie feierlich, „wirst Du hoffentlich zufrieden sein. Kommt Zeit, kommt Rat. Aber das sag' ich Dir: solche Mädchen, wie diese kleine dumme Dine kannst Du zu Dutzenden kriegen! Darum brauchst Du Dich nicht mit Deiner Mutter zu entzweien," sie legte die Hand auf seinen Arm, „man hat doch nur eine Mutter, Erich."

„Gute Nacht, Mama, schlaf wohl," sagte er rauh und drückte ihr flüchtig die Hand. Er konnte lange nicht einschlafen. Aber als er sich endlich zum Schlafen bereit machte, hatte er seinen Entschluß gefaßt. Er wollte gleich morgen zu Onkel Aloys gehen. Onkel Aloys mußte helfen! Wenn er nur erst Dinchens ganz sicher gewesen wäre! — —

Vom Kontor aus schrieb er gleich morgens folgende zwei Briefe. Der an Dinchen lautete:

Meine liebe Braut!

Hoffentlich hast Du Dich gestern bei uns nicht gar zu sehr gelangweilt. Mama hat Dich sehr liebgewonnen, sie möchte Dich am liebsten ganz für sich allein haben. Liebe Dine, ich habe große Sehnsucht nach einem freundlichen Wort von Dir. Du bist gestern so einsilbig gewesen, es hat Dir gewiß nicht gefallen. Es ist nicht das frische Geistesleben wie bei Euch im Hause, mein lieber Vater ist leider zu früh gestorben, und Mama hat nur häusliche Interessen. Darum habe auch ich mich bei Euch so wohl gefühlt, und wenn ich an unser künftiges Haus denke, schwebt mir dabei immer die Familie Poppinga vor. Liebes Dinchen, hilf mir all die schönen Pläne verwirklichen, die ich habe! Wir wollen ein echt deutsches Bürgerhaus errichten im schönsten Sinne des Worts, Du als meine Frau wirst unser künftiges Heim mit allen Künsten schmücken! Ich habe einen Plan vor, von dem sehr viel abhängt für unsere Zukunft. Sollte er

glücken, so werde ich Dich und Deine Eltern bitten, unsere Verlobung öffentlich anzuzeigen, denn der jetzige Zustand hat viel Unangenehmes, nicht wahr? Wie denkst Du darüber?

Dein treuer Erich.

Der Brief an Onkel Aloys war ganz kurz. Erich schrieb:

Lieber Onkel Aloys!

Hierdurch bitte ich Dich, mir freundlich mitzuteilen, ob ich Dich morgen, gleich nach der Börse, auf eine halbe Stunde sprechen kann und wo. Vielleicht würde es Dir passen, wenn ich zwischen drei und halb vier Uhr ins Börsencafé käme? Es handelt sich um eine Sache von größter Wichtigkeit für mich, lieber Onkel, doch möchte ich Dich schon jetzt bitten, nichts darüber verlauten zu lassen, auch nicht gegen Mama. Deiner zustimmenden Antwort mit großer Spannung entgegensehend, grüßt Dich, lieber Onkel Aloys,

Dein getreuer Neffe
Erich Hetebrink.

Dinchens Antwort traf auch diesmal so früh ein, wie sie erwartet werden konnte. Durch das große Fenster neben Erichs Pult im Kontor schimmerten rosenhelle Wolken, ein im Hamburger Dezember ungewohnter Anblick, und der Veilchenduft des Papiers hüllte den Glücklichen in eine Frühlingswolke, während er mit Herzklopfen las, was die lieben Finger seines Mädchens geschrieben. Da stand:

Lieber Eri!

O nun ist alles gut! Nun muß sich alles, alles wenden! Entschuldige, lieber Eri, daß ich so stumpfsinnig gewesen bin, Sonntag, bei Euch; ich konnte mich nicht so schnell zurechtfinden, und ich dachte auch, Deine Mama hätte etwas gegen mich. Aber Du schreibst mir, Deine Mama habe mich doch leiden mögen, und das tröstet mich. Auf Deinen Plan bin ich sehr neugierig, lieber Eri! Aber Deinen Vorschlag, unsere Verlobung öffentlich anzuzeigen, mag ich nicht so gern. Ach, lieber Eri, ich möchte im Gegenteil, daß es niemand, niemand wüßte, außer Poppy und Mams. Zum Beispiel Deiner Mama sage es bitte, bitte nicht! Ich fühle, wenn Deine Mama weiß, daß ich Deine Braut bin, dann mag sie mich nicht mehr. Wir wollen uns gut bleiben, nicht, Eri? Aber nicht immer an die Zukunft denken, bitte, bitte. Was wünschst Du Dir zu Weihnachten, groß Erikus?

Ach, es war so schön, als es noch niemand wußte, selbst Poppy und Mams nicht. Kann es nie, nie wieder so werden? Ich habe Dich ja so lieb, Eri. Nur vor dem Heiraten habe ich eine gräßliche Angst, und jetzt, die letzten Tage, erst recht. Ich weiß nicht warum!

Deine halb weinende, halb lachende
Dine.

Die zwei Lehrlinge an dem Nachbarpult grinsten vor Vergnügen, als sie bemerkten, daß Erich diesen Brief dreimal nacheinander las und ihn dann mit einer zärtlichen Handbewegung in seine Brieftasche legte.

Und doch war Erich über manches in dem Briefe tief betroffen: Dinchens untrügliches Gefühl seiner Mutter gegenüber quälte ihn sehr. Und vor dem Heiraten hat sie eine gräßliche Angst, nicht mal öffentlich Verlobtsein gefällt ihr. Gerade als sich Erich darüber ärgern wollte, empfand er wie durch Hexerei genau dasselbe. Ja! Ja! Ja! Er hatte sich und ihr die Freude verdorben durch seine verfrühte Mitteilung an die Mutter. Und nun stand er im Begriff, noch einen Menschen einzuweihen, den dicken, jovialen, eß- und trinklustigen Junggesellen Onkel Aloys. Noch war es Zeit, es zu unterlassen, obgleich Onkel Aloys äußerst zuvorkommend ihn ins Börsencafé bestellt hatte.

Aber wenn Erich nicht geht, oder vielmehr, wenn er sein Anliegen verschweigt, was dann? Dann kommt vielleicht ein andrer, der Dinchen besser gefällt als er, der arme Kontorist, der sich erst eine Lebensstellung machen soll.

Das Blut stieg ihm zu Kopf bei dem Gedanken. Kämpfen, ringen um den Besitz des lieben Mädchens — das war seine Pflicht, die sentimentalen Grillen paßten nicht in das praktische Leben.

Kaum war die Börse aus, so stürmte Erich mit langen Schritten über den Platz zu Onkel Aloys hinüber.

Mit der Serviette unter dem roten

Doppelkinn und weit abstehenden Ellbogen saß Onkel Aloys vor einer Platte mit Natives und schlürfte mit hörbarem Behagen das helle Ale, das er morgens am liebsten trank. Er streckte dem Neffen, der sich durch das Gedränge der frühstückenden Börsianer mit beklommenem Lächeln zu ihm hinarbeitete, den kurzen, dicken Zeigefinger der linken Hand entgegen, und Erich drückte dieses Endchen Onkel mit Bereitwilligkeit und einem tiefen Kopfneigen zwischen seinen kalten Fingern. Ihn fror am ganzen Körper, die Ohren aber standen schwer und brennend heiß vom Kopfe ab, und die Bier- und Weindünste zusammen mit dem dichten Zigarrenrauch umnebelten seine Augen. Unaufhörlich rollten die Billardbälle in den anstoßenden Sälen, und das Scharren der Kommenden und Gehenden, das Aufzischen der Flaschen, die Stöße des Geschirrs und der Gläser beim Aufsetzen auf die Tische verbanden sich zu einem gleichförmigen Wirrwarr von Tönen.

Mit zusammengezogener Stirn setzte sich Erich dem Onkel gegenüber.

„Na, Jung, wo geiht?“ sagte Onkel Aloys, der gern plattdeutsch sprach. „Was macht Mutter, und was willst Du essen?“

Erich bat sich „ein Butterbrot warm“ aus, und als der Kellner das mit einer dampfenden Scheibe Roastbeef bedeckte Rundstück in Bratensauce gebracht hatte, war er mit dem Bericht über Mutter und Tante bereits fertig und druckste an dem Anfang seiner Rede herum, die er Onkel Aloys zu halten gedachte. Er warf hilfesuchende Blicke nach den riesigen, mit gelben, schweren Vorhängen bedeckten Fenstern, er sah all die schmatzenden Münder, die hastigen Eßbewegungen, das schnelle Niedersetzen und Wiederaufstehen — es war eine sonderbare Kulisse für eine der wichtigsten Szenen seines Daseins.

„Lieber Onkel Aloys,“ begann er mit gewaltsamem Entschlusse, „ich bin Dir die Erklärung schuldig, weshalb ich Dich gerne sprechen wollte. Willst Du mich zwei Minuten anhören?“

„Alles will ich, bloß kein Geld geben,“ sagte der Kaufmann mit verblüffender Gemütsruhe, ohne die Stimme zu dämpfen.

Erich lachte krampfhaft auf. Es wurde ihm schwindelig, die blauen Tabakswolken fingen an zu tanzen. „Du kommst mir zuvor, Onkel, aber Du weißt noch nicht, um was es sich handelt. Bis jetzt hab' ich Deine Hilfe nie in Anspruch genommen.“

Onkel Aloys kaute etwas langsamer. „Nee, das hat Dein Bruder besorgt; aber ich hab' über die fünfzehntausend, die in Deines Vaters Konto stehn, hab' ich 'n Strich über gemacht, das war für Dich.“ Sein Finger zielte auf Erichs Brust. Der Stoß traf. Erich wußte nur zu gut von den Schulden, die sein Vater hinterlassen. Die Grausamkeit, jetzt ihrer zu gedenken, war ungeheuerlich. In Erichs Augen kam ein Sprühen.

„Ich bin heut kaum dreiundzwanzig, und es wird Dir bekannt sein, daß ich seit Vaters Tode für meine Mutter sorge,“ sagte er lebhaft.

„Ist Deine verdammte Pflicht und Schuldigkeit, mein Junge,“ nickte der Onkel.

Auch Erich nickte, bereitwillig und treuherzig. „Gewiß, Onkel. Und ich werde ja auch weiter kommen und mich heraufarbeiten, und Du sollst einmal alles zurückhaben, alles, ohne Abzug und mit Zinsen, vier Prozent, das soll nicht auf Papas Andenken sitzen bleiben, nur —“

„Herregott, Junge,“ lachte der Onkel, „wat de for groote Rosinen in Sack hett, na und nu?“

Erich konnte nicht fertig essen, ihm quoll der Bissen im Munde, und er wollte doch ein zuversichtliches Lächeln auf sein Gesicht zwingen. „Und nu leih mir noch fünfzehntausend dazu, dann fang' ich selber was an,“ sagte er mit Angstschweiß auf der Stirn.

Onkel Aloys prustete auf beleidigende Weise. „Büst woll nich klook, Erich, minst woll, ick har' dat so dick, Du? Selbständig sein ohne Vermögen — is nich! Wenn Du nichts hast zum Anfangen als geliehen Geld — wat helpt Di dat? Und ich sag' Dir: heutzutage ist eine anständig bezahlte Stellung viel besser als 'ne hungrige Selbständigkeit. Den Gedanken laß man fahren, — ick rat' Di good, — wenn man Dich so ansieht, Jung, denn sollt man Dir so'n Frechheit überhaupt gar nich zutrauen,“ sagte der Onkel mit

einem Schmunzeln, das nicht ohne Wohlgefallen war. „Wie kommst Du überhaupt auf solchen Einfall? Sitzt ja gut und trocken im Bankgeschäft."

„Ich habe mich verlobt," Erichs Augen glänzten auf, „das ist es."

Der Onkel tat, als wolle er von dem hübschen Ledersofa unter den Tisch rutschen. Plötzlich aber besann er sich, und sein Gesicht ward verschmitzt und heiter. „Na, ja, wenn Du ein Vermögen mit Mädchen, wollt' ich sagen — hahahaha! na Du weißt woll — umgekehrt natürlich — gefunden hast — denn — denn liegt die Sache anders! Wieviel kriegt sie mit?" Er kniff ein Auge zu und rieb sich den Magen. —

„Ein paar Tausend, die Leute sind noch ziemlich jung," berichtete Erich, atemlos vor Hoffnung. Aber Onkel Aloys schüttelte den runden Kopf. „Das's zu wenig. Ist der Alte wenigstens gut ab?"

„O ja! Sie haben ein eignes Grundstück, leben sehr hübsch im eignen Haus und Garten."

„Sooo!! Soooo! Wo denn das?"

„In Harburg."

„In Haaarburg?" Onkel Aloys tat, als ob so ferne Gegenden nur Verachtung herausfordern könnten. „Ach Du liebe Zeit! Wie heißt denn die Firma?"

„Poppinga heißen sie."

„Kommt er an die Börse?" fragte Onkel Aloys mit harmloser Neugier.

Vor Erichs Augen stand plötzlich Poppy Poppinga als Börsenbesucher, und ein halb belustigtes, halb bedauerndes Lächeln überflog sein aufgeregtes Gesicht. Ja, wenn es so gewesen wäre! Der Schwiegervater Kaufmann, Großkaufmann wohl gar! Dann hätte der Weg nicht so halbdunkel vor ihm gelegen, daß man nie wußte, wohin man tappte!

„Neeein?" fragte Onkel Aloys mit vergrößerten, abermals zur Verachtung bereiten Augen.

„Er lebt so — — als Privatmann, ohne Geschäft," stotterte Erich.

„Huiüt!" flötete der Onkel. „Ja, Donner noch mal, denn muß er aber sehr gut ab sein. Und denn nur'n paar Tausend? Jung, das ist nur'n Kniff von Dir! Gratulier' Dir, mein Junge! Wenn Dir Deine Frau was Ordentliches mitbringt, denn werd' ich auch nicht vergessen, daß Du mein Neffe bist, denn kannst auf mich rechnen."

Erich schüttelte ihm mit fieberhafter Dankbarkeit die Hand.

„Was hast Du denn für Absichten?" sagte der Onkel interessiert.

Und während sie zusammen hinausgingen, mitten im Straßengewühl und Lärm offenbarte Erich dem Onkel seinen Plan, einen wohlhabenden Sozius zu suchen und in das Geschäft seine eigne, junge Arbeitskraft und wenigstens ein kleines Kapital mitzubringen. „Und wenn es sehr gut geht, Onkel, wer weiß, dann trittst Du vielleicht als stiller Kompagnon auch noch mit ein!" schwatzte er erregt, und er ging mit festen, entschlossenen Schritten an des Onkels Seite.

Und Onkel Aloys prustete nicht mehr; er sah den Neffen von der Seite an und fand, daß der sich merkwürdig herausgemacht habe, und daß die Sache gar nicht so dumm klinge. „Was für'n Geschäft willst Du denn etablieren?" fragte er, halb hypnotisiert durch diese junge Energie, die sich da plötzlich vor ihm entfaltete. Und Erich erklärte, daß er sich in alles hineinfinden, hineinarbeiten werde, und daß er es vorziehe, in ein schon bestehendes Haus einzutreten. Und er redete von Weltmarkt und Konstellationen und weiten Überblicken, und wie es vor allem dieser große Horizont sei, der den rechten Kaufmann ausmache. „Was hilft es uns, daß unsere Schiffe in die Ferne segeln," sagte er feurig, „wenn unsere Gedanken an der Scholle kleben? Neue Mittel und Wege finden gilt es! Neue Gebiete erschließen! Neue Bedürfnisse schaffen sogar! Aber davon verstehen ja die meisten kleinen Krauter gar nichts. Natürlich, es kommt auf das Kapital an, das ist nicht zu bestreiten, aber laß mich nur in den Besitz eines mäßigen Kredits kommen, und Du sollst sehen, was sich mit guten politischen Kenntnissen alles machen läßt!"

„Jäjäjäjä! Mein Junge! Die Politik — die ist heutzutage die Hauptsache!" lobte Onkel Aloys. „Bloß hinter zu kommen ist da nicht!"

„Aufpassen muß man, Onkel, kombinieren, berechnen und wagen!"

Der dicke Onkel ergriff plötzlich den Neffen am Arm und zog ihn durch den seinigen. „Na, es hat mich gefreut," sagte er vorsichtig, „daß Du strebsam bist und weiter willst. Wir sprechen noch über das weitere. Komm morgen abend — oder wollen wir sagen — übermorgen abend — in meine Wohnung, mein Sohn; die Altsche, die schick' ich denn weg, die kann zu ihrer Tochter gehn, — daß wir ganz ungestört sind. Na, adieu, Erich, es hat mich gefreut," wiederholte er abschiednehmend. „Mir geht was durch den Kopf, bloß 'n Einfall, und auf solche Einfälle geb' ich nichts. Übermorgen abend, auf 'n Mundvoll Abendbrot kannst Du rechnen. Adjüs." — —

Erich verbrachte zwei Tage in ruheloser Verwirrung. Von himmelfliegender Hoffnung zu äußerster Verzweiflung taumelte er auf und ab; er konnte nicht essen, nicht schlafen, er konnte kaum ein Wort mit seiner Mutter sprechen, die ihn deshalb sehr unliebenswürdig fand und ihm Vorhaltungen machte, die er kaum hörte. Er konnte nicht einmal sein Mädchen sehen und selbst nicht an sie schreiben. Äußerlich ruhig und kalt, mit der Sorgenstirn und den brennenden Augen verlebte er so die ersten Tage des erwachenden Ehrgeizes.

Als er aber „übermorgen" nach Mitternacht des Onkels Haus verließ, da hatte er ein neues Paar Augen bekommen, Augen, mit denen er Entfernungen abmaß wie Katzensprünge, und dazu ging er mit einem neuen, klingenden, Echo aufweckenden Schritt. Die stilleren Straßen waren ihm ein Tummelplatz stolzer Gedanken, in dem nächtlichen Gewühl der großen Verkehrsadern aber fand er sich heut zu Hause wie nie vorher, er, auch einer von denen, die solche Werke der Energie aufrichten und in Bewegung erhalten und überall dabei sind, wo sich Handel und Wandel regt und bewegt.

Und doch war er noch so jung, daß es ihn Mühe kostete, es nicht laut in das lärmende Getriebe hinauszuschreien, daß ihn Onkel Aloys — der unzugängliche reiche Onkel Aloys — als Teilhaber in seine Firma aufnehmen wollte, ihn, den kaum Dreiundzwanzigjährigen, und daß seine Zukunft nun aus aller drückenden Kleinlichkeit herausgehoben sei.

‚Zu Ruhm und Ehre meiner Vaterstadt,' wiederholte er sich innerlich, und er sah sich selbst mit dem großen Mantel, der Halskrause und goldenen Kette des alten Bürgermeisters, der es ihm angetan, ‚ein königlicher Kaufmann', und ein fast andächtiges Empfinden überrann seine hageren jungen Glieder mit kalten Schauern.

Da Weihnachtsabend vor der Tür war, so beschloß Erich, seine große Nachricht bis dahin aufzusparen; sollte doch sein Eintritt in die Firma des Onkels erst Anfang März erfolgen. In den Monaten Januar und Februar stand die Abschließung der Bilanz bevor in dem großen Geschäfte, wo er bis jetzt noch angestellt war, und der Treue und Zuverlässigkeit seines Wesens war es durchaus Bedürfnis, diese wichtige Zeit noch dort mitzumachen. Einzig seinem bisherigen Chef meldete er, zugleich mit seiner Kündigung, den Glückszufall, der ihn betroffen, und man nahm es ihm im Privatkontor hoch auf, daß er aus „Geschäftsinteresse" noch zwei Monate bleiben und die anstrengendste Zeit mitmachen wollte.

Weihnachtsabend kam heran, ein feuchtgrauer Tag mit leichtem Schlackerschnee und heulendem Westwind. Erich hatte seine Mutter gebeten, den Abend mit bei Poppingas zu verbringen, was ihr auch ganz genehm war, da Hetebrinks seit alters her ihre Bescherung am ersten Weihnachtstage hatten, und Tante Metas Befinden zu keinen Befürchtungen Anlaß gab. Daß es ein schöner, unvergeßbarer Abend werden sollte, das hatte der junge Mann im stillen fest beschlossen, und selbst der wenig beobachtenden Mutter fiel sein freudig unruhiges Wesen auf.

„Liebe Mama," sagte er nach dem Mittagessen, „Poppingas erwarten Dich zwischen fünf und sechs zum Kaffee. Ich komme später, da ich wieder ins Geschäft muß. Wir denken die Bescherung um halb acht frühestens zu machen. Was willst Du anziehen?"

Frau Hetebrink musterte ihren Sohn halb lachend, halb verwundert. „Herrijes, Junge, was hast Du denn vor? Was

ist denn da groß heut abend, daß Du sogar nachfragst, was für'n Rock ich anziehe? Für die Leute tut mein Pensékleid noch genug Dienste!"

„Ich möchte Dich bitten, Dein Schwarzseidnes anzuziehn, Mama, und den Spitzenkragen von Tante Meta, der steht Dir so gut," sagte Erich liebenswürdig.

Die Mutter errötete vor Vergnügen, aber ihr Erstaunen wuchs. „Sieh, das is ja nett, daß Du siehst, was Deiner Mutter steht! Aber wenn ich da doch man nich zu elegant aufsteigen komme?" Sie zögerte.

„Nein, nein, Mama, Weihnachten ist das höchste Fest! Bedenke doch! Und es sind noch andre Besuche da. Wir wollen recht vergnügt sein!"

Frau Hetebrink geriet in Bewegung. „Achhott, Jung, wenn Du doch immer so nett sein wolltest!"

Einen Augenblick hielten sich Mutter und Sohn in den Armen, und ihre Herzen klopften aneinander.

„Du kannst mir nicht Lieberes sagen, Mama!" sagte Erich, und fast kam ihm sein großes Geheimnis auf die Zunge.

Aber er bezwang die vertrauliche Regung und küßte die Mutter rasch zum Abschied. „Ich habe natürlich einige Kleinigkeiten für Poppingas," setzte er flüchtig hinzu, „Deine Geschenke, Mama, kriegst Du morgen, wie gewöhnlich; es ist Dir doch lieber so?"

Während Frau Hetebrink sich noch über ihren Erich wunderte, war er schon hinaus und rannte wenige Sekunden später an ihrem Fenster vorbei; sie bog sich vor und nickte ihm zu. Wie hübsch er wurde, und wie männlich er aussah! Ein Gefühl, daß vielleicht doch nicht mehr alles Kinderei sei, was der Sohn tat, flog ihr durch den Kopf.

‚Gott — na — wenn er man glücklich ist!' seufzte sie, und ihre Gedanken wanderten zu dem andern, dem Leichtsinnigen, Sorglosen, der immer glücklich war und dem sie die Hälfte ihres Geldgeschenks — Erich schenkte ihr immer Geld zu Weihnachten — abgeben wollte. Mit dem Tauhandel im Hafen ist er schon wieder fertig. ‚Ach nee! nee! das erleb' ich nicht!' sagte sie vor sich hin und dachte an die Versöhnung ihrer beiden Kinder. Ein altes Weihnachtsfest kam ihr in den Sinn, Erich auf ihrem Arm, als zweijähriger Knabe im gestickten Kittelchen, wie er nach dem Stern auf der Spitze des Tannenbaums greift, während der hübsche, lustige Robert vom Stuhl auf den Tisch klettert, um den Stern für den kleinen Bruder zu pflücken.

‚Er holte wohl heut' noch die Sterne für ihn vom Himmel,' sagte sie zu sich, ‚aber Erich kann ihm das nicht vergeben. Wo er wohl heute den Abend zubringt?'

Sie hauchte auf ihr Taschentuch, das sie warm an die Augen drückte. Erich hatte gesagt, sie sollte heut abend recht nett aussehen, und nun saß sie hier, ein paar Stunden vor dem Besuch, und machte sich die Augen rot um den Leichtfuß, den Schlingel, den „gesunkenen, gewissenlosen Menschen", wie der strenge Erich ihn nannte, um den blind geliebten Erstgeborenen, der ihr nur Sorge und Kummer gemacht und nach dem sie sich trotzdem sehnte in allen guten und bösen Stunden mit dem rätselhaften Eigensinn des Mutterherzens. ‚Wenn Erich wollte! Wenn Erich ihn an sich hielte, wie es einem Bruder zukommt!' Und der um sechs Jahre jüngere Erich kam ihr wie des armen Roberts natürlicher Halt vor, der aus unbegreiflicher Härte versagte. —

Bei Poppingas war bis auf die Straße hinaus Weihnachten: zwei große, kerzenbesteckte Tannenbäume standen zu beiden Seiten der Haustür, und drinnen war in jedem Zimmer helles Licht, denn jeder hatte noch mit Vorbereitungen zu tun. Es war sogar gegründete Befürchtung vorhanden, daß man nicht ganz fertig werden würde, — man wurde ja bei Poppingas niemals fertig, — aber die Zurüstungen wurden mit jubelndem Enthusiasmus betrieben. Die Bescherung sollte in Poppys Zimmer stattfinden, und Mams hatte die Tür zugeschlossen und schmückte mit Poppy zusammen den Tannenbaum. Doch wurde von seiner Seite mehr gespielt und gesungen als geschmückt, denn die Weihnachtskomposition, die er verfaßt hatte, war zwar fertig, aber nicht vollkommen eingeübt, wie er sagte. In den übrigen Zimmern verkleidete man sich, denn jeder

hatte irgendeine Aufführung vor, die äußerst geheimnisvoll verschwiegen und gleichzeitig durch die verschlossenen Türen hinaustrompetet wurde.

Dinchen nähte noch an ihren silbernen Flügeln, ihre beiden Freundinen, Bella und Susanne, saßen auf dem Bettrand in Dinchens Zimmer und bewunderten Erichs verschiedene, von Poppy angefertigte Bildnisse in Photographie, Aquarell und Bleistift, die einen großen Wandfächer füllten. Bei den Jungen war ein Heidenlärm, obgleich nur ein Schulkamerad, der mitwirken mußte, dort zu Besuch war, und Selma in der Küche rieb Meerrettich und rezitierte dabei Hektor und Andromache; natürlich mußte auch sie etwas deklamieren, und sie hatte das Abschiedsgedicht sehr passend gefunden, denn Frau Poppingas Mutter, die liebe, alte, freundliche Frau Birch, wollte nach Neujahr nach San Francisco verreisen.

In der Wohnstube, bei Kaffee und Braunkuchen, saß auf dem Sofa in stummer Verwunderung und Einsamkeit Frau Hetebrink in dem schwarzseidnen Kleid und dem Spitzenkragen und sah sehr jugendlich und einigermaßen hilflos aus, denn hier konnte und konnte sie sich nicht zurechtfinden! Nicht nur, daß man sie nun schon seit einer Viertelstunde allein sitzen ließ — nach hundertundfünfzig Entschuldigungen, es ist wahr! — nein, sie mußte sich auch gegen Helene verteidigen, die sie nicht kannte und folglich hier nicht dulden wollte, sondern mit herausforderndem Flügelwippen vor ihr stand und kräftig an zu krähen fing, sobald sie die Hand nach einem Stück Kuchen ausstreckte. Dreimal war Frau Hetebrink schon mit einem Aufschrei zusammengefahren und wartete nun sehnlichst auf Dinchen, die sie befreien sollte, oder auf Erich, denn die Zeit ward ihr lang, und überall hörte sie Lachen und Schreien. „Aasiges Vieh!" sagte sie und stieß mit dem Teelöffel nach dem Hahn. „Aasiges Vieh! Achhott, achhott, wenn ich man bloß wüßte, wie ich Dich loswerden sollte!"

Endlich kamen zwei Retter in Gestalt von zwei Lehrern herein, die gleichfalls eingeladen waren und nun ein joviales Gespräch mit Helene begannen. Herr Hahnisch, der Turnlehrer, lockte den Hahn mit listigem Schmeicheln in die Küche, während der kleine Tanzlehrer Gaurin wie eine Henne gackerte und sogar Mama Hetebrink zum Lachen brachte.

„Ach ja, das ist ja ganz nett so weit, aber man muß das gewöhnt sein!" sagte sie und fächelte sich mit dem Taschentuch — die Anwesenheit der beiden liebenswürdigen Herren, die als Intime des Hauses zierlich die Honneurs machten, wirkte schnell belebend und ermutigend.

Wieder kam ein Gast: es war Tante Anna, eine sehr große, hagere, weißhaarige und rotbäckige Dame, die mehrere Bände ungedruckter Gedichte geschrieben hatte und gegen achtzig Jahre alt war. Unglücklicherweise brachte sie aber Helene wieder mit herein, denn „der Vogel der Wachsamkeit", wie sie ihn fortwährend nannte, war ihr Geschenk an die Poppingas! „Ich — ich habe ihn vor dem Bouillontopf gerettet," sagte sie mit leise zitterndem Häuptchen, „er sollte mit Reis gekocht werden, denken Sie sich, Frau Hetebrink! Solch ein süßes Tier! Herr Hahnisch, haben Sie doch die Gewogenheit und geben Sie mir meinen Haubenkorb herein, es ist eine Überraschung darin, Sie können sich wohl denken, was es ist! Ich will's mal vorlesen, da niemand von der Familie im Zimmer ist. Es ist nämlich zu einer Teebüchse." Sie deklamierte wichtig:

Trinkt Tee! Trinkt schwarz und grünen Tee!
Es sei euch unbenommen!
Soviel ihr braucht, wird über See
Gewiß noch immer kommen!
Trinkt Tee! Trinkt schwarz und grünen Tee —

Mit einem Aufkreischen unterbrach sich die alte Dame, mit bebenden Händen klappte sie den Haubenkorb zu — Mama Poppinga war ins Zimmer getreten, sie führte ihre Mutter, Frau Birch, herein und erzählte sogleich mit perlenden Augen, daß die teure, alte Dame noch San Franzisko wolle. „Mutter will auch mal die Welt sehn," lachte sie zwischen den Tränen, „bitte, Mutter, nimm bei Frau Hetebrink Platz, — Du weißt, die Mama von unserm lieben Erich. Erich wird auch gleich kommen, und dann können wir anfangen. Ich muß nur eben noch nach Poppy sehn. Der Baum wird extra!

Digitized by Google

Superbissimo!“ rief sie noch zur Tür herein.

„Eine herrliche Frau!“ sagte Herr Hahnisch, sich den grauen Schnurrbart sträubend. „Aha! die Stimme unseres Herrn Bräutigams! Männlich sonore Stimme, Frau Hetebrink! Bald wird die Glocke ertönen. Auf den Bräutigam hat alles gewartet.“

Plötzlich flatterte Dinchen herein, ganz weiß gekleidet, einen Efeukranz im offenen, lockigen Haar und an der Brust einen Strauß aus Veilchen und Maiglocken, den ihr Erich als erste Weihnachtsgabe gebracht hatte. Ihre Backen glühten, und ihr liebliches Gesichtchen mit der ernsthaften Nase und den schwärmerischen Augen war ganz verklärt. Der kleine Tanzlehrer verbeugte sich entzückt, als sie sich an ihm vorbei zu Frau Hetebrink hindrückte und ihr einige Veilchen und Maiblumen ansteckte. „Gleich! gleich!“ rief sie. „Poppy wird heut nicht klingeln. Wenn er das Weihnachtslied zu spielen anfängt, sollen wir alle hinübergehn, bittet Poppy. Die Lichter werden erst angezündet, wenn die Musik in den Choral übergeht. Bitte, Herr Hahnisch!“

Sie warf dem kleinen Franzosen ein paar silbrige Lamettafäden über den Kopf und hüpfte an der Hand von Herrn Hahnisch hinaus. „Na, die is aus der Tüt!“ sagte Frau Hetebrink. Sie hatte vor Staunen über die Verwandlung des so außerordentlich stillen Dinchens, das sie bei sich gesehen, ihren Braunkuchen unter den Tisch fallen lassen. Aber niemand antwortete ihr, denn nun kamen Bella und Susanne, die eine in Lachsrosa, die andere in Wasserblau ins Zimmer geschwebt, um auch ihrerseits huldigende Blicke in Empfang zu nehmen.

„Schade, daß Dinchen nicht in Grün ist,“ krächzelte Tante Anna, „dann hättet Ihr Glaube, Liebe, Hoffnung gespielt; ich habe gerade ein Gedicht auf Glaube, Liebe, Hoffnung gemacht. Es fängt an:

Wer sind die Genien, die uns umgeben?
So rot, so blau, so grün zu jeder Zeit?
Sie bringen Farbe in das dunkle Leben
Und wechseln nimmermehr ihr Kleid!“

Frau Hetebrink schauderte im stillen über „das nie gewechselte Kleid“ und bedauerte unendlich, daß Helene nicht doch lieber seinerzeit mit Reis gekocht worden, denn er hatte es entschieden auf sie abgesehen; er pickte ganz unerwartet nach ihren Fingern.

Die Tür ward weit geöffnet, feierliche Marschweisen ertönten, und einer der Jungen blies mit einem Gummischlauch sämtliche Lichter und Lampen aus.

„Gott im Himmel!“ schrie Frau Hetebrink und krampfte sich an einer Schulter fest, denn Helene hatte soeben ihren Strumpf durchbohrt und krähte unter ihrem schwarzseidenen Kleide, dicht an ihrem Knie. Der Tanzlehrer, dessen Schulter sie gepackt hatte, bot ihr zierlich die Hand, und stolpernd, als letztes Paar, erreichten beide das Musikzimmer. Niemand sprach. Verwunderung und Erwartung, dazu die Dunkelheit und Enge, sowie die orgelartige Choralmusik taten die gewünschte Wirkung.

Plötzlich flammte an dem bis zur Decke reichenden Tannenbaum ein Lichtchen auf, und ein entzücktes Ah! erscholl. Dinchen im langen weißen Kleide mit großen silbernen Flügeln am Rücken kniete als betender Engel neben dem Baum und blieb dort andächtig und regungslos, bis alle Lichter brannten. Dann stand sie auf und huschte hinter den großen Spiegel, der das Bild der geschmückten Tanne gleißend zurückwarf. Währenddessen war Poppy nicht vom Klavier aufgestanden, aber die Zweige des Baumes verdeckten seine Gestalt. Jetzt erklang seine weiche Sammetstimme mit einem selbsterdachten Weihnachtsliede, das Mams sehr verständnisvoll begleitete. Die Besucher machten es sich auf den Stühlen und dem Eckdiwan bequem, soweit sie Plätze fanden, Tante Anna hatte zu Frau Hetebrinks Erleichterung Helene auf den Schoß genommen, und das Lied ging ohne Störung vorüber. Dann begann Poppy ‚Stille Nacht, heilige Nacht‘ zu intonieren, und alle Anwesenden sangen mit.

Die alte Frau Birch wollte das schöne Lied noch einmal hören. „Wer weiß, in San Franzisko singt mir das wohl niemand vor,“ sagte sie gerührt.

„Und dann kommt die Bescherung,“ hieß es. Aber man wurde durch Herrn Hahnisch gebeten, noch etwas zu warten, denn die Jungens hätten auch etwas vor.

Richtig, da polterten sie schon herein. „Die heiligen drei Könige mit ihrem Stern, Sie essen, sie trinken und bezahlen nicht gern“ plärrten sie. Ihre primitive Verkleidung erregte ausgelassenes Gelächter, besonders als der Schwarze, der Kleine, vortrat und sein Sprüchlein sprach, denn er war bis auf einen Lendenschurz aus einem türkischen Schal, einen Turban aus einem gelbseidenen Taschentuch und einer Kette großer Glasperlen um den Hals völlig nackt, aber schön glänzend braunschwarz.

„Junge, frierst Du nicht?“ fragte Frau Hetebrink mißbilligend, mitten während der Vorstellung. Er unterbrach sich treuherzig und lachend: „Nee!“

„Luki, mein Herzenskind!“ rief Frau Birch und zog den Bengel auf den Schoß, „sag' mir um Himmels willen, wie hast Du Dich so schwarz gekriegt?“

„Das hab' ich nicht getan, die zwei andern haben mich mit angebranntem Kork eingerieben, es dauerte bloß 'n büschen lange!“ sagte Luki lachend. Er wünschte sehr, in seinem „Kostüm“ zu bleiben, zog aber doch auf allgemeines Verlangen die Hosen an.

Erich fühlte es wie Stecknadeln unter den Fußsohlen, er konnte nirgends stehen bleiben, und wenn er sich für einen Augenblick setzte, sprang er sofort wieder auf. Wann war der passendste Zeitpunkt für seine große Mitteilung? Und würde sie noch Eindruck machen nach all diesen Vorführungen? Er hatte für Dinchen eine kleine Bismarckbüste gekauft und in den hohlen Sockel ein Zettelchen gesteckt, auf dem stand: „Meine liebe Braut, ich trete vom März ab als Teilhaber in die Firma Gottfried Aloys Schäfer ein.“

Nun hatte er Furcht, daß Dinchen in dem Freudentaumel dieses Abends den Zettel nicht finden würde. Wenn sie ihn aber nicht fand, durfte er dann die Sache allen anderen mitteilen, während seine Braut nicht vorher eingeweiht worden? Das wäre doch gegen alle Ordnung. Aber hinter dieser Sorge lauerte eine noch ärgere, die er sich selbst nicht eingestehen wollte: die Befürchtung, daß Dinchen die Nachricht zwar freudig aufnehmen werde, wie sie alles Gute freudig und dankbar aufnahm, aber nicht freudiger und dankbarer als den Veilchenstrauß, den er ihr brachte, oder die Brosche mit den Türkisen, die sie nicht deshalb küßte, weil es Türkisen waren, sondern weil die Türkisen Vergißmeinnicht darstellten. Nein, Dinchen würde die Bedeutung der Tatsache nicht würdigen, fürchtete Erich, und diese Furcht verursachte ihm schon im voraus solchen Schmerz, daß er unter dem fröhlichen Lärm stumm blieb und lange Zeit den Rucksack in den Händen drehte, den ihm Poppingas geschenkt hatten.

Dinchen, die wie ein weißes Täubchen von einem zum anderen flatterte, bald mit Großmama Birch Abschiedstränen weinte, bald mit den heiligen drei Königen lachte, fand den Zettel in der Bismarckbüste wirklich nicht und erschrak über den Sorgenausdruck, mit dem Erich nach dem verlorenen Papierchen suchte. Es war herausgefallen, es war nicht mehr zu finden; Erich nahm Stück um Stück der Geschenke vom Tisch, guckte unter die Decke und hob den Teppich auf. „Aber das ist ja nicht möglich,“ wiederholte er ratlos, „es muß sich finden.“ Mit süßen Augen faßte Dinchen seine eiskalte Hand. „Mein Eri, o wie scheußlich, war es ein Gedicht?“

Er lachte trocken auf. „Nein, nein.“

„Ein Brief, Eri?“

„Nein, nur ein Zettel, Dinchen.“ Er kniete auf dem Boden.

„Ist was verloren gegangen? Heruntergefallen?“ erkundigte sich Herr Gaurin. „Kann ich behilflich sein, Mademoiselle?“

„Nein, nein! Danke!“ Erich stand auf und wehrte den freundlichen Tanzlehrer ab; etwas Starres trat in seine Augen. Das geschmückte Weihnachtszimmer, die Menschen rundum, sogar Dinchen, alles verschwand aus seinem Bewußtsein, und vor ihm stand einzig der kleine weiße Zettel mit der überwältigend großen Nachricht, daß er der Kompagnon eines reichen Mannes geworden war.

„Was stand denn auf dem Zettel? Kannst Du's mir nicht mündlich sagen?“ Dinchen war ganz bestürzt. Er antwortete nicht, er suchte; tastend fuhren seine Hände herum. Mams kam vorüber, legte Erich die Hand auf die Schulter und umfaßte mit der anderen Dinchens warmen Nacken. „Na, Kinder, seid Ihr

glücklich? Ist es nicht wonnig heut abend?"

„Eri hat was verloren," rief Dinchen unruhig. „Gott, Eri, sieh doch nicht so traurig aus, sonst fang' ich an zu heulen!"

„Heulen? Heute? Was ist denn passiert?" wiederholte Mama Poppinga, die irgendein „Ereignis" witterte. „Poppy, hör mal!"

Nun kam auch Herr Poppinga näher und horchte auf: „Was ist denn, Kinder? Na? Wieso?"

Dinchen flüsterte Erich zu: „Und ich — ich hab' Dir auch etwas geschrieben, Eri, mehrere Seiten, und das ist gewiß auch weg!"

Als Erich so viele Augen auf sich gerichtet sah, gewann er plötzlich seine freudige Stimmung wieder. Eine jähe Berauschung kam über ihn. In diesem Augenblick war er der Mittelpunkt hier, das wollte er von nun an sein und bleiben. Heut abend und überhaupt. Er faßte Dinchen an der Hand und ergriff mit der anderen Mama Poppingas weiche runde Finger. Zwischen den beiden Frauen richtete er sich in seiner schmalen Schlankheit ganz auf und sagte mit Entschlossenheit: „Meine lieben Freunde!"

„Oho!" rief Herr Hahnisch aus einer Ecke. „Ein Toast!"

„Ein Glas! ein Glas! Gebt ihm doch 'n Glas Wein!" hörte man die Stimme der Großmutter Birch.

„Ihr Sohn will reden!" schrie Tante Anna Frau Hetebrink ins Ohr. „Das müssen wir hören!"

„Nein, dieser Jung bloß!" stöhnte Frau Hetebrink zwischen Mutterstolz und Beklemmung und ließ sich von der resoluten Achtzigjährigen mit vorwärts ziehen.

Da stand Erich mit dem Rücken gegen den Weihnachtstisch; die Weihnachtstanne, an der noch alle Kerzen brannten, bildete den lichten Hintergrund für seine schlanke, dunkle Gestalt. Das weiße Dinchen rechts, die hellgrau gekleidete Mutter links hielten seine Hände. Er sah sehr blaß und hübsch aus, sehr stolz und sicher, und ganz erfüllt von dem, was er sagen wollte. Als er dem Blicke der leiblichen Mutter begegnete, die ihm gerade gegenüber stand, so fein und jung in ihrem schwarzen Seidenkleid mit dem Spitzenkragen, lächelte er mit leichtem Triumph. Es wurde ganz still, Dinchen klopfte das Herz bis in die Schläfen hinauf; mit hartem Griff hielt Erich ihre Hand fest.

Und mit kräftiger Stimme und in etwas getragenem Ton begann er: „Meine lieben Freunde! Ich habe die Ehre und das Glück, Ihnen eine doppelte gute Botschaft mitzuteilen, ehe die Kerzen unserer Weihnachtstanne zu Ende kommen. Ich habe die Ehre, Ihnen mitzuteilen, daß ich als Teilhaber in die Firma Aloys Gottfried Schäfer eintrete, und ich habe die Freude, Ihnen gleichzeitig meine offizielle Verlobung mit der Ihnen allen wohlbekannten ältesten Tochter unseres geschätzten Vaters Poppinga, Fräulein Leopoldine Poppinga, anzuzeigen. Ich darf wohl hinzufügen, daß ich das Glück, das mir geworden ist, zur Ehre und zum Ruhm unserer Vaterstadt ausleben werde, sowie ja allezeit eine hochehrenwerte Kaufmannschaft den Ruhm unserer Vaterstadt ausgemacht und in die fernsten Lande getragen hat. Unser teures Hamburg — es lebe hoch! Es wachse, es blühe! Es gedeihe! Zu des Deutschen Reiches Ehre, Hamburg Königin der Meere! Seine Majestät der deutsche Kaiser lebe hoch!"

Und mit einer plötzlichen Bewegung ließ er Dinchen los, griff nach dem Glase hinter sich und hob es mit ausgestrecktem Arm empor. „Prosit! Prost! Prost!" Er glühte jetzt, seine Arme zitterten, das Haar an seinen Schläfen klebte feucht, aber mit durstigen Ohren horchte er auf den Widerklang seiner Worte, in denen die Begeisterung, die er empfand, ausgeströmt war.

„Kaiser Wilhelm lebe hoch!" „Es lebe Hamburg!" „Herr Hetebrink soll leben!" „Unser Erich!" „Unser Brautpaar!" „Der neue Kompagnon!" „Die neue Firma!" „Prost! Prost!" so schrien die Stimmen durcheinander. Alle drängten zu Erich hin, der wieder Dinchens Hand gefaßt hatte und preßte, während er mit der anderen das Glas hinhielt, das immer wieder gefüllt ward; alle beglückwünschten ihn, beglückwünschten Dinchen, Poppingas.

„Frau Hetebrink! Was für einen präch-

tigen Sohn Sie haben! Mein nächstes Gedicht wird diesem jungen Demosthenes — Demosthenes war der Gott der Beredtsamkeit, jawohl — gewidmet sein!" schwärmte die achtzigjährige Poetin.

Frau Hetebrink aber schien nicht zu hören. „Kompagnon von Onkel Aloys? Ist das wirklich und wahrhaftig wahr, Erich?" Und forschend sah sie dem Sohn, den alle umdrängten, dem alle gratulierten, in das aufgeregte Gesicht, unfähig, ganz an das Glück zu glauben, das den Jungen da vor ihr so stolz machte, daß er sich getraute, hier, mitten unter den fremden Leuten, am Weihnachtsabend unter dem Tannenbaum, sich hinzustellen und solch eine Rede zu halten!

„Und davon hast Du mir kein Wort — —" begann sie, und sie fühlte sich gedemütigt und klein, daß sie nichts gewußt hatte.

Erich schüttelte ihr die Hand, sehr warm, sehr lange. Dann sprach er leise weiter: „Entschuldige, Mama, ich hatt' es nicht mal meiner Braut gesagt! Na, Dinchen, komm, na, Mama, da ist sie, Deine kleine Tochter, nu küßt Euch mal! Na, nu küßt Euch doch mal!"

Und sein ganz von Befangenheit gelöstes, freies Wesen wirkte mit solcher Kraft auf die Mutter, daß sie wirklich die Arme ausstreckte, in die das weiche weiße Dinchen wie gezogen hineinsank.

„Na, wenn es denn sein soll — in Gottes Namen!" Frau Hetebrink küßte den kleinen roten Mund, wenn auch in dem Gefühl, daß sie hier jetzt etwas Unwirkliches und Abenteuerliches erlebte, mit dem man im tiefsten Herzensgrunde nicht so recht übereinkommen könnte. Dinchen machte eine unwillkürliche Rückzugsbewegung — durch das dünne weiße Kleid hatte sie wieder die kalte schwere Hand auf ihrem Nacken gefühlt. Sie flößte ihr körperlichen Schauder ein, diese Hand, obgleich es eine gut geformte Hand war, die jeden Abend mit Rosenglyzerin eingerieben ward . . . Glühendrot versteckte sich Dinchen hinter ihren Freundinnen — sie schämte sich —, weit weg hätte sie laufen wollen. Und wie sie da einen Augenblick neben Susanne stand und leicht zitterte, überkam sie eine unwiderstehliche Sehnsucht nach dem Garten im Schnee, nach den Sternen, nach dem Wind in den Bäumen und nach dem Rauschen der Elbe am Deich, und sie schlich sich sachte zur Tür hinaus, die Treppe hinunter, durch die Küche, in der schon die Karpfen aufgesetzt waren, wo neben Selma die alte Frau Birch am Herde stand, hinaus durch die Hintertür in den Garten.

„Ist da jemand?" rief Selma, als das Schloß knackte, so leise war Dinchen hinter ihnen weggeschlüpft.

Sie antwortete nicht. Sie fühlte die feuchte Kälte kaum. Ihre kleinen Hände drückte sie zusammen und lief immer um das runde Gartenbeet herum, auf dem die Rosen niedergelegt waren.

Sie sprach halblaut mit sich selbst, ohne es zu wissen. ‚Ich mag das nicht! O Gott, o Gott, ich mag das nicht! So vor allen Leuten! Ich geh' nicht wieder hinein! Nein, es ist unmöglich! O bitte, bitte, lieber Gott, mach, daß ich nicht heiraten muß!' Sie rang die Hände und sah zu den Sternen hinauf. Jeden Weihnachtsabend, als Kind schon, war sie aus dem Freudenlärm hinausgelaufen und hatte die Sterne sehen wollen. ‚Poppy tut es auch oft, immer, wenn er traurig ist! O Poppy! Mein Poppy!' Sehnsüchtige Tränen stiegen ihr in die Augen. ‚Ich mag nicht so ausgestellt sein! Ich mag keine Braut sein! Ich mag keine Frau werden! All das mag ich nicht!' Dabei fühlte sie eine quälende Schuld gegen Erich: sie hatte so reizende Geschenke von ihm bekommen, soviel Zartsinn hatte er darin gezeigt. Das schöne Werk über die Waldbäume, weil sie die Bäume alle so gut kennt und so lieb hat, die Vergißmeinnichtnadel und Brosche, weil sie sich vor anderthalb Jahren beim Vergißmeinnichtpflücken kennen gelernt haben. Ach, Himmel, anderthalb Jahre sind es schon? Reuevoll streckt sie die Arme aus: ‚Lieber Eri, sei mir nicht böse. Ich weiß nicht, wie mir ist! Vielleicht wenn Du heraus kämst, und wir könnten hier draußen bleiben, und sogar weglaufen, ja, ja! Poppy und Mams würden sehr traurig sein, aber es verstehen! In einem kleinen Boot in die Elbe und weiter ins Meer, mit Sturm

Digitized by Google

und Wellen, aber nur nicht dies alles, dies mit dem Geschäft und Firma, ach Gott! Und Hausstand! Himmlische Güte! Wie schön war es vorher, aber jetzt — was hat das mit dem dummen Heiraten zu tun? Offiziell! O Gott, nun ist es eingetroffen, und ich habe doch so heiß gebetet, daß es nicht kommen soll. Offiziell verlobt. Und dann wird man mitten im hellen Licht vor allen Leuten geküßt! Nein, Eri, das kann ich nicht aushalten! Wie ein Menagerietier gucken sie mich an. Ich bin kein Menagerietier! Ich will nicht! Ich bin ein — ein freier Vogel im Wald!'

Und hingerissen und entzückt von dem Gedanken, daß sie ein freier Vogel im Walde sei, fühlte sie ihre Tränen versiegen. Sie atmete mit offenem Munde die kühle Nachtluft, sie bewegte ihre weißen Flügel und fing an zu laufen, die kleine Birkenallee hinab bis zum Bassin und mit flatternden Kleidern zurück bis an die Dornenhecke, die den großen Garten von der Landstraße trennte.

Plötzlich fuhr ihr ein tödlicher Schrecken den Rücken hinauf, eine Männerstimme schrie: „Lüttmaid! Fräulein!" und im selben Augenblicke sprang dicht hinter ihr eine schwere Gestalt über die Hecke in den Graben hinein.

Sie schrie nicht auf, kaum, daß ein gebrochener Laut aus ihrem Munde kam; das Haus war nah, aber der fremde Eindringling war näher, sie hörte seine Stiefel auf dem mit dünnem Schnee bedeckten Gartengrant knarren, und besinnungslos rannte sie gerade auf die hellen Fenster zu in jener instinktiven Angst des Weibes, deren Grund nicht Feigheit, sondern das Bewußtsein ihrer Schwäche ist. Und hinter ihr die lauten Schritte, die ihr bis in das Herz hinein dröhnten. Gottlob, die Kellertür sprang auf, als sie sich mit ganzer Wucht dagegen warf, und während sie in den dunklen Gang hineinstürzte, an dessen Ende die Lampe des Kellerflurs schimmerte, schrie sie zum erstenmal laut auf. Und dann, ohne auf die Zurufe des entsetzten Dienstmädchens zu achten, die aus der anstoßenden Küche herzulief, über den Flur, in das Licht: o, das liebe Licht! — und die hellen Treppen hinauf bis mitten in den Saal unter die lachenden Gäste; eben zerdrückte Herr Hahnisch das letzte Kerzchen am Tannenbaum.

Mit ihrem weißen, erschrockenen Gesicht, den Mund geöffnet, das blonde Haar zerzaust, war sie ein so beängstigender Anblick, daß alle es sofort wahrnahmen und auf sie zueilten. Ein großes Durcheinander entstand. „Kind! Dinchen! Allmächtiger Gott, mein Liebling! Was ist geschehen?" Mama Poppinga hatte Tränen in den Augen, das Kind sah ja zum Umsinken krank und entsetzt aus. Während die Mama sie umfaßte und Erich mit fragender Miene ihre Hand hielt, gewann die Kleine ihre Stimme wieder und zeigte mit mühsamem Lächeln hinter sich: „Es lief mir jemand nach! Er ist hereingekommen!"

„Herein? Ins Haus?"

„Im Vorkeller, in der Waschküche, — er wollte mich kriegen." Mit geschlossenen Augen sank sie in den Arm der Mutter zurück.

„Sie wird ohnmächtig!" hieß es. „Wasser! Haben Sie 'n Revolver, Herr Poppinga? Ach, der ist doch längst fort! Der wartet doch nicht, bis wir mit der Waffe kommen!"

„Dinchen! Kleine Dine!" flüsterte Erich ihr ins Ohr. „Ich bin ja bei Dir."

Ein scharfes, wildes Katzengeschrei tönte unter dem Fenster.

Erich richtete sich plötzlich auf, horchte gespannt. „Was ist das?" Sein eben noch besorgtes Gesicht ward finster. „Wer schreit denn da?"

„Katzen." Jemand lachte. „Und gewiß hat sich Dinchen vor einem Tier erschrocken, — die springen einem so gern vor die Füße — — horch — —"

Jetzt entstand unterm Balkon ein unheimliches Geheul und Geweine, Selma kam heraufgelaufen, fast ebenso verängstigt wie Dinchen: es war jemand Fremdes im Haus, in der Waschküche trappte es, hatte sogar das kleine Fenster befingert, das von der Waschküche in die Küche geht, — die Frauen schrien auf, die Poppingabuben suchten nach Stöcken, als zwischen dem Geheul draußen ein besonderer Pfiff hereingellte ...

„Laßt! laßt!" rief Erich hastig. „Bleibt alle hier, bitte! Bleibt bei Dinchen,

Mama und Papa, ich komme gleich.“ Er riß einen Stock an sich und verschwand.

„Die Balkontür auf!“ schrie jemand.

„Nein, zu!“ kreischte Bella.

Aber schon hatte Franz Poppinga die beiden weiten Türen aufgeschlagen. Sie drängten hinaus auf den langen, schmalen, dicht mit wildem Wein berankten Balkon. „Wer ist da? Wer ist das?“

„Jemand läuft weg! — Das ist ja Erich! — Nein — das ist ein andrer — er fällt hin — Erich! Erich!“

Ein mächtiger Windstoß blies die große Hängelampe aus, man suchte verwirrt nach Streichhölzern, brachte die kleine Tischlampe aus dem Teezimmer und beleuchtete die verstörte Szene. Es fand sich, daß auch Herr Hahnisch und Herr Gaurin hinuntergelaufen waren, die drei Jungen waren gleichfalls verschwunden, und Tante Anna weinte in der Sofaecke über das getrübte Fest. Es war traurig, sie kläglich jammern zu hören, daß sie achtzig! — achtzig Jahre alt geworden, um vielleicht ihren letzten Weihnachtsabend in solch schrecklicher Weise zu verbringen!

„Und wo ist denn Mama Hetebrink?“ fragte Poppy, der, gedemütigt über seine Hilflosigkeit, bei den Frauen geblieben war und Dinchens Haar mit seinen feinen weißen Künstlerhänden streichelte. „Ist sie auch mit hinunter?“

„Mutter Hetebrink! Frau Hetebrink!“ Bella und Susanne suchten in allen Zimmern, man hatte sie noch gesehen, als Erich weglief: „Sie war so weiß wie ihr Spitzentuch und hat mir 'n blauen Fleck in'n Arm gekniffen,“ berichtete das Dienstmädchen. „Sie hat Angst um Erich gehabt,“ sagte Bella — sie nannte den Bräutigam ungeniert Erich — und Dinchen fühlte mit einem Stich im Herzen, daß auch sie hätte mitlaufen müssen — „aber Erich wollte ja durchaus nicht dulden, daß ich mitging, und dann —“

Mutter Birch, dieselbe, die nach San Franzisko reisen wollte, rief alle ins Teezimmer; sie hatte schnell Tee gemacht und wollte die Sache ins Harmlose ziehen. „Das muß man abwarten; trinken Sie 'ne Tasse Tee, trinkt Tee, Kinder, abwarten und Tee trinken — das ist das beste Rezept. So was wird woll in San Franzisko noch mehr vorkommen — man nicht bange machen! Herrijeeh, hört mal! Ist das Erich?“

Die Jungen stürmten herein, und gleich hinter ihnen kamen die beiden Lehrer. Herr Hahnisch war beim Laufen zu Fall gekommen und hinkte stark. Franz hatte ihm noch dazu einen Schlag mit dem Regenschirm versetzt, weil er ihn für den Eindringling gehalten hatte. Darüber war man zu keiner Verfolgung gekommen, sondern hatte Herrn Hahnischs Hut suchen müssen, der ihm abgeschlagen war. Sie alle fünf hatten weder Erich noch den geheimnisvollen Fremden gesehen, wollten aber Laufen und Geschrei in der Nachbarstraße gehört haben.

„Und Mutter Hetebrink? Die habt Ihr auch nicht gesehn?“ Franz schlug Luki auf die Schulter.

„Siehst Du? Denn war sie es doch! Ich sag' zu den beiden: guckt mal, da steht Frau Hetebrink in Kulenkamps Torweg, da sagen die zu mir, das wär' Unsinn!“ Sie stritten lebhaft. Luki und Gerd wußten, das war nur so 'n Schatten gewesen! „Franz sieht immer, was nicht da ist! Hat Herrn Hahnisch für 'n Einbrecher angesehn, und 'n Schatten für Mutter Hetebrink.“

Dinchen war längst aufgesprungen und lief ruhelos hin und her: „Wenn doch Erich erst käme!“ Bella und Susanne fragten einander halb flüsternd, was sie tun würden, wenn Erich ihr Bräutigam wäre.

„Müßte nicht einer nach den Karpfen sehn?“ bemerkte Mams mit leidender Stimme ...

Keiner antwortete dem andern, es war ein Fragen ins Blaue hinein. Die Jungen standen wieder auf dem Balkon, man horchte nach der Straße, nach der Treppe ...

„Da kommt jemand!“ „Wer kommt?“ „Wer ist es?“ „Erich?“ „Ja, ich glaube, es ist Erich!

„Erich! Erich!“ schrie der kleine Luki hinunter. „Erich!“ rief Dinchen, weit übers Gitter gebeugt.

Niemand antwortete, aber die Tür klang, und jemand rasselte auf dem eisernen Fußkratzer.

Digitized by Google

„Das ist Erich! Das ist bestimmt Erich!“

Die Kinder alle, Dinchen voran, liefen Erich entgegen. Er kam auffallend langsam und müde die Treppe herauf, Dinchen nahm seine Hände, sie waren schlaff und hielten die ihren nur zerstreut und ohne Druck fest. Sie ließ ihn los.

„Nun? Was ist? Was war das?“

Jetzt waren schon alle um ihn.

„Erich! Erzähl doch! Was war?“

Mit blassem Gesicht und gefalteter Stirn zuckte er die Achseln. Er sah sehr verändert aus. „Nichts.“

„Nichts? Wieso denn nichts?“

Der junge Mann wehrte ab. Er wischte sich die Stirn. „Nichts! Ich sag' Euch, nichts.“

„Du hast niemand gesehn?“ Verwunderung lag auf allen Gesichtern, Enttäuschung. „Nein,“ erwiderte er kurz. Dann setzte er sich an den Tisch. „Bekomm' ich noch 'ne Tasse Tee?“

„Aber Erich, — wie war es denn —“

Er trank hastig aus. „Dunkel war's; darf ich noch eine Tasse haben?“

„Aber das Geheul war ja noch lange hörbar, Erich!“

„So? Auch etwas Zucker, liebe Mama, der Tee ist sehr stark! Danke.“

„Wo ist denn Ihre Frau Mutter geblieben?“ Herr Hahnisch blickte den Einsilbigen argwöhnisch an. Erich setzte mit einem Ruck die Tasse nieder. Er sah sich im Kreise um mit entsetztem Ausdruck. Dann lächelte er gewaltsam. „Ach ja, richtig, meine Mutter läßt sich entschuldigen. Ich hab' sie nach Haus gebracht, sie war etwas unwohl.“

Ein bestürztes allgemeines Schweigen. Die Stille malte deutlich den Eindruck, den Erichs Wesen jetzt hervorbrachte. Er schien es nicht zu bemerken oder dagegen machtlos zu sein. Unausgesetzt aß und trank er; Dinchen war in ihr Zimmer gegangen und kam in einem dunklen Kleide wieder; Bella setzte sich dicht neben Dinchen und flüsterte ihr ins Ohr: „Glaubst Du das?“

Endlich zog Erich die Uhr und sagte laut: „Halb zwölf schon? Liebe Großmutter Birch, sollten wir nicht Karpfen bekommen?“

„Wir wollen dann essen, ja. Ihr müßt entschuldigen, es ist 'ne Suppe draus geworden.“ Großmutter Birch war eigentlich froh, sich beschäftigen zu können. „Vielleicht werden sie nach dem Essen wieder vergnügt,“ sagte sie zu Selma.

Aber die Karpfensuppe, die dank Großmutters Kochkunst nicht einmal so übel war, brachte die verlorene Stimmung nicht wieder. Es half auch nicht, daß Poppy den Sphärenreigen spielte; es war zu eng zum Tanzen, nur Franz und Susanne drehten sich ein paarmal herum, aber da fing der Tannenbaum an zu beben und seine Zuckertaler herunter zu werfen. Die ungestillte Neugier reizte fortwährend und nahm alles Interesse. Erich saß und starrte ins Leere; wenn er sprach, so hatte er einen kalten, herrischen Ton, der ihm ganz unerwartet angeflogen zu sein schien. Als das Geschirr abgetragen wurde, zeigte er dem Dienstmädchen, wie sie es zu machen habe, und legte selber mit Hand an. Ein eigentümlicher Widerwille überkam Dinchen, als sie es sah. Sie ging ans Klavier und sang mit leidenschaftlicher Betonung ein italienisches Lied, das ihr Vater sie gelehrt hatte ... Erich setzte die Schüsseln ab, und als am Schlusse alle klatschten, rief er: „Sehr gut! Sehr schön.“

Aber das alles war äußerlich.

Ein Riß war entstanden, ganz unerklärlich schnell für beide, so wie an heißen Tagen die Erde aufbirst. Erich fühlte Dinchens plötzliches Zurückweichen, das ihn befremdete und verletzte. Empfindlich zog er sich in sich selbst zurück. ‚Ich habe mich so bemüht, mich unablässig mit ihr beschäftigt, mich besonnen, was ihr Freude macht, und nun? — Was kann ich für den abscheulichen Auftritt?‘ dachte er gereizt; er rechnete sich schon vor, was alles er für Dinchen getan. ‚Ihretwegen zu Onkel Aloys gegangen, ihretwegen die sichere Stelle aufgegeben, ihretwegen mich fast mit meiner Mutter entzweit; ihretwegen will ich es zu was bringen! Nur Dinchens wegen! Ihretwegen will ich unsern Namen rein und ehrenvoll — —‘ Und es schien ihm, daß er selbst seines Vaters Schulden nur abarbeiten müsse Dinchens wegen, und daß er die goldene Bürgermeisterkette, die da

vor ihm in der Luft ſchwebte, nur Dinchens, Dinchens wegen benötige.

Bald war davon die Rede, wer die Damen nach Hauſe bringen ſolle. Herr Gaurin übernahm Suſanne, Erich begleitete Bella. Die älteren Damen blieben über Nacht hier, auch der verwundete Herr Hahniſch.

Der Abſchied war kurz.

„Na? Bekomm' ich keinen Kuß, Dine? Kriegt Dein Bräutigam keinen Kuß?“ ſagte Erich, vor Dinchen ſtehen bleibend, halb unſicher, halb ſcherzend. Suſanne und Bella kicherten verſchämt.

Aber Dinchen ließ den Kopf hängen, wurde glühend rot und drückte ihm flüchtig die Hand.

„Biſt Du müde? Gute Nacht, ſchlaf Dich aus! Meine Geſchenke hol' ich morgen!“ Dinchen küßte die Freundinnen, ihr Herz war ſonderbar ſchwer beklemmt. Dann ging Erich, alle gingen... Als nach einiger Zeit Herr Poppinga ins leere Teezimmer kam, hörte er unterdrücktes, heftiges Weinen. Mit ausgebreiteten Armen hatte ſich Dinchen aufs Sofa geworfen und ſchluchzte herzbrechend.

„Liebling! Herzenskind!“

Die weiche, warme Stimme an ihrem Ohr floß wie ein Balſam über ſie hin. Ohne den Kopf aufzurichten, ſtreckte ſie den linken Arm gegen die Bruſt des Vaters aus, der die kleine, heiße, feuchte Hand feſt zwiſchen ſeine beiden drückte.

„Hat Erich das verſchuldet?“ fragte er flüſternd.

„Nein, nein, nein!“

„Oder der Unhold, der Dich erſchreckt hat? Zittert das nach?“

„Nein.“

„Du, was denkſt Du über die Geſchichte heut abend?“

„Ach nichts!“ ſchluchzte ſie.

„Warum weinſt Du, mein Kind?“ Er ſetzte ſich aufs Sofa und zog ſie ſanft in die Höhe; ſchwer fiel ſie ihm in den Arm. „Ich weiß nicht, Poppy.“

„Kannſt Du es nicht ſagen? Mir nicht?“

„Ich weiß es ſelber nicht.“ Sie weinte wild.

„Biſt Du krank? Willſt Du nicht mit Mama ſprechen, Kind?“

„Es iſt nichts zum Sprechen, Poppy.“

„Nun, das iſt nicht gut.“ Der kleine Mann ſtreichelte beſorgt über ihr wirres Haar. „Such ins klare zu kommen, Kind. Du warſt den ganzen Tag ſo ausgelaſſen froh. Denk doch, es iſt Weihnachtsabend, und Du biſt geſund, biſt bei den Deinen und biſt achtzehn Jahr und mein Liebling, — wozu hätteſt Du denn die freie Menſchenſtirn, als zum Nachdenken und Beſinnen? Es tut mir weh, daß Du weinſt, aber viel weher, daß Du wie ein armes Tierlein wimmerſt und weißt nicht warum.“

Da umfaßte ſie ſeinen Hals und murmelte unſicher: „Vielleicht heul' ich mich aus und bin morgen wieder ſeeklar, Poppy.“

„Meinſt Du?“ Er atmete auf.

„Ich weiß nicht, Poppy.“

Nachdenklich erhob er ſich. „Laß Dir nur den Humor nicht ausgehen, Kind. Dein Erich iſt aber ein ehrgeiziger Herr!“

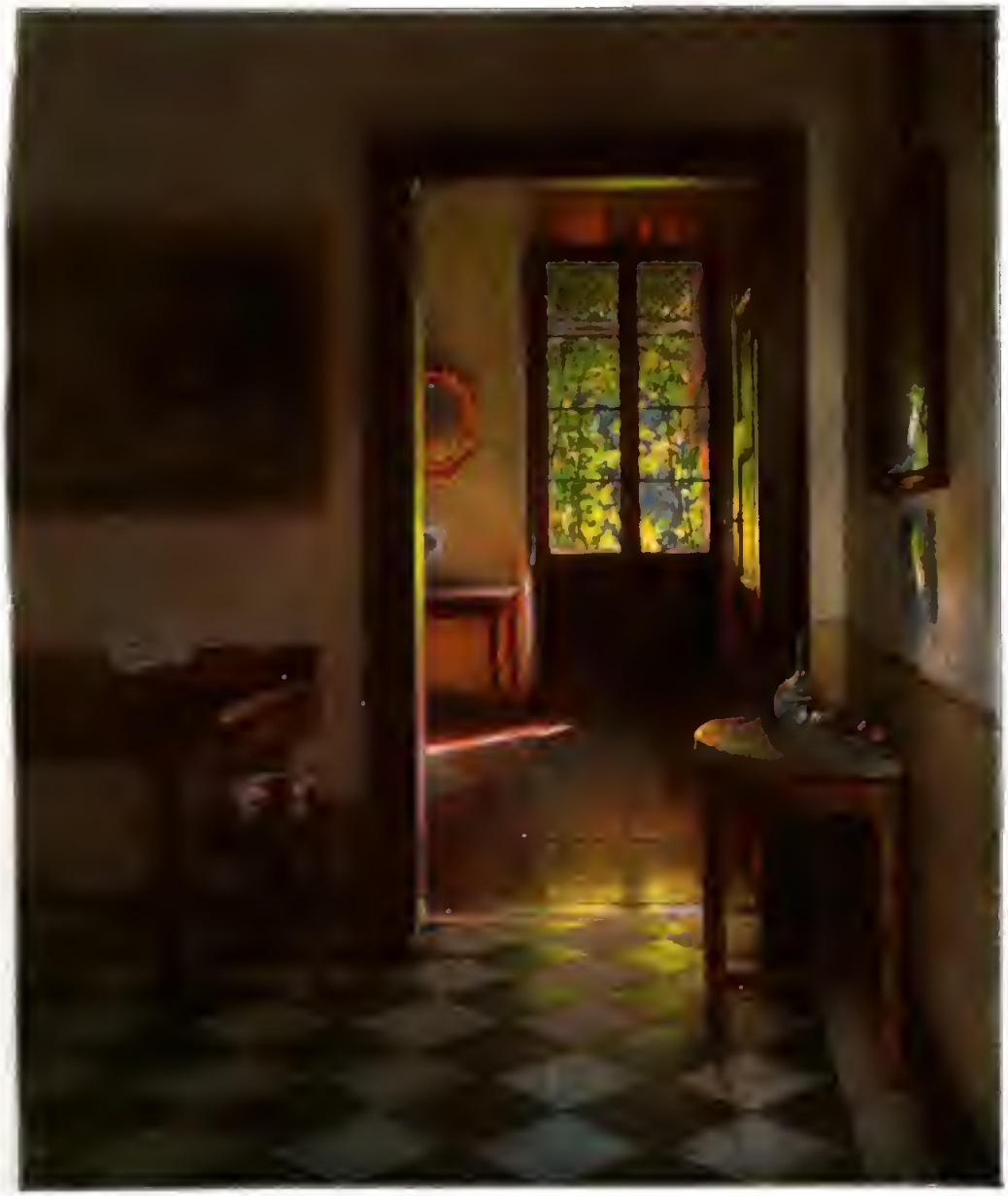
„Ach!“ ſeufzte Dinchen. „Laß, Papa.“

* * *

Erich verabſchiedete ſich von Bella und ging nach Hauſe. Er wußte kaum, was er mit dem jungen Mädchen geſprochen hatte. Sie hatte, ſchien es, einen ungeſchickten Verſuch gemacht, ſeinem Erlebnis von heute abend auf den Grund zu kommen. Verächtlich lächelte er über die plumpe Neugier. Was für ein Abend! Einen Augenblick von einer Glückeswelle emporgetragen, um dann deſto tiefer zurückgeſchleudert zu werden. Die dunkle Straße, in der ſein Schritt widerhallte, gähnte ihn an wie ein Abgrund. Kein Weg lag vor ihm. Ihm graute vor dem Heimgehen, vor jedem Wort mit ſeiner Mutter, die ihn ſo mitleidlos im Stich gelaſſen hatte. Aber das war ja immer ſo! Sobald *der* irgendwo auftauchte, ihm folgte die Mutter blind und taub. Aus Angſt vielleicht. Nein, nein, aus blinder Zuneigung. „Affenliebe,“ murmelte er und ballte die Hand. Wieder kam er ſich als der Mißhandelte, Verhöhnte vor. Mißhandelt und verhöhnt vom Schickſal. Was half ihm die glänzende Ausſicht, wenn ſeine Braut ganz ohne Verſtändnis alles hinnahm, als ſei es etwas Beiläufiges, Unbedeutendes? ‚Paßt ſie für mich? Iſt ſie meiner wirklich wert?‘ Und wieder ſaß er im Nebel

auf dem Eckstein und grübelte. Und das heute abend! Dies Verhängnis, das ihn umschleicht, das ihn plötzlich beschimpfen, entehren kann! Wie dieses Unheil nur in die Familie gekommen ist! Das weiße Banner — mit dem einen Zipfel hängt es in die Gosse hinein, in den Wegwurf, und der Schmutz saugt sich höher und höher hinauf, bald wird das Banner des guten Namens über und über beschmutzt sein. Und dagegen kann man nichts tun? Dessen kann man sich nicht entledigen? Blutsverwandtschaft ist unscheidbar, selbst der Tod scheidet Verwandte nicht. Das einzige Rettungsmittel ist Schweigen, Verbergen, Verhüllen, aber für einen geraden, aufrichtigen Menschen welch eine Pein! Und dem Stolz zuwider! Man muß hereintreten wie heute abend und die Achseln zucken, abwehren, wie auf Dornen stehen vor den fragenden Blicken, vor sich selber rot werden, vor Entdeckung zittern. Was würde Dinchen empfinden, wenn sie es erführe! Und hatte sie nicht vielleicht ein Anrecht, die Wahrheit zu erfahren? Die abscheuliche Szene von heut nacht konnte sich wiederholen, der Mensch würde vielleicht von neuem versuchen, in das Haus zu dringen! Erich bebte vor machtlosem Zorn. Er hat also wieder keine Stelle, und nun hat er sich bis hierher gewagt! Nein, das sollte das Schicksal nicht zulassen. Das sind unverdiente Quälereien, Ungerechtigkeiten! —

Als er auf seinem Bette saß und sich mit schmerzender Stirn niederlegen wollte, fiel ihm ein, daß Dinchen von einem Briefe gesprochen hatte. Er mußte in der Juchtentasche stecken, die sie mit kleinen Photographien und ein wenig Goldmalerei für ihn verziert hatte. Ein Freudenschein überflog sein sorgenvolles Gesicht, als das duftende Geschenk in seinen Händen lag. Und mit Lächeln fing er an zu lesen: „Lieber Weihnachtsmann, lieber groß Erikus, mein kleiner Eri! Dies schreibe ich für Dich zu Weihnachten, zum erstenmal feiern wir Weihnachten zusammen! Wie freu' ich mich auf den Tannenduft und die Festweihe, aber die besorgt Poppy mit seiner Musik. Lieber Erich, weil Du immer so verwundert bist, wenn ich mich freue und immer sagst: ‚Schon wieder?' und weil Du neulich mal gesagt hast, Du möchtest so gern mal wissen, worüber ich mich alles freue, habe ich gedacht, Weihnachten ist eine gute Gelegenheit, ich will es Dir mal aufschreiben. Aber wahrscheinlich kann ich nur einen kleinen Teil von dem erwähnen, worauf und worüber ich mich freue, denn es ist zu viel! Es geht auch alles bunt durcheinander, ganz wie Kraut und Rüben, denn so sieht es gewiß in meinem Kopf aus, während Du in Deinem Gehirn ‚a place for everything and everything in its place' hast! Lieber Eri, ich freue mich auf Weihnachtabend, auf meine Geschenke, die ich für Dich gemacht habe, für Dich und für Poppy und Mams und die andern. Ich freue mich auf Weihnachtmorgen, wenn es noch dunkel ist und ich an das Schöne alles vom vergangenen Abend denke; ich freue mich, wenn die Sonne scheint, ich freue mich, wenn es so tüchtig donnert und blitzt und wenn der Nordwest heult. Ich freue mich auf die Kastanienblüte, ich freue mich auf das Anemonen- und Veilchenpflücken — o — das ist zu schön, wenn ich so ganz der Länge nach auf dem Grabenabhang liege und die Bienen mir den Weg zeigen, wo unter den Blättern die Veilchen aufgeblüht sind; ich freue mich auf gebratene Äpfel, denn es duftet ebensogut wie es schmeckt; ich freue mich so auf mein warmes Bett jeden Abend; ich freue mich so auf meine kalte Dusche jeden Morgen; ich freue mich so auf den Vollmond und auf das erste Viertel! Ich freue mich auch auf saure Milch mit Zucker und Brosamen und Kaneel, ich freue mich so auf Wasserlaufen, Stiefel und Strumpf aus und das dumme Kleid unterm Arm; ich freue mich aufs Schwimmen und Tauchen, und ich freue mich auf Storms Hausbuch, das Poppy mir schenken will, ich freue mich so, wenn ich einen Laubfrosch finde, ganz grasgrün, und seine kleine weiße Kehle zittert vor Aufregung wie bei einem großen Sänger! Ich freue mich so auf das Paket mit den Lilienzwiebeln von Blumenschmidt, so reizend eingepackt ist jede Zwiebel in Buchweizenhülsen, uud jede umschließt einen wundervollen, duftenden Pflanzenbau, schlank wie ein Elfenturm; ich freue mich so aufs



Stille Mittagssonne.

Gemälde von Prof. Rudolf Huthsteiner.

Original im Besitz des Deutschen Kaisers.

Digitized by Google

Hinauslaufen jeden Morgen, wenn der Tau an den Spinngeweben hängt! Ich freue mich so aufs Nachhausekommen, wenn Poppys Klavier mich schon auf der Straße begrüßt und in meiner kleinen Stube der welke Steinklee, den ich immer pflücke, wie der schönste Waldmeister duftet. Ich freue mich so, wenn ich die erste Biene sehe, wenn ich die erste Schneeflocke sehe, ich freue mich so, wenn meine Makropoden an meinen Finger kommen und ihn anpicken; ich freue mich so, wenn ich eine gute Platte geknipst habe, — aber das ist mir nur dreimal erst passiert! Ich freue mich so, wenn ich an der Schule vorbeigehe, daß ich da nun nicht mehr hinein muß, ich freue mich so, wenn ich meine zwei Lieblingslehrer sehe, meinen lieben Doktor Köstlin, der uns immer, wenn er von den Vulkanen sprach, zeigte, wie sie es gemacht haben, indem er in eine Ecke der Klasse ging und sich da klein machte und dann kerzengerade in die Höhe schoß. Ich freue mich, wenn ich Terpentin rieche und Lavendelöl, weil das ein Zeichen ist, daß Poppy malt! Ich freue mich, daß Helene schon so klug ist, selber in die Küche zu kommen und nach Wasser zu krähen, das seltne Tierchen! Ich freue mich, daß Doktor Werdermann gesagt hat, wir Frauen können alles verstehen lernen, was kluge Männer geschrieben haben, Plato und Kant und alle Philosophen! Ich freue mich, daß alles so schön ist, so wunderwunderschön, den ganzen Tag freue ich mich, ich freue mich über alles, und manchmal, wenn ich traurig bin und weine, dann heul' ich mich aus und bin wieder seeklar, weißt Du, mein groß Erikus, aber sogar *überm* und *im* Heulen freue ich mich, und ich bin auch immer so furchtbar gespannt, was *jetzt* kommt!

„So, nun schreib mir, bitte, auch alles, worüber *Du Dich* freust, aber ich habe nur erst ein bißchen geschrieben. Wird fortgesetzt! Deine Dine."

„*Nachschrift*: Eben höre ich Mams draußen mit der Grünfrau sprechen, sie sprechen Plattdeutsch. Ich freue mich so, wenn ich Plattdeutsch höre!

Dinchen."

Das Lächeln auf dem Gesichte des Lesenden erlosch wie ein verblasenes Kerzenlicht. Er suchte noch auf der letzten unbeschriebenen Seite; dann hob er die zusammengezogene Stirn und starrte in das Dunkel hinter dem Schrank.

„Und *ich*? Sie freut sich über alles, und wo bleib' *ich*?"

Noch einmal überflog er die lange Aufzählung. Er hoffte nur übersehen zu haben: „Ich freu' mich, wenn Du kommst, ich freu' mich über Dich." Es stand nicht da, sie hatte das vergessen. Ein herber Zug verzerrte seinen Mund.

‚Was hilft dann alles andere? Was geht mich alles andre an? Wenn ich an ihrer Freude keinen Teil habe' — —

Befremdung wehte kühl herauf. Aber sein leidendes Herz wollte sein Recht haben. Er nahm die Feder und schrieb:

„Meine liebe Braut!

Du bist meine Freude! Ich habe keine sonst. Vergiß mich nicht ganz über Deinen Blumen und Laubfröschen!

Dein treuer Erich."

Dann lag er lange noch, mit offenen Augen ins Dunkel starrend. Es war ihm wirr und schrecklich, viel wirrer und schrecklicher als damals, wo er auf dem Walfischknochen saß und sich besann.

* * *

Ein Brief für Dinchen kam, ein sehr merkwürdiger Brief. Dinchen empfing ihn aus der Hand des Briefträgers, den sie jeden Nachmittag auf der Treppe zu erwarten pflegte, und betrachtete verwundert das gelbliche, etwas abgegriffene Kuvert und die unbekannte Handschrift, groß, lückenhaft und zitterig. Dann lief sie neugierig in ihr Zimmer, wo der dürre Steinklee wie Waldmeister duftete, und las voller Bestürzung:

„Liebes hochgeschätztes Fräulein!

Es gibt im Menschenleben Augenblicke, wo aus einem vergnügten Scherz ganz das Gegenteil herauskommt. Dieses ist mir passiert, und ich hatte es doch so gut gemeint. Die Stunde war schon etwas vorgerückt, liebes Fräulein, dies erklärt vielleicht hinreichend mein formloses Erscheinen auf der Bildfläche. Ich sehnte mich nach fröhlicher Gesellschaft, und ich war nicht eingeladen. Natürlich bin ich längst begierig, Sie kennen zu lernen, liebes Fräulein Dinchen, wie

könnte es auch anders sein! Geben Sie mir, bitte, Gelegenheit dazu. Ich erlaube mir, Sie hierdurch ergebenst in Kenntnis zu setzen, daß ich heute abend um neun Uhr in Ihren Garten komme, um mich zuerst bei Ihnen persönlich zu entschuldigen. Bitte, hegen Sie keine schlechte Meinung von mir, was Sie auch über mich gehört haben mögen.

Nach allem, was ich von Ihnen weiß, müssen Sie ein reizendes, niedliches Mädchen sein, von Ansehn kenn' ich Sie, und Ihre Stimme hab' ich auch schon manchmal gehört. Ich bin aber auf meine Art auch ganz nett, wenn ich mich auch nicht mit Erich vergleiche. Das ist nun wirklich ein Prachtmensch und eine Ausnahme. Bei Ihren geehrten Herren Eltern schlankweg anzuklopfen, genier' ich mich; erst muß ich mit Ihnen allein sprechen. Verurteilen Sie mich nicht ungehört. Das sollte mir wirklich leid tun und steht Ihnen auch nicht zu Gesicht. Ich wollte Sie gern gleichzeitig zu einer Tour im Segelschlitten einladen. Hoffentlich sagen Sie nicht nein. Es liegt mir sehr viel daran.

Ihr ergebenstes Schreckgespenst."

Dinchen verstand kein Wort. Nur ein unheimliches Frösteln überlief sie. Aber dann las sie den Satz über Erich, und daß er ein Prachtmensch sei, das war beruhigend. Vielleicht hatte ein Freund oder Bekannter ihres Bräutigams den Lärm am Weihnachtsabend veranlaßt und wollte sich nun entschuldigen. Aber der Ton des Briefes war so sonderbar vertraulich, darüber kam sie nicht weg. Sie lief ans Fenster, zog die Vorhänge zu, leuchtete unters Bett, dabei war es ihr, als stände jemand unsichtbar hinter ihr und sähe ihr dabei zu.

Die Eltern waren aus, Erich kam bis Silvesterabend nicht, das Geschäft hielt ihn fest ... Die Uhr ging auf acht, in einer Stunde war das Schreckgespenst zu erwarten ... was für ein Abenteuer! Sie lief zu Franz, aber nicht, um ihn ins Vertrauen zu ziehen; sie wollte ihren Schrecken, ihr Grauen für sich allein behalten. Franz jagte sie fort, er hatte schwere Gleichungen zu machen und saß da mit den Fingern in den Ohren. Luki war bei Selma in der Küche und spielte ihr das neueste Stück auf dem Puppentheater vor. ‚Im schlimmsten Fall kann ich um Hilfe schreien,' dachte Dinchen, als sie um neun Uhr im Pelzkäppchen auf den Balkon hinausging, ‚dies ist mein erstes wirkliches Abenteuer!'

Es war regnerisch und eisig kalt. Sie übersah hier nur den Vorgarten und ein Stückchen seitwärts. Ihr Herzklopfen legte sich, und sie wurde ganz ruhig, sie hatte Lust, hinauszulachen und zu rufen: ‚Hier! Du! Schreckgespenst!'

Aber als nun wirklich Schritte hörbar wurden, stand ihr fast der Atem still, und das Lachen wurde zu einem Krampf. Doch rührte sie sich nicht von der Stelle, es war in diesem etwas wie ein wilder Genuß. Jetzt war er unter ihren Balkon getreten, ohne daß ihre Blicke ihn erfaßt hatten. Er war da, da unter ihr! Sie zog geräuschlos einen Fuß in die Höhe und lehnte sich gegen die Mauer. Ihre Augen wurden groß, der Genuß des Grauens wuchs fast bis zum Schmerz.

„Fräulein!" rief er in gedämpfter, tiefer Stimme. „Fräulein!"

Sie wurde plötzlich furchtlos.

„Ja," antwortete sie ziemlich laut; ein Lächeln glättete unwillkürlich ihr gespanntes Gesicht.

„Wo sind Sie denn, Fräulein?"

„Hier! Was wollen Sie?" Sie trat vor bis an das Geländer und zwang sich hinunterzusehn. Die Umrisse einer großen Gestalt, eines in den Nacken geschobenen Hutes erschienen in der Dunkelheit.

„Kommen Sie nicht herunter?"

„Nein. Wer sind Sie?" Dinchens Stimme hatte eine überraschende Festigkeit gewonnen, sie fühlte sich ganz sicher.

Aber da sagte er: „Na, dann will ich 'raufklettern."

„Unterstehn Sie sich!" rief das Mädchen zornsprühend. „Wie können Sie es wagen, mich zu erschrecken und mir zu schreiben, als ob Sie mich kennten? Das verbitte ich mir!"

Ein gutmütiges Lachen scholl herauf.

„Na, haben Sie denn meinen Brief bekommen, Fräulein Dinchen?"

Dinchen rückte ganz dicht an die Hauswand. „Warum kommen Sie denn nicht bei Tage?"

Digitized by Google

Er lachte wieder. „Weil ich abends hübscher bin, Fräulein.“

Das fuhr ihr durch die Glieder, das war der übervertrauliche Ton des Briefes.

Mit klopfendem Herzen und scharfer Betonung rief sie: „Warum sind Sie mir neulich nachgelaufen?“ Und hörte zusammenschreckend die Antwort: „Weil ich gern 'n Patschhändchen von Ihnen haben wollte.“

Ihre Backen wurden heiß, sie stützte sich an die Brüstung, und sagte streng: „Augenblicklich sagen Sie, wie Sie heißen! Ich will es wissen, denn so frech wie Sie ist nicht mal mein kleinster Bruder gegen mich.“ Das Gitter zitterte, denn sie flog am ganzen Körper.

Aber mit dem alten, unerschütterlich gutmütigen Lachen antwortete er: „Von Frechheit ganz abgesehn — so war es wirklich nicht gemeint. Ich heiße Robert.“

„Und das ist Ihr Zuname?“

„Nein, das ist mein Vorname. Na, wissen Sie immer noch nicht Bescheid?“

„Nein, wirklich, ich weiß nicht.“

Unten regten sich Schritte. „Na dann,“ hörte sie ihn mit gänzlich veränderter Stimme sagen, „dann bitte ich vielmal um Entschuldigung, gnädiges Fräulein, daß ich Sie erschreckt und gestört habe. Dann gute Nacht.“

Und er ging nach der Gartentür. Aber Dinchen, voll Neugier und Aufregung, rief ihm nach: „Vielleicht, wenn ich Ihren Zunamen höre — —“

Die Schritte hielten an. „Ich dachte wenigstens, daß meine Mutter Ihnen von mir gesagt hätte. Ich bin ja Robert Hetebrink.“

Ein Etwas in der Art, wie das gesagt ward, beschämt und traurig und demütig, ging Dinchen zu Herzen und stimmte sie um. „Ein Verwandter von Erich?“ rief sie herzlich.

„Sein Bruder, Fräulein.“ Damit ging er auf die Straße hinaus.

Aber er war noch nicht weit gegangen, als er leichte Schritte hinter sich hörte.

Dinchen, mit verschobenem Pelzkäppchen, atemlos, zwischen Verlegenheit und Freude, war ihm nachgelaufen. „Kommen Sie herein zu uns, Herr Robert,“ sagte sie, ihm ihre warme, unbehandschuhte Hand entgegenstreckend, und ihr liebliches Willkommenlächeln strahlte Robert entgegen, „wir haben wirklich von Ihrer Existenz gar keine Ahnung gehabt.“

Ihr Lächeln erstarb, sie warf einen scheuen Blick auf den Mann, der jetzt mit ihr, gegen das Elternhaus zu, umwendete. Sie suchte nach dem Grunde dieses seltsamen Abenteuers: Wie konnte es nur geschehen sein, daß Erich selbst am Weihnachtsabend den Bruder völlig verleugnet hatte?

* * *

Als Poppingas um halb zwölf abends in ihr Wohnzimmer traten, hörten sie eine fremde Männerstimme reden, und mit glühenden Wangen erhob sich Dinchen aus dem Lehnstuhl in der Ofenecke.

„Mein Poppy und Mams! Wir haben einen Gast! Darf ich Euch Robert Hetebrink vorstellen? Erichs großen Bruder. — Wir haben viel gesprochen, viel Trauriges, Mama,“ flüsterte sie der Mutter zu, während sie ihr die Hutbänder löste. Ihre Augen schimmerten feucht, und ihre Aufregung überraschte die Eltern. Freundlich, wie es ihre Art war, aber ein wenig verwundert, begrüßten Poppingas den jungen, ihrem zukünftigen Schwiegersohne so unähnlichen Mann, dessen ungepflegtes Äußere sie übrigens sogleich mit einer gewissen mitleidigen Sympathie erfüllte. Er saß da in einem abgetragenen Rocke, hatte ein buntes, nicht sehr sauberes Hemd an und stützte mit einer roten Hand seine unrasierte braune Backe. Die Augen glühten warm auf, sobald er sprach, — oft aber sanken die Lider schwer darüber. Ein auffallend angenehmes Lachen beleuchtete das nicht häßliche, aber etwas grobgeschnittene Gesicht. Sein Benehmen schwankte zwischen Zutraulichkeit und Scheu. Während sich Herr Poppinga mit ihm unterhielt, drängte Dinchen ihre Mutter auf den Vorplatz hinaus und fiel ihr dort halb weinend um den Hals: „O, mein Mams, er hat gefragt, ob er die Nacht hier bleiben kann.“

Mams prallte zurück. „Warum geht er nicht zu Mutter und Bruder, Kind?“ flüsterte sie ängstlich.

„Weil sie entzweit sind! O, Mams, das ist eine schreckliche Geschichte. Es scheint, daß Eri furchtbar böse auf ihn ist.“

„Und er auf Erich wahrscheinlich?"

„Nein, ach, er liebt Erich so rührend, Du solltest es nur hören, Mama!"

„Na, dann werden sie sich hoffentlich bald aussöhnen. So etwas ist ja traurig," sagte Mams. Und dann ging sie hinein, um dem Besucher das Fremdenstübchen im Giebel oben anzubieten. Aber das war nicht mehr nötig, denn Poppy hatte es bereits getan: so schnell hatte Robert Hetebrink seine Verlegenheit abgelegt.

* * *

Das Schreckliche bestand darin, daß der Gast sich bei Poppingas vor seinem Bruder Erich verbergen wollte. Er saß mit am Familientische, und sowie die Hausglocke klingelte, sprang er auf, rannte in sein Giebelstübchen und riegelte sich dort ein. Zuweilen war es irgendein Lieferant, oder ein Kamerad der Knaben, — dann lief jemand hinauf, klopfte an Roberts Kammer und sagte ihm Bescheid. Ein wenig gedrückt, mit einem halben Schelmenlächeln, kam er wieder herunter und setzte wortlos seine Mahlzeit fort. Oder er begann unerwartet: „In unserer Familie gibt es noch zwei solche wie ich. Großonkel Söderser, der hatte das so, daß ihm die Flasche vor den Augen 'rumtanzte. Sie stand sozusagen in der Luft, auf gar nichts, und er mußte danach greifen. Das kam sowohl bei Tage wie bei Nacht vor."

Er sagte das gewissermaßen fragend, unruhig, und blickte alle nach der Reihe mit seinen auffunkelnden Augen an.

Oder er dachte laut vor sich hin: ‚Ja, Robert Hetebrink, da bist Du mal zu guten Menschen gekommen; wollen sehen, wann Du wieder 'rausgeschmissen wirst.'

Am allerschlimmsten aber klang es, wenn er zu weinen anfing, weil Erich nichts von ihm wissen wolle, seit er wieder die Stelle verloren. Er machte dann den Eindruck eines gebrochenen Menschen, und die breitschultrige Gestalt sank kraftlos in sich zusammen.

Solches geschah, wenn Erich plötzlich erschienen war, wenn das Musizieren und laute Sprechen bis zu dem Flüchtling in die dunkle Dachkammer hinaufschwirrte. Denn ohne Licht saß er die langen Stunden eingeschlossen, rauchte Herrn Poppingas Zigarren, trank seinen Wein und knackte Nüsse dazu.

Dinchen, an Verbergen nicht gewöhnt, vermochte keinen Augenblick mit Erich allein zu bleiben. War er fern, dann interessierte sie das sonderbare Abenteuer; war er da, so kam sie sich vor wie die Fee im Märchen, die ein Wort weiß, ein Wort, das alles in Flammen setzen kann. Sie beobachtete Erich und entfernte sich immer mehr von ihm: sie fand seinen Mund streng und meinte, daß er einen gefährlichen Funken oft in den Augen habe, sobald jemand anderer Meinung war als er.

Erich war kühl; zuweilen, wenn er eintrat, suchte er in den Gesichtern nach dem alten herzlichen Willkomm. Er fand ihn nicht. Mißtrauisch musterte er Dinchen. Sie war seit einigen Tagen nicht bei seiner Mutter gewesen, und er hatte kaum das Herz, ihr eine dringende Einladung zu überbringen. Er fühlte, daß Dinchen ungern zu seiner Mutter ging. Vielleicht lag da der ganze Grund ihrer Entfremdung. Die alte Frau Birch war noch nicht abgereist, sie hatte sich den Arm verrenkt: das erklärte ein wenig die gedämpfte Fröhlichkeit, die seit Weihnachten bei den Poppingas herrschte. Es war alles fühlbar verändert.

Am siebenten Januar hatte Mams ihren Geburtstag. Erich beschloß bei sich, dieses Fest zu einer gründlichen Verständigung mit Dinchen zu benutzen. Er schrieb ihr deshalb folgendes vom Kontor:

„Meine liebe Braut!

In der letzten Zeit habe ich mich leider bei Euch manchmal etwas kühl angeweht gefühlt. Da ich nach unserer offiziellen Verlobung ein Recht auf das Gegenteil zu haben glaubte, so war mir dies sehr schmerzlich. Bitte, gib mir Gelegenheit, an Mamas Geburtstag, wo ich, da es Sonntag ist, den ganzen Tag bei Euch bin, einmal wieder wie sonst ausgiebig mit Dir zu sprechen. Ich schlage vor, hierzu einen Spaziergang nach Tisch zu benutzen. Sieh, bitte, zu, daß wir spätestens um zwei Uhr das Essen auf dem Tisch haben. Die Alten schicken wir dann schlafen und gehen zusammen nach Hausbruch, wenn es Dir recht ist. In sechs Wochen trete ich in die Firma

Schäfer ein, und übers Jahr allerſpäteſtens, wenn es mir irgend glückt, möchte ich Hochzeit machen. Doch darüber ſprechen wir Sonntag.

Dein treuer Erich."

Dinchen ſchrieb diesmal ſpät, erſt Sonntag früh kam ihre Antwort:

„Lieber Eri!

Ja, auf den Sonntag hoffe auch ich, er ſoll uns ein freudiges Ereignis bringen, das uns alle in Feſtſtimmung verſetzen ſoll. Nein, das iſt viel zu wenig geſagt! O Eri, mir iſt ſehr eigentümlich zumute. Etwas Hohes und Heiliges ſteht vor mir. Bete für mich und uns alle.

Mein Herz iſt ſo voll, meine Gedanken verwirren ſich, ich kann Dir heute nicht mehr ſchreiben. Ich habe Angſt, Eri! Sage mir, daß ich keine Angſt zu haben brauche und daß alles gut wird.

Dinchen."

„Dinchen, liebes Herz! Du brauchſt keine Angſt zu haben. Wenn wir verheiratet ſind, dann erſt werden wir ganz glücklich werden," ſchrieb Erich mit gläubigem Lächeln auf einen kleinen Papierſtreifen, den er ſeiner Braut gleich beim Gutentagſagen in die Hand drücken wollte.

Unglücklicherweiſe fand ſich aber bei ſeinem Kommen keine Gelegenheit dazu. Niemand empfing ihn, die Haustür ſtand offen, und als er den Gärtnerburſchen, der ihm die ſechs blühenden Hyazinthen hergetragen hatte, mit hinauf nahm, konnte er ohne Umſtände in den Saal treten, wo Großmutter Birch mit dem Arm in der ſchwarzen Schlinge ihm aus ihrem Lehnſtuhl freundlich und geheimnisvoll zulächelte. Sie war ganz allein.

„Wo ſind ſie denn alle? Das Haus ſieht ordentlich unbewohnt aus," fragte Erich mit unbehaglicher Miene. „Was iſt denn heute paſſiert?"

Großmutter Birch lud ihn ein, ſich zu ihr zu ſetzen, ſie war ganz glücklich darüber, dieſen feſtlichen Tag nun doch noch mit den Ihrigen in der Heimat zu begehen, wie ſie ſagte.

„Vorläufig ſieht es noch recht wenig feſtlich aus!" entfuhr es dem jungen Manne, der in ſeiner Ungeduld die Hyazinthen bald ſo, bald ſo nach den Farben umſtellte.

„Laſſen Sie nur, lieber Erich, es iſt etwas im Werke! Das Feſt ſteckt hinter der Tür da!" ſie deutete auf die Tür zu Poppys Muſikzimmer.

Erich wurde unwirſch, er wußte ſelbſt nicht warum. ‚Schon wieder?' dachte er. ‚Wieder Theater?' — „So? Das iſt ja recht hübſch," ſagte er trocken, „aber wohl erſt heute abend zur Feier des Tags?"

„Nein, gleich jetzt, ſoviel ich weiß. Ich ſoll aber nicht dabei ſein," ſagte ſie lächelnd, „es ſei etwas aufregend für mich als Patientin. Sehen Sie, da kommt ſchon der Herold, unſer kleiner Luki! Er iſt recht feierlich angekleidet."

Und Luki, mühſam ein Lachen verbeißend, trat mit einer großen weißen Fahne in der Hand in den Saal. Er kam aber nicht als Mohrenkönig, wie am Weihnachtsabend, ſondern ſah faſt wie ein Chorknabe aus in dem langärmeligen weißen Gewand mit kurzem Samtmäntelchen, ſo daß Erich zu lachen anfing, als der Junge ſonderbarerweiſe die Fahne dreimal vor ihm ſenkte. „Bitte, Erich Hetebrink, hinter mir her!"

Luki wendete ſich feierlich um, und Erich faßte, den Scherz aufnehmend, den Chorknaben am Hemdzipfel, laut lachend über die dunklen Hoſen, die er dabei entblößte. So marſchierten ſie. „Nein, nicht lachen, Erich, ernſthaft," kommandierte Luki, „hier hinein, da, ſetz Dich."

Papas Zimmer war völlig dunkel, als ſie hineintraten, faſt hätte Erich den Jungen umgeworfen, der dicht vor ihm Halt machte und ihn zu einem Stuhl hindrängte, wo er Platz nehmen ſollte. Dann wedelte er wieder dreimal die Fahne vor ſeinem Geſicht auf und ab.

„Na, nimm Dein Handtuch weg, Bengel," rief Erich verdrießlich. „Hör, Luki, könnteſt Du nicht Dinchen auch herrufen? Ich ſoll doch hoffentlich keine Separatvorſtellung hier kriegen?"

Er verſtummte, denn ein ſanftes, leiſes Präludieren begann, und Luki verſchwand. So dunkel war es, daß der Kurzſichtige ſich faſt nicht zu orientieren vermochte, nur merkte er, daß es nicht Poppys kräftiger Anſchlag war, was da aus aller Dunkelheit einlullend und ein wenig klagend hervortönte. Aber die Muſik gewann keine Macht über ihn. „Was ſoll

das alles? Ist es ein Scherz?" rief er mit lauter, wacher Stimme.

Keine Antwort kam als das plötzliche Aufstrahlen eines weißen, sechseckigen Sterns nahe der Zimmerdecke. Er machte es hell genug, um die höchsten Äste der Tanne zu beleuchten, an der er hing.

Erich atmete auf. Er unterschied die Weihnachtstanne, und er hoffte auf etwas Heiteres. Er klatschte leicht in die Hände und rief mit derselben lauten, wachen Stimme wie vorhin: „Mehr Licht!"

Aber das wurde nicht gehört. Das zögernde Präludieren, das einsame Sternenlicht dauerte fort, die Luft war voll Spannung, und befremdet sah Erich, daß der Tannenbaum alles Schmucks entkleidet war, und daß sich unter seinen Ästen etwas bewegte. Das Sternenlicht streifte etwas Goldschimmerndes, streifte einen langen, weißen Bart, und wie ein weicher, voller Orgelton übertönte eine herrliche Baritonstimme das gleichsam in die Stille zurücksinkende Klavier.

Unter dem Tannenbaum, an seine Harfe gelehnt, stand der Harfner und sang:

Wer nie sein Brot mit Tränen aß,
Wer nie die kummervollen Nächte
Auf seinem Bette weinend saß,
Der kennt euch nicht, ihr himmlischen Mächte.
Ihr stoßt ins Leben ihn hinein,
Ihr laßt den Armen schuldig werden,
Dann überlaßt ihr ihn der Pein,
Denn alle Schuld rächt sich auf Erden.

Erich reckte sich auf, sein Herz klopfte, so wunderbar hatte Dinchens Vater noch niemals gesungen, und noch dazu für ihn war das alles? Aber warum? Da blieb sein Auge an zwei weißen nackten Füßen hängen, an einem zerlumpten bunten Wämschen und Höschen, an einem schneeblassen, von krausen schwarzen Locken umrahmten lieben Gesicht. Mignon trat schüchtern hinter dem Harfner hervor, erhob bittend die Hände und sprach mit bebendem Pathos:

Du kennst ihn wohl, der hier in Kummer weint!
O laß ihm wieder Deine Liebe scheinen!
Und was Natur schon längst vereint,
Zum zweitenmal mög' es die Kunst vereinen!

Und der Harfner und Mignon streckten die Hände aus, und zwischen beiden stand in seinem weiten, alten Rocke, mit dem Haar in die Stirn und dem rätselhaften Vagabundenlächeln um den Mund, in Tränen aufgelöst und vor Erregung schwankend: Robert Hetebrink. Ein Moment des Schreckens, und grell und schneidend kam die Antwort aus Erichs Munde: — „Nein! nein!" Mit abwehrend vorgestreckten Händen wich er an die Tür zurück und stieß sie auf. Dort blieb er stehen, atemlos mit seiner Empörung ringend, endlich herausschmetternd: „Das nicht! Den nicht! Mit dem sollt Ihr mir wegbleiben, ein für allemal!"

Dinchen-Mignons Schutzbewegung gegen Robert hin machte ihn dann vollends rasend. Er stürzte auf die Gruppe vor dem Tannenbaum zu, als ob er den Bruder packen wolle: „Einschleicher Du! Lump! Hinaus von hier! Hast Du die einzige Stelle gefunden, die Du mir noch nicht beschmutzt hattest? Ihr alle hinter meinem Rücken! Gegen mich mit dem da, mit dem Auswurf, mit dem Lump, dem Strolch, der meines Vaters Tod verschuldet hat —"

„Erich!" kreischte die Braut. „Halt! halt!"

Er hielt nicht ein, er wußte nicht mehr, wo er sich befand, der alte Haß und der neue Neid schmolzen zu einer wütenden Lava zusammen, die alles überschwemmte, alle Blüten, die er hier gepflanzt, alle Früchte, die er hier erhofft, alles Liebe, Zarte und Schöne, das zwischen diesen Menschen und ihm je gewebt und geatmet hatte. Er glaubte, daß sie ihn in eine Falle gelockt hätten, und er sagte ihnen das. Er glaubte, daß sie keinen Unterschied machten zwischen einem Lumpen und einem rastlosen Arbeiter, und er sagte ihnen das. Er glaubte, daß sein Bruder gegen ihn hier intrigiert und ihm Dinchens Liebe gestohlen habe, und er sagte ihr das.

Dann, als er sich heiser geschrien und keine Erwiderung geduldet hatte, verlangte er mit matter Stimme, daß sie seinen Bruder sofort hinausweisen und feierlich versprechen sollten, ihn nie wieder über ihre Schwelle zu lassen.

Er stand vor Herrn Poppinga und verlangte dessen Handschlag. Poppinga schüttelte den Kopf. „Du grünes, bittres Kraut, versündige Dich nicht," sagte er und kehrte ihm den Rücken.

Digitized by Google

„Er ist fortgegangen, der arme Mensch!“ mahnte ihn Frau Poppinga, deren Tränen nicht aufhören wollten zu fließen. „O Erich, wenn Dich das nicht hat auf andere Gedanken bringen können, unser Goethe nicht und Poppys Stimme und Erscheinung nicht, dann —“

Da bäumte er sich wieder zornig auf. „Ihr macht aus allem Theater, Mama, — das geht nicht! Kunst und Wirklichkeit — das ist doch der größte Gegensatz!“

„Nein, Kunst und Leben sind eins! Mir sind sie eins!“ rief Dinchens weinende Stimme dicht hinter ihm. Er sah sich um. Sie war fort.

„Wir wollen die Haustür schließen und die Gäste abweisen lassen,“ beschloß der Hausherr.

„Wenn Du mich meinst, ich gehe schon!“ keuchte Erich, und es hielt ihn niemand zurück.

* * *

Der Zorn trug ihn die Straßen entlang. Er rannte Kirchgänger und schlittelnde Kinder an und murmelte kaum vernehmbare Entschuldigungen. Aus der Stadt hinaus, an den Eisenbahnschienen hin, durch das Sonntagsgedränge am Bahnhof, als wäre ein Ziel vor ihm, das er schnell erreichen müsse. Und vorwärts auf der breiten, verschneiten Chaussee in den dunkeln Nebel hinein, immer mit den gleichen eiligen, weiten Schritten. Heiß war es ihm. Er nahm den Hut ab und trug ihn vor sich in der Hand. Seine Stirn glühte, seine Schläfen klopften. Zuweilen wallte seine Leidenschaft hoch auf, und er stieß Schimpfworte aus: „Der Hund! Der heuchlerische Lump! Und ich! Ich!“ Gedanken hatte er nicht, nur einen Wirbel von Bildern fühlte er um sich. Auf dem eintönigen Grauweiß der Felder und des Himmels erschien und verschwand unaufhörlich Roberts verhaßte Gestalt, zwischen den beiden Menschen, die ihm die liebsten bisher gewesen. Dann blinzelte er heftig und ballte die Hand: „Der Hund! der Lump!“ Und der Nebel färbte sich rot, und ihn schwindelte.

Schlitten klingelten an ihm vorbei, der Wald begann mit schwerbehangenen Kronen und vom Schnee unförmlich gestaltetem Buschwerk. Das war der Weg, den er mit seiner Braut heute hatte gehen wollen, um sich alles von der Seele zu reden. Als es ihm einfiel, verließ er die Chaussee und ging planlos ins tiefe Dickicht. Rücksichtslos trat er nieder, was ihn hemmen wollte, zerbrach die Zweige, die ihm ins Gesicht schlugen, und sein Atem ging gepreßt, als drücke all der Schnee, der hier gefallen, ihm auf die Brust. Jetzt wußte er doch, warum er so gelitten, jetzt erklärte sich die ganze Heimlichkeit. Das war längst vorbereitet! Er packte einen jungen Stamm und schüttelte ihn, der Schnee, der schwer und weich niedersank, kühlte ihn nicht. Dann ließ er den Baum fahren, — seine Augen umschleierten sich. Dort, auf der baumlosen Anhöhe die einzige Buche — das war ja ihre Buche, ihre und seine; da hinein hatte er ihre Namen geschnitten. Und drunten, an dem schmalen Elbarm, der jetzt dunkel dalag mit dem halbheraufgezogenen verschneiten Boot — das war ihr Vergißmeinnichtplatz —, dort hatten sie sich zum erstenmal gesehen. Scheu wandte er den Kopf nach der anderen Seite. Da ward ihm ein widriger Anblick; kaum einige Schritte vor ihm hielt ein betrunkener grober Bursche ein sonntäglich geputztes, hellhaariges Mädchen umfaßt, das er begierig abschmatzte.

„Pfui!“ schrie Erich und schlug mit dem Stocke in den Schnee. Die Kleine, flammendrot, wehrte sich gegen den aufdringlichen Begleiter, der in ein trunkenes Lachen ausbrach. So standen sie sich einen Augenblick gegenüber.

In Erich ging etwas Seltsames vor.

„Kommen Sie mit mir!“ schrie er herrisch dem Mädchen zu, das laut aufkreischend vor ihm zurückwich. Der Bursche hörte zu lachen auf, beide Hände geballt, rückte er langsam vor. „Schmutzfink! Lump!“ schrie Erich und sprang an ihm vorüber, während er ihm mit dem Stock den Hut von dem benebelten Kopf schlug. Dann rannte er weiter, unbekümmert um die verfolgenden Schreie und Schritte, die bald hinter ihm verklangen. ‚Vielleicht gefällt er ihr besser als ich,‘ dachte er, und eine unsägliche Bitterkeit kochte in seiner Seele auf. ‚Vielleicht ist dies ihr Geschmack. Und es war ihm, als sei Dinchens Hand nun

schmutzig geworden und nicht mehr wert, in der seinen zu ruhen.

Den ganzen Tag raste er so im Freien umher, trat erst, als es ganz dunkel ward, in ein Wirtshaus am Waldrande und aß in der qualmigen Gaststube zwischen lärmenden Knechten ein Butterbrot zu seinem kalten, schalen Bier. Es ward ihm schlecht danach, und er mußte wieder in die Frische hinaus. Aber es war kälter geworden, und sein Übelbefinden nahm zu. ‚Und wenn ich jetzt hier umfalle und liegen bleibe — — wer fragt danach?' dachte er, und seine Augen wurden feucht. Mühsam raffte er sich zusammen und ging unter Schmerzen und Schüttelfrost bis zum nächsten Gasthaus. Dort war es elegant, alles hell beleuchtet, Reihen von Schlitten vor der Tür und Tanzmusik und Gelächter in den großen Sälen. Er verlangte heißen Punsch am Büfett, aber man achtete kaum auf ihn, die vornehmen Schlittengäste hatten hier eine geschlossene Gesellschaft, und das Personal war mit Aufträgen überhäuft. Während er ungeduldig wartete, stieg auf einmal das Poppingasche Haus in verlockender, anheimelnder Wärme vor ihm auf. Er sah sie alle versammelt, Poppy am Klavier spielte den Sphärenreigen, und Dinchen tanzte mit roten Wangen und halbgelöstem Haar, ein jauchzendes Entzücken in den Augen. Aber der sie umschlungen hielt, war Robert. Da stürmte er stolpernd vom Tische auf und wieder hinaus in die Winternacht. Er vergaß seine Schmerzen, seine Fieberschauer, — hin wollte er, so schnell die Füße ihn nur trugen, hin zu dem Hause am Markt, sich überzeugen, wie sie dort über ihn lachten, ihn verspotteten vielleicht.

Der Weg dehnte sich; im unsichern Schneelicht kam er durch den Wald und atmete auf, als wieder die Felder begannen, wo er schneller vorwärts konnte. Lange sah er die Lichter des Bahnhofs vor sich, vom ersten schwachen aufzuckenden Fünkchen bis zur rotgelben Feuersbrunst wuchsen sie an, aber als sie erreicht waren, blickte er nicht nach ihnen, sondern rannte dem Markte zu. Über die Stadt klangen neun Glockenschläge. Neun Uhr erst. Ein Tag, lang wie ein Leben, schien ihn von dem Augenblicke zu scheiden, da er heute morgen mit seinen blühenden Hyazinthen in das Haus dort getreten war. Scheu und doch aufatmend betrachtete er es. Es war ganz dunkel. Sie feierten kein Fest, sie tanzten nicht ohne ihn, sie hatten wirklich die Hausflur geschlossen und die Gäste abgewiesen. Es ward ihm bange. Er legte die Hand auf den Türdrücker. Die Tür war geschlossen, wirklich geschlossen. Die Kälte stieg ihm durch die Hand bis ins Herz. Es wurde still und wie tot. Mit weit aufgerissenen Augen und zitternden Beinen ging er nach Hause. Leise trat er ein. „Mir ist nicht ganz wohl, ich lege mich gleich zu Bett," flüsterte er der alten Stine zu. „Aber sagen Sie Mama nichts davon." Und dann lag er fiebernd im Bett und dachte die ganze Nacht an das Unrecht, das ihm geschehen war und an den Unverstand der Menschen, die er liebte, und an ihre Unfähigkeit, ernste Dinge ernsthaft zu behandeln.

Und er zwang seine Sehnsucht hinab und dachte, daß er dies nicht schnell und unvernünftig verzeihen dürfe, und daß sein ganzes Trachten von jetzt an darauf gerichtet sein müsse, ihnen Respekt vor seinem Willen und seiner Person einzuflößen. Und dann weinte er und biß in das Kissen und war elend vor Eifersucht, elend vor Neid, und von einer ganz sonderbaren quälenden Angst durchzittert, daß er sich in Dinchen geirrt habe und daß er niemals glücklich werden würde.

* * *

Es traf sich so günstig, daß Frau Hetebrink eine Woche lang Zahnschmerzen hatte und sich nur für heiße Kräuterkissen und in Milch gekochte Feigen und andere unfehlbare Heilmittel interessierte. So fiel die gefürchtete Frage nach der Geburtstagsfeier bei Poppingas fort, und Erich brauchte nichts weiter zu sagen, als „Aah! ooh!" und dazu bedauernd den Kopf zu wiegen. Zum Unglück vergaß er sogar dies karge Anteilszeichen oft genug und starrte wortlos ins Leere, wenn er bei seiner Mutter saß. Mit eisernem Willen rang er sich die größte Regelmäßigkeit in seiner Arbeit ab, obgleich ihm jeder Morgen grau und gähnend zuflüsterte: Wozu? Wofür? Fühlte er sich krank,

dann lud er sich doppelte Arbeit auf. ‚Ich will nicht werden wie der, und auch nicht wie die, die glücklichen Müssiggänger! Man muß sich beherrschen können.‘

Aber als es wieder Sonntag war, wußte er, daß ihn heute nichts abhalten könne, zu ihr zu gehen. Er wollte streng sein, gewiß. Ohne eine ernsthafte Auseinandersetzung konnte man nicht loskommen. Und Zorn fühlte er auch heute noch; eine grauenvolle Woche hatte ihre leichtsinnige Lebensauffassung ihm bereitet; aber dann, nach dem Streit, wollte er ihr einmal seine ganze ehrliche Liebe zeigen.

Der Anblick des schmucken Giebelhauses am Markt, wo er die schönsten Minuten seines Lebens — sein Glück zählte immer nur nach Minuten — zugebracht hatte, bewegte ihn tief, und er grüßte mit den kurzsichtigen Augen nach dem Balkon hinüber, eh' er davor stand, und es schien ihm, als würde ein Vorhang rasch auseinandergeschlagen. Im Eßzimmer mußte es sein, und Dinchen mußte betrübt und sehnsüchtig am Fenster stehen und nach ihm ausblicken. Wie war es nur zu begreifen, daß er acht lange Tage fern geblieben und sich ganz in seinen Groll eingewühlt hatte! Das Blut drang ihm zu Kopfe, er hatte ein Lächeln auf den Lippen und die Augen voll Tränen. Nie, nie sollte sich wieder ein böser Gedanke gegen diese guten, geliebten Menschen hier in seine Seele drängen, das schwor er sich in diesem Augenblick.

„Wo sind die Herrschaften?“ fragte er die ihm unbekannte Frau, die mit einem Haufen Geschirr die Treppe herabkam. Sie musterte ihn neugierig und berichtete, daß sie in der Dunkelkammer seien. „Aber,“ setzte sie wichtig hinzu, „da darf man nich reingehn. Soll ich lieber mal fragen?“ Er zog den Überzieher aus, hängte den Hut auf „seinen“ Nagel — Dinchen hatte „seinen“ Nagel mit einem blauen Seidenbändchen ausgezeichnet, Weihnachten, und er freute sich, daß es noch daran hing — nahm den Veilchenstrauß aus der Umhüllung und klopfte mit gespanntem, aber fast lächelnden Gesicht an die dicht verhängte Tür, hinter der er nie gewesen. „Wer ist da?“ wurde gefragt.

„Ich, Mama! Erich Hetebrink.“

„Erich?“ schrie es drinnen auf, und dann noch einmal pathetisch und laut: „Erich!“

„Darf ich Euch nicht sprechen?“

„Doch! Doch! Ich schließe auf!“ Spaltenbreit ward die Tür aufgemacht und er hineingezogen in das dunstige Dunkel.

„Erich!“ scholl es zum drittenmal mit erstickter, klagender Beschwörung. „Jetzt, jetzt kommt er, Poppy!“

„Setz Dich, Erich,“ sagte Herrn Poppingas Stimme irgendwo aus der Finsternis hervor, in der nur ein einziges, schwaches, rotes Lichtpünktchen brannte, „da neben Dir steht ein Stuhl.“

Aber Erich blieb stehen, wo er stand, wagte kaum zu atmen. Er wußte plötzlich, daß etwas geschehen war, während er gezögert und gegrollt hatte. „Kann ich Dinchen sehn?“ Niemals hätte er gedacht, daß es ihm schwer werden würde, ihren Namen zu sprechen. Seine Zunge zitterte dabei und drückte den Namen zu einem kleinen zärtlichen Hauch zusammen. Sie antworteten nicht gleich, aber in dem sich lichtenden Dämmer sah Erich, daß sie sich die Hände gaben und sich aneinander lehnten, und daß Mama das Taschentuch vors Gesicht drückte, und es schien ihm, als ob diese warme, lastende Dunkelheit nur ein Vorwand wäre, um etwas Unerwartetes, Beängstigendes zu verbergen.

Und während die Antwort ausblieb, ging mit Erich eine gänzliche Verwandlung vor. Etwas Schweres ist geschehen, und er hat es verschuldet. Nicht als Richter steht er hier, nein, als Verurteilter, und mit scheuer Stimme wiederholt er: „Kann ich Dinchen nicht sehn?“

„Poppy, sag' Du!“ schreit die Frau weinend auf.

Und unter einem fürchterlichen Ohrensausen, das ihn fast taub macht, hört er den Mann sagen: „Unser Dinchen ist fort. Unser Kind hat uns verlassen.“

„Verlassen?“ Er will auf die beiden zugehen, will sie bitten, doch um Gottes willen nicht mit solchen Worten zu spielen. Aber sein Mund spricht ganz anderes. Sein Mund ruft ängstlich: „Um mich?“

Die Mutter weint: „Daß es so kommen mußte!“

Digitized by Google

Erich fragt abwesend: „Fort? Nein, nein! Das kann doch nicht — — Bitte, wollt Ihr nicht — —“

„Poppy! Sag' ihm alles.“

„Alles, ja, da könnte man lange reden und verstände sich am Ende wieder nicht,“ sagt Herr Poppinga trocken. „Ja, Erich, die Sache ist, sie hatte Angst bekommen, unsere Kleine — —“

„Vor mir, Papa?“

„Vor Dir, und vor dem Heiraten überhaupt — sie paßt wohl nicht dafür, unser Kind. Und da wollte sie fort, siehst Du, weit fort; — da äußerte sie den Wunsch —“

„Wohin?“

„Warte, mein Sohn, hör erst fertig. Dinchen ist gestern mit der Hammonia nach San Franzisko abgefahren.“

Nun war es ihm, als habe er eine schwere Kopfwunde erhalten. Er faßte nach der Schläfe. „Ach so! Ach so! Auf längere Zeit?“ murmelte er; es wurde ihm unerträglich hier, die Dunkelheit begann sich zu drehen, er wußte nicht mehr, was er sprach. „Angst bekommen. Fortgefahren, ohne — ohne — — aber das — — meine Braut — heiliges Versprechen — — eher durfte der Himmel einstürzen, als daß — —“

Das Brausen in seinem Kopfe wuchs zum Orkan, er fühlte sich fallen, dachte, es wäre ein Erdbeben, und ein grauer Schleier sank über seine Augen.

An einer kalten Berührung seiner Stirn erwachte er verstört und hoffte, daß alles ein Traum gewesen. Aber da war noch immer das matterhellte, ungastliche Stübchen mit den Schalen und Kolben auf dem Tisch und Frau Poppinga mit dem Taschentuch vor dem Gesicht und des Mannes warme Hände, die sich um seine eiskalten schlossen. Und nun sah er auch, daß das feine Antlitz wieder gütig war, und die sanften, zögernden Worte klangen wie linde Tropfen, die in ein metallenes Becken fallen: „Sie wollte Dir nicht weh tun, nur sich retten. Ihr habt ein verschiedenes Seelenklima, Du und sie — ja, mein Sohn, halt' es aus — wenn man sich nicht versteht, dann soll man auseinander gehen. Sieh, das ist heiter wie der blaue Himmel und sorglos wie ein Vogel, aber hinter dem allen horcht eine junge Weibesseele und will empfangen sein. Du meintest: ein junges Mädchen! Du meintest: ein Singvogel! eine Blume! das Tüpferl auf dem I! und das I ist Dein künftiges Haus. Ihr Klima ist ein andres, bringt andre Blumen, andre Früchte. Und da sagst Du: Versprechen und Pflicht! Das wächst alles nicht in ihrem Garten, lieber Erich. Ihre Bäume wachsen höher. Wir haben ihr recht gegeben, mein Sohn. Sie ist mit Großmutter Birch in den ewigen Frühling hineingefahren.“ Sein Kopf sank auf die Brust. „Ich kenne sie länger als Du, Erich, und ich entbehre sie schmerzlicher als Du.“

Er ließ Erich los und saß still.

„Der unglückliche Mensch, Dein armer Bruder — warte! Spring nicht auf, er ist nicht hier —“

Aber Erich wollte nichts weiter hören.

„Und ist fortgegangen? Meine Braut fort! Sie war mein! Ihr hattet sie mir gegeben! Und hat keine Zeile, keinen Gruß für mich hinterlassen?“ Sie schwiegen. „Und soll ich sie niemals wiedersehn? Aber das — —“ Er schlug die Hände vor die Augen. Eine Ewigkeit saß er so, eine Ewigkeit währte die Stille um ihn. Er vergaß sogar die Anwesenheit der Eltern und stöhnte leise vor sich hin.

„Erich,“ hörte er sich wie aus weiter Ferne anrufen, „willst Du sie noch mal sehn? Sieh in die Schale.“

Eine Hand schob ihm die viereckige schwarze Schale zu, in der etwas schwamm, wie ein weißes unbeschriebenes Blatt.

„Bald wird sie auftauchen,“ klang wehmütig Poppingas Stimme, „sieh nur hin. Ja, ist es nicht geheimnisvoll? Unser Kind ist schon längst auf dem Meere draußen, aber die Strahlen, die von ihr ausgegangen sind, die hab' ich festgehalten, die sind hier. Das Lichtbild — das lichtgemalte Bild —“ Seine Stimme wurde unsicher, und er brach ab.

Er deutete auf die Schale.

„Siehst Du, wie sie auftaucht, wie die dunklen Flecke und Streifen zusammenschießen, wo eben nichts war? Das rechte Medium muß dazu kommen, sonst bleibt das Bild im toten, sterilen Weiß verborgen; das gibt auch zu denken! Es

ſind alle Dinge Symbol.“ Und als Erich vergeblich das Bild ſuchte, von dem er ſprach, fuhr er mitleidig fort: „Nicht jedes Medium paßt für jedes Bild, Ihr paßt nicht füreinander, lieber Erich.“

Da ſprang Erich auf, ziſchte außer ſich: „Vielleicht paßt er beſſer! Robert!“

Aber nun wurde Poppingas Stimme machtvoll. „Nie hat ein Menſchenherz in reinerem Mitleid geglüht als Dina für Deinen unſeligen Bruder! Vergiß das nie, hörſt Du? — Nimm das richtige Bild von ihr in Dein künftiges Leben mit!“

„Mein Leben! Ach, mein Leben!“ Erich ſtürzte zur Tür. Die Mutter hielt ihn feſt.

„Das Bild iſt da! Geh verſöhnt aus unſrem Hauſe! Sieh noch mal her!“

Stumpf blickte Erich auf das Figürchen: „Ganz ſchwarz und der Kopf weiß — was ſoll das?“

„Es iſt alles verkehrt, Erich, ſo im Negativ.“

„Ja, ja, alles verkehrt! Lebt wohl!“ rief er mit überſchlagender Stimme. „Grüßt ſie, wenn Ihr wollt — ſagt ihr auch, es iſt alles verkehrt, ſchwarz iſt weiß, weiß iſt ſchwarz — lebt wohl!“

Sie gingen mit ihm auf den Vorplatz hinaus, nur die Mutter ſprach noch.

„Ohne Groll, Erich! Wir bleiben Freunde!“

Damit beugte ſie ſich übers Treppengeländer ihm nach. Als die Haustür zuſchlug, bemerkte ſie den Veilchenſtrauß, der halbzertreten auf der Schwelle lag. Sie hob ihn auf und weinte darüber. „Ach, Poppy, ſieh! Wir haben ihm auch furchtbar weh getan! Er hat doch viel Herz, der arme Menſch!“

Und mütterlich ſtreichelten ihre Finger die welken, zertretenen Blumen.

* * *

Ach ja, ſie hatten ihm recht weh getan. Das Leben hatte ihm weh getan. So weh, daß er hinausfliehen wollte ins Nichtmehrſein. Die erſten Schritte, die er hinaustat über die einſt und noch jetzt ſo geliebte Schwelle — er fühlte es, ſie führten nirgends hin; ein Abgrund war vor ihm, den er nicht überſchreiten würde. Die geſunde Sicherheit der Jugend war von ihm gewichen, die ſchnelle, dunkle Nacht der Verzweiflung war über ihn hereingebrochen.

Angſt bekommen! Vor ihm! Das Mädchen, dem er die beſten Gedanken, die zarteſten Empfindungen ſeiner Seele geweiht hatte! Grauſames Mißverſtehen. Wo ſind die Brücken von Menſch zu Menſch? Aber wenn es ſo iſt, wenn keine Brücken da ſind, wozu leben? Und die quälende Furcht vor der Einſamkeit, der er entgegenging, und der Trotz des Verſchmähten, und die brennenden Wunden ſeines Stolzes, und der Ekel vor ſeiner eigenen Ohnmacht — alles peitſchte ihn vorwärts, dem dunkeln Abgrund zu, hinter dem kein Weg für ihn auftauchte.

Er fühlte in die Taſche und zog das lange, ſeidene Halstuch hervor, mit dem er ſeinen weißen Hemdkragen vor dem Ruß in den Hamburger Straßen ſchützte. Es war ein weiches, gelbliches Tuch von chineſiſcher Seide, ſehr dehnbar, ſehr ſchmiegſam und zäh. Wie eine kühle Schlange wand es ſich durch ſeine heißen, trockenen Handflächen. Das Tuch war ein Geſchenk von Dinchen. Der große, grüne Grasplatz mit den Apfelbäumen rundum und das Blindekuhſpiel, bei dem ſie ihm dies Tuch um die Augen gebunden, ſtanden wieder vor ihm. Er fühlte die Berührung ihrer flinken Fingerchen in ſeinem Haar, ihren heißen Atem in ſeinem Nacken, den Duft der blühenden Apfelbäume, den Duft des jungen Graſes — er hörte den Finkenſchlag aus der Haſellaube und Dinchens zwitſchernde Stimme: „Blindekuh, ick föhr Di!“ Und das weiche, ſeidene Tuch verwandelte ſich in Dinchens Hand und zog ihn vorwärts.

Spiel! Spiel! Alles nur Spiel! Ja, ſie hat ihm die Augen verbunden und ihn ins Dunkle hinausgeſtoßen! Er ſah den gleichgültigen, grauen Wolkenhimmel, die gleichgültige, graue Wintererde — flüchtig, widerwillig ſah er ſie. Das iſt ſein Weg, ſein ihm beſtimmter Weg, an deſſen Ende keine Freude auf ihn wartet ... Er zitterte, ſtand ſtill ... Er hatte das erblickt, auf das er zuging. Sein Ziel für heute und für immer. Zwiſchen den dünneren Stämmen zeichnete ſich deutlich im Waldesdämmer die große Buche am Waſſer ab. Seine Buche.

Digitized by Google

Ihre Buche; in deren Rinde ihre Namen eingeschnitten stehen.

Seine Hände rissen an dem Tuch, dem einzigen Andenken, das ihm von ihr geblieben, und jäh versank ihm die Sonne. Sie war fort, er konnte sie nicht mehr erreichen, weder zum Guten noch zum Bösen, nicht um sie zurückzugewinnen, nicht um sie zu strafen. Es gibt nur noch einen Weg für ihn, nur noch ein Mittel, nur noch einen Ausgang. Das letztemal, da er hier vorüberkam, ist er scheu und schnell an dem Erinnerungsplatz vorübergeschritten. Heut — wird er nicht vorübergehen — heut wird er hier — verweilen. Ja, ja, verweilen. Hier das Tuch, um sich selber die Hände zu fesseln, und dort — das schmale, tiefe, dunkle Wasser. So einsam. Selbst das Boot ist fort, das neulich halbverschneit im braungelben Ufergras lag. Wie ein stiller Bach zwischen Weiden gleiten die kleinen Wellen . . .

Das wird ihre Strafe sein. Sie wird es auch dort erfahren. Unwürdig? Pah! Das ist jetzt alles gleich. An solche Kleinigkeiten braucht man nicht zu denken. Überhaupt nichts denken. Nur sich befreien! Nur ein Ende machen!

Die Erde ist weich und naß, das Tauwetter hat die niederen Strecken überschwemmt. Er bringt die Füße fast nicht los. Von den kahlen, dünnen Zweiglein rieselt es in kalten Tränen über sein glühendes Gesicht. Den Hut in einer Hand, in der andern das seidene Tuch, so watet er vorwärts zwischen den schwarzen Blättern. ‚War dies nicht alles goldbestreut mit Dotterblumen und blau von Vergißmeinnicht? Mein kurzes Leben! Mein kurzes, schnell verzichtetes Leben!‘ Es ist dämmrig rundum, nebeldunkel.

Die Mutter — — Er steht still, schüttelt den Kopf, geht weiter. Nein, an die Mutter kann er jetzt nicht denken — das wird schon Onkel Aloys übernehmen. Weiter! Weiter! Auf den Abhang hinauf, wo die Buche steht, zwischen die verdorrten Distelkräuter hinein. Sie klammern sich an ihm fest, und er streift sie nicht ab — wozu auch? Laß nur! Innen und außen mit Dornen besteckt. Ist das Habichtsgeschrei, hoch über ihm? Es klingt so schneidend und höhnisch zugleich. Lachen wird sie nicht, wenn sie's erfährt — aber weinen? Ob sie wohl weinen wird?

Und seine Augen trüben sich — kann es denn sein? So ganz nah stand sie eben, ihre Hand in seiner, ihre Blicke in den seinen, und jetzt? Wo ist sie? Wollten sie nicht zusammen die Welt bauen? Eine neue Welt? Ein deutsches Bürgerhaus voll Tüchtigkeit und Liebe? Und alles schon in Asche. Sein Haus in Asche, bevor es gebaut. Seine Liebe verschmäht. Seine ehrgeizigen Hoffnungen ein Spottgelächter.

Und um was? Und um wen?

Ein fürchterlicher Schrei bricht hervor. Hat er ihn ausgestoßen? Und wie soll er nicht schreien, wenn er da vor sich im dunkel hinziehenden Wasser ein Gespenst erblickt? Gespenst? Oder Spiegelbild? Ist es Traum? Ist es Fieber? Nein, ein Spiegel muß hier sein, ein Zauberspiegel, aufgehängt mitten in der winterlichen Einsamkeit, um Zukünftiges darin abzuspiegeln.

Seine Absicht! Sein Wille! Das Ziel von heute und das Ziel seines Lebens!

In dem Wasser dort unten — was für eine Erscheinung ist das? So stößt sich kein Fisch herum, so schwimmt kein Vogel. Ist das ein Kopf? Ist's eine Menschenhand? Bin ich selber das?

Und grauengeschüttelt bückt er sich und tastet in das Wasser, bereit, nur Luft zu finden, und taumelt zurück vor der eiskalten Welle, die ihm über die Hände spült . . .

Also Wahrheit? Wirklichkeit?

Aber dann — dann ist das dort drüben, nahe dem andern Ufer, ein Ertrinkender! Dann muß man . . . Seine bebenden Hände werfen Hut und Tuch von sich, reißen den Rock von den Schultern — — da — da taucht er hinunter, der seltsame Kopf — das Gespenst — das — — Spiegelbild —

Ist es — ist es — er?

Und seine kurzsichtigen Augen werden hell . . . „Robert! Robert! Bruder!“

Ein Sargdeckel springt auf. Aus Erichs Augen stürzen die angesammelten Tränen, aus Erichs Herzen bricht eine lang ver-

ſchüttete, ihm ſelbſt aus dem Bewußtſein verlorene Liebeskraft. „Bruder!“

Und er iſt im Waſſer, und ſchwimmend mit der linken, taſtet er mit der rechten Hand verzweiflungsvoll nach dem Untergeſunkenen. Der Strom iſt ſtark. Ihm nach! Ihm nach! Und mitten im Umhergreifen hebt er den Kopf über Waſſer und ſchreit: „Robert! Bruder!“

Iſt es der Ruf, der den Ertrinkenden plötzlich zu ihm treibt? Gehorcht noch der Verſunkene dem Liebesſchrei? Da iſt er, ganz nahe!

Jetzt, jetzt hat er ihn gepackt, jetzt zieht er ihn mit Wunderkraft am Arm zu ſich heran. Jetzt hebt er ihm den bleiſchweren Kopf über Waſſer, jetzt ſchlingt er die beiden Arme des faſt Willenloſen ſich um die Bruſt und reißt ihn zum flachen, graſigen Ufer. An der ſchlüpfrigen Stelle findet der Fuß keine Stütze; da — der Aſt, der hereinhängt — wenn er nur den erreichen könnte — — Und er hebt ſich und ſchlägt zu, und die zähe Weide bietet ihm Halt ... „Oben!“

„Feſt, Bruder! —“ Er zieht ihn herauf. Keuchend ſtürzt er ſelbſt unter der Weide nieder. Aber er hat es vollbracht, das Rettungswerk; es hat noch Leben, was da mit röchelnder Bruſt auf dem braunen, langſträhnigen Ufergras liegt. Erich ſpringt auf, ergreift ihn bei den Armen, hebt ſie hoch; ziſchend fährt die eingepreßte Atemluft aus den Lungen, der mächtige Bruſtkaſten erzittert, ein wenig Waſſer nur dringt aus dem Munde, die Lider über den geſchloſſenen Augen zucken, wollen ſich heben — es iſt noch nicht zu ſpät, es iſt noch Hilfe möglich — nein, gewiß! „Bruder!“

Er kann ihn nicht mehr anders rufen, Robert hat keinen Namen mehr, er hat ihn nie beleidigt, er hat ihm niemals Schlimmes zugefügt.

Plötzlich begreift Erich alles, verſteht alles, findet ſich in alles.

An die Weide geſtützt, ſitzt der Gerettete aufrecht, und jeder freiere Atemzug, den er unter Erichs pflegenden Händen tut, befreit auch ſeine Bruſt, und wie das Blut allmählich wiederkehrt in jedes erſtarrte Glied, beleben ſich auch ſeine Glieder. Und faſt unerträglich iſt ihm der erſte, bewußte, erkennende Dankesblick Roberts. „Bruder!“

Auch Robert hatte den Rock am Ufer gelaſſen, gerade gegenüber der großen Buche auf ihrem Abhang. Sie ſind jetzt auf der andern Seite, ſie alle beide ...

Und wie ihn Erich mit dem trockenen Rocke bedeckt, ſchiebt er mühſam die bebende Hand in die Bruſttaſche — ſprechen kann er noch nicht — und ein Zettel flattert heraus. Seine Kopfbewegung zeigt nach dem Zettel. Auf dem naſſen Boden liegt er wie aufgeklebt, und Erich lieſt: „Min Broder Erich, ſi mi nich bös! Ick kann mi nich togeben, dat Din Bruut Di aſſeggt hett, um ſo 'n Lumpenkerl as ick bün; ick mutt ut de Welt gahn.“

„Bruder.“ — — —

Über die braungelbe, blätterbeſtreute Wieſe, auf die roten Dächer des Dorfes zu, ſchreiten langſam zwei Männer, eine ſchwere, hilfloſe Geſtalt, die im Arm des elaſtiſchen Jüngeren lehnt.

Hinter ihnen bleibt das gurgelnde Waſſer, der tiefe, dämmrige Winterwald, die große Buche mit den eingeſchnittenen Namen, der Vergißmeinnichtplatz, der ein Ort des Todes hat werden ſollen. Da drüben Erichs Hut und Tuch und Uhr und Rock — ein freundlicher Bauer wird ihm die Sachen holen, wenn er nur erſt den Bruder unter Dach hat.

Robert ſchweigt und nickt zu allem, was Erich ſagt. Der aber hat ſeltſam verwandelte Augen. Geſchmolzen iſt der Stahl ſeines Blicks; etwas Neues iſt hineingekommen.

Sie ſind auf der andern Seite jetzt, alle beide.

Die Liebe iſt verloren, aber eine neue Kindheit iſt wiedergewonnen, ein neuer Einklang. —

„Da! Dort iſt ein Haus.“

Und Robert läßt ſich führen.

Und Erich fühlt, daß noch Wege vor ihm ſind. Und er fühlt auch, daß ſie beide, ſein Bruder und er, leben werden.

Neues vom Büchertisch. Von Carl Busse.

Marie von Ebner-Eschenbach, Meine Kinderjahre (Berlin 1906, Gebr. Paetel). — Hugo Bertsch, Bilderbogen aus meinem Leben (Stuttgart 1906, J. G. Cotta). — Friedrich Huch, Mao (Berlin 1907, S. Fischer). — Wilhelm Speck, Menschen, die den Weg verloren (Leipzig, F. W. Grunow). — Ernst von Wolzogen, Der Topf der Danaiden und andere Geschichten aus der deutschen Bohême (Berlin, Vita).

„Man wird nicht müde," sagt Goethe einmal, „Biographien zu lesen, so wenig als Reisebeschreibungen: denn man lebt mit Lebendigen. Die Geschichte, selbst die beste, hat immer etwas Leichenhaftes, den Geruch der Totengruft."

Wenn das Wort gilt, können wir heut also „mit Lebendigen leben". Denn gleich zwei Poeten erzählen uns diesmal aus ihrer Werdezeit, indem sie die für sie bedeutsamsten und eindrucksreichsten Geschehnisse aus ihrer Erinnerung aufzeichnen. Und zu dem allgemeinen Reiz des Gegenstandes, den Goethe so tief empfand, tritt im vorliegenden Falle noch ein anderer und besonderer, der sich aus der Gegensätzlichkeit der beiden Naturen ergibt, die hier berichten. Diese Naturen nämlich sind in all und jedem verschieden: in Geschlecht und Alter, Heimat und Art, Bildung und Rang. Verschieden ist auch der Beweggrund, der sie zu autobiographischen Mitteilungen treibt.

Die 76jährige Marie von Ebner-Eschenbach fühlt, daß sie am Ziele steht: „Der Ring des Lebens schließt, Anfang und Ende berühren sich. Mit einer Macht des Erinnerns, die nur das hohe Alter kennt, lebt die Kindheit vor mir auf." Keine Zukunftshoffnungen mehr drängen ihre Gedanken von der Vergangenheit ab. Und die alte österreichische Baronin erzählt in ihrer klugen, klaren und festen Art von der jungen Komteß Dubsky, die sie einst war, erzählt von Eltern und Geschwistern, Kinderfrauen und Gouvernanten, von dem heimatlichen Schloß in Mähren und der winterlichen Stadtwohnung in Wien. Solider Reichtum umgibt sie: viele Diener, hübsche Livreen, elegante Equipagen, Loge im Burgtheater und was so drum und dran hängt; sie genießt die sorgsamste Komtessenerziehung, und ein biederer Zeichenlehrer wird sofort aus dem Haus geschickt, als er sich die Bemerkung zu Komteß Fritzi erlaubt, daß sie „mirakulös schöne Augen" hätte.

Und dagegen nun Hugo Bertsch, jener Brooklyner Arbeiter, den Adolf Wilbrandt vor einigen Jahren entdeckte und ans Licht zog! Er ist mehr als zwanzig Jahre jünger denn die Ebner und steht als Schriftsteller im ersten grünen Ruhm. Er schreibt die autobiographischen Skizzen, nicht, weil er abgeschlossen hat, sondern gerade, weil er vorwärts will. Zu viele Menschen, erklärt er im Vorwort, hätten näheres über seine Vergangenheit wissen wollen, und das Briefebeantworten hätte ihn schon eine Unmenge Freizeit gekostet. Deshalb mache er hier auf einmal glattes Feld! Er träumt von Zukunftssaaten und möchte nicht gestört sein. Er stammt aus dem Schwarzwald; sein Vater Schullehrer mit 210 Gulden Jahresgehalt und acht Kindern; ein Stück Schwarzbrot des Buben Mittagessen. Früh wird er in die Welt gestoßen, schlägt sich durch vieler Herren Länder, ist Kürschner, Ziegelbrenner, Eisenbahnarbeiter, Matrose, Bäcker, Holzhacker, Bergmann, Kuhmelker, Stromer und leugnet es weder noch bereut er es, daß er als Vagabund manchmal gebettelt, gelogen und gestohlene Hühner gerupft hat, ehe er sich als solider Ehemann in Brooklyn festlegte. Er erzählt unter anderm, wie er sich sterbenskrank, vom Sumpffieber geschüttelt, kraft-, heimat- und mittellos von den Südstaaten Amerikas nach dem Norden zu schleppt. Er zitiert:

„Wer nie sein Brot mit Tränen aß,
Wer nie die kummervollen Nächte
Auf seinem Bette weinend saß,
Der kennt euch nicht, ihr himmlischen Mächte."

Aber er bemerkt dazu mit dem wilden Galgenhumor, der uns schon in den „Geschwistern" schüttelte, daß zu dieser „Jammerschilderung" ihm immer noch — das Bett und das Brot gefehlt habe. —

Ein größerer Gegensatz der Lebensführung als derjenige, der sich in den beiden Autobiographien auftut, ist also kaum denkbar. Wenden wir uns zuerst zu Marie von Ebner-Eschenbach. Wie Theodor Fontane es einst im gleichen Alter getan, überschreibt sie ihre biographischen Skizzen „Meine Kinderjahre" (Berlin 1906, Gebrüder Paetel). In einzelnen Bildern, die scharf und deutlich aus dem Dämmer schweben, sieht sie ihre erste Jugend vor sich, nnd „die Phantasie übt ihr unbezwingliches Herrscherrecht. Sie läßt manches Wort an mein Ohr klingen, das vielleicht nicht genau so gesprochen wurde, wie ich es jetzt vernehme; läßt mich Menschen und Begebenheiten in einem Lichte sehen, das ihnen eine an sich vielleicht zu große, vielleicht zu geringe Bedeutung verleiht. Ihrem Einfluß auf das Kindergemüt, dessen Entfaltung ich darzustellen versuchte, wird dadurch nichts genommen. Das Schwergewicht liegt auf dem Eindruck, den sie hinterlassen haben." Also ähnlich wie Goethe: „Ein Faktum unsres Lebens gilt nicht, in-

Digitized by Google

sofern es wahr ist, sondern insofern es etwas zu bedeuten hatte."

Das Milieu, das sich vor uns auftut, ist schon kurz angegeben; das Kind, das darin emporwuchs, war ein gutherziges und im Kern fröhliches Geschöpf. Wieder sieht man, wie in allen Dichterbiographien, in erster Linie das Walten und Vorwalten der Wundertäterin Phantasie. Anischa, die Amme, erzählt den aufhorchenden Kleinen schöne, wunderschöne Geschichten. „Jammervoll nüchtern erscheint mir die Kinderstube, aus der die Märchenerzählerin ‚grundsätzlich' verbannt ist," sagt Marie von Ebner-Eschenbach. „Wir haben das Glück genossen, uns nach Herzenslust in einer Wunderwelt ergehen zu dürfen, sowohl als kleine, wie später als größere Kinder." Und so fliegt die junge Komteß Marie tagtäglich in ihr himmlisch lichtes Märchenland, sitzt mäuschenstill im Fauteuil und tut scheinbar nichts, tötet aber in Wirklichkeit fürchterliche Drachen oder schleudert die greuliche Stiefmutter Grognon in ein Faß voll giftiger Schlangen. Die irdische Welt sinkt ihr zu einer Sinnestäuschung herab, dafür hat sie sich eine herrliche andere hergestellt und läßt sehnsüchtige Briefchen vom Winde in das ferne Märchenreich tragen. Wie jedes phantasievolle Kind erlebt auch sie eine Zeit, in der sie posiert und halb unbewußt lügt. Sie spiegelt den andern vor, was ihre Phantasie ihr vorgespiegelt hatte. Dergleichen wird man in den Kauf nehmen müssen: es geht vorüber. Und vernehmlich klingt durch die Seiten doch bis zuletzt der Preisgesang auf die „ewig bewegliche, immer neue, seltsame Tochter Jovis".

Es ist wahrscheinlich und wird im Vorwort als möglich zugegeben, daß diese ewig bewegliche Phantasie auch an den beschworenen Gestalten im Laufe der Jahre und Jahrzehnte langsam, aber unablässig gemodelt hat. Ihre Mutter hatte Marie von Ebner wenige Wochen nach ihrer Geburt verloren; dagegen kann sie von ihrem Vater ein feines Charakterbild entwerfen. Eine von positivem Wissen wenig beschwerte, dem raschen Wechsel ihrer Stimmungen zu sehr unterworfene Kampfnatur, der Selbstbeherrschung und Ausgeglichenheit fehlte! Die Kinder hatten Furcht vor dem Papa, der nach dem alten Spruche: „So lange Gott nimmt, nehm' ich auch" viermal heiratete. Es ist interessant zu beobachten, wie die nach Wahrheit strebende Dichterin und die pietätvolle Tochter hier in einen leisen Konflikt geraten. Und geradezu rührend oft und eifrig wird betont, welch ein prachtvoller Mann der Graf Dubsky in seiner Art doch war. Nirgends tritt überhaupt das Streben, gerecht zu sein und zu verstehen, stärker hervor als in diesem Buche. Wenn einer Gouvernante, die die Komtessen gequält hat, dies und jenes minder Gute nachgesagt wird und werden muß — irgendeinen Zipfel vom Mantel der Liebe erwischt die Erzählerin doch, um die Blöße der Angeklagten zu decken. Das ist nicht nur die Altfrauengüte, die übrigens bei Marie von Ebner-Eschenbach niemals wehleidig wird, sondern körnig bleibt — das ist auch eine gewisse Pietät. Jene Pietät, die in alten Familien natürlich, die besonders in Adelsfamilien häufig ist und nicht nur dem eignen Hause, sondern auch allem, was damit zusammenhängt, gern alles Gute läßt. Und so gedenkt Marie von Ebner neben den Familienmitgliedern vieler Dienstboten in Liebe und Treue und singt der Pietät neben der Phantasie ein Loblied. Zwischen Mangel an Pietät und Unreife, sagt sie, sei ein inniger Zusammenhang. „Pietät ist immer nur die Frucht der edlen Ausgeglichenheit, die man Reife nennt. Die Jugend weiß nichts von ihr, und ewig unerreicht bleibt sie den Halbgebildeten, den Vorurteilsvollen, den Parteilichen."

Vielleicht findet man trotzdem, daß Marie von Ebner diese Pietät etwas weit treibt. So weit, daß Klagen und Anklagen gegen Verwandte in ihrem Munde zuletzt immer zu Segenswünschen werden. Es ist kein Zweifel, daß ihr Fall genau dem des westfälischen Freifräuleins Annette von Droste entsprach. Die Familie verhielt sich durchaus ablehnend zu ihrer poetischen Beschäftigung, und selbst dann noch, als anerkannte Autoritäten das neue Talent längst freudig begrüßt hatten, „bewahrten die mir teuersten Menschen über meine per nefas geborenen Geisteskinder ein rücksichtsvolles Schweigen". Aber nicht nur das: die Absicht, eine Dichterin zu werden, war in den Augen der Familienmitglieder ein solches Unrecht, daß das junge Mädchen bitterlich weinend Gott um Erlösung von dieser Sündhaftigkeit bat und recht bald zu sterben wünschte, um nicht noch mehr Schuld auf sich zu laden. Die Meinen, sagt Marie von Ebner, haben, ohne zu wissen, was sie taten, „*mir das peinvoll demütigende Gefühl eines angeborenen, geheimen Makels aufgebürdet*". Das ist, wie gesagt, ganz der Fall Annette von Droste. Nur daß die Österreicherin doch glücklicher war als die Westfalin, da sie durch ihre Heirat naturgemäß eine größere Freiheit erlangte und nicht zeitlebens unter der Vormundschaft der Gesamtfamilie, unter dem harten Willen einer etwas tyrannischen Mutter verblieb. So wiederholte sich die Tragik des Drosteschen Lebens gottlob hier nicht; so kann die Ebner schließlich die Ihren, die natürlich das Beste wollten, für die Hemmungen, die sie ihr bereiteten, segnen, da das Bäumchen ihrer Kunst um so fester stehen konnte, je härter und widerwilliger der Boden war, in dem es Wurzel schlagen mußte. Doch eine Pietät, die deshalb den Boden preist, anstatt das Bäumchen zu preisen, wird allmählich zur liebenswürdigen Fälschung.

Bunter sind die „*Bilderbogen aus meinem Leben*", die Hugo Bertsch vor uns aufrollt (Stuttgart 1906, J. G. Cotta).

Wenn die jungen Komtessen Dubsky schon durch einen großen Raubvogel in glühende Erregung geraten, so macht es Hugo Bertsch nicht unter Panthern, Klapperschlangen und Grizzlibären. Statt der behaglichen Spazierfahrt im Prater gibt es bei ihm eine wahnsinnige Fahrt auf Tod und Leben durch amerikanische Prärien und Urwälder, während der er sich als blinder Passagier auf den Querbalken unter dem Eisenbahnwaggon legt. Ein Abenteurerleben echtester Art also, aber geadelt durch einen Trotz, der sich nicht unterkriegen läßt, durch ein Streben, das endlich siegreich sich behauptete. Und so weltenweit hier das Komtessen-, dort das Stromerdasein auch auseinandergehn: es gibt ein paar gleiche Erfahrungen, in denen beide zusammenkommen. Auch Hugo Bertsch wird nicht müde, von der wundertätigen Helferin Phantasie zu singen und zu sagen, auch er hat sich als Bub und als Mann in ihre Zauberreiche geflüchtet, auch er trägt tagtäglich neue Märchen ins Kinderzimmer. Und weiter: auch ihn hat die Phantasie in bestimmten Entwicklungsjahren zum Lügen und zum Auftischen der merkwürdigsten Geschichten verführt, trotzdem er sonst und fast gleichzeitig „brav, ehrlich und scheu" war. Endlich hat der Sohn der Armut noch die lodernde Begeisterung für Schiller mit der jungen Gräfin geteilt. Damit haben jedoch die Ähnlichkeiten ein Ende, und wir hätten nun von den Verschiedenheiten zu reden ...

Wenn mich jemand fragte, welche der beiden Autobiographien ich für echter und im Kern wahrer hielte, so würde ich ohne Besinnen antworten: die der Ebner-Eschenbach. Denn sie zeigt ebenso die Ruhe und Ausgeglichenheit eines durchgebildeten Menschen, wie die des Brooklyner Arbeiters die Unruhe eines etwas durcheinander gebildeten. Jene hat keine Tendenz, sie will nur erklären und abspiegeln; diese läßt ein ganz bestimmtes Streben erkennen: nämlich zu wirken um jeden Preis. Marie von Ebner-Eschenbach sucht die Erinnerung; Hugo Bertsch sucht leider zu stark den Leser. Er guckt immer erst heimlich an sich herunter und macht sich zurecht, ehe er sich präsentiert. Die Ebner hat das nicht nötig. Sie ist immer ganz sie selbst. Hugo Bertsch dagegen spielt uns ein wenig Rollen vor.

Das liegt in seinem Bildungsgange, in seinem Erleben. Ein letzter Rest von jener Anschauung, die man bei allen sogenannten Naturdichtern wie bei dem Publikum der Tiefe finden wird: daß Dichtung nämlich Pathos sei, steckt ihm noch im Blute. Es ist charakteristisch, daß er an den Pathetiker Wilbrandt geriet. Sentimentalität und Pathos atmen aus seinen Werken. Eine große ursprüngliche Kraft ist dazwischen gleichsam eingeklemmt, ohne sich frei machen zu können. Echtes und Unechtes steht nebeneinander und durchdringt sich; natürlicher Donner und Theaterdonner wechseln ab. Wenn er von sich als dem Halbwilden spricht, dem das Herz nur rascher poche, „wenn Donnerkeile Eichen spalten, Stürme Felsen rollen" — so schmunzelt man: Schillers erste Periode läßt grüßen. Das ist Wortbombast, ist Theater, ist Rolle. Das dramatische „Ha!" ertönt dazu, und der Titanide, der Donnerkeile geworfen, weint im nächsten Augenblicke sentimentale Tränen. Dabei ist das eine wie das andere — vielleicht halb unbewußt — auf die Wirkung berechnet.

Auf die Wirkung, auf den Eindruck beim Leser hat Hugo Bertsch seine ganze Selbstbiographie gestellt. Es ist ja bei ihm verständlich: er hat über Erwarten Lorbeer geerntet und hat nun keine größere Furcht, als daß das Publikum wieder von ihm abfallen könnte. In dieser Furcht schmeichelt er dem geneigten Leser und gibt sich diejenige Haltung, von der er glaubt, sie könnte den Freunden seiner Bücher am ersten genügen und gefallen. Ich bin überzeugt, daß alles, was er erzählt, wirklich passiert ist, aber durch die Auswahl, Anordnung, Behandlung und Beleuchtung kommt doch etwas Falsches in die Darstellung. Man fühlt: es ist nicht genug Wahrheit darin. Es ist ein für uns zurechtgemachtes Bild, mit dem sich uns jemand empfehlen will. Das geschieht auch mit großer Geschicklichkeit. Hugo Bertsch rühmt sich einmal, alle ihm aufgenötigten Rollen gut gespielt zu haben. Er spielt auch hier sehr gut. Er rührt uns durch die Erzählung seiner Leiden, er fesselt uns durch bunte Abenteuer, er zeigt sich uns als sentimentaler Stromer und als glücklicher Familienvater, er gibt sich dazwischen fromm und patriotisch. Alles mag echt und richtig im Kern sein, aber wie es hier herausgestellt ist, das zeigt die Absicht. Man lese nur einmal den Abschnitt „Als Soldat". Die vorangestellte Vaterlandshymne wird gewiß viele sehr befriedigen; mir kommt sie übertrieben und gewollt vor, so daß ich fast ein halb peinliches Gefühl davor hatte. Dann erzählt Bertsch, wie er mit seinem Prenzlauer Regiment, das zur Okkupationsarmee gehörte, in Frankreich weilte. Das Hauptstück des Kapitels ist jedoch die glühende Schilderung der Schlacht von Bionville. Nicht als ob der Erzähler sie mitgemacht hätte! Die Kugeln hatten längst ausgepfiffen, als er französischen Boden betrat. Das Regiment berührte nur auf dem Rückmarsch das Schlachtfeld, und ein Mitkämpfer gab anschaulichen Bericht. Diesen Bericht macht Bertsch zu einer fulminanten Kampfschilderung, und so erreicht er ein Doppeltes: erstens kann er sich im starken Effekt ergehen, und das sucht er, zweitens streift unwillkürlich ein Strahl von der Glorie des Sieges auch sein eignes Haupt. Er stellt sich so geschickt in die Sonne, daß er im Handumdrehn auch an dieser Stelle selbstleuchtend erscheint.

Daraufhin braucht man noch nicht das ganze Buch zu verdammen. Auch in ihm wie in seinem Schöpfer ist eben Echtes und

Digitized by Google

Ostern am Wetterstein. Gemälde von Carl Reiser.

Unechtes durcheinandergemischt, und mir war nur darum zu tun, den Blick des Lesers für dies und jenes zu schärfen. Hugo Bertsch tut bescheiden, die Ebner-Eschenbach ist bescheiden. Das ist der Unterschied. Wer die beiden Bücher aufmerksam und nachdenklich hintereinander liest, kann manches lernen. Und es wäre gut, wenn der Deutsch-Amerikaner dann merkte, daß auch der leiseste Versuch des Bluffens keinen Gewinn bringt. Um so weniger werden wir den Autor der „Geschwister" verlieren. —

Ein Stück Autobiographie steckt auch in dem neuen Roman von Friedrich Huch: „Mao" (Berlin 1907, S. Fischer). Es ist die Geschichte einer Kindheit, und nach dem, was uns Marie von Ebner-Eschenbach aus ihrer Jugend erzählt hat, werden wir doppelt geneigt sein, mit dem Autor mitzugehn. Denn auch für seinen Helden, einen phantastischen Knaben, sinkt die lebendige Welt fast zu einer Sinnestäuschung herab, das Unbelebte dagegen erhält geheimnisvoll forderndes Leben: die Uhr, das alte Haus, das Bild eines unbekannten Kindes. Besonders in diesem letzteren, für das der Knabe den Namen Mao erfindet, gewinnt alles Wunderbare und Rätselhafte, das phantastisch-grausige Entzücken der Frühzeit Gestalt, und mit einem seltsamen Schauer, als ob wir selber es wären, gehn wir mit dem jungen Thomas nachts heimlich durch die Zimmer des alten Hauses, mit der brennenden Kerze an dem Spiegel vorbei, aus dem uns die eignen Augen fremd und geisterhaft anblicken.

So erfreut uns eine Wegstrecke lang die Hoffnung, daß uns hier wieder einmal von einem Dichter das Zarteste und Unfaßbarste unsrer Jugend in einem Symbol wiedergeschenkt würde. Und die wenigen Nebenfiguren bestärken diese Hoffnung eher, als daß sie sie vernichten. Mit feinen Linien ist fast jede umschrieben, und vornehmlich die Schwester des Helden tritt so eindringlich, stark und apart hervor, daß man sie zu erleben meint und auf ein sichres Vorbild schließt. Nebenbei bemerkt, sind grade solche Gestalten allerdings häufig reine Gebilde der schöpferischen Phantasie.

Also die Hoffnung ist da; sie ist da, wie sie bei diesem Autor nur noch bei „Peter Michel" da war. Aber sie wird hier enttäuscht, wie sie dort enttäuscht wurde. Wohl gibt es erzählerisch einen starken Abschluß, doch wir folgen nur kopfschüttelnd und glauben nicht mehr recht. Wir verlassen den Erzähler in dem Augenblicke, wo nervöse Krankheit wird, was uns selbst Glück und Grausen war. Wir alle sind über diese seltsamen Dinge hinweggekommen; Friedrich Huch auch. Aber sein Romanheld Thomas muß sich daran den Tod trinken. Und da schütteln wir den Kopf. Sein Schicksal ist nicht mehr typisch; es ist allzu individuell. Wir identifizieren uns nicht mehr mit ihm. Wir sehen mit einemmale krankhafte Anlagen, wo wir natürliche sahen. Und wenn auch die Stirnfalte nicht ganz so stark und schlimm wird, wie am Schluß des Peter Michel, wo jedes Streben in Erbärmlichkeit ertrank, — sie ist doch da, und man merkt beim zweiten Durchblättern des Buches überall die leise Überspannung. Schade drum! Und doppelt schade, weil doch auch hier wie beim „Peter Michel" weniger ein zufälliges, korrigierbares literarisches Fehlgreifen als ein natürlicher Mangel in Erscheinung tritt. —

Mit reinerer Freude, die aus der dankbaren Erinnerung an die „Zwei Seelen" ihre Kraft zieht, begrüßen wir den Namen Wilhelm Speck auf dem Umschlag einer Neuerscheinung. Auch diesmal erzählt der Dichter von „Menschen, die den Weg verloren" (Leipzig, F. W. Grunow), erzählt von Verfehlung und Entsühnung, von Kindern des Lichts und Kindern der Finsternis, von reinen Schwingen, die nicht rein bleiben dürfen und sich beflecken. Aber es läßt sich nicht verkennen, daß besonders in der ersten Novelle des Bandes, den „Flüchtlingen", eine viel geringere poetische Kraft am Werke ist, als einst in den „Zwei Seelen". Der Poet, der in dem großen Roman aus einem schier unversieglichen Brunnen schöpfte, so daß man das frohe Gefühl hatte, gleichsam einen immerwährenden Reichtum unter sich zu haben, schöpft hier aus einem Brünnlein, und man wird erst dann von einem leisen Gefühl der Enttäuschung befreit, wenn man hört, daß hier eine Jugendarbeit vorliegt, die zum Teil wohl neu gestaltet wurde, aber sich in ihrer innersten Art doch eben nicht ändern ließ. Ich halte dieses Neubebrüten von längst kalt gewordenen Eiern überhaupt für eine unerquickliche und undankbare Aufgabe, die sich nicht recht der Mühe lohnt, und daß ein Dichter, der noch aus dem Vollen schaffen kann, sich mit Ach und Weh an das Korrigieren alter, ihm selbst schon fremd gewordener Manuskripte macht, ist mir nicht recht verständlich. Die Literaturgeschichte lehrt auch, wie wenig fruchtbringend solche Mühe ist.

Aber dieses Räsonnement nützt uns gar nichts, und wir haben uns auch hier mit der einfachen Tatsache abzufinden. „Die Flüchtlinge" schlagen stofflich schon in die Kerbe der „Zwei Seelen", trotzdem sie ein Jahrzehnt früher entstanden. Doch um wie viel bezwingender ist das Schicksal des Schneider-Heinrichs! Um wie viel tiefer sind Welt und Menschen angeschaut! Das läßt sich überhaupt nicht vergleichen. — Gegen diese „Flüchtlinge" gehalten, wirkt die zweite Erzählung „Ursula" viel reiner. Die liebenswürdigste Waldromantik schlägt uns in ihren Bann, und da wir unter dem Rauschen der Wipfel in der weltfernen Einsamkeit märchengläubiger sind, als im Alltagslärm, so nehmen wir, ohne Wählen und Schmälen die zarte Mädchengestalt hin, die als

helles Bild aus dunklem Blätterrahmen uns und dem jungen Ferienwanderer Leonhard entgegenschaut. Sie gehört zu jenen „Kindern des Lichts, die nur in der reinsten Luft atmen und nur im reinsten Licht bestehen können, die sogleich den Tod in sich fühlen, wenn sie von den Schatten der Nacht auch nur gestreift worden sind". Es ist also viel schonungsbedürftige Zartheit da, und es bedurfte viel feiner Kunst, um die fast lebensunkräftige Mädchengestalt auf dem gefährlich schmalen Grat zu erhalten und ihr einen Weg in die Welt zu bahnen. Aber die Schatten werden schließlich doch überwunden, im Sonnenschein des Glücks kräftigt sich das empfindliche Pflänzchen, und es bleibt uns am Ende die Erinnerung an einen anmutigen Weg. Sie wollen wir so lange festhalten, bis uns Wilhelm Speck wieder gewichtiger kommt. —

In eine robustere Gesellschaft führt uns Ernst von Wolzogen in „Der Topf der Danaiden und andere Geschichten aus der deutschen Bohême" (Berlin, Vita). Flott werden die mannigfaltigsten Menschenexemplare aus dem Norden, Süden, Osten und Westen des deutschen Vaterlandes an uns vorübergejagt und lebendig, wenn auch oberflächlich charakterisiert. Der erste Anhieb ist bei Wolzogen immer verheißungsvoll; er hat einen raschen und scharfen Blick für die unterscheidenden Merkmale der Menschen und gibt besonders ihr Exterieur in wenigen sichren Strichen. Rasch fühlt er sich auch überall zu Hause, hat im Handumdrehn den Dialekt weg und läßt seine Personen je nach Herkunft Berlinerisch oder Münchenerisch, im Mecklenburger Platt oder im galizischen Judendeutsch reden. Das hilft ihm viel; das zeigt den gewandten Schriftsteller. Einen wahrhaftigen und wurzelechten Dichter, der in gleicher Weise ein halbes Dutzend Mundarten beherrscht, hab' ich noch nicht kennen gelernt. Etwas oberflächlich und äußerlich ist auch der Humor. Er möchte gern auf ernstem Untergrunde erblühn, denn Wolzogen kennt sehr wohl die besondere Feinheit solcher Mischung und erstrebt sie auch, aber es wird kein rechtes Ineinander, sondern nur ein Nebeneinander. Und ganz ähnlich geht es ihm mit den Gestalten. Sie sollen in kein „dummes Romanschema" passen — denn einen Typus „Engel" und einen Typus „Schlange" gibt es im Leben nicht —, aber anstatt daß sich die verschiedenen Kräfte innig durchdringen, werden sie unvermittelt zusammengespannt und nacheinander hervorgezogen. Die Titelnovelle gibt ein Beispiel dafür. Doch das überzeugt nicht, das verblüfft nur. Es ist Wolzogen nicht um das Kunstwerk zu tun, sondern um den Effekt. Deshalb legt man das Buch, in dem nur die zweite Geschichte „Ein aufrechter Edelmann" uns recht nahe kommt, ohne Befriedigung und ohne Bereicherung aus der Hand. Es ist laut, aber es ist auch leer.

Von allen Kanzeln spricht Wolzogen gegenwärtig in Zorn und Reue von seiner Überbrettl-Zeit. Er grollt sich und der Welt. Aber er scheint noch nicht dazu gekommen zu sein, die letzten Ursachen seines Falles in sich selbst zu suchen. Doch daß er unzufrieden mit sich ist, ist schon ein Fortschritt. Es wird sich über kurz oder lang erweisen müssen, ob es ihm gelingt, alles, was von Talent und sittlicher Kraft in ihm ist, zusammenzufassen. Dann werden ihm neben früheren Irrungen und Wirrungen auch diese Danaidentöpfe gern verziehn werden.

Der sterbende Held.

Und als der feindliche Speer sein jungheißes Herz durchdrang
Und die Erde mit saugendem Mund sein rinnendes Herzblut trank,
Er wollte und wollte nicht sterben, trotz seiner tiefen Not,
Es wehrte seine kühne Seele sich gegen den Tod.
Es flammte sein trotziges Auge in all seiner Qual:
„Du meiner Väter Heimat, ich grüße Dich noch einmal!"
Es schrie seine junge Seele nach Glück und nach Licht,
Es sprach die geballte Hand: „Leben, ich lasse Dich nicht!"
Da schlug das große Träumerauge die Nacht empor,
Da traten die ernsten Walküren aus ragendem Wolkentor.
Es neigte sich die Jüngste über sein weißes Gesicht,
Da lag er wie geblendet in ihrer Locken Licht.
Da löste sich seiner Glieder Starrheit in Weh und Glück,
Es sank sein erhobnes Haupt verklärt zur Erde zurück,
Seine sehnenden Hände verschlangen voll heißer Inbrunst sich,
Er hauchte: „Du, süßer Tod, neig Dich und küsse mich!"

Grete Massé.

Illustrierte Rundschau.

Zum 80. Geburtstag des Erzherzogs Rainer von Österreich; Medaille von Prof. R. Marschall-Wien. — Der ‚Herkules' des A. Pollaiuolo im Kaiser Friedrichs-Museum zu Berlin. — Das Schillertheater in Charlottenburg, von Heilmann & Littmann in München. — Aus unseren Redaktionsräumen: Neueinrichtung von Architekt G. Honold-Berlin. — Neue Arbeiten von J. Winhart & Co., München: Blumenkübel, Urne, Blumenständer. — Glasschleifereien von A. Seidl in Kramsach in Tirol. — Zu unsern Bildern.

Erzherzog Rainer-Medaille. Von Prof. Rudolf Marschall in Wien.

Das seltene Fest des 80. Geburtstags beging am 11. Januar Erzherzog Rainer von Österreich. Wir pflegen an dieser Stelle fürstlicher Geburtstage nicht besonders zu gedenken; das muß den Tageszeitschriften und den Wochenblättern überlassen bleiben. Erzherzog Rainer gegenüber liegt die Sache aber anders. Er gehört in den Rahmen dieser Rundschau als der begeisterte, feinsinnige und opferfreudige Verehrer und Förderer von Kunst und Wissenschaft. Überall fast, wo in Österreich für beide — Kunst und Wissenschaft — seit einem Menschenalter etwas Energisches geschah, gehörte er zu den treibenden, helfenden Persönlichkeiten. Seit einem halben Jahrhundert ist er Protektor der Museen, seit 1873 Kurator der K. K. Akademie der Wissenschaften. Aber das sind für ihn keine leeren Ehrenstellungen; er faßt die Aufgaben, die sich ihm in ihnen darbieten, vielmehr als ernste Pflichten auf und arbeitet unermüdlich an deren Erfüllung. Von den vielen Gaben, welche die Wiener Sammlungen ihm direkt verdanken, sei hier nur der berühmte, nach ihm heut in der wissenschaftlichen Welt allgemein benannte Papyros von Fajum genannt, den er im Jahre 1874 aus eigenen Mitteln ankaufte. Erzherzog Rainer, geboren am 11. Januar 1828 zu Mailand, wo sein Vater als Vizekönig des Lombardisch-venezianischen Königreichs lange Zeit residierte, hatte sich, den Traditionen seines Hauses folgend, ursprünglich der militärischen Laufbahn gewidmet und er, der überall, wo er seine Persönlichkeit einsetzte, Vorzügliches leistete, war auch ein anerkannt vortrefflicher Soldat, hat sich besonders später um die Organisation der österreichischen Landwehr große Verdienste erworben; er trat aber dann in den politischen Dienst über und stand schon 1861 als Präsident an der Spitze des ersten liberalen Kabinetts, so daß unter seiner Ägide die Periode des modernen Verfassungsstaates in Österreich begann. In den letzten Jahrzehnten hat er fast ausschließlich seinen umfassenden künstlerischen Neigungen — er ist auch ein leidenschaftlicher und verständnisvoller Musikliebhaber — und seinen wissenschaftlichen Bestrebungen gelebt. Wir bringen die Abbildung einer wundervollen Gußmedaille, die Professor Rudolf Marschall, der bekannte Leiter der Wiener Medailleurschule, im Auftrage des Kaisers für den Erzherzog ausführte. Die in der Handschrift des Kaisers wiedergegebene Widmung auf der Rückseite lautet: „Meinem lieben Oheim — Erzherzog Rainer — zum achtzigsten Wiegenfeste — in treuer Dankbarkeit — Franz Joseph." Das Porträt des Erzherzogs ist nach der Natur modelliert, wozu der Erzherzog dem Künstler in dessen Atelier mehrere Sitzungen gewährte. Außer der großen Originalmedaille, die einen Durchmesser von 185 mm hat, wurde auf Befehl

Herkules. Bronze von Pollaiuolo. (Aufnahme von Gustav Schwarz in Friedenau.)

Das Schillertheater in Charlottenburg. Entworfen von Heilmann & Littmann in München.

des Kaisers eine beschränkte Anzahl Prägemedaillen von 85 mm Durchmesser ausgeführt, die ausschließlich für die Mitglieder des Kaiserlichen Hauses und für die obersten Hofchargen bestimmt sind. Die schöne Medaille dürfte also zu den „großen Seltenheiten" in den Medaillen-Sammlungen gerechnet werden. —

Der jüngst verstorbene Millionär Alfred Beit in London, einer der Männer, die ihren enormen Reichtum der Aufschließung der Naturschätze Südafrikas verdankten, hat sich in seinem Testament der Tatsache seiner deutschen Abstammung erinnert. Aus seinen bedeutenden Kunstsammlungen vermachte er nämlich dem Berliner Kaiser Friedrichs-Museum ein kleines, aber sehr feines Werk florentiner Frührenaissance, einen Herkules von Antonio Pollaiuolo. Meister Antonio (geb. 1433 zu Florenz, † 1498) war ein vielseitiger Künstler, ein ausgezeichneter Goldschmied, tüchtiger Bildhauer, recht guter Maler und Kupferstecher; als Maler arbeitete er freilich viel mit seinem hochbegabten Bruder Piero zusammen, und es ist oft schwer zu sagen, welchem von beiden der Hauptanteil an einem Werk zuzumessen ist.

Blick auf die Bühne des Schillertheaters.

Das Kaiser Friedrichs-Museum besaß bisher nur zwei Gemälde der Brüder: „David als Sieger" von Antonio, „Die Verkündigung Mariä" von Piero — oder von beiden. So ist denn die schöne energische Bronze in der Tat als eine wirkliche Bereicherung der Sammlung zu rechnen. —

Der Zuſchauerraum des Schillertheaters.

Von dem Berliner Schillertheater iſt in dieſen Heften wiederholt die Rede geweſen; ihm gebührt das unbeſtreitbare Verdienſt, einem größeren Publikum zuerſt gute Aufführungen zu beſcheidenen Preiſen zugänglich gemacht zu haben. Man braucht mit der Wahl des Repertoirs nicht immer ganz einverſtanden ſein; man wird auch an den ſchauſpieleriſchen Leiſtungen hier und dort auszuſetzen haben: das ſchmälert nicht die Anerkennung, die das Schillertheater ſich erworben hat und verdient. Das Schillertheater — nein, eigentlich ſind's jetzt ihrer drei. Da iſt zuerſt das Stammhaus in Berlin O., dann ein zweites in Berlin N., das urſprünglich eine Filiale des erſten war, nun in andere Hände überging, in ähnlicher Richtung fortgeführt werden ſoll, aber noch im Streit um den Namen Schillers liegt; endlich iſt jüngſt in Charlottenburg ein drittes Schillertheater, als Schweſterinſtitut des erſten, eröffnet worden. Unſere Leſer wiſſen: der Vorort Charlottenburg iſt in ſo mächtig aufſteigender Entwicklung, daß Witzbolde bereits von „Berlin bei Charlottenburg" ſprechen. Die Stadt, in deren Weichbild bisher nur das „Theater des Weſtens" als leidlich ernſt zu nehmender Kunſttempel (für Opern und Ope-

Aus dem Empfangsraum unſerer Redaktion. Entworfen von Georg Honold in Berlin.

retten) bestand, hat also wirklich Anrecht auf ein größeres Theater. Es war ein glücklicher Gedanke, hier eine volkstümliche Bühne zu schaffen, und sie wird sich sicher lebensfähig erweisen. Die Stadt Charlottenburg erwarb ein geeignetes Grundstück, baute das Haus und schloß mit der Schillertheater-Gesellschaft einen langjährigen Pachtvertrag ab, der ihr die Verzinsung und Amortisation der hergegebenen Gelder, rund 1 250 000 Mark, sichert. Das Interessanteste ist nun vorläufig der Bau selbst, für den unter sechs Entwürfen der der Münchener Firma Heilmann & Littmann angenommen wurde. Das Haus ist nämlich, die Grundideen des Bayreuther

Heizkörper mit Wandverkleidung im Empfangszimmer der Redaktion. Entworfen von Georg Honold in Berlin

Festspielhauses und des Prinz-Regenten-Theaters in München weiter entwickelnd, als „rangloses Amphitheater" errichtet; um aber für eine möglichst große Zuschauerzahl (1415) Raum zu schaffen, wurde über dem rückwärtigen Teil des sich amphitheatralisch aufbauenden Hauptraums gleichsam noch ein zweites Amphitheater geschaffen, das, auf wenigen Stützen aufgebaut, auch für seine Sitze gutes Sehen gewährleistet. Unsere Abbildung auf Seite 133 läßt die eigenartige Anordnung erkennen. Eigenartig sind auch manche andere Anordnungen: so erhielt das Haus, das dem Prinzip nach für alle Gattungen dramatischer Schöpfungen, also auch die Oper, dienst-

Konferenzzimmer unserer Redaktion Entworfen von Georg Honold in Berlin.

Blick vom Konferenzraum in das Empfangszimmer der Redaktion. Entworfen von Georg Honold in in Berlin.

bar sein soll, ein versenktes Orchester, das für Schauspielvorstellungen zu überdecken ist und dann außer zwei Sitzreihen eine Art von Vorbühne bildet, die in gewissem Sinne den Forderungen der Shakespeare-Bühne entspricht. Ferner kann der Zuschauerraum, z. B. für minder besuchte Sommerdarstellungen, verkleinert werden durch Vorhänge, die den hinteren Teil abschneiden. Alles in allem genommen, scheint der Bau trefflich geraten. Es ist kein Luxushaus geworden, aber ein würdiges, allen Zweckmäßigkeitsbedürfnissen durchaus entsprechendes Theater. Möge ihm das Glück hold sein. —

Dürfen wir hier von unserem eigenen Heim erzählen? Redaktionsräume „mußten" noch vor einem Jahrzehnt unwohnlich und kalt sein; so forderte es der Brauch. Ein paar große Tische, viele Stühle, ein paar Bücherschränke, eine Unzahl Kasten und Truhen; ein paar Bilder an den Wänden, wie sie der Zufall zusammengeschneit hatte, das war so ziemlich alles, was zur Einrichtung gehörte. Halt: die Papierkörbe sollen nicht vergessen sein. Aber auch sie waren ebenso groß wie unschön. Nun ist auch das anders geworden. Eine Redaktion, die etwas auf sich hält, muß auch ein hübsch eingerichtetes Heim besitzen, behagliche Arbeitsräume, geschmackvoll eingerichtete Empfangs- und Konferenzzimmer. So mögen unsere Leser denn einen kleinen Einblick in unser neues Haus tun! Wir aber möchten, indem wir sie abbilden, zugleich dem Schöpfer der Einrichtung einen kleinen Zoll der Dankbarkeit entrichten. Es ist dies der Architekt Georg Honold, der — ein Süddeutscher von Geburt — seit Jahren in Berlin tätig ist.

Ledersessel im Konferenzzimmer der Redaktion. Entworfen von Georg Honold in Berlin.

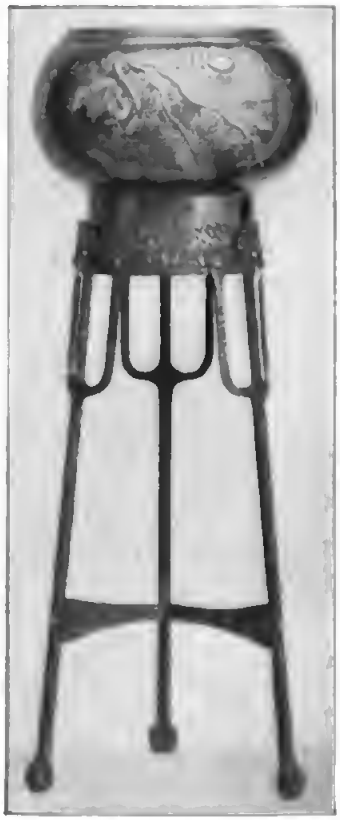
Er hat hier klein, sehr klein angefangen und ist nun einer unserer gesuchtesten Innenkünstler geworden. Als Handwerksbursche ist er nach Berlin gekommen, hat sich das Geld zum Studium durch schwere Arbeit errungen und ist nun ein fertiger Mann und ein fertiger Künstler. Von seinen Anfängen her aber weiß er, daß der Entwurf nicht alles bedeutet; daher ist er ein Mann der Praxis geblieben, der nicht nur erfindet und konstruiert, der vielmehr immer auf die Zweckmäßigkeit

Blumenkübel. Von J. Winhart & Co. in München.

im einzelnen bedacht ist; er schert nicht über einen Kamm, sondern er paßt seine Entwürfe dem Bedürfnis an, das schließlich, je nach dem Zweck, je nach den Mitteln, von Fall zu Fall stets ein anderes sein muß.

Wir bringen weiter eine Anzahl neuer Arbeiten aus Kupfer von der bekannten Münchener Firma J. Winhart & Co., auffallend fein, edel und schön in der Form, über die Durchschnittsdarbietungen der Industrie weit herausragend. Besonders hervorzuheben ist die ausgezeichnete, sogenannte Eosin-Patina, welche die Firma ihren Erzeugnissen zu geben weiß, eine Patina, die zumal in Verbindung mit Emaileeinlässen oder auch eingesetzten Perlenschnitten und Halbedelsteinen ganz eigene Wirkungen hervorzubringen gestattet. — Schließlich reihen wir noch einige hübsche Glasschleifereien an, mit den es eine besondere Bewandtnis hat. Unser Heft enthält nämlich als Einschaltbild zwischen Seite 40 und Seite 41 ein Gemälde von Jos. Kriwer „Der Glasschleifer". Nun, das Modell des Malers war Herr Anton Seidl in Kramsach, Post Rattenberg, Tirol — und dieser wackere Glasschleifer ist der Verfertiger jener zierlichen Arbeiten. —

Aschenurne. Von J. Winhart & Co. in München.



Blumenständer. Von J. Winhart & Co. in München.

Außerordentlich reich und mannigfaltig ist diesmal der Bilderschmuck unseres Heftes. In dem Titelbild von J. Graeff und in dem feinen Interieur von Prof. R. Huthsteiner kommen wir unsern Lesern farbig; zwischen S. 16 und S. 17 schalteten wir mit dem Waldsee von Müller-Kurzwelly wieder einmal einen der köstlichen Intaglio-Drucke ein. Weiter reihen sich treffliche Reproduktionen nach Werken von Hans Thoma, W. Rohr, Max Feldbauer, C. Reiser und ein famoses Bildnis des großen, neuerdings auch in Deutschland hochgeschätzten Engländers Lavery an, dem wir als Schöpfung klassischer Kunst das unerreichbar schöne Porträt Rembrandts (zwischen S. 8 u. S. 9) gegenüberstellen. H. v. Sp.

Geschliffene Fläschchen und Gläser. Von Anton Seidl in Kramsach im Unter-Inntal in Tirol.

Nachdruck verboten. Alle Rechte vorbehalten. Zuschriften an die Redaktion von Velhagen & Klasings Monatshesten, Berlin W 50. — Für die Redaktion verantwortlich: Hanns von Zobeltitz in Berlin. — Für Oesterreich-Ungarn Herausgabe: Friese & Lang, Wien I. Verantwortlicher Redakteur: Carl von Vincenti, Wien III, Richardgasse 1. Verlag: Velhagen & Klasing in Berlin, Bielefeld, Leipzig, Wien. Druck: Fischer & Wittig in Leipzig.

Studienkopf.

Gemälde von Prof. Alois Erdtelt.

Velhagen & Klasings Monatshefte

Herausgeber: Hanns von Zobeltitz
und Paul Oskar Höcker

XXI. Jahrgang 1906/1907 | Heft 8. April 1907

Fast ein Adler. Roman von Ida Boy-Ed.

Er wollte eigentlich sofort an den Freund schreiben. Die Notiz in der Zeitung strich er rot an und legte das Blatt auf seinen Schreibtisch. Aber dann ging mit Gekrach und polternden Regengüssen das rasche Gewitter nieder und vorüber, und Bettina kam und bat: „Laß uns die schöne Luft genießen, so unirdisch rein bleibt sie ja doch nur die erste halbe Stunde.“

Da ging er mit der Schwester ins Freie. Seine Schweigsamkeit zu schonen verstand sie von jeher. Sie mochte wohl spüren, daß die heut noch schwerer und tiefer war als sonst. Er glaubte ihren beobachtenden Blick zu fühlen. Aber gerade vor ihr wollte er vorerst noch verbergen, was ihn stark beschäftigte, denn es wäre ihm peinlich gewesen, sie erröten zu sehen. Vielleicht hätte sie auch Erklärungen gefordert für das, was er selbst noch nicht verstehen konnte. Und er ahnte seit diesem Sommer, daß ihr der Freund mehr bedeutete, als eben ein Freund, daß seine Handlungen, seine Zukunft sie leidenschaftlich beschäftigten.

Den ganzen Tag war die Luft vom Staube der trockenen Wege und von allen Dünsten menschlicher Siedelungen grau durchwirkt gewesen. Mit seinen nassen Händen hatte der Regen die Unreinheit niedergestrichen, und nun ging ein Atem kühler Frühlingsreinheit durch den Hochsommerabend, wie durch ein reifes Leben ein Erinnern an Jugendfrische ziehen kann.

In den städtischen Parkanlagen, in denen sich die Geschwister ergingen, standen Bäume und Büsche noch in den Lasten blanker Tropfen. Sie hingen an den Säumen glatter Blätter, und auf den Flächen der rauher gearteten lagen sie als Perlmutter. Der Rasen war schwer und gesättigt von Feuchtigkeit wie ein Schwamm, der sich voll Wasser gesogen hat. Der Himmel glänzte in einem fast weißen Abendlicht, das den nahenden Beginn der Dämmerung verkündete. In vielfachen Windungen zogen sich zahlreiche Fußpfade durch den Park, wohlberechnet in der Anlage, um dem schließlich doch beschränkten Gelände eine möglichst große Zahl von Wegesstrecken abzugewinnen. Durch alte Baumgruppen, durch dichte, hohe Gebüschpartien war auch die Übersichtlichkeit der Anlage fortgetäuscht, so daß man sich in ihr fühlen konnte, als habe man sich in weiten Gründen still verloren. Besonders in dieser Abendstunde, wo die gebadete Natur in Reinlichkeit noch feucht duftete und nur ihre allerintimsten Freunde zu sich lud.

Stumm gingen Bruder und Schwester nebeneinander her. Die Gedanken des Mannes waren auf einen Punkt gesammelt; die des jungen Mädchens lebten in reichster Bewegung, schweiften hin und her und kehrten mit heißer Freude immer

wieder zu den Tagen zurück, die sie im Juni verlebt hatte.

Auf ihrem klugen und ausdrucksvollen Gesicht spiegelte diese geheime Gedankenbewegung sich wider. Ihre dunkeln Augen leuchteten zuweilen auf, um die schönen Linien des Mundes ging ein Lächeln voll Wärme und Anmut. Die auffallend wohlgebildete Gestalt bewegte sich in einer besonderen Art: es war, als werde sie in freiem, reinen Stolz getragen.

Bettina nahm bald ihr simples Matrosenhütchen in die Hand, um noch unbehinderter die keusche Luft am Kopfe zu fühlen.

Wie sie so neben dem sie überragenden Bruder schritt, erschien die Ähnlichkeit zwischen beiden deutlich. Das dunkle Haar, das beredsame Auge, der kluge Ausdruck war ihnen gemein.

Aber während sie durch die schönen Linien ihres Körpers auffiel, tat er es durch die merkwürdig schwere, große Art seiner Gestalt, an der er beinahe etwas mühsam zu tragen schien. Er war fast hager, und so sah es aus, als ob seine Knochen zuviel Gewicht hätten, als ob er mit ihren starken Formen nicht leicht und elastisch ausschreiten könne neben einer Dame.

Stumm, doch in jenem guten Verstehen, das klare Liebe gibt, schritten sie wohl eine halbe Stunde lang dahin, ohne einen Menschen zu treffen. Erst als sie in dem unspürbaren Kreisgang, zu dem die Kunst der Wege schließlich alle Spaziergänger hier führte, sich wieder dem für ihr Ziel gegebenen Ausgangspunkt näherten, erst da sahen sie sich einer Begegnung ausgesetzt.

„Ostertags," sagte Bettina halblaut, fast in mitleidigem Ton. Dann fühlte sie, daß das ihrem Bruder Störung bedeutete; dies Wissen hatte sich ihr übertragen aus seiner Haltung, aus dem verschlossenen Wesen, in dem er sich ganz verbarg.

Rupert sah auf und lüftete den Hut.

Die beiden Menschen, die da im gleichgestimmten Wandergang ihnen entgegenkamen, als befänden sie sich noch auf einer Fußreise, wo alles auf das vernünftige Maß des Schrittes ankam, diese beiden Menschen waren alternde. Der Mann schon grau. Die Frau, nicht um eine Linie kleiner oder größer als er, erschien wohlbeleibt und rüstig, und daß sie temperamentvoll sei, erkannte man auf den ersten Blick. Ihr Lodenkleid war mit Nichtachtung aller Anmut zu hoch geschürzt. Ihr Gesicht rotbraun verbrannt.

Von der Erscheinung des Mannes war der Nachglanz der Reisestimmung und Gebirgsfreiheit schon mehr abgeblaßt. Er war auf dem raschesten Wege, sich zu seinem Bewußtsein als Landgerichtsdirektor Ostertag, einer der angesehensten Persönlichkeiten der Stadt, würdevoll zurückzufinden. Außerhalb seines Berufs im Schatten seiner starkbesaiteten Frau lebend, genoß er heimlich desto gründlicher seinen Hochmut, einer alten Richterfamilie anzugehören und sich in der Tradition einer unantastbaren Stellung zu befinden. Er trug seinen Bart noch nach der Mode des alten Kaisers und hatte einen Kneifer mit goldener Fassung auf. Über den Kneifer sah er aber beim Sprechen stets hinweg, wodurch er sich angewöhnt hatte, sein Kinn gegen den Krawattenknoten zu drücken und seine Stirn in Querfalten zu ziehen.

„Guten Abend, guten Abend," sagte die Landgerichtsdirektorin. Sie kannte ja keinen andern Lebensklang als ein Fortefortissimo; aber daß sie nun mit so besonderem Nachdruck der Wiedersehensfreude beiden Geschwistern zugleich die Hände entgegenstreckte, hatte einen Grund: man war beiderseits und nacheinander wochenlang auf Reisen gewesen. Und Frau Jüly Ostertag sah Rupert und Bettina Halske, die Kinder ihres lieben, verstorbenen Freundes und Hausarztes, für so etwas wie ein Vermächtnis, wie ihr ans Herz gelegte Pfleglinge an. Sie vergaß nie die Tränen, die sie an Bettinas Konfirmationstage über die damals frisch Verwaiste geweint hatte. Es kam ihr immer so vor, als habe sie durch diese Rührung etwas für Bettina getan, als bestehe für diese eine Art Dankespflicht.

„Ein köstlicher Abend! Was?" sagte der Landgerichtsdirektor. „Man kann wieder atmen."

„Unsere Reise gestern war gräßlich! Nichts als Staub, Schweiß, Lärm! Alle Frische und alle Eindrücke, die man sich fünf Wochen lang für schweres Geld erkauft, gingen in dem einen Tag wieder weg! Aber ich habe immer Pech."

„Du warst ja nicht die einzige, die gestern reiste," bemerkte der Mann, aber keineswegs ironisch, sondern nur um der Logik willen.

„Aber ich empfinde stärker als andere Menschen, darin liegt alles," sagte sie voll Stolz auf ihre erregbare Art, „das weiß unser Doktor am besten, nicht?"

„Er weiß, daß Du Dich selbst krank und selbst gesund machen kannst," stellte ihr Mann fest.

„Wie alle Sanguiniker," schloß Rupert, da sie doch ihn, als ihren ärztlichen Berater, um eine Bestätigung angegangen hatte.

„Und denkt Euch, Kinder," rief sie, „wir haben auf der Mendel und nachher noch in Campiglio Menschen kennen gelernt, die Euch auch kannten, mit denen Ihr dort zusammen waret."

Bettina bekam Herzklopfen.

„Das muß ich erzählen. Komm, Mann, wir begleiten Halskes ein Stückchen ..."

„Sagen Sie mal, Doktor, ist das Ihr Ammon, von dem heut die Notiz durch die Zeitungen geht?"

„Ja."

Bettina hörte das, obschon es gesprochen wurde, während die beiden Männer, sich zueinander gesellend, voran gingen und neben ihr die Landgerichtsdirektorin Ostertag schon mit Eifer und starken Betonungen von den Familien erzählte, die sie kennen gelernt hatten und die vorher Tischnachbarn der Geschwister Halske gewesen waren.

Sie wartete auf den einen Namen. Aber der fiel nicht. Wie sollte er auch. Die Frau hatte mit Menschen gesprochen, die Bettina erst flüchtig kennen gelernt, nachdem „er" sich schon wieder von den Geschwistern getrennt hatte. Frau Ostertag erörterte eingehend und eifrig die Erscheinungen und Lebensverhältnisse dieser Reisebekanntschaften.

Bettina konnte sich kaum mehr die einzelnen Figuren, aus denen diese Familien bestanden hatten, vorstellen, so gleichgültig waren sie ihr gewesen. Sie hörte nicht mehr zu. Sie wußte, daß die Frau zufrieden war, wenn sie ihr Erlebtes sprechend noch einmal durchleben konnte.

Mit wachsamer Seele versuchte sie etwas von dem Gespräch der Männer vor ihr zu erhorchen. Das hielt nie schwer, wo Ostertag einer der sich Unterredenden war, denn er sprach breit, laut und weise über alles.

Weil aber die Frau bei jedem Höhepunkt, den ihre lebhafte Erzählung erkletterte, im höchsten Eifer einen Augenblick stehen blieb, und weil sich solche Höhepunkte rasch folgten, ward die Entfernung zwischen den voranschreitenden Männern und den nachfolgenden Frauen größer und größer.

Das blanke, weiße Licht, das den ganzen Himmel durchleuchtet hatte, war kraftlos geworden. Die Frühlingsfrische, die das Gewitter nachgelassen hatte, verdunstete. Und unter dem ergrauenden Himmel lag, wie von der Stille einer sanften Melancholie ganz erfüllt, die dunkelnde Hochsommerwelt. An dem Wege, auf dem sie nun zwischen den Säulenreihen uralter Baumstämme hinschritten, funkelten die Gaslaternen auf, weißgrün und strahlenlos unter den Zweigen wie Leuchtkugeln eines Feuerwerks.

Die Ulmenkronen waren so mächtig, daß sie über Bürgersteige, Fahr- und Reitwege hinüber fast mit den Spitzen einander berührten. Sie standen in ihren schwarzgrünen, massigen Formen in düsterer Regungslosigkeit.

Diese Straße führte geradeswegs auf eine Toröffnung zu, die den Fuß eines altertümlichen Turmgebäudes durchbrach. Wie ein dunkler Schlund sah sie von fern aus, dem seltsames Gewürm entkroch: leuchtende Käfer und kleine schwarze Fliegen.

Je mehr man sich näherte, desto deutlicher sah man: es waren die bürgerlich friedlich erleuchteten Wagen der elektrischen Bahn und Menschen, die noch einen späten Gang vor das Tor machten oder in ihre dort belegene Hausung heimkehrten.

Nun hob das Geräusch der Stadt an,

mit bescheidenem Vorspiel erst, als man sich dem Tor mehr und mehr näherte. Aber doch stark genug, um es Bettina vollends unmöglich zu machen, Zusammenhängendes zu erlauschen.

Sie suchte, während die eifrige Frau fortwährend auf sie einredete, festzuhalten, was sie gehört hatte.

Es war so wenig.

Die Anfangsfrage, die Ostertag getan. Dann das karge „Ja" ihres Bruders. Nachher noch Worte wie „Verquickung von Wissenschaft und Geldinteressen" — „Unterwürfigkeit der Reklame gerade in solchen Dingen" — „blinder Lärm" — und ähnliches. Es war immer Ostertag, dessen Stimme sie vernahm — fragend oder feststellend, nach seiner Art. Denn wenn er eben von einem Fachmann eine Auskunft erhalten hatte, machte er ihren Inhalt zu seinem geistigen Eigentum und wiederholte das Gehörte als sein autoritatives Urteil. Deshalb konnte die kluge Bettina wohl erraten, daß das eine und andere Wort, das Ostertag sprach, eigentlich von ihrem Bruder gesprochen worden war, der seine Stimme so seltsam dämpfte.

‚Er tut es um meinetwillen,' wußte sie bald, ‚es gibt irgend etwas, das mit *ihm* zusammenhängt, das ich nicht wissen soll.'

‚Wenn wir nur erst zu Hause wären,' dachte sie. Sie wurde fast nervös und fuhr zusammen, als neben ihr am Bürgersteig gerade ein Rollvorhang schützend und schließend über einem Ladenfenster rasselnd niedergelassen wurde.

Es war nun wirklich Abend geworden, und der nahm allen Menschen ihre Arbeit aus der Hand.

Der Verkehr auf der Straße wurde plötzlich viel lebhafter. Man mußte sich stoßen und drängen. Das hinderte aber Frau Ostertag nicht, an der Straßenecke, wo die Wege der beiden Parteien auseinander führten, noch mit frisch einsetzender Lebhaftigkeit ein Reiseerlebnis mit ausführlichen Worten hinzubreiten, bis ihr Mann vorschlug, die Geschwister Halske sollten mit ihnen kommen. Man möchte noch bei einem Glase Mosel Reiseerinnerungen austauschen. Er wußte zwar selbst, daß „austauschen" eine gefällige Redewendung ohne Hintergrund sei und daß seine Frau nur von ihren eigenen Erinnerungen zu sprechen pflegte.

Einladungen wirken ja oft wie Stichworte zum Abgang, und so gab auch Bettina rasch die Hand und wünschte gute Nacht.

„Kind," sagte ihr Bruder nach ein paar Schritten, „Du springst manchmal merkwürdig kurz mit der Frau um."

„Ist sie nicht auch manchmal unerträglich?" fragte Bettina beinah traurig.

„Du findest leicht, daß Menschen unerträgliche Seiten haben."

Diesen liebevollen Ton, der soviel Sorge und Mahnung enthielt, hörte sie ja nicht zum ersten Male.

„O," sagte sie aufflammend, „nicht, wie Du meinst. Ich verstehe, welch ein Glück es ist, wenn man bewundern kann. Ist es nicht die höchste Erhebung, zu knien? Mach Dir doch klar, was darin liegt, daß inbrünstig Betende knien und sich zugleich befreit und geborgen fühlen. Über das alles denk' ich so oft nach. Weil Du sagst, ich sei zu anspruchsvoll. Ich suche das Große. Mit kleinen, dummen Alltagsunarten aber hab' ich keine Geduld. Das ist wahr. Und besonders an älteren Menschen, die reif sein sollten, ärgern sie mich. Der Gedanke ist mir furchtbar, daß man gegen sich selbst etwa auch so blind sein oder werden könnte, um in Schlaffheit bei der Selbsterziehung zu geraten."

„Kind, Kind," sagte er nur.

Sie nahm seinen Arm. Sie sah voll dankbarer Anhänglichkeit zu ihm auf.

„Von wem hab' ich denn gelernt, meine Maße zu nehmen?" fragte sie.

„Doch nicht von mir? Sollte das so heißen? Ach, Tina, ich bin bloß Durchschnitt. Sieh mich nur mal gerade und nüchtern an. Bloß ein Mann, dem es zufälligerweise immer möglich und leicht war, anständig zu handeln. Ein ganz bescheidener Kerl, von dem zwölf aufs Dutzend gehen."

Sie lachte.

„Gut. Wenn's also so viele gibt, darf ich ja fortan noch unduldsamer sein, wo nicht mal *das* Niveau erreicht wird."

„Mit Dir werde einer fertig."

„Was ist mit Ammon?" fragte sie

so sehr in demselben Atem, als gehöre die Frage zum Gespräch.

Diese Frage hatte ja in ihrer Seele gebrannt. Sie wollte sie ersticken. Aber nun auf einmal, sie selbst und den Bruder überraschend, brach die Begier zu wissen heraus ...

„Nachher," sagte er kurz.

Da wußte sie, daß es etwas Ernstes sei, und schweigend legten sie den Rest des Wegs zurück.

Sie bewohnten das alte Familienhaus der Halske. Aber leider war es in den sechziger Jahren ohne Stilgefühl umgebaut worden, so daß es sich damals gewissermaßen aus einem vornehmen, aber etwas schrullenhaften und malerischen alten Patrizier in eine Durchschnittserscheinung mit ganz banalem Gesicht verwandelt hatte. Auch standen die damals geschaffenen Verbesserungen nicht mehr auf der Höhe des gereifteren Geschmacks und boten nicht entfernt die Bequemlichkeiten der Neuzeit. Es abermals umzubauen, hätte viel Geld gekostet, und das konnten die Geschwister nicht hineinstecken. Zu Zwecken des Umbaues aber eine Hypothek aufnehmen, wollten sie unter keinen Umständen, denn dann hätte das ohnehin bis zur Hälfte seines Wertes beschwerte Haus ihnen ja eigentlich gar nicht mehr selbst gehört.

Das Haus war beinahe ihre ganze Erbschaft von den Eltern gewesen. Der Vater folgte rasch der Mutter. Er ging im blühendsten Alter von dannen, mitten aus einer einträglichen Praxis heraus. Zurückgelegt hatte er verschwindend wenig. „Söhne sollen für sich allein sorgen; Mädchen sollen nicht ums Geld, sondern um ihrer selbst willen geheiratet werden." Das war sein Prinzip gewesen. Und es verstand sich für ihn, der mit so viel Bonhomie ins Leben sah, von selbst, daß das Leben auch voll Bonhomie sich gegen ihn benehmen würde. Leider aber starb er, ehe Bettina völlig zu den Erwachsenen gerechnet werden konnte. Der Sohn, der eben seine Promotion hinter sich hatte, weilte gerade zum Besuch im Vaterhaus und erfüllte es mit seiner jungen Würde und Wichtigkeit, von Bettina tief bewundert. Der jähe Tod zerstörte alle Munterkeit, die sich damals so glückselig breit gemacht hatte. Es war eigentlich die einzige kurze Zeit in Ruperts Leben gewesen, wo man ihn wirklich übermütig gesehen. Der eben erreichte Zustand voll jungen Stolzes, die Gegenwart des von Sicherheit strahlenden Freundes, der mit ihm gekommen war — das riß ihn wohl damals aus seinem mehr besonnenen Wesen heraus.

Bettina hatte erst nach und nach erfahren und aus mancherlei kleinen Begebenheiten und Worten herausgefühlt, daß der Tod ihres Vaters und die bescheidene Vermögenslage, die sich nachher so überraschend ergab, ihres Bruders Lebensplan änderten. Anfangs war sie der Meinung, daß ihr Bruder niemals etwas anderes beabsichtigt habe, als sich in der Vaterstadt niederzulassen. Daß er nun gleich einen Teil der väterlichen Praxis übernehmen durfte, sah sie als eine jener dämonischen Launen des Schicksals an, in der es mit gleicher Hand Gunst und Grausamkeit verteilt.

Als sie aber die Wahrheit erkannte, liebte sie ihren Bruder nur noch viel andächtiger.

Sie wußte es jetzt: Rupert hatte sich in seinem besten und tiefsten Wissen über sich selbst zum Forscher und Lehrer bestimmt gefühlt ...

Ihr aber opferte er seinen Beruf. Sie mußte weiter ausgebildet werden. Sie bedurfte des Schutzes. Barvermögen war so gut wie keines da. Woher sollten die Mittel für ihr Dasein beschafft werden, wenn er sich als Dozent habilitierte?

Er hatte auch so wenig Verbindungen. Ja, wenn sich ihm eine Assistentenstellung geboten hätte, eine von jenen seltenen, wirklich auskömmlich bezahlten! Das hätte die Lösung aller Fragen bedeutet.

Eine kurze, spannungsvolle Zeit schien es, als solle diese Lösung kommen. Professor Andresen, seines Vaters Korpsbruder und der einzige von seinen Lehrern, dem er wirklich näher getreten war, wechselte seinen Assistenten. Die Gönnerschaft Andresens beglückte damals in gleichem Maße ihn und seinen Freund Ammon. Rupert selbst, obwohl mit einem bittern Beigeschmack von Eifersucht gegen den geliebten Freund, mußte es begreifen, daß der Professor die be-

strickende, glänzende Persönlichkeit Ammons vorzog.

Und später, als Ammon sich von Andresen trennte, weil ihre wissenschaftlichen Überzeugungen anfingen auseinander zu gehen, würde der Professor sich gewiß des jungen Arztes erinnert haben, dem er wohl wollte und dessen geheimste, heißen Wünsche er kannte. Aber da stand wieder ein anderer Rupert im Wege: der zukünftige Schwiegersohn Andresens.

Er hatte auch, in seinem Verantwortungsgefühl für die Schwester, nicht das Naturell, sich und sie in eine unsichere Lebenslage zu bringen. Die leichtlebige Kühnheit fehlte ihm.

Vielleicht sah er die Lage auch nicht kalt genug an. Hier in der Vaterstadt wuchs ihm, dem noch Unerprobten, das Korn sozusagen auf unbestellten Feldern entgegen — nur weil er der Sohn und Enkel verdienter Ärzte war.

Seine Freunde, allen voran Erasmus Ammon, brauchten gar nicht das große Wort für die Sache zu führen. Sie sprach für sich selbst. Laut sprach auch sein Verstand für sie.

Vielleicht gehörte er auch zu den Männern, die ihre Männlichkeit eher im Bezwingen als im Durchsetzen äußern können, zu denen, die mehr Nachdenklichkeit als Ellenbogenkraft haben.

Genug, er nahm ganz ohne weiteres von seines Vaters Studierstube Besitz. Nicht einmal wissenschaftlich darin aufzuräumen brauchte er. Denn sein Vater, energischen und stolzen Geistes, war immer mit der Zeit gegangen. —

Nun waren sie angelangt. Bettina öffnete die Tür. Im schmalen Hausflur brannte hell die Gaslampe, die an schmucklosem Rohr vom weißgetünchten Plafond herabkam. Rechts an der, in der Farbe des Eschenholzes bemalten Tür, stand auf einem weißen Porzellanschild in schwarzen Buchstaben: „Wartezimmer. Nicht anklopfen."

Durch diesen einfenstrigen Raum gelangte man in die Studierstube, die mit zwei Fenstern auf die Straße sah.

Damit war die Breite des Hauses erschöpft. In die Tiefe des Grundstückes hinein erstreckte es sich desto geräumiger.

Hinter dem Wartezimmer lag die Küche, hinter der Studierstube ein großer Raum mit Fenstern nach dem Hofe des Nebenhauses. In diesem Raum beschäftigte Rupert sich mit allerlei bakteriologischen Untersuchungen, und es hieß daher im Hause: „das Laboratorium." Zwischen diesen Teilen des Erdgeschosses und dem Flügel wand sich die Treppe nach oben, in weitem Bogen, mit einem schön geschnitzten alten Geländer, das immer der Stolz der Familie gewesen war und gelegentlich von zugereisten Architekten besichtigt und gezeichnet wurde.

Im Flügel gab es ein großes, langes Eßzimmer, und dahinter schloß ein Wohnraum ihn ab, den man jetzt „Bettinas Stube" nannte, wie er einst „Mamas Stube" gewesen war. In ihm führte, der Eßstubentür gerade gegenüber, eine Glastür auf eine Veranda. Links in der Längswand des Zimmers standen zwei Fenster, aus denen man in den schmalen Gang zum Garten sah, der erst hinter dem Flügel die ganze Breite des Grundstückes für sich gewinnen konnte.

Still und weltabgeschieden lebte man in diesem Zimmer. Den Fenstern gegenüber war die hohe Mauer, die den Gang begrenzte und das Nachbargrundstück abschied, von uraltem Efeu wie mit dickem, blanken, grünen Pelz bedeckt. Darin hauste das ganze Jahr ein Spatzenvolk in all seiner lärmvollen Wichtigkeit. Aber das Prieſtern und Zanken, das Blätterrauschen und das Federplustern störte Bettina gar nicht.

Hinten, der tiefe Garten selbst war reich an ruhevollen, alten Baumpatriarchen, unter denen sich Rasen hinbreiteten, gepflegt wie der Teint einer Kokette: auch nicht die kleinste Störung wurde auf seinem Sammet geduldet. Und auf diesen sammetreichen Wangen lagen hie und da als Schönheitspfläſterchen runde oder herzförmige Blumenbeete, mit ihren bunten Farbenflecken die etwas ernste Schwermut des Gartens in eine lächelnde wandelnd.

Der schönste Schmuck des Gartens aber war ein Durchblick zwischen der runden Kontur eines Lindenwipfels und der unruhig umrissenen, in immer leiser Bewegung bebenden Krone einer Silberpappel.

Da sah man einen gotischen Kirchturm, mit backsteinroten Turmmauern, in kantigem, einfachen Gefüge, mit einem nadelspitz sich verjüngenden, grünspanfarbigen Kupferdach. Abends war das hohe, schmale Fenster im Turme blank, als sei ein Streifen rotes Blattgold auf die Backsteinmauer geklebt. Und tief neben dem Turme, noch gerade über den Gebüschwipfeln, die unten den Durchblick abschlossen, sich aufreckend, ein Treppengiebel. Der graue Putz, mit dem man ihn vor vielen Jahrzehnten einmal versehen haben mochte, war in großen Abwärtswürfen stellenweise herausgefallen. Daß er einem alten Handelshause gehörte, erriet man aus drei Figuren, die oben sowie rechts und links je auf der obersten Treppenstufe des Giebels standen und nichts anderes vorstellten, als Merkur, Handel und Schiffahrt. Scharfe Augen konnten von der Veranda aus die Wohlbeleibtheit der in unendliche Gewandfalten gehüllten Damen erkennen, die Handel und Schiffahrt darstellten, während auch die schwächsten Augen gleich sehen mußten, daß der Merkur nichts anhatte als seinen Hut und seine Flügelschuhe, so deutlich stand die Silhouette seiner Jünglingsgestalt vor dem Stückchen Himmel zwischen den Gebüschspitzen.

Dies Stückchen uralter Baukunst zwischen den Bäumen war Bettinas Entzücken, besonders wenn ein Sonnenuntergang es mit heißen Farben bemalte.

Das war die Heimstätte der Geschwister. Ihre Schlafzimmer hatten sie im zweiten Stock.

Der erste war vermietet. Vor ganz kurzer Zeit hatten gerade die Mieter gewechselt. Nun wohnte ein Paar dort, das das Haus ganz naiv mit den Glückseligkeiten und aufgebauschten Sorgen seiner jungen Ehe erfüllte. —

„Kommst Du gleich zum Abendbrot?“ fragte Bettina.

„Im Moment.“

Sie hängte ihren Hut an einen der Haken, die im Hintergrund des Flurs, rechts und links von einem alten, in Mahagoni gefaßten Spiegel, als „Garderobe“ zu sechs und sechs aus der Wand sich vorkrümmten. Dann trat sie in die schon erleuchtete Küche, um nach dem Abendbrot zu sehen, während die rotblonde stattliche Erna in ihrem knitternden, frischen, hellen Kattunkleid nach vorn stürzte, um dem Herrn die Studierstube zu erhellen.

Diese Erna rauschte erst seit einigen Wochen im Hause umher, nachdem Guste, die um ihres geliebten Fräuleins willen das Heiraten immer und immer wieder hinausgeschoben hatte, ihren Tischler durchaus nicht mehr allein lassen gekonnt. Bettina hatte ihr beim Dienstantritt gesagt: die Bedienung meines Bruders, seine Wünsche und Befehle gehen allen anderen Dingen im Haushalt vor. In ihrer vollkommenen Harmlosigkeit bemerkte sie nun gar nicht, wie sehr Erna sich diesen Hinweis zum Gesetz genommen und daß all deren strahlende Sauberkeit, all deren hingebende Dienstbeflissenheit nur Äußerungen des beständigen Wunsches waren, von ihrem Herrn bemerkt zu werden.

An der Art, wie das Abendbrot schon zum Auftragen fertig hergerichtet stand, gab es wieder gar nichts auszusetzen. Wie leicht und angenehm das alles jetzt war. Die gute Guste hatte zuletzt den Kopf doch zu voll von ihrem Tischler gehabt.

Bettina ging ins Eßzimmer. Dort brannte kein Licht. Von ihrem eigenen Zimmer her, durch die dahin geöffnete Tür kam ihr sanft und warmgelb der stille Schein entgegen, den die Lampe auf ihrem Schreibtisch am letzten der Fenster aussandte.

Sie durchschritt auch ihr Zimmer, das beinahe einem kleinen Museum an Erinnerungsstücken an Eltern und Voreltern glich.

Draußen auf der Veranda, wo die Geschwister im Sommer zu essen pflegten, stand ein überaus zierlich gedeckter Tisch. Die Hängelampe überstrahlte ihn und das blaue, irisierende Glas, in dem blaßlila, Levkojen in vornehmer Sentimentalität dufteten.

Nun wartete Bettina. Sie wartete sehr lange.

Der „Moment“ dehnte sich zu einer halben Stunde schon aus.

Bettina klingelte. Als die üppige Erna mit der Krone ihres schneeweißen Mützchens auf dem rotblonden Kraushaar er-

schien, fragte Bettina: „Ist noch jemand gekommen? Ist mein Bruder wieder fortgegangen?“

Sie wußte, daß das gewiß nicht der Fall war, denn er hätte es ihr sogleich sagen lassen, wenn man ihn noch eilig geholt haben würde. Aber sie fühlte das überflüssige Bedürfnis zu fragen, über die ungewohnte Unpünktlichkeit des Bruders zu sprechen. So tief saß in ihr die unbestimmte Unruhe.

„Der Herr ist noch in seinem Zimmer,“ sagte das Mädchen.

Wieder wartete Bettina. Sie wagte nicht nach vorn zu gehen und in die Gedanken oder die Angelegenheit, die ihren Bruder zurückhielt, mit Fragen hineinzubrechen, wie ein Störenfried. Sie wußte selbst, wie qualvoll das auf die Nerven wirken kann, auch wenn die liebsten Menschen es sind, die einem Gedankengespinste zerreißen, die sich so vielleicht nie wieder verknüpfen lassen. Wie beraubt man sich vorkommt, wußte sie, wenn ein glückliches Wort, ein erlösender Einfall, noch ungewiß aber doch schon in erratbaren Umrissen, an den arbeitenden Geist heranschwebt und eine Störung von außen das Sichgestaltende jäh verscheucht.

So saß sie still und sah grübelnd in die fahllila Levkojen hinein, die im künstlichen Licht ihr weiches Blumenleben rascher verbrauchen mußten.

Draußen der Garten stand in schwarzer Finsternis.

Bettina dachte nach. Wenn „ihm“ ein Unglück zugestoßen wäre, hätte das Gespräch Ostertags mit ihrem Bruder andere Gesten als Begleiterscheinung gezeigt. Dann würde es auch Frau Ostertag gewußt haben, die eine unerschöpfliche Vorstellungskraft von Unfällen hatte und immer, wenn jemand gestürzt, verbrannt, ermordet war, mit leidenschaftlichen Worten darstellte, wie es wahrscheinlich, nein nicht wahrscheinlich, wie es unbedingt und für ganz gewiß zugegangen sein mußte.

Das hätte Rupert ihr auch gleich gesagt — gleich!

Kein Zweifel, es handelte sich um eine wissenschaftliche oder Standesfrage, in die „er“ auf irgendeine und offenbar unerquickliche Art verwickelt worden war.

Ihr klopfte das Herz. Er, in seiner strahlenden Sicherheit, er verlachte gewiß alle Angriffe. Aber daß man ihn überhaupt angreifen konnte, erfüllte sie mit Staunen. Mit dem naiven Erstaunen des liebenden Herzens, das unbewußt fühlt, als müsse seine Gottheit für alle Welt eine Gottheit sein ...

Er war ihr immer ein Mensch zum Bewundern gewesen. Von da an, wo er als ganz junger Student zum erstenmal mit Rupert ins Haus gekommen. Jedes Jahr verbrachte Erasmus Ammon die Herbstferien bei seinem Freund und Studiengenossen Rupert, auch von dessen Vater mit Behagen gesehen. Er gehörte nach und nach ganz zum Leben der Geschwister, hineingestellt wie eine Notwendigkeit.

Dann und wann hatte Bettina wohl die leise Empfindung gehabt, als lebe Rupert des Freundes Dasein inniger und lebendiger nach und mit, als Erasmus das ihres Bruders.

Aber in diesen Sommertagen war die Empfindung vergessen, untergegangen im Gebrause eines seelischen Tumultes.

Bettina hatte erkannt, daß sie den Mann liebe.

Daß sie dazu dreiundzwanzig Jahre hatte alt werden müssen, erschien ihr selbst unfaßlich.

So viele Jahre hatte sie ihn in freier, klarer Freude als Freund in ihrem Leben besessen.

Und nun auf einmal schwoll ihr eine heiße, beseligende Unruhe durch den ganzen Körper, wenn er nur ihre Hand erfaßte. Und ihre Nächte wurden von Sehnsucht schlummerlos — von Sehnsucht danach, ihn sagen zu hören: Ich liebe Dich.

Sie wußte nicht, daß sie von jener herben Frauenart war, die langsam reift und fast unwahrscheinlich lange unbefangen am Manne vorbeigeht. Aber dann auf einmal in allen Flammen des Begehrens steht.

Sie erlebte, was ihrer Natur gemäß war, wie ein Wunder.

Sie fragte sich: War er denn nicht immer so bezwingend liebenswert? Warum sehe ich es erst jetzt?

Sie verzehrte sich in Selbstvorwürfen, so als habe sie ihn beraubt, weil sie bis zu diesem Sonnenaufgang in ihrem Herzen

Letzter Schnee. Gemälde von Franz Hoch.

ihn und die Welt in keinem solchen Strahlenlicht gesehen.

Sie ward fast atemlos vor Beklemmung, wenn sie sich vorstellte, in welchen Gefahren sie sich befunden hatte. In aller Unbefangenheit ihres noch unwissenden Herzens hätte sie letzten Winter fast die Bewerbung eines angesehenen Mannes aus der Stadt angenommen. Nur weil so viele Gründe dafür sprachen: er war sympathisch; er liebte sie; Rupert schien über die Werbung erfreut; die Heirat sicherte eine Zukunft ohne Sorgen und gab dem Bruder vielleicht die Freiheit, doch noch den Weg seiner wissenschaftlichen Neigung zu gehen.

Und die Landgerichtsdirektorin Ostertag, der sich jener Mann anvertraut gehabt, sagte: „Was willst Du mehr!“

Kein Gedanke an den Einen, den Einzigen hatte sie gewarnt. Sie wich zurück, weil die energische Frau, die sich mit überhitztem Eifer aufs Zureden warf, eine unglückselige Äußerung tat: „Er hat natürlich auch davon munkeln hören, daß Du Dich schriftstellerisch und bloß mit kümmerlichem Erfolg versuchst; nun, das hast Du dann — gottlob! — ja nicht mehr nötig, und es würde Dir auch gar keine Zeit dazu bleiben als Gattin und Vorsteherin eines so reichen, geselligen Hauses. Darüber hab' ich ihn beruhigt, daß er das nicht zu fürchten braucht.“

Sie machte keinen „Fall“ daraus, hielt keinerlei pathetischen Reden darüber, daß eine künstlerisch veranlagte Individualität auch in der Ehe volle Entfaltungsfreiheit haben müsse. Sie wußte ja noch gar nicht, ob das, was in ihr gärte, sich jemals zu echten künstlerischen Kräften abklären werde. Bescheiden und still nahm sie diese Bemerkung hin, und kein einziges Schlagwort kam über die Lippen oder zog ihr durch den Sinn. Sie fühlte nur auf der Stelle: ich werde den Mann nicht heiraten.

Jubelnde Dankgebete hätte sie sprechen mögen, weil sie es nicht getan.

Nun war sie frei für den geliebten, herrlichen Menschen.

Sie dachte niemals darüber nach, ob er ihr verändertes Wesen empfunden, ob das seine sich zu dem ihren abgestimmt habe, ob sein Blick und sein Wort ihr von Liebe gesprochen. Ihr war, als müßte sich in ihm das gleiche Wunder begeben haben, wie in ihr. Das war ihr so gewiß, wie jeder Vorgang in der Natur — wie die Umwandlung des Frühlings in den Sommer.

Wie sie nun hier in der Abendstille saß und wartete, wandelten ihre Gedanken ganz allmählich in die Zukunft hinein. Die glich einem Garten, in dem die kostbarsten, seltensten Früchte reiften. An der Seite eines geliebten, bedeutenden Mannes, in der von tausendfältigen Anregungen durchblitzten Umwelt der ungeheuren Stadt, konnte sich da nicht rascher und deutlicher gestalten, was in ihr heißen Dranges, tastend, sehnend, gärend so geheimnisvoll lebte und sie immer trieb, sich schaffend zu versuchen?

Hatte er nicht schon, während dieser glücklichen beiden Wochen, die man zusammen verlebt, den liebevollsten Anteil daran genommen? Einen ihrer Versuche gelesen und mit Tadel und Lob so feurig besprochen, daß sie sich erschüttert gefühlt? Zeigte das nicht an, daß es ihn mit Stolz erfüllen werde, wenn es seiner Frau gelingen sollte, sich künstlerisch auszusprechen?

Aber wenn sein Wille oder die Umstände ihres gemeinsamen Lebens es von ihr fordern sollten: Bettina war feurig bereit, auch ihren Traum von Kunst sich verflüchtigen zu lassen um seinetwillen.

Sie war ganz in der hohen, allzu hohen Stimmung, in der das liebende Weib die Selbstaufgabe noch als Rausch empfindet.

Unbeschreiblich konnte es werden! Und wie es ihr und des geliebten Mannes Glück erhöhen würde, auch den Bruder und Freund glücklich zu sehen. Rupert konnte das Haus verkaufen, dann bekam er doch fünfzehn- bis zwanzigtausend Mark in die Hand. Damit und von jeder Sorge um die Schwester befreit, konnte er sich an irgendeiner Universität habilitieren. Vielleicht sogar in Berlin — Erasmus mit seinen glänzenden Verbindungen konnte ihm die Wege ebnen helfen. Und sobald Rupert sah, daß er sich eine Stellung zu machen begann, konnte er um Wally werben. Denn ihre eigenen Glückseligkeiten hatten sie nicht blind und taub gemacht für das, was um sie her vorging. Sie sah es, daß ihr ernsthafter Bruder

sich in einem besonderen Zustand befand, daß gleichsam das Licht, das sein Wesen von innen heraus beleuchtete, die Stetigkeit verloren hatte und ein unsicher-wechselvolles geworden war, bald leuchtender als sonst, bald dunkler. Und daß von Wally die elektrischen Kräfte ausgingen, die dies seelische Beleuchtungsspiel in Bewegung setzten, war ihr auch bald klar.

Noch war es Bettina ganz unmöglich, das Bild dieser jungen, weiblichen Gestalt liebevoll in sich aufzunehmen, sie neben ihren Bruder zu stellen, sie als seine Gefährtin während eines ganzen langen, ernsthaften Lebens zu denken. Im Gegenteil war es gerade, als sträube ihr Inneres sich, in irgendeiner anderen Form als der der Abneigung Besitz von Wally zu ergreifen. Aber sie schalt sich streng: die andere Art, die kapriziösen Linien machten sie vorurteilsvoll. Und sie verbarg, mit einer gewissen Anspannung ihrer dafür ungeübten Kräfte, ihre Antipathie, gleich bei der ersten Begegnung, noch ehe sie ahnen konnte, wie das Mädchen auf Rupert wirken werde. Denn diese van Holtens waren Bekannte von Erasmus! Er verkehrte bei ihnen in Berlin, genoß die Gastfreundschaft ihres Hauses, das, wie Bettina bald erriet, im großen Stil geführt wurde. Wie hätte sie ablehnend gegen Freunde des Geliebten sein mögen.

Am Tage vor seiner Abreise von der Mendel waren die van Holtens dort eingetroffen; sogleich hatte er seine Berliner Freunde mit dem Geschwisterpaar bekannt gemacht. Ihn selbst trieb eine große, wichtige Arbeit, über die er sich nicht aussprach, nach Berlin zurück. Aus diesen ernsten Angelegenheiten, die er nicht einmal mit Rupert besprach, hatte er sich für vierzehn Tage losgerissen gehabt, um seine Nerven aufzufrischen, wie er sagte. Er bat vor seinem Scheiden die Geschwister noch ausdrücklich, sich dann und wann Fräulein van Holten zu widmen.

Eines wenigstens, eines machte es Bettina leicht, ihre geheime Abneigung nicht zu zeigen: Wally war ein Mensch, mit dem sie von dem geliebten Manne sprechen konnte.

Rupert brauchte sich in seinem Innern nicht auf des Freundes Bitten zu berufen. Ihn trieb das eigene Verlangen. Bettina sah es damals gleich: so betroffen stand er vor der Erscheinung und dem Wesen dieser Wally.

Es war gerade immer, als staune er den Gegensatz zu seiner eigenen Art voll naiver Bewunderung an.

Viel glatter als sie es je für möglich gehalten, ging sie nun über die Vorstellung hin, daß ihr Bruder sich ein Weib nehmen würde, das sie, die Schwester, nie für ihn gewählt hätte. Früher, wenn sie sich Ruperts Frau ausmalte, dachte sie immer ‚ich muß sie auch liebhaben können auf den ersten Blick'. Und unter den jungen Damen der Stadt hatte sie fleißig, doch stets voll ablehnender Kritik, Umschau gehalten. Jetzt aber, vielleicht in dem unbewußten Bedürfnis, sich durch gar keinerlei Sorgengedanken in ihrem Erwartungsrausch stören zu lassen, jetzt dachte sie, mit der Zeit werde sie wohl an Wally van Holtens Wesen Glanzlichter entdecken können. —

Weil sie so in der Zukunft lustwandelte, hatte sie einen Zeitvertreib, der die Minuten rasch verbrauchte.

Schließlich fuhr Bettina sogar wie vor etwas Unerwartetem zusammen, als ihres Bruders Schritt erklang.

„Nun?"

„Entschuldige."

Die rötlichblonde Erna kam unmittelbar hinter ihm her und trug die Eierspeise auf.

Als das Rauschen des steifgestärkten Kattunkleides sich wieder in dem Zimmer und nach dem Flur hin verlor, sagte Rupert: „Ich kam ins Lesen und Vergleichen."

„O, das bißchen Warten," meinte Bettina. Es machte ihr ja sonst niemals etwas aus. Aber aus ihrer wahrhaftigen Art heraus setzte sie hinzu: „Heut natürlich war ich so voll von der Spannung, was Du hast. Aber iß nur erst."

Sie schnitt von dem kalten Braten, der auf dem Tische stand, für ihn ab.

Einige Minuten vergingen in Schweigen. Als Rupert bemerkte, daß seine Schwester nicht mehr aß, zog er ein Zeitungsblatt aus der inneren Brusttasche seines Rockes, reichte ihr das zusammengefaltet.

„Lies nur."

Digitized by Google

Sie breitete das ganze große, nach Druckerschwärze dünstende Papierlaken vor sich hin, über Teller, Teetassen und Tischtuch weg. Es war das Berliner Blatt, das Rupert hielt, eines der großen politischen Organe.

Bettina sah gleich den kurzen, dicken roten Strich, mit dem ihr Bruder eine Notiz im Feuilleton, bei den kleinen Nachrichten aus Kunst und Wissenschaft angemerkt.

Und ihr Herz begann rasend zu klopfen. Sie las.

„Der Krebserreger entdeckt! Jedem Laien ist es bekannt, mit wie heißem Bemühen die Wissenschaft seit Jahren den Ursachen dieses bösartigen Feindes der Menschheit nachforscht. Jedermann weiß, wie oft die wissenschaftliche und interessierte Laienwelt unnütz alarmiert wurde, durch die Nachricht, daß eine neue, zuverlässige Heilmethode gefunden sei. Im Lager der Gelehrten tobt der Streit: Infektion oder Disposition. Jede Heilmethode entbehrte der Basis, jeder Streit war unnütze Dialektik, solange wir über die Ursachen dieser furchtbaren Krankheit im dunklen tappten. Nun kommt eine Kunde, die geeignet ist, ein ungeheueres Aufsehen zu erregen: Doktor Erasmus Ammon hat mit Hunden und Ratten Versuche angestellt, und was dereinst Langenbeck noch versagt blieb, ist dem genialen jungen Bakteriologen geglückt: es ist ihm gelungen, den Krebs vom Menschen auf Hunde zu übertragen. Die Zahl der Versuche ist namhaft. Bekanntlich war Doktor Ammon früher Assistent im bakteriologischen Laboratorium des Professors Dr. Andresen. Vor drei Jahren hatte der junge Gelehrte, wie es damals hieß, infolge wissenschaftlicher Meinungsverschiedenheiten sich von Andresen getrennt. Die in dem von ihm gegründeten Institut für bakteriologischen Forschungen im ausgedehntesten Maße geführten Untersuchungen haben Erfolge gezeitigt, die, wie man hört, der glückliche Forscher demnächst in der Medizinischen Gesellschaft vorführen wird. Ferner verlautet, daß im Ministerium sehr reges Interesse herrscht für die Arbeiten des jungen Gelehrten. Eine Bestätigung dieser aufsehenerregenden Nachricht, die uns von allerdings verläßlicher Seite zugeht, bleibt abzuwarten."

Als Bettina aufsah, mit großen, ängstlichen Augen, begegnete sie dem Blick ihres Bruders.

„Was heißt das? Ist das wahr? Ist das möglich?" fragte sie beklommen.

Als Tochter und als Schwester eines Arztes wußte sie von diesen Dingen so viel, wie Malerskinder vom Malen: sie können jede Farbe nennen, aber doch kein Bild schaffen. Und dies ungefähre, äußerliche Wissen von technischen Ausdrücken und gelehrten Tatsachen, das ihre Gedanken sonst genau ebensowenig beschwerte, wie etwa Sport oder Börsenausdrücke, brachte ihr jetzt auf der Stelle eine erhöhte Unruhe. Sie konnte den Artikel nicht naiv lesen. Sie witterte Unheil darin.

„Ob es wahr, ob es möglich ist, wage ich nicht zu entscheiden, obschon ich Dir gleich sagen kann: ich glaube es nicht," sprach er sehr vorsichtig. Denn er wußte ja: ein übereiltes, ein scharfes Wort konnte sie verwunden. Und so hielt er zurück, was ihm schon den ganzen Abend die Brust kochend erfüllte.

Er mußte die Schwester zart anfassen. Sie liebte den Mann doch. Er hatte es ja mit Erschütterung gesehen. Und er selbst hatte den Mann auch lieb — immer noch. Obgleich seit Jahr und Tag langsam etwas zwischen ihnen emporwuchs ... Das war kein reiner wissenschaftlicher Männerstreit mehr ... Ihre Waffen blitzten nicht mehr so recht im klaren, funkelnden Sonnenlicht gegeneinander — es war, als hülle ein weißer Nebelflor sie ein ...

‚Bin ich eifersüchtig?' fragte Rupert sich oft. ‚Eifersüchtig, weil er auf dem Acker gräbt, an dessen Grenzen ich stehen bleiben mußte?'

Und diese Furcht machte ihn wachsam gegen sich selbst. Sie half ihm auch jetzt, zart gegen die Schwester zu bleiben.

„Du fragst, was das heißt? Das heißt, daß irgendein Reporter, um sich ein kleines Zeilenhonorar zu machen oder um seinem Blatt zu einer Sensation zu verhelfen, an den Türen von Ammons Laboratorium herumgeschnüffelt hat und Halbverstandenes nun so in die Welt hinaus-

posaunt. Was für Kränze so'n Mann zu verteilen hat: nun ist Ammon ‚genial' von Reportersgnaden."

Bettinas Gesicht brannte.

„Wie es ihm wohl schrecklich ist! Wie es ihm wohl schrecklich ist!" klagte sie, „er wird gewiß irgendeine Berichtigung an das Blatt schicken."

„Nun, das wird er natürlich," sagte Rupert, „aber es liegt in der Sache, daß dann in der Berichtigung auch von ihm und seiner Arbeit die Rede ist."

Er war immer zu ungeschmeidig gewesen, sich zu verstellen. Nun verriet doch eine gewisse Klangfarbe seiner Stimme, daß er innerlich sehr erregt war.

„Du willst andeuten . . .?" fragte Bettina.

„O nichts!"

Aber ihre aufgescheuchten Gedanken liefen eine Strecke zurück — zu jener Zeit zurück, wo sie alles, was mit Erasmus zusammenhing, noch klaren Auges übersehen konnte. Und ihr fiel wieder ein: als Ammon sich damals von seinem Professor getrennt hatte, war das auch in sehr auffallender Weise in die Welt hinausposaunt worden; auch damals folgte eine Berichtigung, die aber die Aufmerksamkeit noch stärker auf Ammon hinlenkte.

Zu jener Zeit hatte Bettina ihres Bruders Verstimmung begriffen.

Jetzt sprach sie mit der Leidenschaft, die ihre eigene Angst verdecken mußte: „Weißt Du noch: damals war er doch selbst ärgerlich über den reklamehaften Lärm um seine Person. Er schrieb Dir doch, daß er Euren ehemaligen Korpsbruder, den Doktor Levinius, in Verdacht habe . . . so wird es auch jetzt wieder sein. Ganz gewiß."

„Warum läßt er den Mann an sich heran?"

„Sieh mal, Rupert, das ist ja nun wieder so gut, so großmütig von Erasmus — weil er so auf der Höhe dahinbraust, mag er einen Entgleisten nicht hilflos in der Tiefe sehen."

„Er könnte ihn unterstützen, aber er brauchte ihm nichts von seinen wissenschaftlichen Plänen zu erzählen."

„Und gerade das tut er gewiß aus Herzensvornehmheit. Mit Geldunterstützungen allein läßt er Levinius in der Stellung des Deklassierten, durch sein Vertrauen hebt er ihn wieder empor!"

Wie ihn ihre Beredsamkeit rührte. So sehr, daß er nachgebend dachte: ‚Gewiß — ich seh' ihn nicht mehr klar. Meine Bitterkeit, meine Eifersucht vielleicht trüben mir den Blick.'

„Schreib ihm doch gleich," mahnte Bettina, „warne ihn, laß Dir erklären, wie's kam."

„Sieh', Kind, das war gleich mein Vorsatz. Da kam das Wetter und unser Spaziergang. Als wir nach Haus gekommen waren, wollte ich dann rasch vor dem Abendbrot ein paar Zeilen schreiben. Aber über dem Briefbogen kam ich ins Grübeln. Und darüber versäumte ich die Zeit. Und nun will ich Dir sagen: ich kann es nicht."

„Warum nicht?" fragte sie schmerzlich überrascht.

„Ob Du das wohl verstehen kannst? Wie es möglich ist, daß es zwischen zwei Menschen, die sich seit einem Jahrzehnt in verläßlicher Freundschaft sehr nahe stehen, wie es zwischen denen ein Gebiet geben kann, auf dem alle Unbefangenheit jäh aufhört? Das sie umgehen? Und können sie es einmal nicht umgehen, müssen sie sich da treffen und besprechen, daß es dann mit bebenden Stimmen und ausweichenden Blicken geschieht? Kannst Du das verstehen?"

„Wenn es das Gebiet irgendeiner Rivalität ist," sagte sie zögernd.

„Du hast es annähernd getroffen. Aber die schlimmste Rivalität — die, in der man sich nicht mit Taten messen kann. Der eine steht bescheiden im Schatten und vermag sich doch der stillen Kritik nicht zu enthalten über das, was er den andern tun sieht, und dieser andere ahnt des Freundes Gegnerschaft."

Bettina sprang auf und legte ihre Arme um des Bruders Schulter, sich hinter dem Sitzenden zu ihm herabneigend und ihre Wange gegen die seine legend.

„Um meinetwillen mußt Du im Schatten stehen," sagte sie zärtlich; „hättest Du mit Erasmus zusammen den gleichen Weg gehen können, dann wäre alles gesund und klar zwischen Euch geblieben. Aber es wird alles noch ins rechte Geleise kommen. Ich fühle es. Ich weiß es. Das Opfer,

Digitized by Google

das Du mir gebracht haſt, wird ſich noch belohnen."

„Nicht ſo was ſagen, Kind," wehrte er ab.

Aber ſie, immer noch die Arme um ſeine Schultern und ihre Wange an der ſeinen, wurde von einer gerührten und erregten Stimmung nun ganz fortgeriſſen.

„Ja," ſagte ſie, „es war ein Opfer. Jeden Tag begreif' ich's mehr. Weil ich ein bißchen hochaufgeſchoſſen war damals und ein bißchen blutarm, wollteſt Du mich nicht in Stellung gehen oder aufs Lehrerinnexamen hin arbeiten laſſen. Und ein paar Jahr weiter hin, als ich ſo kräftig und geſund war wie nur'n Menſch ſein kann — da meinteſt Du, Du müßteſt mich ſtill arbeiten laſſen an meinem Talent ... ach, vielleicht iſt es nur arm und klein ... und doch hoffſt Du für mich mit darauf, daß es zu Erfolgen reicht ... ſiehſt Du — ſo ein Menſch biſt Du ..."

Das Gefühl ihres Reichtums trieb ihr Tränen in die Augen, während ſie lachte.

Gab es wohl noch ſonſt Männer auf der Welt außer dieſen beiden — den einen, der ihr Bruder war, und den andern, den ſie liebte?

Und Rupert hielt ganz ſtill zu den zärtlichen Worten und der zärtlichen Gebärde. Auch er gab ſich weichen Gefühlen hin. Er dachte an Wally ... Er ſtaunte es auf einmal an, daß er ſich nicht offen gegen dieſe liebe, kluge Schweſter ausgeſprochen hatte, die ihm doch ſo nahe ſtand. Und auch ſie ſchwieg — obgleich er ihr ganzes Weſen in heimlicher Seligkeit leuchten ſah. Der Augenblick war ſo verführeriſch ... Schon trat ihm faſt die Frage auf die Lippen: ‚Ahnſt Du, was ich hoffe? Glaubſt Du, daß ich hoffen darf? Würde Wally Dir eine willkommene Schweſter ſein?'

Da wurde es hinter ihnen laut, und Bettina fuhr aus ihrer zärtlichen Stellung auf.

Durch Bettinas Zimmer, von der Eßſtube her kamen laute Worte bis auf die Veranda.

„Sagen Sie dem Herrn Doktor, ich bäte dringend ..."

Schon kam auch Erna und erſchien auf der Schwelle der Tür zur Veranda.

„Der Herr Aſſeſſor Burchard," meldete ſie und wollte deſſen Anliegen dazu ſagen.

Aber der folgte ihr auf dem Fuße nach und zwang ſie, ihm die Schwelle frei zu geben.

„Verzeihen Sie, Herr Doktor," begann er haſtig, „meine Frau ..."

Sein junges, etwas zu zierliches Geſicht mit dem aufgeſträubten blonden Schnurrbart war vor Erregung gerötet. Die jünglingshafte Geſtalt hatte ihre ſonſtige anſpruchsvoll vornehme Haltung verloren.

„Mein Gott, iſt ſie krank? Kann ich helfen?" rief Bettina.

„Sie hat einen Ärger gehabt — wir haben einen Ärger gehabt — das Mädchen — wiſſen Sie, gnädiges Fräulein, die iſt zu frech — ſie läßt ſich gar nichts ſagen und weiß alles beſſer — und meine arme Margot ... ja ſie hat Weinkrämpfe. Ich fürchte, es kann ihr ſchaden — wir fürchten, es kann ſchaden — ach bitte, wollen Sie noch einen Moment ..."

Seine Stimme bebte. Man merkte ihm an, daß auch er am liebſten geweint hätte.

„Nu, dann wollen wir mal nachſehen," ſagte Rupert in gutmütiger Gelaſſenheit.

„Verzeihen Sie — Ihr gemütlicher Abend — aber meine arme Margot iſt außer ſich — ich habe der Perſon auch ſofort gekündigt — meine arme Margot muß ſo wie ſo das meiſte ſelbſt — ach verzeihen Sie, Fräulein Halske ..."

Der aus aller Haltung Geratene folgte mit kurzen, eiligen Schritten dem voranſchreitenden Rupert.

Bettina blieb in einem Gemiſch von Erheiterung und Ernüchterung zurück.

Dies war nun ſchon das dritte oder vierte Mal ſeit wenig Wochen, daß es oben laute, zänkiſche Unruhe gegeben hatte, nach welcher der Arzt um Hilfe gerufen wurde, weil die junge Frau beinahe ſterben wollte und der junge Ehemann die Vernichtung wichtiger Hoffnungen befürchtete.

Und zu anderen Zeiten ſah man das junge Paar durch den Garten wandeln: er autoritativ und beglückend zärtlich auf die niedliche Frau herablächelnd, die ſich

in hingebender Liebe an seinen Arm schmiegte, andächtig seiner männlichen Weisheit lauschend. Und wenn dann die Köchin kam, ihrer jungen Herrschaft unter der Silberpappel den Kaffee aufzutragen, spaßte der Assessor gnädig und die Frau Assessorin fast intim mit ihr.

Wie war das nur möglich? Bettina hatte doch beide junge Menschen vorher als sicher und wohlerzogen gekannt. Und nun diese Kinderei?

‚Ob es wohl schwer ist, mit Geschmack und Haltung eine junge Ehe zu führen?‘ dachte sie. ‚Würde ich eines Tages meinen Mann auch zur Hilfe rufen, wenn ich mich mit der Köchin katzbalgte?‘

Diese erheiternde, unbestimmte Vorstellung verdichtete sich sofort und wurde das verführerischste, das beseligendste Bild: Bettina sah sich als des Geliebten Frau.

Sie strahlte. Und obgleich keine Zeugen da waren, wollte sie all den Glanz, den sie in sich trug, doch verstecken.

Sie trat an das Eisengitter, das die Veranda gegen den sich senkenden Garten abgrenzte, und legte ihre Arme darauf, die Hände vor sich hinausfaltend. So, in geneigter Stellung, sah sie hinaus in die Finsternis.

Eine unaussprechlich weiche Stimmung war in ihr zerrissen worden, durch die Zudringlichkeit dieser jungen Ehestandskomödie. Nun kehrte all das Hingebende, Überfließende zurück. Sie fühlte es als Treulosigkeit gegen den geliebten Bruder, daß sie ihm noch nichts von ihrer Liebe gestanden hatte.

Sie wünschte gerade in diesem Augenblick ihm zuflüstern zu können: ‚Ich liebe ihn ja. Vertraue ihm nur. Er tut nichts Kleines. Er nicht . . .‘

Nun flüsterte sie es in die Nacht hinaus.

Es war, als ob sie es einem blinden und tauben Fühllosen sage. Kein Echo kam zurück.

Auf einmal winkte ihr aus dieser schwarzen Tiefe etwas entgegen wie drohende Einsamkeit . . .

Die dünne, silberne Mondsichel stand über dem Treppengiebel im Durchblick, gerade zwischen den kohlschwarzen Silhouetten der Baumwipfel, strahlenlos, gleich einem wenig gebogenen, weißen, mystischen Zeichen vor der Blaufinsternis des Himmels.

Der ganze Garten war erfüllt von der schweren Stille der Hochsommernacht.

Und aus dieser Finsternis schienen sich langsam ungute, beängstigende Gedanken zu lösen. Sie schwirrten, gleich huschenden Fledermäusen, an Bettina heran und sie erwehrte sich ihrer in einer Empfindung nervöser Furcht.

‚Nein,‘ dachte sie entschlossen und stolz, ‚nein, er tut nichts Kleines, er nicht.‘

II.

Rupert machte an sich eine Beobachtung, die gewiß gleich ihm schon Tausende gemacht hatten: Dadurch, daß er seine unfreien Empfindungen gestanden und besprochen hatte, waren sie ihm auf einmal frei geworden. Er konnte an Erasmus Ammon schreiben. Er tat es noch in dieser selben Nacht, als oben bei dem jungen Paar wieder Frieden und Ruhe eingekehrt war — denn schließlich war es gar unter sich in hitzige Meinungsverschiedenheiten geraten während des Berichts an den Doktor; und als der Gatte dem Arzte sagte, daß seine Gattin sich wohl der Köchin gegenüber nicht ganz richtig benommen habe, setzten die Weinkrämpfe der „armen Margot“ mit erneuerter Kraft ein, worauf der Gatte vor Angst und Reue außer sich geraten war. Der Doktor hatte nichts tun können, als der jungen Frau ein Brausepulver zu verordnen, worüber das Ehepaar, als über einen zu geringen Aufwand ärztlicher Maßnahmen, offensichtlich enttäuscht gewesen war.

Rupert fühlte sich, als er ging, beinahe so erleichterten Sinns, als habe er im Theater eine gute Posse gesehen.

Und das gab ihm dann vollends die Laune, an Erasmus zu schreiben.

„Lieber Erasmus, Du kannst Dir mein Erstaunen denken, als ich heut in meiner Berliner Zeitung eine Dich betreffende Notiz las, die ja überall ein nicht geringes Aufsehen machen muß. Bettina und ich besprachen uns auf das lebhafteste über diese Sache.“

Er hielt inne. Nein, er wollte Bettina gar nicht erwähnen in diesem Brief. Er wollte ihre heiße Teilnahme dem Manne nicht nachtragen . . .

Digitized by Google

Was war das? Gerade fünf Zeilen hatte er geschrieben, und schon verflogen ihm fast die Freiheit und die unbefangene Laune?

Jetzt dachte er an Bettina und ihre Liebe.

Warum offenbarte die Schwester sich ihm nicht? Schwieg sie, weil in ihr Zweifel waren? Sie hatte nicht das Wesen einer, die sich hin- und hergerissen sieht zwischen Hoffnung und Verzagen. Sie schien von inneren, beseligenden Gewißheiten wie getragen.

Aber er konnte sich der Furcht nicht erwehren, sie schöpfe sie nur aus ihrem Glauben an die Gewalt der eigenen Liebe.

Wenn ihr die Gewißheit aus seinem Geständnis gekommen wäre, würde sie doch gesprochen haben — sie würden beide gesprochen haben. Es lag gar kein Grund vor, kein einziger, dem Freund und Bruder einen schon geschlossenen Bund zu verheimlichen.

Rupert stand mit seinen Gedanken nicht zum ersten Male vor der Frage: Warum hat er eigentlich noch nicht gesprochen?

Auch er hatte es spüren müssen, daß der Freund Bettina anders begegnete, als in früheren Jahren, daß sein Blick ihr feuriger glänzte, sein Benehmen eine neue ritterliche Ergebenheit ihr zeigte.

Hatte vielleicht ihr Erwachen ihn bezaubert und verführt? Sprühte die Eitelkeit des Mannes Funken?

War es nur das gewesen? Und nahm Bettina es für mehr? Voll Furcht und Stolz zugleich zerriß er den Briefbogen, um von neuem zu beginnen. In dem, was er nun schrieb, kam Bettinas Name nicht vor.

„Lieber Erasmus! Mit großer Überraschung las ich heut eine Dich betreffende Notiz und befinde mich in lebhafter Spannung, ob Du sie schweigend hingehen lassen oder sie berichtigen wirst. Ich nehme ohne weiteres an, daß sie berichtigt werden könnte, denn ihre Fassung verrät in jedem Fall, daß der Schreiber Glocken hat läuten hören, aber das Geläut nicht klar zu deuten wußte.

Du weißt, daß ich, soweit es meine Tätigkeit als praktizierender Arzt zuläßt, mich mit diesen speziellen Fragen beschäftige, zum mindesten insofern, als ich die einschlägige Literatur zu verfolgen suche, was einem ja durch die Zeitschrift des Komitees für Krebsforschung sehr erleichtert wird. Mein bißchen eigenes Arbeiten in meinem dürftigen, kleinen Laboratorium darf ich natürlich nicht ins Feld führen. Ich muß mich an die Resultate halten, die uns bedeutende Forscher vorlegen. Und die sagen uns doch, daß alle Übertragungen von Mensch auf Tier, die scheinbar geglückt waren, vor der Nachprüfung nicht standhielten, und daß sich die schönsten ‚Karzinome' nachher als Entzündungsgeschwülste und nicht als echte Neubildungen erwiesen.

Und Dir sollte es wirklich geglückt sein? Du solltest ernsthaft mit einem Material herauszutreten vermögen, wirklich eine überzeugend große Zahl von Versuchen in der Medizinischen Gesellschaft vorstellen können?

Die Erregung, die mich bei diesem Gedanken ergreift, läßt mich die allgemeine, große Erregung vorausspüren, die um sich greifen wird!

Peinlich bleibt es ja immer und wird Dir ganz gewiß im höchsten Grade ärgerlich sein, daß aus den wichtigen und ihrer Natur nach zur geheimsten Stille bestimmten Arbeiten heraus so ein lauter Reklameton in die Öffentlichkeit drang. Das ist übrigens auch erst eine Errungenschaft der Neuzeit, daß wissenschaftliche Nachrichten — zutreffende oder unzutreffende — zuerst in politischen Tagesblättern das Licht erblicken. Versteh mich recht: unsere Zeit mit ihrem ungeheueren Austausch und Verkehr hat es geradezu nötig gemacht, auch die Laienwelt zur Belehrung, Warnung oder Beruhigung durch populäre Aufsätze aus allen Gebieten der Medizin zu unterrichten. Aber etwas anderes ist es, wenn man ihr von noch ungeklärten Fragen, von werdenden Entdeckungen, von problematischen Versuchen spricht. Die gehören zuerst und allein vor den Richterstuhl der freien Wissenschaft.

Weißt Du wohl noch, mit wie bitterem Ton Professor Andresen zuweilen sagte: Jetzt kommt bei jeder Entdeckung zuerst die Öffentlichkeit, dann das Ministerium

und zuletzt die Wissenschaft. Die Tuberkulinzeit, von deren Rausch und deren geheimsten Kulissengeschichten uns Andresen so wundervoll anschaulich zu erzählen wußte, die hat auch diesen Modus eingeführt.

Ich bitte Dich, als Dein alter Freund hab' ich ja wohl ein Recht darauf, schreib mir. Kläre mir auf, wie dies möglich war. Hat vielleicht wieder Levinius seine Hand im Spiel?

Sollte diese Notiz auch nur einen Kern von Wahrheit in sich haben, besonders in der Richtung, daß von Dir Vorträge zu erwarten sind, kommen wir selbstverständlich nach Berlin.

Herzliche Grüße!

Dein Rupert."

Da stand nun „wir". Das hieß „Bettina und ich". Es mußte stehen bleiben. Um dieses „wir" willen konnte der ganze Bogen nicht noch einmal geschrieben werden, und weil Rupert nicht unbefangen war, bildete er sich ein, das durchstrichene „wir" in „ich" verbessert, müßte gleich etwas verraten — müßte davon erzählen, daß er, der Bruder, vom Freund die Werbung um die Schwester erhoffe.

‚Es ist gut, daß ich geschrieben habe,' dachte er noch in der Nacht zwischen kurzen und vielfach zerrissenen Schlafstunden. ‚Es wäre ja auffallend, einfach unnatürlich wäre es gewesen, wenn ich das schweigend an mir hätte vorübergehen lassen.'

Ob Erasmus wohl all die flehentlichen Warnungen zwischen den Zeilen erkannte? Ob er eine Bevormundung in ihnen erblickte? Oder gar die Bitterkeit der Eifersucht?

Und in dieser speziellen Sache wußte Rupert sich frei von Eifersucht. Jeder Schmerz, nicht Schulter an Schulter mit dem Freund auf dem gleichen Gebiet ringen zu können, schwieg vor der Angst, ihn sich wissenschaftlich kompromittieren zu sehen.

Wie Bettina leiden würde, wenn der von ihr geliebte Mann sich in eine anfechtbare Position begab . . . Sie mit ihrem scharfen und schmerzlichen Blick für das Kleine, mit ihrem heißen Verlangen nach Größe . . .

Und da kam ihm wieder die Frage: Warum sprach Ammon nicht, wenn er liebte und sich geliebt fühlte?

‚Du selbst schweigst ja auch noch,' sagte da in ihm eine Stimme, die alle andern, durcheinander redenden Gefühle übertönte. Rupert konnte sich auf der Stelle klar antworten. Seine Herzensangelegenheit stand unter einem weniger günstigen Stern. Bettina und Erasmus Ammon waren jedes Jahr, viele Jahre hintereinander, wochenlang zusammen gewesen. Sie kannten sich genau, so weit ein Mensch den andern vor den Toren seiner letzten und geheimsten Gedanken und Temperamente kennen kann. Wenn nun in ihnen die Liebe erwachte, besaßen sie in ihrer bisherigen Kenntnis voneinander wohl den sicheren Boden, auf dem sie sich noch miteinander weiter vorwagen konnten bis ins unbekannte Land hinter den Toren, wo das Einsein anfängt?

(Fortsetzung folgt.)

Mein.

Liebe, die niemals reifte,
Sterne, stumpf, ohne Schein,
Blüten, zu früh gestreifte,
All das war mein.

Stunden, blaßlichterhellte,
Becher, leer, ohne Wein,
Und Stunden, qualvergellte,
All das war mein.

Warten und Hoffnungsbeben,
Schein ohne Sein,
Ein halbes Leben —
All das war mein.

Heinz Westen.

Bildnis.

Mehrfarbiger Kupferſtich eines Meiſters der Florentiner Schule.

Mit Genehmigung der Hofkunſthandlung Amsler & Ruthardt in Berlin W. 61.

Digitized by Google

Das neue Rathaus in Leipzig (Südfassade).

Drei neue deutsche Rathäuser. Von Fritz v. Ostini.

Mit Aufnahmen von Hermann Walter in Leipzig, Jaeger & Goergen in München u. a.

Das mächtige Aufblühen, dessen sich so viele Städte in Deutschland seit drei Dezennien rühmen dürfen, hat es mit sich gebracht, daß naturgemäß fast an allen diesen Orten die Rathäuser einer Umgestaltung und Neugestaltung bedurften. Damit waren den Baukünstlern die schönsten, bedeutsamsten, aber auch schwierigsten Aufgaben gestellt, die sie sich wünschen konnten. Ein Rathaus ist unter allen Umständen das wichtigste Wahrzeichen einer Stadt, oder soll es doch sein. Seine Erscheinung soll auf den ersten Blick verraten, was es ist und wo es steht, welcher Kulturhöhe sich die Bürger der betreffenden Stadt erfreuen und in welcher Zeit der Bau entstanden ist. Es hat aber auch zu gleicher Zeit einer Menge praktischer und repräsentativer Zwecke zu dienen, kurz, der Forderungen, die an den Architekten gestellt werden, sind viele, und sie sind schwer miteinander zu vereinigen. Mit einer landläufigen Schablone kann man sich nur schwer helfen, denn überall sind die Grundbedingungen verschieden, sie wechseln nach Art und Größe der Gemeinwesen, nach den Mitteln, die diese aufwenden, nach dem Wesen ihrer Bürgerschaft, und sie sollen vor allem auch wechseln nach dem architektonischen Charakter der Städte. Mit dem letzteren Punkt ist es freilich meist am schlechtesten bestellt, und die Aufgabe

Geh. Baurat Prof. Dr. ing. Hugo Licht.

Das neue Rathaus in Leipzig (Südwestfassade).

ist hierin auch die schwerste. Denn in einer modernen, im Riesentempo sich vergrößernden Stadt ist der „architektonische Charakter" nicht immer gut zu erkennen — manchmal ist wohl überhaupt keiner vorhanden. Und wenn das Alte, morsch oder unzureichend Gewordene, gefallen ist, dann liegt die Pietät hierfür und die Erinnerung daran dem neu Schaffenden schwer im Wege.

Portale mit Löwenstandbildern an der Südfront des Leipziger Rathauses.

Leipzig, Stuttgart und München haben in den letzten Jahren solche neuen Paläste gebaut, respektive Bestehendes zu einem neuen Ganzen erweitert, und die Lösungen dieser drei Aufgaben sind denn auch so verschiedenartig als möglich ausgefallen, so verschiedenartig, als eben diese Städte selbst sind.

In Leipzig war der schöne alte Renaissancebau am Markte zu baufällig und zu enge geworden für diese in reichster Blüte

stehende Zentrale des deutschen Geisteslebens und Gewerbefleißes. Er steht noch, und wenn er mit den reichen Hilfsmitteln der modernen Technik zu erhalten ist, so darf man dies warm begrüßen. Aber für die Großstadt Leipzig genügte das enge Gebäude denn doch nicht mehr; alles drängte auf einen Neubau hin. Allerhand Pläne wurden entworfen. Man gab zum guten Glück die Idee auf, das neue Rathaus auf der Stätte des alten zu errichten, und die Stadt beschloß, das Gelände der uralten Pleißenburg, die auf unvergleichlich schönem Platze an der Grenze des neuen Leipzig sich erhob, zu erwerben. Von den trutzigen Mauern der Feste, deren Geschichte sieben Jahrhunderte umfaßt, stand ohnehin nicht mehr viel Sichtbares da außer dem gewaltigen Turm. Aus einem Wettbewerb um das neue Rathaus ging 1897

Löwe vom Giebelbau der Südwestfront des Leipziger Rathauses. Von Prof. G. Wrba.

Eingang zum Ratskeller des Leipziger Rathauses.

Stadtbaumeister Hugo Licht als Sieger hervor. Es war ein Wettbewerb, der, im Gegensatz zu den meisten anderen, wirklich den rechten Mann an die rechte Stelle brachte, denn Hugo Licht hat ein Werk von einzig dastehender Größe, Schönheit und Eigenart geschaffen, auf das nicht bloß Leipzig, auf das Deutschland mit Stolz blicken darf. Im Sommer 1905 ist der gewaltige Bau vollendet worden. Man hatte beschlossen, den alten Pleißenburgturm, ein Wahrzeichen Leipzigs, zu erhalten, und der Meister des Baues hat es verstanden, nicht nur diesem pietätvollen Wunsche nachzukommen, sondern den Bau um diesen Turm als dessen Vertikalachse so anzuordnen und diesen so prächtig auszugestalten, daß er sich zum grandios wirkenden Hauptstück der ganzen Architektur auswuchs und von nun ab das Stadtbild von Leipzig ausschlaggebend bestimmt. Mit einem ‚bodenständigen Stil' war in dieser Stadt, wo das Alte rasch hinschwindet, und an dieser Stelle speziell, wo das neue Reichsgerichtsgebäude, das Gewandhaus und viele reiche Privatbauten schon mit so starken Noten einsetzen, nicht viel zu machen. Und da schuf Hugo Licht den imponierenden Bau in seinem eigenen Stil, der auch zugleich, prägnanter als irgendein anderes Architekturwerk in deutschen Landen, das Wesen unserer Zeit ausdrückt. Klargegliedert und in gewaltiger Masse, blickt das neue Rathaus von seinem stolzen Platze nieder und

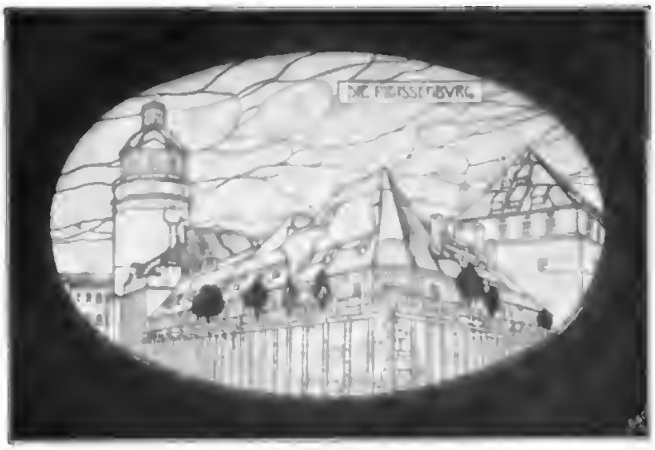
„Die sieben Raben." Relief am Leipziger Rathaus.

Treppenaufgang im Leipziger Rathaus.

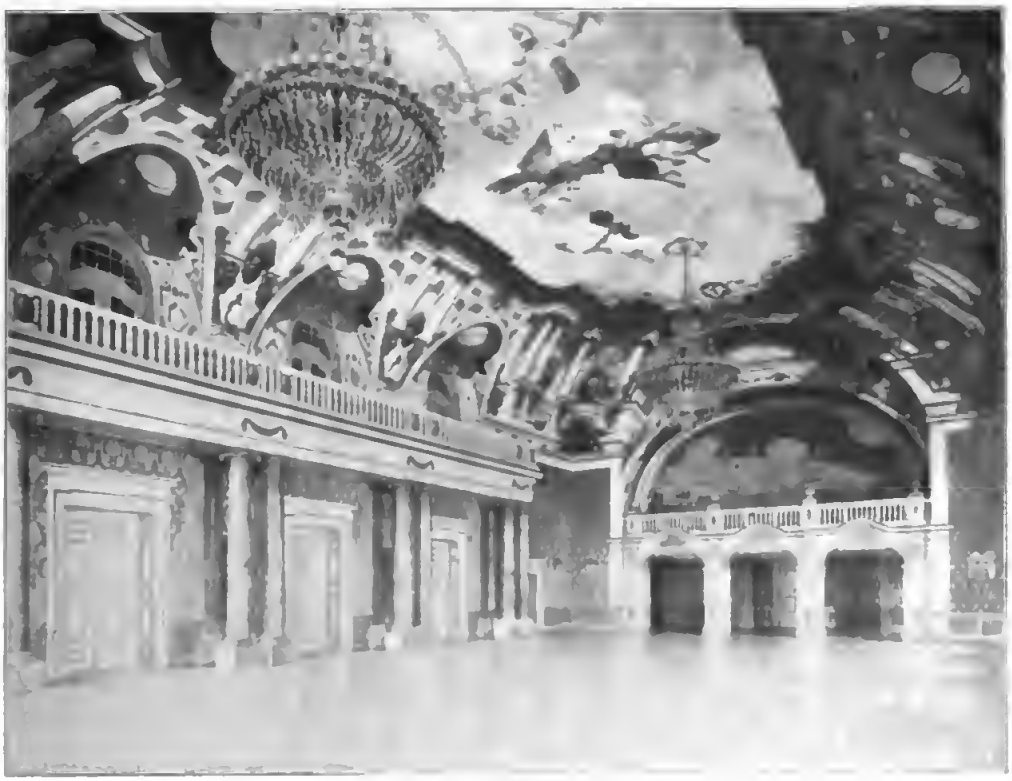
keiner, der Sinn besitzt für die Sprache der Architektur, kann einen Augenblick zweifeln, was er in diesem Gebäude vor sich hat, das Reichtum der Form und stolze Gediegenheit vereinigt. Will man Hugo Lichts Stil durchaus nach der Terminologie bekannter Bauformen kurz benennen, so wird man ihn vielleicht als eine modern umgebildete deutsche Renaissance bezeichnen dürfen, aber damit nur recht allgemein charakterisieren. Gewollte Anklänge an manches Gute aus älterer und neuerer Zeit lassen sich verfolgen, auch die starken Schattenwirkungen und schöngeschwungenen Linien des Barock namentlich an den Bekrönungen des Turmes und der Türmchen fehlen nicht; und doch ist das Ganze von geschlossener Einheitlichkeit. Das Ganze ist persönlich durch und durch, und jedes Detail ist es wieder. Eine Fülle geistreicher architektonischer und ornamentaler Einfälle begegnet uns auf Schritt und Tritt, wenn wir das Rathaus umwandeln, aber nichts drängt sich auf zum Schaden des Ganzen. Mit der Architektur ist es, wie mit einer schönen Frau: wenn sie wahrhaft vornehm ist, verträgt ihre Erscheinung

Halle und Festtreppen im Leipziger Rathaus

auch reichen Schmuck, der jede andere schlecht kleidet! Viel bildhauerische Arbeit, Zierat, die aber nicht aufgeklebt, sondern aus den großen Formen natürlich herausgewachsen erscheint, schmückt den Bau. In dem Münchener Bildhauer Georg Wrba hat Hugo Licht da einen Helfer von verwandtem Geist gefunden. Die Skulpturen, so reich sie sind, ordnen sich im Ton vollkommen der ernsten grauen Masse unter, sie beleben die Flächen und Linien wohl, zerstören sie aber nicht. Der Haupteingang liegt unter dem hohen Giebel der Südfront, die als Hauptfassade gedacht ist, wenn ihr auch die Südwestseite an Schönheit nicht nachsteht. In der Mitte der Südfront öffnen sich die Fenster des Ratsplenarsaales, über dem ein eigenartiger Fries von liegenden Frauengestalten angebracht ist — er hat schon manchen biederen Leipziger Kopfzerbrechen gekostet. Hoch steigt darüber zwischen zwei Türmen der Giebel auf, und seinen Abschluß bildet ein riesiges schönes Steinhaupt: die Lipsia, der zwei Putten die Locken aus der Stirn streichen. Darunter das Stadtwappen in mächtigem Ausmaß und die Inschrift: Arx nova surrexit MDCCCXCIX — MDCCCCV



Glasfenster mit der Darstellung der alten Pleißenburg. Entwurf von Josefa Licht.



Festsaal des Leipziger Rathauses.

Ratsplenarsaal des Leipziger Rathauses.

(Eine neue Burg erhob sich 1899—1905). Diese knappe lateinische Inschrift enthält in drei Worten und zwei Ziffern die ganze Geschichte des Baues. Rechts vom Hauptgiebel der Südfront, hoch über den Fenstern des Festsaales, erblickt man auf einem kleineren Giebel die Rathausuhr mit gedankenvoller Inschrift. Kein schreiendes Riesenzifferblatt, auch sie ist diskret dem Tone des Ganzen untergeordnet.

Die Südwestfront bildet ebenfalls einen stattlichen Giebelbau zwischen stumpfen Türmen. Eine Widmungstafel mit lateinischer Inschrift besagt, daß das Haus auf Beschluß des Gemeinwesens zu dessen Nutz und Frommen errichtet worden sei, und darüber ragt als Giebelkrönung das stolzeste von allen architektonischen Schmuckstücken des Baues in die Luft, ein gewaltiger stilisierter Löwe aus Stein, freistehend, eine prächtige Leistung Wrbas. Die übrigen Fronten sind einfacher gehalten, wenn auch noch über manche Seite hin zu erzählen wäre von beziehungsreichen Bildwerken und feinen baukünstlerischen Gedanken. Nur eines ebenso behaglichen als eigenartigen Winkels sei da noch besonders gedacht: des Einganges zum Ratskeller an der Lotterstraße, den Meister Licht mit besonderer Liebe ausgestattet hat. Jeder Vorübergehende

Detail vom Glasfenster, darstellend das Buchgewerbe, im Plenarsaal des Leipziger Rathauses.

Hauptfront (am Markt) des Stuttgarter Rathauses.

erät auch ohne marktschreierische Inschrift, wohin man unter der schattigen Halle hier gelangt; ein vergnügter Vetter des Löwen auf dem Südwestgiebel hockt mit mächtigem Paßglas da auf einem Sockel, den ein mannshoher Fratzenkopf bildet, der eben einen Menschen verschlingt. Unter der Halle führt ein feinskulptiertes Steinportal mit Weinreben und Bacchuskopf in den Ratskeller. Der banale Saufwitz, mit dem man an anderen Orten solche feuchtfröhliche Hallen unleidlich zu machen liebt, hat hier — wie auch in Stuttgart! — keine Stätte gefunden, auch nicht unten, in dem durchaus einfach in Grau und Weiß gehaltenen Ratskeller.

Das Haupt- und Glanzstück der Lichtschen Rathausarchitektur ist, wie gesagt, der Turm. Vom Schaft des alten runden Turmes der Pleißenburg sind 45 Meter erhalten geblieben. Nach gehöriger Verstärkung der Fundamente wurde er dann auf mehr als 100 m Höhe ausgebaut und erhielt eine Turmhaube von mächtiger malerischer Wirkung. Über einem rundbogigen Turmgeschoß, von dem erkerartige Anbauten mit Balkonen vorspringen, erhebt sich in feingeschwungenem Umriß der kupfergedeckte Turmhelm, oben

von einer kugelförmigen Kuppel abgeschlossen. Das Ganze ist von einer seltenen Harmonie der Linien und heute schon das Wahrzeichen von Leipzig.

Der größte Teil der Innenräume ist bescheiden ausgestattet, weiße, wenig verzierte Wände herrschen vor. Tiefrote Fliesen täfeln die Korridore bis zu Manneshöhe, im gleichen Ton sind die Türen gestrichen. Eine freigebige Raumentfaltung ist der vornehmste Luxus, nur wenige Säle zeigen Reichtum und Glanz. Tritt man durchs Hauptportal ein, so gelangt man vom Vestibül aus in eine lichte, hohe, von einer Galerie umgebene Wandelhalle, deren Motiv von einem Saale des Schlosses Chambord stammt. Von hier aus führt eine Festtreppe — das Prachtstück des Innern! — empor, die nicht nur höchst kostbar ist, was alles verwendete Material betrifft — Bronze

Baurat Prof. Heinrich Jassoy,
Erbauer des Stuttgarter Rathauses.

Das Schillerdenkmal an der Marktfront des Rathauses zu Stuttgart.

und schöne Marmorarten, reich skulptiert, Glasmalereien usw., — sondern auch Meisterstücke der Modellierung und technischen Ausführung enthält. Ein schönes, feurig gefärbtes Glasfenster, das die alte Pleißenburg darstellt, ist von Josefa Licht, der Tochter des genialen Baumeisters, entworfen, die auch für andere dekorative Verglasungen im Hause geschmackvolle Zeichnungen fertigte. Die anderen größeren und reicheren Glasfenster hat Julius Diez in München entworfen.

Die Treppe, deren graue Marmorgeländer mit ihrer phantastisch-reichen Bildhauerarbeit einen besonderen Schmuck bilden, führt zu einem zweiten, im lichtesten Ton gehaltenen Vorsaal empor. Er entspricht der Wandelhalle, über der er liegt, und hat außer den hellgehaltenen Fenstern von Diez keinen anderen Schmuck als die goldenen, mit grünen geschmiedeten Kränzen gezierten Gitter der Galerie. Von ihm gelangt man unmittelbar in den riesigen Festsaal. Die gewölbte Decke dieses Raumes hat der Münchener Julius Mössel ungefähr im Sinne des Barock mit einem vorzüglich wirkenden Freskobild geschmückt.

In Verbindung mit dem Saal der Feste steht der Sitzungssaal der Stadtverordneten, mit einer Tribüne für die Zuhörer.

Eine prächtige Eichendecke mit dem Stadtwappen, von Wrba wieder originell gestaltet, Eichentäfelung, von Mössel gemalte Grotesken an der Wand und vier reiche Lüster statten ihn aus. Von der Südseite des Vorsaals aus gelangt man in den Plenarsitzungssaal des Rates, dessen reiche Decke einem italienischen Vorbild entspricht. Er hat eine Ausstattung in Mahagoni erhalten und vier schöne Fenster von Julius Diez mit Gestalten, die Leipzigs wichtigste Lebensquellen, den Handel, die Wissenschaft, das Buchgewerbe und die Maschinenindustrie, versinnbildlichen. Durch die Ratsbibliothek und zwei Sitzungszimmer mit schön gemalten Decken kommt man in den Festsaal, so daß in den hier kurz beschriebenen Räumen eine imposante Flucht von Sälen für Festlichkeiten ununterbrochen miteinander in Verbindung steht. Die übrigen Räume sind, wie gesagt, einfach, ihrem praktischen Zweck entsprechend ausgestattet. Nur eines stimmungsvollen Rundgemaches im alten Turm, das als Hauptarchiv benutzt wird, sei noch gedacht. Dem ehrwürdigen Raum dienen ornamentale Malereien im Sinne der Tiroler Gotik zum Schmuck.

Knauf des Haupttreppengeländers des Stuttgarter Rathauses.

Der Neubau des Rathauses in Stuttgart brachte, wie der in Leipzig, Ersatz für ein ehrwürdiges altes Gebäude, das malerisch und harmonisch unter den gemütlichen Bürgerhäusern des Marktplatzes stand. Der neue Bau trat an die Stelle des alten, aber eine vollkommene stilistische Übereinstimmung mit den Renaissancegiebeln der Nachbarschaft und ihrem altersbraunen Fachwerk war der Natur des Baues nach, der doch imposant und stolz als Mittelpunkt der reichen Schwabenhauptstadt sich erheben sollte, nicht wohl zu erreichen. So suchte der Architekt Professor Heinrich Jassoy seinen Anschluß an das Bodenständig-

Großer Sitzungssaal des Stuttgarter Rathauses.

Vorhandene auf dem Wege über jene späte Gotik, die in Stuttgart in der malerischen Stiftskirche, in Teilen des alten Schlosses usw. so eigenartig vertreten ist. Seine Hauptfassade hat das Rathaus nach dem Markte zu, und in ihrer Mitte steigt der stattliche Turm auf, 68 m hoch. Ein heller Sandstein von überaus angenehmem, lichtwarmen, grauen Ton bildet das Material der Fassaden, und das

Oberer Teil vom Mittelfenster an der Haupttreppe im zweiten Stock des Stuttgarter Rathauses.

Tür im großen Sitzungssaal des Stuttgarter Rathauses.

in großem dekorativen Zuge angeordnete gotische Maßwerk, das die Hauptfront über den fünf breiten Bogenfenstern schmückt, kommt in diesem Stein zu feiner und doch reicher Wirkung. Vier Erkertürme, zwischen deren mittlerem Paar der große Turm sich erhebt, bilden den Hauptschmuck der Fassade. Dazu kommen über dem Portal zwei Standbilder, die Könige Wilhelm und Karl von Württemberg, und höher oben, zwischen je zwei Saalfenstern, die Statuen von zwei berühmten Schwaben: Schiller und Uhland. Der Turm, den eine feingegliederte Giebelarchitektur mit der Fassade verbindet, ist in seinem unteren und wuchtigeren Teile sicher besser gelungen, als in dem oberen mit seinen Ecktürmchen und der ein wenig schwächlich wirkenden Be-

krönung, die auch nicht mehr richtig gotisch ist. Er gewinnt übrigens im Ansehen bedeutend, wenn man einen Standpunkt findet, der ihn zu voller Höhenwirkung kommen läßt, z. B. in einer der Gassen östlich vom Markte. Reine Freude gewährt in allen Teilen die innere Ausstattung. Hier hat eine ungewöhnlich geschickte Hand das Altertümlich-Behagliche mit dem Modern-Zweckmäßigen trefflich verbunden. Kein Luxus, kein schwerer Prunk, der auftrumpft: Wir haben's und können's bezahlen! Dafür liebevolle Sorgfalt in allem! Der Architekt, Baurat Jassoy, hat, wie man sagt, jede Türklinke und jedes Schlüsselschild, wie jeden Geländerknauf selbst entworfen und die Arbeit, die er sich damit machte, ist wahrlich nicht vergebens gewesen. Hier im Innern des Stuttgarter Rathausneubaues spürt man so recht dessen Zusammenhang mit seiner Zeit und mit dem Wesen des Volkes, das ihn errichtete. Der Zierat ist bescheiden angebracht, aber immer ist er bedeutsam und liebenswürdig, oft humorvoll, aber nicht überwitzig. Auch die modernsten Hilfsmittel — wie die Personenaufzüge — haben ihre geschmackvolle architektonische Einkleidung gefunden. Hier und dort in den sehr ruhig wirkenden gewölbten Korridoren spricht uns von einer Konsole ein ergötzliches Bildwerk an, das etwa die sieben Schwaben bei der Arbeit oder eine drollige Bauerngruppe vor dem Amt darstellt. Und aller Bilder- und Skulpturenschmuck überhaupt hat auf Landes- und Stadtgeschichte, auf die heimische Sagenwelt, auf das Leben und Fühlen des schwäbischen Volkes Bezug, die leere Allegorie und der Prunk einer modernen Heraldik beherrschen nirgends das Bild. Besonders glücklich in dieser Art ist das Treppenhaus, das nicht räumlich-großartig, aber von intimer und farbenprächtiger Schönheit ist. Diese Farbenpracht wird zunächst durch die reichen Glasfenster, Stiftungen von Stuttgarter Bürgern, bedingt. Sie begleiten die Treppe mit Bildern aus der schwäbischen Poesie und Sage: Da ist der Schenk von Limburg zu sehen und die Schwabenstreiche nach Uhland mit dem entzweigehauenen Türken, die sieben Schwaben mit dem Spieß und ein Schwabenstreich vom Ulmer Münsterbau, wo die Braven vergeblich versucht haben

Eingang zum Stuttgarter Rathauskeller in der Hirschstraße.

Das neue Münchener Rathaus. (Rechts der renovierte alte Bau.)

sollen, einen langen Balken nach der Quere durchs Tor zu bringen. Die wackeren Weiber von Weinsberg fehlen nicht, noch das Käthchen von Heilbronn unterm Holunderbusch, noch der Reichste Fürst. Edles Schmiedewerk an den Geländern und allerhand geschmackvolle Skulptur dienen der Treppe zu weiterem Schmuck. Sie führt uns empor zu den Sitzungssälen, und zwar betreten wir zunächst einen quadratischen Vorsaal, der durch sein Wandgemälde von Robert Haugs Hand für sich ein Kunstwerk von ganz einziger Art bildet. Es ist bei uns wohl noch nirgends besser als hier gezeigt worden, welch hohe Monumentalwirkung sich auch mit den modernsten malerischen Mitteln der Freilichttechnik, mit einem ruhevollen, auf jede „schöne Gebärde" verzichten-

Prof. Georg v. Hauberisser,
Erbauer des neuen Münchener Rathauses.

den Realismus der Form erzielen läßt. Über der schlichten grauen Eichentäfelung hin bewegt sich, unter Vorantritt von Musikern, ein Zug der Gewerke: Maurer, Schreiner, Tuchmacher, Goldschmiede, Fleischer, Bäcker usw. Eine ganze Wandseite füllt der Zug der fürs rebengesegnete Neckarland so bedeutsamen Winzer. Lauter echte, kernige Volkstypen sind es, die uns Meister Haugs ehrliche Kunst vorführt. Der ganze Ton des Raumes, der Bilder, der Täfelung und Eichenmöbel ist merkwürdig ruhig und diskret. Architektonisch viel reicher ist der große Sitzungssaal. Ihn überwölbt eine reich gerippte, gotische Decke; zwischen den Maschen ihres Netzwerkes sind Pflanzen der einheimischen Flora ornamental verwertet. Die Stirnseite nimmt ein riesiges, auch in seiner Maßwerk-Architektur prächtiges Fenster mit zahlreichen Wappen von Städten usw. ein. Die gegenüberliegende Wand bedeckt eine Landschaft von Robert Haug, die einen Blick ins Neckartal bei Stuttgart darstellt. Kleinere Landschaften von Professor Treidler und Haug schildern andere bedeutsame Landschaftspunkte und Architekturen, das alte Rathaus und das berühmte alte Lusthaus, den Hohenneuffen und den Hohenstaufen. Nach der Marktseite zu öffnen sich hohe Bogenfenster, die andere Längswand vertieft sich zu einer Zuschauergalerie. Schön und solide ist das Mobiliar und die Täfelung in lichtgrau gebeiztem Eichenholz, und nicht minder schön sind die in Form des Pentagramma angelegten Beleuchtungskörper. Die letzteren sind übrigens im ganzen Bau und nicht zum wenigsten im Ratskeller von großer Anmut der Zeichnung und erlesener Arbeit. Noch eines kleineren Kommissionssitzungssaales wäre zu gedenken, den ein größeres Freskobild von Eugen Schön schmückt. Es vereinigt in romantischer Landschaft die Gestalten und Dinge der Stuttgarter Sage: den Postmichel von Eßlingen mit dem Kopf unterm Arm, das Hutzelmännlein, die Weiße Frau, das Silberglöcklein usw. Diese Schemen erscheinen einem auf der Höhe stehenden Wandersmann, der ins Stuttgarter Tal blickt, während eine Quellfee ihm von den alten Mären er-

Teil der Front des Münchener Rathauses gegen den Marienplatz an der Weinstraße.

Partie am Balkon über den Arkaden des Münchener Rathauses.

lüster und Beleuchtungsrosetten — kein weiterer Schmuck! Aber dieser Dreiklang von Grün, Weiß und Gold stimmt unbeschreiblich heiter und paßt wohl zum Charakter der süffigen Schwabenweine, die in jungfräulicher Reinheit da unten verzapft werden. Selbst Gläser, Teller und Aschenschalen haben charakteristische, dabei ganz einfache Formen. Unsere Abbildungen sind dem im Verlage von Konrad Mittner in Stuttgart erschienenen Werke mit 82 hervorragend guten Lichtdrucken und Lithographien „Das neue Rathaus in Stuttgart", herausgegeben von H. Jassoy, entnommen.

Viel üppiger im ganzen und reicher an Einzelheiten ist der Münchener Rathausneubau oder besser Anbau. Denn es handelt sich nur um die, allerdings im größten Stile durchgeführte Ausgestaltung des schon seit 1874 bezogenen Rathauses von Georg Hauberisser. Dieser Bau wurde damals anstatt des uralten, zum Teil von Jörg Ganghofer ausgestatteten Rathauses für die Stadtgemeinde errichtet. Jenes alte Rathaus ist übrigens noch wohl erhalten, und sein gewölbter, hoher Saal ist heute noch der würdigste Festsaal der Stadt, ein Unikum an gotischer Innenarchitektur, nur wenig verdorben von unserem renovierungslustigen Geschlecht. An Georg Hauberisser wurde auch ohne Wettbewerb der mit ganz großen Mitteln auszuführende Neubau übertragen. Er hat sich mit einer Begeisterung, die sich kaum genug tun

zählt. Die übrigen Räume, die an den grüngetäfelten, mit roten Türen versehenen und weißüberwölbten Gängen liegen, sind meist ihrem Zweck entsprechend einfach, oder doch einfacher gehalten. Ein wunderliches Wahrzeichen aus alter Zeit, das in den Neubau mit herübergenommen wurde, sei noch erwähnt: in einer Hofecke wurde die Armesünderzelle des Alten Rathauses, in der der fluchbeladene „Jud Süß" sein letztes Stündlein zubrachte, Stein für Stein wieder aufgebaut.

Überaus gelungen ist der Ratskeller, zu dem von der Hirschstraße her ein von steinernem Rebgewinde umranktes Portal hinabführt: Weiße Gewölbe, eine Fliesentäfelung mit verzierten Zwischenleisten in hellem Grün, zierliche Messing-

konnte, auf seine Aufgabe geworfen und eine Fülle von Arbeit geleistet, von der sich kein Laie eine Vorstellung machen wird. Im Bestreben, das Rathaus im Sinne jener reichsten Spätgotik durchzuführen, wie wir sie an derartigen Bauten in holländischen und vlämischen Städten bewundern, vereinigt er an seinem Bau die ganz unbeschreibliche Fülle von architektonischem und bildnerischen Zierat, die ihm, einem der besten Kenner des Apparates der Gotik, aus dieser Kenntnis zur Verfügung stand. Hatten ängstliche Gemüter anfangs geglaubt, es würde ihm unmöglich gelingen können, den reichen Mittelgiebelbau seines „alten neuen Rathauses“ zu überbieten, sie mußten bald eingestehen, daß sie sich arg getäuscht haben: der alte Bau stand gar bescheiden und schlicht neben den neu anwachsenden Teilen, und schließlich wurde es nötig, auch jenen nachträglich noch zu bereichern und zum Ganzen zu stimmen. Bodenständig, um ein schon gebrauchtes Wort noch einmal anzuwenden, bodenständig ist dieser baukünstlerische Reichtum nicht. Es gibt eine spezifisch münchnerische Gotik, und sie ist festgelegt in wenigen, sehr einfachen Bauten, dem alten Rathaus, ein paar kleineren Kirchen und dem mächtigen, in seiner erhabenen Schlichtheit wundersam eindrucksvollen Liebfrauendom — an den meisten dieser Beispiele hängt der Name des Jörg Ganghofer, der ein ganz bescheidener „Maurermeister“ und ein großer Künstler zugleich gewesen ist. Diese alte Münchener Gotik ist Backsteinarchitektur, die mit großen Verhältnissen und ruhigen Flächen wirkte. Hausstein mußte zu weit hergeholt werden und wurde

Figur, darstellend den Kreis Rheinpfalz an der Fassade des Münchener Rathauses.

von der, nichts weniger als reichen Stadt sparsam verwendet. Auch das, was sich im Laufe der letzten Dezennien so erfreulich als „Münchener Stil“ entwickelt hat, ist Backsteinarchitektur, in welchem die ruhigen, verputzten Flächen zu reicheren Schmuckteilen aus verschiedenstem Material kontrastieren. Das neue Rathaus aber ist ganz aus Hausstein. Bildhauer- und Steinmetzkunst haben sich — die letztere mit wahren Meisterwerken von unten bis oben — an jedem Teil und Teilchen des Baues betätigt und ihn mit einer Fülle von historischen und anekdotischen Motiven bedeckt. Es ist staunenswert, was der Architekt da alles an Beziehungen und den, in der alten Gotik so beliebten Baumeisterscherzen ausgedacht hat, und manches von diesen ungezählten Details haben die Plastiker sehr geschickt im Geiste der Alten gebildet. Am wenigsten gilt dies Lob freilich der Mehrzahl der größeren Standbilder — die echte, herbe Formensprache der Gotik macht dem modernen Bildhauer fast ebenso unüberwindliche Schwierigkeit, wie die gespreizte Anmut des Rokoko. Wir sehen, von der Hand der verschiedensten bekannten und unbekannten Künstler modelliert, die Standbilder der verschiedensten bekannten und unbekannten Wittelsbacher an der Südfassade prangen. Zwischen dem alten und dem neuen Teil des Rathauses erhebt sich ein etwas wunderlicher Vorsprung, dessen unterer Teil ein — steinernes Schilderhaus bildet. Es ist der Sockel zu einer fast lebensgroßen vergoldeten Reiterstatue des Prinzregenten, und diese wird wieder überragt von einem sehr kostbaren Baldachin in reichster Bildhauerarbeit. Von

Der Geiz und die Klatschsucht. Skulpturen des Münchener Rathauses.

Turm mit Treppenhaus im großen Hof des Münchener Rathauses.

der Westseite, der Weinstraße zu, schauen zahlreiche allegorische Gestalten und Personifikationen von Tugenden und Lastern herab, sowie Anspielungen auf städtische Einrichtungen, wie Schule, Armenpflege, Hygiene usw. Vertreter der acht Kreise Bayerns haben ebensogut ihren Platz da gefunden, wie die der Künste, der Stände, des Handels, der Wissenschaft. Allerhand Tierwerk tummelt sich und kreucht unter dem gotischen Laub, auf Gesimsen usw. umher. Neben einem Giebelchen der Nordseite schaut sogar ein lebensgroßer Esel in die Landschaftsgasse hinab, eine Anspielung, die jeder üble Kritiker des Werkes, aber auch jeder andere auf sich beziehen kann. Der Mißgunst ist auch sonst noch hier und da ein steinernes Epigramm gewidmet. Über den oberen Fenstern der Westseite gucken neben der heiligen Elisabeth und der tugendhaften Lukrezia der Geiz und die Klatschsucht herab, die Torheit und die Bürgertreue, die Aufklärung und der Zopf, die Hausfrau und der Trinker, die Klosterfrau und der Türmer. Im großen Hofe haben am Treppenhausturm die vier Lebensalter Verkörperung gefunden, von der schönen, ernsten Südfront dieses Hofes, der wohl den künstlerisch bedeutendsten und harmonischesten Teil des Baues darstellt, schauen als teilweise vergoldete Gestalten herab die Monarchie, geleitet von Religion und Gesetz, Parlamentarismus und — Geographie. Die Statuen der bayerischen Könige zieren den reichen Erkervorsprung, der in der Mitte der Front nach dem Marienplatz zu

Das mechanische Spielwerk am Münchener Rathaus

sich durch drei Stockwerke erstreckt. Hier erhebt sich der Turm, in drei Hauptabschnitte gegliedert, deren unterster und wuchtigster weit über dem hohen Dachfirst seinen Abschluß findet. Der Turm erhebt sich mit seiner letzten Spitze, die ein recht ungotisches Münchener Kindl aus Kupfer krönt, fast bis zur Höhe der Frauentürme und hat die Silhouette Münchens bedeutsam verändert. Er ist der meistumstrittene Teil des vielumstrittenen Neubaues, und es kann nicht verschwiegen werden, daß die Majorität der Münchener Künstlerschaft sich gegen diesen Teil des Hauberisserschen Entwurfes ausgesprochen hat. Ohne Erfolg! Viel sehr Gelungenes findet sich, wie schon angedeutet, unter den vielen kleinen Bildhauerscherzen und Schmuckstücken, an Krabben, Konsolen, Fratzen und grotesken Wasserspeiern, an den eisernen Ankern und Gittern. Unten an der Nordwestecke ist z. B. ein monumentaler Holzhauer zu sehen mit der altertümelnden Unterschrift: „Kloiber-Eck bin ich genannt, vom Mann, der Holz kliebt, so genannt." Von den Namen der Bildhauer, die sich an dem Statuenheer des Neubaues beteiligten, seien nur einige genannt: Ignatius Taschner, Rudolf Maison †, v. Gosen, Dasio, Bermann, Wadéré, H. Hahn, Hinterseher, Gasteiger u. a.

Das Münchener Kindl auf der Spitze des Rathausturmes.

Der schönste und gotischeste Teil des Baues dünkt den Schreiber dieser Zeilen der schon genannte Hof mit dem Treppenhause, das nach außen hin noch einen freien Umgang bis zur Dachhöhe umfaßt. Dies Treppenhaus ist ein wahres Meisterwerk, an dem man so recht das technische Können wie die beispiellose Arbeitslust Hauberissers messen kann. Der Bau ist von unbeschreiblicher Kompliziertheit der Konstruktion, die sich doch mit äußerer Klarheit der Form verbindet, und wäre uns irgendwo solch ein Stück aus dem XV. Jahrhundert erhalten, es würde auch dann als Prachtstück gerühmt werden. Eine weitere, kleinere Wendeltreppe in der Nordwestecke ist kaum weniger kunstreich. Durch Stiftung von Münchener Bürgern wird auch der Turm noch ein paar Merkwürdigkeiten und Spielstücke erhalten: ein Glockenspiel und ein „Männleinlaufen", das den bekannten altmünchnerischen Schäfflertanz, und turnierende Ritter und eine astronomische Uhr, die auf ihren Ziffernblättern so ziemlich alles anzeigt, was Uhren anzeigen können. Eine öffentliche Uhr von gewaltigem Maßstab wird ferner in Dachhöhe am Turm angebracht. Der allbekannte Münchener Ratskeller ist beträchtlich erweitert und reich, allzureich, aber nicht glücklich, mit Wand- und Deckenmalereien von Rösl, H. Schlitt, v. Schultheiß und Lentner geschmückt worden — eine Verherrlichung des Alkoholismus ohne Maß. Der echte Lokalpatriot wird es beklagen, daß Münchens Ruf als Bacchusstätte hier gar so redselig betont ist. Schließlich ist die Isarstadt doch was Besseres, als bloß das Bierstübel des heiligen römischen Reiches deutscher Nation!

Figur vom Kloiber-Eck am Eckturm des Münchener Rathauses.

Vom Schreibtisch und aus dem Atelier.

Vom Autographensammeln.

Von Fedor von Zobeltitz.

Es gibt auf der ganzen runden Welt wohl kaum einen Menschen von einigermaßen bekanntem Namen (ich will gar nicht berühmten sagen), der nicht schon einmal um sein Autogramm gebeten worden wäre — um „einige Zeilen aus Ihrer genialen Feder" oder „ein paar charakteristische Worte" oder auch schlankweg nur um den Namenszug. Hinter Schriftstellern, die sich in der Lesewelt einer gewissen Beliebtheit erfreuen, sind die Autographenjäger besonders energisch her, und noch lebhafter die holden Jägerinnen, die bei solchen Anlässen bezaubernd schmeichlerische Töne zu finden wissen. Auch mit einer gewissen Keckheit versteht man vorzugehen, wenn dem Ersuchen nicht allsogleich willig Folge geleistet wird; man schreibt unter einer Deckadresse einen Brief mit irgendeiner fingierten, für den Schreiber natürlich „äußerst wichtigen" Anfrage und hat in der selten ausbleibenden Antwort dann das gewünschte Autogramm — oder man rückt dem Betreffenden, das Autographenalbum in der Hand, persönlich zu Leibe und drückt ihm mit liebreicher Gebärde die Feder zwischen die Finger. Hartherzige Menschen bleiben auch in solchen Fällen hart; andere verkaufen nur ihre Autographen gegen einen bestimmten Preis und stiften den Erlös der Wohltätigkeit; Maurus Jokai hatte sogar eine gewisse Taxe: fünf Zeilen aus einem seiner Manuskripte kosteten meinetwegen einen Gulden, zehn Zeilen zwei, eine Seite war zehn Gulden wert — der Ertrag kam irgendeinem nationalen Verein in Ungarn zugute. George Belly, ein vergessener Berliner Dichtersmann, dessen hübsche Blüette „Monsieur Herkules" einst auf dem Repertoir des alten Wallner-Theaters stand, hatte sich verschworen, nie ein Autograph abzugeben; da kaufte ein reicher Liebhaber seine Wechsel und Schuldscheine auf und hatte nun eine ansprechende Kollektion Bellyscher Selbstschriften in seiner Sammlung. Saphir schrieb einmal einem verhaßten Gegner einen injuriösen Brief und erwartete die Beleidigungsklage; aber der Gegner war ein eifriger Sammler und schrieb dankend zurück, er habe den kostbaren Brief sofort als „l. a. s." („lettre autographs signés") seinen Mappen einverleibt.

Das Sammeln von Autographen ist eine alte Passion; schon Sueton erzählt von einem römischen Sammler, der mit Briefen von Augustus und Nero renommierte. Daß man Gesetzestafeln, Edikte, heilige und historische Schriften aufbewahrte, war nur natürlich; im Mittelalter blühte der Handschriftenhandel, in den Archiven der Klöster wurde eine Fülle kostbarer Manuskripte vor der Zerstörung gerettet; später kamen die Stammbücher auf, und als Gutenbergs Erfindung allgemeines Eigentum wurde, beschenkte man sich gern mit Büchern, die handschriftliche Eintragungen enthielten. Die Liebhaberei indessen, Handschriften berühmter und merkwürdiger Persönlichkeiten zu sammeln — also die eigentliche Autographenleidenschaft — ist wenig älter als dreihundert Jahre; der Ausdruck „Autographe" soll sogar erst 1733 zum ersten Male in der Schriftsprache erschienen sein.

Wie Günther und Schulz in ihrem „Handbuch für Autographensammler" (Leipzig 1856) erzählen, war die erste bekannte Autographensammlung die des Staatssekretärs Heinrichs IV. von Frankreich, Antoine Loménie de Brienne († 1638). Zu gleicher Zeit sammelten die Historiker Pierre und Jacques Dupuy, die auch große Bibliophilen waren, reiche handschriftliche Schätze, ebenso der Graf Philippe Béthune, der an tausend Originalbriefe vom XIII. bis XV. Jahrhundert hinterließ. Andere berühmte Autographensammler im alten Frankreich waren Roger de Gaignières, dessen Sammlung noch heute die Pariser Nationalbibliothek ziert, ferner der Abbé Louvois, der Schriftsteller Etienne Baluze, der Staatsmann Colbert, der Historiker de Thou und der Marschall d'Estrées. Frankreich ist also wohl als das Geburtsland des Autographensammelns anzusehen und besitzt in seiner öffentlichen Bibliothek auch die reichsten autographischen Seltenheiten, während das Britische Museum in London kaum von einem andern Institut in bezug auf die Fülle und Kostbarkeit seiner historischen Dokumente überflügelt wird.

Über England muß die Autographenpassion zu uns gekommen sein. Einer unserer ältesten Sammler war der eifrige Bibliophile (Bibliophilie und Autographenleidenschaft treffen sich als gegenseitige Ergänzungen naturgemäß häufig) und Frankfurter Senator Zacharias Konrad von Uffenbach (1683 bis 1734), der 119 Briefbände mit Schriftstücken berühmter Gelehrten hinterließ. 1801 wurde in Paris der erste Versuch einer Autographenauktion unternommen: die Sammlung des Marschalls Richelieu sollte versteigert werden. Aber es wurde nichts daraus. Mehr als die Schriftstücke erregte ein Glaskasten Interesse, in dem der alte liebenswürdige Schürzenjäger Haarlöckchen seiner Geliebten, in allen Farben und mit Seidenbändern umschlungen, aufbewahrt hatte. Ein Ungeschickter zertrümmerte das

Digitized by Google

Glas, die Löckchen fielen heraus, und die Anwesenden stürzten sich auf die holden Reliquien und zerzausten, was einst anmutig über weißen Stirnen und leuchtenden Augen getanzt hatte.

Besser glückte eine zweite Versteigerung von Autographen gemeinsam mit der Bibliothek des Abbé de Tersan im Jahre 1815; von 1820 ab nehmen die Autographenauktionen rege zu, und damit begann auch der Autographenhandel sich zu verbreiten. 1822 erschien, gleichfalls zu Paris, der erste Autographenkatalog (von de Pixerecourt). Der Buchhändler Franz Gräffer in Wien veranstaltete die erste deutsche Autographenversteigerung 1838, der 1843 die erste Leipziger bei T. O. Weigel folgte. Firmen, die sich heute bei uns mit der Versteigerung von Autographen befassen, sind hauptsächlich Stargardt und Liepmannssohn in Berlin, Schulz, Boerner, Oswald Weigel sowie List & Francke in Leipzig, Gilhofer & Ranschburg in Wien, Cohn in Bonn, Heberle in Köln. Werke zur Autographenkunde gibt es zahlreich; in Paris erscheinen auch zwei Zeitschriften für Autographensammler.

Der Wert der Autographen — ich komme auf diesen wichtigen Punkt noch zurück — ist natürlich unendlich verschieden: er wird durch das Interesse an der schreibenden Person, durch die Seltenheit der von ihr geschriebenen Schriftstücke, durch Inhalt und Umfang des Dokuments bestimmt. Dazu tritt noch die Frage, ob es unbekannt oder bereits veröffentlicht worden ist; weiter ist zu beachten, ob es durchweg selbst geschrieben oder nur mit dem Namen (dem vollen, resp. dem Anfangsbuchstaben) unterzeichnet wurde, ob Ort und Datum angegeben, ob Adresse und Siegel vorhanden sind und das Ganze gut erhalten ist. Die Ermittlung der Authentizität einer Handschrift hat für den Anfänger viele Schwierigkeiten. Eine Vergleichsschrift oder der faksimilierte Umdruck einer solchen wird dazu immer nötig sein, auch muß der Stil, die Orthographie und Interpunktion, die Farbe der Tinte, der Federzug des Namens, die Siegelung, das Datum und natürlich der Inhalt sorgfältig geprüft werden, d. h. man hat das Historische des Schriftstücks zu beachten — um so mehr, als auf keinem Gebiete mehr gefälscht worden ist und noch gefälscht wird als auf dem der Autographen.

Die Geschichte dieser Autographenfälschungen ist sehr interessant. Sie reicht weit zurück. Sie spielte schon bei den Sibyllinischen Büchern, bei den Schriften des Mysteriensängers Orpheus, bei den heiligen Büchern des Numa Pompilius und seiner diplomatischen Nymphe eine gewisse Rolle. Die Fälschung verschob parteiisch die Korrespondenz Senecas mit dem Apostel Paulus, änderte gewaltsam die Elegien des Horaz, wie die Heroidenbriefe Ovids und ließ in der berüchtigten „Donatio Constantini“ die Provincia Romana nebst Corsica und Sardinien an den Papst fallen. Materielle Vorteile und politische gingen dabei zuweilen Hand in Hand; der Ehrgeiz kam hinzu. Die Humanisten waren groß in geschickten Fälschungen. Berühmt sind die falschen Inskriptionen des Abbé Fourmont und die Lenormants, die „Königinhofer Handschrift“ Wenzel Hankas, die „Bücher des Uranios über die ägyptischen Könige“, die der in Leipzig lebende Neugrieche Simonides als ein aus 71 Pergamentblättern bestehendes griechisches Palimpsest 1855 der Berliner Akademie anbot. Berühmt sind ferner die gefälschten Autographen Cäsars, der Kleopatra, Pascals, Galileis u. a., die der Mathematiker M. Chasles zu Paris in holdem Wahn mit schwerem Gelde bezahlt (Daudet hat ihm in seinem Roman „L'Immortel“ ein Denkmal gesetzt), und die Schillerautographen des weimarischen Architekten Victor von Gerstenberg, die selbst Kenner wie die Buchhändler Baer in Frankfurt und Stargardt in Berlin getäuscht hatten: 416 Nummern, darunter viele Gedichte in angeblicher Urschrift, z. B. „Die Glocke“, ganze Szenen aus den „Räubern“, „Fiesco“ u. a. m. In jüngster Zeit hat der Autographenfälscher Hermann Kyrieleis viel von sich reden gemacht, der gewissermaßen Spezialist in Lutherhandschriften war. Die Vorlagen für seine Fälschungen waren ein Luther-Faksimile in Königs Literaturgeschichte und eine Autographentafel in Meyers Konversationslexikon; danach fälschte er in den Jahren 1893 bis 1896 an hundert Lutherautographen, und zwar pflegte er diese, um der hübscheren „Aufmachung“ willen, als Widmungen oder Vorsatzbemerkungen in Druckschriften aus der Reformationszeit einzutragen. Die Art der Fälschung ist insofern stereotyp, als die Namensunterschrift Luthers immer mit haargenau gleichen Buchstaben wiederkehrt. Trotzdem hatte ein Münchener Antiquar 17, ein Mailänder sogar 40 Luther-Codices von ihm erstanden. Köstlich, eine wahrhafte kleine Novelle, ist die Aufdeckung des Schwindels, die er mit dem „Urtext“ von „Ein feste Burg ist unser Gott“ getrieben hat; der Berliner Literaturprofessor Dr. Max Herrmann hat darüber einen (auch als Privatdruck erschienenen) Vortrag in der Gesellschaft für deutsche Literatur gehalten, der so interessant ist, daß ich ihn kurz skizzieren möchte.

Über den Ursprung des alten Kampfliedes der Reformation hat die Forschung bisher nichts ermitteln können. Man kennt nicht einmal den ersten Druck; die Zeit der Abfassung wird sehr verschieden — zwischen den Jahren 1521 und 1529 — angenommen, doch glaubt man, daß Köstlins Vermutung, das Lied sei im Spätherbst 1527 entstanden, die richtige sei. Es läßt sich denken, wie glücklich erregt Professor Herrmann war, als ein ganz seltsamer Zufall ihm ein Exemplar von Picus Mirandulas Schrift „De Amore divino“, Rom 1516, in die

Hand spielte, das unter dem Vorwort in Luthers Schriftzügen die Bemerkung trug, das Buch habe ihm sein „gutter freund herr Johannes Lange zu Wittenberg“ am 10. November 1524 verehrt. Aber noch mehr: Auf dem letzten leeren Blatte befand sich, gleichfalls unverkennbar von Luthers Hand, das Lied „Ein feste Burg“ in zweifellos erster Fassung, wie mannigfache Striche, Änderungen und Korrekturen bezeugten. So war z. B. ursprünglich geschrieben worden „Meyn Gott ist eyne feste Burg“; dies war durchstrichen und darüber stand „Eyn feste burg ist vnser Gott“; ebenso begann die zweite Strophe mit „Nichts ist gethan mit vnser krafft“ und daraus wurde erst „Mit unser Macht ist nichts gethan“ usw. Herrmann untersuchte Schrift, Papier, Tinte unter Mithilfe von Fachmännern auf das sorgfältigste. Anfänglich zweifelte keiner an der Echtheit der Lutherschrift; dann kamen die ersten Bedenken: Die Handschrift trug das Gepräge einer gewissen Starrheit, der Duktus des lateinischen N kam in jener Zeit noch nicht vor, die ständige Anwendung des y für i in einer Epoche, da beide Buchstaben bereits in Geltung waren (also „meyn“ wie „mein“), konnte stutzig machen. Auch das Papier des Nachsatzblattes gehörte nicht zu den von Luther benutzten Sorten, und schließlich stellte der Gerichtschemiker Dr. Jeserich fest, daß die Tinte eine heute noch kopierfähige Pflanzentinte war, die man in der Reformationszeit nicht kannte; Luther selbst gebrauchte eine nicht kopierfähige Eisengallustinte. Zudem war die Tinte an einer Stelle in ein Wurmloch gelaufen; die Schriftzüge konnten daher erst entstanden sein, als das Wurmloch schon vorhanden war, also *nicht* in Luthers Tagen. Andere Mutmaßungen, die Professor Herrmann endgültig zu der Überzeugung brachten, eine Fälschung vor sich zu haben, übergehe ich. Herrmann sah sich in der Geschichte der neueren Fälschungen um und stieß ohne weiteres auf den Namen Kyrieleis, gegen den 1898 vor dem ersten Landgericht in Berlin ein umfangreicher Prozeß wegen Nachbildung von Lutherhandschriften geführt worden war. Es wurde aus den Akten festgestellt, daß Kyrieleis im Sommer 1896 den Picus Mirandula von einem Leipziger Antiquar gekauft und ihn später mit den angeblichen Luthereintragungen an eine Münchener Firma weiterverkauft hatte, die ihn dem Berliner Gericht zustellte und auf die Rückgabe verzichtete. Zur „Deckung der Kosten“ wurden — ein immerhin merkwürdiges Verfahren — die Bücher mit den Autographenfälschungen versteigert, und so kam auch der Mirandula-Band wieder in die Welt und wird in späteren Jahren vielleicht abermals die Öffentlichkeit interessieren können — als Warnungstafel oder als Objekt neuen Schwindels.

Über den Wert und Nutzen der Autographen für die Geschichte, Literatur- und Kunstgeschichte braucht kaum noch ein Wort gesagt zu werden. Um nur ein Beispiel anzuführen, erwähne ich, daß die literargeschichtliche Forschung den Autographenschätzen des verstorbenen Berliner Bankiers Alexander Meyer Cohn unendlich viel zu danken hat; allerdings gehörte Meyer Cohn auch zu den nicht gerade allzu häufigen Sammlern, die ihre kostbaren Kollektionen mit Freuden der Wissenschaft zugänglich machten. So fußt beispielsweise die glänzende Ausgabe Minde-Pouets der Briefe Heinrich von Kleists zum großen Teil auf der Liberalität Meyer Cohns, der selbst zuweilen durch Faksimiles und Abdrücke seiner Seltenheiten den Kreis seiner Freunde erfreute, eine liebens- und lobeswürdige Gewohnheit, die auch andere Sammler, so Rudolph Brockhaus und Gotthilf Weißstein, teilten.

Den Beginn einer Autographensammlung pflegt gewöhnlich das „Bitte gütigst um eine Zeile von Ihrer Hand“ zu markieren. Auf diesem nicht durchaus zu empfehlenden Bitt-, Bettel- und Schnorrwege (das sind die drei Stufen des Gratiserwerbens von Autographen) kann man bei Glück und Unverfrorenheit sich schon eine ganz nette Sammlung von Autographen lebender Berühmtheiten oder solcher, die es sein sollen und wollen, zusammenstellen. In neuerer Zeit pflegen auch die Händler kleine Kollektionen für Anfänger anzulegen und zu verkaufen, ähnlich so wie beim Briefmarkensport. Wie diese Sammlungen dann ausgebaut und ausgestattet werden, hängt von dem Eifer, den persönlichen Neigungen und dem — Geldbeutel der Sammler ab. Namentlich von letzterem, denn der reiche Mann kann natürlich ohne weiteres zugreifen, wenn ein vorteilhafter Kauf sich ihm bietet, während der minder Bemittelte die Gelegenheit zu billigerem Erwerb abpassen muß. Bekannten Autographensammlern werden vielfach aus Privatkreisen Anerbietungen gemacht; man kann dabei glückliche Funde und nicht minder recht drollige Erfahrungen machen: das (allerdings vorzüglich ausgeführte) Faksimile eines bekannten Schillerbriefes, das man im Weimarer Schillerhause für 25 Pfennige kaufen kann, ist wohl schon hundertfach als „echter Schillerbrief“ ausgeboten worden. Im allgemeinen wird der Anfänger gut tun, sich auf ein bestimmtes Gebiet zu beschränken und nicht wahllos zu sammeln. Auch größere Sammler pflegen ein Spezialgebiet zu kultivieren. Die umfangreichste deutsche Autographensammlung von universalem Charakter mag wohl die der Baronin König-Warthausen in Stuttgart sein. Die Künzelsche Riesensammlung mit ihren zahllosen Dubletten wurde Ende der neunziger Jahre bei List & Francke in Leipzig versteigert, die des Majors von Donop zur selben Zeit bei Leo Liepmannssohn in Berlin, nachdem Alexander Meyer Cohn (der sie in Bausch und Bogen gekauft) vorher seine Auswahl daraus getroffen hatte. Meyer Cohn bevorzugte Deutschland und die deutsche Nationallitera-

tur, besaß aber auch köstliche historische Dokumente, Stammbücher und Briefschaften berühmter Ausländer, Künstler und Gelehrten. Auch seine Sammlung ist im vorigen Jahre bei Stargardt in Berlin unter den Hammer gekommen und hat einen kolossalen Erlös gebracht. Die Perlen dieser Kollektion kaufte ein Berliner Großindustrieller, der plötzlich die Lust am Sammeln verlor und seine Cimelien kürzlich bei Boerner in Leipzig versteigern ließ. Rudolph Brockhaus beschränkte sich in letzter Zeit auf deutsche Literatur, ebenso wie Karl Emil Franzos. Aus der an Musiker-Autographen reichsten Sammlung des 1858 in Wien verstorbenen Herrn Alois Fuchs kam noch letzthin ein stattlicher Rest zur Versteigerung. Andere große Sammler wie Fischer von Röslerstamm in Rom, Karl Meinert-Dessau, Fritz Dombauer-Prag, Karl Geibel-Leipzig, Max Kalbeck-Wien sammeln gleichfalls nicht mehr auf allen Gebieten. Manche schöne Autographensammlung der Vergangenheit, so die des Generals von Radowitz, des Oberbibliothekars Falkenstein, des Konsuls Flügel, ist von staatlichen Instituten angekauft (wie die Radowitzsche, für die die Berliner Königliche Bibliothek 1864 15000 Taler zahlte) oder auf dem Auktionswege in alle Winde zerstreut worden. Von der unerhört kostbaren Sammlung des Herrn Feuillet de Conches, unter Napoleon III. Einführer des diplomatischen Korps, weiß man überhaupt nicht, wo sie geblieben ist. Eine der wertvollsten italienischen Sammlungen neuerer Zeit, die Rossi-Angelinische, wurde vor drei Jahren versteigert.

Die Einordnung und Aufbewahrung der Autographen steht natürlich ganz im Belieben des Sammlers. Die Einteilung von Radowitz wird vielfach noch heute bevorzugt. Praktische Einordnung, die ein schnelles Auffinden ermöglicht, ist Hauptbedingung. Dazu kommt die Anlage eines Gesamtkatalogs (in Zetteln), der die genauen Beschreibungen in den gebräuchlichen Abkürzungen enthält: „las" = lettre autographe signée, „l. s. o. c. a." = lettre signée et compliment autographe (d. h. die Unterschrift mit eigenhändiger Schlußformel), „F. d'alb." = Feuillet d'album (Stammbuchblatt), „Cach." oder „*" = Cachet, Siegel, „Sign. coup." = signature coupée (abgeschnittene Unterschrift), „s. l. e. d." = sans lieu et date, „Fol., 4, 8, 12, 16" = Folio-, Quart-, Oktav-, Duodez-, Sedez-Format usw. Eine treffliche Einführung in das Autographensammeln gibt ein Aufsatz des Herrn E. Fischer von Röslerstamm im ersten Bande der im Verlage dieser Hefte erscheinenden „Zeitschrift für Bücherfreunde". Über die Wertabschätzung der Autographen habe ich schon kurz gesprochen; die Praxis lehrt sie am besten. Gewisse Modeströmungen sprechen hier gleichfalls mit, gerade wie bei der Bibliophilie; auch lokale Interessen kommen zuweilen in Frage, wie jüngsthin in Wien, wo ein Brief Grillparzers mit 95 Fl., ein Brief Raimunds mit 85 Fl., ein Brief der Wolter mit 13½ Fl. bezahlt wurde. Charakteristisch für die Preisnotierungen bei Autographen deutscher Dichter war die Auktion Meyer Cohn im Herbst 1905. Die 29 einzeln zum Verkauf gestellten Goethebriefe wurden durchschnittlich mit 318 M. für jeden bezahlt, die nur unterzeichneten Briefe mit 81 M. im Durchschnitt, ein Gedicht mit 905 M. Die Briefe Goethes an Jacobi (71 eigenhändige, 14 unterzeichnete, 2 eigenhändige Gedichte) erzielten zusammen 12100 M.; 13 Kleistbriefe 3835 M., der letzte Brief Kleists vor seinem Selbstmord brachte allein 1300 M. Am höchsten bewertet wurde Goethes Shakespearerede aus dem Jahre 1771; die acht Quartseiten wurden — irre ich nicht, vom Vertreter des Freien Deutschen Hochstifts in Frankfurt a. M. — mit 7000 M. bezahlt. Die Frankfurter Stadtbibliothek erwarb einen flammenden Liebesbrief Napoleons an Josephine, nach der Schlacht bei Arcole in Verona geschrieben, für 2510 M. Ein Lutherbrief kam auf 1400 M., ein Exemplar der „Iphigenie" mit einer Widmung Goethes an die Sängerin und Schauspielerin Frau Milder-Hauptmann auf 1360 M.; Lessingbriefe brachten 1900, 1555, 1950, 1050 und 1110 M., Schillerbriefe 120 bis 910 M. Ein Brief von Schillers Mutter wurde für 635 M. ersteigert, einer von Charlotte von Schiller über den Tod ihres Gatten für 305 M., ein Brief Fichtes an Schiller für 705 M., zu ähnlichem Preise ein Schreiben Danneckers an ihn. Auch Briefe von Novalis (605 M.), Hölderlin (600 M.), Iffland (305 M.) und Körner Vater (106 M.) gingen rasch in Sammlerhände über. Von Ausländern erzielten Briefe von Burns (700 M.), Byron (530 M.), Pope (200 M.), Beaumarchais (205 M.), Boileau (425 M.), André Chénier (780 M.), Descartes (620 M.), Lafontaine (600 M.), Lesage (955 M.), Montesquieu (230 M.), Prévost (390 M.), Spinoza (1175 M.) und Calderon (1410 M.) die höchsten Preise. Auch die großen Künstler wurden recht hoch bewertet: Michelangelo (eine Quittung) auf 1000 M., Lucas Cranach auf 810 M., Jakob Jordaens auf 1150 M., Giulio Romano auf 910 M., Rembrandt auf 7000 M., Rubens auf 1500 M., Raffael auf 1010 M., Tizian auf 1910 M., Menzel (ein Brief mit Karikaturen) auf 625 M. An Musikerautographen seien genannt: Sebastian Bach (620 M.), Beethoven (750 und 800 M.), Brahms (100 und 200 M.), Bülow (200 M.), Haydn (1710 M.), Orlando di Lasso (2050 M.), Mendelssohn (84 bis 350 M.), Mozart (1105 M.), Schubert (1600 und 1510 M.), Wagner (258 bis 360 M.). Aus den Schauspielerautographen erreichte ein Liebesbrief der Neuberin das höchste Gebot: 305 M.

Ich habe diese trockene Zahlenaufstellung von einer unserer letzten großen Autographenauktion (inzwischen ist ihr noch eine weitere bei Boerner-Leipzig gefolgt, die nicht mehr

berücksichtigt werden konnte) absichtlich gegeben, weil sie dem Laien klar machen dürfte, auf welchen Bedingungen die Wertbestimmung der Autographen fußt. Berühmte Leute, die verhältnismäßig wenig Schriftstücke hinterlassen haben, stehen naturgemäß auf dem Autographenmarkte hoch. Der Brief der Neuberin z. B. dürfte im Handel wohl Unikum sein, ebenso der des großen Tonsetzers Lasso. Auch Briefe von Gluck, Chénier, Michelangelo gehören zu den erlesenen Raritäten. Von Rembrandt sind nur sieben Briefe, von Jordaens nur drei bekannt. Daß Goethe- und Schillerbriefe gut bezahlt werden, ist verständlich, und dabei werden natürlich wieder ganze Manuskripte oder völlig eigenhändige Briefe ungleich höher bewertet als einfache oder gar abgekürzte Unterschriften (wie Goethe sie liebte, der oft nur mit einem „G" unterzeichnete). Der verhältnismäßig hohe Preis für die „Iphigenie"-Ausgabe erklärt sich aus der prachtvollen Erhaltung des Exemplars und der Tatsache, daß Goethesche Werke mit eigenhändigen Widmungen sehr rar sind. Bei dem Napoleonsbriefe sprach der Inhalt lebhaft mit: glühende Liebesgeständnisse, gemischt mit unglaublichen Cynismen. Der wundervolle Inhalt war auch für die Preishöhe eines Bismarckbriefes maßgebend: ein Glückwunschschreiben an Kaiser Wilhelm I., in dem Bismarck ihm dankt, daß er ihm durch fünfundzwanzig Jahre immer und ohne Wandel ein gnädiger Herr gewesen sei. Zu den Musikerautographen sei vergleichsweise erwähnt, daß auf der Auktion Fuchs 1901 in Wien das Originalmanuskript einer Bachschen Kantate („Vergnügte Pleissenstadt") 990 Fl., zwei Kompositionsentwürfe zu Goetheschen Liedern von Beethoven 1055 Fl., ein Schlußchor von Haydn 290 Fl. brachten. Ein Raffaelbrief erzielte auf der gleichen Auktion 1023 Fl., eine Quittung seines Vorgängers als Architekt von Sankt Peter, des berühmten Bramante, dagegen nur 120 Fl., obwohl es feststeht, daß dieses kleine Schriftstück Unikum im Handel war und überhaupt nur noch ein weiteres Autograph Bramantes existiert. Der verhältnismäßig niedrige Preis erklärt sich wohl daraus, daß Bramante nicht „gesucht" war, denn natürlich werden die Preise auch auf dem Autographenmarkte durch die Nachfrage beeinflußt. Für einen Brief Friesens, des Freundes von Körner und Lützow, wurde auf der Künzel-Auktion 1898 die Summe von 205 M. erlegt: viel Geld, aber alles, was mit Körner zusammenhängt, wurde damals gerade „gesucht" — hatte doch die Stadt Dresden zugunsten ihres Körner-Museums für den Erwerb des „Zriny"-Manuskripts 1800 M. ausgeworfen! Ein paar Jahre vorher war es aus gleichem nationalen Interesse gelungen, dem Germanischen Museum in Nürnberg ein Hans Sachs-Manuskript auf dem Wege der Subskription zu sichern. Überhaupt bilden heute die großen Institute, Museen, Bibliotheken und Archive eine gefährliche Konkurrenz für den Privatsammler, während man sich anderseits naturgemäß freuen kann, wenn die handschriftlichen Schätze unserer Dichter und Forscher im Lande bleiben und unter guter Obhut vereinigt werden.

Anfänger im Autographensammeln werden vielleicht einen gelinden Schrecken bekommen, wenn sie die oben wiedergegebenen Ziffern lesen. Sie mögen sich trösten: ich habe geflissentlich die höchsten Preise genannt. Man braucht sich nicht immer auf Seltenheiten zu kaprizieren. Die Listen unserer Autographenhändler enthalten viele interessante Schriftstücke, die billig zu erwerben sind. Auch auf der Auktion Meyer Cohn gingen ganze Konvolute für wenige Mark ab — und es ist immerhin besser, man zahlt im Handel für das Autograph eines Lebenden ein paar Groschen, als daß man ihn mit einem Bittbriefe belästigt und das Antwortkuvert womöglich noch — unfrankiert läßt.

Madonna des Botticelli.

Sie thront auf Glorien verklärten Lichts,
Den ewigen Sohn in schweren Purpurfalten,
Umwogend singen selige Gestalten —
Sie aber starrt umflort in stummes Nichts.

Und Engel schlingen kränzend ihren Chor
Anbetungschauernd in verzückter Runde —
Sie aber neigt mit schmerzenmüdem Munde
Verlornem Laut das klagebange Ohr.

Und höhre Himmel kreisen um die Stufen
Erjauchzend schrillt des Benedicta Flut —
Sie aber schaut ein Qualenhaupt voll Blut
Und hört ein Eli asabtani rufen.

Ernst A. Bertram.

Der Teppich.

Von Karl Hans Strobl.

Bevor ich die Geschichte erzähle, die sich an diesen Teppich knüpft, will ich ihn selbst beschreiben. Er hing lange genug in dem großen Fenster des Möbelgeschäftes gegenüber dem Stadttheater. Dort habe ich ihn zuerst gesehen.

Der Teppich stellte eine tropische Landschaft vor. In der Mitte dieser Landschaft lag ein See, ruhig und tief und blau ... so blau ... so blau, so ganz merkwürdig blau ... es gibt nur noch eines auf der Welt, das so blau war wie dieser gestickte See. Nämlich der gestickte Himmel darüber. Um den Rand des Sees herum aber wucherte die üppige Vegetation der Tropen. Es quoll und wucherte wie ein Zaubergarten aus dem Moiré, der den Boden der Landschaft bildete. In der Ferne war ein Gebirge ... violett; und die Schichtung der Felsen war erreicht worden, indem ein Streifen violetten Moirés eingesetzt worden war. Ganz vorne aber war die Fauna der Tropen angebracht. Um einen Brotfruchtbaum ringelte sich eine ungeheuere, grünschillernde Schlange, ein Untier von wahrhaft scheußlichem Aussehen. Das Scheusal sperrte seinen Rachen gegen den armen kleinen, erstarrten Affen auf, der auf einem der Äste seinem Verderben entgegensah. Unter dem Brotfruchtbaum kam mit majestätischem Schritt ein Tiger aus dem Dickicht hervor, ein Tier mit einem Kopf wie ein Kater und gesträubten Barthaaren, einem Leib wie ein Nashorn und so großen Pfoten, daß es aussah, als trage er Filzpantoffeln. Der Kopf saß zwar nicht anatomisch richtig, aber dafür war das Fell des Tigers das Schönste, was man sehen konnte. Es hatte drei Farben, weiß, braun und schwarz, die in regelmäßigen Kreisen miteinander abwechselten. — Fast hätte ich vergessen, zu erwähnen, daß ein kolossaler, bunter Schmetterling gerade vor der Nase des Tigers gaukelte, während ein Vogel, Kranich oder Flamingo oder eine Mischung von allen beiden, vom See her zum Lande strebte.

Der ganze Teppich erinnerte in etwas an eine Theaterdekoration; er war so stark auf Fernwirkungen berechnet, daß selbst die Leute, die auf der gegenüberliegenden Seite der Straße vorbeigehen wollten, angelockt wurden. Eines Tages stand ich hinter zwei Damen, die sachverständige Urteile über die Arbeit abgaben.

„Schrecklich," sagte die eine.

„Das muß eine furchtbare Arbeit gewesen sein," sagte die andere.

„Entsetzlich!"

„Und diese Unmasse von Seide, die da drauf ist!"

„Ja, eine Unmasse!"

„Aber geschmackvoll ist's nicht."

„Nein, geschmackvoll ist's nicht."

Das war der Teppich, an den sich die Geschichte knüpft, die ich erzählen will, damit man weiß, wie es kam, daß ich ...

* * *

Am Morgen nach der Neuinszenierung des ‚Kaufmanns von Venedig' — man rechnet beim Theater nach solchen Daten — kam die Choristin Ida Hummer-Netopil in das Bureau des Theaterdirektors. Der Herr Direktor hatte eben die kurzen Notizen der Morgenblätter durchgesehen und war recht guter Laune. „Recht gelungene Aufführung ...", „verständige, ja, man könnte sagen, geniale Leitung des Herrn Direktors ..." Manchmal war es doch beinahe so, als ob diese Zeitungsschmierer etwas vom Theater verstünden.

Ida Hummer-Netopil verbeugte sich und blieb an der Türe stehen.

„Was wollen Sie?" fragte der Direktor um vier Nuancen höflicher als sonst.

„Ich möchte den Herrn Direktor um einen großen Gefallen bitten."

„Vorschuß? Gibt's nicht. Sie wissen

doch, daß wir dem Chorperſonal unter keinen Umſtänden einen Vorſchuß geben."

Es iſt ſchwer zu glauben, aber Ida Hummer-Netopil war durch dieſe Vermutung des Direktors wirklich beinahe gekränkt. „Nein, Herr Direktor," ſagte ſie mit weinerlicher Stimme, „ich will keinen Vorſchuß. Es iſt etwas anderes."

„Bitte raſch, ich hab um neun Uhr Probe."

„Ich will Sie bitten ... möchten Sie nicht das Protektorat übernehmen ...?"

„Worüber ...?"

Als befürchte ſie, daß ihr nicht Zeit bleiben könnte, bis zum Wichtigſten zu kommen, brach Ida Hummer-Netopil los: „Vierzehn Jahre ... Herr Direktor, habe ich daran gearbeitet ... bei Tag und bei Nacht habe ich daran geſtickt ... wenn ich nur eine halbe Stunde frei gehabt hab' ... meine Augen ſind geworden ..."

„Wovon reden Sie eigentlich?"

Ida Hummer-Netopil war äußerſt erſtaunt, daß der Direktor nicht wußte, was ſie wollte. „Wovon ich rede?" fragte ſie ... „Vom Teppich natürlich, von meinem Teppich ... vierzehn Jahre habe ich daran gearbeitet ... vierhundert Gulden habe ich für Seide ausgegeben ..."

„Hören Sie ... ich begreife nicht, was für ein Teppich iſt denn das?"

„Der Teppich, der da drüben hängt."

„Wo?" Der Direktor trat zu einem Fenſter. Eben fuhr ein Zug der elektriſchen Straßenbahn vorbei und verdeckte das Auslagefenſter der Möbelhandlung. „Wo?" fragte der Direktor noch einmal und beantwortete ſelbſt ſeine Frage, als er den Blick frei bekam, etwas gedehnt und lächelnd: „Ach ſo!"

„Ja ..." keuchte Ida Hummer-Netopil ganz atemlos vor Aufregung, „und da wollte ich den Herrn Direktor bitten, das Protektorat zu übernehmen ..."

„Worüber? Über den Teppich?"

„Nein — nicht über den Teppich ... Ich ... ich will ihn nämlich verloſen. So viel Arbeit und ſo viel Geld ſteckt darin ... er iſt ja wirklich ein Kunſtwerk. Ich hab' ihn auch noch nicht hergeben wollen ... aber jetzt iſt mein Mann krank geweſen, und wir brauchen Geld."

„Und da wollen Sie ihn verloſen?"

„Ja, man wird mir die Loſe abnehmen, man wird ja gern die Hoffnung bezahlen, ſo ein ſchönes Stück zu gewinnen. Wenn ich tauſend Loſe zu fünf Kronen ... das ſind fünftauſend Kronen ..." Ida Hummer-Netopil konnte vor Aufregung nicht weiterſprechen.

„Dazu brauchen Sie aber eine behördliche Bewilligung."

„Die habe ich mir ſchon verſchafft. Die Herren haben auch eingeſehen, daß ein einzelner das Stück gar nicht kaufen kann ... wie viele Leute können hier für einen Teppich fünftauſend Kronen ausgeben ... aber ein Los wird jeder gern kaufen. Ein Künſtler hat den Entwurf gemacht."

Dieſer Künſtler war vor Jahren Gehilfe beim Theatermaler geweſen. Jetzt war er Zeichner in einer Möbelfabrik, aber für Ida Hummer-Netopil war er noch immer der Künſtler von einſt.

„Es fehlt nur," begann ſie nach einer kleinen Pauſe wieder ſchüchtern, „es fehlt nur ... wenn der Herr Direktor die Güte hätten ... darum möchte ich halt innigſt und ergebenſt gebeten haben, das Protektorat über meine Lotterie freundlichſt zu übernehmen. So etwas muß einen guten Namen an der Spitze tragen ..." Sie ſtockte wieder und faßte das eine Ende des dünnhaarigen Fellchens, das ihr als Boa um den Hals hing.

Nach einer Pauſe trat der Direktor auf ſie zu, wie Jupiter aus der Wolke auf die Sterbliche zukam, die er mit ſeiner Gunſt beglücken wollte. Aber als er in ihre ſchwimmenden Augen ſah, als er die roten Flecken auf ihren eingefallenen Wangen bemerkte, ließ er alles Mythologiſche beiſeite: „Gut," ſagte er, „ich will Ihrer Lotterie nicht ſchaden. Nennen Sie mich meinetwegen als Protektor." So kam es, daß man am nächſten Morgen oberhalb des ausgeſtellten Teppichs einen Zettel leſen konnte, auf dem geſchrieben ſtand: „Unter dem Protektorat des Herrn Direktors Ferdinand Lehmann. Dieſer Teppich, der nach dem Entwurf eines bekannten Künſtlers von dem Mitglied des Stadttheaters Frau Ida Hummer-Netopil angefertigt wurde, wird in einer behördlich geſtatteten Effekten-Lotterie verloſt. Loſe zu fünf Kronen hier erhältlich. Ziehung am 15. Dezember."

* * *

Frühling. Gemälde von Prof. Graf L. v. Kalckreuth.

Ida Hummer hatte das Unglück, einen Namen zu besitzen, der zu Späßen reizt. Man hatte diesen Namen zu dem geistvollen Witz von der ‚Hummermajonaise' benützt. ‚Man?' Natürlich die lieben Kollegen und Kolleginnen. Ida Hummer war die Tochter eines Magistratskanzlisten, der sich, als sie vier Jahr alt war, ins Bett legte und sein Zimmer erst in einem engen Gehäuse von sechs Brettern verließ, als sie dreißig Jahre war. Der Magistrat gewährte dem Mann, da er noch keinen Anspruch auf Versorgung hatte, eine Gnadengabe. Und aus Gnade und Barmherzigkeit geschah es auch, daß man Ida, als sie fünfzehn Jahre alt geworden war, unter die ‚Chordamen' des Stadttheaters aufnahm. Damals gab es trotz allen Elends Glück und Heiterkeit in der Familie Hummers. Freilich war die Gage Idas vorläufig noch nicht groß. Aber die paar Gulden waren immerhin eine willkommene Hilfe; und dann das Wichtigste: es war doch ein Anfang ... bei Idas Talent war es ja sicher, daß sie nicht auf dieser niedrigen Stufe stehen bleiben würde. Dieses schauspielerische Talent wurde von niemandem in der ganzen Familie angezweifelt. Es war das große, das wundersamste Talent ... das Talent zur Tragödin. Man hatte es entdeckt, als Ida ihrem Vater, um ihm die Qual seiner Krankheit erträglicher zu machen, vorzulesen begann. Am Sonntag kam oft die ganze Verwandtschaft in der kleinen Wohnung zusammen und hörte die Vorlesung mit Aufmerksamkeit an. Und da war es Josef Brasser, der zuerst die Ansicht aussprach, daß Ida Talent zur Bühne habe. Und Josef Brasser, der Neffe Hummers, mußte es wissen, denn er war Billetteur im Stadttheater, also ein Sachverständiger.

Als Ida zum erstenmal zur Probe ging, rief sie der Vater an sein Bett, reichte ihr die linke Hand, die er noch ein wenig bewegen konnte und sagte: „Glück und Gottes Segen, mein Kind, auf Deine Laufbahn." Der Regisseur aber machte ganz andere Augen als der Vater. Er sah sie streng und ein wenig verwundert an und fragte: „Also Sie sind die Neue?" Dann seufzte er, schüttelte den Kopf und stellte dann Ida ganz nach hinten, wo man im Publikum von ihr auch nicht einen Schimmer sah. Zum Direktor aber äußerte er nachher: „Da haben wir wieder 'was Rares bekommen. Das Publikum will immer hübsche Gesichter sehen. Das weiß ich: nach vorne darf mir diese Hummer nicht."

Als der Vater starb, war Ida noch immer nicht nach vorne gekommen. Und als drei Jahre später auch die Mutter dem Vater folgte, stand Ida noch immer in der letzten Reihe. Ihre Kolleginnen hatten längst andere Flüge genommen. Neidlos sah sie ihnen nach. Sie hatte eine feine Witterung dafür, wenn eine sich aufzuschwingen begann. Sie merkte es zuerst an der Wäsche und an den Parfüms, wenn sie sich in der gemeinsamen Garderobe umkleideten. Für sie war auch dieser Weg ‚nach vorne' zu kommen verschlossen.

Nach dem Tod der Eltern begann für sie eine Zeit der größten Not. Das einzige, was ihr die Eltern hinterlassen hatten, waren Schulden. Und sie ging daran, diese Schulden abzutragen. Einmal fiel sie, von Hunger entkräftet, während einer allzulangen Probe in Ohnmacht. So erfuhr man vom Theaterarzt, daß Ida in Not war. Das Theatervolk ist gutmütig und grausam zugleich. Man half ihr durch Spenden, aber man gewöhnte sich daran, davon zu sprechen, daß die Hummer ‚in der Sauce' sei. Und von da hatte es ein Witzbold nicht mehr weit zu dem geistvollen Wort von der ‚Hummermajonaise', das Ida von nun an nicht mehr verließ.

Eines Tages überraschte Ida Hummer den Theaterkassierer mit der Bitte, auf den Kopf ihres Gagebogens nicht mehr bloß Hummer, sondern Hummer-Netopil zu schreiben. Der Theaterkassierer, der von der brennenden Künstlersehnsucht Idas wußte, glaubte zuerst, sie wolle sich durch einen Doppelnamen vor sich selbst ein bühnengerechteres Ansehen geben. Er fuhr sie etwas ungehalten an: „Was sind denn das für Witze ..."

„Verehelichte Netopil," setzte Ida hinzu, indem sie unter dem schmalkrempigen Hut tief errötete.

Man war außer sich vor Staunen. Es

hatte sich also doch jemand gefunden, der die inneren Vorzüge Idas entdeckt hatte. Der Biedere, der zu Idas Doppelnamen die zweite Hälfte hergegeben hatte, war seines Zeichens bürgerlicher Schneidermeister und also mit der Kunst nur ganz entfernt verschwägert. Ein untadeliger Mensch; er trank nicht, spielte nicht, war froh, wenn er abends um neun ins Bett kriechen konnte. Man gratulierte Ida zu ihrem Mann und der imposanten Verlängerung ihres Namens. „Mit dem Namen möcht' ich sofort auf Gastspiele gehen," sagte der Inspizient. Aber mit der Zeit nannte man Ida wie vorher wieder „die Hummer", und Hummer-Netopil hieß sie nur auf dem Gagebogen. Leider hatte aber auch ihr Gatte Verständnis für ihr Talent. Denn ach! er hatte nicht die Künstlerin, sondern die gute und bescheidene Nachbarin geheiratet, deren Begabung, mit nichts einen Monat lang zu leben, ihm für seinen Haushalt sehr brauchbar erschienen war. Und wenn sich Ida manchmal vergaß und sich nicht mehr beherrschen konnte und ausrief: „Ich hab' ein Sehnen in mir, einen Drang ...", so rief er besorgt, aber ahnungslos: „Geh' in die Küche und koch' Dir einen Kamillentee!"

Dennoch waren die ersten Jahre dieser Ehe für Ida weniger schmerzlich als die einsame Zeit vorher. An ihrem siebenunddreißigsten Geburtstag aber machte Ida einen Überschlag über ihr Leben und fand, daß es nun wohl zu spät sein dürfte, die Laufbahn einer Tragödin zu betreten. Und wenige Wochen später fing sie mit der Arbeit an ihrem Teppich an.

* * *

Als ich an einem Januartag von einem Marsch über weite Schneefelder heimkam, wurde mir mitgeteilt, daß mich eine Frau schon seit etwa einer Viertelstunde erwarte. Eine ärmlich gekleidete Frau war es, die sich bei meinem Eintritt in mein Arbeitszimmer von einem Stuhl erhob. Da sie mit dem Rücken gegen das Fenster gewendet war, konnte ich die Umrisse ihrer Gestalt wahrnehmen, einer dürftigen Gestalt, die, soviel ich sehen konnte, ein wenig kurzbeinig war. Auf dem Kopf saß ein Hut, dessen Silhouette geradezu lächerlich wirkte, die Schultern waren schmal wie die eines Kindes und fielen schräg ab. Ich war eben im Begriff, ein zweites Mal zu fragen, als sie mir endlich mit einer piepsenden, kläglichen Stimme Antwort gab: „Ich möchte den Herrn sehr schön bitten ...", sie war aufgeregt, das war deutlich zu hören, „mir auch ..." Sie schwieg, als wolle das Ende des Satzes nicht heraus.

„Was denn?" ermunterte ich sie.

„Mir auch ..." fuhr sie zögernd fort, und endlich kam es mit einem Ruck: „mir auch ein Los abzunehmen.

„Erlauben Sie," sagte ich, „es ist ein wenig finster geworden." Ich entzündete die Gasflamme über meinem Schreibtisch. Nun sah ich ihr altes Gesicht, die runzlige Haut ihrer Wangen, das ganze wehmütige Gebahren einer Bittstellerin, die das Beschämende ihrer Lage noch voll empfindet. Das Gesicht schien mir ein wenig bekannt, als ob ich es schon einmal von ferne gesehen hätte. In ihren Augen aber war ein Leben, Flackern, ein unruhiges und doch energisches, wie ich es einmal auf einem alten Bilde eines verzückten Mönches gesehen hatte.

„Nämlich ... ich bin so frei," sagte sie, „weil ich weiß, daß sich der Herr sehr für die Kunst ... interessieren. Der Herr sind ja auch sehr oft im Theater ... und man hat mir gesagt, daß die Kunst bei dem Herrn immer unterstützt ... unterstützt ... und da bin ich jetzt gekommen und bitte sehr ... weil der Herr doch die Kunst ..."

„Ich soll ein Los nehmen?" fragte ich. Ich war mir nämlich in diesem Augenblick durchaus nicht darüber klar, in welchem Zusammenhang die Kunst zu dem von dieser Frau angebotenen Los stehen könne.

Sie mochte mein Zögern für das Zeichen einer Abweisung halten und sprach leise weiter, während sich ihre Augen mit Tränen füllten, die alle Energie hinwegnahmen: „Eine Viertelstunde habe ich schon gewartet ... und ich habe noch soviel herumzulaufen, wenn ich etwas anbringen will. Das Los kostet ja nur drei Kronen ... fünf Kronen sollt es kosten ..."

Um sie nicht noch mehr zu betrüben, zog ich die Börse, konnte mich aber nicht enthalten, zu fragen, für welche Art von

Lotterie dieſes Los eigentlich beſtimmt ſei. Darauf ſah ſie mich ein wenig erſtaunt an und ſagte weinerlich: „Ich habe den Herrn doch einmal vor meinem Teppich ſtehen geſehen ... der Herr kennen mich nicht? Ich bin doch die Hummer-Netopil. Der große Teppich mit dem Tiger iſt von mir.“

„Ich erinnere mich. Ich erinnere mich jetzt.“ Als fleißiger Theaterbeſucher, dem auch hier und da etwas vom Leben hinter den Kuliſſen zugekommen war, wußte ich auch einiges vom Leben dieſer Frau. Ich verglich ihr Ausſehen mit dem, was man mir von ihr erzählt hatte, und fand die Übereinſtimmung vollkommen. „Aber,“ fragte ich bedächtig, „es kommt mir vor, als ob die Ziehung Ihrer Lotterie ſchon früher ſtattgefunden hätte.“

Während ſie einen kleinen, mit einem Stempel verſehenen Zettel nahm und neben das Geld auf den Schreibtiſch legte, antwortete ſie beſchämt: „Mein Gott, Herr, ich habe die Ziehung ſchon zweimal verſchieben müſſen. Zuerſt auf Anfang Januar und dann auf morgen. Aber morgen früh punkt neun Uhr findet die Ziehung wirklich ſtatt ... wenn der Herr dabei ſein wollen ...! Vielleicht gewinnt gerade dieſes Los!“ Dabei machte ſie einen ſchwachen Verſuch zu lächeln.

Auch ich lächelte. Es mochte ſein, daß ihr das Vertrauen zu mir gab, denn ſie ſagte, indem ſie das Geld ſorgſam in eine geſtickte Börſe verwahrte, etwas zuverſichtlicher: „Mein Teppich iſt ein Kunſtwerk, Herr ... das können Sie mir glauben ... vierzehn Jahre habe ich an dieſem Stück gearbeitet ... und wer ihn gewinnt, kann ſich gratulieren ... aber die Leute ſind nun einmal ſonderbar. Bezahlen kann man mir meine Arbeit gar nicht ... wenn ich wenigſtens meine Auslagen herein bekomme. Vierhundert Gulden hat er mich gekoſtet.“ Aber die Leute ſind ſo mißtrauiſch ... ſie haben vielleicht recht, man hat ſie wohl oft mit ſolchen Sachen beſchwindelt.“

„Ja, ja, das mag ſchon vorgekommen ſein,“ ſagte ich.

„Sehen Sie, nicht wahr? Und ſie brauchen doch bloß hinzugehen und ſich meine Arbeit anzuſehen. Da ſollte man doch glauben ... aber ich habe die Ziehung nun ſchon zweimal verſchieben müſſen ... morgen aber findet ſie ſicher ſtatt,“ beeilte ſie ſich zu verſichern ... „würden Sie das für möglich halten, ich habe noch nicht einmal die Koſten hereingebracht“ — ich glaubte es, denn ich hatte geſehen, daß die alte Brieftaſche noch voll von Loſen war — „und da muß ich jetzt herumlaufen ... bei allen Leuten, die ſich für Kunſt intereſſieren ... denn, wer gewinnt, der gewinnt ein Kunſtwerk.“

Dabei ſah ſie mich zum erſtenmal voll an. Ich erkannte den ſeltſamen, unruhigen und doch überzeugten Ausdruck ihrer Augen, der mir zuerſt aufgefallen war. Und da ich ſah, wie feſt ſie an ſich glaubte, konnte ich nichts anderes ſagen als: „Gewiß, gewiß!“

Eine ungeheuere Dankbarkeit ſtrahlte auf ihrem Geſicht. Dann ſagte ſie raſch und ſchüchtern: „Aber der Herr werden entſchuldigen ... ich habe noch viel herumzulaufen. Und morgen um neun Uhr ... wenn der Herr dabei ſein wollen ...“

* * *

Am anderen Morgen um neun Uhr fand die Ziehung ſtatt. Ich habe gehört, daß der Polizeikommiſſär ſehr ungeduldig geworden ſein ſoll, als Frau Hummer-Netopil fünf Minuten vor neun Uhr immer noch nicht erſchienen war. Endlich, zwei Minuten vor neun Uhr, kam ſie an. Keuchend und ganz rot im Geſicht, denn ſie war noch morgens bei einigen Leuten, „die ſich für Kunſt intereſſierten“, herumgelaufen.

„Alles verkauft?“ fragte der Polizeikommiſſär.

Mit einiger Verlegenheit mußte Frau Hummer-Netopil geſtehen, daß ihr noch eine ganze Anzahl von Loſen zurückgeblieben ſei.

„Und ... was machen wir, wenn ein Los gezogen wird, das Sie nicht verkauft haben? Dann haben Sie gewonnen, und der Teppich bleibt Ihnen.“ Auch Polizeikommiſſäre haben manchmal Anwandlungen von Gefühlen, und trotz des Ärgers über Frau Idas Zuſpätkommen glomm in dieſem doch die Fackel des Mitleids.

Aber Frau Ida wies die gute Mei-

nung des Polizeikommissärs wie eine trübe Versuchung von sich, in die zu verfallen Schmach und Schande bringt. „Nein, nein, nein ..." wehrte sie ab, „... wenn ich gewinne ... wenn ich gewinne ... so ziehen wir so lange, bis ein anderer gewinnt."

— Ich habe das alles auf dem Umweg über zwei Amtsdiener erfahren. Über den Amtsdiener der K. K. Polizeidirektion, der bei der Ziehung dabei war, und über den Amtsdiener des K. K. Gebührenbemessungsamtes, der es von jenem gehört hatte und der es mir wieder erzählte, als er an einem kalten Februartag in meinem Ofen nachlegen mußte; er nahm an, es werde mich interessieren, weil inzwischen auch in seine Regionen das Gerücht durchgesickert war ... aber ich will den epischen Fluß nicht unterbrechen. —

Der Polizeikommissär griff also, nachdem Frau Hummer-Netopil seinen gutgemeinten Vorschlag zurückgewiesen hatte, in die Urne und zog Nummer 115 heraus. Ich schlief in der dem Ziehungstag folgenden Nacht vollkommen ruhig und stand auch am nächsten Morgen mit geruhiger Seele auf, erfüllte meine täglichen Pflichten gegen den Staat und mich und kam in bester Laune mit einer summenden Melodie in mir nach Hause. Als ich mich nach dem Essen mit einem Buch in einen bequemen Stuhl setzen wollte, klingelte es draußen, und nach dem nervenquälenden Gemurmel, das dem ersten Anzeichen eines Besuches in den Vorzimmern zu folgen pflegt, kam man mit der Meldung, daß eine Frau draußen sei. Seufzend legte ich mein Buch hin, gab mir einen Schwung und ging mit dem Ingrimm des in wichtigen Dingen Gestörten hinaus.

Da stand Frau Hummer-Netopil und neben ihr ein Junge, ein Laufbursche oder so was, mit einer ungeheueren, in Packpapier gehüllten Rolle, deren Enden von seinen Schultern bis fast zum Boden hingen. In dem etwas düsteren Vorzimmer gab es eine helle Stelle. Es war Frau Idas Gesicht, das in hellem Glanze leuchtete. Von innen heraus, wie die Gesichter der Madonnen auf alten Bildern.

„Ich bringe Ihnen ..." begann sie, aber sie konnte vor Aufregung nicht weiter sprechen.

„Ich freue mich sehr ..." begann sie noch einmal, „ich freue mich sehr, daß gerade Sie ... weil ich doch weiß, daß Sie ein Kunstfreund sind ... und etwas von solchen Dingen verstehen ... und darum bin ich selbst gekommen ..."

Beim Anblick der Rolle auf der Schulter des Burschen und dem erleuchteten Gesicht der Frau kam mir — jetzt erst — die Ahnung, was mir vom Schicksal zugedacht war. „Sie wollen doch nicht sagen ..." fragte ich.

„Ja ... Sie haben ihn gewonnen. Sie haben doch Nummer 115 ... Ich glaube mich zu erinnern, daß ich Ihnen Nummer 115 gegeben habe."

„Ich ... ich weiß wirklich nicht ... ich kann mich durchaus nicht ... ich glaube, ich habe den Zettel nicht mehr."

„Vielleicht in der Börse ... sehen Sie nach, ich bitte. Ich kann mich erinnern, daß ihn der Herr Doktor in die Börse geschoben haben."

„So — wirklich. Nun ... wir werden ja sehen." Und langsam zog ich meine Börse, mit dem inbrünstigen Gebet, daß das Los inzwischen verschwunden sein möchte. Als ob mir das etwas geholfen hätte! Ich weiß heute, daß mir der Teppich von höheren Gewalten geschickt war, als Strafe für so manchen leichtsinnigen Zweifel an ihrer Existenz. Der Zettel war da. Ich entfaltete ihn und las die Nummer ab: 115.

„Sehen Sie ..." sagte Frau Ida triumphierend ... „Sie haben ihn gewonnen."

Mir kam ein letzter Rettungsgedanke wie ein Blitz: „Hören Sie ... ich kann den Teppich aber nicht annehmen. So gerne ich ihn hätte. Aber Sie haben bei der Sache Schaden gehabt; nehmen Sie ihn wieder mit." Ich wußte ja nichts davon, was Frau Ida dem Polizeikommissär geantwortet hatte, sonst hätte ich auch diesen letzten Widerstand nicht gewagt.

Sie trat einen Schritt zurück, mit dem Ausdruck auf dem Gesicht: was denken Sie eigentlich von mir. „Nein," sagte sie mit unvermuteter Energie, „Sie haben ihn gewonnen, und er gehört Ihnen."

„Aber ..."

„Nein ... ich bitte ... Sie beleidigen mich ... er gehört Ihnen.“

Auf einen Wink von Frau Ida rollte der Teppich von den Schultern des Burschen und blieb mitten im Vorzimmer liegen, eine dicke, träge, anspruchsvolle Schlange. Frau Hummer-Netopil ging, und der Bursche folgte ihr, nachdem er sich noch einige Male zögernd in der Türe herumgedreht hatte. Erst eine halbe Stunde später erinnerte ich mich, daß ich ihr nicht gedankt und vergessen hatte, dem Burschen ein Trinkgeld zu geben.

* * *

Es gibt viele stille Winkel in Bodenkammern und abseitigen Gemächern. Ich war noch nicht darüber im reinen, welchen von ihnen ich dem Scheusal anweisen sollte, das mir da beschert worden war. Einstweilen ließ ich es in seinem verschnürten Zustand im Badezimmer unterbringen. Als ich aber am nächsten Morgen den Weg ins Amt antreten wollte und die Türe öffnete, stand ich Frau Hummer-Netopil gegenüber, die mit der Hand an der Klingel eben im Begriff schien, Einlaß zu begehren.

„Ich komme,“ sagte sie mit einiger Verlegenheit auf meine stumme Frage, „um mir den Teppich anzusehen.“

„Ich habe keine Zeit,“ antwortete ich etwas unsanft, „ich muß fort ...“

Eine Weile trabte sie schweigend neben mir her: „Wann darf ich mir den Teppich ansehen kommen? ... ich möchte gerne sehen, wie er sich neben Ihren Möbeln ... wann darf ich kommen ...?“

„Morgen!“ schrie ich und beschleunigte meine Schritte, so daß sie bald hinter mir zurückblieb.

Und sie kam am nächsten Tag, kam wirklich. Ich hatte den Teppich in einem Hofzimmer aufhängen lassen, zwischen zwei Kasten, an eine Stelle, wo man ihn leicht wieder abnehmen konnte, denn ich war entschlossen, ihn zu töten, abzuschlachten, zu vernichten, sobald Frau Ida sich entfernt haben würde. Sie trat vor den Teppich, mit einer sanftmütigen Gebärde der Hände, die zueinander strebten, als wollten sie sich falten. Ihr Kopf war geneigt; in Dresden stehen die Leute so vor der Sixtinischen Madonna, nachdem sie sich überzeugt haben, daß sie im Baedeker wirklich zwei Sterne hat. Ihre Haltung war der Ausdruck vollkommenster Andacht. Als sie sich nach einer Viertelstunde mir wieder zuwandte, sah ich, daß ihre Augen vor Rührung feucht waren.

„Ich danke Ihnen,“ sagte sie, und es war, als danke sie für die Aufnahme eines lebenden Wesens, das man sehr lieb hat und das man bei fremden Leuten gut aufgehoben findet. Und zögernd setzte sie hinzu: „... Und dürfte ich ... wann dürfte ich wiederkommen ...?“

Als ich sie so vor mir sah, mit der ganzen unerfüllten Sehnsucht an diesem Scheusal hängend, da fühlte ich erst, wie schwach ich war. Ich überlasse es stärkeren Geistern, sich auszudenken, was sie getan und gesagt hätten. Ich konnte nicht anders, als ihr gestatten, bisweilen wiederzukommen.

Ich will nicht sagen, daß ich mich nachher nicht geärgert hätte. Es gab sogar einen Augenblick, in dem ich fest entschlossen war, meinem ersten Impuls zu folgen, mein Scheusal mit Petroleum zu übergießen und anzuzünden. Einerlei, ob daraus ein Zimmerbrand entstand oder nicht. Das war, als die Witze meiner Freunde jene Grenze überstiegen, bis zu der es ein gelassenes Gemüt auszuhalten vermag. Ich bin sonst ziemlich normal nach oben und unten und gebe wenig Anlaß zu Bonmots. Um so freudiger ergriffen meine Freunde die Gelegenheit, mich in meinen Teppich einzuwickeln — bildlich gesprochen, natürlich! Aber, als man aufbrachte, ich müsse zu Frau Hummer-Netopil in engeren Beziehungen stehen, und mein Widerstreben gegen den Teppich sei nichts als eine letzte Zuckung meines im Meer der Liebe ertränkten ästhetischen Gewissens — damals, ja damals hielt ich bereits die Petroleumkanne gerade oberhalb des Brotfruchtbaumes in den gestickten Tropenhimmel. Aber da sah ich zwei vor Rührung feuchte Augen ...

Ich habe den Teppich nicht angezündet.

Meine Wohnung hat für mich seitdem ein Zimmer weniger. Und an jedem Donnerstag, pünktlich um vier Uhr, kommt Frau Hummer-Netopil zur Andacht.

Aber ich bin niemals zu Haus, wenn sie kommt.

Digitized by Google

Von der Faulheit.

Von Eduard Heyck.

Gewiß erinnern sich auch noch andere Leser dieser Blätter, wie vor zwei oder drei Jahren um die Osterzeit an der Bildsäule Ottos des Faulen in der Berliner Siegesallee ein Kränzlein niedergelegt gefunden wurde. Ein kleines Schulmädchen mit nachdenklichen Augen hatte ihn gebracht und hingelegt, — am Tage nach der Austeilung der Schulzeugnisse irgendwo in einer „besseren“ Schule.

An dieses unbekannte kleine Schulmädchen denke ich zuweilen. Ich stelle mir vor, was für ein Menschenkind sie sein wird, wenn ihre belobteren Mitschülerinnen gebildete Normalgattinnen und Premièrenbesucherinnen geworden sein werden. Ich denke namentlich an sie, wenn ich im gemischten Teil der Zeitung den „Unfreiwilligen Humor aus der Schule“ lese.

Denn diese Art, die Leser zu unterhalten, reizt mich längst zum Widerspruch und zur Entrüstung. Nicht bloß Lehrer stellen die ihnen anvertrauten Kinder auf solche Weise öffentlich vor unbekannten Menschen bloß — was auch dann, wenn es die Kinder nicht erfahren sollten, ein Mangel an Herzenstakt bleibt —, sondern sogar die eigenen Eltern äffen es schon nach. Gar nicht zu reden davon, daß das eigentlich Dumme in diesen Anekdoten aus der Schule fast immer die Frage ist, die der lehrende Teil getan hat. Die Frage wird ungeschickt gestellt, und die trotzdem von einem der Kinder gefundene Antwort, die dann natürlich irgendwie fein oder verzwickt gedacht sein muß, versteht abermals der lehrende Teil nicht, sondern schickt sie an die gebildete Zeitung ein. Selbstverständlich werden von den Kindern auch viele dumme Antworten gegeben. Aber die eignen sich sehr selten zum „unfreiwilligen Humor aus der Schule“.

Neuerdings interessiere ich mich für Otto den Faulen in der Siegesallee. Ich kannte sie, die Siegesallee, wenig. Ich sah sie immer nur, wenn ich einmal im Jahre zum Lehrter Bahnhof komme. Da hat man dann keine Zeit. Ich schritt — oder taxameterte — nur sozusagen die Front ab. Mein Verhältnis zu ihr war also „Impression“, was bekanntlich der Gipfel des Kunstgenusses ist. Sie mußte auf die Gefühle jenes ironischen Oberlehrers hinauskommen, der seinen Schülern den Aufsatz „Über die Beinstellung der Hohenzollern“ aufgab.

Seit dem kleinen Mädchen habe ich mir die weißen, allzuweißen Statuen einzeln angesehen. (Einmal bei Tage und einmal der Gerechtigkeit wegen im Mondschein.) Und Otto der Faule ist mein Freund geworden. Unter diesen marmelsteinernen Tertianeraufsätzen, die ich nicht zu korrigieren brauche, wirkt er wie ein Mensch. Hier steht einmal keine gefrorene Kostümmaske und furrt kein taubes Pathos; diesen Marmormann liest man, bei ihm fängt man an zu denken.

... Faulheit, wie hundertmal von gelehrten Leuten nachgewiesen worden, ist bei allen Lebewesen das Primäre, das Natürliche. Es muß erst etwas Zwingendes hinzukommen, was sie in Bewegung setzt, was sie fleißig macht — von der Blutgier der Spinne bis zum verfeinerten Glücksbegriff des Kulturmenschen. Aber nicht bloß die Naturwesen und Naturmenschen sind in der Seele faul, sondern die Faulheit geht noch weit in die Kultur hinein. Allerdings auf sehr verschiedene Arten kann man faul sein.

Ein prachtvolles Stück Natur, dieser Otto der Faule. Dieses animalische Gesicht, die Nase, die Kiefern! Und dennoch steckt der angeborene Stand, steckt Bildung und Tüchtigkeit von Vorfahren darin — Kultur, die nun nicht mehr mag. Vornehmheit, die bloß noch als dumpfe Ironie mittut, als anonymer Hochmut, der sich nicht mal die Mühe mit sich selbst gibt. Zeiten, wo ganze Traditionen zu Ende gehen, haben diese Typen viel. Und so eine war das Spätmittelalter, wohin Otto der Faule gehört. Die Zeichner der Karikaturenblätter müssen neidisch sein auf diesen Kopf.

Das ist die Faulheit der Degeneration, der nichts mehr imponiert, die nichts mehr herumreißt. ‚Weiß nicht, was der Lausekerl in Prag, der Karl IV., mit der Mark Brandenburg will — Na, meinetwegen, hab' nichts dagegen‘.

Eine andere Faulheit ist die genau umgekehrte, die phantasievolle, jugendliche. Sie mag darum nicht, weil sie noch nicht hinein kann in den Alltag, ins Pflichtenjoch, sie hängt noch mit allen Fasern in der Sehnsucht, in der naiven Ziellosigkeit fest.

Sie ist im Grunde also gar nicht die Faulheit, sondern die ist nur ihr Aschenbrödelkleid. Denn wenn sie schön ist, ist sie die Königstochter selber, die Verträumtheit, die romantische Poesie. Sie ist es vielleicht, die in dem kleinen Mädchen war, welches Otto dem Faulen sein Kränzlein an den Sockel legte. Der es im Grunde zwar durchaus nicht verdiente — aber solche junge Verträumtheit sieht eben die Welt nach sich. Auch im deutschen Märchen lebt die jugendliche Faulheit, und das Märchen wird sich ihrer zuweilen sogar bewußt. Zum Beispiel in der Erzählung von den drei um die Wette faulen Söhnen, von denen der Faulste in voller Symbolik der Erbe wird. Und in

Digitized by Google

der leider lehrhaft vernüchterten Erzählung vom Schlaraffenland, dieser köstlichen deutschen Ausgestaltung des uralt naiven Völkertraumes von den Phäaken und den seligen Inseln. Wer hat Hermann Allmers gekannt? Der war einer dieser Art, das selige Kind mit den achtzig Jahren, mit der kerntüchtig ungestümen Reckengestalt und dem niemals alternden Schönheitsdürsten — der hatte auch dieses Verweilen, die wundersamen Schlendertage im Schönsten; der hat sie gekannt, die Faulheit der Märchenkinder, die lauschend andächtige Stille, das große Schweigen —

Und schöne weiße Wolken ziehn dahin
Durchs tiefe Blau, wie schöne, stille Träume; —
Mir ist, als ob ich längst gestorben bin
Und ziehe selig mit durch ew'ge Räume.

Es gibt ganze Völker von dieser träumenden Kinderpoesie. Freilich es gibt auch den unerbittlichen Kampf ums Dasein auf der immer kleiner werdenden Erde, und wenn diese Völker nicht zugleich die stolzen starken Knochen, die friesische Kraft der Hermann Allmers-Naturen haben, so müssen sie früher oder später an ihrer Kindlichkeit zugrunde gehen. Blumenhaft poetische Völker hat es gegeben, die gar nichts taten, als nur gerade so viel einsogen, daß sie lebten, wie die Blume auch, und sie waren in ihrer Kulturlosigkeit nicht häßlich, waren rein und freundlich und gut. So sah Chamisso das noch von keinem Europäer getrübte Dasein der Südseeinsulaner auf den Marschallinseln und Karolinen, so haben andere, zuletzt Pierre Loti, die Otaheitier geschildert. So waren auch, nur daß sie nicht auf seligen Sonneneilanden, sondern im Po-Lande, in Süddeutschland, Frankreich, Britannien wohnten, die Kelten, die in all ihrem ausgedehnten Volksbesitz von den Römern, dann von den Germanen enteignet wurden. Das ganze Mittelalter hat literarisch von den Keltensagen, den Artus- und Merlinpoesien gelebt und hat sie höfisch über die kraftvoll epischen Reckenstoffe der Germanen erhöht; noch die letzten heutigen der Kelten, in Schottlands verregneten Bergen und auf Irlands armen Klippengesteinen und Mooren, sind das träumerisch genügsamste, weichste Volk, das Volk der poetischsten Lieder und Melodien, welches Europa kennt.

Und das ist die größte Frage Europas heute: welchen Weg wird das Slawentum gehen? Wird es die Entwicklung der Germanen nehmen, die von Hause aus nicht minder träumerisch, phantasievoll, musikalisch, liebenswürdig und demütig dienstbereit waren, als Kelten und Slawen, ihre nächsten Verwandten, aber die sich gerade noch zur rechten Zeit aufrafften und ihre Knochen zusammennahmen, im Teutoburger Walde und seitdem, und die etwas wurden in der Menschheit? Oder — wird auch an den Slawen sich das Keltengeschick erfüllen? Auf Rußland kommt es an; denn die Polen und Südslawen hat ja das preußische und österreichische Deutschtum schon aufgerüttelt und erzogen. Seit man bei uns viel Turgenjew und Gorki liest, ist es ja nicht mehr nötig, von dieser — oft mit seelischer Feinheit verbundenen — Indolenz des echten slawischen Russen, von diesem Hange zum weichen Klagen, zum melancholischen Nachdenken, zur Selbsthinopferung, nur nicht zum ernsten Handeln, ausführlicher zu sprechen. Sonst müßte man etwa das alte Geschichtlein wieder nacherzählen, wie der Bauer dem Händler klagt, daß ihm ein Paar Zobel Nacht für Nacht die Fische aus dem Teiche hole. „Aber so fange sie doch!" — „Warum soll ich sie fangen? Ich brauche sie nicht. Ich habe keine Schulden." — „Hier hast Du ein Pfund Tabak. Hast Du Geld?" — „Nein, ich habe keines." Nun wird der Bauer gehen müssen und die Zobel fangen.

— Aber das Reich der Faulheiten ist immer noch größer, viel größer, als der Menschenfreund sich in der Regel klar macht. Da sind diejenigen, die eigentlich nicht dafür gelten, die gemäßigten Faulheiten, die des juste milieu, die spießbürgerlichen. Sie sind die verbreitetsten und wohlgefälligsten, um sie ist der Nimbus der Ehrbarkeit, der Verdienstlichkeit, um sie sind Ansehn und Ruhm.

Lessing spricht einmal von der gelehrten Beschäftigung mit Wortdeutungen, mit etymologischen Studien. Das ist so eine bequeme Selbstzufriedenheit. „Der Geist ist dabei in einer so faulen Tätigkeit." Man kommt sich so geschäftig vor und steht dabei so geruhig still, das echtere Leben ruht aus. Lessing gehört ja überhaupt zu unseren am wenigsten schon zu Ende begriffenen Schriftstellern.

Aber längst nicht bloß bei den etymologischen Studien, die an sich auch der Verfasser dieser Zeilen zu schätzen weiß, findet sich diese stillständige Geschäftigkeit, nicht bei der Philologie allein. Das Lessingsche Wort trifft für die ganzen breiten Landsknechtshaufen aller sogenannten Geisteswissenschaften zu. Sie sind so fleißig, diese Bücherkäfer und Borkenkäfer, Bostrichus typographus. Gewissenhaft sind die Körperteile an der Schreibtischarbeit, oft sogar der Kopf. Nur der Geist, der Mensch, hat wenig davon. Er bleibt so ruhig stehen oder kreiselt im allerengsten Raum um seine kleine Petroleumsonne. Und vollends die Seele — bewegt denn sie sich, was hat sie Neues geschaut, was brachte sie aus all jener Geschäftigkeit dem wahrhaften Leben noch zu?

Nun können nicht alle Gelehrte werden, es müssen auch Juristen sein und Leute, die uns regieren. Ja, lieber Lessing, du fändest wohl auch da deinen Geist des Etymologisierens, der sich so geschäftig vorkommt und der die Seele, den inneren Menschen so geruhig still stehen läßt. Bis zu welchen Jahren regt sich denn ein eigneres, junges Leben in vielen dieser Menschen? Als man das Examen machte, da trieb man zuletzt das innere Schwungrad mit einiger Selbstanstrengung an. Seitdem aber läuft es so viel

bequemer unter dem ledernen Treibriemen. Der feine Jean Paul vergleicht einmal die Bureaukratie einem Fischkasten — alle diese scharfen Hechte und fetten Karpfen meinen gewichtig, daß sie schwimmen, und dabei ist es doch nur noch der enge hölzerne Kasten, der mit ihnen schwimmt.

Nun soll aber niemand denken, unsere Beobachtung sei vornehmlich an den gelehrten und bureaukratischen Ständen gemacht. Diese sind nur genannt, weil sie die ausgezeichnetsten sind. Es kann jemand der emsigste, erfolgreichste Kaufmann sein und kann in seinem inneren Menschen stillstehen, wie ein fauliger Sumpf. Es kann jemand unentwegt vom Fortschritt der Menschheit reden und nicht wissen, daß im trägsten Troß er selber noch zu den Lahmen gehört.

— Wir berührten es schon: auch die Völker sind faul von Natur. Und sie bleiben es um so sicherer, je leichter ihnen die Lebensbedingungen sind. Kein Volk ist je etwas geworden, das nur die Hand nach der Banane oder der Brotfrucht auszustrecken braucht. Müssen erzieht sie: Arbeit, um nicht zu hungern, harter, karger, sandiger Boden, Kampf und wilder Krieg und beständige Gefahr. Und der starke, schöne Sohn der lieben Not ist dann: der Wille. Zuerst in Einzelnen im Volke, aus der Herde, kommt dieser Wille auf. Und von da aus, von den Herrennaturen, von den Despoten her, mit denen es immer anfängt, erzieht der Wille die anderen zu sich heran. Das ist lange, lange, mühselige Arbeit, und viel von dieser Erziehung muß immer noch wieder mit dem Krückstock getan werden, wie es Friedrich Wilhelm I. und Friedrich der Große hielten, oder, wie es bei den alten Römern geschah, durch der Paragraphen Herzenshärtigkeit. Aber allmählich, ganz allmählich wird zum Inhalt eines ganzen Volkes anstatt der Faulheit — anstatt des dürftigen Selbstgenügens und der allzu billig schönen Reichtümer der Phantasie — der positive und schöpferische, als Pflicht verstandene Wille. Das ist der Weg in die geschichtliche Kultur. Maßstab einer Kultur, ob sie etwas taugt, ist immer dieser selbstverständlich gewordene Wille und das Maß seiner Verbreitung in sämtlichen Zugehörigen. Der größte Frevel, den man den Deutschen in die Ohren bläst, ist: daß der Selbstwille einer Nation kulturwidrig sei. Kein anderes Volk ließe sich das vorschwatzen. Aber wir Deutsche sind eben noch jung und noch leichtgläubig, nur wenigen im Verhältnis ist die Hoheit des echten, starken, durchs Leben rastlosen und andere mitzwingenden Willens schon bewußt. Eines Willens, der drum die poetischen Güter der schönen Faulheit nicht zu verlieren braucht, sondern auch sie erst richtig erwerben wird, um sie wertvoller zu besitzen. Im Willen sollten wir von anderen Völkern lernen. Er erhält die Völker, keines wird verderben, nur weil es alt ist. Dafür haben wir das nächste Beispiel in den Juden, da diese unter uns leben.

Jahrtausende liegen zurück, seitdem die „Weisheit" und die „Sprüche Salomos" unermüdlich von der Faulheit und wider sie lehrten — ein Zeichen, daß das Israelitentum damals im Begriff war, diese alte Naturvolkmitgift mit Bewußtsein abzustreifen. Kein Volk, das uns nahe ist, ist so bis in den letzten Mann, den heranwachsenden Knaben schon von der Trägheit, von dem bloßen Beharren befreit. Nirgends kämpft und müht und arbeitet ein ganzer Volkskomplex sich so durch das Zusammenwirken, das ineinandergreifende Tätigsein aller großen und kleinsten Teile vorwärts und voran. Man wird ja nicht verstehen, daß die meisten Ideale dieser heimatlosen Emsigkeit auch die unseren sein sollen. Aber ihre Bewußtheit, die zwingende Willensethik in ihr, und die dadurch ausgeübte Bestimmungsgewalt, das ist es, was wir, anstatt dumm zu spötteln oder zu jammern, von diesem Volke lernen sollten — das keine Mark Brandenburg einfach wieder schießen lassen und keinen Otto den Faulen hervorbringen wird.

Aber auch England würde kein Südwestafrika, kein Riesenland der Zukunft mit Triften und Äckern und Schätzen der Erde und zur Kulturarbeit zwingendem Sand, einfach schießen lassen, bloß wegen — ja warum überhaupt eigentlich? England ist heute das willenserzogenste Volk von den europäischen, und daher ist es das politisch größte, wie es das in Kulturdingen durchgebildetste ist. Wir Deutsche erreichen England jetzt durch die wirtschaftliche Emsigkeit, die materielle, die immer die erste Stufe in der Überwindung der angeborenen Lässigkeit ist. Und die anderen Stufen werden, müssen wir auch erreichen, die letzten, für die uns England Vorbild sein kann. Wir müssen nicht nur dahin uns erheben, daß wir das nationale Ganze, zu dem wir einmal gehören, jeder einzelne mit allen unseren Kräften voranbringen, sondern wir müssen zugleich diese Kräfte selbst veredeln. All sein Reichtum und all seine Macht ehren England nicht so, als daß der echte tüchtige Engländer einen persönlichen Schmerz empfindet, wenn es ein Engländer war, der etwas Infames oder Feiges tun konnte. Auf dem ethischen Gebiete, nicht im selbstbegnügten Geldmachen, da liegen die höchsten Ziele der Wegerziehung und Befreiung von der Indolenz, der Schlaffheit, der angeborenen Faulheit, jene Befreiung von ihr, die mit dem Aufstieg der Nationen identisch ist.

Der Schmerz.
Holzskulptur von Otto Rieſch.

Digitized by Google

Abb. 1. Blick auf Capri vom Monte Solaro.

Capri und seine Grotten. Von Dr. M. Wilhelm Meyer.

Mit Gemälden von Curt Agthe und Goffredo Sinibaldi.

Es geht die Sage, daß es Gottvater, als er das Paradies ins Meer versinken ließ, leid tat um so viel Schönheit und er einen Teil davon über den blauen Wogen festhielt und weiter schwimmen ließ über die Weltmeere, bis er an einem Felsenriffe hängen blieb. Dies Stück Paradies ist Capri.

Die Sonne hat nun einen vollen Kreis vollendet, seit ich auf diesem Felsenstücke sitze, das in seiner größten Ausdehnung nicht mehr als 6 km mißt, und es mußte schon der Vesuv einen seiner größten Ausbrüche loslassen, damit ich inzwischen ein paarmal von dieser kleinen Scholle fortgezogen wurde; bis zum Vesuv, nicht weiter. Und vorher irrte ich so unstet in der Welt umher, ihre schönsten, interessantesten, lehrreichsten Landschaften aufzusuchen! Dort oben am polnahen Spitzbergen war ich und unten in der Libyschen Wüste, dann wieder drüben im Felsengebirge, wo die kochenden Springbrunnen turmhoch emporbrausen, und unter den Riesenbäumen Kaliforniens.

Abb. 2. Der Autor in seinem Garten der Villa Mercedes auf Capri.

Seit mehr als zwei Jahrtausenden preist man die Schönheit Capris. Römische Kaiser, die die ganze Welt besaßen, fanden keinen schöneren Fleck, um Seele und Leib von schweren Sorgen auszuruhen. Nicht nur der finstere Tiberius, den wohl nur die Unnahbarkeit

ihrer Felſenufer an die Inſel feſſelte, wo er ſich vor ſeinen Feinden ſicher wußte, auch der edle Auguſtus wohnte hier und verlebte glückliche Tage. Nicht ſo wie Tiberius, der an den höchſten und unzugänglichſten Stellen der Inſel ſeine feſtungsartigen Villen baute, — Auguſtus hatte für ſeine Villa Julia wirklich die allerſchönſte Stelle auf der ſchönſten Inſel der Welt ausgewählt. Gerade an dieſer Stelle ſteht heute wieder ein Haus, und in dieſem Hauſe wohne ich.

Darf ich den Leſer einladen, mich dort zu beſuchen und mit mir einen Rundgang durch die Inſel zu machen, auf dem wir trachten wollen, ihre Natur zu erkennen und wie wohl alle ihre Fels- und Grottenwunder geworden ſein mögen? Wir werden dabei auch ein Stück allgemeiner Erdgeſchichte kennen lernen.

Zunächſt muß ſich der Leſer orientieren, und da iſt es am beſten, wir gehen gleich auf den höchſten Punkt der Inſel, den 585 m hohen Monte Solaro (Abb. 1). Von ihm aus überblicken wir auf unſerm Bilde nur ein Drittel von ihr, mit dem 450 m unter uns liegenden Städtchen Capri. Das weite Hochplateau von Anacapri liegt hinter unſerm Rücken. Es iſt mit fruchtbaren Feldern und Ölwaldungen überdeckt und für uns, bis auf ſeine Weſtküſte, die wir noch beſuchen werden, nicht ſo intereſſant wie dieſer kleinere Teil der niedrigeren Oſtſeite. Die nach Südoſten langſam anſteigende Felsplatte wird überragt von vier iſolierten Gipfeln, die daraus gleich Inſeln aufſteigen, und wie

Abb. 3. Vegetationsbild aus dem Garten der Villa Mercedes.

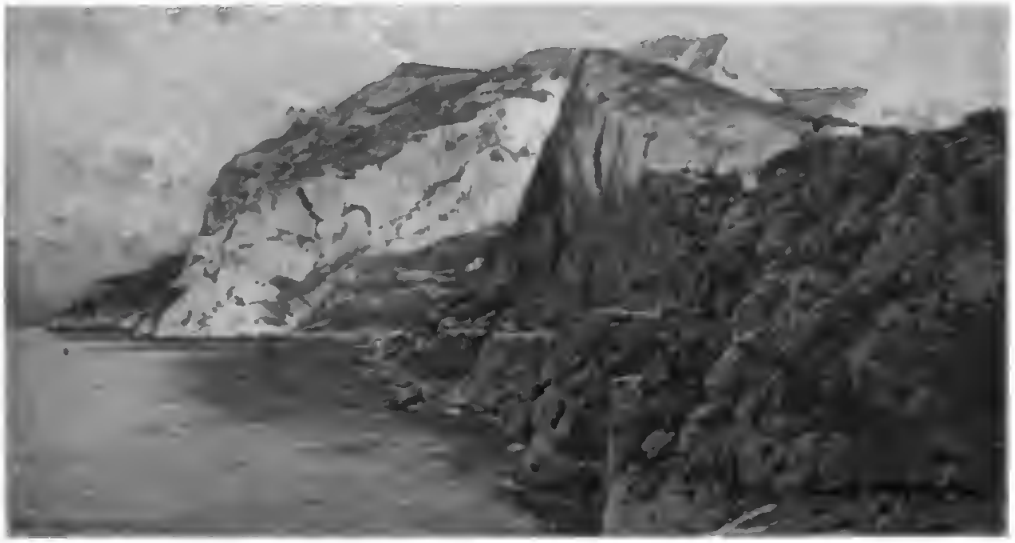


Abb. 4. Blick auf das Südweſtufer der Inſel.

wir noch ſehen werden, einſtmals auch wirklich voneinander getrennte Inſeln waren. Die höchſte von ihnen, von uns am weiteſten entfernt, iſt der Tiberiusfels, 340 m hoch, faſt ſenkrecht ins Meer abfallend. Ihm gegenüber ſehen wir die Sorrentiner Halbinſel herüberſchimmern, von der die Inſel nur durch eine ſchmale Meeresſtraße getrennt iſt. Auf der Nordſeite, links, weiter nach vorn, erhebt ſich der Hügel von St. Michele. Seine Kuppe, von einer Feſtungsruine aus der Franzoſenzeit gekrönt, wölbt ſich noch ziemlich unverſehrt nach allen Seiten gleichmäßig ab. Zwiſchen ihm und dem Caſtilloneſelſen auf der Südſeite, gleichfalls von einer Ruine überragt, liegt das Städtchen in einer ſanften Mulde eingebettet. Der Caſtilloneſelſen aber iſt auf der Meerſeite zur Hälfte abgeriſſen und ins Meer geſtürzt. Gehen wir nun am Rande dieſes Südabſturzes der Inſel wieder hinab nach Oſten zu, ſo begegnen wir einem einſam hart am Felshang 65 m überm Meere gelegenen Hauſe. Das iſt unſere Villa Mercedes, der Ort der alten Villa Julia (Abb. 24). Wieder emporſteigend am Rande des Uferabhangs ſehen wir ein anderes Haus, das iſt die allen Reiſenden wohl bekannte Punta Tragara, zu der von der Stadt die Hauptpromenade führt, wo man die berühmten Faraglioni (Abb. 23), die Felſenwächter von Capri bewundert und in der Winters- und Frühlingsſaiſon die Sonne untergehen ſieht. Über dieſem Punkte erhebt ſich der vierte Flügel, der Telegrafo, mit einer Seebeobachtungsſtation.

Die Leſer kennen nun unſern Verſammlungsort.

Von keinem andern Punkte der Inſel tritt die ungewöhnliche Vielſeitigkeit der landſchaftlichen Reize ſo vor Augen. Unter Ölbäumen, zwiſchen Feigenkaktusſtauden und Weinranken hindurch treten wir in die Eingangspforte, umſpielt von flimmernden Sonnenreflexen. Rückblickend grüßt uns durch die Ölbäume unſeres Gartens Capri, überragt von der Burg von St. Michele (Abb. 3). Nur üppige Vegetation, ſanfte Ölberge, friedliche Häuſer, freudiges, friſches Grün der Weingärten, nichts mehr von der ſchroffen, ſtrengen Felsnatur, nichts vom weiten Meere, ein Idyll! Nun bitte ich hinaus auf die Terraſſe am Meer zu treten. Wir blicken nach Südweſten (Abb. 4). Eine herrlich gegliederte Felſenküſte ſteht vor uns. Das ſchroffe Riff des Caſtillone hebt ſich machtvoll ab. Hinter ihm dehnt ſich der ſteile Abhang des Plateaus von Anacapri, mit dem Monte Solaro, da, wo der hausartige Ruinenreſt ſteht. Unten ſehen wir die Bucht der Piccola Marina vor der ſchmalen Felſenzunge, wo ein Haus und etwas darüber eine Kapelle ſteht. Fühlten wir uns vorhin, als wir landeinwärts ſchauten, als Mitglieder der

Abb. 5. Der Polyphem.

kleinen, immer fröhlichen Gemeinde von Capri, als Menſchen unter Menſchen, ſo können wir uns nun, umgeben von einer großartigen Felsnatur, von der nur aus der Ferne einige Menſchenwohnungen zu uns herüberſchauen, in eine paradieſiſche Einſamkeit verſetzen. Völlig weltentrückt aber ſind wir, wenn wir uns noch ein wenig mehr nach Süden kehren, denn wir ſehen dann nur noch Meer und Himmel, allein unterbrochen von den Säulen der Terraſſenbrüſtung: Wir ſtehen auf einem kosmiſchen Standpunkt, wo die ganze Erde nur noch durch die Linie des Horizontes unſern Sinnen wahrnehmbar iſt. Von feierlicher Größe iſt das Bild am Abend, wenn der Himmel ſich mit Sternen überſäet hat, und die leuchtenden Wolken der Milchſtraße ihre Sonnenbrücke ziehn vom Horizonte her, der durch keine Dünſte getrübt iſt, bis in die Unendlichkeit des Weltgebäudes hin. In den Auguſttagen ſahen wir viele Sterne niedergehen, die glühenden Tränen des Laurentius. Sie ſchienen bis ins Meer zu fallen, und ſeltſam, es war, als ſchwämmen ſie nun von der Grenze zwiſchen Himmel und Erde auf den dunklen Wogen zu uns her. Ein Firmament von Sternen breitete ſich nun auch da unten: Hunderte von Fiſcherbarken. Nur das leiſe Brauſen der Brandung zu meinen Füßen erinnerte daran, daß ich nicht völlig im Weltenraume unter den Sternen ſchwebe.

Wir kehren zur Erde zurück. Wenn man in der Stimmung iſt, ganz umblüht,

Abb. 6. Der Eingang zur Mithrasgrotte.

her verdorren? Das hatte ich auch gemeint, und die guten Freunde, die überall in den „Sommerfrischen" bereits unter der schrecklichen Hitze litten, bedauerten uns brieflich auf das tiefste. Und doch habe ich mich noch in keiner Sommerfrische so wohl gefühlt wie hier. Die Temperatur stieg bei uns am Meere niemals über 30 Zentigrad, während sie sich oben in der Stadt wohl allerdings einige Grade mehr geleistet hat. Nachmittags kommt immer ein frischer Wind von der Nordseite, und die Abende sind herrlich kühl. Und dann: Hier gibt es keine Wächter der öffentlichen Sittlichkeit, die selbst das Kind in der Wiege begut-

ganz umrankt und eng umschlossen zu sein von irdischer Natur, so kann man sich in diese Felsennische des Gartens, die Grotte, zurückziehen, wohin die Sonne nur zur Mittagszeit scheint. Wie läßt sich's hier träumen! Im Frühling war diese Grotte ein einziges Bukett von Blüten, die die Felsen umwucherten. Freilich im Sommer hatten wir fast drei Monate lang keinen Regen mehr gehabt, ausgenommen ein schüchternes Gewitter, das sich vom Festlande zu uns her verlaufen hatte, und da mußten die Blumen verdursten. Ist es da nun nicht unerträglich heiß geworden und mußte nicht alles rings um-

Abb. 7. Der Arco Naturale von der Mithrasgrotte gesehen.

Abb. 8. Der Hauptbogen des Arco Naturale.

achten, ob es wohl vorschriftsmäßig bekleidet sei. Es herrscht hier keinerlei Toilettenzwang, man ist ja auf einem Stück Paradies. Und Gott sei Dank, „kein Mensch“ ist hier. Meine lieben Landsleute ganz besonders, die ja bekanntlich Capri, seit Scheffel ihm die ungeheure Reklame mit seiner Vorrede zum Trompeter gemacht hat, für sich gepachtet zu haben glauben, kommen grundsätzlich nur zur greulichsten Jahreszeit, die Capri überhaupt aufzuweisen hat, zum ersten Frühjahr, und schimpfen natürlich, wenn sie den berühmten blauen Himmel nicht finden. Man erlaube mir, bei dieser Gelegenheit ein Wort über den Wechsel der subtropischen Jahreszeiten zu sagen, über die man bei uns die seltsamsten Ansichten hat.

Zunächst muß man sich nicht vorstellen, daß hier alles erfüllt sei von immergrünen Gewächsen. Wenn man im Winter hierher kommt, findet man ebensoviel kahle Bäume und Sträucher, wie bei uns. An den Stöcken hängen struppig die Weinranken, mit hie und da noch einem braunen Blatt. Die Ölbäume freilich, von denen Capri überdeckt ist, zeigen stets ihr mattes Grün, aber das sieht im Winter, wenn die Sonne nicht silbern auf den feinen Blättern spielt, an dem knorrigen Geäst recht unfreundlich aus. Nur die großen Feigenkaktusse (Opuntien) und die Agaven geben hie und da der Landschaft einen echt südlichen Akzent. Einige Rosenbüsche hängen noch voll Blüten. So etwa sah es zu Weihnachten hier bei uns aus. Es war etwa wie „zu Hause“

Abb. 9. La bella Carolina mit ihrer Schwester, die Tarantella-Tänzerinnen.

in den Märztagen. Der Boden war grün von frischem Gras, und am Wegrande begleiteten uns die Maßliebchen. So blieb es auch noch im Januar: es waren schöne Vorfrühlingsmonate. Wir brauchten nur selten zu heizen; in den Zimmern schwankte die Temperatur zwischen 10 und 15 Zentigrad. Nun aber war im Februar, März und auch noch im größten Teil des April, als es hier wimmelte von Fremden, ganz abscheuliches Wetter. Es stürmte von allen Seiten mit unglaublicher Wut, sintflutartige Regengüsse, fürchterliche Gewitter und Hagelschauer lösten sich ab. Draußen blühten zwar schon seit Anfang des Jahres die Pfirsich- und die Mandelbäume und wollten den Frühling verkünden, aber alle diese Schönheit konnte man nur durch das Fenster bewundern. Das März- und Aprilwetter, das uns zu Hause schon zur Verzweiflung bringt, hatten wir drei bis vier Monate lang. Aber dann kam der Mai, und dessen Schönheit hier ist nicht zu beschreiben. Die Poeten, die zuerst den Mai besungen haben, müssen Südländer gewesen sein. Bei uns ist der Mai doch meist nur eine einzige große Lüge. Alles war wie mit einem Schlage

Abb. 10. Maria.

Abb. 11. Rückblick auf die Tibertushöhe.

überſäet mit Blumen. Von den Gärten her über die Wegmauern quoll es wie rote Ströme herab, gelbe und weiße Margheriten und roter Mohn durchwirkten das friſche Grün des Raſens, hoch ſchoſſen phantaſtiſche Doldenblumen und Kandelaberblüten auf. Es war ganz wunderbar: drei Monate hatte der Frühling vor der Tür geſtanden und uns vor Ungeduld verzweifeln laſſen; jetzt kam er über Nacht. Seitdem blüht immer eine Pflanzenart. Die Roſen blühen zwar im Sommer ab, der Raſen iſt gemäht, und der Boden, der uns den ganzen Winter hindurch mit ſeinem friſchen Grün erfreut hat, iſt völlig kahl und gelb wie bei uns im Winter, wenn kein Schnee liegt. Nicht ein einziges Hälmlein grünt mehr. Dafür iſt das Weinlaub ſo friſch, wie bei uns längſt nicht mehr nach einer ſo langen, regenloſen Zeit, und in den Gärten prangen die Oleanderbäume in ihrem zart duftenden, roten und weißen Blütenſchmucke. Wenn nun der erſte Regen meiſt in den erſten Tagen des September kommt, ſo verwandelt ſich wieder das Bild der Natur. Dann haben wir einen neuen ſchöneren Frühling. Gras und Blumen ſchießen wieder aus dem durſtig das Himmelsnaß einſaugenden Boden, und die Roſen blühen wieder auf. Durch dieſen Wandel charakteriſiert ſich der weſentliche Unterſchied des ſubtropiſchen Jahreszeitenwechſels mit dem

der eigentlichen gemäßigten Zone. Dieses zu verstehen hat ein allgemeineres Interesse, und ich darf wohl deshalb noch ein wenig dabei verweilen.

Wie durch den wechselnden Stand der Sonne bei uns der Kreislauf der Jahreszeiten entstehen muß, ist unmittelbar zu begreifen; ebenso werden wir es verstehen, daß unterm Äquator die Jahreszeiten verschwinden, weil die Sonne im Laufe des Jahres ja nur um einen bestimmten Winkel südlich oder nördlich vom Zenit ihre Mittagshöhe erreicht. Wäre dieser Winkel, die Schiefe der Ekliptik genannt, ein größerer, so daß die Sonne wesentlich tiefer herabsteigen könnte, so würden wir offenbar am Äquator, wo eben der tiefste Sonnenstand zweimal im Jahre stattfindet, auch zwei gleiche Halbjahre haben müssen, der Wechsel des Naturbildes spielte sich immer in einem halben statt in einem ganzen Jahre ab, und etwas ähnliches nehmen wir ja auch in den halbjährlich unter den Tropen wiederkehrenden Regenzeiten wahr. Hier unter den Subtropen vermischen sich nun die beiden Arten des Jahreszeitenwechsels, so daß man hier zwei ungleiche Halbjahre hat; beide haben in ihrer Art ihren Frühling, Sommer und Herbst, während wir für den Winter, um beiden Kreisläufen gerecht zu werden, eine teilweise die Vegetation einschränkende Zeit setzen, die in dem einen Halbjahrskreislaufe durch zu geringe, im andern durch zu große Wärme hervorgerufen wird. Im Winter werfen, wie bei uns, die Laubbäume ihre Blätter ab und schlafen ruhig fast so lange Zeit wie bei uns, wenn auch die Temperatur längst höher gestiegen ist, als die, welche bei uns die Knospen heraustreibt; dagegen gedeihen fröhlich die Krautgewächse und Wiesenblumen, von denen man dann wohl im ersten Winter, den man hier verlebt, meint, sie wären zu immergrünen Gewächsen geworden. Aber sie schlafen dafür im Sommer. Eigenartig machen es in dieser Hinsicht die Wolfsmilchstauden, die hier zu hohen Sträuchern werden. Sie werfen im Sommer ihre Blätter ab und stehen nun da wie winterliche Bäume, aber ihre Stengel sind strotzend voll Saft. Daß dagegen die Laubgewächse unter der Regenlosigkeit so gar nicht leiden, erscheint geradezu wunderbar, um so mehr, als auf Capri keine Quelle, kein rieselndes Bächlein dem Erdreich Feuchtigkeit zuführt. Es gibt zwar zwei Quellen auf der Insel, aber die eine kommt nahe am Meere zutage, die andere sammelt sich im Erdinnern aus den tropfenden Stalaktiten der weißen Grotte. Beide nützen der Vegetation also nichts. Der poröse Kalkstein, aus dem Capri aufgebaut ist, läßt alles Wasser

Abb. 12. Via Krupp.

sogleich in die Tiefe rinnen. Die Bäume, die ihre Wurzeln tiefer schlagen, mögen dort noch im Hochsommer einige Feuchtigkeit finden, aber es scheint mir, als ob sie diese zum größten Teil aus der Luft nähmen, die, überall vom Meere kommend, daran stets reich ist und namentlich in den kühlen Nächten starke Taubildung erzeugt. So grünt und blüht es hier fortwährend und doch in steter Abwechslung. Und die Natur bietet auch das ganze Jahr hindurch immer wieder andere Früchte dar. Den ganzen Winter hat es immer frische Kaktusfeigen gegeben, im Frühjahr kommt die Haupternte der Apfelsinen, dann werden schon im April die so außerordentlich erfrischenden japanischen Mispeln reif, die im November blühten, es also ganz umgekehrt machen, als die andern Obstbäume, indem sie im Herbst blühen und im Frühjahr Früchte tragen, eben auch ein merkwürdiges Beispiel für diese Umkehrung der Jahreszeiten. Die Feigen dagegen tragen des Jahres zweimal. Im Mai kommen wunderbar große Kirschen, dann die Aprikosen und Pfirsiche, später, wenn es am heißesten ist, die überfließend saftigen Melonen, und Ende August schon der Wein. Da der Tisch beständig mit solchen Früchten beladen ist, leiden wir nicht unter dem Wassermangel, der auf Capri allerdings herrscht.

Abb. 13. Torre Saracena.

Ein schönes Beispiel für diesen doppelten Jahreszeitenwechsel bieten auch die lieben Schwalben, die zweimal des Jahres kommen und gehen. Bei dem großen Herbstzuge gen Süden finden es einige, die aus unserer nordischen Heimat kamen, ebenso wie wir so schön auf diesem zauberischen Eiland, daß sie nicht weiterfliegen wollen über das große Meer und es zu ihrer Winterstation wählen. Die aber im Sommer hier geblieben waren, schließen sich den nordischen Wanderern an und gehen nach Afrika hinüber; es ist eine andere größere Art, als die hier überwinternde Schwalbe. Im Frühjahr gehen dann die nordischen Schwalben wieder fort, und die andern kommen.

Wären die Frühjahrs- und Herbststürme nicht, so würde Capri wirklich ein vollkommenes Paradies sein, in dem die Natur das ganze Jahr hindurch ihr Schönstes und ihr Köstlichstes darbietet. Diese Stürme aber konnte sie nicht vermeiden, sie sind notwendig zum Ausgleich der extremen Jahreszeiten auf den beiden Erdhalbkugeln. Die Allmutter sucht es eben all ihren Kindern möglichst angenehm zu machen, aber die Undankbaren sind alle unzufrieden.

Doch von den eigentlichen Wundern Capris, denen seiner Felsnatur, haben wir noch gar nichts gesehen. Wir müssen endlich unsern Spaziergang antreten.

Gehen wir zuerst nach der Punta Tragara hinauf. Wir steigen aber nicht mit dem Strom der Fremden zu den Faraglioni ans Meer hinab, sondern gehen einen schmalen Pfad nach Südosten hin weiter bis zum finstern Polyphem, den unsere Abbildung 5 zeigt. Er befindet sich bereits ein gutes Stück landeinwärts, wie sitzend auf einem mächtigen Felsblock und hinausschauend aufs Meer nach Schiffen, um sie mit Felsen zu bewerfen. Wir können es auf unserm Bilde sehen, wie der Fuß des Kolosses ausgehöhlt ist. Hier grub sich eine Grotte in den Fels, wie sie Capri zu Hunderten aufweist. Am Ufer sehen wir beständig, wie die Brandung solche Grotten aushöhlt. Diese aber, wie viele andere, von denen wir die merkwürdigsten besuchen werden, liegt weit über dem Meeresspiegel. Wir werfen zuerst die Frage auf: hat der einmal soviel höher gestanden?

Auf Ziegenpfaden, stellenweise nicht so ganz ungefährlich, gelangen wir von hier aus zur berühmten Mithrasgrotte, die freilich von der andern Seite leicht zu erreichen ist. Sie liegt in einem der vielen Einschnitte, die das Meer hier auf der Südostseite eingefressen hat, und die das Ufer mit seinen vielfach voreinander geschobenen Felskulissen so ungemein malerisch machen (Abb. 6). Von oben tritt man über antike Treppenstufen durch ein breit gewölbtes Felsentor in die Grotte ein, deren Sohle etwa 60 m überm Meeresspiegel gelegen ist, und deren Wölbung sich 20 m breit und hoch dehnt mit einer Tiefe von etwa 30 m. Es ist eine imposante Felsennische, die sich — doch nicht genau — nach Osten öffnet. Sie war zu einem Tempel des persischen Sonnengottes Mithras ausgebaut. Wir sehen heute noch im Grunde der Grotte eine amphitheatralisch angeordnete Estrade in zwei Stufen, in der Mitte von einer Treppe unterbrochen. Von ihr aus sah man der heiligen Opferhandlung zu.

Steigen wir aus diesem Heiligtume

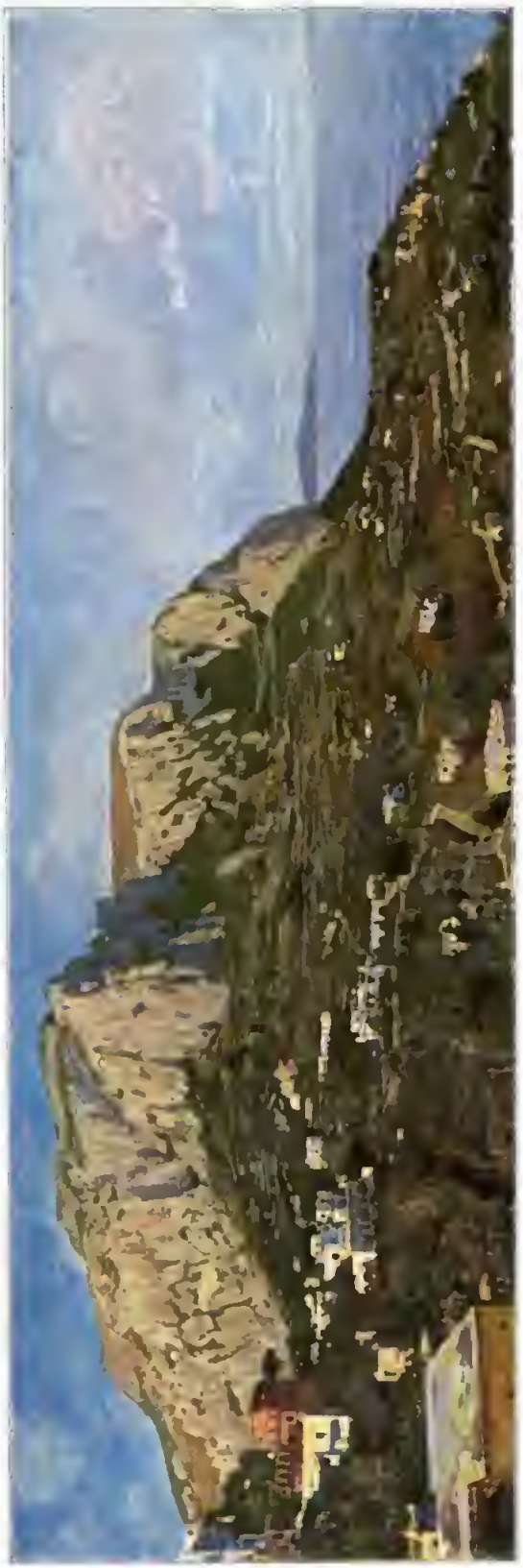


Abb. 14. Aussicht von der Terrasse vor der „Piazza“ auf die Nordwestseite der Insel.

Abb. 15. Eingang zur Grünen Grotte.

wieder empor, so tritt uns von fern das größte Felswunder Capris entgegen, der Arco Naturale (Abb. 7). Ein Turm, der, unten dreifach ausgehöhlt, auf Riesenfüßen steht. Näher tretend zeigt sich der mächtige Triumphbogen von 12 m Spannweite, ein gewaltiger Rahmen für die vielgegliederte Felsenküste, von der er sich losgelöst hat. Wir sehen hier die „Fenster" durchscheinen (Abb. 8). Diese „Fenster" interessieren uns ganz besonders, wenn wir uns nach dem Ursprung dieses Naturwunders fragen, das man, wie kein anderes, für das Werk menschenähnlicher Giganten halten könnte. Auf unserm Bilde 7 sehen wir, wie in der dem Arco Naturale gegenüberliegenden Felswand sich eine Grotte befindet. Zwischen beiden liegt die Fortsetzung eines der großen Einschnitte, die das Meer wie ein Riesenraubtier mit scharfen Zähnen in die Ufer eingefressen hat. Auf unserer Übersichtsabbildung von Capri, Abb. 1, erkennen wir diese Einschnitte sehr deutlich an der gewellten Uferlinie rechts von der Tiberiohöhe. Nehmen wir nun an, daß sich, bevor jener Einschnitt entstanden war, eine Grotte in das Felsenufer eingegraben hatte, deren Öffnung mit einem der Bogen

Abb. 16. Die Grüne Grotte. Ölstudie von Goffredo Sinibaldi.

Abb. 17. Fjordbildung an der Westseite der Insel.

des Arco Naturale zusammenfiel, so mußte eben der Einschnitt den letzteren loslösen, aus einem Grotteneingang einen Bogen machen, und zugleich auch die gegenwärtige Grotte als Rest der tieferen alten zurücklassen. Dies alles aber setzt wieder voraus, daß das brandende Meer einst bis hier oben seine erdumbildende Wirkung geübt haben muß. Und der Arco Naturale liegt noch wesentlich höher als die Mithrasgrotte, 100 bis 120 m wird seine Höhe überm Meere betragen. Die Fenster deuten dann an, daß das Meeresniveau nicht gleichmäßig tiefer sank, sondern stufenweise, indem es zeitweilig ungefähr auf gleicher Höhe blieb, um die Grotten, beziehungsweise ein Fenster auszuarbeiten, dann aber schnell tiefer sank, wobei es keine Zeit hatte, die Zwischenwände mit wegzunehmen, welche die Fenster trennen. Andere Felswunder von Capri werden diese Ansicht bestätigen, wie denn an den Ufern noch viele, wenn auch nicht so großartige Bögen vorkommen.

Aber wir müssen weiter wandern. Wir wollen zum „Tiberio“ hinauf, der Ostspitze der Insel. Darf ich in der Eile den Leser mit diesen beiden Capreserinnen bekannt machen, denen wir gerade be-

gegnen? Wenn man soviel von den Blumen Capris spricht, darf man diese doch nicht ganz vergessen. Ein schweres Schaff voll Wasser trägt die eine lächelnd auf dem Kopf. Es ist ja bekannt, wie hier die Frauen die schwersten Lasten auf diese Weise tragen und wie graziös doch dabei ihr ganzes Wesen bleibt. Diese beiden sind ein besonderes Beispiel dafür (Abb. 9). Es sind gegenwärtig die besten Tarantellatänzerinnen von Capri, nachdem die berühmte „bella Carmelita" nun doch schon ein wenig zu ältlich geworden ist.

Noch ein anderes liebes Gesichtchen darf ich hier wohl zeigen? Wieviel Sonnenschein leuchtet aus den schwarzen Augen! (Abb. 10.)

Seltsame Kontraste, die dieses Capri vereinigt! Treten wir aus dem weißen Häuschen, wo wir uns eben an soviel Grazie, soviel Lebensfreude ergötzt haben, so stehen wir nach wenigen Schritten an einer Stelle, die die finstersten Erinnerungen weckt, dem Salto di Tiberio, einem Felsvorsprung, 300 m fast senkrecht überm Meere, von wo der Tyrann seine Opfer hinabstürzen ließ, vielleicht auch so liebliche Gestalten nach so heiteren Tänzen.

Noch wenige Zehner von Metern, und wir sind auf dem höchsten Punkte dieser Inselseite, die sich scharf von der Hochplatte Anacapris trennt, 340 m überm Meere. Von hier aus überblicken wir am besten die Umgebung Capris, die das Eiland noch mehr als ein rechtes Wunder erscheinen läßt. Im leuchtenden Sonnennebel liegt der Golf von Neapel. Dort der doppelhöckerige Vesuv, der erst vor wenigen Monaten in fürchterlicher Explosion seine schwarze Haube kilometerhoch in die Lüfte blies, um unter ihr ein neues Pompeji zu begraben! Dann weiterhin nach Westen Neapel, dieser ewig wild brodelnde Höllenkessel einer menschlichen Welt neben dem der vulkanischen Mächte. Die lieben Capresen sind ein naives Volk von Kindern gegen jene Neapolitaner. Dann abermals weiterhin die Brandfelder um Puzzuoli und Bajae, wo erstickende Dünste aus dem Boden quillen und noch vor dreihundert Jahren über Nacht ein neuer Vulkan sich über grünender Erde auftat. Westlich von dem Kap Misenum schwimmt die flache Insel Procida auf den Wogen, ein halb ins Meer versunkener Vulkan. Und endlich ganz im Westen die Kegelberginsel Ischia, auf den ersten Blick ein Vulkan, im weiten Panorama das Gegenstück zum Vesuv auf der andern Seite. Noch in historischen Zeiten hatte der Epomeo hier auf Ischia mächtige Eruptionen, und noch jetzt verwüsten die Insel häufig schreckliche Erdbeben. Ein Kranz

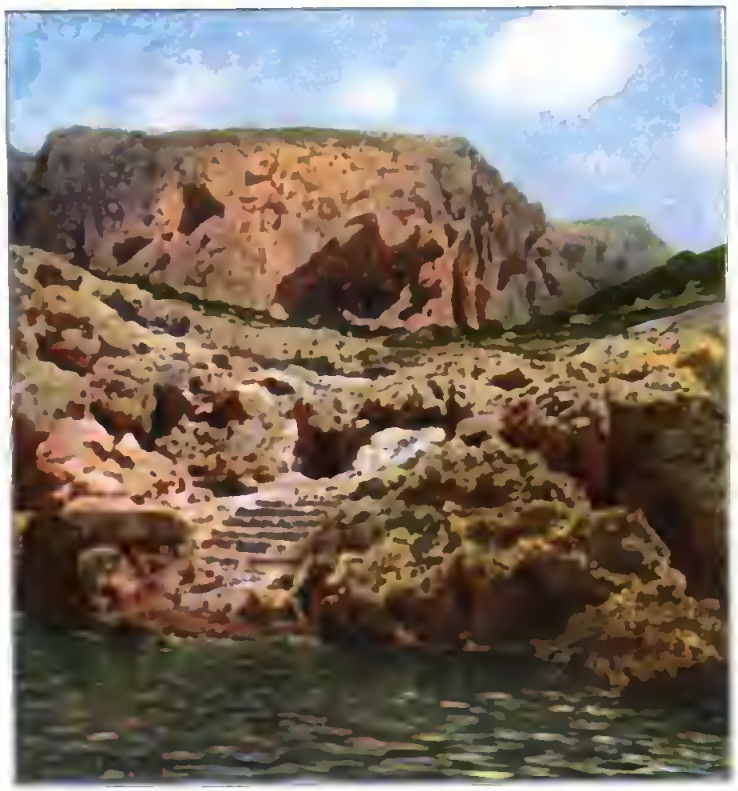


Abb. 18. Blick auf den Absturz der Platte von Anacapri gegen die Westseite der Insel.

Abb. 19. Eingang zur Blauen Grotte.

von drohenden Feuerbergen umgibt also Capri im Norden. Im Süden zwar breitet sich das offene Meer. Doch könnten wir über dieses hinweg bis zu den nächsten Landmarken sehen, so begegneten wir wiederum überall Vulkanen, den Liparen mit dem seit grauen Vorzeiten beständig speienden Stromboli und weiterhin auf Sizilien dem gewaltigen Ätna, der zu den größten Feuerbergen der Erde gehört. Auf dem Festlande zwar sind hier im Süden keine tätigen Vulkane mehr, aber in wie traurigem Angedenken ist diese kalabrische Küste, die verurteilt ist, unter konvulsivischen Erdbebenzuckungen langsam ins Meer zu versinken. Mitteninne zwischen diesen ewig bedrohten, werdenden und vergehenden Landmassen liegt felsenfest Capri. Seit historischen Zeiten hat es niemals ein Erdbeben nennenswert erschüttert. Bis auf kleine Stellen, die vielleicht einmal angeschwemmt worden sind, ist kein vulkanisches Produkt auf Capri zu entdecken; die Insel besteht aus einem sehr festen, sekundären Kalk. Wie vielfach auch Grotten und Höhlen den Fels durchsetzen, so weiß man doch von keinem Einsturz, der jemals dadurch entstanden wäre. Die Natur heilt selbst sofort die Wunden, die sie schlug: das atmosphärische Wasser sickert durch den porösen Kalk, löst von ihm etwas in sich auf und setzt es dann an den Grottenwänden als Tropfstein wieder ab. Dadurch verkittet es alle Risse und macht die Wölbungen vollkommen widerstandsfähig. Es wird alles hier zur Schön-

heit, die Wunden selbst, die herrlichen Grotten, und dann die Produkte ihres Heilprozesses, die phantastischen Stalaktiten und Stalakmiten, mit denen er die Grotten ausschmückt. Capri ist ein losgelöstes Stück der festen Gebirgsrippe des Apennin, die selbst auch keine vulkanischen Erscheinungen zeigt. Die Insel verhält sich zu ihm und der Sorrentiner Halbinsel, die aus demselben Kalk besteht, wie die Faraglionifelsen ihrerseits zu Capri: losgetrennte, meerumspülte Felsbrocken.

Noch einen Rückblick wollen wir dem Gipfel widmen, damit ich dem Leser auch die Reste des stolzen Leuchtturms zeigen kann, von dem aus Tiberius mißtrauisch alle Schiffe beobachten ließ, die sich der Insel näherten (Abb. 11).

Wir haben die engen, malerischen Straßen der Stadt schon durcheilt und überblicken von der Terrasse vor der „Piazza" die nordwestliche Seite der Insel. Es läßt sich nachweisen, nicht nur durch die oben im Fels ausgewaschenen Grotten, daß einst das Meer gegen die vor uns stehende Felswand brandete, während die grüne, langsam zum Meer abfallende Ebene darunter Meeresboden war (Abb. 14). Wo heute Orangen und Zitronen reifen, da bauten vor, geologisch genommen, noch gar nicht so langer Zeit Korallen ihre steinernen Wälder, und Fische tummelten sich durch ihr buntes Zweigwerk. Dr. Ign. Cerio, der seit Jahrzehnten mit größtem Eifer und gelehrter Umsicht sammelt, was naturhistorisch und archäologisch für Capri Interesse hat, und dadurch ein reiches Museum vereinigte, fand bei Gelegenheit eines Neubaues in der Stadt auf etwa 130 m Meereshöhe große Stücke anstehenden Felsens, die von denselben Bohrmuscheln angefressen waren, wie sie auch heute noch im Meere vorkommen, und die auch die Löcher in die drei deswegen berühmten Säulen des Serapistempels bei Puzzuoli gebohrt haben, auf die ich noch zurückkommen muß. Um diese 130 m muß also das Meer mindestens höher gestanden haben zu einer Zeit, die höchstens um ein geologisches Zeitalter gegen die Gegenwart zurückliegt, um das Ende der Tertiärzeit.

Wenige hundert Meter von jenem Fundorte, bei den Ausschachtungen zu dem gegenwärtig ausgeführten Erweiterungsbau des Hotels Quisisana, hat nun Dr. Cerio einen noch viel merkwürdigeren Fund gemacht, der den Beweis für die gerade umgekehrte Tatsache liefert, daß der Meeresspiegel, zwar zu einer spätern Zeit, wesentlich tiefer gelegen haben muß als heute. Er hat nämlich wohlerhaltene Riesenzähne vom Mastodon und vom Nilpferd, und auch — zwar schlechter erhaltene — Knochen von diesen Tieren gefunden, von denen das eine zur Diluvialzeit, in deren Ablagerungen man den wichtigen Fund machte, allerdings auch

Abb. 10. Ruinen des Bades des Tiberius.

Abb. 21. Eingang zur Weißen Grotte.

in nordischen Gegenden gelebt hat, aber nicht auch das Nilpferd. Es muß also zu jener Epoche, in welche auch die Eiszeiten, unterbrochen von warmen Zwischenzeiten, fielen, Capri ein Teil des Festlandes gewesen sein und dieses muß durch die Brücke von Sizilien und weiter über Malta hinweg mit Afrika im Zusammenhange gestanden haben, wofür auch noch manche andere Tatsachen sprechen. Diese Landkonfiguration würde ohne weiteres auch heute noch eintreten, wenn das Meeresniveau um etwa zweihundert Meter hinabginge.

Aber wir wollen einstweilen unsern Spaziergang, der zu einer kleinen Forschungsreise zu werden beginnt, fortsetzen, ehe wir dieses Thema der Meeresniveauschwankungen weiter verfolgen.

Wir steigen zum Meer hinab, um eine Rundfahrt um die Insel zu machen, damit wir die Wogen bei ihrer gegenwärtigen Arbeit an der Grottenbildung beobachten können. Wir wählen als Abfahrtsort die uns schon bekannte Piccola Marina und steigen zu ihr hinab über die „Via Krupp" (Abb. 12), jene in einer Felsenschlucht kühn angelegte, von dem unglücklichen Mäcen der Insel erbaute Straße, dessen jähen Tod heute noch die Capresen täglich bedauern. Auf unserm Wege kommen wir an der „Torre Saracena" (Abb. 13) vorbei, einem erst vor einigen Jahren erbauten, höchst malerisch gelegenen Schlößchen.

Wir wollen zunächst um die Westseite fahren. Da begegnen wir bald hinter der Piccola Marina einem Grotten-

Abb. 22. Alte Uferlinie in der Nähe der Weißen Grotte.

wunder, das sich an Farbenschönheit mit der berühmten Blauen Grotte meiner Ansicht nach völlig messen kann, der Grünen Grotte (Abb. 15). Es ist ein Felsentor, in das man bequem rudern kann. Wir durchfahren es auf einem helleuchtend grünen Wasser, dessen Reflexe an den Wölbungen und Pfeilern der Grotte unbeschreiblich malerische Wirkungen hervorrufen. Das beigegebene Bild 16 des capresischen Malers Sinibaldi gibt den Eindruck so gut wieder, wie es möglich ist, so lange man nicht mit wirklich leuchtenden Farben malen kann. Wie dieser Effekt optisch entsteht, können wir bei der Blauen Grotte besser erkennen.

Unmittelbar bei der Grünen befindet sich die Rote Grotte, die ihre Farbenwirkung aber dem Felsen dankt. Doch wir können uns bei ihr und einer ganzen Reihe anderer Grotten, in die das Boot behend und sicher schlüpft, nicht weiter aufhalten.

Wir biegen um die Südwestecke der Insel, wo ein schöner Leuchtturm steht. Auf der breiten Westseite, die den stärksten Stürmen ausgesetzt ist, haben sich richtige Fjorde in das Felsplateau eingeschnitten (Abb. 17). Weit mächtiger als im Südosten, wo wir ähnlichen Einschnitten begegneten, erheben sich hier die Felswände zu beiden Seiten der tief ins Land dringenden Wasserarme, denn hier ist ja die Insel selbst wesentlich höher. Da man hier auch wenig Vegetation am Ufer sieht, so könnte man sich an die Fjordküste Norwegens versetzt denken. Die Fortsetzung dieser Fjorde aber weiter ins Land hinein sind unzweifelhaft alte Flußläufe von bedeutender Stärke. Nun wissen wir, daß heute nicht das kleinste Bächlein durch Capris Auen fließt, und daß dies auch gar nicht möglich ist, weil das wenige Wasser sofort versickert. So bedeutende Flüsse konnten nur entstehen, wo ein großes Hinterland die Wasser sammelte. Auch hier sehen wir also wieder einen Beweis für den einstmaligen Zusammenhang Capris mit dem Festlande. Wie aber auch hier wieder der Fels bis zu großer Höhe überall von den brandenden Wogen zerfressen wurde, zeigt unser nächstes Bild (Abb. 18).

Jetzt biegen wir nach der Nordseite der Insel um, die im ganzen weniger interessant ist, aber zum Ersatz die Blaue Grotte birgt. Wir suchen sie deshalb sogleich auf.

Nur eine ganz niedrige Öffnung führt bekanntlich zu ihr hinein, die die Einfahrt bei auch nur wenig bewegtem Meer recht unbequem macht. Man muß sich im Kahn niederlegen, und der Bootsmann benutzt geschickt ein Wellental, um hineinzuschlüpfen (Abb. 19). Er hält sich dabei an dem Seil, das außen am Fels befestigt ist. Die eigentliche Öffnung ist viel kleiner, als man es auf dem Bilde sieht. Es ist deshalb wohl begreiflich, daß die Grotte im Mittelalter ganz unbekannt

blieb und erst der Maler Kopisch sie 1826 wiederentdeckte, indem er in die kleine Öffnung schwamm. Das Loch ist nur $1^1/_2$ m breit und erhebt sich auch nur eben so hoch über den Meeresspiegel. Es setzt sich unter dem Meere noch etwa einen Meter fort; darunter ist wieder festes Gestein. Eingedrungen, befindet man sich in einer weiten, schön gewölbten Höhle von etwa 50 m Tiefe und 15 m Höhe. Das Boot schwimmt auf einer Flut, die von blauem Feuer durchglüht scheint; die eintauchenden Ruder werden silbern, und silbern auch tropft das Wasser von ihnen ab. Den vollen Effekt dieses wunderbaren Farbenspiels hat man zwar erst, wenn man eine Viertelstunde lang das Auge gewöhnt hat, das ja aus dem hellen Sonnenglast kommt, der draußen überm Meer liegt. Der unglücklichen Herde der Fremden wird diese Zeit niemals gewährt, und so kehrt mancher enttäuscht aus der Blauen Grotte zurück.

Dieses völlige Durchtränktwerden des blauen Meerwassers von Licht ist eine Erscheinung, die der Physiker mit dem Fachausdruck der „totalen Reflexion" bezeichnet, und es beruht auf derselben Ursache, die den nicht minder entzückenden Effekt der leuchtenden Fontänen erzeugt. Das Licht dringt von unten her schräg in das Wasser, bricht sich unten an der Wasserfläche und wird nach unten zurückgeworfen, so daß die Lichtstrahlen das Wasser direkt gar nicht verlassen können. Es wird dadurch gewissermaßen selbstleuchtend in sich, und wir bringen in den Tropfen am Ruder sozusagen losgelöstes Licht mit herauf. Dieser Effekt könnte nun durch das wenige Licht, das durch die enge Eingangspforte dringt, nicht allein erzielt werden. Wir entdecken in der Tat bald noch eine andere, viel

Abb. 23. Die Faraglioni vom Meer aus gesehen.

größere Öffnung im Fels, deren oberer Rand jetzt $2^1/_4$ m unterm Meeresspiegel liegt, aber noch bis 15 m tief hinunterreicht und 12 m breit ist, also ein ganz imposantes Eingangstor für das Licht bildet: ihr allein verdankt heute die Grotte ihre Wunderwirkung.

Diese unterseeische Öffnung kann aber nicht entstanden sein, solange sie sich unterm Wasser befand, nur die Brandung konnte sie schaffen. Der Meeresspiegel lag also hier einmal tiefer, und es läßt sich zeigen, daß dies zur Kaiserzeit stattgefunden hat. Die genauere Untersuchung dieser Bogenöffnung ergab außerdem, daß sie künstlich hergestellt oder doch künstlich vergrößert und abgerundet wurde. Mauerreste im Innern der Grotte und die auf unserm Bilde sichtbare antike Treppe, die zu Resten einer Villa führt, beweisen, daß die Grotte damals zu Badezwecken benützt wurde. Dennoch erwähnt sie kein Schriftsteller aus dieser Zeit, was unter allen Umständen geschehen wäre, wenn ihr magischer Zauber damals schon bestanden hätte, wenn sie eben die „Blaue Grotte" gewesen wäre. Das konnte sie aber auch gar nicht, wenn der Meeresspiegel um diese Zeit wirklich so viel tiefer stand, wie wir es nach jener Öffnung annehmen müssen. Denn alsdann drang das bei weitem meiste Licht oberhalb des Wasserspiegels durch die Luft hinein, und es fand nun gerade die umgekehrte optische Wirkung statt: das schräg von oben einfallende Licht konnte nicht in das Wasser hinein, während es heute nicht aus dem Wasser heraus kann. Nachmals ist dann das Wasser gestiegen, und zwar werden wir gleich Beweise dafür finden, daß es noch beträchtlich über die gegenwärtige Öffnung reichte, so daß die Grotte nun während des Mittelalters völlig durch das Wasser geschlossen war. Dadurch geriet sie in Vergessenheit, und der kühne Schwimmer Kopisch sah deshalb ihr Wunder als solches wirklich zum erstenmal.

Abb. 21. Blick auf die Villa Mercedes vom Meer aus.

Unsere Kahnfahrt nun nach Osten hin längs des Nordufers fortsetzend, gelangen wir bald zu einer anderen, für uns merkwürdigen Stelle, den sog. Bädern des Tiberius, wo auch heute noch viel gebadet wird. Ruinenreste eines imposanten Baues aus der Kaiserzeit ragen aus dem Meere auf, man sieht den Fußboden ungefähr 1 m unter dem Wasserspiegel; ein Abflußkanal führt bis unter dieses Niveau hinab; diese ganze Anlage muß also bei ihrer Herstellung über dem Meeresspiegel gelegen haben. Terrassenbauten und mächtige Nischenreste (Abb. 20) führen

von hier zu einer überall von starkem antiken Mauerwerk umgebenen Ebene von 90 m Länge und 60 m Breite, die heute noch der „Palazzo a Mare“ genannt wird, und wo eine der großartigst angelegten Villen des Tiberius gestanden haben muß. Auf unserer Abbildung 12 erkennen wir diese Fläche gerade unter Ischia, gleich rechts von den Schutthalden unterm Abhange von Anacapri.

Wir eilen in unserm Boote schnell an der Grande Marina vorbei, deren interessantes Treiben ja hundertfältig an andern Orten beschrieben worden ist. Die ganze übrige Nordseite der Insel bietet uns nichts besonders Merkwürdiges mehr. Wir biegen um die Ostseite unter dem Tiberiusabsturze vorbei wieder nach der Südseite um, die wir auf unserm Spaziergange schon kennen gelernt haben. Aber hier von unten wollen wir doch der „Weißen Grotte“ noch schnell einen Blick zuwerfen, die sich etwas südöstlich unter dem Arco Naturale befindet (Abb. 21). Es ist eine große, gotische Spitzwölbung, ganz mit weißen Stalaktiten besetzt. In ihrem Innern fließt eine frische Quelle. Der Bootsmann steigt gern bei ihr aus, um sich zu erquicken; wir wissen ja, wie kostbar hier frisches Quellwasser ist. Diese Grotte hat noch ein höheres Stockwerk, in das man bisher nur auf halsbrecherischen Wegen gelangen konnte. Augenblicklich werden vom Meere her Stufen angelegt, um diese in ihrer ganzen Schönheit erst kürzlich entdeckte „Grotta meravigliosa“ jedermann zugänglich zu machen. Sie soll wahre Wunderbauten von Tropfsteinen in märchenhaften Farben einschließen. Ich habe sie leider noch nicht selbst besuchen können.

Unweit dieser Grotte zeigt der Fels diese seltsame Ausmeißelung, die in gleicher Höhe von etwa 5 m überm gegenwärtigen Meeresspiegel rings um die Insel herum in ähnlicher Weise zu erkennen ist (Abb. 22). Genau eine solche Kehle arbeitet heute das Meer an seiner Grenzfläche im Felsen aus; jene obere ist eine noch fast völlig intakt erhaltene Uferlinie, die uns klar vor Augen stellt, daß vor relativ ganz kurzer Zeit das Meer um diese 5 m höher stand, was wir ja noch, um die Geschichte der „Blauen Grotte“ zu verstehen, zu beweisen hatten. Diese jüngste Brandungslinie ist erst nach der Kaiserzeit ausgehöhlt worden.

Ganz besonders schön erkennt man sie auch an den Faraglioni, denen wir uns nun wieder nähern (Abb. 23). Wie das gewaltige Felsentor des einen dieser Kolosse, durch das wir fahren, entstanden ist, haben wir jetzt erkannt. Gleich hinter ihm taucht über dem jähen Uferhange unsere Villa Mercedes (Abb. 24) wieder auf, von der wir unsere Forschungsreise um die Insel und durch graue Vorzeiten begannen. Sind wir gute Kletterer, so können wir diesen Hang direkt hinauf, denn es findet sich in diesen Felsen immer eine kaminartige Spalte, die man benützen kann, wenn man die Ziegengewandtheit der Capresen besitzt.

Wir haben im Geiste Meer und Land in beständiger Unruhe auf und nieder schwanken sehen. Einstmals ein hochaufragender Teil des Festlandes, tauchte dies Landgebiet, wo Mammute und Nilpferde hausten, zur Diluvialzeit tief ins Meer hinab und bildete so eine Gruppe von fünf getrennten Inseln, deren größte das gegenwärtige Hochplateau von Anacapri war, dem die vier Erhebungen von San Michele, Castillone, Telegrafo und Tiberio als kleinere Inseln vorgelagert waren. Um diese Zeit entstand der Kranz jener hochgewölbten Grotten, die sich alle bis zu ungefähr 200 m über den heutigen Meeresstand erheben. Darauf sank das Meer, jedenfalls mit noch vielen kleineren Schwankungen, deren Spuren verwischt sind, und erreichte zur Römerzeit den uns bekannten tiefsten Stand. Von diesem aus stieg das Meer wieder um etwa 11 m bis zu der soeben erwähnten Uferlinie und ist seither abermals im Laufe des Mittelalters um etwa 5 m gesunken. Es ist nun die Frage: ist das Land derart gestiegen und gesunken, oder umgekehrt das Meer? Die Geologen haben sich viel darum gestritten. Ich aber werde es niemals verstehen, wie das Land derart auf und nieder gepreßt worden sein könnte durch die Mächte der Gebirgsbildung, ohne daß nicht alle diese Felsenwunder dabei hätten zertrümmert werden müssen. Die

letzte Niveaulinie befindet sich überall in derselben Höhe, und auch drüben auf der Sorrentiner Halbinsel findet man ihre Spur wieder. Die angebohrten Säulen des Serapistempels drüben auf der andern Seite des Golfes zeigen dieselben Niveauschwankungen an, und auch heute bemerkt man dort am Fuße dieser Säulen leise Schwankungen der Meereshöhe, die mit den Jahren wechseln. Es kann nur das Meer gewesen sein, das sich hob und senkte, während das Land im großen und ganzen unbeweglich blieb.

Woher aber die Wassermassen nehmen, die zu einer solchen allgemeinen Erhöhung des Meeresspiegels nötig sind, oder wo sollen diese bleiben, wenn das Niveau sich wieder um 200 m senkt? Ich habe jüngst eine Erklärung dafür gefunden, die ich hier nur andeuten kann, und die auf einer gleichfalls erst jüngst gemachten astronomischen Entdeckung basiert: den Polschwankungen. Zwar gegenwärtig nur um sehr kleine Beträge bewegt sich die Umdrehungsachse unseres Erdballes in seinem Innern. Die Lage dieser Achse bedingt aber auch unmittelbar die des Äquators mit seiner Anschwellung, die den Weg von der Oberfläche zum Mittelpunkte hier um 21300 m größer macht als an den Polen. Diese Abplattung der Erdkugel ist bekanntlich eine Folge ihrer Umdrehung eben um jene Achse; sie muß ihre Lage ändern mit dieser Achse. Die feste Erdrinde kann dies nun nicht sofort, aber die Meere folgen den Polschwankungen und müssen also durch diese Verlegung des Wasserberges am Äquator ihre Niveauhöhe gegenüber den Landmassen verändern. Der Betrag dieser Niveauschwankungen für einen gegebenen Betrag der Polschwankung läßt sich für jede geographische Breite genau berechnen. Die Bruchteile von Bogensekunden, um welche die Erdachse beobachteterweise gegenwärtig sich im Laufe eines Jahres verschiebt, stimmen mit den Zentimetern Meeresschwankung, die man heute am Serapistempel beobachtet; wenige Minuten Polschwankung würden die Niveaudifferenz von 11 m seit der Kaiserzeit erklären, und wenige Grade die 200 m seit dem Ende der Tertiärzeit. Eine Reihe von geologischen Tatsachen machen es wenigstens sehr wahrscheinlich, daß die Lage der Pole im Laufe der Zeitalter der Erdgeschichte über die ganze Erdoberfläche hin gewandert ist, so daß überall einmal tropische Verhältnisse mit Polarnacht abwechselten.

Auf unserm kleinen Eilande Capri haben wir die deutlichen Spuren dieser gewaltigen Wandlungen des Erdantlitzes entdeckt. Wir erfuhren, daß auch seine paradiesische Schönheit vergehen wird. Genießen wir die Gunst der wechselvollen Zeit.

Erinnerung.

In Deine Augen schaut' ich nur einmal,
Doch blickten wir uns lange an und tief.
In Deinen Augen still ein Sehnen schlief,
Das aufwärts strebte aus dem Erdental,
Das laut nach Freiheit und Befreiung rief.
Und wie mit seinem Leuchten einst der Gral
Erschauern ließ der frommen Ritter Zahl
Mir auch ein Schauer durch die Seele lief.

Seit jenem Tag nun trage ich die Qual,
Du weckteſt meine Seele, als ſie ſchlief,
Und ſuchend wandre ich ſchon Jahr um Jahr,
Das Land zu finden, das Dir Heimat war.

Hans Caspar von Starken.

Das Ende des oberbayerischen Habererbundes.

Von Georg Queri in München.

Man hat das Ende des sogenannten Habererbundes wiederholt verfrüht angesagt. Als vor zehn Jahren die großen Haberfeldtreiben zu Sauerlach und Poing an die dreihundert Bauern vor die Schranken des Münchener Schwurgerichtes geführt hatten, sahen die Bauern des Isarwinkels besorgt nach München, mit einem Kopfschütteln, das ebensoviel Unwillen wie Nichterfassen der Lage bedeutete: „Sie woll'n uns deacht nimma habern lass'n!" Die Behörde hatte denn auch schon einige Jahre vorher das Habern als Landesfriedensbruch mit ganz exemplarischen Strafen belegt, um dem Unfug einer Volksjustiz zu steuern, die in ausgesprochene Roheit ausgeartet war.

Das Sauerlacher Treiben nun, das schon darum die Frechheit der Haberer unterstrich, weil es in ganz geringer Entfernung von München stattfand, und das darum originell erscheinen mußte, weil der Bürgermeister von Sauerlach einer der Miturheber war, gab der Justizbehörde Veranlassung, mehr als hundert Bauern mit Gefängnis bis zu sieben Jahren zu belegen und bereits im folgenden Jahre die Haberer von Poing mit einem halben bis zu neun Jahren Gefängnis.

Es sah so aus, als ob das Schwurgericht kurz und bündig den Habererbund aufgelöst hätte. Die Zeitungen sprachen davon, und, wie gesagt, auch die Bauern schüttelten die Köpfe, als sie ihre Freunde durch die langen Strafen von Haus und Hof kommen sahen, gepfändet, besitzlos durch eigenes Verschulden. Doch leuchtete die Schwere dieses Eigenverschuldens den Bauern nicht ein. Es blieb ihnen rätselhaft, warum ein uralter Volksbrauch, dem Vater, Großvater und Urgroßvater unbehelligt gehuldigt hatten, nunmehr solch harte Strafe verdiene; aber — sie stellten das Habern ein. Man hatte also ein Recht, das Ende des Habererbundes schon mit dem großen Prozeß von 1896 anzunehmen. Und doch: im Spätherbst 1906 gab es im Miesbacher Bezirk abermals ein Treiben.

Der totgesagte Bund schien also frischen Nachwuchs gefunden zu haben, wie damals, als ein drakonischer Spruch des geistlichen Oberhirten in den siebziger Jahren ihn zu Boden gedrückt hatte. Das war 1866, als Erzbischof Antonius von München-Freising den größeren Kirchenbann über die Haberer verhängte. Die strenggläubigen Bauern des Isarwinkels beugten sich diesem Spruch eher als einer bitteren Rechtsprechung. Aber als dreißig Jahre Zeit den tiefen Eindruck des kirchlichen Machtwortes verwischt hatten, trieben doch wieder Hunderte von Bauern zur Nachtzeit das Haberfeld, um eigenmächtig Recht zu sprechen über das, was in ihren Augen Willkür und sittliche Verirrung war.

Der Brauch des Haberfeldtreibens*) hat seine zähe Lebenskraft übrigens schon vor mehr als fünfhundert Jahren bewiesen. Es kommt in den bayerischen Gerichtsakten vor, daß Herzog Albrecht 1465 die von seinem Vorgänger vor Jahren verfügte — aber eben wieder nur verfügte — Aufhebung des bäuerlichen Rügegerichts bestätigt. „Diese Rügegerichte," schreibt Wigulaeus Hundius im „Bayerischen Stammbuch," „seynd Inquisitiones gewesen, allenthalben im Land jährlich gehalten, und die Leute auf anderer Mißhandlung heimlich inquiriert worden, daraus grosse Feindschaft und Unrath erfolgt, derhalb von Hertzog Albrechten von Bayern gäntzlich aufgehebt."

Der „gäntzlich aufgehobene" Brauch aber erreichte eine unerhörte Langlebigkeit, die den grünen Tisch der bayerischen Justiz bis in unsere Zeit zu beschäftigen verstand. Zu seiner Langlebigkeit, die das Haberfeldtreiben vor vielen andern aller Volksbräuche auszeichnet, denen die Merkmale einer Volksjustiz anhaften, gesellt sich jenen gegenüber auch noch das überlegene Alter. Denn während z. B. die heilige Feme der Westfalen lediglich als Fortsetzung der von Karl dem Großen sanktionierten Rügegerichte volkstümlicher Art gelten kann, gibt es schon zur Zeit der alten Rügegerichte den Brauch des Haberfeldtreibens, das ja nach Professor J. Sepp „ein Brauch aus deutscher Vorzeit" ist. Freilich wird es schwer fallen, eine Episode, die vom Walten des Habererbundes erzählt, bereits in der Zeit vor Ende des XIII. Jahrhunderts nachzuweisen.

Vielleicht gewinnt die Ansicht Kraft, daß das Haberfeldtreiben als eine Begleiterscheinung der Rügegerichte zu Ende des ersten Jahrtausends erstand, als Zutat zur volkstümlichen Kriminaljustiz, die mit ihren blutigen Urteilen — Karl der Große hatte ihr ja den Blutbann verliehen — nicht alle menschlichen Schwächen nach dem Volksempfinden zu richten verstand. Zu diesen harten Rügegerichten, die nach dem lakonischen Bericht des Bayerischen Kriminalkodex: „anklagten, straften und henkten, ohne lange herum zu fragen, was aber viel Verdruß machte" — zu diesen Rügegerichten konnte eine volkstümliche Verbaljustiz als Begleiterscheinung auftauchen, die sich damit begnügte, Laster öffentlich aufzudecken, um sie

*) Vom gleichen Verfasser wird im Laufe des Jahres 1907 als Privatdruck erscheinen: „Das Haberfeldtreiben." (Dr. H. Lüneburg, Verlagsbuchhandlung in München.)

durch Schandspruch zu bestrafen und zu beheben. Jedenfalls aber bildete das Haberfeldtreiben bereits zu Zeiten der sanktionierten Kriminaljustiz des Volkes ein selbständiges geheimes Gaugericht, das „im Namen des Kaisers Karl" Recht sprach in Dingen, die das Bewußtsein des Volkes verletzten.

Es soll nicht unerwähnt bleiben, daß, wie Professor Sepp, auch Panizza („Die Haberfeldtreiben", Berlin 1897) die Entstehung des Haberfeldtreibens auf eine weit frühere Zeit, die Zeit der Germanen verlegt. —

Hans Sachs und Hans Rosenplut kennen schon den Ausdruck: „Schlagt sie auf die haberwaid." Überhaupt hat das Wort Haberfeld besonders im süddeutschen Sprachschatze in Variationen die Bedeutung von etwas Verächtlichem, von öffentlicher Schande, die in der dem Klatsch gerne gewidmeten Ruhezeit nach der Haberernte ruchbar wird. Aber ebensowenig als Rosenplut und Hans Sachs den fränkischen Bauer als Haberfeldtreiber in unserem Sinne kannten, ebensowenig sind die einzelnen Rügesitten süddeutscher und auch norddeutscher Gaue, die das eben gemähte Haberfeld zum Schauplatz haben, mit dem Haberfeldtreiben des oberbayerischen Bauern identisch oder im nahen Zusammenhang.

Der alte Brauch ist vielmehr rein altbayerischen Ursprungs. Geographisch ist er in das Landschaftsdreieck zwischen Rosenheim, Tegernsee und Wolfratshausen einzuweisen, das er niemals überschritten hat. Als ältester Habererpunkt ist die alte Grafschaft Hohenwaldeck anzunehmen. Vom Mangfalltal aus erstreckte sich dann die Sitte über die Gerichte Aibling, Miesbach, Tegernsee, Tölz und Rosenheim, sogar mitunter bis Ebersberg und Anzing ins Flachland und ausnahmsweise bis an den Starnbergersee.

* * *

Der Akt des Haberfeldtreibens war also die offizielle Äußerung des gekränkten Volksempfindens gegen jene, die sich gegen das ungeschriebene Recht und die gute Sitte vergangen hatten. Diese gesunde Basis machte ihn dem Volke einerseits unentbehrlich, anderseits dem älteren Kirchenregime nicht verdammenswert, als einen Akt der Assistenz geistlicher Gebotegebung. Als indessen die volkstümlichen Rügegerichte aufgehoben waren, zugunsten einer standesherrlichen Gerichtsbarkeit, mußte der alte Brauch den neuen Richtern insofern unbequem erscheinen, als er ein Konkurrenzunternehmen darstellte, das zu alt und zu eingebürgert und überdies volkstümlich war, um nicht das Ansehen der obrigkeitlichen Rechtsprechung zu schädigen. Außerdem verhielt sich der Habererbund der neuen Rechtsprechung gegenüber feindlich. Das zeitigte die ersten landesherrlichen Verbote des Haberfeldtreibens, die allerdings keine Macht über den Bund ausüben konnten. Diese Verbote hatten ja nur den Stempel der formellen Aufhebung einer Institution und steiften sich nicht auf Androhung einer Strafe für den Wiederholungsfall. Als Landesfriedensbruch, als der es sich in unserer Zeit qualifiziert, wurde das Haberfeldtreiben damals nicht angesehen.

Auch in späterer Zeit gingen die Behörden gegen die Haberer nicht strafrechtlich vor, wohl schon deshalb nicht, weil die kirchliche Behörde den Haberern eigentlich freundlich gegenüber stand. Auch Schmeller spricht diese Vermutung aus, indem er von den Benediktinern der alten Propstei zu Fischbachau bei Schliersee, einem der ältesten Habererorte, sagt, daß sie „den Habererbund als einen sehr wirksamen Pastoralbehelf, wenn nicht eingeführt, so doch mehr als anderswo begünstigt" hätten. Im übrigen hat der Habererbund 1705, während der Greuel der österreichischen Okkupation, die Rolle eines patriotischen Landesbundes gespielt, und die Sendlinger Bauernschlacht am Weihnachtstag des Jahres 1705 wird allgemein auf die Initiative der Haberer des Isarwinkels zurückgeführt. Unbeliebt machte sich der Habererbund erst, als er sich mit seinen Schandsprüchen an die Behörden wagte. Zu Anfang des XIX. Jahrhunderts erfolgten denn auch mehrere Bestrafungen. Es wurden einzelne Gemeinden, nicht Persönlichkeiten, wegen des Haberfeldtreibens zu Geldbußen verurteilt. Diese Rechtsprechung indessen wurde keineswegs von höchster Stelle herab verlangt. Im Gegenteil: Ludwig I. erließ durch Reskript vom 17. April 1833 einer wegen Haberfeldtreibens zu fünfzig Gulden Geldstrafe verurteilten Gemeinde die Strafe auf dem Gnadenwege mit der Verfügung, „daß künftighin eine Einschreitung gegen die alte Sitte des Haberfeldtreibens nur insofern stattzufinden hat, als solches im Interesse der öffentlichen Ordnung absolut nötig ist."

Im Jahre 1848 indessen schienen die Haberer sich dadurch mißliebig gemacht zu haben, daß sie der überaus geizigen alten Kurfürstin Elisabeth von Österreich, der Mutter des Herzogs Karl Theodor, im Schlosse Brannenburg bei Rosenheim haberten, wie Professor Sepp aufgezeichnet hat. Als dann der Spätherbst 1849 solenne Treiben brachte, wurde Militär requiriert. Die Justiz ging schärfer gegen den Habererbund vor, dessen Mitglieder jetzt des öfteren mit Gefängnis bestraft wurden. Härter und härter wurden diese Urteile, bis sie zu Ende des letzten Jahrhunderts Strafen aussprachen, die die Bauern geradezu mit dem finanziellen Ruin bedrohten.

Die kirchlichen Behörden des Isarwinkels mußten sich zu Ende des XVIII. Jahrhunderts mit dem Habererbund beschäftigen. Dem Propst zu Fischbachau waren schwere Verirrungen nachgesagt worden, und der Habererbund nahm im Herbst 1790 Veranlassung, über den geistlichen Würdenträger zu richten. Das Treiben wurde indessen unterbrochen, als der Propst in den Haufen der Haberer hineinschoß

Bildnis des Oberbaurats Dr. Schäfer.
Gemälde von Prof. Leo Samberger.

und einen Mann tötete. Indessen hatte er sich damit der Rache des Habererbundes überliefert, der das Kloster systematisch zugrunde richtete, bis der Propst endlich die Propstei verließ.

Gleichwohl ging das Münchner Episkopat erst 1828 offiziell gegen den Habererbund vor. In dieses Jahr fällt der erste Hirtenbrief gegen das Haberfeldtreiben. Ein zweiter stammt aus dem Jahre 1834, ein dritter aus dem Jahre 1863.

Der Spruch des Erzbischofs hatte eine niederschmetternde Wirkung; die streng gläubigen oberbayerischen Bauern machten finstere Gesichter, aber sie stellten das Habern ein. Was — damals! — kein noch so grausamer Richterspruch erreicht hätte, konnte die geistliche Macht bewirken: Durch fast dreißig Jahre lag der Habererbund brach.

Als indessen die Generation, in deren religiöses Empfinden der oberhirtliche Spruch unverwischbar eingeprägt war, einer anderen das Feld geräumt hatte, wurde das Bedürfnis nach einer Volksjustiz wieder rege. Oder besser: Die mündliche Überlieferung, die durch Spinnstubenzutaten aus dem Haberergericht etwas Übermenschliches machte, rief wieder Wünsche nach dem nächtlichen Treiben wach, um so mehr, als nach diesen dreißig Jahren auch mit dem oberbayerischen Bauern eine Wandlung vorgegangen war. Ich meine das so: Der Bauer hatte nun mehr Bedürfnisse für seine Person und insbesondere mehr Begier nach Unterhaltung. Was außer dem Tanz aber bot ihm Unterhaltung? Das Wildern wohl, die angeerbte Leidenschaft zum freien Jägern und grober Spektakel. Dieser Begriff einer Unterhaltung steckte ja in dem Thema Haberfeldtreiben; man konnte schießen nach Herzenslust und schelten, der Polizei einen Possen spielen und an Beamten Rache nehmen für vermeintliche Willkür.

Überdies hatte der geistliche Bannstrahl eine Abschwächung erfahren. Die Bauern des Isarwinkels hatten in den dreißig Jahren, in denen der Habererbund brach lag, zwei- oder dreimal getrieben. Diese Rügegerichte hatten indessen nicht die übliche starke Beteiligung gefunden, weil die Mehrzahl der dem Bund angehörigen Bauern sich eben über das Wort des Erzbischofs nicht hinwegzusetzen vermochte. Den anderen aber, die gleichwohl vom Haberfeldtreiben nicht lassen wollten, half die bäuerliche Schlauheit über die nachfolgenden Gewissensbisse hinweg. Sie beichteten dem Seelsorger ihres Wohnortes die Missetat und wurden — nicht von ihrer Sünde freigesprochen. Sie gingen zum nächsten Seelsorger und blieben abermals in Sünde. Aber schließlich entdeckten die Tölzer Haberer in der Klosterkirche auf dem Kalvarienberg zu Tölz einen Pater Kapuziner, der wie sie Bauernblut unverfälschter Isarwinkler Art in den Adern hatte und trotz des oberhirtlichen Bannspruches und des gesetzlichen Diktums in der Sitte des Haberfeldtreibens kein Vergehen erblicken konnte. Er sprach die beichtenden Haberer von ihrer Schuld frei. Infolgedessen pilgerten die Bauern, die sich des Haberfeldtreibens schuldig gemacht hatten, aus weiter Entfernung zu dem Tölzer Pater, dessen Ruf durchs ganze Isartal gehallt war.

Der Zwiespalt, der hierdurch in der kirchlichen Meinung über das Haberfeldtreiben eingetreten war, hatte zur Folge, daß die Bauern mit Eifer sich wieder dem Habern hingaben.

Indessen — die Haberer waren andere Leute geworden, und die Haberfeldtreiben nahmen andere, schlimme Formen an. Die Volksjustiz war aus den ehrwürdig alten Anfängen zum krassen Unfug gediehen. Als die streng prüfende Bauernfeme von Anno dazumal war das Haberfeldtreiben ja längst nicht mehr anzusehen. Es war mit der Zeit zu pöbelhaften Veranstaltungen ausgeartet, deren Kern ja wohl der sein mochte, dem Laster gröbste Predigten zu halten, deren vernachlässigte, oberflächliche Form indessen Neidern, hämischen Menschen allerlei Intrigen gestattete, die den Betroffenen geächtet machten und auch verderben konnten. Was die alte Volksjustiz einem strengen Haberergerichte zur Vorprüfung zu unterbreiten pflegte, Anschuldigungen, für deren Wahrheit der Kläger einzustehen hatte, das nahm mit der Zeit die Lust am Rumor gerne als Wahrheit hin, weil es den Stoff für den erwünschten Unfug bildete.

Es war vordem grundsätzliche Bedingung der Führer, hauptsächlich nur solche Leute zu den Treiben heranzuziehen, die als erwachsene verheiratete Männer seßhaft einen Hof bewirtschafteten und als Männer wie als Wirtschafter achtunggebietend bestanden. Davon war man bereits in den neunziger Jahren abgekommen, indem unreife, radaulustige Bauernburschen und Tagelöhner die Mehrzahl der Haberer bildeten, bei denen die Begier nach einer „Hetz" die Forderungen der Vernunft besiegte. Die Verleumdung wurde durch diese Elemente groß, um so mehr, als nun auch vernünftige Führer dem Bunde fehlten. Die alten Bauern, die dem Habererbunde angehört hatten, waren zu stolz, um einer Rotte von Burschen zu folgen, deren Treiben sie verurteilten. Den neuen Führern aber mangelte das reife, bedächtige Urteil und jegliches Rechtsgefühl.

Die Habereraкte, die im Laufe des vergangenen Jahrzehntes dem Münchener Schwurgerichte vorlagen, enthalten Aufzeichnungen, denen zufolge unreife Burschen direkt aufgefordert wurden, Anschuldigungen gegen irgend jemand vorzubringen, gleichviel aus welchen Motiven, gleichviel, ob die Klagen durch Zeugen unterstützt waren oder nicht. Das so erworbene Material wurde kritiklos verwertet; drei, vier der Rädelsführer fabrizierten aus dem Stoff Knittelverse, die in der Ursprünglichkeit der inkriminierenden Phrasen ihresgleichen nicht

hatten und das Hauptgewicht zumeist auf sexuelle Vorgänge legten. Es ist ausgeschlossen, auch nur eine dieser Habererstrophen in der Öffentlichkeit zu zitieren, ohne mit dem Strafgesetzbuch arg in Konflikt zu geraten.

Um aber die derbe Art der bäuerlichen Haberfelddichtkunst zu kennzeichnen, sei hier das Originalprotokoll über ein Haberfeldtreiben, das vor nun zwanzig Jahren — in der Nacht vom 30. zum 31. Oktober 1886 — in Dietramszell stattfand, im Auszug wiedergegeben. Derartige Habererprotokolle wurden mit ganz wenigen Ausnahmen nur der ländlichen Bevölkerung im Bereich des bayerischen Habererbundes bekannt; man ließ sie in der späteren Periode des Bundes vor dem Treiben in einer kleinen Auflage drucken, um sie unmittelbar nach dem Radau an die Fensterläden zu hängen und zu verteilen. Der Habererbund hatte in München einen willfährigen Buchdrucker, der außer diesen Protokollen auch noch die roten Ankündigungsplakate herstellte, die vorher in verschiedenen Ortschaften angeschlagen wurden. Es gab noch eine weitere Drucksache des Habererbundes: kleine, auf der Rückseite gummierte Zettel, deren Text sich über die machtlose Behörde lustig machte und die den Gendarmen und wohl auch dem Oberamtsrichter und dem Bezirksamtmann von den Bauern heimlich auf den Rücken geklebt wurden.

Diese Dokumente sind nicht leicht erreichbar, wenn sie auch heute noch zahlreich im Haberergebiet vorhanden sind. Merkwürdigerweise pflegten die Haberer ihre Protokolle aufzubewahren, wenn sie auch fortwährender Haussuchungen gewärtig sein mußten; mit aller Bauernschläue wurden Verstecke ermittelt, die aller Findigkeit trotzten. Freundschaftliche wie verwandtschaftliche Beziehungen öffneten mir einige Male solche Geheimfächer: einmal war es die Öse einer verrosteten Axt, in der vierzig gummierte Spottzettel verborgen waren, ein andermal holte mir ein alter Knecht ein Bündel fein säuberlich in Roßfell gehüllter Protokolle aus einem Fuchsbau, und ein drittes Mal gruben wir im Wolfrathshausener Bezirk in der Mitte eines Ackers einen Koffer aus, der die ganze Auflage — 500 Exemplare — des Protokolles eines durch Geschwätzigkeit vereitelten Treibens barg.

Zumeist ist dieses Material nicht wertvoll genug für die Darstellung der ursprünglichen Sitte, weil es bereits in die Zeit des Verfalles des Volksbrauches fällt. Über die interessanten Haberfeldtreiben zu Anfang des vergangenen Jahrhunderts bis zu den siebziger Jahren scheinen aber überhaupt keine Aufzeichnungen mehr zu existieren; es sind auch keine Gerichtsakten mehr darüber vorhanden, so sehr auch ihre Erhaltung im Interesse der ethischen Forschung wünschenswert gewesen wäre.

Jedoch sind die einleitenden Verse der alten Haberfeldmeister mündlich überliefert worden, und die spätere Generation hat sie zumeist wörtlich adoptiert, freilich mit immer umfangreicherer Auslassung interessanter Strophen, die den Haberern der jüngsten Zeit nicht mehr derb genug waren, die aber einen besseren Eindruck von dem Kern der alten Sitte hervorrufen können. Unter vielen Habererdokumenten, die ich im Laufe der Jahre im Miesbacher, Wolfrathshausener und Tegernseer Bezirk vorgefunden habe, zeigt mir die Abschrift des Protokolls zum Treiben in Dietramszell vom 30. zum 31. Oktober 1886 die bessere traditionelle Fassung, die im folgenden wiedergegeben sein mag.

Wir müssen uns freilich auf Einleitung und Schluß des Protokolls beschränken; denn die dazwischen liegenden Rugstrophen gefallen sich in einer unerhört schamlosen Art. Das Protokoll beginnt mit den folgenden merkwürdig stilisierten Sätzen:

„Nachdem die Mannschaft im Kreise aufgestellt und für die schaffende Mannschaft als Deckung eine genügende Anzahl Posten ausgesetzt ward, so begann nun sofort ein ca. 20 Minuten dauerndes Auflärmen, verbunden mit einer in Mitte liegenden kleinen Pause, zum Zwecke einiger Worte an die Zuhörer, um von der in Gang begriffenen, vorhandenen Sache Kenntniß geben zu können und einem gleichzeitigen Mahnen an selbe, den Haberern in keiner Art und Weise irgendwo zu nahe treten zu wollen, um dadurch alles Unglück wo möglich vermieden zu bleiben.

„Nachdem diesem erwähnten Auflärmen bereits Ruhe geboten ward, begann nun ein Ablesen in folgender Weise."

Die nachstehenden vom Haberermeister gesprochenen einleitenden Verse seien nach der Dialektniederschrift des Originals gegeben, die vielleicht schwer verständlich ist, selbst für den Münchener, die aber ein interessantes volkstümliches Dokument für die genaue Aussprache des Isarwinkler Dialektes bildet:

„Im Auftrag des Kaisa Karl von Untaschberg müaßma heut wieda as Hobafehi treim,
Nochdem wern wieda Plakatn ausg'hängt, do kos nacha no a Nieada ois extri oschreim.
Da Pfarra vo Waackirch is a rächta a foaschta,
Dä macht jhns heut an Hobafehimoaschta.
Da Fischa, an Obaamtsrichta vo Tegasee sei Schreiba,
Dä is heut a bei jhns ois Hobafehitreiba.
Dann da kgl. Reallehra Dr. Joh. Lautnhama und der geprüfte Lehramts-Candidat Roderich Lautnhama, beide aus München,
Dö san heut a bei jhns und zwar ois Stenographistn,
Und da Distriktstechnika Köba, und da Saiara Hirschmülla vo Mieaschba ois patrollierende Velozipistn."

Die Namen dieſer Mithelfer beim Treiben ſind natürlich willkürlich gewählt; man nannte die beſtgehaßten Männer, um ihnen einen Tort anzutun, und im gleichen Atemzug Männer, an denen man in Verehrung hing (hier beiſpielsweiſe die Brüder Lautenhammer), um ihnen das Wohlwollen des Habererbundes zu zeigen.

Nun folgt die ſchier gutmütig klingende Selbſtverteidigung der Haberer, die wohl ein Jahrhundert lang mündlich überliefert blieb und nur wenig geändert wurde. Indeſſen iſt das Dietramszeller Treiben als das letzte anzuſehen, das die in Form und Inhalt gar nicht üblen Knittelverſe noch ganz brachte:

„Jatz hob's no a kloani Geduid, den ih muaß Enk heut no oiahand ſong,
Und ih denk, ih wä woi damit Nieamdn koan Schricka eijong.
Mi ſan zwar heut ſchiba nit z'nein,
Und that'n viel lieaba a ganz dahoam bleim.
Aba wenn hoit da Kaiſa Karl ſogt: Jatz machts Enk am Weg,
So müaßma glei auf und außi über Berg und Thoi, und Waſſa und Steg.
A Nieada bewaffn't ois wiea beinara Schlacht,
Und a ſo müaßma durchwandan dö finſtere Nacht.
Bei da Nacht ſiecht ma a no nix vo koan Weg,
Und a ſo müaßma oft glei a dieam durchi mittn dur'n Treck.
Die Schadarmerie hama a no gan ſcheucha,
Nit a moi öffentli ko Oana geh, ſondern mi muaßi grod ſchleicha.
Denn dö wa'n voſeſſ'n auf's Fanga,
Aba vo dö gehma weit weg, daß ihns gwiß ko Koana daglanga.
Iß da Foi, daß Oana ſchieaßt,
So hotzis ſcho gebm, daß aufara Seitn 's Lebm a Oana büaßt.
Denn, a kloas weni aufanan ſchieaßn, dös wa boi woita gmua,
Und auf etligö Kugla wa'n ſchnehi a paar a drei drübm in da ewigna Ruha.
's Zuchthaus hot a koa Barmherzigkeit üba ihns Hobafehitreiba,
Denn dös kennt nix von an Foſchttog und fraß ihns ſchö ſauba zam, wa's Pfinſta oda Freita,
Ih glab aba nit, daß ih mi do no betrüag,
Wenn ih ſog, ſo wos wa mi do no oiwei viel lieaba, 'ſwia Krieag.
Däſat Oana dö Schpitakl a ſo oi öffentli b'ſchreim,
So brauchatn mi heut woi nit as Hobafehi z'treim.
Ih woaß woi, wä viel Bier trinkt, möcht a mitunta a Wei,
Und a ſo iß hoit an Ehſchtand, do wa nacha boi wieda Dan lieaba an Nandan dö Sei.
Es hot aba do oiwei Oana mit a Nieada dös Oit,
Wenn glei a dieam Oana moat, daß jahm a Nandani viel beſſa g'foit.
Es iß zwar da Ehſchtand a ſcho voſchiedn,
Denn da'r Oa thuat mit da Sein ſchtreitn, da'r Anda thuat raf'n und wieda a Nandana iß ſcho gar längſtdavo g'ſchied'n.
Drum wa's ma hoit a gar ſo viel lieab,
Wenn vo heut oh a Nieada dö Sei wieda hieat.
Denn a den Hobafehitreim do honi a garit viel Freu,
Und dazua däfma nacha anit ſei ganz ohni Schnei.
Und boi giangö no lieaba auf's Wildern,
Ois wiea do mittn bei da Nocht a ſo an Ehbrecha ſchildern.
Auf dös auſi macht jatz no a Nieada a bißl an Lärm,
Nachdem geht's nacha glei los, do ko nacha no a Jed's dös Weitare hörn."

„Jetzt folgte ca. 3 Mt. (Minuten) langes Grewöi."

Das „Grewöi", das der Dialektkenner hochdeutſch mit Krawall überſetzen wird, beſtand in einem minutenlang andauernden Schießen, Lärmen und Klappern mit den undenklichſten Lärminſtrumenten, mit Trommeln, Trompeten, Pfannen, Glocken, ſogenannten Ratſchen, leeren Fäſſern mit obligaten Dreſchflegeln dazu. Die Hauptſache aber bildete das Gewehr, deſſen Handhabung ja keinem Bauernburſchen fremd iſt und das jeder von ihnen beſitzt, wenn auch zumeiſt in aller Heimlichkeit.

Um nun die Rotte der Haberer ſelbſt zu ſchildern: man denke ſich an hundert — manchmal waren es auch bis dreihundert — Mann, von denen nicht alle ſich gegenſeitig kennen und die ſich in der verwegenſten Weiſe vermummt haben. Abgetragene Uniformſtücke, Phantaſiekoſtüme aus Kuhhäuten, Schaffellen und Strohbündeln, die zerfetzte Gala von Vogelſcheuchen, dazu ungeheuere Roßhaar- oder Wergperücken, die Geſichter mit Mehl, Ruß oder Ziegelſtaub gefärbt — in dieſer nicht gerade anmutigen Maskerade tauchte plötzlich die ganze Rotte auf. In wenigen Minuten hatte ſie kurz vor Mitternacht aus allen Windrichtungen ſich zuſammengefunden, um ſich lautlos unter vielleicht einem Dutzend Anführern zu organiſieren, Vorpoſten aufzuſtellen und auch im Innern des Dorfes alle mögliche Vorſicht zu treffen, um nicht von der bewaffneten Macht überraſcht zu werden. Mit dumpfer Stimme pflegte der Habererm eiſter die Namen der Teilnehmer zu verleſen, ſelbſtverſtändlich fingierte Namen, wie wir ſie oben bemerkten. Das wurde in früherer Zeit ſo gehalten, daß, wenn auch nur einer der in der Liſte Aufgeſchriebenen fehlte, oder das „Ja", mit dem jeder der Verleſenen zu antworten hatte, in ſeinem Klange an der Identität der Perſon zweifeln ließ, augenblicklich der Akt unterbrochen wurde und alles unverrichteter Dinge wieder auseinandereilte.

Ich habe mir vielfach von meinen bäuerlichen Gaugenoſſen erzählen laſſen, daß ſie bei Haberfeldtreiben erwarteten, die Stimme des Teufels zu hören, wenn nicht ihn ſelbſt

von Angesicht zu Angesicht zu sehen. Denn die Sage behauptet, daß immer nach Aufruf sämtlicher Namen noch die Stimme eines Ungerufenen mit „Hier" antwortet, dumpf und eisig. Das ist er! Es läuft den H.iberern eine Gänsehaut über den Rücken ... In Sauerbach, in Gaißach, in Aying und in Miesbach will man das schauerliche „Hier" gehört haben; ein alter Bauernknecht aus der Schlierseer Gegend hat mir dutzendmal das Wort vertont, immer noch mit einigem Erbleichen. Mein Lachen beleidigte ihn. Denn er wußte mir genau zu erzählen, daß immer der vor dem Erklingen der Teufelsstimme Aufgerufene im gleichen Jahre eines gewaltsamen Todes starb.

Es ist wohl nicht nötig, nun ausführlich über den Hergang eines Haberfeldtreibens zu berichten. Der Angeschuldigte hatte mit bloßem Haupte am Fenster oder an der Tür zu erscheinen und auf die Frage: „Bauer, ist Dein Haberfeld leer?" mit „Ja" zu antworten und der Dinge zu harren, die da kommen mußten, jener schönen Verse, die seine Missetaten potenzierten. Nach jeder Strophe gab es dann die bewußte infernalische Katzenmusik, die mit folgenden Worten eingeleitet wurde: „Ja, is's wahr oder nöt?" — „Wahr is's!" — „Nachat treibt's zua!" Und nun das „Grewöi".

Späterhin hat sich vieles an dem Brauche geändert. Es wurden nicht mehr sämtliche Namen verlesen, die Haberfeldtreiber konnten sich auch gegenseitig alle kennen, und eine Sistierung des Aktes erfolgte auch dann nicht, wenn ein Dutzend Burschen mehr gekommen war, als man eingeladen hatte. Auch wurde nun nicht mehr nur einem einzigen getrieben, sondern jedem anrüchigen Bewohner des Orts. Während früher die Missetäter wiederholt verwarnt und offiziell mit einem Haberfeldtreiben bedroht worden waren, verzichteten die Unternehmer der jüngsten Treiben auf dieses Zeremoniell.

Interessant ist, daß der Habererbund jeden Schaden, der durch Treiben entstand, zu ersetzen pflegte. Es ereignete sich ja oft, daß durch die Gewehrsalven Fensterscheiben zertrümmert wurden, daß sich das aufgeregte Vieh in den Ställen tödlich verletzte oder sonst irgendwelche Beschädigungen vorkamen. Dann fand wohl der Verlustträger ein paar Tage darauf an seinem Fensterbrett ein Geldpaketchen liegen mit einem Zettelchen, wie es beispielsweise Kern in seinem oberbayerischen Sittenbild (Stuttgart 1860) aufzeichnet:

„Dem X. seine Kuh und sein Füllen zu büßen,
Haben die Burschen ihre Beutel zerrissen.
Die Haberer, wo sie geschädigt haben,
Wollen auch allen Schaden tragen."

(Nach einem Original.)

Bezeichnend ist auch der folgende Fall: Das nun eingegangene „Bayerische Fremdenblatt" hatte eines Tages über ein Haberfeldtreiben in Tegernsee berichtet, in einer Form, in der die Gehaberten eine Wiederholung der habergerichtlichen Beleidigungen fanden. Das Gericht verurteilte denn auch hierwegen den verantwortlichen Redakteur zu einer Geldbuße. Und siehe da: Eines Tages kommt ein Geldbrief, dessen klingender Inhalt Buße und Kosten bezahlt und dessen Begleitbrief schlankweg sagt, „daß der Habererbund das Urteil des Amtsgerichts Tegernsee vom Soundsovielten für ungültig erklärt, den Redakteur freispreche und ihm hiemit die erwachsenen Kosten erstatte."

* * *

Ich muß noch den Schluß des im vorigen Abschnitt wiedergegebenen Protokolls zum Abdruck bringen:

„Es haben sich bei dem heutigen Haberfeldtreiben außer die Anfangs erwähnten Personen noch einige Gerichts-Personen betheiligt und zwar:
Da Bürgameischta Dr. v. Erhardt aus Münga ois Vorschtand,
Und da Bezks.-Amtmann vo Tölz ois Rath der Haberer-Companie im boarischn Hochland;
Dann da Obaamtsrichta vo Woifazaufn ois Companie-Commandeur,
Und da Obaamtsrichta vo Mieaschba ois Gedichtsrevisor und Postn-Controlenr,
Dann da Auzinga Peta vo Münga ois Gedichtsfabrikant,
Und da Schuahbräu vo Oabing ois Bierlieferant.
Dö soitn für jha Müha oisam zam mitanan lebm, Vivat hoch!

Ehe wir noch nun diesen Platz verlassen oder wieder hieher kommen, so wollen wir auch Se. kgl. Hoheit, unsern hochschätzbarsten Prinz-Regenten, Prinz Luipold v. Bayern nicht vergessen und Ihm ein dreifaches Hoch zurufen:

Er soll leben in bester Gesundheit, Vivat hoch! und abermals hoch! und noch amal, hoch!
Für heut iß jatz gar, jatz göbz Enk ei d'Ruha
Denn schnehi müaßma jatz wieda an Untaschberg zua!

Dietramszell, den 31. Oktober 1886.

Die Stenographistn Lautnhama."

Nach Schluß des ganzen Aktes blies dann einer aus der Schar auf einer Trompete das boshafte Lied: „Was man aus Liebe tut," worauf die Menge auseinandereilte.

Der Münchener Erzbischof gedachte übrigens eines Tages seiner Haberer wieder und ließ am 18. Oktober 1903 abermals einen Hirtenbrief von allen Kanzeln des Habererbezirkes verlesen, in dem er den kirchlichen Bannspruch erneuerte. Die Antwort darauf war die, daß zwanzig Tage später, am 7. November 1903, in Miesbach ein größeres Haberfeldtreiben stattfand, das durch folgendes Plakat angekündigt worden war:

„Samstag, den 4. November 1893.
Großes Haberfeldtreiben
in nächster Nähe von Holzkirchen, Bezirksamts Miesbach.

Es wird eindringlich gewarnt und darauf hingewiesen, daß das zuhörende Publikum und die Polizei in keiner Art und Weise den Haberern oder der Vorpostenlinie zu nahe tritt, damit jedes größere oder kleinere Unglück vermieden wird.

Da die Haberer diesmal gegen derartige Zusammenstöße energisch vorgehen werden, so wird es daher unter keinen Umständen ausgeschlossen bleiben, daß nicht bloß, wie in Miesbach, einem Gendarm das Gesäß weggeschossen würde, sondern auch viele Tote und Schwerbetroffene vom Platze getragen werden müßten.

Das Geheim-Komitee der Haberer."

Das Plakat wurde einige Zeit vorher nachts in vielen Ortschaften angeschlagen; der angegebene Ort war selbstredend nicht der Schauplatz des Unternehmens. Lediglich um die Gendarmerie zu täuschen, hatte man Holzkirchen genannt. Das Treiben fand in Miesbach statt, wo ein Jahr vorher ein großes Treiben das Wiederaufleben des Habererbundes verkündigt hatte. Damals gab es auch eine Katastrophe: ein Gendarm wurde durch einen Schuß schwer verwundet.

Die Polizei hatte einen sehr schweren Stand; die Nachforschungen nach den Übeltätern waren nicht nur gefährlich, sondern auch geradezu aussichtslos. Kein Mann des Geheimbundes verriet den andern, und jeder wußte mit bäuerlicher Schlauheit so täuschend den Unwissenden zu spielen, daß mangels jeglichen Beweismaterials eine Überführung schier ausgeschlossen war. Ein Jahr später endlich gelang es, den Schleier zu lüften, und die Miesbacher Affäre endete am Schwurgerichte mit etwa dreißig Verurteilungen von einem bis zu vier Jahren Gefängnis.

Aber es wurde doch unentwegt weiter getrieben, und die Jahre 1894 bis 1897 konnten die überhaupt frechsten Haberergerichte verzeichnen. Die Polizei indessen arbeitete nun glücklicher. Von den großen Treiben zu Sauerlach und Poing konnten so ziemlich alle Teilnehmer ermittelt werden, die mit geradezu exemplarischen Strafen bedacht wurden. Der Bauer Vogl von Waal, genannt der Taxer von Waal, erhielt im Jahre 1896 als Haberfeldmeister neun Jahre Zuchthaus, allerdings nicht wegen des Haberfeldtreibens allein, sondern auch wegen Meineid und wegen verschiedener Sittlichkeitsverbrechen. Der Taxer von Waal war also als Sittenrichter kein Mann von hoher persönlicher Sittlichkeit, der sich anmaßen durfte, über seine Gaugenossen in moralischen Dingen zu Gericht zu sitzen. Es war weit und breit in der Miesbacher Gegend bekannt, daß der Taxer zu Waal das Volksempfinden auf das nachdrücklichste zu beleidigen verstand und das auch sehr oft tat. Vergehen rohester Art wider die Religion waren des Taxers Lieblingsgewohnheiten. Dieser Mann durfte also von den bäuerlichen Sittenrichtern kaum als Hauptstütze gewonnen werden, wenn das alte Volksgericht dadurch in seinem Werte nicht bedeutend beeinträchtigt werden sollte. Der Taxer starb denn auch im Zuchthaus zu St. Georgen, nachdem er eine ganze Reihe von Bauern ins Elend gestürzt hatte. Unter diesen befand sich auch der Bürgermeister Steingräber von Sauerlach, der sich zur Teilnahme an dem großen Sauerlacher Haberfeldtreiben vom 26. zum 27. Oktober 1897 hatte verleiten lassen. Das heißt: der Bürgermeister war durch dritte Personen gewonnen worden, den Haberern das Bier zu liefern, ohne das es ja bei einem Haberfeldtreiben nie abging. Diese Unterstützung und die Mitwisserschaft brachte dem Bürgermeister drei Jahre Gefängnis ein, die er nicht überlebte. Mit Entsetzen rief der Mann während der Schwurgerichtssitzung aus: „Wann i g'wußt hätt', daß da Taxer dahinter steckt, nia hätt' i nur an Finger für dös Treib'n g'rührt!"

Eine ganze Reihe von vermöglichen Bauernburschen des Oberlandes sind im letzten Jahrzehnt nach Amerika ausgewandert, als sie den bittern Ernst der gerichtlichen Verfolgung erkannt hatten. Der Polizei war es auch gelungen, einen der Haberfeldmeister zu ermitteln, den Bauer Balthasar Killi, den Sohn des Bürgermeisters von Egmating. Dieser Killi gilt als der letzte der Habermeister, deren es im ganzen Isarwinkel zwölf gegeben haben soll. Professor Sepp meint, das Amt der Habermeister sei hauserblich gewesen, und tatsächlich waren auch die jeweiligen Besitzer der Schmiede in Max Josefstal an der Leizach, der jeweilige Lederer von Feldkirchen, der jeweilige Müller von Mühltal und der Wirt von Tarching bei Valley Habermeister. Als einen der hauptsächlichsten Habermeister benennt Sepp den Obermaier von Fischbach bei Maxlrain. Indessen ist über die Organisation kein klares Bild zu gewinnen, da keiner der Haberer die intimeren Angelegenheiten des Bundes ausplaudert.

Aber wie Sepp, der nun neunzigjährige bayerische Gelehrte und geborene Isarwinkler, in der Hauptsache nur Vermutungen anstellen kann, so ist es heute geradezu unmöglich, die Organisation des Haberfeldbundes zu schildern. Ich nehme an, daß schätzungsweise an dreitausend Bauern noch vor etwa sechzig Jahren richtige Mitglieder des Bundes waren, und daß vielleicht doch auf einem Dutzend besonders alter Höfe der Haberfeldmeisterrang erblich war. Von allen den Haberern indessen, die im letzten Jahrzehnt vor dem Münchener Schwurgerichte standen, ist kein einziger durch Abkunft oder Besitz in einem solchen bäuerlichen Range, daß man hinter ihm einen der Haberfeldmeister vermuten könnte. Die, welche das Gericht als solche annahm, sind lediglich als

Rädelsführer zu betrachten, die die Allgemeinheit aufstellte, als das Institut der Haberfeldmeister längst nicht mehr bestand.

Um hier von dem Balthasar Killi wieder zu reden: Dieser letzte „Haberfeldmeister" war erst neunundzwanzig Jahre alt, als er sich an die Spitze der Haberer stellte, die im Herbst des Jahres 1895 zu Poing und Sauerlach trieben. Er war ein ebenso langer wie gutmütiger Mensch und organisierte das Habern im Sinne der Vorväter. Ein Recht dazu war ihm von seiten des Habererbundes wohl kaum verliehen worden. Dennoch mußte er die angemaßte Würde mit neun Jahren Gefängnis büßen. Erst im letzten Frühjahr wurde er wieder frei, nach völliger Heilung von der fixen Idee, daß jedem unreifen Bauernburschen das Recht zur Volksjustiz zustehe. Als Killi ins Gefängnis kam, glaubte man das Habererwesen als aufgehoben betrachten zu dürfen, um so mehr, als die Haberer alten Schlages von einem Treiben überhaupt nichts mehr wissen wollten und die jungen haberfeldbegeisterten Burschen selbst sich keinen Führer mehr wußten.

* * *

Und nun die neue Mär: Am Samstag, den 20. Oktober vorigen Jahres, um Mitternacht in Neukirchen bei Miesbach ein Haberfeldtreiben! Etwa zwanzig Leute, von denen man keine Spur hat, ließen durch den Rugmeister dem Pfarrer, dem Lehrer und dem Bürgermeister des Ortes sehr derbe Worte sagen. Aber als sie den drei Delinquenten die ersten arg gepfefferten Strophen gelesen hatten, läutete der Mesner Sturm, und die Haberer stoben auseinander. — Mit einigen Zweifeln fuhr ich nach Miesbach, um den Fall genau zu erfahren. Richtig: es haben sich gegen halb ein Uhr nachts etliche zwanzig Männer — oder Bürschchen? — auf einer Anhöhe in Neukirchen versammelt, etwa dreihundert Schüsse, darunter auch scharfe, abgegeben und dann ohne den üblichen Namensaufruf und die einleitenden Verse mit den Rugstrophen begonnen. Um einem Sturmläuten vorzubeugen, hatten sie an beiden Kirchentüren die Schlüssellöcher verstopft, dabei aber die Türe zur Sakristei übersehen, durch die dann der Mesner nach dem ersten Krawall zum Glockenhause gelangen konnte. Der Mesner läutet Sturm — aus ist das Spiel. Zwei Männer, ein benachbarter Wirt und ein Torfstecher, werden nachts noch von der Gendarmeriepatrouille auf dem Felde aufgegriffen. Sie wollen Zuschauer gewesen sein — nichts ist ihnen zu beweisen.

Übrigens qualifiziert sich dieses „Treiben" nicht als richtiges Habern. Die ganze Aufmachung entspricht nicht der gewohnten, und die Organisation war schlecht. Jedenfalls erscheint die Neukirchener Affäre mehr als eine rohe Radauszene unreifer Bauernburschen, denn als Haberfeldtreiben, wenn sie auch prinzipiell als solches verfolgt und geahndet werden wird — falls die Schuldigen erwischt werden. Das Bezirksamt ist vorderhand in der Weise gegen die unbekannten Haberer vorgegangen, daß in Neukirchen sämtliche öffentliche Unterhaltungen, wie zum Beispiel Tanzveranstaltungen, verboten wurden. Und nun kommt das Merkwürdigste: Am 18. November wurde in den Bauerndörfern Biberg und Schönau in der Nähe von Rosenheim durch Plakate ein größeres Treiben angekündigt, gegen einen Geistlichen, für den das Treiben hauptsächlich geplant war. Die Sache hat indessen nicht stattgefunden. Und heute, da der Schnee auf den Feldern liegt, ist es nicht mehr zu erwarten, da die Bauern sich nicht durch Schneespuren verraten wollen.

Überhaupt sind diese letzten Habererversuche lediglich eine Bestätigung dafür, daß der Habererbund zu existieren aufgehört hat seit dem Moment, da er seine Führer verlor. Es handelt sich heute nur um Versuche, einen alten Brauch wieder zu beleben, über dessen Walten und Geheimnisse zuviel der Legenden in allen Bauerndörfern Oberbayerns im Schwange sind, als daß nicht hier und dort eine Gruppe radaulustiger Burschen sich berufen fühlte, als neue Sittenrichter auf dem Plane zu erscheinen, gefürchtet und bewundert.

Der Friedhof.

Seht, das Städtchen liegt zu unsern Füßen,
Das uns Wandernachtasyl verheißt.
Eh der Abend uns zur Ruhe weist,
Laßt uns noch die Toten hier begrüßen.

Welch ein stiller Ort, dahin wir kamen,
Welcher Frieden! Und der Sonnenstrahl
Leuchtet noch auf Kreuz und Totenmal
Und vergoldet manchen fremden Namen;
Namen fremden Klanges, die uns rühren,
Zahl und Spruch, Lebwohl und Wiedersehn!
Aber, Freunde, jetzo laßt uns gehn,
Daß wir uns ins Dunkel nicht verlieren.

Herbergsruh und Morgen. Und nun schreiten
Wir die Gassen und den Markt entlang.
Seht doch, Brüder, wie auf unserm Gang
So bekannte Namen uns geleiten!

Jedes Schild will uns den Willkomm geben,
Jeder Name klingt uns sanft vertraut,
Vater, Mutter, Bruder, Schwester, Braut ...
Und die Toten führen uns durchs Leben.

Hugo Salus.

Ohm Peter. Von Max Dreyer.

XXXVI. (Schluß.)

Es kamen Tage, die Ellen wieder ganz zum Kinde machten: das war die Adventszeit.

Da hatte sie nur Gedanken für den Tannenbaum. Allen wollte sie etwas schenken, und der Ohm mußte immer tiefer in den Säckel greifen.

Aber er tat es mit lachender Freude ob ihrer Glückseligkeit.

Vater Wittmüs und Mutter Wittmüs, die Pastorsleute, auch Vater Karsten natürlich — sie alle sollten etwas haben.

Für die aber, die sie besonders lieb hatte, machte sie eigene Arbeiten. Das waren der Ohm, Ewald und Jum und Jim. Da gab es soviel schöne Geheimnistuerei. Da gab es das ganze Zauberspiel der Erwartung und Überraschung.

Mit schweren Nebeln zog die Adventszeit daher. Und in den Nebeln zogen die Märchen. In die Schummerstunden kauerte sich Ellen mit dem Ohm. „Erzähl mir von dem wilden alten König. Der da im Hünengrab schläft, unten am Reddewitzer Kreuzweg."

„Das war König Floke Langhaar. Von den Königen des Nordens war er der Siegreichste und Blutigste. Die Küsten der nordischen Länder zitterten vor seinen Schiffen. Man sagte, er sei so hoch und mächtig, daß die Zeit nicht Hand an ihn zu legen wage. Das Alter rührte nicht an sein wallendes braunrotes Haar. Aber damit hatte es seine eigene Bewandtnis: König Floke färbte sein Haar mit Blut. Nicht mit dem Blut von Tieren, mit Menschenblut. Und ein besonderes Menschenblut mußte es sein. Nur das Blut von schönen jungen Frauen konnte er gebrauchen für seine eigene Jugend und seine eigene Schönheit. So ist manche Königstochter für ihn gestorben, die er geraubt oder auch als Weib gefreit hatte. Und jetzt gewann er Sigrid, König Gorms Tochter, zu eigen. Die war so schön, so kindlich zart und von so munterer Holdseligkeit, ihr konnte er nichts zuleide tun. Und sie ward ihm lieber als sein eigenes Leben. So versäumte er, das Mittel für sein Haar und seine Jugend anzuwenden. Und das Alter, das er so lange ferngehalten hatte, kam nun mit einem Male über ihn. Als eines Tages Sigrid auf seinem Schoße saß, da stemmte sie die Arme gegen seine Brust: ‚Pfui, was bist Du für ein garstiger, alter Mann! Ich kenne Dich nicht! Wo ist Dein goldenes Haar? Wie ein Eisbär bist Du. Und Dein Haar ist nur als Pelzkragen etwas nutz.' Da erstarrte sein Blut, und dann kochte es auf in tödlichem Zorn. ‚Den Kragen will ich Dir bereiten!' Und er knotete eine Strähne um ihren Hals, dann sprang er in die Höhe und stand steil und fest. Sigrid zuckte in der Schlinge und verzuckte wie an einem Galgen. Da aber kroch das Grauen in sein Mark. Irr wurden seine Sinne. Niemand durfte die Tote von ihm lösen. Mit ihr legten sie ihn ins Grab. Aber wenn die Nachtstürme des Winters über den Hügel ziehn, dann steigt er empor und schüttelt wild sein mächtiges Haupt. Wir alle haben ihn gesehen. Und in seinen Haaren hängt ein zarter Leib und fliegt in dem Sturm wie eine Puppe. Weißt Du noch, wie die Haare flogen das letzte Mal?"

Ein wohliges Gruseln schlich über sie her. So waren sie wie zwei Kinder, die allein durch den Wald tasteten.

Wenn aber die Lampe gekommen war, die warme Traulichkeit dieser dunklen Tage, dann konnte es zwischen den beiden recht munter hergehen. „Wir wollen noch was Lustiges aushecken, für Jum und Jim," sagte die Kleine. „Zwei Hampelmänner, die sich ganz gleich sind! Und die müssen zusammen sein. Und wenn man dran zieht, schlagen sie sich in die Nasen und stecken sich die Zunge aus. Und die Nasen bluten."

Digitized by Google

„Und das Blut leckt ihnen auf die Zunge."

„Eks!"

„Ja, Du bist gut! Und das nennst Du Friedensfest."

„Dann sollen sie sich umärmeln und sich küssen."

„Jum und Jim küssen sich!"

„Das ist doch ulkig!"

„Wenn sie so was von sich sehen, dann prügeln sie sich gewiß."

Ellen ließ nicht locker, die beiden sollten ihr Ebenbild haben.

„Sie sind ja selbst ihr Ebenbild," sagte der Ohm. „Und wie soll man das machen — Hampelmänner? Wie wär' das aber, wenn wir sie schnitzten!"

„Ei ja, das wär' fein!"

„Das Untergestell aus Holz. Und Du machst die Kleider dazu. Und die Köpfe aus Kartoffeln."

Ellen klatschte in die Hände.

Und dann wurde in dem Kartoffelbestand von Mutter Wittmüß grausame Verheerung angerichtet.

Zwei Uhren in gleichmäßigem Gang zu halten, ist schwer. Aus Kartoffeln zwei zum Verwechseln ähnliche Köpfe zu machen, ist schwerer. So gab es denn bei dieser gemeinsamen Schnitzerei und Bastelei viel scherzhafte Mühe. Wollte einer verzagen, half ihm kindlicher Spaß wieder auf den Sprung.

Unterweilen kam es, daß Ellen ernsthaft wurde, nach der Uhr sah und mit irgendeiner Ausrede in ihr Zimmer schlüpfte. Dazu machte der Ohm ein ahnungsloses Gesicht, ihr die Überraschungsfreude nicht zu stören.

Wenn er dann so allein saß, nach dem kindlichen Beieinander, wenn er ihrer gedachte, wenn seine Augen auf ihrer Tür ruhten, so stiegen wieder die Schatten in ihm auf, die Vorboten der unbarmherzigen Helle, die selbst noch schlimmer und unbarmherziger waren, als die Wahrheit selbst.

Dann sprang er wohl auf und warf sich in den Abend und wehte durch die Nebel, hinunter zur See, und er irrte hinein in zeitloses Dunkel.

Oder er stürzte zu Hacke und Karre, da er gerade jetzt, wo der Frost noch nicht im Boden saß, an einer Verbesserung des Gartenlandes arbeitete, dessen Sand er mit Lehm und Humus mischte.

Und er schlug in die Erde mit fast feindseligem Grimm, als wäre sie es, die ihm alles Leid ansänne. Und er karrte die hochgetürmte Last keuchend in Mühseligkeit, obgleich er kaum noch den Weg sehen konnte.

Dann ward es ihm leichter unter der Last: es war doch sein Land, was er trug, seine Erde, sein Eigen! Nein, nein, nichts was ihm feindlich war. Etwas, was es gut mit ihm meinte, was ehrlich und treu seiner Arbeit den Lohn gab.

Und er blickte jetzt, wenn er verschnaufte, fest und still auf den Lichtschein, der aus Ellens Fenster zog. Da saß sie und arbeitete an einem Geschenk für ihn. An einem Paar Morgenschuhen oder sonst etwas. Er sah ihr stilles, liebes Gesicht. Und ihre weichen Lippen, die kaum geöffnet zu der Arbeit summten, wie es ihre Art.

Bald wird es Zeit, daß sie den Tisch deckt. Das tut sie mit all ihrer wichtigen Emsigkeit. Und dann tritt sie auf den Balkon und ruft ihn zum Abendbrot.

Gut ist das alles, und auch nicht gut. Und wenn das neue Jahr anhebt, geht sie fort von hier.

Gut ist das. Oder ist es das nicht?

Er schlägt in den brüchigen Lehm, die Hacke ächzt unter der Wucht seiner Hände. —

Auch hatte diese Adventszeit Stunden, die die ganze Angst des Christentums über Ellen brachten.

Das war ein anderes Gruseln als vor dem Märchennebel, das war ein Grauen, wenn sie in der Dämmerung an den Ohm sich klammerte und ihre junge Seele in fragender Not zu ihm rief: ich soll und muß glauben — wenn ich den Glauben nicht habe, komm' ich in die Hölle — damit straft mich der liebe Gott, das droht er mir an — und mein Glaube soll doch frei sein und freiwillig, nicht aus der Furcht und kein blinder Gehorsam!

Und wenn er dann ihren Kopf streichelte und ihre Hände, sagte sie glückhaft versunken: „Wie seltsam das ist! Ein Mensch ist gut zu mir — und die Furcht vor Gott ist nicht mehr da."

Und dann bat sie den Ohm: „Du bist

Lektüre.

Gemälde von Carl Spitzweg.

Photographieverlag der Verlagsanstalt Fr. Bruckmann in München.

im heiligen Lande gewesen. Du hast an dem Brunnen gesessen, wo Christus saß. Erzähl mir von dem Brunnen und von dem Lande."

Und der Ohm erzählte.

„Es war Abend, als ich an dem Brunnen saß. Da, wo die Sonne untergegangen war, zog sich ein tiefgelber Schein. Will man die Klage malen, braucht man diese Farbe. Klar und weit war die Luft. Und darum war die Einsamkeit so groß. Abseits vom Brunnen standen ein paar träumende Ölbäume. Vor dem Abendschein, dem klagenden Gelb, hob sich eine schwarze Zypresse. Um ihre Spitze kreiste lautlos immer und immer ein einsamer dunkler Vogel.

„Als er dann in den Schein hineinflog und langsam in ihm versank, war ich ganz allein.

„Und da hab' ich zum erstenmal etwas gefühlt, wovon ich bis dahin nichts gewußt hatte. Und wenn es einen Namen haben soll, muß ich es Heimweh nennen.

„Ich hatte damals gewiß nichts Trauriges in mir. Gerade in jenen Tagen ging es mir besonders gut. Ich hatte Freude an der Jagd, und kurz vorher war es mir geglückt, im Libanon einen Klippschliefer zu schießen.

„Und hier ertrank all, was an Reiselust und muntrer Zufriedenheit in mir war, in einer Tiefe, die mir sonst fremd gewesen.

„Heimweh mag es heißen. Es war nicht die enge Sehnsucht nach Hause — ich hatte ja auch kaum eines — nach der gewohnten Umgebung, nach deutschem Wort und deutschem Wald. Es schritt weiter und weiter — durch die Zeiten hindurch, durch die Ewigkeit, die war, durch die Ewigkeit, die wird, hinein in die Himmelsräume, hinauf zu den Sternen. Das Heimweh des Lebenden — zugleich nach des Lebens Urgrund und des Lebens Ziel. Ein Weh, das eigentlich kein Schmerz ist, denn es trägt seinen Glanz in sich. Es ist wie eine glückliche Träne.

„Hier war es, wo der Heiland leibhaftig zu mir kam, der Sohn unserer lieben Frau, unser lieber Freund. Leibhaftig saß er bei mir am Brunnen.

„Ist er nicht selbst das große Heimweh?

„Wer seine Augen gesehen hat, weiß es. Das Heimweh, die große Stille.

„Jetzt fahren sie große wissenschaftliche Kanonen auf und schießen Viktoria in die Welt, ob ihrer Entdeckung, daß Christus ein bloßer Mensch gewesen sei.

„Was ist das, ein bloßer Mensch?

„Sie reiben sich die Hände und setzen sich mit breitem Wohlgefallen auf ihre breite Seßhaftigkeit und sagen mit schmatzendem Gleichmut: Nun haben wir ihn. Und haben ihn gerade nicht. Denn was ist das alles als eine neue Begriffsprotzerei?

„Das ist das Vergängliche. Das alles sind Worte. War das Wort zu Anfang, ist es auch am Ende — wo aber bleibt das, was über Anfang und Ende ist?

„Das Heimweh ist der Odem der Ewigkeit."

Von dem allen sprach der Ohm zu ihr, so faßlich er es ihr geben konnte. Und sie nahm es an sich und empfand, was er empfand.

Dann hüllten die Mysterien sie in ein sanftes Glück, das dem Schlummer nahe stand und den Träumen. Und er hielt sie stillatmend an seiner Schulter.

XXXVII.

Am Weihnachtsabend braunte zum ersten Male ein Tannenbaum in Ohm Peters Hause.

Er blickte mit Ellen verloren in den Lichterglanz, und jedes Licht war ihm ein Erlebnis. Erlebnisse aber machen nicht froh: die guten nicht, weil sie gewesen sind, die schlimmen nicht, weil sie einmal waren.

Und nachdenklich wie er war die Kleine. Der Gedanke, der all jene Tage in dem ahnungsvollen Nebel der Vorzeit dieses Festes geschlummert hatte, reckte sich jetzt in der Helle wieder hervor: daß sie nun fort müsse, bald, ganz bald, man konnte die Stunden zählen.

Die Freude des Tages hatte einen schweren Stand, mit diesem Gedanken fertig zu werden. Endlich aber zwang sie ihn doch. Und getragen von dem Entzücken über die Geschenke des Ohms, gehoben von der Wirkung ihrer eigenen Gaben auf ihn wie auf Vater und Mutter Wittmüß, dachte Ellen an das,

was ihr heute abend noch bevorstand. Sie sollten noch ins Pfarrhaus kommen. Jum und Jim warteten ihrer dort. Und noch einer. Auch Ewald würde da sein.

Sie ging mit so fröhlich federndem Schritt in den Winterglast hinein — die Sterne funkelten über ihnen, ihr Funkeln war so, als sprächen sie freudig untereinander. Auf die Erde hatte der Himmel Schnee gestreut, als leichten, losen Schmuck, nicht mehr als sie brauchte für ihr weihnachtliches Kleid. So war es ein prächtiger Gang durch die Felder.

Als sie ins Haus kamen, stürzten ihnen Jum und Jim nicht entgegen wie sonst. Da gab es schon ein Stutzen.

Die Jungen traten gemessen auf sie zu. Gemessen gaben sie ihnen die Hand.

Welt, wo ist Dein Humor? Jum und Jim sind feierlich geworden. Jum und Jim sind gemessen und wohl erzogen.

Als der Ohm sie aber näher betrachtete, fuhren seine Blicke entsetzt zurück: sie — war es möglich! — sie sahen sich ja nicht mehr gleich! Jum und Jim sahen sich nicht mehr gleich!

Welt — wo ist Dein Humor geblieben?

Wie soll es noch ein Lachen geben auf dieser Erde! Jim und Jum sind sich unähnlich geworden. Jim hatte eine Narbe auf der Stirn — Jum nicht. Und es war, als ob auf diesem leuchtenden Weg die Unähnlichkeit Zugang in das ganze Gesicht gefunden hatte. Ja — ja — ja — ganz verschieden waren die Züge, ihr Leben, ihr Spiel — ganz leicht zu unterscheiden für jedermann!

Fassungslos verkroch sich Ohm Peter in sich selbst, die den beiden zugedachten Kartoffelmännlein behielt er als witz- und bedeutungslos geworden in der Rocktasche. Und klagend tauchte er wieder aus sich hervor. Jum und Jim — was ist aus Euch geworden! Nun war es nicht mehr schön auf dieser Welt.

Ellen hatte die Erschütterung schneller überwunden. Sie suchte nach Ewald — und fand ihn nicht.

Vater Karsten, der wie alljährlich auch heute ein Weihnachtsgast des Hauses war, erzählte ihr, sein Junge verlebe den Heiligabend und den ersten Festtag auf besonderen Wunsch der gnädigen Frau in deren Familie. Erst am zweiten Feiertag käme er her.

Des Vaters Stolz war größer als seine Sehnsucht. Ellen aber senkte traurig den Kopf. Und es lag wie ein Schatten auf diesem ganzen Weihnachtsabend im Pfarrhause. Die Kinderstimmen wollten nicht hell erklingen.

Hermann der Musterknabe hatte sich mit seinen Büchern in eine Ecke verkrochen und hielt sich versteckt vor aller Welt. Und die beiden Kleinen blieben auch wie abwesend in ihrer gedämpften Sittigkeit, den Eltern zur Freude, dem Ohm zu ehrlichem Herzenskummer.

Wie war es nur möglich, daß Stadt und Magisterschaft die beiden so verstört und zugerichtet hatten! Als hätte er es damals beim Abschied verrufen! Mit Hermann war es ja allerdings ähnlich gekommen. Und die beiden ließen sich außerdem jetzt gegenseitig selber im Stich. Da sie sich selbst voneinander entfernten, wie sollten sie sich wieder zurechtfinden!

Frau Brigitte strahlte dafür in blanker Zufriedenheit. Dann und wann war es Peter Brandt, als wechsele sie mit den artigen Kleinen bedeutsame, geheimnisvolle Blicke, die auf ihn hinzielten. Sollte hier noch eine Überraschung ans Licht wollen?

Das gute Abendessen besänftigte seine Unruhe. Dann aber geschah etwas — Peter Brandt hat es niemals vergessen.

Er hatte mit den Jungen gescherzt, hatte ihnen spaßhafte Verse aus seiner Schulzeit gegeben:

Hic, haec, hoc,
Der Pauker hat 'n Stock.
Is, ea, id,
Was will er denn damit?

Da hinten in ihren Augen saß doch noch der alte Kobold! Nur daß die brutale Plötzlichkeit des neuen Daseins ihn verschüchtert hatte! Und der Ohm gab die Hoffnung nicht auf, daß ihre alte struppige Kraft einmal aus der Begossenheit wieder hervorkriechen würde, sich schüttelnd und den andern in die Augen spritzend.

Da gab ihnen die Mutter das Zeichen fürs Schlafengehen. Sie verabschiedeten sich brav. Dann baten sie mit einer auffälligen Eindringlichkeit, die Mutter

Digitized by Google

möchte ihnen doch wie früher etwas ſingen, wenn ſie im Bette lägen.

Und Frau Brigitte tat es dann mit einer Bereitſchaft, die ſich ſelbſt betonte.

Die Schlafſtubentür wurde offen gelaſſen, ſo wie es immer war.

Erſt ſang ſie ein Weihnachtslied. Und dann — ihre Stimme wurde lebhafter — ein Schlummerlied.

Ihre Stimme wurde lebhafter — obwohl es ſich für ein Schlummerlied gehört hätte, daß ſie ſich noch mehr verſchleierte.

Und Peter Brandt traute ſeinen Ohren nicht. Dann ſträubte ſich ihm das Haar, und das Entſetzen kroch ihm über den Rücken. Er wollte aufſpringen, er wollte mit den Fäuſten dreinwettern, wollte alles in Trümmer ſchlagen — und er ſaß wie gelähmt.

Er wollte aufſtöhnen vor Schmerz, und ſeine Lippen ſtarrten geöffnet, eiſig und ohne Laut.

Das ihm! Und er wollte lachen aus der Höhe ſeiner Schmerzen, aber er blieb in der ſtarren, ſtummen, dumpfen Duldſamkeit.

Sie ſang ihr Schlummerlied nach einer Weiſe, die er gefunden hatte. In ſeinem erſten Tonwerk ſtand die Melodie.

Da hatte Frau Brigitte ſie herausgeriſſen und ſich zurechtgeſtutzt. Und hatte ſie dann an Worte verkuppelt — an Worte nach ihrer höchſteigenen Beſtimmung.

Und damit hatte ſie ihm — ihm! — eine Weihnachtsfreude zurüſten wollen.

Frau Brigitte — Du zartfühlendſte der Frauen!

Das ſtarrende Grauen aber ließ ihn hellſeheriſch alles erfaſſen, wie es gekommen war.

Die Jungen waren mit in dem Komplott. Ihr Penſionsvater war ein alter Profeſſor, ein Muſiknarr und Notenſammler. Der hatte eins von den unglückſeligen ſiebenundzwanzig Exemplaren aufgetrieben. Und ſo war Peters Weihnachtsfreude zuſtande gekommen.

Nun ſtellte ſich doch eine lächelnde Wehmut bei ihm ein. Und eine klare, erlöſte Trauer, wie man ſie empfindet, wenn jemand geſtorben iſt, der an ſchwerer, unheilbarer Krankheit litt.

Frau Brigitte war für ihn überwunden. Er hatte mit einer Art Zärtlichkeit an ihr gehangen. Jetzt war das begraben. Und die Trauer, mit der er ihr nachſah, hatte etwas Getragenes und Schwebendes, etwas Freies und Leichtes.

Er ſah auch nicht mit Grauſen dem Augenblick entgegen, wo ſie wieder hereinkommen und den Dank von ihm heiſchen würde.

Und jetzt trat ſie wieder ins Zimmer — täuſchte er ſich oder lugten die beiden Jungen durch den Türſpalt, ſeiner Rührung gewärtig? — und ſie ging in einer gewiſſen holden Beſchämtheit, die um ſo erwartungsvoller ſich ausnahm, an ihm vorüber; in Karl Chriſtians knochigem Geſicht aber ſtand ein breites, forderndes ‚Na?‘ —

Peter Brandt ſagte kein Wort. Er fühlte, wie peinlich denen ſein Schweigen war, fühlte es an ihrem Räuſpern und ſich Drehen — aber er blieb in der Stille —

Ellen hatte ihm abgewandt geſeſſen. Sie hatte nichts von ſeiner Qual geſehen. Und das war gut. Er hätte ſonſt zerren müſſen an ſeiner Pein — ſo konnte dieſe ruhig in die Welt blicken und ſich ausleben und ungeſtört ſich erhöhen zu einem feſten, frei ſchauenden Zorn. Zu einem reinen Zorn, der lachen kann und verzeihn.

Dieſen Zorn ſah jetzt Ellen in ſeinen Augen. Und ſie forſchte unruhig, was geſchehen war.

Er aber hatte juſt ſeine Freude daran, wie die beiden Paſtorsleute immer noch druckſten, um ein Wort von ihm herumſchlichen und ſelber keins ſagen mochten — in ihrer Zartheit.

Ja, ja, in ihrer Zartheit!

Endlich aber wurde es in Karl Chriſtian doch zu ſtark, und er ſtieß die Frage heraus: „Nun, Peter Brandt — haben Sie nichts gemerkt?“

So viel ehrliche Unbeholfenheit war darin, Peter behielt ganz ſeine klare Ruhe, und faſt war er verſucht, mit einem leichtfertigen: ‚Ja, es war wunderſchön — und ich danke auch vielmals!‘ der Sache ein Ende zu bereiten.

Was wußten ſie von ihm? Was begriffen ſie von ſeinen Schmerzen?

Und sie meinten es ja gut. Diesen Wappenspruch der heiligen Bequemlichkeit — warum ließ er ihn nicht über sie wehen, hier im Pfarrhause, am Abend des Friedensfestes?

„Er hat's ja gemerkt!" sagte jetzt Frau Brigitte, die die klügeren Augen hatte. Und es steckte eine Schärfe in diesen Worten, etwas von getäuschter Hoffnung und gekränktem Stolz.

Da meinte der Ohm mit kühlem Ernst: „Wir wollen es gut sein lassen."

Nun aber regte sich ihr Stolz um so heftiger. Und bitter warf sie hin: „Ja, ja — natürlich! Seine Melodien sind zu schade dafür, daß sie gesungen werden."

Jetzt begriff Ellen, was geschehen war. Sie zuckte auf, sie ahnte, was sie dem Ohm damit angetan hatten.

Gib es auf, Peter, sprach der zu sich selbst. Sie sind aus einer andern Welt. Was wollen hier Worte? Er preßte alles zurück und hielt sich still.

Aber Karl Christian hielt sich nicht still, er, der sich als Mittler wohl fühlte. „Sie haben uns ja einmal auseinandergesetzt, daß Sie das Lied nicht für voll ansehen. Wir wollten Sie durch Sie selbst eines besseren belehren."

Peter lächelte leise.

„Wir haben diese wundervolle Stelle" — „Stelle" sagte er — — „in Ihrer Symphonie gefunden, ‚cantabile' setzen Sie selbst dazu; sie lebt einem im Herzen und will wieder heraus, und da singt man sie. Als Schlummerlied gab sie sich uns, und die Worte stellten sich mühelos ein."

„Die Worte stellten sich mühelos ein" — so sagte Karl Christian, und Peter lachte.

Aber es drang doch eine Güte aus dem, was Pastor Willers zu ihm sprach, und Peter sah lange in die ehrlichen Augen, die ihm lieb waren, bis er nicht anders konnte, als seine hohe Schweigsamkeit verlassen, die nicht durch Hochmut Karl Christian weh tun mochte.

„Wir wollen uns nicht wieder in hitzige Worte stürzen," sprach Peter Brandt. „Wir wollen uns nicht übereinander beklagen."

„Dazu haben Sie auch Anlaß!" erklärte Frau Brigitte, die mit dabei sein mußte.

„Nein, nein. Ist alles meine Schuld. Man darf nicht verraten, was man in sich hat. In der Seele muß es bleiben, in der Stille. Im Fühlen muß es seine Gestalt haben. Was nach äußerer Gestalt verlangt, nach Lumpen und Plunder, nach Papier, Leinwand, Tinte und Töpferton und Darmsaiten — gleichgültig, was damit geschieht! Ganz gleich, was die andern damit machen."

„Ja so," sagte Brigitte. „Jetzt sind Sie so weit, jetzt möchten Sie die Kunst einfach aus der Welt schaffen!"

„Sie würden besser sagen, ich möchte die Welt aus der Kunst schaffen, auf daß sie rein bleibe!"

„Das ist auch wieder so etwas —" antwortete der Pastor mit Kopfschütteln.

„Ja, Karl Christian, so etwas ist das —" Und Frau Brigitte rang die Hände dazu. Peter aber bat mit klarer Friedfertigkeit: „Jetzt wollen wir es wirklich lassen."

Und sie ließen es. Aber ein trostloser Unmut lag über dem Rest des Abends. Sie fühlten alle, daß sich hier eine Kluft befestigt hatte. Grau und trostlos blieb auch der Abschied, den sie nahmen. So war der Weihnachtsabend dieses Jahres im Mönchguter Pastorenhause.

Schweigend gingen der Ohm und Ellen heimwärts durch die stille Winternacht.

Zärtlich schob sich die Kleine an seine Seite. Sie fühlte, daß von dem Schmerz noch etwas in ihm nachzitterte.

Sie war so froh, daß sie alles Quälende mit ihm fühlen durfte. So froh auch, daß sie das, was er dachte und empfand, wo ihr Verstehen zu schwach war, doch mit ihrem Ahnen umschließen konnte. Und darein zog sich doch eine Trauer über die unerbittliche Ferne seiner Gedanken.

Wie damals, als er dort im Pfarrhause über das Lied so harte und kalte Klarheit breitete, fühlte sie sein Wesen mit einem wehmütigen Staunen. Eine klagende Bewunderung geleitete ihn in seine vereinsamte Unbarmherzigkeit.

Das Kind sah ihn höher und höher steigen, dahin, wo nichts Grünes mehr scheint, wo keine Blume atmen kann, wo nichts lebt außer ihm, dem Wanderer, der hier nicht leben kann.

Digitized by Google

Ihm fehlte etwas, das fühlte sie deutlich. Und bald deutlich, bald dämmernd ging es durch ihre Mädchenseele: ein Mensch fehlt ihm, der es so gut, so gut mit ihm meint, wie es ein Herz nur kann! Der ihn mit all seiner Zärtlichkeit hält, dessen freudige Sorge nicht von ihm läßt.

Sie — sie selbst — wie hing sie an dem Ohm! Aber das war nicht genug für ihn. Und wer war sie denn? Du lieber Gott — sie — ein dummes Ding! Ein Nichts.

Vielleicht gar eine Störung für ihn und ihm lästig. Würde er sie sonst wohl mit so bereitwilligem Gleichmut fortlassen?

Jetzt drückte er ihre Hand. Sie fühlte darin, was er dachte: daß sie ihn verstand nach ihrem schwachen Vermögen, daß sie treulich sich zu ihm hielt, daß sie seines Geistes Kind war. Und ihr Glück war groß. Aber darum mußte sie doch fort von ihm!

Immer trauriger versank sie in sich selbst. Er hatte ihr so viel gezeigt. So viel hatte er ihr gegeben. Und jetzt, wo ihr immer Größeres durch seine Weisung aufgehen sollte, mußte sie fort.

Wie sollte das bloß werden? Wie sollte sie da in Genf unter den Pensionsgösseln sich und ihre Habe bewahren?

Das war ein Weihnachtsabend. Was hatte sie sich auf ihn gefreut! Und jetzt? Seine Lichter, seine Sterne waren Tränen.

XXXVIII.

„Was? Der Bengel ist seit gestern hier und läßt sich nicht bei uns blicken! Das wäre mir neu! Dann wird er einfach geholt."

Der Ohm hatte bei Ellen traurige Augen gesehn. Und nun schickte er Vater Wittmüß mit einem Brief zum Lehrer Karsten, wenn sich Ewald nicht endlich heute am dritten Festtag einfände, dann käme er, Peter Brandt, selbst angerückt und kriegte den jungen Herrn beim Kanthaken.

Ellen bat darum, daß die Botschaft unterbleiben solle. Wenn er nicht von selber käme — nachlaufen wollten sie ihm doch nicht! Aber aus ihrem Zorn hörte der Ohm mehr Klage als Stolz, und Johann Wittmüß ging.

Am Nachmittag machte Ewald seinen Besuch. Sie sahen ihn schon von ferne. „Donnerwetter! Pikfein! Schmeißt der Bengel einen Schatten!" rief der Ohm, und es war nur ein harmlos-kräftiges Sichverwundern. Als der junge Mann aber bei ihnen eintrat und Peter Brandt sich ihn aus der Nähe besah, da wurde für diesen bei allem guten Willen ein ehrliches Mißbehagen daraus. Nur Ellen blieb noch in der Verwunderung, die kein Urteil sprach.

Ewald war ein Weltmann geworden. Sein Selbstgefühl so hoch wie sein Kragen. Mit einer wehmütigen Zärtlichkeit dachte die Kleine der schiefen Absätze, die er bei ihrem ersten Zusammensein getragen hatte.

Und nun sprach er. Von sich und nur von sich. Unaufgefordert und mit gewählter Langsamkeit, wie sie dem Wichtigsten gebührt. Zwischendurch schlich eine Bescheidenheit, eine lauernde, die das Lob hervorlocken wollte.

Der Ohm schüttelte sich. Aber er hielt sich zusammen.

„Die gnädige Frau hat mir ein Studio einrichten lassen. Drei Stunden am Tag unterrichte ich die Jungs. Die andere Zeit habe ich für mich."

„Du studierst Theologie, nicht?" fragte Ellen.

„Nein. Immatrikuliert bin ich ja. Aber ins Kolleg gehe ich nicht."

Das waren Tatsachen, die dem Ohm sonst unbedingt gefallen hätten. Aber wie der Junge sie aussprach, das nahm ihnen alle Weihe. Es war nichts Frisches darin, weder Ehrlichkeit noch Renommisterei, es war eine kokette Überlegenheit, die Peter Brandt noch Schlimmeres ahnen ließ. Er sah Ewald mit festen Blicken ins Gesicht. In den großen blauen Augen irrte ein Schatten.

„Und die gnädige Frau bezahlt alles?" sagte er hart. Seine Blicke hielten den Jungen fest.

„Ja — ja." Ewald sah zum Fenster hinaus. „Das heißt, ich habe sie ja gemalt. Und für das Bild hab' ich nichts gekriegt. Alle sagen, es wäre gut. Daraufhin hat mich auch Professor Döhring als Schüler aufgenommen. Es wird nicht lange dauern, dann hab' ich Aufträge, so viel ich will."

„Malst Du nur Porträts?“ fragte jetzt Ellen wieder.

„Ja. Damenporträts. Dafür hab' ich am meisten Talent. Und damit ist auch am meisten zu machen.“

Was er sagte, war schlimm. Aber noch schlimmer war, wie er es sagte.

Der Ohm stand auf. Er sah sich Ewald noch einmal an, der suchte vor den packenden Blicken Heil auf seinen glänzenden Stiefelspitzen.

‚Der Junge ist geliefert. Rettungslos. Nun, was kümmert's mich!‘ Peter Brandt ging hinaus auf den Balkon. Der klare Frosthauch drängte sich an ihn mit herber Zärtlichkeit. Die Sonne war hinter die Hügel versunken. Stille war in den Breiten. In den abendlichen Glanz des Westens flog lautlos ein Entenpaar. Als es verschwand, war kein Leben mehr in der Luft außer dem Herdrauch des nächsten Hauses.

Was lag ihm an dem Jungen? Was war ihm dessen Untergang? Und doch — eine Hoffnung war bei ihm gewesen. Eine Hoffnung, die der Jugend anhängt und ihren Kämpfen zujauchzt. Kampflos versank hier eine Jugend. Und ob ihn nichts Inneres an dies Schicksal band — weiß Gott, der Junge hatte ihm im Grunde von jeher widerstrebt! — es war ihm doch, als schwebe eine Trauer durch die dämmernde Zeit, weil wieder eine Kraft aus seiner Welt gegangen war. Und er war nicht mehr reich, denn er war alt.

Jetzt dachte er daran, wie sich Ellen wohl mit dem jungen Herrn abfinden würde, dessen schöne Augen in ihre Träume kamen. War es gut, daß er sie allein mit ihm ließ?

Und er machte Miene wieder hineinzugehen. Aber er blieb. Er hatte deutlich eine eifersüchtige Angst verspürt, und darum blieb er, ebenso fest und ebenso deutlich gegen sich selbst.

Wenn sie sich nicht allein mit Ewald abfand, wie hätte er, der Ohm, ihr helfen können? Und hätte er ihr helfen wollen, wenn sie sich so von ihm verlor?

Aber schon reckte er sich auf und sah klar in die klare Luft. Er wußte so gewiß, daß sie mit dem Jungen fertig werden würde, gerade so wie er. Nicht so schnell wie er, aber ebenso sicher.

So wahr sie seine Ellen war, seines Geistes Kind!

Er blickte in das verklingende Sonnenlicht, in die westliche Ferne. Dorthin würde sie ziehn — fünf Tage waren es noch. Dann ließ sie ihn zurück. Er war wieder allein. Seine Einsamkeit hatte er dann wieder, die er nicht aufhören konnte zu rühmen als sein höchstes Gut.

In fünf Tagen nahm sie Abschied von diesem allen. Er schüttelte den Kopf dazu und zog es doch an sich wie das Notwendige. — — —

„Du bist blaß geworden in Berlin,“ sagte Ellen. „Strengst Du Dich auch zu sehr an mit dem Malen?“ Sie zeigte ein echtes Bedauern, sie wollte die alte Vertraulichkeit wieder.

„Ach, das ist bloß so die Berliner Luft.“ Er drehte den Kopf. Dann aber sah er ihr groß ins Gesicht. „Du bist so frisch und so stattlich. Eine junge Dame.“ Seine Blicke glitten an ihr nieder, unbewußt erschrak sie davon und strich sich mit beiden Händen über Kleid und Schürze.

„Dummes Zeug!“ sagte sie ärgerlich — worüber ward ihr nicht klar. Aber es gab hier etwas, was sie störte. Und sie rettete sich in das, was früher war.

„Weißt Du noch, wie wir damals in den Dünen saßen? Du hast mich gezeichnet. Und Lieder hast Du mir vorgesungen. In dem einen ist einer ertrunken. Und das andere war lustig. Weißt Du das noch?“

„Ob ich das weiß!“

„Singst Du immer noch so schön?“

„Ich hab' seit der Zeit nicht mehr gesungen.“

Das war gelogen, aber es klang, wie nur die Wahrheit klingen kann, so schauerlich süß, und seine großen Augen blickten aus so wehmütiger Tiefe, ihr junges Herz erbebte davon. Er fühlte seine Macht und rückte ihr näher. Und erzählte ihr, wie oft er an ihr Beisammensein hätte denken müssen. Dabei nahm er ihre Hand in die seine, die hatte eine weiche, feuchte Lauheit, daß es ihren klaren, festen, kleinen Fingern unbehaglich in ihr wurde und sie sich ihr entzogen.

Nun hob er die Hand zu ihrem Kopf und faßte ihr Haar, und näher beugte

er ſich ihr — ſtarr blickte ſie in ſeine Augen, da ſah die Unberührtheit etwas darin, wovor ſie ſich verſchloß, und Ellen ſtieß ihn zurück, gerade wie ſeine Lippen ſich an ihr Geſicht preſſen wollten.

„Ohm! Ohm!“ rief ſie laut und ſprang in die Höhe.

Da war der Gerufene ſchon bei ihnen. Und er ſah gerade noch, wie ſie den Jungen von ſich gehalten hatte.

Peter Brandt ſtand eine Weile mit geballten Händen, dann wandte er ſich, holte ruhigen Schrittes den Hut des Gaſtes und gab ihm den wortlos in die Hand. Ewald nahm den Hut mit irrenden Augen. Dann ging er zu ſeinem Mantel, verbeugte ſich und verließ eilig die Halle. Dabei wurde kein Wort geſprochen.

Der Ohm riß die Fenſter auf. „'raus mit dem Parfüm der gnädigen Frau.“

Dann trat er friſch zu Ellen, die zwiſchen Traum und Leben hilflos eingekeilt war. „Komm, Kleine, wir gehen noch eine Stunde an den Strand. Wir haben Oſtwind. Wir kriegen ſtärkeren Froſt. Die Sterne freuen ſich ſchon.“

XXXIX.

Nach dieſer Austreibung einer geſchminkten Seele blieb in Ellen gleichwohl etwas wie eine Lücke. Und wenn die Erinnerung die ausfüllen wollte, dann war ſie mit Ewald nicht in dieſer letzten dumpfen, ſchwülen und trüben Stunde. Dann ſtreiften ſie durch die Dünen, ſein Lachen war rein und geſund, und in ſeinen großen Augen war nichts weiter als die Schönheit.

Ganz andre Gedanken aber waren es, die jetzt in Ellen die Herrſchaft führten. Sie mußte ihr Bündel ſchnüren. Sie ſollte von Mönchgut Abſchied nehmen.

Der Ohm tröſtete ſie, ſo gut er's vermochte. „Nicht die Ohren hängen laſſen, kleine Ellen! Freue Dich doch! Kommſt doch jetzt 'raus in die ſchöne Welt.“

„Die ſchöne Welt — die iſt hier.“

„Ja, wenn Du es ſagſt, Du weltbefahrene Dame! Laß Dir erſt mal von den Firnen des Montblanc Gut Nacht wünſchen, Du mein kleines Heimchen, Du!“

„Aber Du biſt doch auch lieber hier, als in Genf. Und den Montblanc — den mag ich nicht, der macht ſich ſo wichtig. Von dem muß man immer wiſſen, wie hoch er iſt. Er kann mir gewogen bleiben mit ſeinen 4800 Metern — oder ſind es 8400?“

Der Ohm legte mit komiſch gewichtigem Ernſt die Hand auf ihren Scheitel. „Sieh mal, Kind, es iſt doch auch höchſte Zeit, daß etwas Ernſtliches für Deine mit Recht ſogenannte Bildung geſchieht.“

„Ach nein.“

„Und Tante Amalie genannt Amélie, wird das ſchon in ihre bewährte Hand nehmen.“

„Ich halt' es nicht aus — ich weiß es, daß ich es bei ihr nicht aushalte, — ich laufe weg — auf die Montblanc-Gletſcher lauf' ich — oder nein —“

„Nein?“

„Hierher zu Dir!“ Ihr Kopf ſuchte ſeine Schulter.

„Sei ſo gut.“ Der Klang ſeiner Stimme wurde feſter und kühler. „Die Sache iſt doch ernſt. Und Du biſt ein großes Mädchen.“

Sie ſenkte den Kopf. „Ja. Ich will vernünftig ſein,“ ſagte ſie mit weher Gefaßtheit.

Da ſprach er ihr wieder freundlich zu. „Wenn Du brav biſt, beſuche ich Dich vielleicht einmal.“

„Das — das willſt Du! Das willſt Du tun! O Ohm!“ Sie ſchlug in die Hände und rang ſie mit freudigem Entzücken.

„Ich führ' Dich auf den Montanvert und zeig' Dir das Mer de Glace, und wenn Du ein tapferes kleines Mädchen biſt, führ' ich Dich hinein in das Eismeer und hinüber.“

„Ja, ja! Das ſollſt Du! Du ſollſt ſehen, daß ich tapfer bin. Und jetzt wird mir der Abſchied nicht ſo ſchwer!“

Sie kramte heute am Vorabend der Reiſe in ihren kleinen Habſeligkeiten ohne Seufzen und ohne Tränen.

Dann lief ſie zu Vater Wittmüß in ſein Laboratorium und erzählte ihm von der Schweiz und dem Montblanc: das wär' ein Berg, der wär' viele Meilen hoch, über die Wolken ginge er, und wenn man da oben ſtände, könnte man nach den Sternen greifen. Und der Ohm

würde hinkommen, und dann ſtiegen ſie beide hinauf und griffen nach den Sternen.

„Das is recht," ſagte der Alte. „Un wenn Du da oben büſt, denn ſtraak man den alten Mond mal von mir über. Un ſag' ihn man, Johann Wittmüß ließ ihn ſagen, daß er einglich in den letzten Jahren reichlich viel geſchienen hätte, un davon wär' bei uns die Aalfiſcherei ümmer ſchlechter geworden. Un er ſollte man dreiſt 'n biſchen weniger ſcheinen."

„Ich will's beſtellen!" ſagte die Kleine munter.

Jetzt aber wurde der Alte wiſſenſchaftlich betriebſam. „Was ich von der Schweiz geleſen habe, da ſoll es ſo ſchnurrige Dierter geben — Murmeltiere heißen ſie. Wenn Du mir davon einen greifen könnſt oder ſo, das wär' fein."

„Das mach' ich, Vater Wittmüß."

„Denn greif' man lieber gleich zwei. Aber 'n Bock un 'ne See muß es ſein."

Da ſchwand doch ein wenig der Kleinen Zuverſicht. „Ich will's verſuchen." Dann aber lehnte ſie ſich auf gegen dieſen verkniffenen Weltverbeſſerer. „Wer weiß, was Du mit den armen Tieren anſtellſt. Du biſt imſtande und bringſt ſie mit Meerſchweinchen zuſammen."

Da leuchteten die Augen des Alten liſtig auf. Ja, ja, ſo ein Meermurmelſchweintier! Das wäre aller Schöpfungen Krone! — — —

Der nächſte Tag gehörte den Abſchiedsbeſuchen. All den Menſchen, die ſie kannte, wollte ſie Lebewohl ſagen, und all den Stätten, die ihr lieb geworden waren.

Ins Pfarrdorf begleitete ſie der Ohm. Aber er trat nicht bei den Paſtorsleuten mit ein. Er ging inzwiſchen an den Strand des Boddens und unterſuchte das Eis, ob es zum Schlittſchuhlaufen trug. Er dachte, daß Jum und Jim ſich hier bei ihm einfinden müßten. Aber ſie kamen nicht.

Ellen erzählte ihm dann, die beiden hätten wohl Miene gemacht, zu ihm hinauszulaufen, dann aber hätte die ärgerliche Verwunderung der Eltern darüber, daß er draußen geblieben war, ſich auch den Jungen mitgeteilt, und ſie hätten geradezu förmliche Geſichter aufgeſetzt.

Ja, ja, daß er das vergeſſen konnte! Jum und Jim — die gab es doch nicht mehr!

Auch ſei der ganze Abſchied kühl und klanglos verlaufen. Nur der Paſtor hätte ihr — auch er indeſſen mehr lebhaft als warm — mit kräftigem, ehrlichen Händedruck chriſtliche Ermahnungen auf den Weg gegeben.

„Er iſt ein guter Kerl. Und gut meinen ſie's alle. Aber — na ja. Und die beiden Kleinen, der — der — Kurt und der Fritz, ſo heißen ſie, glaub' ich, paß auf, jetzt iſt es entſchieden, die werden über kurz und lang gerade ſo wie Hermann."

„Glaubſt Du das?"

Der Ohm nickte mit unverhohlener Wehmut. „Im Paſtorenhaus hab' ich jetzt nichts mehr zu ſuchen. Und Dir blutet das Herz auch nicht gerade nach ihm."

„O nein," ſagte Ellen und hängte ſich an ſeinen Arm.

In der Dorfſtraße trafen ſie Fine, Lehrer Karſtens altes buckliges Dienſtmädchen. Die erzählte ihnen ungefragt, daß Ewald ſchon am Tag nach dem Feſt wieder abgereiſt ſei, Herr Karſten aber wäre heute nach Putbus gefahren.

„Schade," meinte die Kleine. „Vater Karſten hätt' ich gerne adieu geſagt."

Der Gedanke an Ewald kam und ging.

Und nun ſchritten ſie über die Wieſen, denſelben Weg, der ſie das erſtemal zuſammen ins Pfarrhaus geführt hatte.

„Hier bin ich damals beim Rüberſpringen mit dem Fuß ins Waſſer geraten." Jetzt war der Graben zugefroren.

Und hier war dies und hier war das. All die Erinnerungen zog Ellen herbei und umkleidete damit geſchäftig den Abſchied, der ſie immer härter und kälter an die Hand nahm.

Je enger aber die Notwendigkeit ſie einſpannte, um ſo ruhiger wurde ſie, um ſo klarer und ergebener. Sie reifte in dieſer Stunde. Und wie ſie beide in der Halle ſich gegenüber ſaßen, ſah Peter ſo viel fraulichen Ernſt auf ihrem Scheitel liegen, daß er in ſcheuer Verwunderung aufzitterte. Und der Schrecken einer Sehnſucht durchfloß ihn in ſtoßenden Wellen.

Als ſie dem Abſchied widerſtrebt hatte,

Mittagsruhe.

Gemälde von Geza Vastagh.

wie hell und fest waren seine Gedanken darauf losgesteuert! Und nun, da ihr eigener Wille sich auf diesen Weg begab, wie zog es ihn kreuz und quer in Nebel und Irre!

Was wollte dieser letzte Abend nur von ihm! Er fühlte das Entbehren, er fühlte all die Träume voraus, die die Entfernte wieder herbeiziehen wollten in die Freude, in die Wünsche seiner Blicke —

Er suchte ihre Augen, ihre Kinderaugen und fand ihre Lippen, die rot waren und so anders als die Augen —

Bei ihm war die Qual. Und sie wuchs, so wie letzte Stunden mit all ihrer dunklen Fruchtbarkeit die Qual ernähren.

XL.

Peter stand auf dem Balkon, um sich die Winterkälte, den Sternenhimmel über sich.

Nun trat Ellen zu ihm heraus.

Die Luft schwieg voll Andacht, denn der Abendstern segnete sie mit seinem Glanz. Auf einer leuchtenden Bahn wallte und schwebte diese Andacht ihnen entgegen. Ellen wies auf den Lichtstreif, der zu ihnen herniederging. „Das ist wie eine Straße."

„Ein Weg ihn zu gehen und ein Ziel."

Dann waren sie still. Und dann sagte Ellen: „Morgen früh!" Darin war nun doch der Klang eines bangen Herzens. Der Ohm aber sah zum Abendstern.

„Und Du bringst mich nach Stralsund?" fragte sie zärtlich.

„Ja." Aber seine Augen gingen die Lichtbahn.

Da blickte auch sie wieder zu dem Stern hinüber. „Er hat von allen das schönste Licht."

„Das tiefste und das frohste."

„Immer wenn ich ihn sehe, werde ich an Dich denken — an uns beide. Auch sonst noch so oft. Aber dann besonders."

Jetzt waren Tränen in ihrer Stimme, und sie sprang auf, als wollte sie sich in Sicherheit bringen.

„Ich will vernünftig sein, Ohm. Du hast so oft den Kopf über mich geschüttelt. Das sollst Du nicht mehr. Und Du sollst freudig an mich denken."

Seine Blicke lösten sich von dem Stern. Und Ellen plauderte weiter: „Wie lange dauert es groß, dann sehn wir uns wieder. Dann komm ich wieder zu Dir, Du! Und bleib' immer bei Dir! Ja, das tu ich." Sie faßte seine Hand. „Nicht? Wir Beiden! Wir beiden Alten."

„Gott segne Deine Jahre!" Er sprach es mit rauher Munterkeit.

Sie umschlang seinen Arm. Er reichte ihr nur die Hand. Da blieb sie eine Weile vor ihm, als erwarte sie einen freundlichen Gruß. Er aber regte sich nicht. So wandte sie sich zum Gehen.

Doch im Gehen drehte sie sich um nach ihm, und ihre Worte hatten den alten Klang: „Wenn Du willst, komm noch an mein Bett und sag' mir Gut Nacht."

Er sah in dem Sternenschein ihre großen, weichen Augen. Sie ging. Er blieb, wie er stand, und war ohne Leben. Nur ein großes Schaudern war in ihm.

Da kriecht etwas durch die Finsternis. Es zittert die Nacht. Schwillt und wogt und drängt. Es zittert die Nacht.

Die Zeit — diese eine Stunde — sie füllt sich mit allem Schweren, mit allem Grauen. Die Stunde will zerbersten von ihrer dunklen Fülle.

Und Peter Brandt steht noch immer auf demselben Fleck, die Augen auf den Weg des Kindes, ins dunkle Haus gerichtet. Sie gehen durch das dunkle Tor, sie ziehen ihn nach sich durch das dunkle, schwüle, brauende Tor —

Hinterrücks drängt es durch die Nacht, hinterrücks schwillt es gegen ihn und packt ihn und stößt —

Da reißt er sich um, jäh, mit zornigen, drohenden Augen —

Was ist da hinter ihm? Was wagt sich so an ihn? Was will ihm die Nacht? Was will ihm diese Stunde, durch die das Grauen des Geschehens sich wühlt?

Nichts ist in der Nacht! Es ist nicht die Tat, was durch die dunkle Stunde bebt! Kein Geschehen — nichts, nichts ist in der Nacht! Die reine, stete Lichtbahn des Abendsterns herrscht über sie. Seine Augen fliegen auf diese Straße, erst noch unsicher in irdischem Zittern, dann fest und freudig, und sie irren nicht von ihr ab.

Sie dürfen nicht — sie müssen auf ihr bleiben — sie müssen — sie wollen — sie wollen —

Digitized by Google

Sie können nicht anders. All seine Sinne sind in das Licht geschlossen, atmen das Licht und schwingen in ihm.

Das ist ein Schwimmen, ein Schweben, ein Fliegen! Wann ist er so frei, so stark und so froh gewesen wie jetzt in dieser Lichtfahrt? Wann hat je die Lächerlichkeit des Leidens so weit hinter ihm gelegen?

Und es ist ein Jauchzen in ihm, wie es nur die Heimat geben kann. Hinter ihm bleibt die Fremde.

Immer tiefer sinkt das alte Land; immer kleiner werden seine Dinge. Wie drollig sie sich ausnehmen, alle diese breiten Wichtigkeiten der Erde, auf die er lächelnd hinabblickt.

Da sind seine ersten Verse — da ist sein Abiturientenexamen — da ist seine erste Mensur — und da, der Zeit nach von diesem das allererste, sein erster Kuß. Sie war die Tochter eines Maurerpoliers, hatte Sommersprossen und hieß Alwine.

So schwimmen — immer so zu schwimmen — um sich das Licht und vor sich den Stern —

Und immer ferner der Staub der Dinge. Vater Wittmüß, guter alter Kerl, das ist alles wirklich und wahrhaftig weiter nichts als Fliegenschmutz. Nur daß der eine weißer ist und der andere schwärzer —

Vater Wittmüß — Mutter Wittmüß — Jum und Jim — Karl Christian Willers —

Karl Christian — Du und Deine kleine Menschheit —

Aber das Heimweh bleibt —! Die Heimat — die große Heimat —

Jum und Jim — ihr treulosen Kerle! Was wird nun aus Euch werden, die Ihr Euch so verlangsamt habt in weicher Sanftmütigkeit. Du Jim, Du wirst mal Direktor einer Sekundärbahn. Und was Du wirst, Jum? Prokurist einer Wattefabrik — ja ja —

Und immer weiter schwindet das alte Land. Frau Brigitte! Ob es auf dem Stern Klaviere gibt? Und singende Pastorenfrauen?

Jetzt — ein Krampf durchzuckt ihn — ein Schmerz — hat er die Grenze zwischen den beiden Ländern durchschnitten — ist es der letzte Gruß aus dem Reich der Schmerzen?

Was bleibt nun noch bei ihm? Nichts — doch! Doch! Das eine doch.

Sie — sie hat mit ihm zu dem Stern sich aufgesehnt. Sie liebt den Stern und weiß seinen Weg. Ellen, das Kind.

Da war etwas gewesen, das wühlte sich schaudernd vor sich selbst zwischen ihn und das Kind, das wollte ihm das Kind rauben — etwas Wildes und Trübes — in dem Lichtschein hat es keinen Raum —

Ellen, das Kind. Er hat sie an seiner Sehnsucht teilnehmen lassen. Sie weiß vom Heimweh. Und ist sein Kind geblieben.

Der Stern — sie kennt ihn und liebt ihn und gehört ihm zu. Und sie weiß seinen Weg.

Der Stern — wie nahe er vor ihm ist. Wie schnell geht dieser letzte Teil der Fahrt. Wie brausend und sausend —

Eine Lichtflut — sie ist das Brausende — wie Orgelschwall tönt das Licht — und jetzt klingt eine Geige — der Mutter Geige — der Mutter Hand — — —

XLI.

Um Mitternacht war es, da ging Vater Wittmüß nach seinen Marderfallen. Da sah er auf der Bank des Balkons die Gestalt — eines Beters gehobenen Kopf, gegen die Wand gesteift — die Arme leblos gestreckt — die Augen schlafend.

Langsam ging er hinauf mit sachten, wundergläubigen Schritten. Dann packte er die Gestalt und schüttelte sie, wie nur Johann Wittmüß schütteln konnte.

Die Winternacht war emsig dabei, aus dem Leib, dessen Seele in Sternennähe flog, eine Statue zu machen. Jetzt störten zwei rohe Hände alle Bildkraft. Alle Linien wurden durcheinander geworfen. Ein Taumelnder hob sich auf tastende Füße. Seine Augen irrten zurück in das irdische Dunkel. Halb getragen wurde er in die Halle geschafft, dann an den Ofen gesetzt und in Decken gehüllt. Noch war die Sternennähe bei ihm, daß er kein Wort sagte. Und als der Alte ihn zu Bett brachte, ließ er das ruhig geschehen, wie ein Kind, dessen Augen in der Ferne sind.

Am andern Morgen aber nach tiefem

Schlaf waren seine Augen wieder treu und fest bei den harten Dingen dieser Welt. Doch weil von dem Sternenlicht eine Sicherheit in ihnen war, gaben sie frei ihre ganze Zärtlichkeit.

Ellen aber beitete all ihre abschiedswehen Sinne in diese Innigkeit seiner Augen. Schwer hatte sie in der letzten Nacht geträumt; am Morgen war sie so verschlafen, daß Mutter Wittmüß sie nur mit Mühe auf die Beine brachte.

Mit großen traurigen Augen blickte sie immer wieder in die Wirklichkeit. Dann nahmen die vielen kleinen Reisebesorgungen sie hin, und die ruhige Geschäftigkeit des Ohms mahnte sie, gefaßt zu sein. Und es gelang ihr, alle Tränen niederzuzwingen, als Bauer Kliesow mit seinem Wagen vorfuhr, als sie Vater und Mutter Wittmüß Lebewohl sagte, als sie die Wand des Hauses zum Abschied streichelte. Wie sie dann aber, ehe sie den Wagen bestieg, noch einmal in den Garten eilte, sich etwas Erde mitzunehmen, fielen doch, als sie das hartgefrorene Stück mit kindlicher Nachlässigkeit in ihr Taschentuch knüpfte, ein paar Tropfen darauf.

Und wie sie dann durch den Wald fuhren, da kam wieder eine Erinnerung nach der andern.

„Hier war es, Ohm, wo Du damals an unsern Wagen trafst. Bei dieser großen Birke. Ich hab' sie so gut behalten. Sieh, drei schwarze Knorren sind dran. Sehen aus wie Vogelnester. 's sind aber Auswüchse." Sie sprach lebhaft und viel, um den Schmerz zu übertönen.

Doch tiefer und immer tiefer ward ihr Kummer, daß die Worte drin ertranken. Und nun saß sie still neben dem Ohm, der fest vor sich hinblickte. Er hatte schon lange geschwiegen. Wohl weil er seiner Stimme nicht traute.

Er wollte sie nicht noch weicher machen durch zärtlichen Klang seiner Zusprache. Nichtiges aber mochte er nicht sagen.

Ellen hätte sich gern an seiner schweigsamen Festigkeit aufgerichtet. Sie wollte sie als Gleichgültigkeit nehmen und sich damit die Trennung erleichtern.

Aber dann wuchs gerade daran ihr Schmerz empor. Nein, nein — so nicht! So sollte es nicht sein. Und sie suchte seine Hand und streichelte sie und faßte sie mit ihren beiden Händen. Wie er sie ansah und ihr zunickte, so hastig es war — da wußte sie, daß die Trennung ihn nicht froh machte.

Und sie gewann neue Kraft, mit ihrem Gram zu kämpfen.

Als sie in Putbus am Bahnhof den Wagen verließen, fragte Bauer Kliesow den Ohm, ob er auf ihn warten und ihn wieder mit nach Hause nehmen sollte.

„Wenn Se mit den neechsten Tog von Ollefähr werrer trügführen, finn' Se mi noch hier."

Der Ohm aber hielt ihm seine Schlittschuhe vor die Nase. „Nee, Korl Kliesow, ik loop öwern Bodden."

„Wenn dat Jis man all hölt!"

„Ja, so veel hölt dat."

Der Zug stand schon bereit. Er brachte die beiden nach Bergen. Von hier ging es dann nach Altefähr.

Die rasselnde Rastlosigkeit der Räder tat den feinen Schwingungen ihrer Gedanken weh. Und es war wie aus der Notwehr, daß sie beide wieder gesprächiger wurden.

„Wie lange dauert es, dann habt Ihr da am Genfer See den Frühling."

„Ach ja, da ist er wohl eher als hier. Und schön ist das gewiß. Aber —"

„Ende Februar war ich einmal da. Da wuchsen schon Veilchen im Freien."

„Das ist ja wundervoll. Aber so schön wie unsere Maiglöckchen auf dem Höwt sind sie doch nicht."

„Erst sehen, Kind — dann sagen!"

Sie sprachen danach über Ellens Vater, über seinen letzten Brief aus dem Hethiterland, zaghafter von Onkel Ludwig und seinen Damen, deren Gesellschaft der Kleinen nun einmal für die nächsten Tage bevorstand und an die ihre Gedanken sich gewöhnen sollten. Aber es wurde ihr bitterschwer, sich nicht zu schütteln.

Jetzt hielten sie in Altefähr und stiegen auf den Fährdampfer. Vor ihnen ragten die Türme von Stralsund sonnenbeschienen in den klaren Wintermittag.

Wie sie durch die offen gehaltene Fahrrinne der Stadt entgegenfuhren, die so frei, so wehrhaft und kampfesfreudig sich bot, hatten beide denselben Gedanken,

und Ellen sprach ihn aus: „Wallenstein. 1628.“

Der Ohm nickte ihr zu. Schon wollte er ihr froh verkünden, daß er zur selben Zeit dasselbe gedacht habe. Wie er aber ihre Augen sah, drängte er sein Bekenntnis zurück. In ihrem Blick stand es so deutlich: Sieh, ich weiß ja so viel. Ich hab' ja so viel bei Dir gelernt. Was soll ich in der Pension? Laß mich bei Dir. Ich kann ja auch noch mehr bei Dir lernen! Da wandte er sich wieder dem klaren, sicheren Städtebild zu, schweigend und fest.

Ellen aber sah zur Insel hinüber, die immer weiter zurückwich.

Jetzt betraten ihre Füße das Festland. Dort stand der Zug. Wenn der Ohm sie hineingesetzt hatte, würde er sich von ihr verabschieden. Er kehrte um und sie blieb ohne ihn.

Der Ohm reichte ihr die Sachen in den Wagen. Dann stieg er hinein zu ihr. Sie waren allein. Er nahm ihre beiden Hände, drückte sie fest und sagte einfach: „Adieu, mein Ellenkind!“

Sie wollte seine Hände küssen, das wehrte er ihr. Da warf sie sich an seine Brust, umschlang seinen Hals und zog seinen Kopf zu sich her. Und dann küßte sie ihn auf den Mund. Die Tränen liefen darüber.

Und dann umfing er sie und küßte sie und küßte sie wieder, so, daß ein Schrecken in ihren Augen starrte, dann aber leuchtete ein Glück hindurch.

Da riß er sich los und sprang aus dem Wagen, ohne die Trittbretter zu nehmen. Und er schwenkte wild die Schlittschuhe in der Luft, daß sie klirrten und rasselten. So enteilte er zum Strande.

Sie wollte ihm nachsehen. Aber die Tränen ließen es nicht. Da sank sie nieder auf die Bank und legte das Gesicht in die zitternden Hände.

XLII.

Mit machtvollem, weit ausgebendem, gleichmäßigem Stoß fuhr Peter Brandt über das Eis.

Das Eis war schwarz und klar, man konnte bis auf den Grund des Wassers sehen. Vor dem Läufer her zog ein springender, klingender Ton, lockend und froh. Und der blieb sein Vorreiter. Wollte Peter ihn einholen, er war schneller und behielt die Spitze.

Und Peter Brandt gewann den Ton lieb, der so seine Gedanken anzog und festhielt, daß sie ihm nur immer folgten. Bald klang es, wie wenn die Sense in reifes Weizenfeld schlägt, bald so, wie Rapiere aufeinander sprühen, dann war es ein deutliches Gläserklingen, von lachenden Stimmen durchwoben, und jetzt — da sprang ein kristallener Kelch in Stücke — ein halberstickter Schrei — eine Stille — und dann das alte Klingen ungestört.

Er war der einzige Läufer hier, die Polizei hatte das Boddeneis noch nicht genehmigt, und die braven Stralsunder hielten sich auf den Wiesen. Er war allein mit dem frohen, lockenden Klang. Und immer schneller flog er dem Tone nach.

Vorüber an den welligen Ufern, wo mattes Wintersonnenlicht träumend durch den Rauhreif des Baumwerks streicht, in machtvoller Schnelle dem Glewitzer Feuerschiff zu. Dann geht's auf den weiten Greifswalder Bodden, der dem Meere sich öffnet, und dann auf die See — wenn sie trägt! — Wenn sie trägt —? Ihn würde sie tragen!

Und die Kraft seiner Fahrt machte ihn froher und froher.

Noch immer kein Mensch, der ihm begegnet, kein lebendes Wesen in seiner Nähe, nichts bei ihm, als die heilige Einsamkeit und der treue, singende Klang. Jetzt ziehn ein paar Möwen über das Eis, von einem Ufer zum andern. Das Wasser hat sich ihnen verschlossen, so gehn sie landwärts auf die Weide. Dorthin, wo ein Krähenvolk auf dem Acker hockt, richten sie den Flug.

Und nun leuchtet dort am Ufer eine fremde, warme Farbe in diese Winterwelt — da auf dem eingefrorenen Ewer — ein roter Fleck — eine Kappe ist es — ein kleines Mädchen darunter — sie wippt von einem Fuß auf den andern — hält die Hände unter der Schürze — und erzählt sich was mit ihrem weißen Spitz.

Und die Ufer treten immer mehr auseinander, die weite Fläche tut sich auf.

Und jetzt — Peter mäßigt die Fahrt — sein Freund, der Ton ist nicht mehr vor ihm.

Bist Du feige, Du Ton Du? Traust Du Dich nicht hinaus? Es ist dem Läufer, als bleibe der Klang winselnd zurück.

Scher Dich zum Teufel! Und das nennt sich Treue!

Mit wilderem Stoß wirft Peter sich vorwärts. Blankes, schwarzes Eis so weit er sieht. Und zu hören ist nichts als das Klirren der Schlittschuhe. Erst jetzt ist er wirklich allein, und er atmet tiefer und tiefer. So geht es eine Weile in glückseliger Gedankenlosigkeit.

Da weckt ihn ein leises Knistern, das vor ihm, hinter ihm und zur Seite springt, und das Knistern wird lauter und wird ein Knattern und Knacken.

Hallo! Da ist etwas mit dem Eis! Eine schwache Stelle. Vielleicht sind hier warme Quellen auf dem Grund. Oder hört das Eis hier nach der See überhaupt zu tragen auf?

Peter bremst unwillkürlich, aber er stoppt nicht ab, und wie er weiterfährt und dann alles ruhig unter ihm bleibt, gibt er sich den alten, weitgreifenden Schwung. Eine schwache Stelle war es, weiter nichts. Und wieder ist er in der klaren, leeren Glückseligkeit.

Und wieder weckt ihn eine Stimme, unter ihm: jetzt ist es ein Gluckſen und Gurgeln und Schluchzen. Ja ein Schluchzen, klagend und bitterlich.

Ihn stören und verwirren und quälen diese lauten Tränen. Das ist wie Abschied — das ist so wie Ellen weint.

Und nun schützt ihn nichts mehr. Der Gedanke an Ellen ist bei ihm und läßt nicht von ihm ab.

Wie kam es nur, daß er die ganze Zeit ohne diesen Gedanken gewesen war? Hatte ihn der Abschied so betäubt? Wie er sich losriß von ihr — wie er sie an sich riß — und dann von ihr fortstürzte —

Wie er sie an sich riß!

Ja, das war etwas Betäubendes gewesen. Wie er sie küßte und küßte — der Schreck ihrer Augen, der sich in Glück verklärte — und wie es ihn selbst durchströmte mit den Gluten, die das Glück austrinken wollten!

Die sehnsüchtige Seligkeit ihres jungen Mundes —

Vorbei! Das erste- und das letzemal! Nie würde das wieder geschehen! Vorbei!

Was in dem Kinde geweckt war, würde wieder einschlafen — und dann einem andern entgegenwachen.

Geweckt war — wie tief und zart er alles nehmen wollte! Oder nein, was seine Eitelkeit für Gesichte hatte! Die Eitelkeit eines alten Narren!

Geweckt — die Zärtlichkeit kindlichen Dankes hatte ihm ins Auge geblickt. Und sein eigenes, erregtes Blut hatte ihm ein weibliches Aufdämmern vorgezaubert! Bei Ellen dem Kind!

Er reckte sich und hob den Kopf und stürmte mit wilderen Stößen weiter.

Es war nichts Weibliches in ihrem Gesicht gewesen — nichts Weibliches in ihren Augen — nichts Erwachendes in ihrer Seele! Nicht einmal etwas Fragendes — nein, nein!

Und da stolperte er über einen Riß im Eise, mit allem Aufwand seiner Geschicklichkeit hielt er sich mühsam auf den Beinen. Aber der Ruck hatte ihm gut getan, und er lachte laut in die stille, klare Luft.

Wogegen kämpft er? Warum kämpft er? Warum sollte sich nicht in den Tiefen ihrer Träume die erste erwachende Stimme beflügelt haben? Warum sollte er daran nicht denken? Warum sollte er sich dessen nicht freuen, daß diese Stimme zu ihm geflüstert hatte!

Sein Schwanengesang! Damit verklang Ellen für ihn in die Ferne. Er würde sie nicht wiedersehen.

Jetzt mußte sie in Anklam sein. Dann kam Pasewalk — Prenzlau — Angermünde — Berlin.

Anklam — Pasewalk — Prenzlau — Angermünde — Berlin. Er wiederholte es gedankenleer.

Nun ja. Und er selbst, er konnte in zwei, drei Stunden zu Hause sein. Auch eher schon, wenn er noch schneller lief.

Aber er wollte nicht schneller laufen. Er wollte nicht eher zu Hause sein.

Da hantierte noch Mutter Wittmüß herum. Sie hatte Auftrag, das Haus wieder herzurichten, wie es früher war, daß es nur seiner Einsamkeit diente.

Doch sollte das Zimmer der Kleinen vorläufig so bleiben, wie es gewesen.

Vorläufig. Er konnte es jederzeit ausräumen lassen und den Mädchenkram auf den Boden schaffen.

Er dachte an das Zimmer, das blaue Wolkenreich. Und wußte nicht recht, ob dieser Gedanke es war, was die Sehnsucht nach seinem Hause so schwächte.

Oder machte er sich blauen Dunst damit vor? Fehlte ihm die Bewohnerin dieses Zimmers — ihm und dem Hause? Hatte es darum nicht mehr die alte Kraft, ihn an sich zu ziehn?

Wie konnte er sein Haus so lästern? Sein Haus, das ihn all die Zeit in so treuer Einsamkeit gehütet hatte!

War es nicht gerade diese kleine Bewohnerin gewesen, die ihm das Haus verleidete, die ihn so oft aus seinem Reich vertrieb?

Nun ward es wieder, wie es früher war. Und das war gut — und das war gut.

Er sprach es mehrmals vor sich hin, damit es die feste, harte Wahrheit werden sollte. Nun blieb ihm ein ruhiges Alter. Sein Haus und sein Land, sein Boot und sein Cello — war er nicht reich? Und hatte er nicht die See?

Die See — da hinter dem Thiessower Vorgebirge lag sie. Er wollte ihr Auge, ihr großes, weites, freies Auge.

Und hatte er nicht seine gesunden, festen Knochen und Schlittschuhe und Eis unter den Füßen?

Wie das Donnerwetter sauste er über die ächzende, knarrende, knatternde Decke.

Und nun ragte die Thiessower Spitze vor ihm auf. Da herum ging es auf das offene Meer.

Und sie war in Pasewalk. Mochte sie!

Er aber war bei Thiessow, an Mönchguts äußerstem Höwt, und lief hinaus auf die offene See.

Schlechter wurde das Eis. Und vor ihm ein Schollengeschiebe. Aber das war hier nur, wo Bodden und Meer zusammenbranden. Da hinten —

Aber da hinten war es noch krauser und wüster. Ein Trümmerfeld, das ihm den Weg verlegte.

Er fluchte, lief zur Seite und ging an Land. Er wollte die Landzunge überschreiten. Dort an dem andern Strand hatte die See ein anderes Gesicht. Da würde sie ihn willkommen heißen.

Als er die Eisen abgeschnallt hatte und sich über die Wiesen trollte, sah er auf einem Hügel mehrere Männer stehen, ein paar Lotsen darunter. Der eine hatte ein Fernrohr in der Hand.

Wie Peter Brandt näher kam, begrüßten sie ihn laut, daran merkte er schon, daß hier etwas Absonderliches unterwegs war, und Karl Reinhold Jahn, der Mann mit dem Fernrohr, rief ihm zu: „Na, Herr Brandt, Se könen von Glück seggen!"

„Wieso?"

„Dat Is hölt doch noch gor nich!"

„Nee. Un ick bün richtig vesapen. Un nu kamt all mit — nu will'n wi mien Fell vesupen, so lang as de Fisch dor noch keen Löcker in gnagt hebben!" Sie gingen in den Krug und tranken Grog.

Der Reiter übern Bodensee! Peter Brandt war voll Lustigkeit und Stärke. Der Schwabsche Reitersmann war ihm immer als einer der Übelsten von den Üblen erschienen. War das ein Reitersmann, dieser traurige Mond!

Sie tranken viel und logen noch mehr. Dann machte sich Peter auf den Heimweg. Am Seestrand hätte das Eis sich so getürmt, daß an Schlittschuhlaufen hier erst recht nicht zu denken sei, so sagten ihm die Thiessower. Wenn es auch am Lande vielleicht tragen mochte.

Das hinderte Peter aber nicht, selbst nachzusehen. Er fand es dann freilich so, wie sie's ihm geschildert hatten.

So ging er zu Fuß am Strande entlang heimwärts.

Die Dämmerung fiel, Nebel stiegen dort hinten aus dem freien Wasser und krochen über die kantigen Schollen.

Mühsam war der Weg über den gefrorenen Sand. Die Farben des Abendhimmels stickten in dem Daak. Graue Verdrossenheit schlich über das Ufer.

Peters vom Grog aufgereizte Lustigkeit ließ schwerer und schwerer die Flügel sinken.

Und wie er so weiter sich tastete, war es ihm, als schritte er aus diesem farbigen Leben hinüber in die Wüste des Schattenreichs.

Warum auch nicht? Was hatte er im Grunde zu verlieren? Und was war an ihm verloren? Wer würde groß nach ihm fragen und um ihn klagen?

Ellen vielleicht — nein sicherlich — das heißt heute und morgen noch. Dann aber — Du lieber Gott!

Nein, nein, nein — nicht dieses Hinüberdämmern, nicht dieses Sichhinausschleichen in Trübsinn und Wimmern und Wehmut! Das kann das Ende nicht sein!

Ein froher und starker Tod ist sein Ende!

Er ist kein Nebelwanderer, nein und dreimal nein! So wenig wie er ein Reiter über'm Bodensee ist. Keiner, den die Tiefe, die überflogene, zurückreißt.

Waren es keine Tiefen, worüber diese letzte Zeit ihn trug? Es ging wohl nicht über brauende Gründe betörender Qual, wo Entzücken mit Entsetzen sich wirrt?

Freundesnähe hatte ihn stark gemacht. Der Tod ist sein Freund. Er weiß es von ihm selbst, da sie mehr als einmal sich gesprochen haben.

Er glaubt an den Tod, daß er die Höhe des Lebens ist. Darum gibt der Tod ihm seine Freundschaft. Und dessen ist er gewiß: wenn er stirbt, der Tod wird ihn nicht in Niedrigkeit sterben lassen.

Stolz und stark wird sein Sterben sein. Ein kraftvoller Sternenflug.

Dank Dir, Leben, für Deine Höhe!

Schneller ist sein Schritt geworden, nun ist er nah bei seinem Hause. Nebel kriechen über das Dach, Rauhreif deckt den First. Dort aber, den Gartensteig hinunter — was schiebt sich da fort in die dunstige Ferne? Eine mächtige Frauengestalt, vor sich die Schubkarre — Mutter Wittmüß zieht um, sie schafft ihren Kram wieder in ihre eigene Behausung. Langsam schließt sich hinter ihr der Abend, so versinkt sie groß und breit und träge, ein gewaltiges Gespenst, wie eine Zeit, die gestorben ist.

Atmend hebt Peter sich auf und blickt nach oben. Da grüßt durch die fallenden Nebel ein erster Stern seine Einsamkeit. Und wie er die Tür öffnet und in die Halle tritt, klingend empfängt ihn sein Haus.

Heimkehr.

Der Halle braun Getäfel hüllt ein Flor,
Ein schwarz Gewebe deckt des Thrones Stufen.
Dumpf klagt des Hornes langgezognes Rufen,
Die Brücke sinkt, schwerfällig dröhnt das Tor.

Nun hallt's metallen wie von Rosseshufen,
Die Treppe stürmt ein banger Fuß empor.
Horch! Der Kapelle Glöckchen! — und ein Chor,
Wie Mönche sich zur Totenfeier schufen.

Stumm steht der Heimgekehrte, bleich, verwacht,
Vor Grauen lautlos, vorgebeugt, als drohten
Noch über ihm die Schwerter in der Schlacht.

Wachskerzen glühn im Kreise. Von den roten,
Bewegten Flammen tropft es schwer und sacht
Auf die verhüllten Füße eines Toten.

Melanie Ebhardt.

Berliner Bühnen. Von Paul Oskar Höcker.

Neues Theater (Hans von Kahlenberg: „Meißner Porzellan"). — Lessing-Theater (Gerhart Hauptmann: „Die Jungfern vom Bischofsberg", Ludwig Fulda: „Der heimliche König", Georg Hirschfeld: „Mieze und Maria"). — Deutsches Theater-Kammerspiele (Frank Wedekind: „Frühlings Erwachen"). — Königl. Schauspielhaus („Wallenstein-Trilogie"). — Gastspiel von Beerbohm-Tree.

Die Berliner Spielzeit 1906/1907 hat innerhalb der letzten Lustren die höchste Rekordziffer in Durchfällen zu verzeichnen. Sämtliche Favoriten haben versagt; die größte Hoffnung des dramatischen Wettlaufs um den goldenen Lorbeer erwies sich als Outsider. Sieger gab es fast nur in einigen toten Rennen.

Ein totes Rennen, mehr nicht, trotz der Premièrenbegeisterung, bot auch — soweit literarische Gesichtspunkte in Betracht kommen — das fridericianische Lustspiel „Meißner Porzellan". Unter dieser Bezeichnung sahen wir im Neuen Theater, anfangs erwartungsvoll, dann mehr und mehr geknickt, ein Ausstattungsstück aus der Zeit des Siebenjährigen Krieges von Hans von Kahlenberg (einem Fräulein von Monbart), der Verfasserin vielgekaufter pikanter Junggesellenlektüre. Ein patriotisch angeschminktes Ausstattungsstück. Ein Intrigen-, Anekdoten- und Spektakelstück. Ich müßte den doppelten Raum für meine kleine Revue zur Verfügung haben, wollte ich die verwickelte Handlung umständlich wiedergeben. Es lohnt auch nicht. Es lohnt nicht einmal, all die Anachronismen, die Taktlosigkeiten, die Unwahrscheinlichkeiten und die Unmöglichkeiten der Fabel nachzuweisen. Genug, längst veraltete, dem seligen Scribe entlehnte Kulisseneffektchen haben wieder einmal brav ihre Wirkung getan, byzantinisch gefärbte Nachprophezeiungen appellieren billig und geschickt an Herz und Hand, das historische, das stoffliche Interesse half holterdipolter über ein paar Dutzend dramatischer Klippen hinweg, die Anwendung mehrerer instruktiven Anekdoten aus dem Leben des „Alten Fritzen" errang sich die Gunst derer, die sie noch von der Schulbank her wußten. Also — wir sind in dieser Spielzeit ja so bescheiden, ach so bescheiden geworden — ein hübscher, glatter Erfolg. Aber verhehlen dürfen wir uns nicht: dieses „Lustspiel" bedeutet einen Rückschritt bis etwa hinter Gustav zu Putlitz. Nur daß Putlitz auch seinem geduldigsten Publikum keine so unsinnige Dokumentenraubgeschichte hätte zumuten dürfen, wie sie bei Hans von Kahlenberg den roten Faden bildet. Übrigens soll das so überaus artig gestimmte Auditorium der Erstaufführung kein Mißtrauensvotum erhalten: läßt man sein historisches Gefühl zu Hause, nimmt man sich vor, sich an den Mischmasch der Stilarten nicht zu kehren, überhört man verschiedene gespreizte Tiraden, die einem Geschichtsbuch in usum delphini entstammen könnten, so ist der dem „Meißner Porzellan" gewidmete Abend kein völlig verlorener. Denn es gibt viel zu sehen fürs Geld. Sogar schauspielerisch ganz Annehmbares. Eine Episode z. B., die des alten Kottwitz, vom jungen Christians derbchargiert hingehauen, amüsiert, auch Schmidt-Häßler als Alter Fritz bietet eine recht gute Schauspielerleistung — („Wie er sich räuspert usw.") — die Hauptsache ist und bleibt aber die glänzende Ausstattung. Soldatenaufzüge mit preußischem Drill, im dritten Akt ein Mummenschanz, bei dem ein Ballettkorps von zierlichen Figurantinnen nach Meißner Porzellanmustern eine Menuetteinlage tanzt — daher der Titel — als lebendes Bild zum Aktschluß ein Anklang an den bekannten Menzel „Bon soir, messieurs!" und wundervolle, stilgerechte Kostüme. Hätte man aus „Meißner Porzellan" eine Operette gemacht — bei der ja kein Mensch verpflichtet ist, den Text zu verstehen — so wäre mit diesen Mitteln allein der Erfolg gewiß noch größer gewesen. Am meisten würde sich's ja zum Ausstattungsballett geeignet haben. Ganz ohne Text. Wir haben so viel schlechte Schauspiele und so wenig amüsante Balletts.

Wenn schon eine so kleine Erscheinung auf dem Parnaß wie die kritiklose Skandalchronistin der Offiziers- und Lebewelt vom literarischen Hochmutsteufel irregeführt wird in der Wahl der Kunstgattung, was soll man da erst zum dramatischen Fehltritt unseres Größten sagen?

Gerhart Hauptmann büßt mit seinem letzten totalen Abfall seine Überschätzung der Schauspielbühne, die ihn für die Erfordernisse der verschiedenen literarischen Ausdrucksformen blind und stumpf gemacht zu haben scheint.

Der Dichter hatte da den Stoff zu einer hübschen, feinen, kleinen Erzählung von vier lieben Landtöchtern und ihren unschuldigen Herzenswirren. „Die Jungfern vom Bischofsberg" hätten jedenfalls eine reizende Novelle abgeben können. Die epische Form hätte den Dichter berechtigt — und gezwungen — die Geschehnisse psychologisch zu vertiefen, die Charaktere logisch zu entwickeln. Der Stimmungszauber, den Hauptmann zweifellos empfunden hat, als er die niedliche Idee aufgriff, wäre dann zur Geltung gekommen. Seiner Erzählung hätte sich der Dichter nicht zu schämen brauchen. Es hätte ein apartes

kleines Kunstwerk werden können, das manchen lärmenden Theatererfolg der letzten Spielzeiten überdauert hätte. Statt dessen bekamen wir ein schlechterdings unmögliches Lustspiel zu sehen. Ist es denn wirklich so ehrenvoll, wirklich so verlockend, all seine Kunst der Welt der Kulissen zu opfern? Die Form ist's, an der diese Arbeit scheitern mußte. Zu schade, daß Hauptmann, der doch im „Apostel" und im „Bahnwärter Thiel" eine vielversprechende Erzählungskunst verraten hat, diesmal nicht lieber zu einer vornehmen Gemeinde stiller Buchleser sprach, statt zu dem Premièrenpöbel, der den überwiegenden Teil der Hörerschaft im Lessingtheater gebildet hat.

„Meißner Porzellan" von Hans von Kahlenberg. Neues Theater.

Auch ein feines, liebenswürdiges Streichquartett ist doch wertvoller als eine schlechte Spieloper!

Auf dem Bischofsberg bei Naumburg hausen die vier Töchter Sabine, Adelheid, Agathe und Ludovike des verstorbenen Kaufmanns Berthold Ruscheway. Die kleinen Herzenskrisen dieser liebenswürdigen, alle vier Temperamente darstellenden Mädchen sollen ein beziehungsreiches Spiel ergeben. Die plumpen Bühnenerfordernisse ermöglichen es aber nicht. Halbwegs greifbar wird nur das Erlebnis der Adelheid. Und gerade das muß leer, wenn nicht abstoßend wirken, wenn es in die theatralische Kompaktheit von ein paar Szenen zusammengepreßt wird. Sie war heimlich versprochen mit dem noch praxislosen Arzt Dr. Grünwald. Dessen Werbung blieb erfolglos, weil — wie der selige Ruscheway ihm zu verstehen gab — er noch nichts war. Er ging gekränkt ins Ausland, und Agathe, ebenso verletzt durch seine rasche Fahnenflucht, verlobt sich mit dem Oberlehrer Dr. Naß. Dieser Herr wird, da er mit dem reichsten, schönsten Mädchen des Saaletals versprochen ist, zum unausstehlichen Tyrannen des ganzen Hauses. Als Dr. Grünwald aus der Fremde heimkehrt, als in beiden mählich die alte Liebe erwacht, dient es dem ganzen Bischofsberg zur freudigen Genugtuung, daß der offizielle Bräutigam bei jeder Gelegenheit gegen den ehemaligen heimlichen abblitzt. Ein hübsches Feld für einen geistreichen Erzähler — ein gefährliches Gebiet für einen Komödienschreiber, der der leidigen Akteinteilung und szenischen Steigerung halber „Schlager" braucht. Hauptmann suchte sich aus der ihm erwachsenen Verlegenheit durch einen Requisitenscherz à la Kadelburg zu retten. Der Oberlehrer, von Bassermann meisterlich gespielt, soll vor seiner Braut in seinem Gelehrtendünkel lächerlich gemacht werden, man lockt ihn in eine Falle, und es bildet den vierten Aktschluß: wie Dr. Naß statt eines von ihm gewitterten alten Klosterschatzes einen Picknickkorb aus einem Brunnenschacht ans Tageslicht befördert. Um all die feinen, klugen Worte, die die stillen ersten Akte boten, war's schade. Die untergeordnete,

mühsam erquälte Situationskomik hat alles gelähmt, auch Hauptmanns feines Empfinden. Der letzte Akt, bei dem der Dichter seinen Fehlgriff völlig eingesehen haben mag, wimmelt von Plattituden.

Ein Radau, wie ihn sonst nur die „humorvolle" Silvesterstimmung des Jahrhagels auf der Friedrichstraße hervorbringt, lärmte die Zwischenakte hindurch, lärmte in den letzten Akt hinein, in ihren heiligsten Literaturgefühlen verletzte Ladenjünglinge pfiffen, polterten mit den Türen, brillantengeschmückte Damen gesetzter Jahre zischten, nur Gerhart Hauptmann hielt es nicht für unter seiner Würde, sich dem johlenden, das Klatschen der „Gemeinde" übertönenden Völklein zu zeigen. Er trete vor sein Werk, nannte er das. Aber dies kurze Nachspiel wirkte fast noch peinlicher als das langatmige Spiel.

Gerhart Hauptmann war zum Glück so einsichtig, das Stück sofort nach der Première von sämtlichen Bühnen zurückzuziehen. So bleibt uns das Schauspiel erspart, einem vornehmen Künstler — der derselbe bleibt, ob er auch eine Schlacht verloren hat — auch anderwärts so übel mitgespielt zu sehen.

Als ob ein Naturgesetz die Bühnendichter zwänge: sie brauchen allwinterlich die Aufregung einer Première. Selbst die, bei denen es nicht bloß die Regelung des beschleunigten Umsatzes von Ware gegen Bargeld bedingt. Ist kein Dramenstoff vorhanden, wird ein Novellchen dramatisiert. In ganz verstockten Fällen wird eine Jugendsünde ausgegraben.

Was in aller Welt kann die Kammerspiele des Deutschen Theaters sonst veranlaßt haben, Wedekinds gar nicht für die Bühne geschriebene Szenenfolge „Frühlings Erwachen" aufzuführen? Die Sache ist vor fünfzehn Jahren entstanden, in einer Zeit, in der bestimmte Erziehungsfragen besonders lebhaft zur Debatte standen, sie ist, burschikos hingeworfen, ein Niederschlag der damals von stürmischen Reformlern empfangenen Eindrücke. Inzwischen stehen die Türen, gegen die Wedekinds dialogisierte Tendenzschrift Sturm lief, auch schon längst offen. Und inzwischen müßte Wedekind doch selbst über die Unreifheit des naturalistischen Gestammels jener Sturm- und Drangjahre längst hinausgewachsen sein. Die Szenenfolge trägt aber noch durchweg das Gepräge jener seltsamen Epoche, die alles sofort für Genialität ausschrie, was möglichst hysterisch und dabei noch zu ungeschickt war, sich den Gesetzen der Form zu fügen, denen sich die Klassiker unterwarfen. Die bodenlos gehässige Karikatur der Lehrer-Konferenz — fünf Trottel, die einer Irrenanstalt entsprungen zu sein scheinen — zeigt übrigens auch deutlich genug, daß die Zeit der Abfassung Wedekinds Pennälerjahren noch bedenklich nahe gerückt war.

„Die Jungfern vom Bischofsberg." Von Gerhart Hauptmann. Lessingtheater.

Eine Kindertragödie hat Wedekind in „FrühlingsErwachen" allerdings angedeutet, aber er hat sie nicht geschrieben. Man hätte sie erst aufführen sollen, wenn sie fertig vorlag. Bei seinem originellen Talent wäre sie ihm heute gewiß gelungen. Fleiß vorausgesetzt. So mußten wir uns mit dem ersten szenischen Entwurf begnügen, mußten einige dreißigmal den Vorhang auf- und niedergehen sehen; mit Donnergepolter trat die Drehbühne in Tätigkeit; und es gab ein neues Szenchen. Manchmal auch nur ein Monologchen. Und einmal ward bloß ein Briefchen geschrieben.

Auch hier also wieder die fatale Eitelkeit, nur um alles in

der Welt auf die Bretter zu kommen. Trotzdem die Eigenart des Stoffes und die Entwicklung der Fabel durchaus auf die erzählende Form hinweisen.

Wendla Bergmann, vierzehn Jahre alt, hat einen Schulschwarm, den Gymnasiasten Melchior Gabor. Beide sind stark sinnlich veranlagte Naturen. Wendla wird von ihrer Mutter über die natürlichen Dinge trotz ihrer dringenden Bitten nicht aufgeklärt, Melchior verschafft sich Belehrung aus dem Konversationslexikon, schreibt seine junge Wissenschaft nieder und gibt die Schrift seinem Mitschüler Moritz Stiefel zu dessen Information. Wendla und Gabor treffen sich an einem schwülen Sommerabend auf dem Heuboden, die beiden sinnlich überreizten Kinder vergehen sich, die Folgen bleiben nicht aus, ein verbrecherischer Versuch, sie zu unterdrücken, kostet Wendla das Leben. Melchiors Freund Moritz wird in dieser Zeit nicht versetzt, erbittet von Frau Gabor die Mittel zur Flucht nach Amerika, Frau Gabor schreibt ab, Moritz Stiefel erschießt sich, und in seinem Nachlaß findet sich das Manuskript Melchiors, das zu dessen Relegation von der Schule führt. Da Melchiors Eltern gleichzeitig von seiner Vaterschaft erfahren, sperren sie ihn in eine Korrektionsanstalt. Über die heimlichen Unsittlichkeiten dort entsetzt, bricht Melchior eines Nachts aus. Ein romantischer Anhang, ganz ins Nebelhafte, Symbolische gerückt, beschließt die Szenenreihe. Melchior hält auf dem Friedhof Zwiesprache mit dem verstorbenen Moritz Stiefel, der, seinen Kopf unter dem Arm, über die Gräber herstapft. Moritz Stiefel preist den Selbstmord, Melchior will bereits — aus Selbstverachtung — seinem Beispiel folgen, da tritt „ein vermummter Herr" auf und überredet ihn, es lieber doch noch mit dem Leben zu versuchen. Der „vermummte Herr" und Melchior entfernen sich über Wendla Bergmanns Grab, Moritz bleibt allein zurück und sagt etwa: „Da sitze ich nun mit meinem Kopf im Arm. Es wird kühl. Man hat mir zwar meinen Sonntagsanzug angezogen, aber ich trage weder Hemd noch Unterhose. So leg' ich mich wieder auf den Rücken, wärme mich an der Verwesung und lächle ..."

Um die winzige Handlung dieser kleinen Novelle vor uns aufzurollen, bedarf Wedekind eines szenischen Apparats wie Goethe zu seinem Götz, Shakespeare zu den Königsdramen. Er wird ihm willig zur Verfügung gestellt. Denn Wedekind ist heuer der bestgefragte Modeheilige der Berliner Literatur. Daß er in seinen Schöpfungen so großartig unfertig ist, so meisterlich embryonisch, das muß ja zur Bewunderung hinreißen: heute, wo in allen Künsten nur die Skizze gilt. Wer ausführt, ist ein Philister, wer für sein Schaffen mit Takt und Feinsinn die rechte Form sucht, wer sein Werk so lange meistert, bis es ausgeglichen dasteht, der liefert geleckte Ware für die breite Masse. Unfertiges, Halbausgegorenes, Hingeschludertes, Fragmentarisches will der literarische Snob haben. Das Fehlende kann er sich ja selbst ergänzen.

Fräulein Ida Wüst als Sigune
in „Der heimliche König" von Ludwig Fulda.

Szene um Szene von „Frühlings Erwachen" dreht sich um die Fragen der geschlechtlichen Aufklärung und verwandtes. Stundenlang werden wir in Gesprächen halbwüchsiger Knaben und Mädchen in dieser dumpfen geistigen Atmosphäre niedergehalten. Es ist schließlich unerträglich. Etwa so, als wäre man in eine Bedürfnisanstalt eingesperrt. Wir erhalten auch keine Andeutung darüber, daß all die jungen Menschen, die da oben auf der Bühne vor uns vorüberziehen, je an etwas anderes denken, je sich über andere Dinge unterhalten, als nur eben über dieses eine Thema ihrer Pubertätsleiden. In einzelnen Szenen geht man mit, man gibt zu, daß in den Entwicklungsjahren die Rätsel der Natur die jungen Sinne vielfach beschäftigen müssen. Diese Szenen sind auch zum Teil gut beobachtet und in der früher üblichen naturalistischen Manier wiedergegeben. Nur stört bisweilen ein gräßliches Papierdeutsch. Aber in der ganzen Gruppierung des Stoffes liegt die Fälschung, die maßlose Übertreibung. Das Ein und Alles ist dem heranwachsenden Germanengeschlecht dieser Punkt nicht. Das mag bei vielen getrüffelten, überfütterten Tiergartenkindern von Berlin und sonstigen Sprößlingen verweichlichter Eltern mit hitzigem Blut der Fall sein, aber die plumpe Verallgemeinerung Wedekinds ist eine Verleumdung der

Hans Marr (Peredur) und Fräulein Ida Wüst (Signne) in „Der heimliche König“ von Ludwig Fulda.

deutschen Jugend. Diese deutsche Jugend kennen zu lernen, draußen bei Sport und Spiel wie drinnen im hellen, heitern Bürgerhaus, dazu hat sich dem Dichter wohl nicht die ausreichende Gelegenheit geboten; denn seine unglückseligen Repräsentanten der deutschen Jugend geben in ihrer Gesamtheit einfach ein Zerrbild. Lulu, die Dirne aus dem Erdgeist, könnte er uns sonst ebensogut als den Typus der deutschen Frau aufschwatzen. Gewiß beobachtet Wedekind mit scharfen Augen das Leben. Aber in den Kreisen, die er kennt, in dem Leben, das ihn umrauscht, muß es eben Typen geben, die mit der übrigen bürgerlichen Gesellschaft herzlich wenig gemein haben. In der Schilderung perverser Geschöpfe liegt Wedekinds Stärke. Da nur wenige Beurteiler in der Lage sind, solche Schilderungen an der Hand des Lebens zu kontrollieren, so findet man seine Ausschnitte aus der Bohème immer äußerst genial wiedergegeben. Und die Schauspielerinnen reißen sich um seine Rollen. Kanaillen, Dirnen usw. darzustellen ist ja so interessant. Sich auf der Bühne räkeln zu dürfen, so recht undisziplíniert zu sein, das ist immer dankbar — und 's ist so leicht. Eine wirklich vornehme Dame darzustellen, das ist viel schwerer. Denn dazu muß man selbst ein bißchen Dame sein. Und darum bietet die Aufführung von „FrühlingsErwachen“ auch schauspielerisch so gar keine Überraschung. Der „vermummte Herr“ wird vom Dichter selbst gespielt. Wie eben ein Dilettant, der gelernt hat, das drrramatische rrr rrrrollen zu lassen, eine solche Aufgabe zu lösen pflegt. Und im übrigen: wir haben diese sich hinflegelnden jungen Leute, die ewig die Hände in die Hosentaschen stecken, weil sie sonst nichts damit anzufangen wissen, bald, gar bald herzlich satt. Wir kennen diese „Natürlichkeit“, die nur Unerzogenheit und Dilettantismus ist, nun schon seit fünfzehn Jahren.

Verraten will ich übrigens, daß ich die Aufführung in der sogenannten zweiten Besetzung hab' über mich ergehen lassen müssen. Wer mir noch einmal das Ensemble von Frankfurt a. O. oder Osnabrück schmält, dem empfehle ich zu seiner Bekehrung diese Vorstellung in Reinhardts vielgerühmten Kammerspielen, in denen der vorletzte Platz 7,50 Mark kostet. Die Vorstellungen scheinen in diesem neuen Musentempel nur an den ersten paar Abenden für ein kritikübendes Auditorium bestimmt zu sein. Was später geboten wird, ist böse. Die Reinhardtsche Theaterschule wird wohl auf das Publikum losgelassen, sobald die Tageszeitungen ihren Bericht erstattet haben. Eine traurige Gesellschaft war's. Schon von Ansehen. Ich nehm's ja niemand übel, wenn er Hängeohren, überlange Arme, Plattfüße und aufgeworfene Lippen hat. Er kann dabei ein seelensvoller, guter Kerl sein. Aber Schauspieler soll er nicht werden! Und nun gar fast ein ganzes Ensemble von der Art — nein, nein, nein, nein, Herr Reinhardt, das wird sich auch das geduldigste Publikum einer zwanzigsten Aufführung auf die Dauer nicht bieten lassen!

Wiederum also: der Fluch der Vereinigung zweier Bühnen in der Hand eines Direktors. Denn das Personal der ersten Besetzung tritt inzwischen im Deutschen Theater auf. Die „Tat“ Reinhardts blieb in diesem Winter aber trotzdem aus. Denn die Aufführung von „Romeo und Julia“ an jener Stätte, an der wir seinerzeit die edle Gestalt von Joseph

Kainz, sein edles Organ, seine edle Leidenschaft im Dienst des zauberschönen Liebesspiels sahen, scheiterte an der gänzlich unzureichenden Besetzung der Hauptrolle. Herr Moissi spielt den Romeo. Er paßt mit seiner von der Mutter Natur vernachlässigten Gestalt, mit seinem Radebrechen, mit seinen schiebenden, schleichenden Bewegungen für diese schönste und poetischste aller Liebhaberrollen wie etwa Gustav Thielscher für die Partie des Othello. Herr Moissi spielt den Romeo — in derselben Zeit, in der Joseph Kainz als Gast in Berlin weilt und unerhörte Triumphe feiert. Wie gut, daß seine Beschäftigung nicht zuläßt, daß er sich seinen Nachfolger in der Schumannstraße ansieht. Es wäre zu beschämend!

Wenn Direktor Reinhardt mit seinen gefährlichen Rollenbesetzungs-Experimenten nicht bald innehält, so entreißt ihm Direktor Brahm sicher wieder die Siegespalme, die ihm die glänzenden Shakespeare-Aufführungen eingebracht haben. Man arbeitet bei Brahm — am Lessingtheater — nüchterner, aber darum auch disziplinierter. Hauptmanns Lustspiel ist ja sogleich wieder abgesetzt worden, noch wird aber hie und da Ludwig Fuldas romantische Komödie „Der heimliche König“ gegeben, die immerhin einen laukühlen Mittelerfolg gefunden hatte. In dieser Aufführung steckte viel schauspielerischer Fleiß. Inzwischen ist das Stück über viele Bühnen gegangen, mit recht wechselndem Glück, und es hieße nur, noch ein paar Schaufeln Erde — und vielleicht ein paar Blumen — auf ein Grab werfen, wollte ich heute auch dieser gesunkenen Hoffnung noch ausführlicher gedenken. Nur erinnern will ich an die saftige, herzhafte Leistung des Fräulein Ida Wüst als Sigune — die verliebte Seneschallstochter, die ihren Schatz, den Hirten Peredur, zum heimlichen König macht — und die nicht minder erquickliche des Herrn Hans Marr als Sigunens heimlicher Gemahl.

Der einzige freundliche, unbestrittene Erfolg dieses Winters war am Lessingtheater der vieraktigen Komödie von Georg Hirschfeld: „Mieze und Maria“ beschieden. Hirschfeld ist seit seinem ersten dramatischen Hervortreten — in seinem Schauspiel „Die Mütter“ — nicht über die gütig aufmunternde Zensur, ein vielversprechender sympathischer junger Dichter zu sein, hinauszukommen. Natürlich ist er heute nicht mehr der allerjüngste — er steigt bereits in sein fünfunddreißigstes Lebensjahr — aber sympatisch ist er geblieben. Nur verspricht man sich jetzt nicht mehr gar so viel von ihm. Man ist zufrieden, wenn er eine halbwegs brauchbare Arbeit liefert. Literarische Originalität oder Bedeutung kann man auch „Mieze und Maria“ nicht eben nachsagen. Wenn man ganz ehrlich sein will, erkennt man das biedere Gänseliesel-motiv heraus. Die hochliterarische Direktion Brahm mag bei einer so verruchten Erkenntnis allerdings Herzkrämpfe bekommen. Aber das hilft ihr nichts. Die Handlung ist, von dem Beiwerk losgelöst, diese: Mieze, die illegitime Tochter des snobistisch veranlagten Dr. Wendelin Weisach, findet — eine kleine Proletarierin von vierzehn Jahren — Aufnahme im reichen Haus ihres Papas. Hier wird dem proletarisch aber natürlich empfindenden Kind die in Berlin W. übliche moderne Überbildung aufgepfropft: Ästhetik, höhere Musik, Literatur und Malerei, Stilgefühl für moderne Einrichtung, Kleidung, Körperkultur 2c. Aus der lustigen kleinen Mieze soll eine kopfhängerische, präraffaelitische Maria gemacht werden. Aber die Mieze revoltiert in der Maria. Sie fühlt sich wohler in Freiheit als Gänseliesel von Berlin O., denn am Kunstgigerlhofe der westlichen Vorortvilla dieser überästhetischen Snobs. Ein Herr Josef Lindigkeit, der brave, kluge, weichherzige junge Israelit, der in allen Arbeiten Hirschfelds vorkommt, bestärkt Mieze in ihren Fahnenfluchtsgedanken. Aber das Stück soll einen guten Ausgang haben, denn es ist ja eine Komödie, also dient Marias Rückkehr zur Mieze gleichzeitig zur inneren Wandlung des Ehepaares Weisach.

Ein großer Fehler in diesem Lustspiel ist

Adalbert Matkowsky als Wallenstein.
Aufnahme von Hofphotograph E. Raupp in Berlin.

der Umstand, daß es so wenig lustig ist. Die überästhetische Gesellschaft der Komödie tüchtig zu verulken, sie mit der Narrenpritsche vor sich herzutreiben, das wagte Hirschfeld wohl nicht: er wollte es mit den Originalen, die den ersten Rang bei den Premièren gepachtet haben, nicht verderben. So erklärt und entschuldigt der Autor immer wieder, um für seine Figuren um Sympathie zu werben. Damit erreicht er aber nur, daß sie uns

Beerbohm Tree als Zettel in Shakespeares „Sommernachtstraum". Aufnahme von „The Biograph Studio" in London W.

langweilen. Das Ehepaar Weisach können wir ja doch nicht ernst nehmen, so sehr sich's der Autor im Schlußakt angelegen sein läßt. Hätte es uns nur wenigstens herzhaft zum Lachen herausgefordert. Mit ihrer feinen Kunst suchten Fräulein Else Lehmann und der unermüdliche Herr Bassermann das Paar zu retten: psychologisch zu definieren. Den Bruch in der Anlage konnten auch sie nicht vertuschen. Fräulein Orloff (die seit „Und Pippa tanzt" das klassische Kind des Lessingtheaters ist) gab der Mieze ihre unbekümmerte, echte, sonnige Fröhlichkeit. Mit gutem Takt und großer Sorgfalt hatte sich die Regie auch der übrigen Leistungen angenommen.

Freilich, um schauspielerische Großtaten zu erleben, sind wir Berliner sonst lediglich auf Matkowsky angewiesen. Mit Riesenschritten geht dieser Künstler vorwärts. Sein Wallenstein ist eine Meisterleistung, die eine besondere ausführliche Würdigung verdiente, über die viel mehr zu sagen wäre, als über das ganze lendenlahme Sammelsurium der dramatischen Novitäten dieses trüben Winters. Matkowsky ist mit dieser Rolle der große, ernste, schlichte Mann geworden, der kein Kokettieren mehr kennt. Er hat damit zwar aufgehört, der Liebling der Backfische zu sein, aber er hat dafür festen Fuß gefunden unter den allerersten Charakterdarstellern. Vorauszusehen war es nicht, daß die Wandlung so rasch und so vollkommen gelingen werde. Nun dürfen wir aber ihm gratulieren und uns. Eine Meisterleistung war übrigens schon die allem Theateraufputz abholde Maske Matkowskys, die Zug für Zug den historischen Wallenstein vor uns aufleben zu lassen schien.

Die nächste schauspielerische Sensation bereitet sich vor, indem diese Zeilen in den Druck wandern: das Gastspiel Beerbohm Trees mit seiner Gesellschaft vom Londoner His Majesty's Theatre.

Ich habe den großen Enthusiasmus der Berliner über Reinhardts Shakespeare-Auffassung seinerzeit verstehen können. Aber die Verblüffung teilte ich nicht. Denn ich hatte kurz zuvor — ungefähr gleichzeitig mit Reinhardt — Beerbohm Trees feenhafte „Sommernachtstraum"-Aufführung in London gesehen. Auch die pompösen Vorstellungen von „Richard II.", „Was ihr wollt" und „Sturm". Viel, sehr viel hat Reinhardt von seinem Londoner Kollegen gelernt. Er darf nur textlich nicht die unglaublichen Vergewaltigungen wagen, die Beerbohm Tree in der Heimat Shakespeares durchgehen. Und das ist ein Segen.

Wenn aber alles über die literarische Pietätlosigkeit des englischen Schauspielers herfallen wird, wenn man ihm vorwirft, daß er Shakespeare umzudichten sich erdreiste usw., so will ich nur daran erinnern: Beerbohm-Tree hat es immerhin fertig gebracht, das

von Shakespeare fast völlig entwöhnte Londoner Publikum wieder an die schwere Kost zu gewöhnen, er hat sogar aus „Richard II." ein Kassenstück gemacht. Freilich müssen selbst die Zirkuskünste in Richard II. mithelfen, um das Publikum anzulocken: das große Tournier z. B. findet auf der Bühne statt, nicht hinter der Szene wie sonst üblich. Und geschieht auch immer und überall zu viel — zu unterstützen weiß Beerbohm-Tree die vom Dichter beabsichtigten Wirkungen auf alle Fälle. Es gibt in der vierstündigen Aufführung auch keine Minute, in der die Langeweile einsetzen könnte. Die endlosen politischen Auseinandersetzungen mit Norfolk, Bolingbroke usw. sind stets szenisch belebt. Gleich die erste Szene spielt nicht wie bei uns üblich in einer öden Halle, sondern in einem königlichen Garten an der Themse, den schöne Frauen und Mädchen beleben. Lachen erklingt, Musik, der König beteiligt sich am Ballspiel, und mitten in das helle, lustige Treiben des prachtliebenden Königs werfen so die politischen Sorgen die ersten Schatten. Man steht da sofort mitten drin in der Situation. Dies ist nur ein Beispiel aus hunderten. Man mag sich über manche dramaturgische Keckheit des Londoners entrüsten, eines muß man ihm lassen: den Dichter verstanden hat er schon. Und wer weiß, ob Shakespeare nicht vieles von dem ausputzenden Beiwerk akzeptiert hätte, wenn ihm ein so genialer Regisseur und ein so großartiger Fundus, ein solches Heer geschulter Schauspieler- und Choristenkräfte zur Verfügung gestanden hätten.

Beerbahm Tree als Caliban in Shakespeares „Sturm." Aufnahme van „The Actor Illustrated", London, W. C.

Für Berlin ist die Vorführung von „Antonius und Kleopatra" geplant.

Beerbahm Tree als König Richard II. Aufnahme von F. W. Burford in London.

Octaven.

Von

Frida Schanz.

I.

Es geht ein mütterlicher guter Wille
Durch dieſe Zeiten. — Alte Kindesrechte
Nimmt ſich die Müde, — wach und nervenſtille
Sich ſchmiegend in die dunklen weichen Nächte.

Die langen Nächte, die tief-veilchenblauen,
Die ruhig kommen zwiſchen grellen Tagen
Und ſternlos ſind, — wie jene ernſten Frauen,
Die ihre ſchönen Steine nie mehr tragen.

II.

Und immer ſeltner ſchau ich nun zurück.
Und immer leiſer, leiſer geht mein Klagen.
Denn Alle, die ich liebe, gehn im Glück; —
Ich ſchreite, wie von Glockenklang getragen.

Die ganze Luft iſt voll von Duft und Ton. —
Und mächtig mitgeriſſen ich inmitten!
Wie einſt im Süd, in jener Prozeſſion,
Die ſingend über Ginſter hingeſchritten!

III.

Ein saudernder Wind, der den Schritt mir hemmt,
Ein saudernder Tauwind, ſchwer und weich, —
Ich war ſo fern und ſo erdenfremd,
So nah an dem kühlen, leuchtenden Reich. —

Viel Menſchenfüßes iſt um mich her;
Es zieht mich wie Roſenzweige am Kleid.
In holdem Erwachen, noch träumeſchwer,
Steh ich ſtill auf dem Wege zur Ewigkeit.

Über Blinddarmentzündung.

Von Prof. Dr. L. Kuttner-Berlin.

Der Aufforderung der Redaktion, vor dem Leserkreise dieser Zeitschrift die wichtigsten, allgemein interessanten und allgemein verständlichen Fragen aus dem Kapitel der Blinddarmentzündung zu besprechen, bin ich nicht ohne Bedenken nachgekommen. So wichtig und lohnend es einerseits ist, besonders zwecks Durchführung einer frühzeitigen, erfolgreichen ärztlichen Behandlung das Verständnis des Laienpublikums für die in der Blinddarmgegend vorkommenden entzündlichen Prozesse zu wecken, so schwierig und gewagt ist es, gerade dieses Thema vor Nichtärzten zu behandeln — schwierig wegen der Auswahl der hier zu besprechenden Fragen, die natürlich dem Verständnis des Laien entsprechen sollen, gewagt, weil die hierher gehörigen Dinge zum Teil sich noch im lebhaften Fluß befinden und Mitteilungen, wie die vorliegende, leicht eine übertriebene Furcht bei dem Publikum großziehen können. Wenn ich mich trotzdem dazu entschlossen habe, die mir angebotene Aufgabe zu übernehmen, so geschah dies lediglich in der Überzeugung, daß eine belehrende, leicht verständliche Aufklärung, die einerseits vor übertriebener Blinddarmangst, anderseits vor zu weitgehender Sorglosigkeit warnt, am ehesten dazu beitragen dürfte, die Heilerfolge dieser unheimlichen Krankheit, die in der letzten Zeit so viele Opfer gefordert und so viel Kummer und Leid über zahlreiche Familien gebracht hat, zu bessern, indem sie das Publikum darauf hinweist, bei Verdacht auf Blinddarmentzündung unverzüglich ärztliche Hilfe in Anspruch zu nehmen. Denn da es unter bestimmten Voraussetzungen oft das Beste für den Kranken ist, wenn er in den nächsten Stunden resp. in den allerersten Tagen nach Beginn der Erkrankung operiert wird, so ergibt sich daraus die Notwendigkeit, daß der Kranke möglichst sofort beim Einsetzen des akuten Anfalles ärztlichen Rat einholt. Aber auch, wenn keine Operation in Frage kommt, ist es in allen Fällen von Blinddarmentzündung dringend notwendig, den Patienten so schnell wie möglich unter eine exakte ärztliche Beobachtung zu bringen. Ob die Krankheit dann mit inneren Mitteln oder operativ behandelt werden soll, unter welchen Symptomen sofortiges chirurgisches Eingreifen erforderlich ist — diese und viele andere Fragen des zur Besprechung stehenden Themas gehören nicht hierher, sondern unterliegen einzig und allein der Entscheidung des Arztes und könnten den Laien nur verwirren, ihm also mehr schaden als nützen. Hier soll nur zur Sprache kommen, was geschehen kann, um sich eventuell vor einer Blinddarmentzündung zu schützen, unter welchen Bedingungen der Kranke verpflichtet ist, ärztliche Hilfe in Anspruch zu nehmen und was er bei einem akuten Anfall von Blinddarmentzündung tun soll, bis der Arzt kommt. Zum Verständnis dieser Fragen ist ein kurzes Eingehen auf das Wesen der Blinddarmentzündung dringend erforderlich.

Die Geschichte der Blinddarmentzündung reicht bis in die dreißiger Jahre des vorigen Jahrhunderts; vordem sind nur ganz vereinzelte Beobachtungen mit unrichtiger Auffassung verzeichnet. Kein Kapitel der Darmkrankheiten hat dann im Laufe der Zeit zu so vielen Erörterungen Veranlassung gegeben wie gerade die Lehre von den entzündlichen Vorgängen in der Blinddarmgegend. Die jetzigen Anschauungen von dem uns beschäftigenden Krankheitsbilde gehören der neuesten Zeit an und sind im wesentlichen der modernen Chirurgie zu danken. Ärzte aller Länder, namentlich amerikanische und deutsche, ferner englische, französische, schweizerische und schwedische beteiligten sich an der Erforschung der entzündlichen Prozesse in der rechten Darmbeingrube. Als eins der wichtigsten Ergebnisse dieser Untersuchungen gilt die auf Leichen- und besonders auf zahlreiche Operationsbefunde sich stützende Tatsache, daß in fast allen Fällen sogenannter Blinddarmentzündung nicht — wie man lange Zeit hindurch annahm — der Blinddarm selbst, sondern der an demselben befindliche Wurmfortsatz der Ausgangspunkt aller in der rechten Darmbeingrube lokalisierten Entzündungen ist; allerdings greift die Entzündung vom Wurmfortsatz häufig auf die Umgebung desselben über. Wir bezeichnen demnach als Blinddarmentzündung alle vom Wurmfortsatz ausgehenden, bald streng lokalisierten, bald auf die Nachbargebiete übergreifenden entzündlichen Prozesse; dieselben können akut oder chronisch verlaufen.

Das Feld, auf dem sich die Erkrankung abspielt, ist zunächst die rechte Unterbauchgegend. Hier liegt der Blinddarm (Coecum genannt), der erste Abschnitt des Dickdarms, in den der letzte Teil des Dünndarms, der Krummdarm (Ileum) mündet. Der Blinddarm bildet einen abwärts hängenden, meistens allseitig vom Bauchfell bekleideten Blindsack; er geht ohne scharfe Grenze in den zweiten Teil des Dickdarms, den Grimmdarm (Colon) über; sein unteres Ende ist mit einem kleinen, regenwurmähnlichen Anhang, dem Wurmfortsatz, versehen. Die Länge des Wurmfortsatzes beträgt durchschnittlich 8 cm, kann aber erheblich schwanken, zwischen äußerst seltenem vollständigen Fehlen oder

einem ganz kurzen Stumpf, bis zu 16 und selbst 23 cm. Da seine Dicke etwa der eines Gänsekiels entspricht, ist seine Weite sehr gering, das Mißverhältnis zwischen Durchmesser (4 bis 5 mm) und Länge beträchtlich; ein abnormes Verhalten in der Lage und Richtung des Wurmfortsatzes ist außerordentlich häufig. Der Wurmfortsatz, von dem die alte Medizin mit Rücksicht auf seine Form und Lage annahm, daß er ein Öl liefere, das die Darmschleimhaut schmiere und die Tätigkeit des Organs erleichtere, wird gegenwärtig als ein funktionell wertloser Darmabschnitt angesehen, den wir nur als phylogenetisches Überbleibsel besitzen. Der eigentümlichen Gestaltung des Wurmfortsatzes und seinen besonderen anatomisch-physiologischen Verhältnissen, auf die ich hier nicht näher eingehen kann, ist es zuzuschreiben, daß Faktoren, die in anderen Darmabschnitten unschädlich sind, gerade hier zu schweren Folgezuständen führen.

Die eigentliche und wesentlichste Ursache für die entzündliche Erkrankung des Wurmfortsatzes hat man nach unseren heutigen Anschauungen in der Einwirkung von Bakterien zu suchen. Die frühere Annahme, daß in den Wurmfortsatz eingedrungene Fremdkörper, besonders Obstkerne, Gräten, Knöchelchen usw. eine sehr häufige Veranlassung für die Entstehung der Blinddarmentzündung sind, hat sich als unrichtig erwiesen. Nur ganz ausnahmsweise trifft man diese Fremdkörper in dem erkrankten Wurmfortsatz.

In jüngster Zeit ist wiederholt auf die Bedeutung von Eingeweidewürmern für die Entstehung der Blinddarmentzündung hingewiesen worden. Die ersten Mitteilungen über den Zusammenhang dieser Prozesse stammen von französischen Beobachtern. In der neueren Literatur sind analoge Befunde auch in Deutschland gemacht worden. Die Rolle dieser Parasiten soll eine zweifache sein, indem sie einerseits auf den Wurmfortsatz und die Nachbargebilde ihren mechanischen und chemischen Einfluß ausüben, anderseits Mikroben in die Schleimhaut ablagern. Es ist schwer zu beweisen, daß die gefundenen Würmer auch in der Tat die Erreger der Blinddarmentzündung gewesen sind. Jedenfalls ergibt sich aus den erwähnten Beobachtungen, daß man den Wurmkrankheiten in Zukunft eine größere Beachtung schenken muß als bisher.

Am häufigsten (in ca. 10 bis 30 Prozent der Fälle) finden sich Kotsteine in dem erkrankten Wurmfortsatz. Die Kotsteine bilden sich im Wurmfortsatz dadurch, daß geringe Mengen breiigen oder dünnen Darminhalts, die leicht in denselben hineingelangen können, unter normalen Verhältnissen aber durch Muskelkontraktionen wieder hinausgedrängt werden, infolge von Biegungen, Knickungen usw. in ihm liegen bleiben. Im Wurmfortsatz trocknet die Stuhlmasse ein, durch den aus den Drüsenschläuchen stammenden Schleim wird der Kotbröckel vergrößert, und durch den mechanischen Druck des letzteren kommt es leicht zu Reizungen oder Läsionen des Wurmfortsatzes, die dann infolge von Bakterienwirkung der Ausgangspunkt weiterer krankhafter Veränderungen werden können.

Aber auch ohne alle diese Fremdkörper kann sich eine Blinddarmentzündung entwickeln. Der wesentlichste Faktor für die Entstehung dieser unheilvollen Erkrankung besteht darin, daß durch den Bau des Wurmfortsatzes der regelmäßige Wechsel des Inhalts verhindert und daß dadurch das Wachstum der Bakterien begünstigt wird. Bezeichnend hierfür ist es, daß nach neueren Untersuchungen die Kotsteine in der Hauptmasse aus Bakterien bestehen.

Eine Infektion des Wurmfortsatzes, der zahlreiche in der Schleimhaut gelegene Lymphknötchen enthält und dadurch analog der Rachenschleimhaut sehr zu Entzündungen disponiert ist, braucht aber nicht immer nur dadurch zu erfolgen, daß vom Darm aus Bakterien in das Organ gelangen, sondern kann auch durch Mikroorganismen, die vom Blute stammen, hervorgerufen werden. So erklärt sich die Tatsache, daß auch der Influenzabazillus in dem Inhalt des Wurmfortsatzes gefunden worden ist. Trotzdem kann die verschiedentlich aufgestellte Behauptung, daß das gehäufte Auftreten der Blinddarmentzündung auf die in den letzten Jahrzehnten häufiger herrschende Influenza zurückzuführen sei, nicht aufrecht erhalten werden. Wenn auch gelegentlich Beziehungen zwischen Influenza und Blinddarmentzündung bestehen können, so kann doch von einer Regelmäßigkeit in diesem Verhältnis keine Rede sein.

Übrigens werden die verschiedensten anderen Umstände als ursächliche Momente für das Auftreten von Blinddarmentzündung verantwortlich gemacht. So werden mitunter Unfälle und Verletzungen — starke Körperanstrengungen und Erschütterungen im allgemeinen oder eine Gewalt, die direkt die Blinddarmgegend trifft — als Ursache angeschuldigt. Daß durch derartige Zufälle eine schon bestehende Erkrankung des Wurmfortsatzes ungünstig beeinflußt werden kann, ist sicher; dagegen haben die von einem vorher gesunden Wurmfortsatz ausgehenden Entzündungen, die sich an einen direkt die Blinddarmgegend treffenden Unfall anschließen, in ihrem Wesen nichts mit der typischen Blinddarmentzündung zu tun.

Ein wesentlicher Einfluß auf die Entstehung der Blinddarmerkrankung wird weiterhin dem Verhalten der Darmfunktion zugeschrieben; besonders schädlich wirkt angeblich die Stuhlverstopfung. Von anderen Autoren wird ein Einfluß der Ernährungsweise hervorgehoben; so soll bevorzugte Fleischkost begünstigend wirken. Mit dieser Annahme hat man sogar das angeblich häufigere Vorkommen der Blinddarment-

zündung bei Engländern und Amerikanern in Verbindung gebracht. Rheumatismus und Gicht werden besonders von den Engländern als ursächliche Momente angeführt. Es lohnt sich nicht, auf alle die weiteren Möglichkeiten einzugehen, welche für die Entstehung der Blinddarmentzündung und das angeblich gehäufte Auftreten derselben verantwortlich gemacht worden sind. Eine sichere Beziehung der genannten Schädlichkeiten zu den Erkrankungen des Wurmfortsatzes ist nicht zu erkennen. Es mag sein, daß dieser oder jener Umstand gelegentlich als Hilfsursache für die Entstehung der Blinddarmentzündung in Frage kommt; vorläufig sind alle diese Angaben noch so unbestimmt, daß ich nicht weiter auf sie einzugehen brauche.

Wichtiger erscheint mir die viel diskutierte Frage, ob die Blinddarmentzündung in den letzten Jahren tatsächlich absolut häufiger geworden ist, oder ob nicht nur das größere Interesse und die bessere Kenntnis dieser Zustände in dieser Frage eine Rolle spielen. Auf Veranlassung des Staatssekretärs des Inneren hat im Kaiserlichen Gesundheitsamt eine Besprechung von Sachverständigen aus verschiedenen Bundesstaaten über diesen Gegenstand stattgefunden. Die überwiegende Auffassung ging dahin, daß die von vielen angenommenene Zunahme der Blinddarmentzündung in den letzten Jahren nicht erwiesen ist, sondern nur scheinbar vorliegt. Es ist anzunehmen, daß viele Fälle dieser Krankheit wahrscheinlich früher mit der Bezeichnung „Unterleibsentzündung" oder „Bauchfellentzündung" oder ähnlichen Namen belegt oder nicht genau erkannt worden sind. In demselben Sinne spricht sich der Generalarzt Villaret aus, der auf Grund der Armeestatistik festgestellt hat, daß die Blinddarmentzündung zwar nominell in der Armee zugenommen habe, daß aber Bauchfellentzündung, Leber- und Magenleiden gleichzeitig um so viel seltener geworden sind. Entgegen diesen Annahmen äußert sich Professor Rumpf in Bonn, der seinen statistischen Erhebungen nach dieser Richtung hin das große Krankenmaterial der Hamburger Staats-Krankenanstalten zugrunde legt. Bei diesen Untersuchungen zeigte sich, daß die Aufnahmen an Blinddarm- und Bauchfellentzündung von 1889 bis 1896 inklusive in mäßigem Grade schwankten zwischen 86 bis 140 Fällen;

mit dem Jahr	1897	steigt die Zahl	auf	170,
„ „ „	1898	„ „ „	„	228,
„ „ „	1899	„ „ „	„	296,
„ „ „	1900	„ „ „	„	303,
„ „ „	1901	„ „ „	„	341,
und 1902 beträgt sie				320.

Im Durchschnitt hat sich die Zahl bis zum Jahre 1901 fast verdreifacht. Ob nicht trotzdem die Zunahme der Blinddarmentzündung eine scheinbare ist, die sich aus einer besseren Diagnosestellung und event. auch daraus erklärt, daß zurzeit infolge der größeren Beunruhigung des Publikums die an Blinddarmentzündung erkrankten Patienten das Krankenhaus häufiger aufsuchen als früher, läßt sich nicht mit Sicherheit entscheiden. Die Krankenanstalten geben deswegen nach dieser Richtung hin kein absolut zuverlässiges Material; die Beobachtungen einzelner Ärzte sind aber von so vielen Zufälligkeiten abhängig, daß auch diese hierin nicht einwandsfrei sind. Um die Frage der zunehmenden Häufigkeit der Erkrankung näher prüfen zu können, sind deswegen statistische Erhebungen über die Blinddarmentzündung gegebenenfalls über das gesamte Reichsgebiet anzustellen.

Eine weiter wichtige und interessante Frage ist, ob eine Zunahme der *schweren* Erkrankungsformen, d. h. der Todesfälle, nachweisbar ist. Rumpf, der auch nach dieser Hinsicht das Hamburger Material bearbeitet hat, kommt zu dem Resultat, daß für Hamburg eine größere Mortalität von 1890 bis 1903 sich nicht ergeben hat, daß aber 1904 eine *geringe* Steigerung der Todesfälle sich bemerkbar machte. Ich selbst habe durch eigene Beobachtungen den Eindruck gewonnen, daß die Blinddarmentzündung in den allerletzten Jahren häufiger geworden ist und daß wir jetzt häufiger schwerer verlaufende Fälle zu sehen bekommen als früher.

Ebenso verschieden wie über die event. Zunahme der Blinddarmentzündung sind die Angaben über die Beteiligung des Geschlechts an der Erkrankung. Während die meisten Beobachter bisher annahmen, daß das weibliche Geschlecht seltener von Blinddarmentzündung heimgesucht wird als das männliche — etwa ein Drittel der Fälle soll auf Frauen, zwei Drittel der Fälle sollen auf Männer entfallen — geht aus statistischen Berechnungen Karrensteins hervor, daß Frauen ebenso häufig an Blinddarmentzündung erkranken wie Männer. Karrenstein glaubt, daß der Schluß aus früheren Erhebungen deshalb falsch gewesen sei, weil nicht beachtet worden ist, daß in den meisten Krankenhäusern mehr Männer als Frauen behandelt werden.

Indessen, über alle diese Fragen kann erst die Zukunft entscheiden, wenn methodische, auf ein großes Material sich beziehende und vor allem die *letzten* Jahre berücksichtigende Mitteilungen vorliegen.

Mehr in übereinstimmendem Sinne sprechen sich die einzelnen Autoren aus bezüglich des Alters der Erkrankten. Fast aus allen literarischen Zusammenstellungen geht hervor, daß die Blinddarmentzündung weitaus am häufigsten zwischen dem 10. bis 30. Lebensjahre vorkommt — selbstverständlich ist immer das erste Auftreten der Krankheit gemeint, nicht das Erscheinen von Rückfällen. Im ersten Dezennium ist das Vorkommen der Blinddarmentzündung selten. Der bekannte und sehr erfahrene Kinderarzt Henoch sah in den Jahren 1890 bis 1894 unter 3486 Kinderkrankheiten nur 2mal Blinddarmentzündung. Nach den Berichten des berühmten Klinikers Nothnagel waren unter

44940 Sektionen des Wiener Allgemeinen Krankenhauses in den Jahren 1870 bis 1896 148 Fälle von Blinddarmentzündung, und unter diesen betrafen nur 2 Fälle Kinder im Alter von 1 bis 9 Jahren. Nach dem 30. Jahre nimmt die Erkrankung wieder schnell ab. Menschen zwischen dem 50. bis 60. Jahre sollen 3mal seltener, solche über 60 Jahre 13mal seltener ergriffen werden, als nach ihrer Zahl im Verhältnis zu den Zahlen der übrigen Lebensalter zu erwarten wäre. Der alte Mann soll der Erkrankung wesentlich mehr ausgesetzt sein als die alte Frau. Das seltene Vorkommen der Erkrankung im Alter erklärt sich sich aus gewissen Rückbildungserscheinungen des Wurmfortsatzes.

Nicht gar so selten macht man die Beobachtung, daß mehrere Mitglieder einer und derselben Familie an Blinddarmentzündung erkranken. Diese Familiendisposition dürfte auf eigenartige Gestaltung oder Lagerung des Wurmfortsatzes zurückzuführen sein.

Mit der zunehmenden Erkenntnis des Wesens der Blinddarmentzündung hat naturgemäß auch die Diagnose dieser Erkrankungen eine gewisse Sicherheit erlangt. Aus zahlreichen Beobachtungen am Krankenbett wissen wir, daß die Blinddarmentzündung einen geradezu proteusartigen Charakter besitzt und daß die Zahl der Varietäten des Verlaufs dieser ernsten Erkrankung unendlich groß ist. Es liegt nicht in dem Rahmen dieser kurzen Darstellung, auch nur annähernd ein Bild der zahllosen Verlaufseigentümlichkeiten der uns beschäftigenden Krankheit zu geben, ja ich halte es nicht einmal für angezeigt, hier auf die einzelnen Symptome der Blinddarmentzündung einzugehen. Nur dem Arzt ist es möglich, die subjektiven Krankheitssymptome des Patienten diagnostisch zu verwerten; im übrigen stützt sich die Diagnose nur zum Teil auf die Angaben des Kranken; die wesentlichsten Anhaltspunkte für die richtige Erkenntnis der im Organismus sich abspielenden Erkrankung bildet der objektive Untersuchungsbefund, dessen Feststellung natürlich dem Arzt überlassen bleiben muß. Eine detaillierte Besprechung der einzelnen Symptome könnte den Laien nur irreführen, ihn beunruhigen, ihm event. gar den Glauben beibringen, als ob er selbst imstande wäre, seinen Zustand zu beurteilen. Ich beschränke mich deswegen hier darauf, einige falsche Anschauungen des Laienpublikums, die nach meinen eigenen Erfahrungen oft zu Verschleppungen der Krankheit und dadurch zu unglücklichen Ausgängen derselben geführt haben, zurückzuweisen und zu korrigieren. Des besseren Verständnisses wegen wollen wir die die akute Blinddarmentzündung betreffenden Fragen trennen von den für die chronische Form wichtigen Auseinandersetzungen.

Wiederholt habe ich die Beobachtung gemacht, daß Kranke es versäumen, ärztliche Hilfe in Anspruch zu nehmen, weil die bei ihnen bestehenden Schmerzen nur einen geringen Grad von Intensität zeigten. Gewiß ist es richtig, daß die Schmerzen eins der regelmäßigsten Symptome der akuten Blinddarmentzündung sind, und daß sie sehr selten bei dem akuten Anfall vollständig fehlen. Der Schmerz indessen darf kein Gradmesser für die Schwere der Erkrankung sein.

Noch öfters nach meinen Erfahrungen ließen sich die Patienten irreführen durch die Lokalisation der Schmerzen, indem sie annahmen, es handle sich nur um gewöhnliche Leibschmerzen, weil sie die Schmerzen nicht typisch in der Blinddarmgegend, sondern nur im Mittelbauch, in der Nabelgegend, ja selbst im Magen empfanden. Demgegenüber ist festzuhalten, daß der Schmerz durchaus nicht an die Blinddarmgegend gebunden ist, sondern daß er sehr häufig auch an anderen Stellen des Leibes, ja selbst in der linken Bauchseite auftreten, und daß er von der rechten Seite nach den verschiedensten Richtungen in das Kreuz, in die Lendengegend ꝛc. hin ausstrahlen kann.

Zu recht verhängnisvollen Irrtümern führte weiterhin nach meinen Erfahrungen häufig die Beurteilung der Temperatur. Verhältnismäßig oft bekam ich auf meine Frage, warum der Kranke nicht eher ärztliche Hilfe in Anspruch genommen habe, die Antwort, man hätte in dem Glauben gelebt, es handle sich um eine ganz leichte Erkrankung, weil kein Fieber vorhanden gewesen sei. Das Verhalten der Temperatur kann nur mit größter Vorsicht für die Beurteilung des Falles verwendet werden; gewiß werden hohe Temperaturen ernste ärztliche Berücksichtigung verlangen; Fehlen der Temperatursteigerung gestattet aber keineswegs die Annahme einer leichten Erkrankung. Gerade die schwersten Fälle von Blinddarmentzündung können ohne oder nur mit geringer Temperatursteigerung verlaufen.

Ich kann natürlich hier nicht alle Verhältnisse besprechen, unter denen der Kranke verpflichtet ist, den Arzt zu rufen; aber es kann nicht eindringlich genug betont werden, daß unverzüglich ärztliche Hilfe notwendig ist, wenn eine plötzliche Erkrankung in völliger Gesundheit oder nach leichten unbestimmten Störungen (Verstopfung, Diarrhoe) mit Schmerzen in der Blinddarmgegend und event. mit Erbrechen einsetzt. Ganz besondere Berücksichtigung verlangt diese ernste Mahnung, wenn es sich um Erkrankungen bei Kindern handelt, bei denen die Blinddarmentzündung nach dem übereinstimmenden Urteil der meisten Autoren einen ganz besonders insidiösen Charakter zeigt und bei denen schnelle ärztliche Hilfe dringend notwendig ist. Besonders zu fürchten sind hier sogenannte Scheinbesserungen, die häufig den schwersten Komplikationen vorangehen.

Ebenso wie bei der akuten Form wird bei der chronischen Blinddarmentzündung häufig zu spät der Arzt konsultiert, weil die vorhandenen Beschwerden bei dem Kranken

Digitized by Google

nicht den Gedanken an das event. Bestehen einer Blinddarmentzündung aufkommen lassen. Es ist gewiß zu bedauern, daß bei einem großen Teil des Publikums geradezu eine Hyperästhesie gegenüber allen Vorgängen in der rechten Unterbauchgegend Platz gegriffen hat, indessen einer solchen übertriebenen, unnötigen und falschen Angst wird jeder am besten begegnen, wenn er von autoritativer d. h. ärztlicher Seite die Beruhigung erhält, daß kein Grund zur Besorgnis vorliegt, und daß es sich nur um nervöse oder leichte organische Erkrankungen, nicht aber um eine Blinddarmentzündung handelt. Ärztlicher Rat aber muß in diesen zweifelhaften Fällen eingeholt werden, will man sich nicht den Vorwurf machen, durch Nachlässigkeit die beste Zeit zur Heilung seiner Krankheit verloren zu haben. Nichts ist trauriger für den Arzt, als wenn er an das Krankenbett herantritt und sich sagen muß: „Zu spät." Um keine Chance unversucht zu lassen, wird sich der Arzt in solchen Fällen oft noch entschließen zu operieren, meist ohne Erfolg. In diesen Fällen muß man sich klar darüber sein, daß der Kranke nicht an den Folgen der Operation, sondern trotz der Operation gestorben ist, weil er zu spät operiert worden ist.

Tritt der Kranke frühzeitig in ärztliche Behandlung, und steht er unter dauernder ärztlicher Beobachtung, so wird die Blinddarmentzündung viel von ihren Schrecken verlieren, die ihr jetzt mit Recht durch die Häufung besonders schwerer Fälle anhaften. Allerdings ist dazu erforderlich, daß der Arzt auch den leichteren Kranken alle paar Stunden zu sehen Gelegenheit hat, und daß die Umgebung des Kranken sich streng daran hält, sofort den Arzt zu benachrichtigen, wenn eine Verschlechterung in dem Befinden des Patienten eintritt.

Denn das eben ist das Tückische und Unheilvolle der Erkrankung, daß scheinbar der leichteste Fall plötzlich zu den schwersten Komplikationen führen kann. Im allgemeinen hängt der Verlauf der Erkrankung ab von der Widerstandsfähigkeit des Organismus, von der Giftigkeit der Bakterien, von ihrem Wachstum und ihrer Wanderung. Die Möglichkeit, den ernsten Gefahren und Komplikationen entgegenzutreten, liegt einzig und allein in der Hand des Arztes; die Art und Weise, wie das zu geschehen hat, kann hier nicht besprochen werden. Dahingegen ist es von Wichtigkeit, an dieser Stelle die Frage zu berühren, ob es einigermaßen zuverlässige Mittel gibt, eine Erkrankung an Blinddarmentzündung zu verhüten und was man event. vorbeugend tun kann.

Leider ist eine sichere Verhütung der Blinddarmentzündung nicht zu erreichen. Das radikalste Mittel wäre natürlich die operative Entfernung des Wurmfortsatzes, der, wie wir gesehen haben, fast stets der Ausgangspunkt der Erkrankung ist, auch beim gesunden Menschen. Dieser wiederholt ausgesprochene Vorschlag kommt natürlich ernstlich überhaupt nicht in Frage. Die weiteren Vorbeugungsmaßregeln bestehen, soweit dies möglich ist, in der Behandlung etwaiger Magendarmerkrankungen, in der Beseitigung von Darmparasiten, in der Sorge für regelmäßige Entleerung des Darms, in der Vorschrift für zweckmäßige gemischte Ernährung. Besonders scharf wird man diese Maßregeln durchzuführen verpflichtet sein in Familien, bei denen eine Disposition zur Erkrankung an Blinddarmentzündung besteht, und bei Personen, die bereits einen Anfall dieser Krankheit überstanden haben. Das Verschlucken von Obstkernen, Gräten, von Borsten der Zahnbürste usw. ist nach Möglichkeit zu vermeiden, wenn auch, wie wir gesehen haben, der event. Schaden dieser Fremdkörper für die Entstehung der Blinddarmentzündung weit überschätzt worden ist.

Viel wichtiger als diese Vorschriften sind die Verhaltungsmaßregeln, die der Kranke bei Verdacht auf Blinddarmentzündung beobachten soll, bis der Arzt kommt.

Von dem Augenblick an, wo auch nur die leiseste Befürchtung einer Blinddarmentzündung besteht, hat der Kranke das Bett aufzusuchen und unter keinen Umständen und zu keiner Verrichtung zu verlassen. Das Aufstehen, um auf den Nachtstuhl zu gehen, das schon wiederholt zu plötzlichen Todesfällen geführt hat, ist entschieden zu unterlassen.

Nahrungs- und auch Flüssigkeitsaufnahme unterbleiben am besten vollständig bis zum Eintreffen des Arztes; Medikamente, vor allem Abführmittel, dürfen ohne ärztliche Verordnung keineswegs genommen werden. Alle weiteren Bestimmungen müssen dem Arzt überlassen bleiben, der sofort zum Kranken gerufen werden soll. Möge jeder Kranke und möge die Umgebung desselben sich der schweren Verantwortung bewußt sein, die sie übernehmen, falls die frühzeitige Zuziehung des Arztes unterbleibt, und mögen alle Beteiligten sich vergegenwärtigen, daß eine Verschleppung der Erkrankung, auch nur auf wenige Stunden, den Tod des Erkrankten zur Folge haben kann, der anderenfalls noch zu retten gewesen wäre.

Einem Unzufriedenen.

Du wirkst und tust getreulich Deine Pflicht,
Und weil Dein Tun gering scheint und bescheiden,
Grämst Du Dich, daß Du schaffest Größres nicht;
Mein Freund, Du scheinst an Kleinheitswahn zu leiden.

Alb. Roderich.

Neues vom Büchertisch. Von Carl Busse.

Carl Spitteler, Imago (Jena, Eugen Diederichs). — Ewald Gerhard Seeliger, Auf Tod und Leben (Stuttgart, J. Engelhorn). — Karl Worms, Aus roter Dämmerung (Stuttgart, J. G. Cotta Nachf.). — Lulu von Strauß und Torney, Der Hof am Brink, Meerminneke (Berlin, E. Fleischel & Co.). — Emil Marriot, Anständige Frauen (Berlin, G. Grote). — Hermann Stegemann, Die als Opfer fallen (Berlin, E. Fleischel & Co.).

Ich weiß nicht, ob es in Deutschland noch einen anderen Dichter gibt, der von literarischer Seite mit der gleichen Übereinstimmung und Hochachtung seit Jahren gelobt wird wie Karl Spitteler, der Schweizer. Es ist mir niemals gelungen, irgendwo auch nur ein Wörtlein gegen ihn zu finden; er ist überall der „prächtige Poet". Über sein erstes Buch hat Gottfried Keller höchst begeisterte Worte geschrieben, und in ähnlicher Tonart ging es ein Vierteljahrhundert weiter. Nur das Publikum setzte sich auf die Hinterbeine; es wollte und will durchaus nicht mitmachen. Wie es dem Dichter in Bonn aus einer Vorlesung fortgelaufen ist, so schlägt es einen Bogen um seine Werke. Es ist sehr billig, diese Stellungnahme des Publikums überlegen zu belächeln. Das mag dem betroffenen Autor gegönnt sein, der immer von der Zukunft erhoffen wird, was die Gegenwart ihm vorenthält, aber der abwägende Kritiker, der nicht ganz in fachlichen Hochmut verrannt ist, wird sich doch fragen müssen, wer nun eigentlich im Recht ist. Ich denke, unser heutiges Publikum hat zur Genüge bewiesen, daß es die feinsten und bedeutendsten Werke der Zeit wohl aufzunehmen und zu würdigen weiß; es hat bewiesen, daß es besonders die eigenbrödlerischen Dichter nicht nur zu schätzen, sondern sogar zu überschätzen geneigt ist. Die maßlose Hebbel-Verhimmelung, mag sie auch nur eine zeitliche Reaktion sein, spricht ja Bände! Und wenn ein Eigenbrödler wie Spitteler auch in solcher Epoche nicht recht in Schwung kommt, sondern immer nur von der unbegrenzten Hochachtung der Kritik satt werden muß, so fragt man sich unwillkürlich, ob er überhaupt jemals eine Wirkung ausüben wird.

„Imago" nennt Karl Spitteler sein neuestes Buch (Eugen Diederichs, Jena) — es ist das erste, das ich Wort für Wort von ihm las. Und ich verstehe danach beides: die Hochachtung hier, die Zurückhaltung da. Man spürt von Anfang an den auf eignen Beinen stehenden, sich absondernden, etwas lyrisch-pathetisch gefärbten Dichter, der, reich an Phantasie und allerlei Einfällen, mit unruhiger Lebendigkeit auf uns einredet und uns zum Aufhorchen zwingt. Einen Dichter, der vor allem eine starke sprachliche Prägekraft besitzt, uns immer von neuem durch seine Ausdrucksweise überrascht und sich als feingeistiger Sonderling präsentiert. Hin und wieder hat man wohl das Gefühl, als ob bei alledem manches Gewaltsame und Gewollte unterlaufe, aber schließlich ist man froh, statt der üblichen abgegriffenen Scheidemünze wieder einmal scharf geprägte Stücke in die Hand zu bekommen. So weit wäre alles gut, und so weit reicht die Hochachtung. Aber je länger Spitteler in einer ewigen Aufgeregtheit auf uns einredet, je länger der niemals aussetzende Platzregen geistreicher Einfälle und origineller Wort- und Satzprägungen dauert, je länger wir unter der lyrisch-pathetisch-rhetorischen Traufe stehen, um so fassungsloser, ohnmächtiger und matter werden wir, bis uns allmählich das bekannte Mühlrad im Kopf herumläuft. Ich habe mit diesem „Imago"-Buche förmlich eine Schlacht geschlagen. Hundertmal hatte es mich schon so weit, daß ich es zuklappte und beiseite schob. Es ging mir wie dem Helden: „Von der Überfülle der Fernwunder erschöpft, versagte sein schwaches Menschenhirn; und sein reisemüder Geist ermattete. ‚Genug! Gnade! Zuviel!'" Und hundertmal hab' ich die Zähne zusammengebissen und hab' mich von neuem in den Strudel gestürzt, um schließlich etwas blaß und erschöpft auf Seite 229 — der Schlußseite — zu landen. Ich kann nicht leugnen, daß ich von mancher Stelle einen literarischen Genuß hatte, aber ich finde, daß ich ihn zu teuer bezahlen mußte. Und als ich mir in der Stille der Nacht alles noch einmal durch den Kopf gehen ließ, da meint' ich fast, nicht bei einem Poeten zu Gast gewesen zu sein, sondern doch nur bei einem aparten poetischen Räsoneur.

Wenigstens bei diesem „Imago"-Buche kann von einem Schaffen aus dem vollen nicht gut die Rede sein. Ein glänzender Wortkünstler und ein eigenwilliger, etwas spitzfindiger Denker reichen sich darin die Hand, um etwas zu zeugen, was beinah wie ein lebendiges Kunstwerk aussieht. Aber wenn man näher hinblickt: Welche Gestalt ist eigentlich gestaltet? Welche Szene ruhig erzählt? Kaum daß ein paar Umrisse gegeben, ein paar Sätze, die Tatsächliches melden, hingestellt sind, wird sofort der Wasserfall glänzender Reflexionen aufgezogen, und es gibt einen Guß funkelnder Worte und blitzender Einfälle, die gewiß mit dem Handlungsgerippe verbunden, aber doch von außen angeheftet sind. Und nicht eine einzige Szene wird eigentlich ausgeführt und vor uns hingestellt, daß sie aus eigner Kraft die vom Schöpfer beabsichtigten Gedanken und Empfindungen in uns auslöst, sondern jede wird von vornherein schon vom Autor zu Aphorismen,

Digitized by Google

zu ihrem letzten Gedanken- und Gefühlsergebnis zerkocht und uns so serviert, so daß wir, die wir satt werden wollen und auf Rinderbraten warten, von Anfang bis Ende nur immer Rinderbouillon bekommen. Das täuscht den Magen wohl, solange man ißt, über den Hunger hinweg, aber der Hunger kommt nachher wieder.

Mit einem anderen Bilde: es ist doch wohl nur ein Scheinleben, das hier erzeugt wird. Es ist hier kein Baum aus dem Erdreich und seiner natürlichen Wurzel empor ins helle Licht gewachsen, sondern es ist uns ein künstlich hergerichteter Baum hingestellt worden, von dem, wenn man ihn schüttelt, nicht Birnen herunterpurzeln, sondern feine, mit Goldschaum angeblasene Glaskugeln. Und eben, weil der Baum künstlich ist, kann er nicht ruhig stehen und rauschen und schweigend jedem seinen Reichtum zutragen, sondern er muß fortwährend gehalten werden, und Spitteler ist in jedem Moment da und redet von ihm, schüttelt ihn, erklärt ihn. So kommt man aus der Aufregung und Unruhe, die zur Erschöpfung und weiter zum Versagen des Interesses führt, gar nicht heraus. Aber eins der schönsten und richtigsten Worte Nietzsches ist und bleibt doch dies, daß ein echtes Kunstwerk so ruhig daliege, wie die wiederkäuende Kuh auf der Weide.

Der Stoff des „Imago"-Buches ist bald erzählt. Ein Dichter mit reichlich starker Phantasie kehrt in die Heimat zurück, um dort, gleichsam als Richter, ein geliebtes Wesen wiederzusehen, das er sich in sehr einseitigem Seelenbund, d. h. kraft seiner Phantasie, zu seinem Ideal erkoren hat und dem er nicht verzeihen kann, daß es gut bürgerlich heiratete. In psychologisch feiner Weise wird nun dargestellt, wie Phantasie und Wirklichkeit zusammenstoßen, wie der Heimgekehrte, der mit Verachtung strafen wollte, allmählich in Liebe entlodert und wie er, der stolz als Richter kam, ziemlich kläglich und fast als Gerichteter abziehen muß. Man wird einwenden können, daß der stark von sich eingenommene Dichter Viktor schwerlich der Zukunftsheld ist, als der er sich aufspielt. Ein Poet, der in der Mitte der dreißiger Jahre steht, noch nichts geleistet hat, Phantasie und Wirklichkeit noch immer ungeheuerlich vermengt und ein Schwarmgeist, ein Sophist, ein pathetischer Rhetoriker ist ohne jene echte Nüchternheit des wahren Dichters — was soll aus dem werden? Ich kann mir nicht helfen: Dieser Herr Viktor ist ein Stückchen Don Quichotte

Das Beste sind ein paar lyrische Partien. Nicht umsonst sagt der Held einmal: „Fluch und Schmach der kahlen Prosa: sie entweiht;" nicht umsonst hat die Sprache des Schweizers starken rhythmischen Fall. Man wird daraus entnehmen können, daß der Lyriker Spitteler bedeutender ist als der Erzähler, und der Epigrammatiker und Aphoristiker Spitteler bedeutender als der Lyriker. Schließlich kommt alles auf eine Wortprägekunst heraus, wie sie in ähnlicher Art etwa auch Friedrich Theodor Vischer besaß. So wird es wohl in gleicher Weise bei der Hochachtung und Zurückhaltung bleiben. —

Der Schlesier Ewald Gerhard Seeliger, dessen Balladenbuch „Hamburg" ich im Vorjahr an dieser Stelle anzeigte, hat in der Engelhornschen Romanbibliothek ein Novellenbändchen „Auf Tod und Leben" veröffentlicht, das die Vorzüge und Mängel seiner Begabung deutlich hervortreten läßt. Es wäre eine Kleinigkeit, diesen Mann in Grund und Boden zu kritisieren, und wenn er noch weiter Glück und Erfolg hat, so wird es ohne Frage auch geschehen. Aber es wäre dabei eine böse Ungerechtigkeit. Die Stärke des Seeligerschen Talentes ist seine Flottheit. Mit dieser Flottheit ist er gerade in der Ballade oft ans Ziel gekommen, und wenn dies Ziel erreicht ist, braucht man den Weg nicht unter die Lupe zu nehmen. Gewiß überstürzt sich Seeliger manchmal, fällt in seinem scharfen Vorwärtsdrängen von einem Bild ins andere und bietet im Detail Angriffspunkte über Angriffspunkte. Aber in dem Ganzen steckt dafür eben Sturmschritt, der uns mitreißt, steckt die Balladenfaust, die ohne langes Besinnen zuschlägt. Bessere Balladen*verse* wie er machen viele in Deutschland; aber bessere *Balladen* machen wenige.

Nicht ganz so gut steht es mit diesen sieben Erzählungen oder Skizzen, die er hier bietet. Je flotter ihm der Stoff zu stürmen erlaubt, um so mehr ist er auch hier in seinem Element. Er braucht einen Stoff, der ihn trägt. Er ist nicht zimperlich, sondern operiert sehr robust mit starken Effekten. Es geht alles gleich „auf Tod und Leben" bei ihm; er beschwört Feuers- und Wassersnot; er hat mehr Sinn für Husarenstückchen, als für still wirkende Kraft. Seine beste Skizze ist auch gleichzeitig die kürzeste; sie zeigt deutlich, wie sehr er den „Stoff" braucht. Da ist der alte John, der zeitlebens auf dem „Condor" gefahren ist, und der schließlich als Wächter auf dem ausrangierten Schiff bleibt und sein Trinkgeld dazu verwendet, alles in Ordnung zu halten. Er träumt davon, daß er noch einmal die Meere durchfurchen und wie einst als Kanonier noch gegen Feinde kämpfen und feuern wird. Und heimlich setzt er sich in Kriegsbereitschaft und sorgt für Pulver und Zunder: die Kanonen und die Kugeln sind noch an Bord. So vergehen Jahre: da kommen eines Tages ein paar hohe Marineoffiziere aufs Schiff, besichtigen es, fragen, ob es wohl noch eine Reise aushalte und bestellen den alten John aufs Marineamt. Der aber verbirgt sich auf seinem Schiff: er will die geheimnisvolle Reise mitmachen. Und richtig: der „Condor" wird von zwei Schleppern aus dem Hafen geschleppt, auf hohe See, aber da stoppen die Schlepper plötzlich, holen die Taue ein und dampfen davon — den „Condor" lassen sie führerlos draußen. Der alte John versteht das nicht. Er will Signale geben, aber schon sind die Schlepper weit, und nichts ist

zu sehen als fern im blauen Dunst ein Kriegsschiff. Und es dauert nicht lange, da wird auf den „Condor" scharf geschossen. Der alte John gerät in furchtbare Erregung. Wie ein Wahnsinniger arbeitet er, richtet die Kanonen und schießt gleichfalls scharf. Auf dem Kriegsschiff kommen sie in Verwirrung, Signale werden gegeben, ein Boot wird abgelassen, aber der alte John schießt auch auf das Boot, es muß umkehren. Da wird der „Condor" binnen 40 Minuten mit 59 Schuß gegen 18, die der alte John abgibt, zum Sinken gebracht.

Man darf auch hier nicht zu sehr ins einzelne gehen, sonst kommt man auf viele Unwahrscheinlichkeiten. Aber wenn man die Skizze als Ganzes liest, wird man schon von dem grandiosen Stoffe benommen. Die längeren, sich novellistisch gebenden Erzählungen sind bedeutend schwächer. Hier zeigt sich Seeligers flotte Begabung doch auch noch als oberflächliche Begabung, die dem Publikum auch reichlich viel Konzessionen macht. Überhaupt, fürchte ich, wird dieser Dichter erst geteert und geschwefelt werden müssen, ehe er von seinem fröhlichen Selbstbewußtsein, um das es eigentlich schade ist, loskommt, ehe er rein und getreu nur das Kunstwerk sucht, ohne nach Effekt und Erfolg zu schielen, kurz, ehe er in die Tiefe zu graben anfängt. Er hat noch einen schweren Weg zu gehen, bevor aus dem forschen Draufgänger, dem Handstreiche glücken, ein Feldherr wird, der Schlachten gewinnt. Und vor einem muß er sich wie vor Tod und Pest hüten: vor der Routine.

Ein Skizzenbuch von Karl Worms: „Aus roter Dämmerung" (Stuttgart, J. G. Cotta Nachf.) vermag nicht sonderlich aufzuregen. Mit Ausnahme der letzten spielen diese kleinen Erzählungen alle in der baltischen Heimat des Dichters, und naturgemäß führen sie in die Stürme der jüngsten Revolutionszeit. Worms nationales Fühlen bricht dabei überall in voller Stärke hervor, aber wenn dies menschlich für uns auch hocherfreulich ist: ich habe nicht den Eindruck gewonnen, daß die Tendenz überall durch die künstlerische Gestaltung rein verzehrt ward. Karl Worms hat ein freundliches Unterhaltungstalent, doch je mehr ich von ihm lese, um so weniger glaube ich, daß er größeren Aufgaben gewachsen ist. Er macht uns gerade immer lauwarm; zu mehr reicht es nicht.

Leider bringt es diesmal auch eine Dichterin nicht höher, von der man mehr erwartet: Lulu von Strauß und Torney. In vortrefflichen Verserzählungen, in ganz tüchtigen Dorfnovellen und einem guten Roman hat sie sich bisher bewährt, aber „Der Hof am Brinck, Das Meerminnele," die beiden Geschichten, die sie neu zu erzählen weiß (Berlin, E. Fleischel & Co.), flechten kein frisches Lorbeerblättchen in den erworbenen Kranz. Die erste Erzählung kann in einzelnen Abschnitten noch stärkeres Interesse wecken: sie führt ins Weserland, stellt die Not der Schwedenzeit mit kräftigen Strichen vor uns hin und gibt im alten Bauern Brinkmeier eine kernig modellierte Gestalt. Aber in der zweiten Geschichte, die in den Niederlanden zur Reformationszeit spielt, läßt es die Verfasserin zu, daß unsere Teilnahme sich ganz verzettelt. Weder ist der Stoff originell, noch können die Träger der Handlung unsere Liebe oder unsere Aufmerksamkeit erzwingen. Und als ob Lulu von Strauß das selber bald eingesehen und nur nach dem Heyseschen Prinzip das einmal Begonnene auch fertig gemacht hätte, erzählt sie etwas freud- und temperamentlos. Überhaupt ist in dem ganzen Buche nichts von der eigentlichen natürlichen Conteurbegabung zu spüren. Es gibt sich im Gegenteil ziemlich mühsam und schwerfällig, und man hat das Empfinden, als wäre das Beste stecken geblieben. In der üblichen Übertreibung hat man Lulu von Strauß einst die Erbin der Droste-Hülshoff genannt. Ähnlichkeiten äußerer und innerer Art bestehen ja auch ganz gewiß. Die merkwürdige Sprödigkeit der Begabung ist davon nicht die geringste. Auch die Droste hat das allerbeste eigentlich nie herausgebracht. Sie konnte nicht tanzen; sie hatte keine Leichtigkeit; an ihren Sohlen klebte die zähe rote Erde, die hielt sie fest und ließ sie niemals ganz frei fliegen. Schamhafte Naturen, die nicht aus sich herausgehen können; Schattenpflanzen, die zu wenig in der Sonne gestanden haben. Es gelingt ihnen nur nach und nach, sich freier zu geben und die eigene Scheu und Schwerfälligkeit zu überwinden. Lulu von Strauß hat von diesem spröden Schlag viel an sich. Aber derselbe Mangel an Leichtigkeit, der den freien und natürlichen Flug nach oben hemmt, wird sie auch immer vor dem Sturz in die Tiefe bewahren, vor dem Sichverlieren in Niederungen. Deshalb will ein matteres Buch nichts sagen — man wartet eben auf das nächste.

Viel schlimmer sieht es mit dem Opus aus, das Emil Marriot (Emilie Mataja) unter dem Titel „Anständige Frauen" als Ergebnis des Jahres 1906 veröffentlicht hat (Berlin, G. Grote). Ich habe zu dieser Erzählerin, die durch den in sieben Auflagen verbreiteten „Geistlichen Tod" weithin bekannt geworden ist, niemals ein Verhältnis gewinnen können — sie machte mir stets den Eindruck des Angesäuerten —, aber daß sie es bis auf das Rattengift dieses Romans bringen könnte, hätt' ich doch nicht geglaubt. Der Inhalt? Man hört von Zerwürfnissen in aristokratischen Ehen, sieht kartenlegende Zigeunerinnen, sieht die verführte Unschuld vom Lande den Dolch schwingen und hört einen früheren Fürsten, der Künstler und Tolstoianer geworden ist, eine Predigt halten. Dieser Herr mit langen Haaren, der da erklärt, daß „alle vom Leid Gezeichneten" ihm Brüder und Schwestern sind, richtet die zertretene Unschuld vorsichtig wieder auf.

Ich würde nicht in diesem Tone über das Buch einer Schriftstellerin reden, die doch

schon Tüchtiges geschaffen hat, wenn nicht der Geist dieses neuen Romans meinem ganzen Fühlen widerstrebte. Schon in dem Titel „Anständige Frauen" verbirgt sich eine gewisse saure Ironie. Und sie geht durch das ganze Buch, daß es kalt, grämlich, kleinlich und unsympathisch anmutet. Da ist nirgends etwas von einer herzlichen und lebendigen Güte zu spüren, die Strauchelnde aufhebt und Verirrte heimholt. Da ist auch nichts von einem ehrlichen Haß, den man schließlich verstehen würde. Sondern da ist nichts als ein HolzessigläcHeLn, das kritisiert und nörgelt. Man fröstelt dabei und wehrt ab. Man sieht kalt den auftretenden Personen zu, die fast durch die Bank eitel, kleinlich und haltlos sind. Man fragt sich, für wen man sich da erwärmen soll. Für die verführte Unschuld? Pah, das ist ein faules, eitles Ding, das sich nicht aus Liebe und Leidenschaft dem Grafen hingibt, sondern weil sie romanhaft hofft, Frau Gräfin zu werden. Außerdem verführt diese durch die Kartenlegerei ihrer Großmutter verrückt gemachte Kutschertochter mehr den Grafen, als er sie, so daß der ironische Titel „Anständige Frauen" mir etwas rätselhaft bleibt. Denn wenn diese verführte Verführerin, mit der wahrhaftig kein Staat zu machen ist, etwa gegen die richtige Gräfin und ihre Freundin, die Fürstin Lassin, ausgespielt werden soll, so fehlt mir für solche Sophistereien das Verständnis. Und auch der langhaarige Idealmensch, der zuletzt aus der Versenkung auftaucht, kann das Saure nicht süßer machen. Er hat Prinzipien, aber man hat nicht den Eindruck, daß er von Natur aus gütig und großherzig ist.

Wer solchen Roman schreibt, wer ihn auf diese Weise schreibt, muß selber verbittert sein. Das Herz wird einem nicht weit gemacht, sondern verengt. Ich habe das Buch hier besprochen, weil der bekannte Name auf dem Titelblatt steht. Aber es genügt, daß ich mich allein darüber geärgert habe. So können sich andere verlorene Stunden sparen.

Doch ich möchte mit Erfreulichem schließen. Und die Möglichkeit dazu gibt mir Hermann Stegemann und sein jüngster Roman „Die als Opfer fallen" (Berlin, E. Fleischel & Co.). Wer den warmen und tüchtigen „Daniel Junt" gelesen hat, den ich im September 1905 hier empfahl, wird von vornherein mit einigem Zutrauen die neue Ernte probieren. Und er wird mit Freuden feststellen, daß unter dem Sporn der literarischen Teilnahme Hermann Stegemann wieder ein Stück höhergeklommen ist.

Auch diesmal ist es ein Elsässer Roman, den er geschrieben hat. Er könnte in der Komposition noch einheitlicher sein. Denn statt eines Helden hat er mehrere, so daß unser Interesse geteilt wird. Steht zuerst und durchaus das Kolbsche Ehepaar im Mittelpunkt, besonders die köstliche kleine Frau, so tritt in der zweiten Hälfte immer bedeutsamer der junge Siegfried Höpfner hervor, dessen trauriges Schicksal auch den Schluß beherrscht und den wenig glücklichen Titel des Buches veranlaßt hat. Allerdings sind diese Menschen, die uns nach- und nebeneinander festhalten, sehr eng verbunden. Siegfried Höpfner, der Primaner, ist in Madame Kolb, die Direktorsgattin, heimlich verschossen, und Wende und Ende seines Lebens werden schließlich mit durch diese Frau bestimmt. Aber anderseits sind und bleiben es doch eben zwei getrennte und völlig verschiedene Welten und Probleme, die unsere Aufmerksamkeit auf sich ziehen. Das ist niemals ein Vorzug. Und um die pflichtgemäßen Bedenken gleich auf einmal loszuwerden: ich finde des weiteren, daß eine Nebenfigur, die sehr fein hätte werden können, nämlich die Frau Kreisdirektor von Wernecke, dem Autor aus der Hand gerutscht und unfertig geblieben ist. Es scheint fast, als wäre sie anfangs ganz konventionell angelegt gewesen, bis der Erzähler ihr mit einem Male eignes Leben und feinere Farben hätte verleihen wollen, aber da wär' es schon zu spät und die ursprüngliche Anlage nicht mehr zu ändern gewesen. So sind wohl Spuren einer höheren Gestaltung sichtbar, doch die Gestalt kam nicht mehr heraus.

Damit aber wollen wir das große Regelbuch zuklappen und uns nur noch herzlich des Romans freuen. Er ist zunächst ganz vortrefflich in der Milieuschilderung. Karl Worms könnte von Stegemann lernen, wie man vorhandene nationale Zerklüftungen mit dem guten Gerechtigkeitssinn des Dichters darstellen kann, ohne doch einen Zweifel darüber zu lassen, wie und wo das eigne Herz schlägt. Wie schon im Daniel Junt, so läßt Stegemann auch hier seine Leute einen deutsch-französischen Mischdialekt reden, und ich kann nur wiederholen, daß ihm dies sehr zu statten kommt: es wirkt von vornherein warm und eigen, so daß man leichter an die Sprecher glaubt. Natürlich würde es ihm wenig helfen, wenn die Gestalten an sich nicht auch gut geformt wären. Es gibt ein paar ganz prächtige darunter. Ich will nicht von Madame Kolb reden und nicht von Madame Sinniger, nicht vom Nandi und nicht vom Rosele, obwohl diese Vier überall mit Ehren bestehen könnten, aber dreimal unterstrichen werden müssen Gestalten wie der alte Sütterlin und der alte Höpfner. Dieser Rentmeister Höpfner verhilft dem Dichter zu der stärksten Szene des Buches, zu einer Szene, die Größe hat und die den ganzen Roman beschließt. Wer das schreiben konnte, wie der versoffene Rentmeister nach dem Begräbnis seines Jungen Skat spielt und durch einen Spielausdruck „der Bube liegt" an sein ganzes Elend gemahnt wird, in die Nacht geht und mit dem Herrgott spricht, — der kann viel und der bleibt auch selbst bei diesem guten Roman nicht stehen. Noch ein paar Schritte so weiter vorwärts, und wir dürfen Hermann Stegemann unsern besten Erzählern zurechnen.

Illustrierte Rundschau.

Giosuè Carducci †. — Zu Wilhelm Buschs 75. Geburtstag. — Herrenzimmer von Fritz Höhndorf. — Speisezimmer von Paul Bachmann. — Neue kunstgewerbliche Arbeiten von Paul Bischoff und Bernhard Wenig: Schreibgarnitur, Uhren, Zimmerfontänen, Beleuchtungskörper. — Stickereien von Otto Gußmann. — Zu unsern Bildern.

Giosuè Carducci.
Aufnahme von Gebr. Alinari in Florenz.

In Bologna, wo er seit 1861 die Professur für italienische Literaturgeschichte bekleidete, starb kürzlich Giosuè Carducci, der gefeiertste Lyriker des modernen Italien und einer der Träger des literarischen Nobelpreises. So fern man seinen politischen und zumal seinen religiösen Anschauungen stehen mag, seine Persönlichkeit und sein Schaffen erfordern doch an dieser Stelle eine kurze Würdigung. Geboren am 27. Juli 1836 als der Sohn eines armen Landarztes, der dem Dreiundzwanzigjährigen außer der Sorge für Mutter und Bruder ein Barvermögen von noch nicht ganz fünf Mark hinterließ, war Carducci in der öden toskanischen Maremme aufgewachsen. Der Vater strengster Katholik; der Sohn bald der grimmigste Hasser nicht nur des Katholizismus, sondern der Religion überhaupt. Dieser Haß bestimmte seine ganze literarische Stellung. Mit wilder Satire wandte er sich gegen den christlichen, nach seiner Meinung landfremden, nämlich nordischen Romantizismus und sein Haupt, den fromm-gläubigen Manzoni. Mit hinreißendem Pathos donnerte er gegen das matte Geschlecht dieses „feigen Jahrhundertchens, das christlich tut". Und in einer Septembernacht 1863 schuf er jene ein unerhörtes Aufsehen machende „Hymne an Satanas", die er an demselben 8. Dezember 1869 veröffentlichte, an dem das Vatikanische Konzil zur Beratung des Unfehlbarkeitsdogmas zusammentrat. Darin feierte er Satanas als Quell jeden Fortschrittes, als Kettenzerbrecher und Befreier, der in allem Großen wirkte, was auf der Welt geschah. In seinem nach der Satanshymne berühmtesten Gedicht, „An den Quellen des Clitummus" ruft er als glühender Patriot und Nationalist dem Volk Italiens zu, nach finstren Tagen von neuem aufzuerstehen, und preist die Vollmenschlichkeit, Stärke und schöne Freiheit der Antike. Singend will er selbst den alten Ruhm von Mutter Italien wieder erneuern, und so greift er in den drei berühmten Büchern der „Odi Barbare" auf die altklassischen Metren zurück, um dadurch allerdings nur wieder einen neuen, bis heut noch tobenden Streit der Meinungen in seinem Vaterlande zu entfachen. Insofern ist Carducci für Italien der Wiedererwecker der Antike und der Repräsentant des nationalistischen Klassizismus. — Für uns Deutsche ist es nicht ganz leicht, Carducci gerecht zu werden. Denn wir verstehen unter Lyrik etwas anderes als die romanischen Völker. Wir nennen nicht Pindar und Schiller große Lyriker, sondern Sappho und Goethe. Carducci ist in erster Linie ein hinreißender Pathetiker, Rhetoriker, Satiriker. Er hat nicht Lieder gesungen, sondern Hymnen und Oden gedichtet. Sein Lied nennt er selbst einen „roten Renner", den purpurn Drachenblut bis zu

Aufnahme von Fritz Tersch in München.

Zimmer eines Kunstfreundes (Herren-Arbeitszimmer). Von Fritz Höhndorf.

Speisezimmer, entworfen von Architekt Paul Bachmann in Cöln a. Rh., ausgeführt von der Möbelfabrik Georg Müller in Cöln a. Rh.

den Sprunggelenken färbt. Und seine Verse schlossen sich gern zu Nachestrophen zusammen, entsandten schwirrend den „Pfeil des Hasses", grollten und mahnten, brausten und wetterten, wie er sich's als Ziel gesteckt:

„Italiens Sänger wollt' ich sein und meine Strophen schwingen,
Daß durch die Luft sie schwirrten hell wie Toledanerklingen."

Germanische Völker halten dieses rhetorische Pathos, die Zorngewalt, das Trompetenblasen nicht für das Höchste

der Lyrik. Es kommt bei Carducci noch hinzu, daß er oft auf dem Untergrunde eines unendlich ausgedehnten philologischen und historischen Wissens dichtet und über kurz oder lang nur noch mit Hilfe reicher Anmerkungen zu lesen sein wird. Aber innerhalb seiner Nation wird dieser Poet auch nach seinem Tode noch ein lange währendes Leben haben. — —

Am 15. April feiert Wilhelm Busch seinen 75. Geburtstag. Einen Gruß und herzlichen Glückwunsch dem originellen Meister des Witzes und der Satire, dem genialen Zeichner nach dem stillen Mechtshausen! Er ist viel angefochten worden, aber sein Humor hat über alle Gegner triumphiert. Wer über seine drolligen Zeichnungen und über seine köstlichen Verslein nicht lachen kann, wer sich über seinen Spott ärgert, dem ist nicht zu helfen. Ich will

Busch wahrlich nicht zu den ganz Großen rechnen, die für die Ewigkeit schufen. Vieles von ihm ist gewiß auch überschätzt worden. Aber sehr vieles wird ganz gewiß

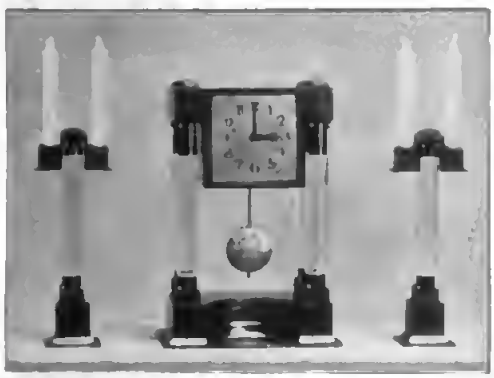
noch Bestand haben und weiterleben, wenn von den „Größen", die heut die Tagesmode auf ihr Schild erhebt, niemand mehr etwas weiß; an „Max und Moritz" und an „Hans Hucke-

Vasen der Königl. Porzellan-Manufaktur in Berlin aus Weichporzellan mit farbiger Bemalung unter der Glasur. Entworfen und ausgeführt von Prof. Th. Schmuz-Baudiß.

Schreibgarnitur. Entworfen von Bernhard Wenig, ausgeführt von Rich. L. F. Schulz in Berlin S. 42.

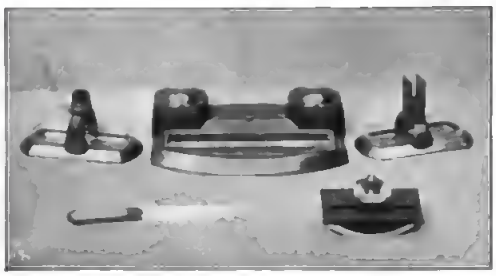
bein, dem Unglücksraben", an manchen anderen „Buschiaden" werden sicherlich noch unsere Urenkel ihr Vergnügen haben. Unsere Zeit besitzt so wenig Humor, wir haben so wenig, so spottwenig wirkliche Humoristen: darum sollen wir uns unseres prächtigen Wilhelm Busch doppelt freuen! — —

Immer noch zehren wir von den vielfachen Anregungen, welche die vorjährige Kunstgewerbe-Ausstellung in Dresden gab. Aller Voraussicht nach werden Jahre ins Land gehen, ehe wieder einmal ein gleich



Uhrgarnitur mit massiven Kristallsäulen. Entworfen von Bernhard Wenig, ausgeführt von Rich. L. F. Schulz in Berlin S. 42.

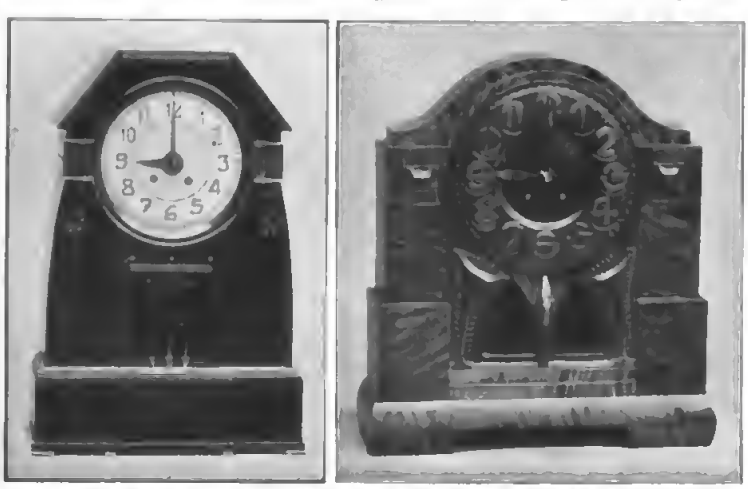
großer Reichtum an Ideen und Entwürfen, an trefflichen oder doch beachtenswerten Ausführungen an einem Orte sich der kritischen Würdigung darbietet. Heut bringen wir zwei Zimmereinrichtungen, die auf der Dresdener Ausstellung unser Interesse erregten. Das eine ist ein Herren-Arbeitszimmer des Oberlehrers Fritz Höhndorf in Mülheim an der Ruhr, das im Auftrag des rührigen Kunstgewerbevereins Königsberg i. Pr. entstand. Der Sondername, welcher dem Raum verliehen wurde: „Zimmer eines Kunstfreundes" klingt etwas anspruchsvoll und wollte doch wahrscheinlich nichts anderes besagen, als daß das Zimmer in seinen Schränken usw. besonders reichlichen Raum zur Unterbringung von Sammlungen gewähren sollte. Dieser Aufgabe ist Herr Höhndorf denn auch gerecht geworden, und er hat außerdem einen guten Geschmack bewiesen: seine Formengebung ist schlicht und ansprechend, vielleicht



Große Schreibgarnitur. Entworfen von Paul Bischoff, ausgeführt von Rich. L. F. Schulz in Berlin.

in Einzelheiten etwas nüchtern (z. B. bei dem Mitteltisch und der Tür), aber sie ordnet sich immer dem Zweck des Raumes unter. Sehr gut gefiel uns auch das Speisezimmer des Kölner Architekten Paul Bachmann. Auch hier wird man über Einzelheiten verschiedener Ansicht sein können — wo könnte man das nicht? Mir sagen z. B. die Zwischenbauten zwischen den sehr hübschen Schränken nicht recht zu, und der große Stuhl an der Querseite des Eßtisches hat nicht meinen Beifall. Das Ganze aber atmet jene frohe Behaglichkeit, die ich mir im Speisezimmer wünsche. —

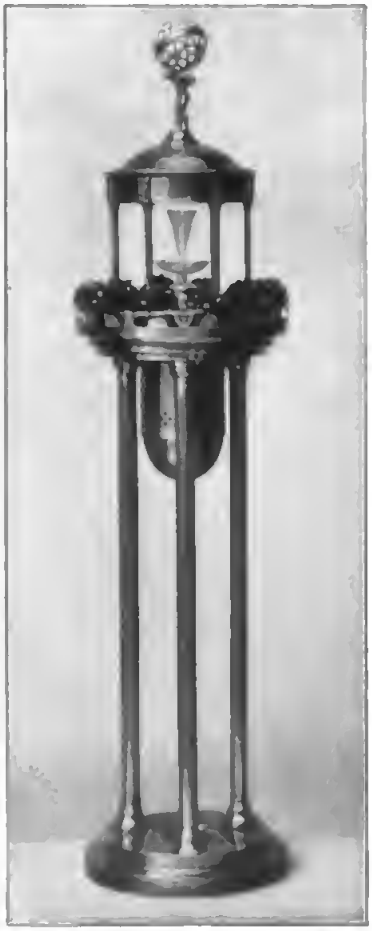
Prof. Th. Schmuz-Baudiß steht seit Jahren in der ersten Reihe unserer Keramiker. Seine Tätigkeit an der Königlichen Porzellan-



Standuhren. Entworfen von Paul Bischoff und Bernhard Wenig, ausgeführt von Rich. L. F. Schulz in Berlin S. 42.

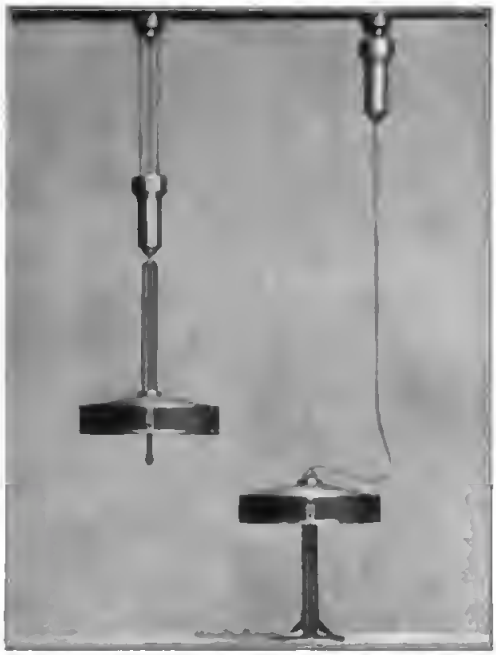
Manufaktur in Berlin hat dem altberühmten Institut ohne Zweifel nach der künstlerischen Seite hin einen neuen Impuls gegeben. Er ist ein Meister der Form, er ist aber vor allem ein Farbenkünstler ersten Ranges, der all die großen Schwierigkeiten der Porzellanmalerei virtuos überwindet; so ist er nicht nur originell in seinen dekorativen Arbeiten, er weiß ihnen auch einen Reichtum und einen Schmelz der Farben zu geben, der bewundernswert ist. Ich glaube, die Arbeiten von Schmuz-Baudiß werden erst nach hundert Jahren so gewürdigt werden, wie sie es verdienen. Denn die große Zahl der Porzellanliebhaber verbeißt sich heut noch viel zu sehr auf die Werke aus alter Zeit. Da sammelt der eine mit großen Kosten vieux Saxe, der andere Frankenthaler, der dritte Alt-Wien oder Nymphenburger, der vierte und fünfte Sèvres; an den reichen und reifen Schöpfungen der modernen Porzellankunst aber gehen die Sammler meist achtlos vorüber. Sie müssen auch erst recht rar und recht teuer werden (teuer sind sie freilich heut schon), um volle Beachtung zu finden. —

Universallampe. Entwurf von Paul Bischoff, Ausführung von Rich. L. F. Schulz in Berlin S. 42.



Zimmerspringbrunnen. Entwürfe von Paul Bischoff, Ausführung von Rich. L. F. Schulz in Berlin S. 42.

Eigenartige kleine kunstgewerbliche Arbeiten von Paul Bischoff und Bernhard Wenig, ausgeführt von Richard L. F. Schulz in Berlin, Werkstatt für Bronzearbeiten, bilden wir auf Seite 253 und 254 ab. Da sind einmal hübsche Garnituren für den Schreibtisch und originelle Standuhren; die „Pendüle“ bürgert sich ja jetzt auch bei uns mehr und mehr ein. Dann zwei allerliebste Zimmerspringbrunnen, die von kleinen Elektromotoren getrieben werden und ganz reizende Beleuchtungseffekte zeigen. Einige Beleuchtungskörper schließen sich an, die unter dem Gesichtspunkt möglichst vielseitiger Verwendbarkeit geschaffen wurden; so ist die Lampe auf S. 254

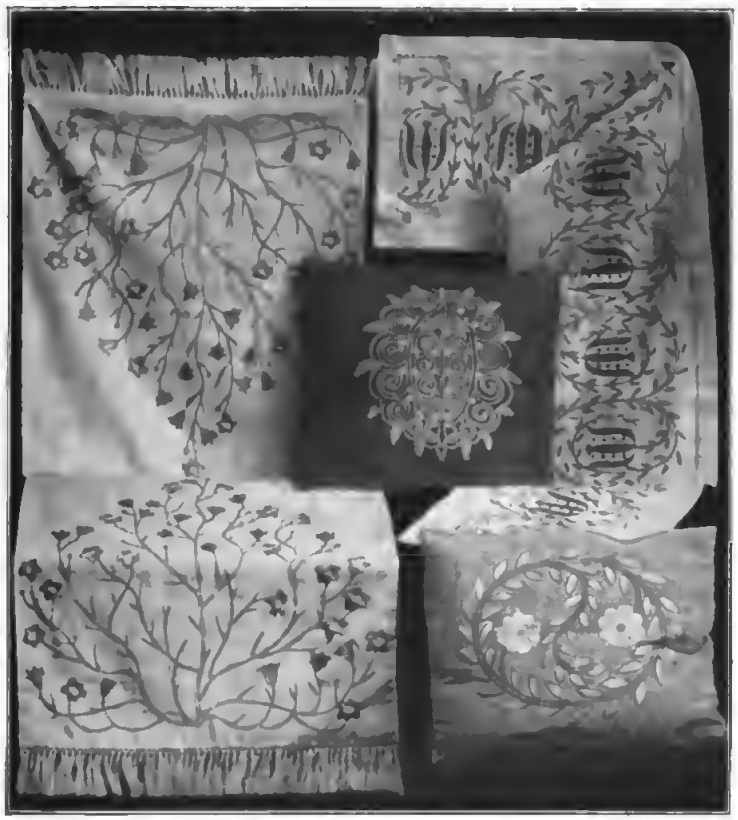


Tisch- und Hängelampe. Entwurf von Paul Bischoff, Ausführung von Rich. L. F. Schulz in Berlin S. 42.

Nach allen Richtungen verstellbare Lampe. Entwurf von Paul Bischoff, Ausführung von Rich. L. F. Schulz in Berlin S. 42.

zugleich stehend als Tischlampe, hängend als Wandarm, liegend als Klavierlampe zu benutzen, die Lampe auf S. 255 oben links ist zugleich Hänge- und Tischlampe, die daneben abgebildete weist den Vorzug auf, nach allen Richtungen hin verstellbar zu sein. —

Es mutet ein wenig wie ein Witz der Kulturgeschichte an, daß in unsrer Zeit der Frauenemanzipation auf allen Gebieten die künstlerische Reform der eigentlich weiblichen Handarbeiten von Männern ausging, daß Künstler es waren, die zuerst darauf hinwiesen, wie auch die meist recht langweiligen und als Geschenke gefürchteten Erzeugnisse weiblichen Hausfleißes zu Kunstwerken werden können. Der Münchner Hermann Obrist trat zuerst mit nach seinen Entwürfen gearbeiteten Stickereien an die Öffentlichkeit, und bald folgte ihm auch der Dresdner Otto Gußmann, der die Ausführung seiner Zeichnungen von Anfang an Fräulein Armgard Angermann anvertraute. Gußmann liebt in seinen Stickereien zierliche Ranken, spärlich belaubt oder hier und da mit Blütenknospen besetzt, so daß sie fast als lineares Ornament wirken und das eigentlich Gegenständliche weniger in die Erscheinung tritt. In allem aber zeigt sich ein feiner Geschmack, der auch schlichte Mittel künstlerisch auszunutzen weiß. —



Stickereien. Entwurf: Otto Gußmann-Dresden. Ausführung: Armgard Angermann-Dresden.

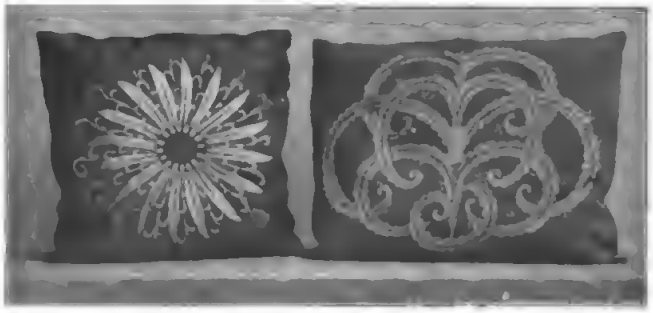
Stickereien. Entwurf: Otta Gußmann-Deesden.
Ausführung: Aemgard Angeermann-Deesden.

Das Titelbild des Heftes ist ein Werk von Prof. Alois Erdtelt, der unsern Lesern längst ein lieber und hochgeschätzter Bekannter ist. Auch in diesem Werk zeigen sich seine große Charakterisierungskunst und sein feiner Farbensinn wieder glänzend; auch die Vorliebe des Künstlers für interessante Beleuchtungsprobleme tritt scharf hervor. Vielleicht schauen die Leser den Studienkopf gerade auf letzteren Punkt hin einmal besonders an. Wir bringen noch ein zweites Frauenbildnis in diesem Heft, das freilich unter einem ganz anderen Gesichtspunkt betrachtet sein will. Es ist ein Porträt der Florentiner Schule (zwischen S. 152 und S. 153), reproduziert nach einem farbigen Kupferstich; der Meister ist unbekannt. Hier fesselt vor allem das echte Renaissancegesicht, dann aber ist das Bildnis als Kostümstudie von außerordentlichem Interesse; zumal der merkwürdige Kopfschmuck dürfte die Aufmerksamkeit aller Leserinnen erregen. Ich reihe hier gleich ein Männerbildnis an, ein Werk des trefflichen Münchners, Prof. Leo Samberger, scharf und packend in jedem Zuge (zwischen Seite 208 und Seite 209). Zwei Landschaften mögen folgen. Ganz zeitgemäß einmal „Der letzte Schnee" von Franz Hoch, sehr fein und stimmungsvoll (zwischen Seite 144 und Seite 145) und dann der lichte duftige „Vorfrühling" von Graf Leo Kalckreuth (zwischen Seite 176 und Seite 177); auch die köstliche „Lektüre" des lieben alten Spitzweg (zwischen Seite 216 und Seite 217) möchte ich hier einschieben, denn auch über diesem Bilde liegt ein Frühlingshauch.

Ich bin selbst erstaunt, wie vielseitig diesmal der Bildschmuck unseres Heftes ausfällt: Porträts; Landschaften; ein Genrebild, wenn man den Spitzweg als solches ansehen will — und nun noch ein feines Tierbild von Geza Vastagh, ein Stück eines lustigen Hühnerhofes (zwischen Seite 224 und Seite 225) und eine packende Holzskulptur „Der Schmerz" des Berliner Bildhauers Otto Riesch, ein Werk von großer Kraft.

Schließlich möchte ich die Aufmerksamkeit der Leser aber noch besonders auf unsere Capribilder lenken. Ich denke: jeder, der das Zaubereiland aus eigner Anschauung kennt, muß seine helle Freude an ihnen haben; den andern aber mögen diese farbenfrischen Aquarelle ein lebendiges Bild des entzückenden Inselchens geben.

H. v. Sp.



Kissen. Entwurf: Otta Gußmann-Deesden.
Ausführung: Aemgard Angermann-Deesden.

Nachdruck verboten. Alle Rechte vorbehalten. Zuschriften an die Redaktion von Velhagen & Klasings Monatshefte, Berlin W 50. — Für die Redaktion verantwortlich: Hanns von Zobeltitz in Berlin. — Für Österreich-Ungarn Herausgabe: Friese & Lang, Wien I. Verantwortlicher Redakteur: Carl von Vincenti, Wien III, Richardgasse 1. Verlag: Velhagen & Klasing in Berlin, Bielefeld, Leipzig, Wien. Druck: Fischer & Wittig in Leipzig.

Im Wehen des Mittags.

Gemälde von Raffael Schuster-Woldan.

Velhagen & Klasings Monatshefte

Herausgeber: Hanns von Zobeltitz und Paul Oskar Höcker

XXI. Jahrgang 1906/1907 | Heft 9. | Mai 1907

Reiters Trutzliedlein.

Nun weg mit Winters Schlaf und Rast,
Dem neuen Lenz entgegen!
Schon klirrt's wie Klingen. Aufgepaßt!
Schon stampft's von Ungeduld und Hast.
Kriegsfähnlein allerwegen.

Das flaggt und knattert keck im Wind;
Das blinkt auf allen Straßen
Das möchte gierig und geschwind,
So recht ein dreistes Pöbelkind,
Den Feind beim Schopfe fassen.

Im Leder ächzt mein Lanzenschaft.
Mein Rappe scharrt im Sande
In allen Adern klopft's von Kraft.
Die Jugend tanzt aus Winters Haft
Und sprengt die letzten Bande.

Voraus mein kecker Frühlingsmut,
Der stammelt Lenzgebete:
Gib, Gott, dem ungestümen Blut
So recht ein Fähnlein Feinde gut
Und sattsam schwere Nöte!

Doch laß ihm auch zu aller Zeit
Das rechte Lenzvertrauen! —
Heißa! Die junge Herrlichkeit!
Mein Herz ist blütenüberschneit.
Im Frührot stehn die Auen.

Julius Berstl.

Frühling.

Skizze von Margarethe von Verſen.

In ſtürmiſcher Ungeduld rannte Hans Winkler nun ſchon zum zehntenmal die ſchmale Allee auf und ab, die ſein elterliches Haus mit der Haſſenſchen Villa verband.

Der erſte Tag Oſterferien! Der erſte Nachmittag wieder daheim! Heraus aus dem alten Schulneſt — heraus aus der getrockneten, von Erziehungsbazillen und Prinzipien jeglicher Art förmlich durchſetzten Luft der Profeſſorenfamilie, bei der er in Penſion war. Heraus aus der ganzen, verhaßten Tretmühle des alltäglichen Lernzwangs — des Bücherſtaubs! Iſt ſie denn überhaupt möglich — ſie auszudenken, dieſe glückſelige Freiheitswonne ganzer zehn Tage Ferien? —

Hans Winkler, der langaufgeſchoſſene, lebensſprühende Junge, hielt es plötzlich nicht mehr aus. Er mußte ſich Luft machen, mußte ihn hinausſchmettern, dieſen übergroßen Jubel — und laut ſingend rannte er vorwärts.

Vorbei an dem Gartentor der Haſſenſchen Villa, die ſeine Blicke vorhin ſo ungeduldig ſtreiften. Vorbei an den kleinen Gärtchen und Vorſtadthäuſern. Vorbei an dem alten, von halb zerfallenem Mauerwerk abgeſchloſſenen Wallgraben — weiter — immer weiter — bis er draußen auf freiem Felde war, und ſein blauweißer Matroſenkragen hoch aufflatterte im zauſenden Märzwinde.

Da blieb er tief atmend ſtehen — —

Hier war's geweſen. Hier an dieſer Stelle. An einem klaren, eiſig ſcharfen Januarnachmittag, in den Weihnachtsferien! In den allerletzten Stunden, eh's wieder hineinging ins Joch — in den Alltagszwang.

Noch jetzt meinte er den ſchneidenden Luftzug zu ſpüren, ſah ihn vor ſich, den unendlichen, weißen Mantel, der das weite Feld bedeckte, bis zum Horizont, und hörte Ittas aufjauchzendes Lachen, mit dem ſie ſich auf die lockeren, weichen Schneemaſſen ſtürzte.

Wurde das eine Schneeballſchlacht — Blitzartig flogen die glitzernden Geſchoſſe hin und her. Das flirrte und ſauſte nur ſo von hüben nach drüben. Immer jauchzender — wilder — luſtſprühender — In einen heißen Kampf ſpielten ſie ſich hinein, in ein leidenſchaftliches Einanderſtandhalten — Nichtnachgebenwollen. Mit angeſpannteſter Willenskraft hatte ſich Itta gegen die überlegene, zielbewußte Gegnerſchaft ihres Spielkameraden gewehrt, der ihr trotz der zwei Jahre, die ſie ihm im Leben voraus hatte, ſo ſiegesſicher und mit einer Ruhe, die eigentlich über ſeine vierzehn Jahre hinausging, gegenüberſtand.

Sie war dann doch unterlegen. —

Ein leichter Seufzer der Befriedigung hob ſeine Bruſt, als er heute daran dachte.

Sie hatte auf einmal nicht mehr gemocht. Hatte, wie in plötzlicher Müdigkeit, läſſig ihre aufgelöſten, ſchweren Goldzöpfe zuſammengeneſtelt, ſich den glitzernden Schneeſtaub von den Kleidern geſchüttelt und war an ſeiner Seite ernſt und ſchweigſam nach Hauſe gegangen. — Ein ganz flüchtiger, haſtiger Abſchied noch, am bronzebeſchlagenen Gartentürchen. Dann

war ſie verſchwunden. Er hatte ihr damals noch lange nachgeſehen. Damals — an dem dämmernden Winternachmittag. Als der Schnee auf dem Feld lag — — der weiche, weiße Schnee.

Wie aus tiefem Sinnen erwachend ſah Hans Winkler auf.

Nein — der war jetzt fort. Statt ſeiner breitete ſich ein feiner, bläulicher Duft über die weite Fläche. Aus den braunen Ackerſchollen kam ein eigentümlich würziger, friſcher Erdgeruch. Und droben, hoch in den Lüften, ſchmetterte eine Lerche. Wohl die erſte in dieſem Jahr.

Nachdenklich wandte ſich Hans Winkler um.

Mit zögernden, langſamen Schritten ging er den Weg nach der Vorſtadt zurück, die Augen mit einem ſtarren, trotzigen Blick immer geradeaus gerichtet. Und mit einem Male blieb er mitten auf dem Weg ſtehen wie angewurzelt.

Nein. — Er glaubte es nicht. — Es war einfach nicht wahr. Mutter hatte unrecht. Mußte unrecht haben. Itta, ſeine Itta — die ſollte nun erwachſen ſein. Sollte nicht mehr zu ihm paſſen. Die wäre ſeit dem letzten Sonntag eingeſegnet, käme nun fort, in eine Penſion, in eine andere Welt — weit entfernt von der ſeinigen — von den Kinderzeiten, von allen bisherigen gemeinſamen Verbindenden! Seine Blicke weiteten ſich unwillkürlich. Und dann lachte er mit einem Male hell auf, faſt ebenſo ſorglos und ſiegesſicher, wie damals auf dem weißglitzernden Schneefeld.

Das war ja alles Unſinn. Hirngeſpinſte waren's. So etwas konnte doch nicht verſchwinden, einfach in nichts vergehen. So etwas Jahrelanges — Selbſtverſtändliches.

Im Sturmſchritt ging er vorwärts.

Dabei wurde ihm plötzlich ganz heiß.

Die Aprilſonne meinte es doch ſchon recht gut heute.

Sprunghaft kreuzten ſich die Gedanken hinter ſeiner Stirn und tanzten und flirrten vor ihm her wie neckende Sonnenſtrahlen. —

Und dann kam ihm mit einem Male wieder ganz unvermittelt zum Bewußtſein, daß er wieder daheim war — daheim in der Freiheit!

Seine Augen fingen an zu ſprühen. Ihm ſchien ein Gedanke gekommen zu ſein, den er ſofort zur Ausführung bringen mußte.

In raſendem Tempo legte er das letzte Ende Wegs bis zur Haſſenſchen Villa zurück und klinkte, atemlos vom ſtürmiſchen Lauf, das Gartentürchen auf.

Mit einem leiſen Quietſchlaut gab das Eiſengitterchen nach.

Erſchrocken wandte Hans Winkler den Kopf.

Aber ringsum war niemand zu bemerken.

Ja, das hatte ſchon oft den Verräter geſpielt in früheren Zeiten — das kleine, bronzebeſchlagene Ungeheuerchen.

Einmal, als Itta zum Parterrefenſter hinausſprang, um ganz ſtillſchweigend in den Freiheitskrieg zu ziehen, mit Hans, dem tapferen Ritter, der draußen ſtand und mit heftig geſtikulierenden Bewegungen für dieſen kühnen Feldzug warb. Während der franzöſiſchen Nachhilfeſtunde war's geweſen. Die mittelalterliche Erzieherin, die auf den, zu Neckereien kindlichſter Art unverantwortlich herausfordernden Namen „Fräulein Spatz" hörte, hatte Itta Vokabeln diktiert und ihr den Rücken zugedreht, um ſich gleichzeitig vor dem kleinen Spiegel des Schulzimmers ihre langen, dünnen, gelblich-weißen Locken in Reih und Glied „zum Parademarſch aufzubauen". — Dieſe letztere, feinſinnige Beobachtung hatte Hans ſchon des öfteren mit großem, innerlichen Vergnügen in ſich aufgenommen.

Du lieber Gott, er ſtreute dem armen Sperlingsfräulein nicht gerade Roſen auf den Weg, der „freckliche Anns". Ihre Federn ſträubten ſich, ſobald ſie ihn nur von weitem ſah. Der Spatzenſtreiche gab es genug zu verzeichnen. Und nicht immer kamen ſie ſo glänzend zutage, wie damals — bei dem kreiſchenden Quieklaut des verräteriſchen Gartentürchens.

Damals freilich endete die Sache verhängnisvoll.

Hans wurde nach Hauſe geſchickt, Itta zum Abſchreiben eines Maulwurfsaufſatzes — ein ihr verhaßtes Thema — verurteilt, unter Entziehung der erſten, wundervollen Frühkirſchen, die ſchon den

ganzen Tag in verheißungsvollem Rot vom Anrichtetisch herübergeleuchtet hatten. — Als man sie ihr mittags anbot, ließ sie die Schüssel mit einem einzigen, kleinen Blick der Versuchung standhaft an sich vorübergehen. „Zur Vesper — wenn Hans da ist.“ —

Ritter Hansens wahrhaft edler Sinn bewährte sich an diesem denkwürdigen Tage übrigens glänzend.

Das Großmutting, das die leuchtenden, lachenden Blicke des geliebten Ferienverzugs keine Stunde seines Zuhauseseins an ihm missen wollte, schenkte ihm ein großes, marzipangefülltes Schokoladenherz. Das blieb bis zum nächsten Morgen unberührt auf seiner Kommode liegen. Und dann wickelte er es hastig zwischen zwei große, grüne Blätter und rannte damit zur Itta. Die saß ein bißchen abgeweint und vom gestrigen Schreckenstage erschöpft in ihrem hellen Waschkleidchen auf der kleinen Glasveranda, die in den Garten hinunterführte. Irgendwo neben ihr ein angefangener, langweiliger, grauer Strickstrumpf.

Er mußte noch lachen, als er an ihr überraschtes, erstauntes Gesicht dachte, mit dem sie sich über das Schokoladenwunder neigte.

Sie schien es gar nicht zu begreifen, daß das nun ihr gehörte — daß er es aufgehoben hatte — während einer ganzen langen Nacht — für sie — Itta.

„Ja — — aber — das ist doch Dein Herz —!!“ meinte sie nach einer Pause tiefsten Nachdenkens ganz ängstlich.

„Deins oder meins — das ist dasselbe. Ich schenke es Dir doch!“ hatte er geantwortet. Und dann waren sie miteinander hineingerannt, mitten in die lachende Sommerpracht des blühenden, grünenden Gartens.

Ja, ja — das Gartentürchen. Das hatte es in sich.

Wenn man es öffnete, tauchten sie auf, die alten Geschichten. Alle nacheinander.

Lächelnd trat Hans Winkler in den Garten ein.

Der lag noch ziemlich kahl. Noch wie im Banne, aber doch schon von tausend Ahnungen umfangen, wie von einem halb versteckten, hellgrünen Schleierchen überhaucht. —

Und drüben unter den Sträuchern guckten die Schneeglöckchen hervor.

Hans Winkler blieb stehen, den Kopf zum Himmel gewandt, Licht und Lebensodem mit vollen Zügen in sich hineintrinkend, für Sekunden ganz untertauchend in dem seligen Vollgefühl dieser Sonnenstunde.

Von den Wolken schweiften seine Blicke wie trunken über den Garten und blieben an den Ästen eines Riesenbaumes hängen.

Auf den rannte er los, stürmte förmlich auf ihn zu.

Das Lächeln in seinen Augen wurde zum Leuchten.

Da war er ja wieder, der Baum seiner Kindheit, der Baum, dessen leises, sommerliches Rauschen ihn in Tag und Traum nicht ließ, den er oft mitten in den trockensten, ödesten Schulstunden flüstern und erzählen hörte, wie ein fernes Raunen und Rufen, wie ein geheimnisvolles Locklied — der Baum, an dessen vielästigem Gezweig sich die Erinnerungsfäden hinüber und herüber spannen und ihn umstrickten wie ein goldenes Netz.

Da drüben, an jenem spitzen Ast, riß sich Itta damals das große Dreieck ins nagelneue, weiße Spitzenkleidchen, als sie ihm im wilden Haschen behend und gewandt wie eine Eichkatze nachkletterte. Himmel — war das ein Unglücksfall! Und da, ganz rechts, in der spitzen Gabelung eingebettet, entdeckten sie beide vor Jahren das erste Vogelnestchen und sahen atemlos staunend der Abendatzung zu, die die gewissenhafte Vogelmama den fünf piepsenden weitaufgesperrten Schnäbelchen ihrer Kükenbabies zuteil werden ließ. Sie hatten an dem Abend gar nichts Lautes mehr spielen mögen, waren ganz verstohlen und sacht wieder herabgeglitten.

Und dann ein bißchen weiter herauf, da kam die sogenannte erste Etage, von der aus man so prachtvoll in Ittas meist weitgeöffnete Stubenfenster hineinsehen konnte, da das Schulzimmer seit dem verhängnisvollen Parterresprung in das obere Stockwerk verlegt worden war. Wie oft hatte er von da aus das wutpiepsende Spatzenfräulein durch harmlose, scheinbar ganz zufällige Wurfgeschosse angeärgert, wenn sie Itta am hellichten

Sommertag gar zu lange mit dem verhaßten überflüssigen Feriendrill ans Zimmer bannte.

Ganz oben kam dann freilich das Allerschönste, der Glanzpunkt. „Unser Wigwam“, wie sie die breite, weitverzweigte Krone einst tauften. Da saß man eng verschlungen, dicht nebeneinander — von keinem Menschen gestört — von niemand entdeckt. Und da begann er ihr zu erzählen, immer von der Zukunft, von fernen Ländern und fremden Meeren — niegeahnten Wundern, die er entdeckte, die sich ihm enthüllten. — Dann lauschte Itta mit angehaltenem Atem, großen, erstaunten Augen, oft gewaltsam die Fragen zurückdrängend, die ihr über seinen Erzählungen kamen, weil die Spannung zu groß war und sie immer nur weiter hören wollte — immer weiter und weiter. Und einmal, als seine Phantasie ihn zur begeisterten Schilderung einer wilden Meerfahrt fortriß, da warf sie sich ihm blaß vor innerer Erregung lautaufschluchzend an die Brust.

„Nimm mich mit, Hans — versprich mir, daß Du mich mitnimmst — da hinaus — auf Dein Schiff.“

Er begriff zuerst gar nicht, was sie eigentlich wollte, mußte sich erst wieder hineinfinden, in die Wirklichkeit des grünen Blätterdaches zu ihren Häupten. Und versprach dann ganz erstaunt, mit einer gewissen ernsten Feierlichkeit, was sie von ihm wollte, nur daß er an dem Tage nicht weiter erzählen konnte.

Sie hatte ihn herausgerissen, mitten aus dem glühenden Schwung, und wie eine Fata Morgana zerrann es — in ein Nichts.

Verweht — vorbei.

Regungslos lehnte Hans Winkler an dem Baum, sah an ihm hinauf und lauschte.

Aber von droben grüßte ihn kein sommerliches Raunen und Rauschen. Wie nackte, braune Arme breiteten sich die Äste und Zweige hilflos im Sonnenschein. Nur hin und wieder war's, als zeigten sich an einigen besonders geschützten Stellen ganz winzige, hellgrüne Blättchen, ein Keimen und Knospen.

Da richtete sich Hans Winkler jäh aus seiner traumversunkenen Stellung auf. Das Lächeln in seinen Augen verschwand, und lautlos begann er den Baum zu erklimmen.

In der ersten Etage machte er Halt, sich unwillkürlich nach Ittas Fenstern umsehend.

Die standen weit offen, zwangen ihn förmlich zum ruckartigen Sichvorbeugen, zum Schauen. — Und mit einem hilflosen, suchenden Blick starrte er hinein.

Das erste, was er sah, war ein mit ganz leichten, weißen Schleiern durchsichtig verhangenes Bett. Das stand ziemlich im Hintergrund, rechts an der Wand. Darüber hing ein, auf weißem Grund mit großen, leuchtenden Goldbuchstaben gemalter Spruch: „Selig sind, die reines Herzens sind.“

Auf der andern Seite wieder ein luftig und duftig verhülltes Etwas, so ähnlich wie ein Tisch, mit einem Spiegel an der Rückwand und beiderseitigen weißlackierten Holzarmen mit Lichtern. Darauf stand ein Kasten von dunklem Juchtenleder, und seitlich daneben lagen Ittas Kamm und Bürste und das Nagelscherchen, mit dem langgebogenen, krummen Rücken und dem Rostfleckchen am kleinen Griff. Hans erkannte es sofort wieder.

Er hatte Itta einmal damit ein Löckchen abgeschnitten, gerade jenes kleine Übermutslöckchen, das sich immer so besonders vorwitzig aus den flimmernden Goldhaaren zum graziösen Tanze auf der weißen Stirn hervordrängte.

Da nahm Ittas Mutter das Scherchen in Verschluß. Vorläufig. „Bis Du vernünftig damit umgehen kannst.“

Also, das Scherchen — da lag es nun und blitzte von einem Sonnenfunken getroffen einen Moment hell auf.

Sekundenlang schloß Hans wie geblendet die Augen.

Und dann ging sie weiter, die merkwürdige Reise, durch die verschwiegenen Wunder dieses holdseligen, kleinen Interieurs, weiter, zu einer im zartesten Hellblau bezogenen Couchette, über der das englische Aquarellbild ‚when the heart is young‘ in graziösem Liebreiz das Auge festhielt — von da hinüber zu dem weißen Empireschreibtischchen, mit seinem goldenen, steifbeinigen Hockerchen davor und einer Reihe kleiner Bronzegegenstände auf der halb herausgezogenen

Platte — und endlich zum Notenpult und dem feſtverſchloſſenen Geigenkaſten auf dem Stuhl, neben dem Nähtiſchchen, ſchräg am Fenſterſims.

Auf dem ſtand eine niedere Schale mit Veilchen — den ganz kleinen, tiefdunklen, die ſo beſonders ſtark und köſtlich duften. — Hans Winkler wußte die Stelle genau, wo ſie wuchſen. Da hinten in der Ecke am Nachbarzaun.

Wegen der dunkelblauen Veilchen hatten ſie ſich ja zum erſtenmal gezankt, letztes Jahr — Itta und er. Es waren freilich Herbſtveilchen geweſen, auch ſo wunderbare — ſtarkduftende.

In Maſſen hatten ſie damals gepflückt, mit heimgebracht vom weiten Marſch durch den ſchon in allen Farben ſprühenden laubbunten Wald. Und im ſeligen Überſchwang dieſes golden verdämmernden Herbſttages riß er ihr das Körbchen aus der Hand und ſchüttete die ganze blaue Herrlichkeit über ihrem Kopfe aus.

Sie ſtand zuerſt wie erſtarrt, in wortloſem Schreck, und als er ſie lachend anſah, geriet ſie in Zorn.

Wie konnte er nur ſo wild ſein! Gerade dieſe entzückenden, kleinen Dinger. Sicher die letzten im Jahr. Eine Rohheit war's!

Er hatte ſie noch nie ſo geſehen, ſo heftig, ſo wirklich zügellos böſe.

Es verdroß ihn.

Was lag an den paar Veilchen?

Er nahm einen kurzen, hochfahrenden Ton an.

So gab ein Wort das andere.

Und ohne „Gute Nacht" gingen ſie auseinander, ohne das gewohnte „Bis morgen". — Wohl zum erſtenmal.

Drei Tage lang waren ſie ſich richtig feind. Dann nahte der große Tag der Apfelernte im Haſſenſchen Garten. Und was *der* für ſchwerwiegende Verſöhnungsgründe in ſich barg!

Aber eins blieb ihm doch nicht erſpart. Er mußte „auf Wort" verſprechen, nie wieder achtlos eine Blume fortzuwerfen. *Nie* wieder.

„Das iſt Mißhandlung. — Abgepflückte Blumen tut man ins Waſſer. So ſchnell wie möglich, verſtehſt Du?"

Sein dreitägiger Trotz konnte nicht länger ſtandhalten, und es klang ſchon ſehr nachgiebig zum Frieden geneigt, als er langſam fallen ließ: „Aber große Menſchen ſtecken ſich doch manchmal Blumen ans Kleid. Die müſſen dann doch auch verwelken und ſterben."

Itta dachte einen Augenblick nach und antwortete dann, mit einer an ihr ſonſt ſeltenen Frühreife, an ihm vorüberſchauend: „Ja, *große* Menſchen. — Siehſt Du, die dürfen das. Für die iſt es dann ein Schmuck."

Er ſah ſie noch vor ſich ſtehen, hörte noch den feſten Ton ihres hellen, immer leicht verſchleierten Stimmchens.

Dunkelblaue Veilchen — Gott ſei Dank, die gab es alſo noch in dem jetzt wie durch Zauberei ſo ganz verwandelten Raum, vom heimiſch-vertrauten Schulzimmer ins fremde Jungmädchenreich.

Verſchwunden der alte vierſchrötige Schultiſch mit der großen Schublade, in deren verborgenen Tiefen es von Käferſammlungen aller Art kribbelte und krabbelte, ſolange ſich Junker Hans im Ferienlande aufhielt. Verſchwunden die rieſenhafte Landkarte, mit den vielen Riſſen und Kniffen, auf der ſich's ſo gemütlich durch ganz Europa nach ferneren Erdteilen reiſen ließ, — verſchwunden der berühmte Spiegel und das gegenüberhängende Regal mit der Waſſerflaſche und dem umgeſtülpten grünen Glaſe, unter das er einmal zum ſchreienden Entſetzen des ewig durſtigen Spatzenfräuleins einen großen, grünen Laubfroſch einquartiert hatte. Verſchwunden auch die alte, lauttickende Kuckucksuhr — die ewig nachging, immer genau um zehn Minuten — — verſchwunden ... ver—ſchwun—den —

Unwillkürlich griff ſich Hans Winkler an die Stirn.

War denn der Baum, auf dem er ſaß, auch wirklich und wahrhaftig noch derſelbe? Ganz derſelbe — wie damals ... wie früher ...? Oder äffte ihn eine Sinnestäuſchung? Es ſollte ja dergleichen geben. Er hatte einmal davon geleſen, in irgendeinem Buch.

Da öffnete ſich drinnen eine Tür. — Hans Winkler beugte ſich jäh zurück.

Eine Blutwelle ſchoß ihm ins Geſicht. Und er hatte das Gefühl, als zöge ihm jemand mit einer Schlinge den Hals zu

— langſam — ganz allmählich, — ohne daß er ſich wehren konnte.

Drinnen ſtand Itta.

Groß, ſchlank, als wäre ſie gewachſen. Die ſchweren Goldzöpfe zur laſtenden Krone aufgeſteckt, den Blick verſonnen auf den alten Geigenkaſten gerichtet. Auf den ging ſie zu. Und öffnete ihn.

Leiſe vibrierten die feinen Saiten bei der Berührung ihrer ſchmalen Hände. Und langſam, traumverloren ſetzte ſie den Bogen an. Eine unendlich ſehnſüchtige, weich verhallende Melodie zog durchs Fenſter hinaus und hinein in den Garten, in dem ſich, mit der im März ſchon ſo früh ſchwindenden Nachmittagsſonne, kaum merklich ein leiſer, kühler Wind regte. Einfach und ſchlicht und unfertig klang's. Kinderhaft unbeholfen. Aber einzelne Töne dann doch wieder ſo eigentümlich kraftvoll und ſelbſtſicher, einzelne Melodien ſo beſonders gefärbt ...

Mit dem Rücken gegen das Fenſterkreuz gelehnt, den feinen Kopf leicht vornüber geneigt, ſtand Itta und ſpielte... Unbewußte Dinge. Spielte ohne Aufhören — ohne Ziel — traumverloren, — tief in ſich verſunken. —

Über den Garten ſenkten ſich die Dämmerungsſchatten. Immer tiefer und dunkler glitten ſie herab, alles einhüllend, — wie in ein düſteres, graues Tuch.

Der Knabe oben im Gezweig ſchauerte zuſammen. Es war Zeit heimzugehen. Was wollte er noch hier? ...

Plötzlich, mit einem ſchrillen Mißklang, brach das Spiel drüben am Fenſter ab.

Die E-Dur-Saite, die hohe, ſilberhelle, war geſprungen ... mit einem ſcharfen Knacks. — Mitten durch.

Itta fuhr auf; die Geige aus der Hand legend, wandte ſie ſich zu der Schale mit den Veilchen um, die hinter ihr auf dem Fenſterſims ſtand. Man konnte nur noch ihre Umriſſe ſehen, wie ſie mit den Veilchen ein paar Schritte in die Stube hineinging.

Dann flammten an dem weißverhangenen Tiſch zwei Lichter auf, und in der magiſchen Kerzenbeleuchtung nahm ſie die blauen Blüten aus dem Waſſer heraus, ganz langſam, in einzelnen großen Tuffs, und befeſtigte ſie vorn an der Bruſt, in den loſen Falten ihres weichen, weißen Kleides. Mit einer mattleuchtenden, goldenen Nadel ſteckte ſie die feſt, mit dem erſten Schmuckſtück, das ihr die Mutter geſchenkt hatte zur Einſegnung — für den täglichen Gebrauch. Ihr Namenszug war's: „Marghuerita."

Eine Weile ſaß ſie ganz ſtill, regungslos, mit geſenktem Kopf; ihre Züge ließen ſich kaum unterſcheiden.

Draußen wurde es ganz dunkel.

Der Nachtwind ſtreifte ins Stübchen herein, bis zu dem weißverhangenen Tiſch, daß ſeine duftigen Schleier ſekundenlang hochaufflatterten.

Da ſtand ſie auf, um das Fenſter zu ſchließen, und beugte ſich noch einmal weit vor, in den Garten hinaus ...

War's nicht, als ob ſich jenſeits des Kieswegs, am Mäuerchen entlang, haſtige Schritte entfernten — immer weiter fort, — dem Nachbarsgarten zu?

Aber nichts regte ſich ringsum. Es mochte wohl ein Irrtum geweſen ſein.

Und leiſe klirrend ſchloß ſie oben das Fenſter.

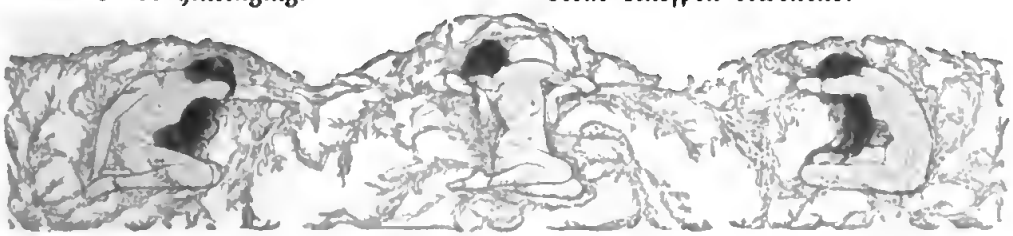
— — — — — — — — — — — —

In der Nacht kam ein Spätfroſt. Und gegen Morgen gingen kalte Regenſchauer über den Garten nieder. Wie ſchwere, große Tränen hingen die Tropfen an den kahlen Äſten und Zweigen.

Aber die Mittagsſonne küßte ſie mitleidig wieder fort. Weich und ſchonend wie Mutterhand legte ſie ſich über die erfrorenen Keime und Triebe der Bäume und Sträucher.

Neues Leben verheißend —

Neue Knoſpen erweckend.



Der Sängerkrieg auf der Wartburg.

Ein Blatt siebenhundertjähriger Erinnerung. Von Dr. Hans Sendling.

Im Jahre 1207 ward in Ungarn, als Tochter des Königs Andreas und der Tirolergräfin Gertrud von Meran, die heilige Elisabeth, die künftige liebliche Herrin der Wartburg, geboren. Dieses Kindes Geburt, die er in den Sternen gelesen hat, kündet im Gedicht vom Sängerkriege der aus Ungarland gekommene Magier Klingsor an. Damit ergibt sich die zeitliche Datierung, die das Gedicht sich zu geben wünscht. Natürlich nicht seine literarische Entstehung. Sie fällt in spätere Jahrzehnte. —

Keine Burg im deutschen Lande ist so im schönsten Sinne volkstümlich wie die Wartburg, an keiner hängt so viel Erinnerung, zugleich von Poesie und Geschichte, von Frauenlieblichkeit und trutzig gottvertrauender Heldenkraft. Keine spürt Deutschlands Herzschlag wie sie. Wie auf vorgeschobener Felsbastei des Südens ragt sie gegen das norddeutsche Land. Prachtvoll schüttelt und braust und kracht im braunen Herbst der Sturm in ihren Wäldern: das ist der harsche, kühle, breite Wind des Nordens, der See, der großen Ebenen, der sich festbeißt im Thüringerwalde und ihn nicht mehr ungebrochen übersteigt. Aber vom linden Süden erreicht sie der Lenz. Im ersten Maien, im endenden April, da ist ein Ergrünen im Tal, da geht eine Luft im Frühlingsabend, so dämmernd weich, so sehnsuchtsvoll, so ahnend von Schönheit, die schon wie jener Frühling ist, den sonst die Gärten am Neckar und Taunus, die Rebenlande am Main und an der Haardt kennen. Immer sind einander Süd und Nord der Deutschen in den Höfen der Wartburg und im talgeschmiegten Eisenach begegnet, zur Zeit der Veldeke und Walter und Wolfram nicht anders, als da die Burschenschaft seit Karl Augusts Zeit ihre Wartburgfeste feierte. Immer wieder, auch da der Österreicher Moritz von Schwind im Landgrafenhause seine Fresken malte oder Joseph Scheffel im Frieden des gastlichen Großherzogs Carl Alexander im Burgstüblein hauset, um ein neuer Osterdingen zu werden und „Frau Aventiure" zu singen, bildet die Wartburg, wie wenn sie ihr geographisches Bild im Gleichnis erfüllen wollte, die Außenbastei unseres Südens gegen den Norden.

Lange vor den Landgrafen sind diese weitumschauenden Höhen bedeutungsvoll

in der Geſchichte geweſen. Von Bergwarten, die auf die Eroberung des Thüringerlandes durch die Merowingen herabſchauten, wie von Streifzügen der ſchlimmen Ungarn hier in die Nähe von Eiſenach klingt umdunkelte Kunde. 1076 iſt dann durch den Landgrafen Ludwig den Springer die erſte Wartburg erbaut worden. Noch nicht die, die wir uns aus der modernen Reſtaurierung zurechtſuchen und die vor unſerem Blick als die herrlichſte der deutſchen Fürſtenburgen ſteht, nicht die, welche ebenbürtig mit Barbaroſſas großen Kaiſerpfalzen zu wetteifern vermochte. Dieſe ſteinerne Wartburg mit dem ſchönen Landgrafenpalas aus der Hoch-Zeit des romaniſchen Stils kann nicht vor dem ſpäteren XII. Jahrhundert gebaut worden ſein; erſt damals iſt der verſchönernden Erweiterung, wie es auch bei Domen und anderen Bauten ſo oft der Fall war, die erſte, überwiegend noch holzerbaute Anlage gewichen.

Jene aber iſt es nun, die die Tage und die Feſtlichkeiten des gaſtlichen Hofes unter dem Landgrafen Hermann (1190 bis 1217) ſieht. Er war ein mehr ſich regender und ſich vorwagender, als ein ganz erfreuender Politiker, war ein eifrig moderner Menſch im Sinne von damals, der ſein fürſtliches Banner vor den jungen weltlichen Dichtern trug, die den gebildeten Deutſchen die neue Wunderwelt einer Kunſtpoeſie in deutſcher Sprache auftaten, befreit aus hierarchiſchem Druck und geiſtlichem Latein. Und er war, was der naive Dank am lauteſten gerühmt hat, der mit freien Händen hingebende Gönner, in der Art, wie ihrer die Dichter, um zu exiſtieren, nach damaligen Lebensverhältniſſen bedurften. Ein nicht ganz kleines Etwas von Gefallſucht und Selbſtüberſteigerung iſt in dieſem vielgeprieſenen Landgrafen unverkennbar mit darin, aber wie viele Mäcene zu irgendeiner Zeit würden übrig bleiben, wollte man ſie hiernach richten? —

Der Landgraf iſt ſo hochgemut,
Daß er mit ſtolzen Helden,
Was er an Schätzen hat, vertut,
Und ſolcher Sinn iſt ſelten.
Fährt Zug um Zug zum Hofe ein
Und droht ihn aufzuzehren:
Er klagt noch, daß zu wenig ſei'n,
Die ſeiner Güter gehren.
Bei ihm zerrinnt die ſchlimme Zeit
Mit Stechen und Tjoſtieren,
Mit Ritterſpiel und Höviſchheit,
Foreſten und Turnieren;
Das beſte Roß verſchenkt ſein Mund,
Als ob's ein Lamm nur wäre,
Und gält ein Weinfaß tauſend Pfund,
Stünd doch kein Becher leere.

Das iſt kein Mittelhochdeutſch. Aber es iſt ein wörtliches Moſaik Scheffels aus dem, was Heinrich von Veldeke, Wolfram und Walter von der Vogelweide zum Preiſe Hermanns in die Welt künden. Und Lobpreis ſolcher Art wird in der Zunft der Sänger nicht ſobald wieder vergeſſen. Daher ſpielt die Phantaſie des „gehrenden" Volkes durch das ganze XIII. Jahrhundert um dieſen 1247 erloſchenen Hof. Sie auch hat das Streitgedicht des Sängerkrieges auf der Wartburg geſchaffen, der ſich zuſpitzt auf ein dichteriſches Turnier zur Feſtſtellung des edelſten aller deutſchen Fürſten. Es kann aber für die literariſche Erinnerung nur ein Hof ſein, der neben dem thüringiſchen, vielleicht vor ihm genannt werden mag. Das iſt der der Leopolde von Öſterreich, der Herzöge des wahren Hauptlandes der mittelhochdeutſchen Poeſie, wohin die großen Volksepen weiſen und wo auch die Lyrik — ‚ze Öſterrîche lernde ich ſingen unde ſagen', bekennt Walter — ihre hauptſächlichſte Heimat hatte. Daher ſpringt gleich im Anfangsgedicht des „Sängerkrieges" Heinrich von Oſterdingen in den Kampf: des Fürſten Tugent ûz Öſterrîch wil er ûf Wâge legen!

Den Sängerkrieg haben die Wenigſten geleſen. Man kennt ihn aus Schwinds großem Wartburgbilde, aus Wagners Tannhäuſer, der wieder durch eine Novelle E. T. A. Hoffmanns angeregt worden iſt, und aus der Inhaltsangabe der Literaturgeſchichten. Wer den Text kennen lernen will, nehme Simrocks im Jahre 1858 bei Cotta erſchienene Ausgabe zur Hand, die auch Übertragung ins Neuhochdeutſche und Erörterungen über das Gedicht enthält.

Von einem modernen Literarhiſtoriker und Gelehrten zum andern iſt die „poetiſche Wertloſigkeit" des Gedichtes weitergeſchrieben worden. Nein, es iſt kein Nibelungenlied. Kinder und Volk wollen von plaſtiſcher Größe und Ein-

fachheit gepackt sein. Das Gedicht hat etwas umständlich Verweilendes und Wiederholendes, wie sehr viel sonstige Kunstdichtung des Mittelalters übrigens auch; Geduld und Zeit wird da immer mehr als heute verlangt, und man hatte sie. Aber dennoch fehlt es dem breitgezogenen und durchaus unepischen Gedichte nicht an einer großen Zahl von packenden Wendungen und natürlich-poetischen Bildern. Es waren Leute, die nicht in großen Städten wohnten, nicht in der Eisenbahn über der Zeitung saßen; sie lebten und wanderten noch wie das Märchen in Wind und Wetter, mit Wolkenzug und Rabenflug, waren vertraut mit Bach und Welle, Wiese und Flur; und alles das spiegelt unser Gedicht hundertfältig wider. Wâ nun Grieswarten! Kampf ist komen! So dringt Osterdingen vor, dieses Wâ, das ist der Turnierruf, den jeder kennt, und auf ähnliche Art ist überall die Fülle damaligen Lebens mit Spielmanns-Anschaulichkeit darin. Die Grundierung aber ist die starke Nachdrücklichkeit, die die alte tapfere Volksauffassung von allem Entscheidenden verlangt. Wie im Gottesurteil, wo auch der Unterliegende dem harten Vollzug verfällt; wie im Turnier, wo von Rechts wegen der Besiegte dem Sieger verfallen ist und sich schwer genug loszukaufen hat. Das ist unmilde nach unserm zivilisierteren, zum Spiel veroberflächlichenden Sinn. Aber es ist der ungebrochene Ernst, das geforderte absolute Vertrauen zur eigenen Sache, die ein überaus treu- und ehrempfindliches Volk für eine hochpoetische und tragische Teilnahme nicht entbehren will. Darum steht im Sängerkriege der Henker von Eisenach, Stempfel, wartend des Unterliegenden, den er wie einen Dieb am Gute verdienten Fürstenlobes richten soll. Des wildstolzen Osterdingen zuversichtlicher Siegesmut hat zuerst nach solchem blutigen Sühnen verlangt, und der ortskundigste der Gegenkämpen, der „tugendhafte Schreiber", nennt ihn dann bei Namen: von Isenache Stempfel muoz ob unser beiden Houbet stân mit sînem Swêrte breit! Sodann: wie wundervolle Bilder findet die mittelalterliche Grobheit dieser Streitenden! Von der Krähe, die den Edelfalken für einen Kuckuck ansehen wollte, um ihn zu höhnen; und von dem Kater, der sich so deuchte zart, daß er Frau Sonne freien wollte, da sie früh aufging, und nahm dann doch nach seiner Gattung Art sich ein Gemahl, das Mäuse fing. Das ist Kaviar für das Volk um 1250, so gut wie Brunhildens und Kriemhildens mundfertiger Streit, oder wie für den Frühhellenen, wenn die Helden Homers sich mit ausgesuchten Gleichnissen in die rechte Freude schimpfen. Allerdings bei wohltemperierten Magistern von heute ist damit für die alten namenlosen Volksgedichte nur die Zensur 3 bis 4 in der Poesie zu bekommen, ja nicht einmal. Der vielvertraute Simrock sprach ein sehr freundliches Wort aus redlichem und gutem Gefühl für den Wert des Gedichtes vom Sängerkriege, aber er begründete es nicht weiter, und das maßgeblich weitervererbende Urteil von der gänzlichen Wertlosigkeit war einmal gefällt.

Der Inhalt ist bekannt. Gegen Osterdingen streiten Walter von der Vogelweide, der „tugenthafte Schreiber" und Biterolf; zu Kiesern (Schiedsrichtern) sind Reinmar von Zweter und Wolfram von Eschenbach angerufen. Walter tritt uns, was ihm geschichtlich unrecht genug tut, hier entgegen als Vertreter jener auf die Fallstricke sich verstehenden disputierenden Rabulistik, die das Mittelalter von der geistlichen Gelehrsamkeit her sehr gut kannte und die nach rückwärts über die Kirche zurückreicht in den alten Orient. Er bekennt andeutungsvoll, er wisse einen Fürsten, der wie die strahlende Sonne sei, und gönnt es dem ehrlichen Osterdingen, ihn zu nennen, der natürlich jubelnd herausbricht: das ist von Österreich der Herre mein! Da aber kommt Walter noch einmal: Und mehr noch als die Sonne ist der Tag! Der Tag, weil er milder, gerechter, gütiger ist als Sonne, Mond und Sternenglast.

Wer mac der Fürste sîn, der al der Werlte ist übergelîch?
Der Dürengen Herre kan uns tagen!
So gêt im nach, ein Sunnenschîn, der Edel ûz Österrîch.

Osterdingen ist überwunden, die Kiesser erheben keinen Einspruch. Zornig klagt

Ofterdingen: ungleiche Würfel hat man gelegt, Walter hat falſchen Preis an ihm erjagt! Es iſt der immer ſo bittere Proteſt des zu ſpät gekommenen Begreifens; der Kampf iſt aus, und ſchon wird nach dem Henker geſchrien, bereit zu ſein. Inzwiſchen ruft Ofterdingen den weiſen Klingsor aus Ungarland als oberen Meiſter an, ihn zu ſuchen begehrt er Friſt. Und die Landgräfin, die, dem Henker wehrend, dazwiſchen tritt, macht ihm dieſe letzte Inſtanz aus, durch eine perſönliche Berufung an die Dankbarkeit ſeiner Gegner für die Gaſtlichkeit ihres Hauſes.

Klingsor iſt eine Perſon aus Wolframs Parzival. Der Name, der bei Wolfram Klinſchor lautet, iſt wohl zurecht gemacht, um ſich bei dem fremden (romaniſchen?) Namen irgend etwas denken zu können. Genau wie es noch heute unſere Soldaten und ſonſt das Volk mit den ihnen fremden Titeln und Namen machen (Leit=nant, Gens=darm, Marſchretour ſtatt Mars=la=Tour, Armbruſt aus Arcubaliſte, Felleiſen aus valise, Sünd=flut ſtatt Sintflut ꝛc.; die Wartburg ſelber mußte ein gräßliches Beiſpiel der Volksetymologie durch Sage werden: „Wart, Berg, hier will ich eine Burg bauen!“). — Nach Ungarn, als ſeinem Wohnſitz, verſetzt den Klingsor die kommentierende Überlieferung, weil er im Sängerkriege die dortige Geburt der hl. Eliſabeth verkündet. Und zwar weiterhin nach Siebenbürgen, abermals logiſierend, weil ſie ihn durchaus als Landsmann, als einen Oberen der deutſchen Sänger und Weiſen betrachtet.

Daß in der Tat das Sängerkriegedicht volkstümlich geweſen iſt, erſieht man aus den vielfachen Einflüſſen, die es auf die Legenden der Eliſabeth, auf thüringiſche Chroniken und auf Meiſterſingerreimwerke geübt hat. Deshalb flicht ſich weiteres Sageneigentum des Volkes in die aus dem Wartburggedicht entſtandenen jüngeren Nacherzählungen hinzu, u. a. die (auch aus dem Fauſt bekannte) Fahrt des Klingsor und Ofterdingen durch die Luft auf dem Mantel — der eigentlich der des Wotan iſt. Ganz märchenmäßig und volksepiſch iſt ferner der Zug: juſt noch am allerletzten Tage der Friſt kommen die beiden auf der nächtlichen Mantelfahrt in Eiſenach an, in Ofterdingens alter Herberge, Helgrefens Haus. M. v. Schwind hat in ſein Gemälde die Andeutung dieſer Mantelfahrt hineingetragen durch das unheimliche Erſcheinen des gebieteriſchen Magiers, der im Sängerſtreite gleichſam durch die Wand gefahren zur Linken über den Häuptern ſichtbar wird, im Moment, wie die erregt überraſchte Verſammlung ihn erblickt.

Klingsor gibt nun im Buch vom Sängerkriege dem Wolfram eine Reihe von Rätſeln auf, die dieſer nacheinander löſt. Der Zauberer ſendet ſodann den dienenden Teufel Naſion nächtlich zu Wolfram, um dieſen zu verſuchen, ob er magiſche Hilfe bei den Löſungen hat, und Wolfram beſteht auch dieſes Abenteuer. Der Teufel auf der Wartburg — doch dies ſei nur angedeutet.

Es hat keinen Zweck, weiter den Inhalt zu analyſieren. Das Buch vom Sängerkriege, wie es uns vorliegt, iſt eben kein einheitliches Gedicht. Es iſt ein Konglomerat aus verſchiedenen Beſtandteilen. Der älteſte Teil iſt höchſt wahrſcheinlich dieſer zweite, der die Rätſel enthält und ſich um Ofterdingen und den edelſten Fürſten gar nicht kümmert, überhaupt die Sachlage gänzlich zu verſchieben und zu verplempern ſcheint. Deshalb überſchreibt auch die im XIV. Jahrhundert angelegte Maneſſiſche Handſchrift, die den Text des Konglomerats aufnimmt, das Ganze „Klingesôr von Ungerlant“, was noch das am meiſten Logiſche iſt.

Das Rätſellied an ſich iſt uralt bei den Germanen, ihre rechte, liebſte Unterhaltung. Uralt und nachdauernd bis gegen heute, denn noch das Schnadahupferl gehört zu ihm, das ebenfalls eine Spannung herbeiführt und ſie dann in der vierten Zeile witzig löſt. In unſerem mittelalterlichen Fall kommt eine Tendenz hinzu, die ganz echt die des XIII. Jahrhunderts iſt. Die zwei Rätſelkämpfer vertreten die Gegenſätze der Zeit: Klingsor die knifflige, dem Volke unheimliche ſcholaſtiſche Büchergelehrſamkeit, die auch die Bemühung des Teufels nicht ſcheut, und Wolfram die inſtinktive, echte

Überlegenheit der einfach klaren Laienfrömmigkeit. Auch hier ist im einzelnen der Durchführung viel Schönes.

Vor dieses Rätselspiel hat man also redaktionell den für sich entstandenen Sängerkrieg vorgeschoben und hat nur dessen Schluß der Zusammenschweißung angepaßt. Solcher addierenden literarischen Zusammenstoppelungen und notdürftig vereinheitlichenden Überarbeitungen sah das Mittelalter ja viele, war sie auch gewöhnt aus der annalistischen und wissenschaftlichen Literatur. Es sind dann übrigens noch fünf weitere Anhängsel hinzugefügt worden: die heftigen Briefe und Strophen gegen die Habgier der Geistlichen, eine Totenfeier des Landgrafen und des Grafen von Henneberg, eine abenteuerliche, Wolfram und Klingsor in den Mund gelegte Märe: „Fabulons Buch", und zwei Spruchgedichte. Auch der Lohengrin schaut herein.

Demnach haben wir also das Gedicht vom Sängerkrieg nur in sekundärer Überlieferung und Verquickung. Aber, was uns diese zeigt, ist überaus interessant. Die hier Verfasser und Bearbeiter waren, haben ein buntes Material zusammengetragen von offenbarer ursprünglicher Volksmäßigkeit und wiederum voll von überraschend gutem literargeschichtlichen und politisch-geschichtlichen Wissen und endlich voll theologischer kongenialer Kenntnis, aber mit antiklerikaler Gesinnung. Parteigesinnung des Jahrhunderts hat diese heterogenen Gedichte in ein Buch gebracht. Man denkt — ohne damit eine Hypothese aufstellen zu wollen — an die geistige Sphäre der fahrenden Schüler, der clerici vagantes. Die Möglichkeit, dies alles noch mehr zu entwirren, würde von sicherem Gewinn sein sowohl nach der Seite der deutschen Volksdichtung und des frühesten deutschen Dramas (Dialogs), wie nach der Seite der gesamten kultur- und geistesgeschichtlichen Bewegung im XIII. Jahrhundert.

Aber leicht ist das nicht. Allein schon durch die alte und immer noch nicht abgetane Frage: wie Heinrich von Ofterdingen — der Mann, von dem wir nichts Sicheres haben, das seinen Namen trägt — zu so selbständig großer Kampfstellung gegen die Vereinigung der berühmten Träger des mittelhochdeutschen Dichterruhmes kommt. Ist er's, der in Österreich und an der Donau so gut und liebevoll sich auskennende Dichter, der uns die Nibelungen schenkte? Der nicht den Inhalt schuf, aber die große Einheitsbearbeitung, die den Stoff in seiner volksmäßigen alten Größe modernisierend durchdrang mit wohlbeachteter höfischer Sitte und ritterlicher Zucht dieser Zeit und ihn damit — nicht weniger volkstümlich machte? Das große Lied trägt Keines Namen. Das Volk achtete nicht auf solche. Wie die Kinder, fragt es nicht nach dem Urheber dessen, was man ihm erzählt. Und die Höfe nebst ihren vielgenannten Sängern, die ihnen die welschen Stoffe mundgerecht machten, schwiegen die nationalen Epen und erst recht ihre Bearbeiter tot. Sie sind uns alle namenlos. Wer in deutschen Landen in geistigem oder poetischem Wirken so recht von innen deutsch ist, hat fast zu jeder Zeit auf den Platz an der Sonne Verzicht tun müssen.

Zuweilen aber kommt noch sein Tag. Um den Ofterdingen im Sängerkriege war immer etwas, was einspännerisch herbe und kühn ansprach und ahnungsvoll für ihn interessierte. Die mündliche Überlieferung im Volke hat — mit der geringen Eindrücklichkeit, von der schon gesprochen wurde — von Ofterdingen gewußt, wollte ihm auch den „König Laurin", das volkstümliche Epos von den Zwergen, zuteilen. Die ebenso sympathische Stellung seines Gegners Wolfram im Rätselspiel ist keine Gegensätzlichkeit gegen ihn, es fehlt da ja, wie oben dargelegt wurde, jede inwendige Zusammengehörigkeit. Das Feinfühligste — nicht Gelehrteste — über Ofterdingen und die Nibelungen hat noch immer Scheffel vorgetragen; . . „aber, wie gesagt, die Nebel wallen über den berühmten Dichter ohne Lied und das berühmte Lied ohne Dichter noch immer unzerteilt hin und her." Eigenes Erleben in wundervollen Strophen hat Scheffel in „Frau Aventiure" unter Ofterdingens Namen gestellt; zu seinen Ehren hat er die vielbekannt gewordene Dörpertanzweise vom Heini von Steier gedichtet und hat auch an den Sängerkrieg

Der Sängerkrieg. Freskogemälde von Moritz von Schwind im Landgrafensaal der Wartburg.
Nach einer Photographie von G. Jagemann in Eisenach.

mit frei erfundenen Kampf- und Trostliedern Heinrichs unmittelbar angeknüpft. Wehmütig fühlen wir hindurch, was diese beiden verband, Scheffel und Osterdingen: wie Scheffel den Kämpen auf der Wartburg unterliegen sieht, weil er nur die Person erst ist, weil sein Werk, das in ihm arbeitet, noch nicht für ihn zu zeugen vermag. Es ist das ergreifendste Gedicht Scheffels, da in Osterdingen der große Nibelungengedanke lebendig wird; hier klingt die düster vorausgeahnte Peripetie und Tragik von Scheffels eigenem Lebensinhalt an:

.. (Frau Aventiure)
Sie hat mir reichlich Weh und Leid gespendet,
Doch eine Stimme flüstert mir: Bezwing's!
.. Der Lieder größtes steht noch unbeendet ...
Ich geh' zugrunde — oder ich bezwing's!

* * *

Diese dichterischen Freiheiten Scheffels über den Unterlegenen des Sängerkrieges sind es, die in unseren jüngsten Tagen mit freier Selbständigkeit ein edler Poet wieder aufgenommen hat, Fritz Lienhard — der kleine protestantische Elsässerjunge von einst, der am Abend der Schlacht von Wörth, als die zurückflutenden rotbehosten Freunde die Schreckenskunde brachten, mit den Dorfgenossen vor den bösen „Preußen" ins sommerliche Berggestrüpp des Wasgenwaldes von Niederbronn geflüchtet wurde, und der heute als einer der besten Führer eines reinen und guten, verinnerlichten Deutschtums in jenem treuen Mut und gelassenen Trutz, der über die kleinen Tage hinwegsieht, auf dem Plane steht. Lienhards Osterdingen, der erste Teil seiner geschlossenen Trilogie „Wartburg", ist eine feine Vereinigung von kulturgeschichtlicher Sorgfalt und frischer Poesie. In seiner Hineinziehung der Spielleute und Vaganten ins Drama tritt ein so köstlicher Humor zutage, daß man ihn auch genießt, ohne es zu wissen, wie hier überall das wörtliche, echteste Mittelalter unsichtbar zu Gevatter gestanden hat. Aber das ist nebensächlicher. Hier ist dem Sängerkriege erst das wichtige dramatische Gerüst gezimmert und mit Schönheit und Kraft eine große Idee der Handlung durchgeführt worden: der scharfe Zusammenstoß der deutschen, volkshaften Gesinnung mit der höfischen Zeitbildung und mit dem modischen Übergewicht der an das französische Rittertum angelehnten Dichtung und Courtoisie.

Lienhards Osterdingen. Hier steht einer, der in sich selbst geworden ist, ein noch träumend halbbefangener, erst künftiger Vollbringer, ein Eichenmensch nach innerem Wuchs, steht gegen die ganze Welt, all ihre geltende Klugheit, ihres gefestigten Herkommens Zucht und Stolz. Schon das ist prachtvoll, wie der ungestüme Gast losbricht gegen den zeitläufigen Hochpreis der „mäze", wodurch sich diese schäumende, gärende junge Kultur erzieht und bändigt, gegen die Konvention mit all ihrem Wert und ihrer Fessel, losbricht unbekümmert darum, daß der Landgraf persönlich von ihr gesprochen hat.

Fragt einen Kriegsmann im Gebrüll der Schlacht,
Fragt einen Jüngling, den das Weib berauscht,
Fragt einen Sturmwald, fragt das große Meer,
Fragt was ihr wollt — wo erstgeborne Tat
Jemals gezeugt ward durch ein schwächlich ‚Maß'?

Und durch die Beleidigung, die Erregung, die auflodert aus Herausforderung Osterdingens und heftigem Gegenschlag der Landgrafenpartei, bringt nun Lienhard sehr wirksam die andersgewendete Motivierung eines Sängerkampfes auf Leben und Tod zuwege, die dem modernen Empfinden notwendig ist.

In Osterdingen, der zur Wartburg reitet, ist der Nibelungenplan lebendig geworden. Der welschen Aventiurenfreude der courtoisen Ritter will er ihn entgegen setzen. Mit dieser inneren Vorgeschichte des Helden beginnt der Sängerkrieg. Kein Gehudel hier nun mehr um des besten Fürsten Preis, in dieser Entscheidung geht es um Wert und Unwert einer ganzen Kultur. — Furchtbare bange Stille vor dem Beginn; der tödlich beleidigte Fürst steht bleich und starr. Nicht seine Ehre allein, darüber hinaus, eine freudige und durchgeformte Weltanschauung ist's, die dieser Österreicher mit seinem ungefügen Deutschsein höhnend und bitter ihm zerbrechen und vor die Füße werfen gewollt. Wolfram aber steht da zum Gegenkampf. Ihm kommt es zu,

er begehrt es als sein Recht, als die innere Lösung im voraus. Keiner vollbrachte, was er: die welsche Form, den Artusstoff des Parzival, zu nehmen und höchste deutsche Vergeistigung in sie zu gießen. Damit nun reckt sich das Problem zu seiner größten Fragestellung: Hier Eindeutschungskraft, deutscher Universalismus, dort Deutschtum schlechtweg. Das ist der Dualismus, der immerdar der unserer Nation gewesen ist und der um uns, nach uns dauern wird. Hier schürzt sich auch das Drama erst in vollendeter Weise. Hätte Osterdingen, der, wie bis auf den heutigen Tag unsere „unverfälschten" Deutschprediger, nur Alamoderei und Fremdtümelei sieht, damit von vornherein recht, wäre damit alles gesagt, es wäre ja gar kein vollwichtiger, gegenstandswürdiger Kampf.

Der Henker von Eisenach in seinem roten Mantel tritt schweigend ein. Da hebt Osterdingen an durch die Totenstille. Noch nie in all den verschlungenen Strophenkünsten der Sänger hörte man solchen Satz der Zeilen, einen so in epischer Macht hinflutenden und groß durchklungenen Ton.

Mir summt ein seltsam Läuten aus einem tiefen Strom,
Dies Läuten frommt mir besser als Läuten aus dem Dom.
Stromwasser sind die Glöckner, die schlagen grollend an:
Und in des Rheines Grunde das Rheingold hebt zu klirren an!

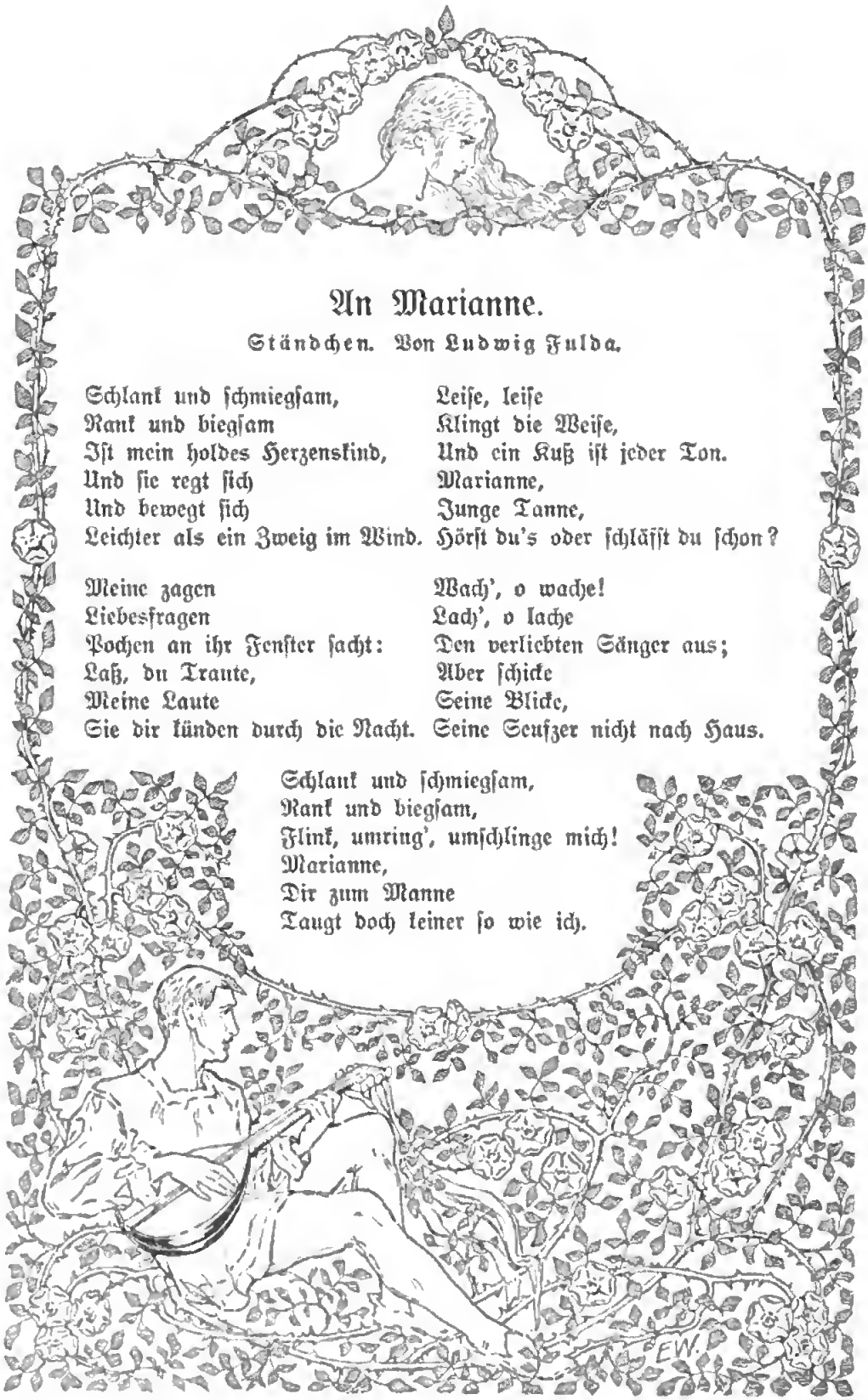
Da rollt die Nibelungenstrophe hin, das gewaltige Lied ankündigend und sein Ende in rächender Treue, in der Nibelungen Not am Etzelshof. Die Schleier der poetischen Umhüllung, des in Festgedanken vorausbestimmten Wettkampfes der Sänger reißt die atemlose Wirklichkeit hinweg. Die Landgräfin steht da und erhebt sich gegen die von Osterdingen gezeichnete Frau. Schön und stolz wie Kriemhild, aber größer — wir nennen es den positiven Sinn des Weibes, um den man auch heute wieder kämpft — größer als durch mordenden Haß der Treue durch gebende Hoheit und Erfüllung. Zu Ende das Turnier. Als die eigentliche Siegerin nimmt die fürstliche Frau des verwirrten, erschütterten, im eigenen Sinne besiegten Osterdingen Leben an sich. Und sie gibt es ihm zurück: im kurzen kalten Geheiß des Landgrafen, daß er in Jahr und Tag den heute begonnenen Sang bringt, von dem er verheißen hat, daß er mit Wolframs Parzival zu dauern vermag. — In Klingsors Turm vollendet Osterdingen ihn. Und aus der Arbeit selber, aus ihrem Segen vollbringt er die größere Probe in der eigenen Brust, den Verzicht auf die Un-Maße und den Trotz, erkämpft er die Gerechtigkeit der wahren Bildung, die Achtung auch der Mitnotwendigkeit jener Mächte, gegen die er anrannte im selbstisch blinden Zorn. Frei spricht ihn dann unter Klingsors Miterscheinen das neue Wartburggericht. Da steht er da und erklärt: hier hat nicht er, hat nur das Werk den Streit bestanden. Dem Volke hat es von Anbeginn gehört, sein bleibt es. Im Walde wuchs der Sang, am Lindenbronnen, am Spielmannsfeuer, wo verachtend fahrend Volk das Edelgold der Sage treu bewacht' — von da stammt's, dorthin gebührt's, er war das Werkzeug nur. „Bleibt ihr dort oben!" ruft Osterdingen selbstlos, im denkbar höchsten Stolz, den höfisch berühmten Sängern zu. Größeres weiß er getan, als eines Mannes Ruhm. Das episch hohe Volksgedicht, nun ist es erschaffen, kein Wort von einem Osterdingen soll gesprochen werden; sonst würde, was er vollbringen gekonnt, wieder verkleinert. Das Lied ist alles, und es „hält heute Einzug auf der Herrenhöhe!"

Weidenkätzchen.

„Komm, wir wollen Weidenkätzchen schneiden!"
Und wir gingen in den Frühlingstag;
Und die Kätzchen hingen weich und seiden,
Gelblich leuchtend aus dem Erlenschlag.

Und nun komm' ich heut und seh' die Weiden
Blühend noch in Deiner Vase stehn,
Fast zwei Wochen seit dem Kätzchenschneiden—
Ja, wenn zwei so Kätzchen holen gehn!

Christoph Flaskamp.



An Marianne.

Ständchen. Von Ludwig Fulda.

Schlank und ſchmiegſam,
Rank und biegſam
Iſt mein holdes Herzenskind,
Und ſie regt ſich
Und bewegt ſich
Leichter als ein Zweig im Wind.

Meine zagen
Liebesfragen
Pochen an ihr Fenſter ſacht:
Laß, du Traute,
Meine Laute
Sie dir künden durch die Nacht.

Leiſe, leiſe
Klingt die Weiſe,
Und ein Kuß iſt jeder Ton.
Marianne,
Junge Tanne,
Hörſt du's oder ſchläfſt du ſchon?

Wach', o wache!
Lach', o lache
Den verliebten Sänger aus;
Aber ſchicke
Seine Blicke,
Seine Seufzer nicht nach Haus.

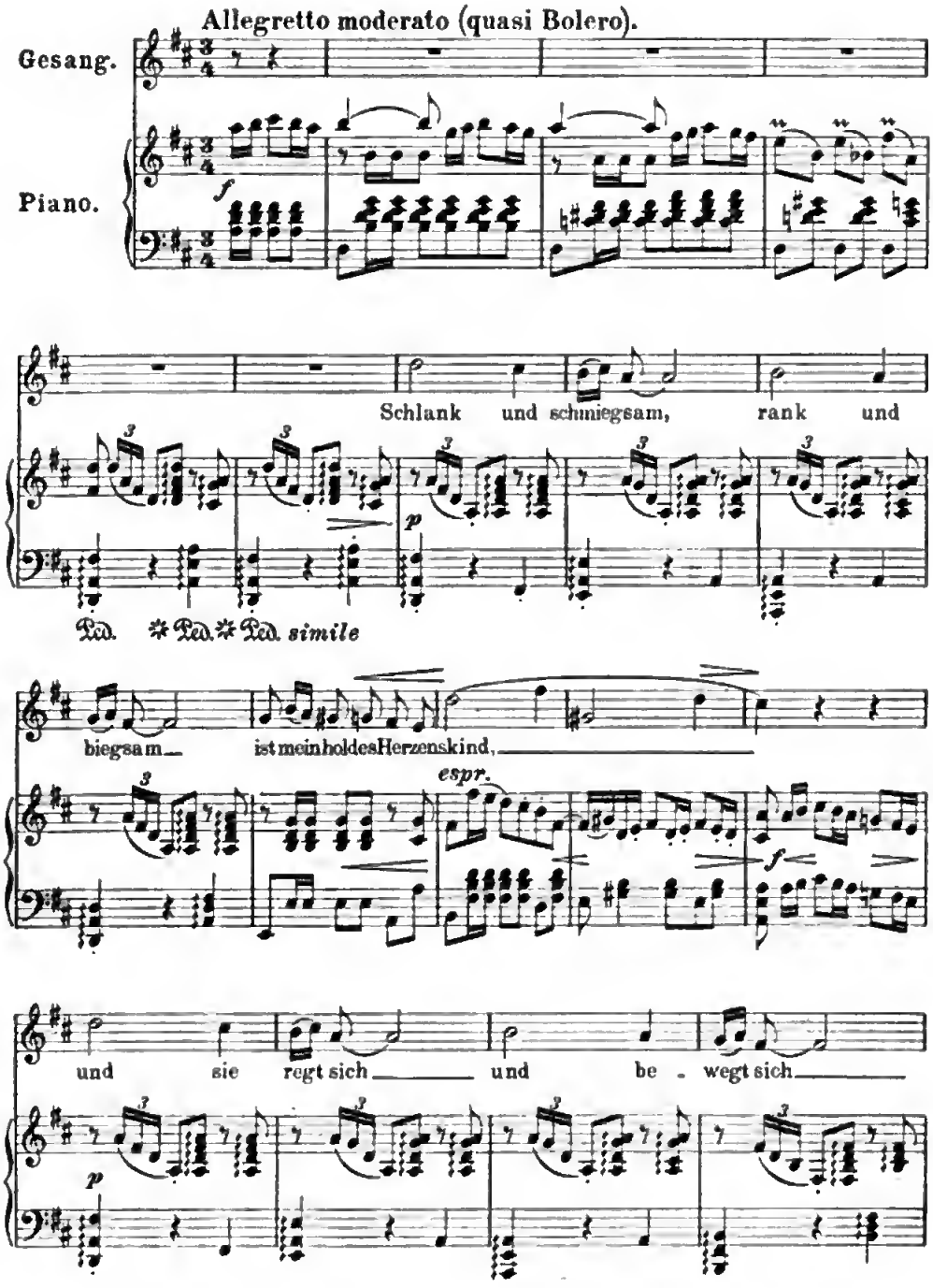
Schlank und ſchmiegſam,
Rank und biegſam,
Flink, umring', umſchlinge mich!
Marianne,
Dir zum Manne
Taugt doch keiner ſo wie ich.

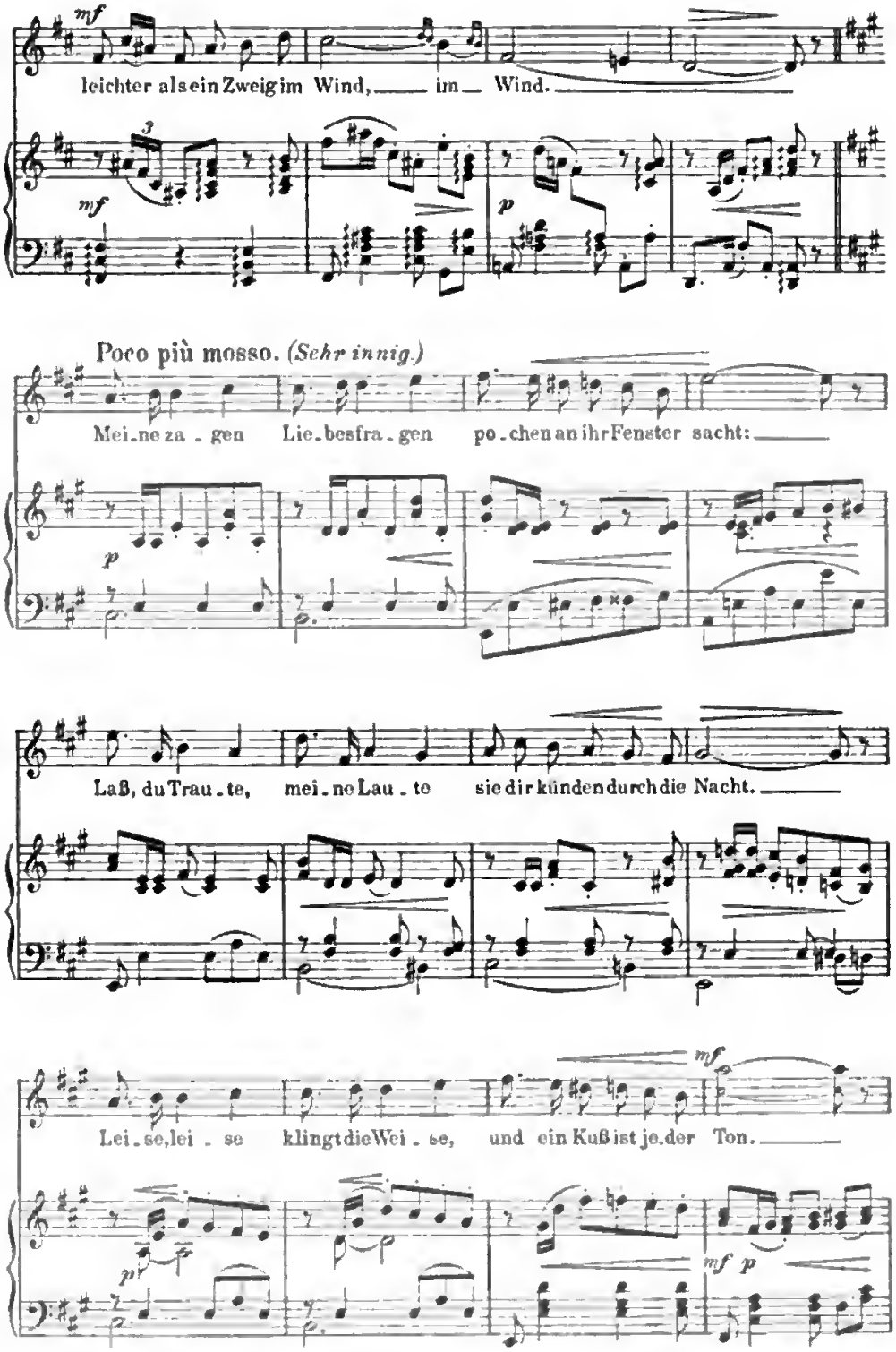
Gedicht von Ludwig Fulda.

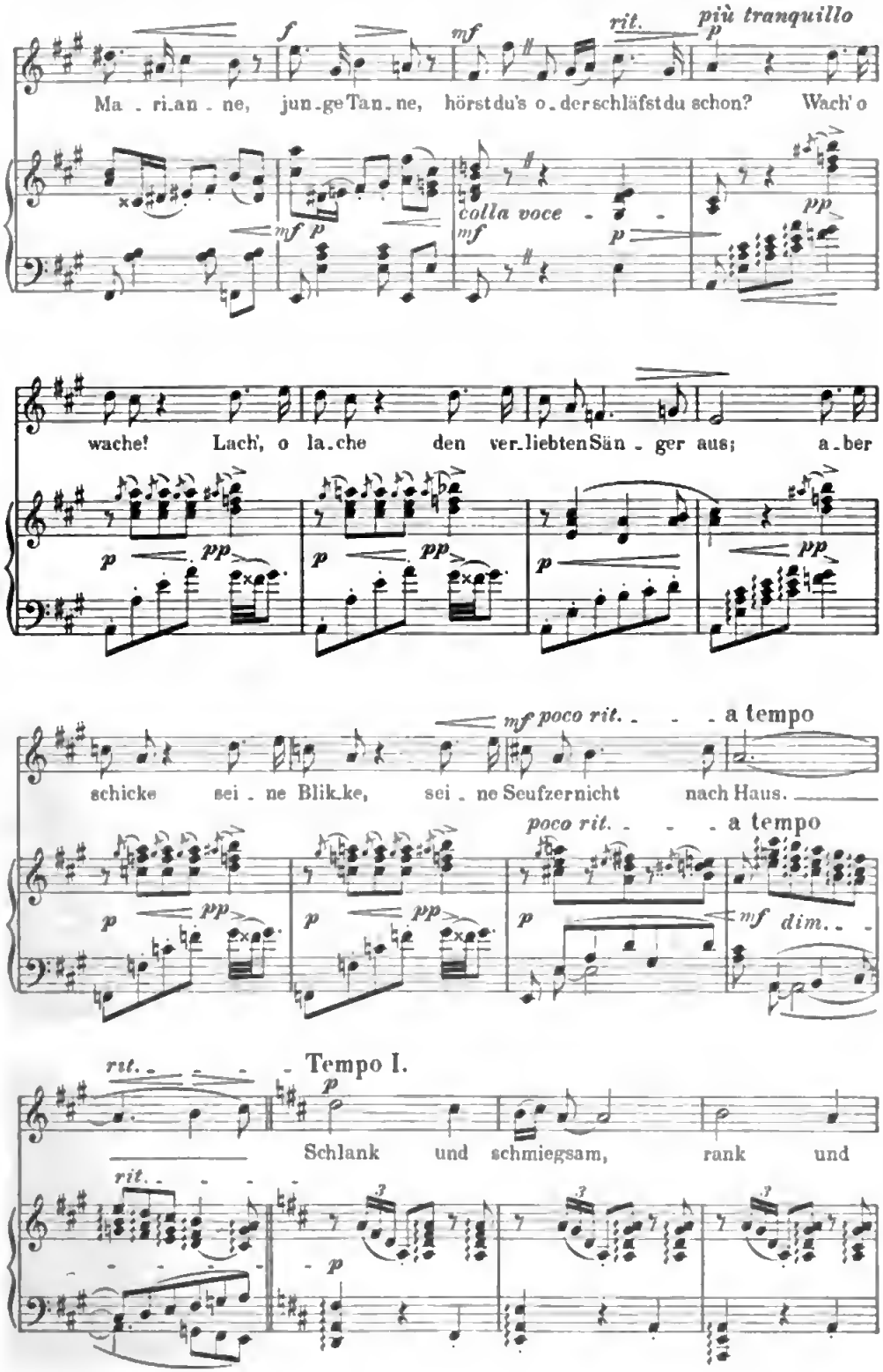
An Marianne.

–Ständchen–

Musik von Bogumil Zepler.




leichter als ein Zweig im Wind, im Wind.
Poco più mosso. (Sehr innig.)
Mei.ne za.gen Lie.bes fra.gen po.chen an ihr Fenster sacht:
Laß, du Trau.te, mei.ne Lau.te sie dir künden durch die Nacht.
Lei.se, lei.se klingt die Wei.se, und ein Kuß ist je.der Ton.


più tranquillo
rit.
Ma - ri.an - ne, jun.ge Tan.ne, hörst du's o.der schläfst du schon? Wach' o
colla voce
wache! Lach', o la.che den ver.liebten Sän - ger aus; a.ber
poco rit. - - - a tempo
schicke sei - ne Blik.ke, sei - ne Seufzer nicht nach Haus.
poco rit. - - - a tempo
dim.
Tempo I.
Schlank und schmiegsam, rank und

biegsam, flink, umring', umschlinge mich!

Ma - ri - an-ne,

espr.

cresc. e string. poco a poco - - - - - allarg. a tempo

Ma-ri-an-ne, dir zum Man - ne taugt doch kei - ner so wie ich,

a tempo

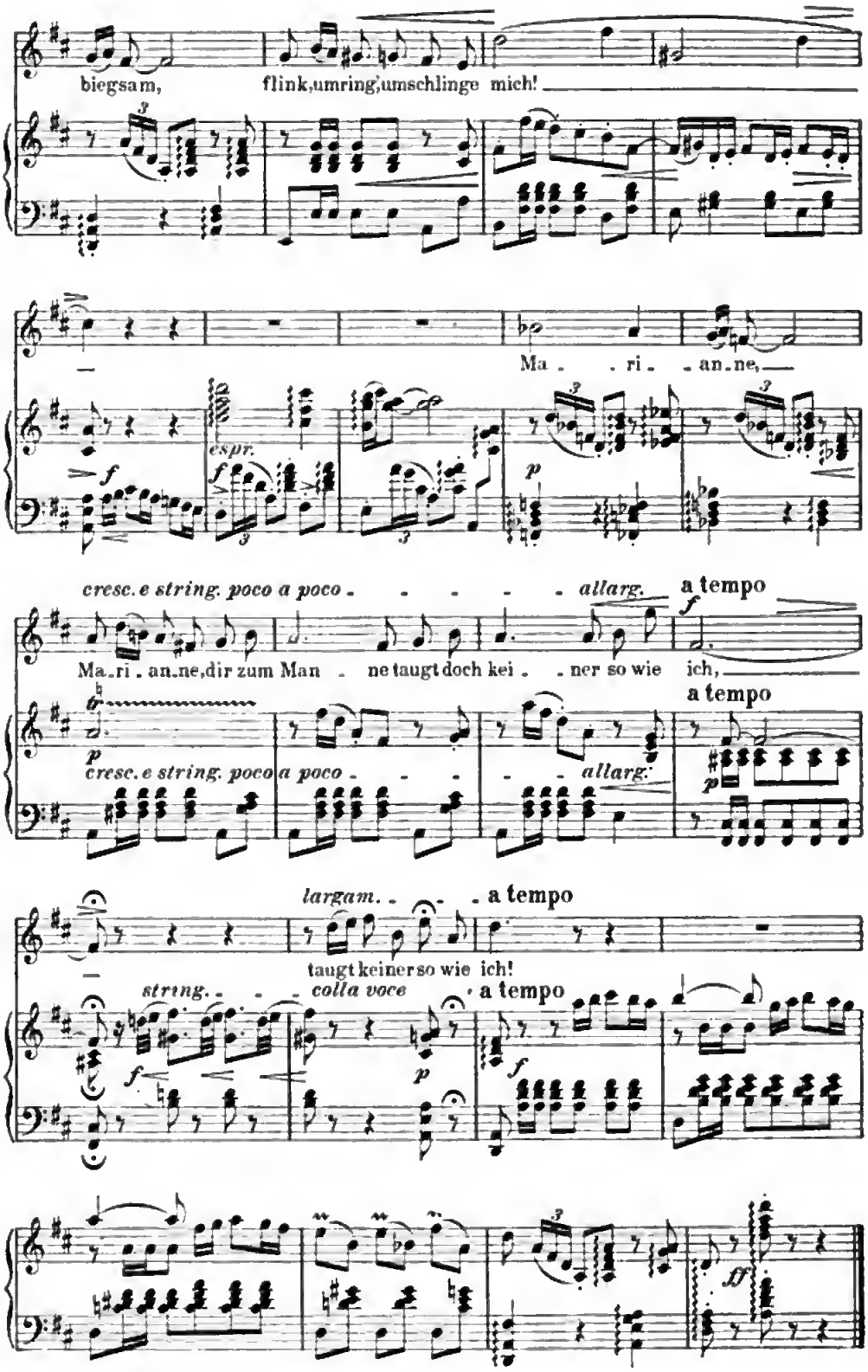
cresc. e string. poco a poco - - - - - allarg.

largam. - - - a tempo

taugt keiner so wie ich!

string. - - - colla voce a tempo

Digitized by Google



Blumen am Wege. Von Anna de Guichtenarde.

Reich ist an Blumen die Flur, doch einige sind nur dem Auge,
Andre dem Herzen nur schön: wähle Dir, Leser, nur selbst.
Goethe.

Einmal ist die Natur, die strenge Herrscherin, die „nur das Notwendige tut", ihrem ehernen Gesetz untreu geworden — als sie den Pfad des Menschen mit Blumen bestreute. Blumen sind in dem rationell zweckmäßigen Erdenhaushalt der einzige Luxusgegenstand; zarte, weiche Kinder der Sonne und der Liebe, verschwenderisch ausgestreut zu dem einzigen Ende, Freude, Duft und Farbe mit sich zu bringen, und nicht dem gemeinen Nutzen dienstbar; empor sollen sie uns heben über die kalte Vernunft des grausam Unabänderlichen. Möge nie ein Gelehrter Öl und Mühe verschwenden, um uns den „wissenschaftlichen Beweis" ihrer Daseinsberechtigung als Honigquellen und prosaische Vorratskammern für leichtbeschwingtes Volk an der Hand „weittragender" Forschungen klarzulegen! Wir wollen den heitern Glauben behalten, daß die Falter und Bienen um der Blumen willen da sind, ritterliche Vasallen der holdesten Wesen, die ein Blick des gnädigen Schöpfers in das harte Ineinandergreifen der Dinge wob. Wie die Religion, die Kunst und die schöne Seele geliebter Frauen sollen auch die Blumen den Widerschein des „Vollkommenen" in das Stückwerk dieses Erdendaseins werfen. —

Es ist nichts in der Schöpfung, was so allgemein wäre wie die Schönheit, das freie Geschenk des Himmels an die suchende Seele, wenn sie nur zu finden weiß.

Je ursprünglicher, je gnadenvoller sie ausgegossen wird, desto unabhängiger ist ihr Wesen von dem verfluchten Metall aus kalten Gründen, mit dem unsere Torheit die Freude erkaufen zu können meint.

Freiwillig, selig in ihm selbst, ohne die Befleckung der Berechnung kommt das Schöne „von oben herab", niederregnend wie himmlischer Segen auf Dürstendes; aber nur dort kann es das Glück seiner Gegenwart bringen, wo es gewür-

digt und freudig empfangen wird. Was schön ist im ursprünglichen Sinn, ist göttlicher Art, aristokratisch in höchster Auffassung, unaufdringlich, ohne andre Sehnsucht als die, seine Bestimmung zu erfüllen.

So sind Blumen wohl schön in des Wortes strengster und reinster Bedeutung. „Allgemein und ohne Vorbehalt“ wie alles, „was irgend gut ist und von oben kommt“, kränzen sie den Reigen unserer hingleitenden Tage; mag das Kind „mit Rosen bedacht, mit Näglein besteckt“ in seinem Bettchen unter dem Blütenbaum dem schönen, schrecklichen Leben entgegenträumen, oder mag die mitleidige Blumenanmut sich tröstend um die kalte Starrheit der verlassenen Hülle schmiegen — das traurig Wahre mit dem verheißungsvollen Abglanz des goldnen Menschheitstraums umflechtend. Die Geschichte der Menschheit ist durchrankt von Blumen, die zuerst dem dämmernden Sinn das Wesen der Anmut und Liebe verkörpert haben mögen . . .

Schlüsselblumen.

Zwei Bilder stehen mir wie Geschenke vor der Seele: an einem stürmischen Vormärztage mit Regenschauern und Tauwind im Spreewald unter einem zerklüfteten Eichstamm und dunkelgrauem Himmel zahllose Schneeglöckchen die schmelzende Decke scharenweis durchbrechend. Im Schutz der grünen Blätter die Köpfchen geduckt folgten sie mit holdem Vertrauen dem Ruf des geheimnisvollen Liebeswillens, der sie aus verborgenem Dunkel in eine Gegenwart voll Verderbens und erstarrender Kälte rief, kleine Märtyrer, die die frohe Botschaft der Verheißung tragen und mit ihrem Tod besiegeln. Oder der noch gewaltigere

Tausendschön.

Eindruck der rührenden Krokuskelche auf der Alpenwiese des eisigen Hochplateaus, die im Schatten der erbarmungslosen Steinwände bekennen, daß auch diesem verlassenen Tal der Lenz kommt, spät zwar, erst wenn unten die Rosen blühen, aber doch kommt, unaufhaltsam, unüberwindlich, wie der Sieg des Guten in der Welt, an den wir glauben. So mag der Mensch der Vorzeit frierend und von Licht und Sonne entwöhnt aus seiner Erdhöhle hervorkriechend zuerst vor den Frühlingsblüten gestanden haben, wahrscheinlich den nämlichen, wie die heute „froh begrüßten Kinder der verjüngten Au", den wahren Zeitlosen, die gleich der Sonne Homers durch die Jahrtausende lächeln. Mit dem ersten Strahl des Himmelslichts, der in sein dumpfes Triebleben fiel, mit dem ersten Schimmer der Freude, den sein tierisches Wohlbehagen in den lenzlichen Lüften empfand, brachte er die Erscheinung der Blumen in Verbindung. Auf empirischem Wege kam dann die Lust, das Wesen dieser seltsamen Gebilde, die weder zur Nahrung noch zur Kleidung und Erwärmung dienen mochten, zu erforschen; allmählich begann der bloße Trieb, zu erkennen, zum reinen zwecklosen Wohlgefallen zu werden — gewiß hat ein Weib als echte Evastochter sich oder ihr Kind damit geschmückt — man begann etwas zu schonen, was nicht bloß dem materiellen Nutzen diente: das Ideale feierte seinen ersten Triumph.

Seitdem sind die Blumen als erster Glanz des Schönheitslichtes dem Menschen geblieben, wie der prometheische Funke seinem Herd. Hyazinthen und Krokus pflückend und den Busen ihrer safranschimmernden Gewänder mit den duftenden Blüten füllend, schwärmen Proserpina und Europa auf den Blütenwiesen der lachenden Heimat umher; verzehrt von Schwermut haucht die Dichternarzisse ihre Seele in den attischen Himmel. Veilchen und Lilien dufteten auf den Altären der Götter Griechenlands. „Was grünt und blüht ist den Himmlischen angenehm," sagt die Sängerin von Mytilene, „von Unbekränztem wenden sie sich ab." Und Äschylos prägt das Wort: daß Kränze die besten Fesseln

Königskerzen.

seien. Auch von den strengeren Römern der alten Zeit werden Herd, Laren und die Gräber der Toten mit Gewinden von Majoran und Thymian umkränzt, und Virgil läßt Lilien und purpurne Blüten auf Gräber streuen. Properz wünscht, daß seine Gebeine lind in Rosenblätter gehüllt werden möchten, auf daß ihm die Erde leicht sei, und Ausonius schüttet dunkle Rosen auf geliebte Überreste. Der Liebende windet aus Levkojen, zarten Myrten, Narzissen und lächelnden Lilien, aus süßduftendem Safran, königlichen Hyazinthen und lieblichen Rosen den Kranz, den er an die Tür seiner Heliodora hängt. Seiner Fertigkeit, aus Frühlingsblumen prächtige Gebinde zu schlingen, verdankt Amasis die Herrschaft von Ägypten. Himmel, Erde und Meer hauchen wieder vom Atem der klassischen Blumen. Bei den Juden spielt die Blume dem Volkscharakter entsprechend nicht eine Rolle als Ding an sich, sondern wird meist nur zu Vergleichen in der bilderreichen Sprache des Alten Testaments oder als Symbol der Vergänglichkeit herangezogen; aber die Rosen im Tal und Blumen zu Saron, die Granat- und Mandelblüten umwinden auch hier die Teppiche der Stiftshütte, die goldenen Leuchter des Tempels, und der Lilien des Feldes gedenkt der gesegnetste Mund mit tiefer ästhetischer Erkenntnis dessen, was Wesen und Reiz der Blume ausmacht.

Wenn der Grieche seiner Art gemäß den Abgrund des Menschheitsjammers mit Blumen überdeckte, so findet ihre Lieblichkeit bei den Germanen weit innigere Gefühle. Durch die gesamte deutsche Poesie tönt ihr Preis. Die Gegenstände seiner Liebe und Ehrfurcht, die Götter, die Frauen, den Gast hatte man seit jeher mit Blumen geehrt; jetzt wird, dem tiefen Naturgefühl des Deutschen entsprechend, das Heiligste selbst in ihrem Bilde einbegriffen. Die Rose aus dem Stamm Isais, die ursprünglich nur ein Reis war, die Gottesmutter als reine Lilie werden geläufige Bezeichnungen für das Erhabenste, was das Gemüt umfaßt. Kaum ein Minnelied, in dem der „zarten Blümlein" nicht gedacht ist! Über den lichten Stirnen tragen die Jungfrauen der Heldengedichte klare Kränze, und

Blumen und Gras, Laub und Blüt',
Was tröstet Augen und Gemüt,

tröstet auch Tristan und Isolde in der Vereinsamung ihrer unseligen Liebe. In die jungen Blumen sinkt der „Chriemhilde Mann", als der Ger des Gegners ihm den Nacken durchbohrt, die „Blumen allenthalben vom Blute wurden naß" des mit dem Tode Ringenden.

Abendlichtnelke.

Klee.

Die Blumen, die Gretchen in die Krüge zur Seite der mater dolorosa im Zwinger ſtellt, „betaut mit Tränen, ach“, hat ſie in Scherben vor ihrem Fenſter gepflegt; hinter den nickenden Blütenzweigen der bleigefaßten Scheiben hervor blicken die Mägdlein den fortziehenden Burſchen nach. Blumen — nicht Myrtenkränze krönen die Stirnen jungfräulicher Toter; aus der „ſchönen Hülle keuſcher Frauen“ läßt Shakeſpeare Veilchen ſprießen. Juliens Totenbett wird mit Rosmarin beſtreut, und Roſen regnen in die Gruft der „lieblichen Ophelia“. Die bittre Raute wird zum Symbol der herben Reue:

Hier floſſen Tränen: wo ſie hingetaut,
Da pflanz' ich Raute, bittres Reuekraut.
Neumütig wird die Raute bald erſcheinen
Und Tränen einer Königin beweinen.

In dem Burggärtlein und vor den Fenſtergittern werden Blumen gezogen, in deren zärtlichen Benennungen der ganze Reichtum der deutſchen Seele liegt: die Jelängerjelieber, Brennende Liebe, Rührmichnichtan, Frauenherzen, Brautimhaar, Tauſendſchön, Vergißmeinnicht, Maiglocken, Guckdurchdenzaun und Nievergeßichdein; Männertreu und Wegwarte, Ehrenpreis und Maßlieb, Unſerer lieben Frauen Bettſtroh, Marienblumen

Schafgarbe.

und Augentroſt wuchern am Rain, zu ſchweigen von jenen, deren bloßer Name ſchon eine ſymboliſche Vorſtellung erweckt, wie Roſe, Lilie, Rosmarin und Raute, das Gelbveigelein, der Goldlack als Bild der Beſtändigkeit, und das Näglein, die Nelke, als Begriff der Treue. Das ſind die deutſchen Blumen, deren Namen „durchs Volkslied brennen", deren Duft und Farbe ins Elend harter Zeiten Freude und Liebreiz trugen.

Je weiter ſich der Menſch von der Natur entfernt, deſto gekünſtelter und gequälter wird auch ſein Liebling, die Blume. Die Tulipanen des Holländers, die Zimmetröslein, Stockroſen, Päonien, Georginen, Feuerlilien, Kaiſerkronen, Wachsblumen und mancherlei faſt verſchollene Arten, die noch in weltfernen Bauerngärten ein Daſein, das beinah ſchon der Geſchichte angehört, friſten, — dieſe Vorliebe für fremdartige und ſchwer zu züchtende Gewächſe geht mit der Verbildung Hand in Hand. Es iſt gewiß kein Zufall, daß im Zeitalter Wildes, Wedekinds und der perverſen Salomen die Orchideen bevorzugt und von klugen Wortkünſtlern beſungen werden.

Aber keinen wirklichen Dichter hat je die Gartenblume, das ausgeklügelte Produkt menſchlichen Witzes, gerührt. Goethes wundervolle, von allem Abſprechen weit entfernte Billigkeit trifft das Rechte, wenn er (von der Tuberoſe) ſagt: ſie rage hervor und ergötze im Freien, aber dem Haupt wie dem Herzen möge ſie ihm fern bleiben. Die Kunſtblume mag ein notwendiges Übel ſein, eine Augenweide für den maleriſchen Blick — vergleiche Goethes Aufſatz über die Blumenmalerei — aber an ſich iſt ſie etwas Unmögliches, ein Unding. Sie verleugnet ihre Natur, wie die Frau, die den mütterlichen Boden der Weiblichkeit verläßt. Sie verliert ihre Seele. Und wie jedes Produkt der Mode kann ſie, von Haus aus das Lebendigſte und Beſeelteſte, ihre Lieblichkeit verlieren und der Mode blind unterworfen — unmodern werden, ſo daß ſie nur für den Kenner einen hiſtoriſchen Reiz behält.

Das „herzige Veilchen“ Goethes, die Frühlingsblumen, die unſer leidgeprüfter Schiller als holde Boten der Geſtorbenen an die Lebendigen anredet, waren freie Kinder der Natur, vom unverderbten Urſtamm der wildwüchſigen Schar der Felder, der Wieſen, des Waldes und des Rains. Auch Rückert, der auf die wilden Blumen ſo ſüße altmodiſche Strophen gemacht hat, wendet ſich den auch oft von ihm beſungenen fremden Blumen charakteriſtiſcherweiſe in ſeinen gedrechſeltſten Kunſtformen zu. — — — — —

Blumen am Wege! Schnurgerade Bahndämme durch einförmiges Land, ſtaubige Chauſſeen, auf denen tauſend Füße ſtraßauf ſtraßab wandern, Hecken, Feldwege und ſandige Raine, auf denen die Sommerglut brütet — was könnte wohl troſtloſer und monotoner ſein! Und doch triumphiert das blühende Leben über die gleichmäßige Zweckmäßigkeit: wo niemand geſät und begoſſen hat, wuchert die holdeſte Pracht ſchimmernder Blütenheere. Der leuchtende Ginſter ſchwingt ſeine goldigen Zweige, die Wegwarte ſchlägt ihr himmelblaues Auge auf; die Margaretenblume ſtrahlt in reinem Gelb und Weiß. Da ſteht im Sonnenbrand die tapfere kleine Kamille, die ein großer Dichter, der unglückliche Kleiſt, in einem zarten Gedicht der verſtehenden Freundin vergleicht, da erheben ſich die graublauen Stachelköpfchen der zierlichſten Männertreu. Die wunderfeinen goldgelben Blütendolden des Liebfrauenſtrohs, auf dem die Jungfrau die Hemdchen des göttlichen Kindes zum Trocknen ausbreitet, ſtrecken das köſtliche Filigran ihrer Zweige weit hinaus, Bienenſaug und Ehrenpreis ſind umſchwirrt von geflügelten Scharen. Die Königskerze, der engliſchen Sage nach von Oberon für die elfiſchen Tänze aufgerichtet, reckt ſich ſtolz empor. Die Kuckuckslichtnelke geht in Prozeſſion mit roter Seide angetan. Da ſtehen wonnige Glockenblumen, die kleinen Äſte im Staube kriechend, die zarten Stiele dicht beſetzt mit amethyſtenen Kelchen; die Schafgarbe läßt aus dem feinen, krauſen Grün ihres Blätterkranzes weiße Blütendolden der Sonne entgegenſtreben, ſo hoch, wie man es ihr kaum zutrauen ſollte; die luſtige Zaun-

Im Kornfeld.

winde springt von Stengel zu Stengel, mit perlmutternen Kelchen das Licht aufsaugend; aber auch die hellen Trompetentöne des flammenden Mohnrot flattern auf und ab, und hier und da wiegt eine Kornblume, deren Samen Wind oder Vögel hergetragen haben, die Sterne, in denen sie das tiefste Azur des sommerlichen Himmels widerspiegelt. —

Sei gegrüßt, holdes Heer der anspruchslosen Kinder des Rains, daß du Jahr für Jahr so viel Anmut und Liebreiz in den Staub des Alltags schüttest; deine einfache Lieblichkeit hat den wandernden Germanen bis an das Land der Sehnsucht geleitet, wo dein bescheidener Reiz vor der Glut fremdartiger Blüten verblassen mußte; von dir hat der rauhe Krieger mittelalterlicher Zeit einen Busch als Helmzier gerauft; wunde Füße hast du mitleidig gekühlt, und Wegerich- und Kornblumenblatt haben sich fromm auf brennende Augen gelegt; junge Liebe, die weder Glück noch Stern hatte, konnte in deinem reinen Hauch ihr Elend vergessen; um verlassene Heiligenbilder an der Straße hast du deine Kränze geschlungen und den Schlummer Bruder Straubingers nickend beschützt; Todesseufzer und Liebeslaut sind in dich geflüstert, Verderben und Sterben am Weg hast du gesehen, herbes Weh von Scheiden und Meiden und jauchzende Lust deutscher Wanderherrlichkeit. — — — — —

Mohn.

Aber fröhlicheres Gedeihen ist euch auf der grünen Wiese beschieden.

Kräftig auf blühender Au' erglänzen die wechselnden Farben,
Aber der reizende Streit löset in Anmut sich auf.

Da finden wir alle wieder in üppiger Pracht, bis die klingende Sichel der Herrlichkeit ein schnelles Ende bereitet. Die blühende Wiese, stolze Mutter der frischesten Scharen, ist neben dem blühenden Baum

Kamillen.

die reizendſte Verſinnbildlichung der Lenzfreude. Die Würzlein im klaren Naß, die Häupter geküßt von der Sonne, innig umhegt von ſmaragdenem Raſen, erwacht die glückliche Wieſenblume zu einem Daſein, das kurz iſt, wie alles Schöne. Saftiger, ſtrotzender als ihre Geſchwiſter, das arme fahrende Volk der Straße, ſteht ſie, die Schäferin unter den wilden Blumen, im Gras. Von dem „eigenen Glanze trunken wankt“ die Schar der goldigen Ranunkeln, das Maßlieb gedeiht zur prangenden Schönheit, wie ein holdes Bauernkind auf dem nahrhaften Boden ſeiner Väter. Das Wieſenſchaumkraut breitet über Fuchsſchwanz und Grasnelke den Brautſchleier aus, Sternblumen und die Veilchen blümen den Anger, und ſorglich hüten die Blüten des vielbeſungenen „rot und weißen“ Klees

Winden.

Kälberkopf.

die Zahl ihrer Glücksblättchen. Wo der alte Weidenbaum sein graues Laub im klaren Strome spiegelt, haben „Hahnfuß, Gänseblumen" und die kleinen Orchideen, ihren Stand, die „rankenden Trophäen" (Hamlet), mit denen umwunden Laertes' Schwester singend „wie ein Geschöpf geboren und begabt für dieses Element" von den Wellen fortgezogen ward. Näher dem Wasser wuchert das glänzende Gelb der Sumpfdotterblume, und ihr folgt, hold wie keins in deutschen Landen und durch den Wechsel der Zeiten dem germanischen Gemüt verwachsen, das Blaublümlein des Minnelieds: Vergißmeinnicht. Duftlos, aber durch die Farbe des blauen Sterns dem blauen Auge der Herzallerliebsten verwandt, hat das Vergißmeinnicht trotz aller Anfeindungen als sentimentales Blümchen seinen Ehrenplatz in der Geschichte der deutschen Blume behalten, auf dem es selbst der Königin Rose nicht weicht. Nirgends wird es inbrünstiger, sehnsuchtsvoller besungen, als in jener Urpoesie, die, eine Schwester der wilden Blume, in Gottes freier Luft erblüht, und deren Samenkörner, von Mund zu Mund getragen, Wurzel schlagen, wo immer sie einen Platz finden: in dem Volkslied. — — —

Das Gras verdorrt, die Blume verwelkt. Das Ährenmeer beginnt golden zu wogen. Da steht nicht nur „Unkraut unter dem Weizen": Erdrauch, Windenranken,

Die Kletten, Schierling, Nesseln, Kuckucksblumen,
Und all' der müß'gen Kräuter, welche sind
Im nährenden Getreide ...
(Lear.)

Das Kornfeld schmückt sich für seinen Tod mit „Blumen auf dem Felde". Da kommt die Kornrade mit weißem Stern; das Adonisröschen und das dreifarbige Stiefmütterchen verweilen geduckt, aber noch über den Stoppeln werden sie das Gefild freundlich schmücken, wenn die violette Pracht des Ritterspornes, die weiße der Lichtnelke dahinsinkt, und Kornblume und Mohn, die traditionellen Blumen des Getreides, zwischen den Schwaden dorren.

Unbegreiflich schön stehn das reine Rot und Blau in dem gesättigten Gelb der Halme, wie die deutsche Madonna frommer alter Meister zum ährenblonden Haar und kornblumblauen Gewand den roten Mantel trägt. Die Urbilder der deutschen Jungfrau und Frau, Voß' Luise und Luise von Preußen, erscheinen im Kornblumenkranz, und der Dichter redet in seinem Dank „seines Lebens Ceres" an:

Von Cyanen laß den linden
Kranz dir winden.

Der Mohn, die schöne Blüte der Vergänglichkeit, hat viel leidenschaftlichere Bewunderung gefunden, als die milde Schönheit seiner Gefährten; Symbol des Schlafes, der Vergessenheit — all dessen, was die Sehnsucht Unglücklicher schon bei den Alten erfleht, umgibt die düstere Glut nachtschattendunkler, kranker Poesie seine fremdartige Schönheit, die scheinbar so unbekümmert im Sommerwind zu schaukeln scheint und im Innern das süße, todbringende Gift birgt, mit geheimnisvollem Scheinen ...

Mich umfängt ambrosische Nacht, in duftender Kühlung
Nimmt ein prächtiges Dach schattiger Buchen mich ein.
In des Waldes Geheimnis entflieht mir auf einmal die Landschaft.

Blumen des Waldes, erblüht in adelnder Einsamkeit, schrieb der Volksglaube geheimnisvolle Kraft zu. Mit ihrem heilenden Grün umwanden fromme Hände die blutende Stirn des Gekreuzigten; Jungfrau Lorenz, die nach Waldblumen suchend sich verirrt, trägt ein Hirsch schlafend nach Tangermünde vor den des Schmucks harrenden Altar. Die geweihte Stille des Dunkels ist der Ort, wo, wie der „sweat Swan of Avon" sagt, die gesegneten, geheimen Wunder, all die verborgenen Kräfte der Natur durch Tränen sprießen. Schon am Rande empfängt uns in feuchter Kühle mannshoher Kälberkropf, prunkend mit üppigen Dolden neben heilkräftiger Arnica; den Leberblümchen und Küchenschellen dort in sonniger Schonung ist der liebliche Himmelsschlüssel, Lenaus „Primula veris", die „holde", die er Blume des Glaubens nennt, zwar längst im Verblühen gefolgt, aber dafür breitet sich ein duftender Teppich von Thymian, dem göttergeweihten Kraute, weit über

Hahnenfuß.

Glockenblumen.

den Boden. Eine Welle von Frische und würzigem „Ruch" haucht der Odem des unscheinbaren Gewächses. Noch heute gedenke ich meines „Thymianweges" an der Ostsee. Hinter den weißen Dünen donnerten die glasgrünen Fluten und leckten gierig bis vor den Strandkorb. Aber hier in der heimlichen Schonung, wo die Luft trunken war von Harzgeruch und Thymianduft, summten die fleißigen Bienen, und die Sonne küßte die anspruchslosen Kleinen, die ihre bescheidenen Seelchen in den strahlenden Himmel strömten ...

Unter thymianduftenden Kränzen vergaß schon der Grieche Leid und Müdigkeit:

„Süß mag es sich im Thymian schlafen"...

Der Pfad verliert sich im Dunkel der schattenden Riesen. Waldmeister wuchert neben der Erdbeere; die schlanken Blätter der lange verblühten Maiblume ragen in Büscheln empor. Nur verstohlen dringt „durch der Zweige laubichtes Gitter" das Licht.

Feierlich stehen die Stämme. Das ist der wirkliche deutsche Märchenwald, wo die Genoveven und Schneewittchen hausten. — Schweigen im Walde ... es ist die Stunde des Mittags. Alte Erinnerungen mit holden Angesichtern wachen auf, mit wehmütiger Süße lächelt die versunkene Zauberwelt in den Alltag hinein, und irgendwo sitzt Merlin, der alte Zauberer. Die wilden Tauben gurren zärtlich von toter Liebe, Jorinde und Joringel kommen Arm in Arm daher. Die blaue Glockenblume läutet, die alte Märchenblume der schönen Waldeinsamkeit ...

„Jorinde weinte zuweilen, setzte sich hin im Walde und klagte, Joringel klagte auch. Sie waren so bestürzt, als wenn sie hätten sterben sollen, sahen sich um, waren irre, erschraken und wurden todbang. Hörst du, wie Jorinde singt:

Mein Vöglein mit dem Ringlein rot
Singt Leide, Leide, Leide:
Es singt dem Täublein seinen Tod
Singt Leide, Lei — zickäth, zickäht, zickäth ...

Da hat der schlimme Zauber gewirkt ...

Aber die blaue Blume macht alles wieder gut.

Blick aus dem Heidelberger Schloß.

Gemälde von Prof. Wilhelm Trübner.

Photographieverlag der Verlagsanstalt Fr. Bruckmann in München.

Fast ein Adler. Roman von Ida Boy-Ed.

(Fortsetzung.)

Rupert hatte Wally erst in diesem Sommer kennen gelernt, noch dazu in einer ihr und ihm fremden Umgebung. Da spielen die Lichter trügerisch und unsicher. Da treten Oberflächen beglänzt hervor, und die besten, aber auch vielleicht die schlimmen Tiefen bleiben unbeleuchtet.

Er war verliebt, qualvoll und rasend, wie nur schwerblütige Grübler verliebt sein können, deren Glut mehr schwelt, als in heller Flamme züngelt.

Aber sein Stolz war seinem Verstande zu eng verschwistert. Die angeborene Veranlagung, die Zucht eines ganzen Jugendlebens hielt stand. Er schwieg, weil er fühlte, er könne und dürfe den heiligsten Bund noch nicht schließen. Er mußte die Geliebte erst näher kennen lernen, sie in den Zuständen ihres Elternhauses, im Alltag daheim wiedersehen. Er mußte sicherer sein, ob ihr gelegentliches Aufleuchten aus einem wahrhaften und herzlichen Gefühl für ihn emporglühte, oder ob es nur — ein Spiel gewesen.

Denn sie, ja sie war ein funkelndes Geschöpf, hin und her getrieben von Stimmungen, deren Gründe selten zu erraten waren. Verzogen von den Eltern und den Verhältnissen. Aber dennoch so anziehend auch in ihren Fehlern. So recht gemacht vom Schicksal, einem starken, ernsten Mann in die Hand gegeben zu werden, daß er sie leite und vor sich selber schütze.

Aber auch aus äußerlichen Gründen durfte er noch nicht wagen, mit deutlichen Bewerbungen das Mädchen zu umgeben. Sie war abhängig von all den tausend kultivierten Lebensgewohnheiten, die Reichtum und eine formvolle Erziehung geben. Seine Einnahmen aber waren, wenn auch für Bettina und ihn sehr auskömmlich, bescheiden, so daß ihre Ziffer vor den Ohren von Wallys Vater vielleicht einen Heiterkeitserfolg gehabt hätte.

Seine Praxis vergrößerte sich zusehends. Bettina konnte heiraten oder durch einen schriftstellerischen Erfolg zur Selbständigkeit gelangen. In einem Jahr konnte sich viel ändern — früher schon. Hoffende rechnen immer auf das große Los, auch wenn sie nicht in der Lotterie spielen. Das Leben, der Beruf ist schließlich auch eine ... Und das Schicksal spielt darin für sie mit vielen Einsätzen ...

So lag seine Herzensangelegenheit. Noch einer Fernsicht gleich, von Gewölk verschleiert. Man weiß: sie ist da — man wartet, daß die Wolken sich verziehen und sie freigeben ...

Die Bettinas war klarer. Unklar daran nur das eine, warum Erasmus schwieg ...

Mit diesen Grübeleien verbrachte Rupert einen großen Teil der Nacht.

Am andern Morgen wichen die Geschwister einander aus. Sie fürchteten sich vor dem viel zu vielen, was sie auf dem Herzen hatten, denn sie wußten: es gibt Aussprachen, mit denen man gar nicht erst anfangen darf, weil sie kein Ende haben können.

Bettina fand keine Sammlung, um sich an den Schreibtisch zu setzen. Sie arbeitete unnötig im Hause herum. Einmal traf sie auf die treppab kommende junge Frau. Die nahm sie wichtig beiseite und flüsterte, damit es ja die der Burckhardtschen Köchin befreundete Erna in der Doktorsküche nicht höre, daß sie der Köchin ein Kleidergeschenk versprochen und sie gebeten habe, zu bleiben, worüber die sich nun bis zum Abend den Entschluß vorbehalten habe. Es wäre ja schrecklich, wenn sie ginge, man müßte ihr Lohn und Kostgeld geben. Und Mama würde schelten und Schwiegermama ein Gesicht machen ... ja, Bettina glaube gar nicht, was für'n Gesicht die machen können; sagen täte sie nichts, dazu wären die Burckhardts zu klug, aber gerade vor der stummen Kritik fürchte man sich erst recht. Und das dunkelblonde Köpfchen machte geheimnisvolle Bewegungen, und die blauen Augen nahmen einen Blick himmelan, als würde hier von Hochverrat geflüstert.

Es war Bettina beinah verletzend, daß sie so gezwungen wurde, immer in diese junge Wirtschaft hineinzugucken. Es kam ihr vor, als nötige man sie wieder und wieder, eine Karikatur zu besehen. Und Bettina haßte Karikaturen — vielleicht nur, weil sie fühlte, daß die ihr die Augen zu sehr öffneten ...

Am Nachmittag kam das Warten auf die Post. Jener entnervende, beinahe kindische Zustand, wo es scheint, als läge alle Schicksalsmacht in den Händen des Mannes mit dem roten Kragen, und als stehe es durchaus in seinem freien Belieben, Erlösung oder Unheil zu bringen, als sei der Brief *sein* Geschenk, als sei das Ausbleiben der Nachricht *seine* Fahrlässigkeit.

Bettina malte sich aus: der geliebte Mann hatte die Notiz selbst gestern morgen gelesen, acht oder zehn Stunden bevor sie mit dem Zeitungsblatt hierher gekommen war. Sobald er eine freie Viertelstunde fand, beeilte er sich, an den Freund zu schreiben, jeder Anfrage zuvorkommend, aus dem Gefühl heraus, daß Rupert und sie fiebernd auf Erklärungen warteten. Ganz gewiß, das hatte er getan. Und dann kam heute nachmittag sein Brief.

Es war die Zeit der nachmittäglichen Sprechstunde. Das Wartezimmer voll von Patienten der Kassenpraxis. Bettina konnte sich nicht zwischen diese Leute setzen, um am Fenster auf Drews, den Postboten, zu warten. Sie konnte nicht auf der Diele herumlauern, denn Erna, die Tadellose, stand auf der Wacht, die Patienten hereinzulassen und auf das leiseste Klingelzeichen vom Herrn Doktor hineinzurauschen in sein Studierzimmer. ‚Ja, wirklich, mit ihrer Tadellosigkeit fängt sie an, mich zu erdrücken und zu beherrschen,‘ dachte Bettina in einem schwachen Versuch, sich zu verspotten.

Auch hatte Erna die Angewohnheit, die Post, soweit nicht etwa für das Fräulein was dabei war, mit einer gewissen selbstverständlichen Energie an sich zu nehmen und dem Herrn hineinzubringen. Bettina traute sich nicht, diese zuverlässige Gewohnheit zu erschüttern.

Vielleicht fürchtete sie sich auch noch mehr als vor Erna vor der Post selbst. Vielleicht liebte sie das Warten, weil es für diejenigen, die fest an Erfüllung glauben, einer süßen Marter gleicht ... weil sich in ihm alle Empfindungen steigern ... weil man im Warten heißer liebt ...

Sie saß in der Veranda und stickte mit eilig auf- und abgezogenem Faden — stickte tausend Gedanken hinein in irgendein unnützes Kissen — wie Männer gedankenschwer rauchen — es ist immer, als hielte der Körper die zu emsige Arbeit des Geistes nicht still aus und müsse auch beschäftigt werden ...

Neben dem Gitter saß sie, wo ein Tischchen stand. Und hinter ihrem dunklen Kopf, als Hintergrund, stand das Grün des Gartens mit dem Durchblick auf Turm und Treppengiebel.

Als dann endlich Rupert kam, mit einer Zeitung in der Hand, *nur* mit einer Zeitung, und als sie sein Gesicht sah, da wußte sie erst, wie voll geheimer Wonnen es gewesen war, zu warten ... auf den Brief von ihm, das rasche, treue, offene, direkte Wort von ihm, das nun gar nicht gekommen war ...

„Die Berichtigung ist da,“ sagte er.

„Nun — und? Was sagt er?“

„O — nicht von ihm selbst — —“

Bettina riß ihm das Blatt aus der Hand. Er hatte nichts rot angestrichen. Aber sie wußte, an welcher Stelle man dergleichen suchen mußte. Und sie las.

„Von einer Herrn Doktor Erasmus Ammon offenbar nahestehenden Seite wird uns geschrieben, daß die gestern gebrachte Notiz, deren absolute Zuverlässigkeit wir, wie unsere Leser sich erinnern werden, gleich bezweifelten, einige Irrtümer enthält. Allerdings bestätigt es sich, daß der junge Bakteriologe demnächst mit den wichtigen Resultaten seiner Arbeiten hervorzutreten hofft, und daß wir an der Schwelle einer wissenschaftlichen Offenbarung stehen. Ebenfalls dürfte es seine Richtigkeit haben, daß man im Ministerium dieser zu gewärtigenden Publikation ein lebhaftes Interesse entgegenbringt. Unrichtig ist es hingegen, daß Doktor Ammon das Hauptgewicht seiner Experimente auf die größtenteils geglückten Übertragungen von Melanosarkomen auf Hunde legt. Vielmehr

verlautet von nichts geringerem als von einem Serum, mit dem Ammon in seiner an sein Laboratorium angegliederten und von dem praktischen Arzt Dr. med. Palinger geleiteten Privatklinik Versuche an Karzinomkranken machte, die glänzende Erfolge erzielten. Wie es heißt, denkt Ammon daran, seine geheilten Fälle zunächst einem geladenen Kreise von Kollegen vorzustellen, welcher Vorstellung auch ein Vertreter des Ministeriums beiwohnen dürfte."

Bettina war während des Lesens dunkelrot geworden. Schon allein, daß sie den Namen des geliebten Mannes las, trieb ihr das Blut in die Wangen. Ihr war nicht anders, als werde mit seinem Namen zugleich in die Öffentlichkeit hinausgerufen, wie nahe ihr Herz sich ihm fühlte.

Und dann der Inhalt dieser Notiz — der Inhalt ...

Furchtsam sah sie den Bruder an. Ein helles Licht auf seinen Zügen, ein freundlicher Strahl aus seinen Augen hätte ihren Jubel ausgelöst.

Denn, wenn das wahr sein konnte — bloß konnte —, nur die Möglichkeit zu denken war ja ungeheuer! Die Möglichkeit, daß er eine Entdeckung gemacht habe, die seinen Namen unter die Unsterblichen reihte ...

Aber Rupert sah aus, als sei er alt geworden und habe in seinem ganzen Leben nie was anderes gedacht als mürrische Gedanken. So voll schwerer Unfrohheit war sein ganzes Wesen.

„Was sagst Du?" fragte sie leise.

„Daß diese Notiz fast noch schlimmer ist als die erste."

„Rupert!"

„Ja, mein Kind. Die erste war bloß Reporterweisheit. In dieser versteckt sich schon eine Fanfare."

„Fanfare?"

„Nun, glaubst Du denn nicht, daß zwischen den Hunderttausend, die das lesen, genug Kranke und Angehörige von Kranken sind? Glaubst Du nicht, daß nun ein Aufjauchzen neuen Mutes durch ihre Reihen gehen wird? Daß es nun einen Zustrom ohnegleichen geben wird nach seiner Klinik? Wissen wir nicht, wie Kranke sind? Ist nicht die Hoffnung ihre Luft und der Glaube ihr Brot? Sie werden kommen — in hellen Haufen werden sie kommen. Und ..."

Er brach ab. Er hatte hinzufügen wollen: ‚Und Ammon wird Geld, sehr, sehr viel Geld verdienen.' Daran hatte er vorher noch gar nicht gedacht. Seine Rede trug ihn gleichsam dahin. Und er erschrak davor, denn er wollte sich mit Kraft dagegen wehren, auch in seinen geheimsten Ideen den Freund mit jenen Wissenschaftsspekulanten zusammenzuwerfen, von denen er gestern mit dem Landgerichtsdirektor Ostertag gesprochen. Ja, diesem hatte er auf eine tastende Bemerkung hin noch fast schroff erwidert, daß sein Freund Ammon über solchen Verdacht erhaben sei.

‚Und schließlich — wenn die Sache wahr und reinlich ist, warum dann nicht auch sie in Gold umsetzen? Werte in Werte! Denn das ist ein großer Zug der modernen Zeit, daß sie so den Künstler und den Gelehrten frei vom Mäcenatentum machte.'

Wenn sie wahr und rein ist! Möchte sie es sein!

So schloß Rupert seine Gedankenreihe ab, aber an den Punkt setzte sich wie von selbst sofort das Fragezeichen: ‚Kann sie wahr sein?'

Auch Bettina hatte etwas sagen wollen, das sie dann zurückhielt: ‚Kranken Hoffnung zu geben, ist ein herrliches Tun.'

Aber ihr klarer Verstand war gleich bei der Hand, und sie begriff es: Hoffnungen erwecken und sie dann zerstören müssen, das ist wie ein Verbrechen.

„Wenn er doch selbst geschrieben hätte," klagte sie.

„Jetzt wird er nicht umhin können, eine Notiz an das Blatt zu senden."

„Nein, ich meinte, an uns hätte er schreiben sollen. Er kann sich doch vorstellen ..."

„Glaubst Du wirklich so ganz bestimmt, daß er in erster Linie an uns denken wird?" fragte Rupert langsam. Und es war ihm ganz unmöglich, dabei die Schwester anzusehen.

Wieder war es sein Ton, der ihr alles sagte, dieser Ton, dem er auf gar keine Weise Leichtigkeit zu geben verstand, wenn ihm der Kopf voll Sorgen war.

„Wie kannst Du daran zweifeln?“ fragte sie.

Es war ja das erste Mal, daß ganz vorsichtig, ganz leise nur an den himmelanragenden Bau ihrer Liebeszuversicht gerührt wurde. Er kam auch nicht ins Wanken — aber es lief ein leises Beben durch ihn hin — wie die Andeutung einer ernsten Erschütterung.

„Nun, ich meinte nur so,“ sagte er etwas unbeholfen. Denn er glaubte zu spüren, obgleich er an ihr vorbei sah, daß sie einen ganz starren Ausdruck bekommen hatte. „Heut abend,“ fügte er dann hinzu, indem er sich zusammen nahm, „heut abend hat er ja meinen Brief. Den wird er natürlich sofort beantworten. Dann werden wir alles erfahren!“

„Und die Öffentlichkeit?“ fragte Bettina. Sie nahm sich auch zusammen. Zugleich mit diesem ersten Erbeben entstand in ihr das ahnungsvolle Bedürfnis, sich zu verstecken. Mit einemmal war es ihr, als dürfe kein Mensch ahnen, nicht einmal der Bruder, daß sie Erasmus liebte. Sie wußte selbst nicht, wie durchsichtig der Glanz ihres Wesens bis zu diesem Augenblick gewesen war.

„Ja, mit der Öffentlichkeit muß er sich auseinandersetzen. Auch wenn der Inhalt der Notizen ungefähr stimmte und Tatsachen vorlägen, an die Erasmus in Entdeckerbegeisterung glaubt. Dann erst recht, denn dann muß ihm an der würdigen, wissenschaftlichen Form der Publizierung dringlich liegen. — Aber Du sollst sehen, wir werden morgen oder übermorgen einen ausführlichen Bericht von ihm haben,“ schloß er zuversichtlich. Die alte Freundestreue hatte sich wieder heraufgearbeitet aus dem Wirrwarr von Empfindungen und sie gab ihm auch den Ton, der Bettina half, zu hoffen.

Nun warteten sie von Post zu Post; dann von Tag zu Tag. Ihre Blicke sagten es einander: immer noch nichts — immer noch nichts. Aber sie schonten sich, und in all ihren Gesprächen beschwiegen sie das eine, das wichtigste Thema. Denn sie wußten es als kluge Menschen beide: über eine noch unklare, unübersehbare Angelegenheit lang und breit sprechen, heißt, sich in Vorurteile hineinsteigern, sich die unbefangene Stimmung für die Aufnahme der Tatsachen verderben.

In Bettina erstarkte auch rasch wieder der glückselige Glaube. Nun war es ja klar, warum er sich in diesem Sommer nur vierzehn Tage hatte abmüßigen können. Ebenso klar, warum er immer noch nicht kam, um ihr das Glück zu bringen. Seine große, heilige Arbeit nahm ihn ganz hin.

Und das erhöhte nur noch ihre Liebe. Neben seiner Arbeit wollte sie gern im Schatten stehen. Keine Stimme weibischer Eifersucht wurde in ihr laut. Vielmehr fühlte sie es als erhöhtes und erhebendes Glück, um einer großen Sache willen Entsagung üben zu müssen.

Auch brachten ihr diese Tage eine kleine Freude. Es kam ein Brief von Wally van Holten, dem allerlei Photographien beilagen. Bisher hatte Wally nur Ansichtskarten geschickt, kurze Grüße von ihrer weiteren Reise, dann Entschuldigungen, daß die versprochenen Bilder immer noch ausblieben. Mit dem Entwickeln gab sie sich nicht ab, das verdarb die Hände und kostete Zeit. Nun waren die Platten endlich zum Photographen geschickt worden und von da zurückgeliefert. Sie zeigten sich als erstaunlich nette Bildchen. Fräulein van Holten erkannte es selbst an, und daß die Menschen nicht unrecht hatten, die ihr malerischen Blick nachrühmten.

Weiter stand nichts in dem Brief. Aber so knapp er war, Bettina fühlte wieder den Ton einer heraus, die gewohnt ist, sich als Persönlichkeit zu nehmen.

Ob Rupert das auch auffiel?

Die kurze Betrachtung über den Brief ging aber unter in der langen, unersättlichen Betrachtung der Bilder.

Bettina besaß genug Photographien von Erasmus, aus all den Jahren, seit er zuerst mit Rupert ins Haus gekommen war. Aber diese hier, die galten allein. Sie waren ein Dokument über jene glücklichen Sommertage.

Da war eins, das zeigte nur sie, Erasmus und Rupert. Der saß da in seiner schweren, großen Gestalt, ein Bein übers andere geschlagen, den zerdrückten Tirolerhut auf dem Knie, die Faust auf dem Hutrand. Auf seinem ernsten, gütigen

Gesicht lag ein so rührendes Lächeln. Seine Augen sahen den Beschauer förmlich begierig und staunend an — so hatte er die angesehen, die bei dieser Aufnahme den Photographen gespielt hatte. Und hinter Rupert standen er und sie ...

Er hatte seine Rechte auf Bettinas Schulter gelegt ... Ganz intim. Wie ein Brautpaar standen sie da ... Beide lachend ... Wie zwei, die in Fröhlichkeit und Sicherheit zusammen gehören für immer ...

Die Geschwister, Kopf an Kopf, besahen zusammen diese Bilder. Da war eins, auf dem Wallys Eltern mit Gruppe bilden halfen. Ein anderes, wo man zwei zerlumpte, Waldbeeren verkaufende Kinder mit darauf sah.

Und Rupert genoß in Erinnernng diese Stunde noch einmal. Er hörte Wallys Lachen. Und er sah ihren raschen, energischen und doch graziösen Bewegungen zu. Er fühlte wieder mit nervösem Schauder ihre Hände an seinen Oberarmen, als sie ihn in die richtige Photographierstellung rückte und in einer Art über seinen Mangel an Anmut scherzte, daß eine Schmeichelei für seine ernste Männlichkeit daraus wurde.

Bettina aber sah sich in dies Bild so hinein, daß der Geliebte darauf für sie förmlich Körperlichkeit annahm.

Welch ein schöner Mann er war. Nicht geschaffen, um unauffällig durchs Leben zu gehen. Etwas mehr als mittelgroß, schlank, in all seinen eleganten Bewegungen und Angewohnheiten der gerade Gegensatz zum ‚Fliegende Blätter-Professor'. Sein Haupt edel geformt von klassischen Umrissen. Und das dichte, graublonde Haar ein wenig gewellt und von geschmackvoller Kürze — nicht so abscheulich geschoren, wie Rupert es leider tat. In seinem Gesicht war wenig von dem feierlichen Ernst des Gelehrten. Er konnte lachen — o, Bettina sah die merkwürdig roten Lippen des fast frauenhaften Mundes qualvoll deutlich in der Umrahmung des blonden, kurzverschnittenen Spitzbartes ... Und wie seine hellen Augen feurig blitzten hinter dem Kneifer. Früher, als Bettina noch in der Zeit stand, wo sie mit Schulfreundinnen einen Leseabend unterhielt und von ihnen das Thema ‚Mann' verhandeln hörte, früher hatte sie wohl den Satz aufgestellt, ‚ein Mann braucht nicht schön zu sein, und es ist ein schlechtes Zeichen, wenn die Äußerlichkeiten eines Mannes sich förmlich aufdrängen'.

Nun fiel es ihr niemals auf, daß Erasmus einer von diesen Männern war, daß man niemals zu jemand von ihm sprechen konnte, ohne sogleich auch seiner Erscheinung als einer ungewöhnlich anziehenden zu denken.

In Ruperts Herzen wuchs ein bitterer Groll. Wie war es möglich, daß der Freund auf seinen Brief schwieg? Und wenn er nur eine seiner bekannten, umscherzten Postkarten geschrieben hätte, mit denen er sich schon oft Briefschulden aus dem Bewußtsein getilgt hatte! Wenn Rupert nur wenigstens das Vielgelesene noch einmal wieder zu lesen bekommen hätte, dies: „Mein lieber, alter Junge, gedulde Dich, demnächst kommt ein dicker Brief. Inzwischen schimpf nur über Deinen Freund Ammon." Es wäre doch ein Zeichen gewesen. Rupert fragte sich, ob es möglich sein könnte, daß er bei einer Sache von solcher Tragweite seinerseits dem Freund gegenüber stumm geblieben wäre. Nein, das wäre unmöglich gewesen. Er hätte sich eine Nachtstunde genommen, wenn ihm der Tag keine Zeit ließ. ‚In der Liebe liebt wohl immer einer mehr als der andere, das Herz des einen schenkt immer mehr an Hingabe, als das des anderen. In ihr darf man empfangen, weil man weiß, daß den Gebenden das Gebendürfen schon beglückt,' dachte Rupert; ‚aber in der Freundschaft sollte es nicht so sein, ihr Wesen ist der Austausch.'

In diesen Tagen der Spannung, wo der Freund ihn ausschließen zu wollen schien, auch von der flüchtigsten Kenntnis und Teilnahme an außerordentlichen Dingen — auch schon während der vierzehn Tage auf der Mendel hatte er geschwiegen — in diesen Tagen ward es Rupert so recht klar, daß immer er der Gebende, der Umwerbende gewesen war, daß man vielleicht geradezu sagen konnte, Ammon habe die Freundschaft wohlgefällig hingenommen. Nicht, weil die äußeren Verhältnisse einst so lagen, daß

der junge, mit kargen Mitteln haushaltende Student in den Ferien seine arme Mutter nicht besuchen mochte und in diesem Hause eine zweite Heimat fand, bis die bedeutende Erbschaft von einem Verwandten Ammon wohlhabend gemacht hatte — nein, nicht deshalb. Sondern weil immer hinter seiner lächelnden und fast strahlenden Lebenssicherheit ein letztes Verschweigen gewesen war, so als offenbarte er sich dem Freund nie ganz.

Dies alles kam jetzt an Rupert heran, als er in seinen Gedanken die gemeinsamen Wege zurückging. Und er fand plötzlich allerlei bisher ihm entgangene Erscheinungen darauf, als sei der Weg bevölkert von verschleierten Gestalten.

Unter diesen Gefühlen durchforschte er mit förmlich gierigen Augen täglich die Zeitung. Als er endlich nach acht langen Tagen den bekannten Namen darin fand, da klopfte sein Herz.

Und es war eine so ungünstig knappe Minute. Ein Wagen stand vor der Tür, der ihn weit vors Tor bringen sollte zu einer plötzlich Schwererkrankten.

Er konnte die paar Zeilen kaum überfliegen. Am liebsten hätte er das Blatt zu sich gesteckt, um es im Wagen mit mehr Muße zu lesen.

Das wollte er Bettina nicht antun. Sie wartete ja auch ...

Und so schickte er ihr das Blatt durch die rotblonde Erna, die es ihm mit dem einladenden Lächeln, das er immer noch nicht bemerkt hatte, aus der Hand nahm.

Nun konnte Bettina allein durchkosten, was sie las und wie sie es las. Keine besorgte Miene des Bruders konnte in ihr Zweifel erwecken oder doch Unsicherheiten.

Ihre Stimmung erfüllte sich mit Jubel und Glauben.

An derselben Stelle, wo zuvor die plump abgefaßten Notizen gestanden hatten, las man nun ein kurzes Briefchen des Doktor Ammon an die Redaktion.

„Hochgeehrte Redaktion! Obgleich ich Abonnent Ihres geschätzten Blattes bin, haben mich die übermäßigen Arbeitsanforderungen, denen ich in der letzten Zeit zu gehorchen hatte, an jeder Lektüre gehindert. So erfahre ich erst heute, daß Sie zwei mich und meine Arbeiten betreffenden Notizen gebracht haben. Leider kann nur durch einen Vertrauensbruch in die Öffentlichkeit gelangt sein, was noch nicht für sie bestimmt war. Es liegt mir außerordentlich daran, dies festgestellt zu sehen. Daß ich mich durch diese Indiskretionen nicht verleiten lassen kann, meine Resultate früher bekannt zu geben, als es ohnehin in meinem Plan lag, versteht sich von selbst. Nur dies eine zu sagen ist allerdings schon heute meine Pflicht: um ein Serum handelt es sich *nicht*!

Genehmigen Sie den Ausdruck meiner vollkommenen Hochachtung.

Erasmus Ammon."

‚Noch nicht für die Öffentlichkeit bestimmt,' dachte Bettina, ‚nur *noch* nicht dafür bestimmt. Es ist also wahr. Kein Wort des Widerspruchs gegen die Tatsache — nur eine Verwahrung gegen den Vertrauensbruch — ob es nun ein Serum ist oder was anderes — das ist ja nur ein Wort — also wahr ...'

Es überwältigte sie.

Und wie würdig die Haltung, die sich in diesem Brief zeigte. Die Haltung eines sehr ernsten Mannes, der in unbeirrbarer Mäßigung seinen Weg geht ...

Wenn Rupert jetzt noch zweifelte ... Aber das war ja in der Wissenschaft immer so gewesen — zugleich mit dem Gedanken gebar sich auch schon die Gegnerschaft des Gedankens ... Ruperts und aller Zweifel mußten vor Tatsachen still und klein werden.

Ein Rausch von Stolz nahm ihrer Seele fast die Besinnung. Ja, so hatte sie sich's vom Schicksal immer ersehnt: lieben zu dürfen, was groß und herrlich aus der Menge ragt.

Manchmal war ihr, als sei sie von tausend geheimnisvollen Mächten erfüllt, als seien Reichtümer in ihr, noch verworren und schwer zu tragen für ihre Jugend. Als brauche sie ein Licht und ein Losungswort, um ihren Weg richtig zu finden.

Jetzt in diesem glückseligen Augenblick glaubte sie, daß all ihre Gaben, alles, was in ihr erst ahnungsvoll empfunden gärte, ihr von der Natur zu einem besonderen Zweck gegeben worden war: zu dem einen, den geliebten Mann

zu verstehen, ihm die rechte Gefährtin werden zu lassen.

Aus ihrem Überschwang heraus, in dem sie sich wie eine Königin vorkam, hatte sie den Wunsch: Rupert soll auch glücklich sein! Sie sah ja, wie ihn des Freundes Schweigen quälte.

Ohne erst durch Erwägungen und Zaghaftigkeiten ihrem raschen Entschluß in die Zügel zu fallen, setzte sie sich hin und schrieb eine Karte:

„Lieber Freund! Schreiben Sie doch an Rupert. Er ist traurig, weil Sie schweigen. Bettina."

Solch kleine Mahnungen hatte er ja im Lauf der Jahre hie und da von ihr erhalten. Er rühmte sich fast der Tatsache, ein nachlässiger Briefschreiber zu sein. Bettina schalt ihn oft darum und sagte: „Man hat immer Zeit, wenn man ernsthaft will." Und wenn Rupert auf irgendeine ihm wichtige Frage oder Mitteilung dann allzu lange ohne Antwort blieb, rief Bettina den Lässigen heimlich durch solch knappes Wort auf.

Und ihr kurzes Wort war auch diesmal eindringlich genug. Es wirkte, es mahnte ihn offenbar so ernsthaft, daß er sofort schrieb.

Am übernächsten Morgen kam ein Brief von ihm — ein Eilbrief! Schon diese Form sagte alles. Der bloße Anblick seiner Schrift schien Rupert vorzuwerfen, daß er ein an Freundestreue voreilig Zweifelnder gewesen war.

Sie saßen bei ihrem Morgentee in der Veranda. Es war noch nicht halb sieben Uhr, denn die Sprechstunde verlangte einen frühen Tagesanfang, und Bettina war immer zur Stelle, wie es einst auch ihre Mutter gewesen war. Man kannte es in diesem Hause nicht anders, als daß die Frauen sich in allem nach dem arbeitenden und das Haus erhaltenden Mann richteten, daß sein Behagen ihre erste Sorge sein müsse.

Draußen strich ein gemächlicher Regen herab, der sich nicht die Mühe gab zu starker und eiliger Arbeit, denn er hatte vor, den ganzen Tag niederzusickern, um aus dem tiefgrünen Hochsommerlaub die voreilig vergilbten Blätter herauszuwaschen.

Da kam Erna, in der frühen Stunde schon im Glanze ihrer hübschen Appetitlichkeit, wie immer rauschend im geplätteten, blaßblauen Kattunkleide.

„Ein Eilbrief," sagte sie.

Von ihm! Das wußten die Geschwister auf der Stelle. Bettina versuchte ihren raschen, erregten Atem zu unterdrücken. Sie hörte zu. Rupert las:

„Mein lieber, alter Junge! Von meinem schlechten Gewissen sag' ich nichts mehr. Ein so abgeleiertes Thema soll man als geschmackvoller Mensch nicht behandeln. Aber Du weißt es ja auch so oder solltest es wenigstens wissen: Du bist mir der Nächste bei allem, was ich erlebe. Ob ich nun rede oder schweige.

Also, um's gleich zu sagen. Die Zeitungsnotizen, die Dich als solche offenbar mehr aufregten, als nötig war, wie ich aus Deinem Brief wohl erriet, die sind natürlich nicht auf meine Veranlassung verfaßt und erschienen. Levinius, der ja ewig bei mir herumstreicht, wird wohl die Hand im Spiel haben. Er leugnet's. Nun, es ist auch nicht so welterschütternd. Wir leben ja nun einmal im Zeitalter der Öffentlichkeit. Das hat sein Gutes und hat auch sein Schlechtes. Den Levinius sollte ich mir wohl ferner halten und überhaupt ein bißchen kürzer. Aber der arme Kerl dauert mich so, und man ist doch mal zusammen jung und begeistert gewesen in Stunden, die man nicht vergißt, weil sich in ihnen der Reiz der noch gänzlich unverantwortlichen Jugend mit dem Reiz männlicher Wichtigkeitsgefühle so berauschend mengte. Und darum trachte ich danach, Fritz Levinius zu halten, damit er nicht ganz unter die Entgleisten kommt.

Was nun die Zeitungsnotizen betrifft, so habe ich schon vor der Öffentlichkeit, hauptsächlich im Hinblick auf die lieben Kollegen, wahrheitsgemäß festgestellt, daß sie nicht von mir kamen.

Und kurz: ihre Form war ja höchst geschmacklos. An ihrem Inhalt ist was dran, mein alter Junge — viel dran!

Meine seit Jahren mit leidenschaftlichem Eifer betriebenen Untersuchungen haben zu unwiderlegbaren Resultaten geführt. Ich bin, wie Du weißt, immer ein Anhänger der parasitären Theorie gewesen. Es ist mir geglückt, die Protozoen zu

entdecken. Und weiter habe ich ein Gegengift gefunden, das das Gift der Krebsprotozoen aufhebt. Es ist kein Serum. Ich stelle es in der Retorte her und nenne es Cancrol.

Alle Schritte, mir das Patent für diese Entdeckung und ihren Namen zu sichern, sind getan. Verhandlungen mit einer unserer ersten chemischen Fabriken sind im Gange, der das ausschließliche Recht der Herstellung übertragen werden soll.

Wenn ich das so hinschreibe, wird mir ja selbst ganz schwindelig. O Gott, mein alter Junge, was ist das für ein Gefühl: den Erfolg spüren; wissen, daß fortan von dem Namen, den man trägt, ein Schein vorangehen wird, der einem den Weg erhellt, wohin man kommt. Der Licht bedeutet für tausend in Nacht der Angst versunkene Gemüter, dessen Schall ist wie ein Posaunenton der Hoffnung . . .

Ich weiß es wohl, daß eine ganze, große Gruppe von pathologischen Anatomen sich in schroffe Opposition zu mir stellen wird, allen voran Professor Andresen mit dem ganzen Zorn des Meisters gegen den abtrünnigen Schüler. Meine Stirn ist von Eisen! Darf es sein!

Aber weil ich weiß, daß es unter den Herren Kollegen viele, viele gibt, die noch auf ihrer zerberstenden Scholle ertrinkend sagen: ‚sie allein hält und trägt, weil ich ihre Haltbarkeit und Tragfähigkeit unwiderleglich dartat,‘ deshalb denke ich nicht daran, der Medizinischen Gesellschaft mit Vorführungen zu kommen. Hingegen werde ich wahrscheinlich im September auf dem Naturforscherkongreß einen Vortrag halten.

Inzwischen denken Palinger und ich in unserer Klinik vor einigen hervorragenden Persönlichkeiten, unter denen sich natürlich auch ein Abgesandter des Ministeriums befinden wird, unsere Geheilten und Gebesserten vorzustellen. Es ist doch einfach eine Pflicht des Ministeriums, sich beizeiten um Entdeckungen von solcher Tragweite zu kümmern.

Andere Zeiten, andere Verwertungsformen!

Palinger ist mir ein sehr wertvoller Mitarbeiter. Es gibt bekanntlich Gelehrte, die gewissermaßen einen Gegensatz sehen wollen zwischen pathologischen Anatomen und Klinikern, so als käm's uns nur auf die Krankheit, nicht auf den Kranken an. Mein enges Zusammenarbeiten mit dem Praktiker, der einer von meinem Gelde geschaffenen Klinik vorsteht, der geschäftlich und wissenschaftlich mein Kompagnon ist, bringt unserer Sache ungezählte Vorteile. Übrigens: der Umfang der Klinik wächst und wächst. Nach der letzten Zeitungsnotiz ist ein solcher Ansturm, daß wir in aller Eile einen benachbarten Neubau für unsere Kranken herrichten lassen.

Manchmal macht es mich ja ein bißchen melancholisch, daß Du nicht mein Mitarbeiter hast werden können. Früher hatten wir uns doch immer so was wie ein vereintes Wirken in irgendeiner Form vorgestellt. Ich durfte Dir gar nicht erst mit Anerbietungen kommen. Wir wissen es: Du bist mit Deinen Anschauungen unserem ‚Meister‘ treu geblieben; ich bin einen anderen Weg gegangen. Alles Wissenschaftliche bleibt unpersönlich. Die Gegnerschaft ist objektiv, wie die Übereinstimmung nie zur Kameraderie führen darf.

Aber zusammen *arbeiten* kann man eben leider nicht, wenn man in verschiedenen Lagern steht. Bloß sich nach wie vor als brüderliche Freunde lieb haben — was?

Um nochmal auf die Klinik zu kommen: da in ihr und in meinem Laboratorium schon fast mein ganzes Kapital steckte, Palinger aber von Haus aus unbemittelt ist, haben wir für die großartigen Erweiterungen, die im Werke sind, fremdes Geld aufnehmen müssen. Es macht mir aber nicht die geringsten Sorgen. In ein, zwei Jahren können wir es wieder abstoßen. Das ist gewiß!

Und nun, mein alter Junge, der vernünftigste, der einzige Vorschlag: komm her! Komm zur Vorführung, ich depeschiere Dir noch den Tag. Oder komm vorher, allein, daß ich Dir alles zeigen kann. Ohne die Gegenwart fremder, feierlicher Zeugen. Zu sehen gibt's genug. In meinem Laboratorium hab' ich dreißig Thermostaten aufgestellt. Nicht wahr, das sagt Dir schon was!

Tausend Grüße. Versteht sich auch an

Blumen-Intermezzo. Lithographie von Prof. Ludwig von Hofmann.

Fräulein Bettina, meine tapfere Wandergenossin vom Monte Roen.

Dein E. A.

Das schwere, erregte Schweigen, in das sie versanken, nachdem das letzte Wort vorgelesen war, brach Bettina. Sie fragte: „Wirst Du hinreisen?“

Und ihre Seele schrie: ‚Nimm mich mit — nimm mich mit.‘

Nur vor seiner Schwelle stehen — nur ihm nahe sein, wenn er in solchen Erfolgen, in solchen Kämpfen stand . . .

„Ich — ich weiß noch nicht — laß mich nachdenken! — Wenn das wahr ist, — wenn er sich nicht täuscht — wie so viele sich vor ihm getäuscht haben!“ murmelte Rupert vor sich hin. Dann stand er auf. „Laß mich nachdenken,“ sagte er noch einmal.

Bettina wußte ja auch: er war nicht der Mann der plötzlichen Entschlüsse.

Er ging. Es war die Zeit seiner Morgensprechstunde. An der Tür vor Bettinas Zimmer, ehe er es durchschritt, kehrte er noch einmal um. Er streckte die Hand aus, mit einer seltsam schmerzlichen Geste. Und schon stürzte sich Bettina in seine Arme.

Stumm hielten sie sich umschlossen, erschüttert von dem Wunsch, sich offen auszusprechen: er seine wissenschaftliche Furcht, die qualvoll, mit persönlicher Eifersucht durchsetzt war; sie ihre heiße Sehnsucht, ihren Glauben, ihren Stolz.

Rupert streichelte endlich ein wenig den dunklen Kopf, der sich an seine Brust drängte, und sagte halblaut nur dieses: „Weißt Du — bleib lieber nicht länger draußen sitzen — es ist zu feucht.“ Mit einer unsicheren Stimme sagte er es und ging verlegen rasch hinaus, wie einer, der zuviel von sich verraten hat.

Den Brief hatte er auf dem Tisch liegen lassen. Er wußte wohl: in unersättlichem Interesse würde Bettina ihn wieder lesen.

Sie saß mit aufgestützten Ellbogen, die heißen Wangen von den Händen umrahmt, und las und dachte und las wieder, während der leise Regen rann und im roten Laub des wilden Weines um Dach und Gitter der Veranda von Blatt zu Blatt niedertropfte.

„Tausend Grüße. Versteht sich auch an Fräulein Bettina, meine tapfere Wandergenossin auf dem Monte Roen.“

Das war es doch zuletzt, woran ihre Augen hängen blieben. Heißer noch als der Stolz auf ihn, als die jubelnde Teilnahme an seiner Arbeit, war ihr Verlangen, sein Herz zu dem ihren sprechen zu hören.

Und dieser Gruß, diese Worte schienen zunächst ein Rätsel.

So oberflächlich klang das. Es schien gar nichts zu sagen und gar nichts zu verraten. So grüßt ein Mann nicht das Weib, das er liebt.

Aber nein, weil sie glaubte, löste sie sehr rasch auch dieses Rätsel. Der ganze Brief war ja eigentlich nicht um Ruperts willen geschrieben, sondern um ihrer Mahnung willen. Und indem er an die Wanderung auf den Monte Roen erinnerte, sagte er, daß er vor allen andern Stunden gerade dieser gedachte. Sie waren die reichsten gewesen von denen, die sie zusammen erlebt hatten. Weit voraus Rupert und den Tagesbekanntschaften von der Wirtstafel her, die sich ihnen angeschlossen hatten, schritten sie und er, allein in dem von weiten Wiesenhalden unterbrochenen Bergwald. Die ganze junggrüne Welt und der blaue Himmel über ihnen von schneeweißen Wolken da und dort bevölkert, alles war behagliche Lebensfreude.

Wie tief und leuchtend er ihr da auf einmal in die Augen gesehen hatte! Und wie nachdenklich er einmal gesagt hatte: „Bettina, was haben Sie eigentlich seit dem Winter, seit wir uns bei Ihnen zu Hause sahen, mit sich angefangen? Es kommt mir manchmal vor, als hätten wir uns noch gar nicht recht gekannt, trotz der zehnjährigen guten Freundschaft.“

An einen Augenblick dachte Bettina jetzt mit solcher Glückseligkeit, daß sie die Lider schloß, um ihn ganz deutlich noch einmal zu erleben. Überwältigt von der Fülle des Blütenreichtums auf einer besonnten Halde hatte sie, im Grase kniend, sich, so weit ihre Hände reichten, Blumen ausgesucht, um zwei Sträußchen für ihren und seinen Hut zusammenzustellen. Er lag dabei, die Hände unter dem Kopf verschränkt, und sah ihr zu. Sein Augenglas hatte er abgenommen.

Digitized by Google

Er behauptete, er könne nicht genau erkennen, was Bettina ihm da für eine Hutgarnitur aussuche, ob sie gar symbolisch werde und nur Kamillen und Arnika für ihn wähle. Da hatte sie sich lachend über ihn geneigt, um ihm das Sträußchen unter die Nase zu halten.

Seine Augen, ohne den Schutz des Glases, sahen sie innig an, und doch war eine so flimmernde Unruhe in ihnen — und daß sie ganz unbewaffnet waren, das gab seinem Gesicht etwas Intimes, gleichsam Unbekleidetes. So Auge in Auge hatte sie seinen Blick noch nie gespürt ...

Und ihren kalten Fingern entsanken die Blumen. Eine süße Angst machte ihr das Blut schwer. Ihr war, als würde nun das Glück kommen — es könne gar nicht anders sein, als daß er sie jetzt in seine Arme nehme ...

Ihr ganzes Nervenleben steigerte sich bis zur Qual verfeinerter Empfindsamkeit. Aus der Kraft ihrer Erregung heraus spürte sie hellseherisch, daß in ihm das gleiche vorging, wie in ihr ...

Einen schwülen, stummen Augenblick lang. Dann zerriß ein ‚Juchu' die leichte, durchsonnte Luft, und die Nachwandernden meldeten sich.

Erasmus war aufgesprungen mit einem fröhlichen Lachen und hatte seinen Hut der Gesellschaft zugeschwungen.

Ja, an diesen heißen, stummen Augenblick gemeinsamer Glücksempfindung erinnerte sein Gruß ... Kam das nicht einem geheimen, nur ihr verständlichen Geständnis gleich? ...

III.

Rupert war längst auf seine Praxis gegangen, das ganze Haus in Stille versunken, denn die junge Frau verbrachte den heutigen Tag aus irgendeinem festlichen Grund bei ihren Eltern, und so gab es oben keine lauten Zusammenstöße zwischen unsicherer Hausfrauenautorität und unbescheidenem Dienstbotenwissen. Aus der Küche drang ein mit Nelkengerüchen vermengter Duft. Erna stand am Herd, das rotblonde Haar umwölkt von Dampf, der aus einem Messingkessel aufstieg. Sie entnahm mit einem silbernen Löffel dem gezuckerten Essigsud die schon garen Früchte und versenkte sie in einen großen grünlichen Glashafen.

Da tat sich die Haustür auf. Die Gattin des Landgerichtsdirektors Ostertag trat herein, den Schirm vor sich herhaltend. Dann stand sie erst einmal still, klappte fortwährend den Schirm halb auf und wieder zu, so daß die Tropfen von ihm stoben wie von einer sich im Regen plusternden Henne.

Erna sah mißfällig zu, machte aber keinerlei Anstalten einzugreifen, da sie beim Näherkommen doch höchstens bespritzt worden wäre, und die vorher schon einmal aufgewischten Fliesen des Flurs doch wieder nachgetrocknet werden mußten.

„Ihr kocht saure Birnen ein?" fragte Frau Ostertag. „Ist das gnädige Fräulein zu Haus? Herr Doktor ist wohl auf Praxis?"

„Herr Doktor ist auf Praxis. Und Fräulein arbeitet."

Frau Ostertag machte eine Kopfbewegung, mit der die Wichtigkeit dieser Arbeit im allgemeinen wie im speziellen verneint wurde. „Ich nehm' es auf mich. Mein Besuch ist wichtiger."

Wäre es der Herr Doktor gewesen, so hätte Erna auf sein Gebot hin ‚ich will nicht gestört sein' seine Schwelle mit Leidenschaft gehütet. Aber das Fräulein! Nach Ernas Ansicht sollte die, anstatt zu schreiben, lieber heiraten; sie, Erna, konnte und würde bestens für den Doktor allein sorgen.

„Bitte gehen Sie hinein, Frau Landgerichtsdirektor; ich kann meine Birnen nicht verlassen."

Frau Ostertag hatte hier so wie so das Gefühl einer, der es zukommt, unangemeldet vorgelassen zu werden. Mit harten Fingern klopfte sie an, denn Bettina sollte es ja durchs Eßzimmer hindurch bis in ihre Stube hinein hören. Und das tat sie denn auch.

Verwirrt fuhr Bettina auf — in dem kurzen, törichten Wahn: er ist da — er ist es. Der Wahn erlosch sofort, noch ehe die besonders vollständige Erscheinung der Frau Ostertag eingetreten war.

Wie hätte es auch sein können ...

Sie lächelte etwas mühsam, fast fremd — denn sie war ja weit, weit weg gewesen ...

„Ich habe auch immer Pech," klagte die Frau, gleich ihre naſſen Zwirnhandſchuhe ausziehend, „nun regnet es, und ich kann durchaus keine Näſſe vertragen."

„Andere Menſchen werden heut auch naß."

„Die Wendung haſt Du von meinem Mann. Er läßt Dich übrigens grüßen."

Die Gattin des Landgerichtsdirektors hatte damit andeuten wollen: er weiß, daß ich hier bin und warum ich es bin. Und obgleich ſie ſelbſt in ihrem Herzen alle Männer, den ihren voran, ſehr en bagatelle nahm, glaubte ſie, daß Bettina zu den Unbeſchriebenen gehöre, denen Männermeinungen noch beſtimmender ſind, als die Anſichten auch der klügſten Frau.

„Darf ich mich ohne Vorrede ausſprechen? Du weißt, ſo hinten 'rum an was 'rankommen, das ſind nicht meine Sachen."

„Ja bitte," ſagte Bettina.

Frau Oſtertag begann von ihrem naſſen Lodenrock zu ſprechen — Bettina entſchuldigte wohl den Lodenrock — es war ja auch kein zeremonieller Beſuch — es war vielmehr ein ganz, ganz intimer. Sie kam aber vor lauter Zwiſchen- und Einſchaltſätzen nicht ſo raſch dazu, daß ſie erklärte, ſie wolle wegen des naſſen Lodenrockes auf einem der Rohrſtühle des Eßzimmers ſitzen und nicht in Bettinas Stube die Polſtermöbel naß machen.

So ſaßen ſie denn mitten im Raum an einer Ecke des Eßtiſches, ohngefähr wie zwei Aufbruchsbereite im Warteſaal der Eiſenbahn ſitzen. „Alſo," ſprach Frau Oſtertag mit bedeutendem Nachdruck, „ich komme wegen Rothhaller."

„Gott . . ." ſagte Bettina erſchreckt, und dann gleich, „aber bitte leiſe, das Mädchen . . ."

„Die kocht ja Birnen ein, die hat keine Zeit zu horchen. Alſo Rothhaller . . ."

„Iſt er mir noch immer böſe?" ſagte Bettina faſt ängſtlich. Sie hatte ihn inzwiſchen doch manchmal in Geſellſchaft getroffen, und er war ihr achtungsvoll, ein wenig feierlich, aber, wie es ſchien, doch nicht ungütig begegnet.

„Er kann nicht darüber wegkommen, kann ſich's nicht aus dem Kopf ſchlagen. Wir waren geſtern abend zuſammen bei ſeinen Eltern. Nachher begleitete er uns noch bis an unſere Haustür. Na, und ein Wort gab das andere. Ich redete ihm zu, doch ſeinen Eltern die erſehnte Freude zu machen und zu heiraten, und darauf kam er damit heraus: er möchte noch immer keine als Dich! Es verſtand ſich von ſelbſt, daß ich ihm verſprach, auf den Buſch zu klopfen, ob Du Dich nicht inzwiſchen eines Beſſeren beſonnen hätteſt. Du weißt wohl, wie's im Lied heißt: ‚Du haſt nicht immer Deine ſechzehn Jahr.' Und übrigens biſt Du dreiundzwanzig und ein halbes Jahr — biſt Du nicht?"

„Aber ich bitte Sie, liebe gnädige Frau, laſſen wir das Thema."

„Im Gegenteil: erörtern wir es gründlich. Bedenk auch dies: ſolange Du bei Deinem Bruder wohnſt, wird er nicht heiraten. Mit einer Frau ſteht ein Arzt doch ganz anders da. Das iſt doch mal gewiß. Von irgendwelcher anderen Ausſicht für Dich iſt mir nichts bekannt. Wenn Du auf einen Erfolg mit Deiner Schriftſtellerei warten willſt, bis Du finanziell von Rupert unabhängig wirſt, kannſt Du darüber alt und grau werden und ihm biſt Du ein Hemmnis zum eigenen Glück."

„Ich bitte Sie . . ."

„Es gibt Momente, wo man die Dinge beim wahren Namen nennen muß," ſprach die Frau, mit ihrer Entſchiedenheit die Jüngere ganz übernehmend. „Wie ich es eben ſagte, ſo iſt es. Wenn eine ein Recht hat, offen zu ſprechen, bin ich es, ſchon weil ich Dir damals, als Deine Eltern ſtarben, ſo viel geweſen bin."

Bettina wußte ja nichts von den Rührungstränen, die bei ihrer Konfirmation aus den Augen von Frau Oſtertag geperlt waren und daß ſie ſich dieſe verdienſtvoll anrechnete. „Ich liebe Herrn Rothhaller nicht," ſprach ſie feſt.

„Aber er iſt Dir ſehr ſympathiſch, Du haſt es ſelbſt zugegeben. Er iſt ein ſtattlicher Mann, wohlhabend, vornehm durch und durch, er liebt Dich. Was willſt Du mehr? Heut iſt er nach London gefahren; in acht Tagen kommt er wieder. Dann will er bei mir hören, was ich aus Dir herausgehorcht habe."

Bettina lächelte in ſich hinein. Mein Gott — ſie hätte es dieſer braven Frau

mit den plump zugreifenden Händen wohl laut ins Gesicht jubeln mögen.

Daß sie liebte. Den Einen — Einzigen. Und sich ganz und gar an ihn gebunden fühlte, wenn auch zwischen ihm und ihr noch alles in süßem, erwartungsvollen Schweigen schwebte . . .

„Nun," sagte Frau Ostertag sehr laut und sehr gereizt, „etwas anderes als ein spöttisches Lächeln verdienen ja die Qualitäten von Willy Rothhaller allemal."

„Ich — ich hätte spöttisch gelächelt?" rief Bettina bestürzt.

Das riß sie ganz aus ihren Gedanken. Das Licht des erwarteten Glücks, das eben so märchenhaft blendend vor ihr aufgeglüht war, erlosch. Sie begriff mit einemmal erst, worum es sich handelte.

Darum: einen sehr lieben Menschen, der ihr sein Herz geschenkt hatte, zum zweitenmal hart zu verwunden.

Das erstemal, wo sie in aller Unbefangenheit den sympathischen Bewerber beinahe angenommen und dann gelassen abgelehnt hatte, war ihr gar nicht klar geworden, daß sie einem Manne einen Schmerz zugefügt habe. Ganz ohne weiteres dachte sie, es sei für ihn wie für sie: eine ruhige, ernsthafte Frage, die man sich in seinem Gemüt wohl überlegt und verständig entscheidet.

Jetzt aber liebte sie und wußte, was es heißt: in Sehnsucht begehrend und wartend, mit zitterndem Herzen des Glückes harrend . . .

Sie wurde dunkelrot.

Wenn dieser Mann sie so liebte, wie sie Erasmus liebte! Dann war ihr Nein wie ein Todesurteil.

Das Geschenk seiner Liebe ging ihr mit einemmal erschütternd auf. Sie sprang empor und ging mit sehr erregten Schritten im Zimmer hin und her. Sie litt in der Vorstellung, daß ihretwegen jemand leiden solle.

Und plötzlich verstand sie auch das Wesen des Mannes, das er ihr nach ihrem ersten Nein gezeigt hatte.. Seine feierliche Art war versteckter Schmerz gewesen. Jeder Blick von ihm eine Bitte . . .

Wie das weh tat. Wie weh . . . Ein so treues, vornehmes Herz jeder Hoffnung zu berauben . . .

Die Frau, die da saß, beobachtete sie scharf. Sie sah auf dem Gesicht das rasche Spiel lebhaftester Erregungen. „Also ja!" sagte sie endlich entschiedensten Tones.

„O nein — o nein!" rief Bettina.

Frau Ostertag hatte aber ihre Beobachtungen gemacht. Ohne Grund geriet ein Mädchen wie Bettina nicht in solche sichtbare Aufregung. Sie kämpfte also mit sich. Gott mochte wissen warum. Die Frau nahm von sich an, daß sie nicht neugierig sei, und rühmte sich dessen. Und obgleich es sie viel kostete nicht zu fragen: ‚Sag' mal, was hast Du denn eigentlich?' sprach sie nur: „Das Nein hat eine Woche Zeit, bis es an seine Adresse gelangen kann. Da bist Du also in der Lage, es noch zehnmal zurücknehmen zu können." Sie erhob sich und sammelte ihre nassen Zwirnhandschuhe aus der dem Lodenrock aufgesteppten Tasche. „Das eine wollt' ich noch gesagt haben: mein Mann meinte auch, es sei eine Partie, die so recht nach Deines Vaters Sinn gewesen wäre. Und außerdem: Rupert könnte sich dann mein Patenkind Jüly nehmen. Jüly Rothhaller paßt sehr gut zur Arztfrau, kann ich Dir sagen."

„Sie geben sich so viele Mühe um uns," sprach Bettina ganz befangen.

„Gott, Kind — wo ich so viel von Deinem Vater gehalten hab'! Ich kann wohl sagen, ich hab' ihn beinah geliebt. Man ist ja auch mal jung gewesen. So, nun komm' ich gar nicht wieder in meine Handschuhe rein. Ja, und besprich Dich doch mit Rupert. Ich glaube, er wäre auch dafür."

Bettina geleitete sie über den Flur bis zur Haustür und ging dann zurück in ihr Zimmer, ohne zu bemerken, daß die rotblonde Erna, ein vergnügtes Lächeln auf dem mit feinen Sommersprossen bedeckten Gesicht, hinter ihr her sah. Denn das laute Organ der Landgerichtsdirektorin hatte es Erna leicht gemacht, wenigstens so viel zu erhorchen, ohne die Birnen anbrennen zu lassen, daß Herr Rothhaller ihr Fräulein heiraten wollte. Und natürlich auch würde. Denn so dumm würde ja keine sein, da Nein zu sagen.

Bettina ging in ihr Zimmer zurück. Mit einem leidenden, unglücklichen Ausdruck.

Frau Ostertag war manchmal unerträglich. Gewiß. Aber wenn man all ihre Unarten von ihr fortdachte, blieb doch ein gesunder Kern. Sie wäre gewiß niemals imstande gewesen, nur um der unterhaltenden Bewegung des Heiratstiftens willen, Bettina einen Mann anzupreisen.

Von dem Wert ihres Bewerbers war Bettina ja sowieso überzeugt.

Was sie aber besonders getroffen hatte, war der Hinweis, daß sie ein Hemmnis für Rupert sei. ‚Ich bin es noch viel mehr gewesen als sie ahnt,‘ dachte Bettina, ‚denn um meinetwillen ging er einen andern Weg als seine Bestimmung war. Aber jetzt endlich — jetzt muß doch alles ins rechte Geleise kommen.

Wie schwer schien auf einmal das Warten. Wie grausam war es, sich noch nicht vor aller Welt zu dem Geliebten bekennen zu dürfen. Wie klar und aufgehellt würden auf einmal ihre und Ruperts Lebensumstände sein, wenn sie Braut, des Einzigen Braut wäre.

Ja, warum schwieg er eigentlich noch?

Als diese leidenschaftliche Frage ihr kam, erinnerte sofort ihr Verstand daran: eine große, heilige Arbeit nimmt ihn jetzt ganz und gar in Anspruch.

Da schämte sie sich, als hätte ihre heiße Ungeduld tausend Zeugen gehabt und sei ein Unrecht gegen ihn.

Sie beruhigte ihr Gemüt. Sie beschloß, Rupert von der erneuten Annäherung Rothhallers nichts zu sagen. Es schien ihr zarter, auch für den sie umwerbenden Mann.

Bei Tisch, als sich die Geschwister wiedersahen, gab es zwischen ihnen nur das eine Gespräch: Sollte Rupert nach Berlin fahren, der Aufforderung des Freundes folgen oder nicht?

An seinem offenbar begierigen Wunsch hingen so merkwürdige Bleigewichte und nahmen ihm allen Schwung.

Bettina spürte ja, was das war: die Furcht! Die Furcht, daß der Freund in Wahrheit ein glücklicher Entdecker, — die fast noch größere, daß er ein Getäuschter sei. Er fürchtete sich vor der qualvollen Eifersucht, die ihn übermannen könnte; er fürchtete sich davor, den Freund, der ihm wie ein Bruder war, eine Niederlage erleben zu sehen.

Ach, man häufte in Stimmungen und Betrachtungen nur eine Schwierigkeit auf die andere, weil man fern vom Schauplatz der Dinge, getrennt vom lebendigen Verkehr sei, klagte Bettina. Alles was ein Brief gäbe, sei nur Andeutung. Denn was sich niemals mit übertragen lasse, sei das Licht, das im Auge des Schreibenden glänzte — der treue, warme Blick, der den Worten folgte, die die Feder entstehen ließ.

Auch ihre klugen und warmbelebten Reden rangen dem Bruder keinen Entschluß ab. Das wußte sie wohl. Sie sprach diesmal nach Frauenart zu ihrer eigenen Erleichterung. Rupert war einer von den ganz wenigen Männern, die sich nicht beeinflussen ließen. Dazu kamen alle seine Entschlüsse zu sehr aus der Tiefe herauf.

Aber es schien, als wollte ein ungeahntes Ereignis Bettina beistehen.

Am andern Morgen kam ein Brief von Professor Andresen. Seit Jahr und Tag hatte Rupert keine Zeile mehr von des verehrten Mannes Hand gesehen. Nun dachte er sich, ehe er las: ‚Das hängt gewiß mit Erasmus zusammen‘.

Und auch Bettina erschrak. Denn ihr rasches Kombinationsvermögen stellte sich gleich vor, daß Andresen, in heller Gegnerschaft, oder in Sorge, Erasmus' Freund bitten wolle, Einfluß auszuüben, Vorstellungen anzubringen.

Die kurze Beklemmung der Geschwister wandelte sich in eine Freude, die bei Bettina hell hinausjubelte, bei Rupert sich in einem stillen Glanz auf den ernsten Zügen, einem befriedigten, ja fast verklärten Ausdruck zeigte.

Professor Andresen schrieb: „Lieber Doktor Halske! Wir haben in der letzten Zeit sehr oft einer des andern gedacht. Das weiß ich! Fast unnötig zu sagen, was die Veranlassung des lebhafteren Gedenkens war. —

Ich habe, obschon ich im brieflichen Verkehr seit längerer Zeit sehr im Rückstande blieb, mein Interesse für Sie in der gleichen Wärme bewahrt. Und da komme ich Ihnen heute mit einem Vorschlag, der Sie vielleicht sehr überrascht, den Sie vielleicht rundweg ablehnen, weil er ein paar Jahr zu spät kommt.

Sie wissen, daß Ammons Nachfolger bei mir Doktor Reißmann wurde, der sich dann gleich darauf mit meiner Käthe verlobte. Mein Schwiegersohn folgt nun demnächst einem sehr ehrenvollen Ruf nach Halle, und bei mir wird die Stellung des Assistenten vakant. Trotz Ihrer Tätigkeit als praktizierender Arzt haben Sie fleißig und im Maße der gegebenen Möglichkeiten Ihre Arbeiten fortgesetzt, das ersah ich aus mancher Zusendung, die Sie mir gemacht haben, vor allen Dingen aus Ihrem Artikel über die wichtigen Quinkeschen Amöbenimitationen. So weiß ich, daß Sie noch immer neben mir stehen.

Mir liegt daran, gerade im gegenwärtigen Augenblick, eine Persönlichkeit zu meiner intimsten Mitarbeiterschaft zu gewinnen, die den hiesigen Verhältnissen ganz fern steht.

Ich weiß nicht, ob Sie noch mit Ammon so brüderlich befreundet sind, wie zu der Zeit, da Sie beide bei mir als Studenten im Hause verkehrten. Ich weiß aber, daß Sie Ammons Abrücken von mir beklagten und daß Sie darunter gelitten haben. Hieraus und aus Ihrer weiteren Haltung darf ich wohl schließen, daß Sie gern zu mir kämen, auch *wenn* Sie noch Ammon von Herzen nahe stehen. Denn die Wissenschaft ist doch etwas Unpersönliches. Gegnerschaft in ihr kann nur bei kleinen Charakteren das Band der Freundschaft zerreißen.

Ich fürchte vielmehr, daß Sie inzwischen Ihre dortige Tätigkeit zu lieb gewonnen haben, daß sie Ihnen zu lohnend geworden ist, als daß Sie sie noch verlassen möchten.

Lassen Sie mich Ihre Neigung bald erfahren, und wenn die für Berlin und mein Laboratorium spricht und nicht für Ihre Heimatstadt und die von meinem unvergeßlichen Halske ererbte Praxis, so scheint's mir am rationellsten, Sie kommen her, damit wir uns besprechen.

Auf die Entwicklung der Affäre Ammon sind wir wohl beide gleichermaßen erregt gespannt. Kommt er mit Beweisen heraus, die wissenschaftlich ganz überzeugend sind, nun, dann will ich der erste sein, freudig anzuerkennen.

Aber bis ich nicht selbst gesehen und nachgeprüft habe, stehe ich in banger Sorge. Ammon hat einen brennenden, wissenschaftlichen Ehrgeiz und nicht die Kaltblütigkeit, die der notwendige Zuschuß dabei sein muß und die bei experimentell-pathologischen Arbeiten noch mehr von Wichtigkeit ist, als anderswo. Er begeistert sich, wo er glaubt, und glaubt, wo er sich begeistern kann. Seine bestrickende Persönlichkeit kommt hinzu. Er hat die Allüren des Siegers. Solche Naturen haben ohne bewußten Vorsatz die Kraft, andern zu suggerieren, was sie für wahr halten.

Seinen Kompagnon, den Doktor Palinger, kenne ich nicht. Doch sagt man mir von urteilsberechtigter Seite, daß er ein tüchtiger Kliniker sei, aber einer von denen, die viel wagen und überraschend oft zu gewinnen scheinen, was sie wagen. Vielleicht weil man, aus irgendeinem geheimnisvollen Grund, nur von ihren Erfolgen und nie von ihren Fehlschlägen spricht. Dazu einer mit einem ausgebildeten Erwerbssinn . . .

Durch die Zeitungsnotizen und durch die geheimnisvollen Redereien eines halbverbummelten Korpsbruders von Ammon, des wohl auch Ihnen bekannten Levinius, ist den phantastischsten Vorstellungen Tür und Tor geöffnet. Man flüstert von einem, auf chemischem Wege herzustellenden Gegengift, das Ammon erfunden habe. Es soll, heißt es, durch subkutane Injektion den Kranken beigebracht werden. Bestätigt sich das, so frage ich Sie schon heute: und die Nekrose des Gewebes?

Ich fürchte, wir gehen einer ernsten Kampfesperiode entgegen. Ist Ammons Mittel schädlich, so wird nach kurzem Siegesrausch und lärmvollem Kampf vielleicht eine völlige Vernichtung des Entdeckers das Ende sein; ist es unschädlich, wird es ein jahrelanges, stilles Ringen geben zwischen Feind und Fürsprecher, und die Kranken werden lange, lange das gläubige Publikum bilden.

Einstweilen ist er der Mann des Tages, vor allem in den Salons, der Presse, im Publikum.

Das Bedürfnis, Epochales leicht zu glauben, liegt wohl in der Zeit. Und in Berlin zumal hat das Neue an sich Chancen, bloß weil es neu ist, voraus-

gesetzt, daß es in Berlin selbst das Licht des Tages erblickte.

Doch wie gesagt: hält seine Entdeckung stand, ist das Außerordentliche, Langersehnte, bisher immer vergebens Erforschte Tatsache geworden, so will ich meinen früheren Schüler und Assistenten preisen, daß er sich von mir wandte, und ihn meinen Meister nennen. —

Wenn es Ihnen paßt, so kommen Sie bitte Sonntag. Sie sehen, eigentlich ist mir Ihr Entschluß zu meinen Gunsten doch gewiß. Ihr Andresen."

„Nun kommt es doch noch," sagte Bettina mit nassen Augen, „endlich!"

„Daß es sich mir bietet, ist schön," sprach ihr Bruder vor sich hin. „Ja, das ist wie eine Wohltat. Er hat mich im Auge behalten. Das bißchen, was ich von hier hinaussandte, ist nicht unbemerkt geblieben. Wenn es auch . . ."

„Wenn was?" fragte Bettina. „Du meinst doch nicht, daß es zu spät ist? Was machen ein paar Jahre? Wir Menschen rechnen immer so wichtig damit. Daß nur der Lauf des Lebens um Gottes willen schön ordnungsgemäß sei! Daß man nur ja im Beruf nie korrekt nach dem Programm vorwärts komme! Ach, Rupert, das ist doch eng, das ist doch räuberisch. Oder meinst Du nicht, daß dem Volke manche Kraft geraubt wird, die nicht gleich in die rechte Bahn kam und nachher keinen Anschluß mehr fand, bloß weil bei uns alles nach Anciennität aufrückt! Reden wir uns doch nicht ein, daß das bloß beim Militär so geht. Das haben wir in allen Berufen."

„Kind, was wirst Du wieder eifrig," sagte er lächelnd und kopfschüttelnd.

„Soll man nicht?"

„Nein, man soll alles gefaßt betrachten."

„O Gott, gefaßt!" wiederholte sie.

Lohnte es sich denn noch zu atmen, wenn man nicht alle Erscheinungen des Lebens mit den lodernden Flammen der Seele umleuchten sollte?

„Wirklich, vielleicht ist es zu spät. Ich weiß wohl, ich bin ein wenig schwerfällig von Natur."

„Ja, Dir fehlt zuweilen die Kühnheit des Entschlusses. Weißt Du was: Das ist auch Selbstbeherrschung, den finden zu können — bloß sozusagen andersherum. Von solchen Selbstbeherrschungen spricht nie ein Mensch. Immer nur von uns Raschen wird sie gefordert. Die Schwerfälligen sollen sich aber auch mal beherrschen können und zur Raschheit zwingen."

„Bettina, wo hast Du das alles her?"

„Nun, wenn man ein bißchen nachdenkt," sagte sie achselzuckend.

„Es ist nicht das allein. Denke: als Ammons erklärter Gegner . . ."

Da geriet sie vollends in Feuer.

„Hat er, der nichts Kleines denken und fühlen kann, Dir nicht geschrieben: die Wissenschaft ist unpersönlich? Und hat Andresen nicht fast wörtlich dasselbe gesagt? Und wie prachtvoll dieser kluge, noble Mensch sich bereit erklärt, als Erster seinem Schüler zu huldigen, wenn seine Entdeckung sich bestätigt. Warum denn nicht hoffen und glauben, daß sie sich bestätigt? Es ist ja gar nicht auszudenken, wie schön die Zukunft werden kann . . . Wir alle vereint in Liebe, in Arbeit . . ."

Ihre Stimme versagte. Sie machte eine Geste mit der Hand ins Weite hinaus und führte diese Hand dann gegen die überströmenden Augen. Und ihre Seele rief: ‚O komm — hilf ihm, hilf mir . . . sprich endlich . . .'

Auch Rupert dachte an den Freund und fand so endlich das für seine Art Richtige heraus. „Das ist nun ganz was anderes," sagte er langsam, indem er beim Sprechen die Frage nochmals eindringlich betrachtete, „unpersönlich bleiben — ja, wenn man fern voneinander lebt. Und sich bloß zu Ferienzeiten sieht. Aber auf dem gleichen Gebiet in öffentlich bekannter Gegnerschaft stehen — ich möchte immer loyal handeln. Ist er mir nicht der Nächste nach Dir? Alles bißchen Schöne, was man so im Leben gehabt hat, kam doch eigentlich von ihm. Ich bin so'n langsamer Kerl — eh' ich mich entschließe, in die Sonne hinauszugehen, hat sie gewöhnlich schon aufgehört zu scheinen. Wie oft hat er mich hineingezogen, mit dem Zwang, der so wohltut . . . Weißt Du, ihn einfach überraschen: ich werde Assistent bei Andresen, das kann ich nicht. Das wär' mir wie eine Unredlichkeit. Besonders in einem Augenblick, wo er mir so vertraut hat!

Haſt Du es wohl gefühlt, Bettina: ſo ganz vertraut hat, daß er nicht mal den Vermerk an ſeine Mitteilungen ſetzte, ich ſolle ſie geheim halten! Und nun ſollte ich, gerade jetzt, ohne daß er's vorher erfährt, Aſſiſtent bei ſeinem Gegner werden? Das wäre mir einfach eine Unredlichkeit. Nein, mein Kind! Weißt Du was: ich werde ihn fragen. Fragen, wie er's aufnähme. Findeſt Du?"

Bettina fiel dem Bruder um den Hals, dankbar und ſehr glücklich.

„Willſt Du morgen früh zu ihm reiſen?"

„Nein, ich will ihn ſchriftlich fragen."

„Aber wir leben ja ſeit vierzehn Tagen von Briefen und Zeitungsnotizen! Es iſt ſchrecklich, ſo von Vermittlungen abzuhängen — Du kannſt Dir nicht vorſtellen, wie ich es aufreibend empfinde. Als ſei ich vom direkten Miterleben ausgeſchloſſen," ſagte ſie ungeduldig.

„Ertrag es, Kind. Sieh, wenn Du ſonſt wohl recht haſt — wenigſtens für Dich, Du Ungeſtüme — diesmal iſt es klüger ſo. Leichter. Er kann ſich prüfen. Braucht mir nicht Aug' in Auge gleich mit einem Ja oder Nein zu kommen. Denn wer kann ſagen, ob er ſo genau in ſich Beſcheid weiß. Ich, von mir, ich weiß Beſcheid." Und er dachte an die harte Prüfung, durch die ſein Gefühl gegangen war, als der glänzende Freund die Aſſiſtentenſtellung bei Andreſen bekam, die für ihn ſelbſt alles bedeutet hätte.

„Telegraphier ihm," drängte Bettina.

Ihre blaſſen Farben, der nervöſe, geſpannte Zug in ihrem Geſicht ſprach deutlich davon: dies ohnmächtige, wartende Hinvegetieren vor den Schwellen der Ereigniſſe ertrug ſie kaum mehr. Es war das letzte, wozu ihre Natur ſie beſtimmte.

Und er ahnte ja auch, wie ſehr dieſe wiſſenſchaftliche Angelegenheiten mit ihren Hoffnungen, mit ihrer Liebe verknüpft waren. „Alſo ich werde depeſchieren."

Er zeigte dann Bettina das Formular.

Sie war mit der Faſſung zufrieden. Die hieß: „Andreſen bietet mir Aſſiſtentenſtellung, habe Zweifel, ob in Rückſicht auf Dich für mich annehmbar. Erbitte offene Äußerung. Dein Rupert."

Wie köſtlich das dann war, zu wiſſen: nun mußte heute noch eine Kunde von ihm kommen. Man konnte in den Tag hineinleben, als ob er ein Feſttag ſei. Denn in wenig Stunden kam ein Wort von ihm ins Haus. Und wer wußte, was es alles ſagte ...

Bettina ging in den Garten, der in einer vorzeitigen Herbſtſtimmung ſtand. Die Natur mußte ſich erſt aus den Ernüchterungen des Regentages emporkämpfen zu einem letzten Aufglänzen in Hochſommerüppigkeit. Noch zogen Geſchwader grauer Wolken über den Himmel und unterbrachen oft den Sonnenſchein, ſo daß auf Raſen und in Büſchen die Feuchtigkeit nur langſam verdunſten konnte.

Sie merkte nichts davon, daß die Luft ſich wie ein naſſes Tuch um ihre Schultern legte.

Wie berauſcht war ſie von Sehnſucht. Von der Gewißheit, daß nun bald die Entſcheidung kommen mußte.

Sie würde ihn wiederſehen — vielleicht ſchon Sonntag ...

Sie wußte gar nicht, daß ſie in immer ſchnellerem Tempo umherwanderte, getrieben von dem übermächtigen Leben ihrer Gedanken.

Da kam wieder einmal die junge Frau von oben und drängte ſich auf, ganz naiv, mit der Miene, ein ſelbſtverſtändliches Recht auszuüben, bei der Wichtigkeit ihrer Angelegenheiten ...

Sie wollte in ihren Hausfrauenängſten Rat und Troſt, den ſie ſich bei Bettina holte, um vor Mutter und Schwiegermutter nachher imponierend ſelbſtändig zu wirken.

So mußte Bettina die weitgeſpannten Flügel ihrer in ſeligen Gefilden umherfliegenden Seele beſcheidentlich zuſammenfalten und erzählen, wie man ſchon gärendes Eingemachtes noch retten, wie man wollene Wäſche vorm Einlaufen bewahren kann. Die arme kleine Margot Burchhard, die man ſonſt nur in den zarteſten Ballkleidern oder in den flotteſten Tenniskoſtümen geſehen, ſaß da in einem erſtaunlich nüchternen Morgenrock und kam ſich offenbar ſehr pflichtvoll vor. Sie fühlte ſich, weil ſie Frau war, trotz all ihrer Hilfloſigkeit Bettina doch offenſichtlich übergeordnet und machte ſchließlich ſeufzend einige geheimnisvolle Andeutungen, daß es doch nicht ſo was Einfaches wäre,

Kinderbüſte.

Bronze von Prof. J. Taſchner.

wie man als junges Mädchen manchmal denke, verheiratet zu sein.

Diesmal lachte Bettina nicht so erheitert hinter ihr her wie sonst. ‚Mein Gott,' dachte sie überwältigt, ‚ist nicht alles, auch das Banalste, köstlich wichtig, wenn man es für das Behagen des Geliebten tut? Mir erscheint es nur etwas kindisch, wie die Frau ihrem Gatten dient. Vielleicht ist es rührend — aus ihrer Art heraus kann sie nicht anders, weil sie nichts Höheres darzubringen hat.' —

„Ist die Depesche da?" fragte Rupert mittags.

„Vor Nachmittag erwarte ich sie gar nicht," sagte Bettina.

Sie wußten, es wäre nur ein mühsames Schauspiel gewesen, wenn sie sich bestrebt hätten, einander vorzuheucheln, als seien ihre Gedanken nicht fort und fort nur bei dem einen Menschen.

Wortkarg aßen sie. Nach Tisch ging Rupert in sein Zimmer. Sonst pflegte er etwas zu ruhen, und Bettina ließ ihn allein. Heut ging sie mit ihm, und er dachte nicht an ein Mittagsschläfchen. Er setzte sich an seinen Schreibtisch, zwecklos in einer Broschüre blätternd.

Die Tür zum Laboratorium nebenan stand nur angelehnt. Es war der Raum hinter seinem Studierzimmer, zwischen der Küche und der Außenwand. Sein Licht empfing er von dem breiten Fenster, das auf den Gang hinaussah, der das Grundstück vom Nachbarhaus trennte.

Bettina trat auf die Schwelle und sah gedankenvoll in diesen Raum hinein, der heut in seiner werkstattmäßigen, finsteren Nüchternheit, mit all seiner der Erforschung des Unheils geweihten, herben Ausstattung ganz neu auf sie einwirkte.

So ähnlich mochte die Arbeitsumwelt aussehen, in der der Geliebte wirkte. Nur größer, nur vollkommener alles . . .

In der Mitte stand ein großer Tisch; an einer seiner Kanten war eine Fleischpreßmaschine angeschraubt, die mit ihren plumpen Eisenformen wie ein Auswuchs an der Tischplatte erschien. Allerlei gläserne, seltsam geformte Geräte standen und lagen auf dem Tisch: trichterförmige Erlenmeyersche Kännchen, flache, offenen Glasdosen gleichende Petrischalen, längliche, unten abgerundete Reagensgläser — lauter Gefäße, um Bakterien darin zu züchten und Kulturen aufzunehmen. Vor der weißgetünchten Hauptwand, dem Eingang in Ruperts Studierstube gegenüber, hatte ein Bord mit vielerlei Fächern Aufstellung gefunden. Da lagen Gipsformen, eine Anzahl von Glashäfen standen da, in deren Spiritusfüllung allerlei bräunliche oder graue oder weißliche Unformen krankhafter Menschlichkeiten aufbewahrt wurden.

Rechts von der Tür zu Ruperts Zimmer befand sich eine kleine Bouillonküche, mit ihrem schwärzlichen Eisenblechgehäuse einem Geldschrank nicht unähnlich. Links erhob sich auf Stabbeinen ein kastenartiger, brauner, blankeingefaßter Behälter: es war der einzige Thermostat, den Rupert besaß, um darin bei der entsprechenden Wärme Kulturen zu züchten.

Unter dem Fenster raschelte und piepte allerlei. In einem langen, niedrigen Käfig von Eisendraht huschten dort ein paar Ratten eilig hin und her, während neben ihnen, in einer großen, flachen Schüssel, zwei kleine Schildkröten schwerfällig und stumpfsinnig herumkrochen.

Wie düster, wie voll schweren Ernstes dieser Raum war, in dem das kalte, gleichmäßige Licht stand ohne den Glanz der Sonne, ohne die Kraft des Schattens.

In so tiefes Sinnen war Bettina versunken, daß sie nervös zusammenfuhr, als dicht neben ihr das schrillende Geräusch des Telephons durch den Raum zitterte.

Bettina trat von der Schwelle zurück und faßte nach dem, an einer Schnur hängenden Hörer.

Wie zudringlich und ungeduldig der Anrufende das weckende, helle, klirrende Zeichen ertönen ließ . . .

„Hier Bettina Halske," sagte sie mit ärgerlichem Ton, der den Störenfried strafen sollte.

Und dann wandelte sich all ihre Lässigkeit in fassungslose Aufregung — brausend stieg ihr das Blut ins Gesicht und färbte es glühend. Sie hatte eine Stimme gehört . . .

Seine — seine . . .

Fern und leise — aus weiten Räumen, körperlos kam sie heran.

Wie die Stimme in einem Traum . . . einer deutlichen Erinnerung gleich — so

deutlich und doch zugleich so unwirklich, daß die Sinne zweifelten ...

„Bettina?“ hatte die Stimme gefragt.

„Ja,“ brachte sie fast heiser heraus, „ja — ich.“

„Ist Rupert da?“ fragten die wie aus dem Wesenlosen herauskommenden Laute.

Sie waren ihres Klanges beraubt — sie waren unpersönlicher geworden — und dennoch: es war seine Stimme, seine wohllautende Stimme, die immer zu lachen und zu liebkosen schien ... Bettina horchte mit der Seele ...

Und ihr unbewußtes Verstummen nahm der Sprecher vielleicht für das Zeichen, daß er nicht verstanden worden sei, selbst nicht recht verstanden habe.

„Hier Doktor Ammon, Berlin. Kann ich Doktor Halske sprechen?“

„Rupert,“ rief Bettina, „er ist es ...“

Er hatte, aufblickend, an den Bewegungen seiner Schwester, an ihrer veränderten Stimme erkannt, daß sich Ungewöhnliches begebe, und stand schon bei ihr, um ihr den Hörer aus der Hand zu nehmen.

Und nun konnte Bettina nichts tun als wartend dastehen und diese seltsam verstümmelten, diese fast lächerlich wirkenden Bruchstücke solcher Telephongespräche erlauschen ...

Rupert stand hörend, nach der Gewohnheit der meisten Menschen ins Telephon starrend, als könne ihm aus dem kleinen Schallaufnehmer das Auge des Fernen, Sprechenden entgegenblitzen.

Zuweilen unterbrach er sein horchendes Schweigen. Er sagte einmal: „Bitte lauter“ — dann: „Bitte noch mal.“

Bettina ließ keinen Blick vom Angesicht des Bruders. Was sie nicht hören konnte, wollte sie in verzehrender Ungeduld von seinen Zügen lesen.

Nun sah sie, wie es sich in einem wundervollen Ausdruck tiefster Freude verklärte. Nun hörte sie, wie er sagte: „Ich würde Sonntag nach Berlin kommen.“

Und dann: „Ich will Bettina mal fragen, ob sie mit mag.“

Da hielt sie sich nicht länger: „Ja!“ rief sie. „Ja,“ auf die Gefahr hin, daß er, der so fern war und dem doch der Laut ihrer Stimme ans Ohr, nein, ans Herz dringen konnte, dies jubelnde Ja vernehme.

„Ja sagt Bettina,“ meldete Rupert mit leuchtendem Gesicht in das Telephon.

Und dann horchte er wieder. Und sprach: „Gut. Aber tue es dann noch heute. Übermorgen ist doch schon Sonntag. Ich müßte Andresen den Aufschub doch begründen. — Ja? Schön. Und vielen Dank, Erasmus — ja innigen Dank, Du! — Schluß ...“

Bettina sah ihn an. Sie hätte ihm schon, was er alles gehört hatte, aus dem Gehirn herauslesen mögen.

Aber sie war außerstande, nur eine Frage herauszubringen.

„Er versteht nicht, wie ich Bedenken haben könnte,“ sagte Rupert mit stillem Glück im Gesicht, „er meint, Wissenschaft und Freundschaft könnten doch wohl Männer mit klaren Köpfen und klaren Gefühlen auseinander halten.“

„Siehst Du — siehst Du!“ unterbrach sie ihn glücklich. „Ich wußte es ja — er denkt nicht klein ...“

„Er meint ja auch, alle Gegensätze würden rasch weggelöscht werden. So unfehlbar müßte ich mich überzeugen, wenn ich sähe. Und vielleicht könnte ich dann Andresen überzeugen helfen. Vielleicht wär's ein Glück für die Sache, daß Andresen gerade mich berufe — ja wer wüßte, ob nicht die geheime Absicht von Andresen dabei sei, sich die Umschwenkung erleichtern zu lassen.“

„O Rupert!“

Es war zu schön, zu beglückend ...

„Hat er mich nicht grüßen lassen?“ fragte sie plötzlich, „er wußte doch, daß ich hier stand ...“

„Nein — Gott, Bettina, weißt Du — bei der Eile — und man soll die paar Minuten zu so viel Wichtigem ausnutzen.“

„Aber er schlug doch vor, daß ich mitkommen solle? Das schien mir so ...“

„Nein, ich sagte es.“

„Es klang mir so — es schien wie Antwort auf etwas, das er gesagt hatte,“ sprach sie mit sinkender Freude.

„Er sagte, es sei scharmant, wenn Du mitkämst,“ setzte Rupert tröstend hinzu.

„Es sei scharmant,“ wiederholte sie langsam, das Wort auf seinen geheimsten Wert und Sinn untersuchend ...

Es hatte keinen, es konnte keinen haben, es war so erschrecklich leer und konventionell.

Aber Rupert hatte wohl recht: am Telephon!

Wieder lebhafter fragte sie noch: „Und was war das, was er heut noch soll? Und was hieß das mit dem Aufschub ..."

„Ich weiß auch nicht. Erasmus fragte, ob ich denn durchaus schon diesen Sonntag mit Andresen mich besprechen müsse, ob's nicht Zeit habe bis übernächsten Sonntag oder in zwei Wochen, was ihm noch lieber wäre. Er hofft dann sehr, uns in Berlin zu sehen. Es scheint, er hat mir noch was Besonderes mitzuteilen ehe ich hinkomme. Das wird natürlich irgend etwas sein, das mit Andresen zusammenhängt. Na, und da bat ich, mir heut das noch zu schreiben — das ist doch besser — damit ich sehe, ob ich Andresen mit solcher Bitte wirklich kommen kann."

„Gewiß," sagte Bettina, „gewiß." Und war sofort mit ganzer Seele für den Aufschub, weil ihn der geliebte Mann wünschte und weil hinter diesem Wunsch vielleicht die Tatsache stand, daß er in den nächsten Tagen zu beschäftigt sei, um sich Bettina widmen zu können. —

Ihr Himmel war hell und ihr Weg wie mit Triumphpforten überbaut.

Es geschah sogar, daß sie mit einem halblaut gesummten Liedchen auf den Lippen durch den Garten ging. Und ein solcher Glanz von Freude war auf ihren Zügen, daß Erna, die ihre Herrin scharf und spannungsvoll beobachtete, nun gewiß wußte: sie sei Braut.

Und im traulichen kleinen Abendklatsch oben in ihren nebeneinander liegenden Kammern erzählte Erna es ihrer Freundin, der Assessor Burchhardschen Köchin, sich eifrig verschwörend, daß jeder Irrtum ausgeschlossen sei, die Frau Ostertag habe zu laut davon gesprochen. Die Köchin erklärte sich Ernas Mitfreude aus dem Umstande, daß eine Brautschaft im Haus den Dienstboten auch viel heiteres Leben und hübsche Nebeneinnahmen zu bringen pflegt. Erna aber lag, ihren rotblonden Kopf tief in das weißrot gewürfelte Kopfkissen drückend, noch lange wach und dachte, warum denn armer Leute Kind, wenn es doch hübsch und anständig und von ordentlicher Volksschulbildung sei, nicht auch Frau Doktor werden solle! Man hatte solche Heiraten schon erlebt ...

Am nächsten Morgen erlebte Bettina in ihren regen und glückseligen Gedanken die Wanderschaft eines Briefes nach. Des Briefes, den der geliebte Mann dem Bruder verheißen hatte.

Und dann stand Bettina in der Tür — es war Sprechstunde — die Stube voll von Leuten, die über den Flur kamen und gingen — und Erna lächelte aus der Küchentür und sah sich das an, wie ihr Fräulein rastlos war und tat, was sie noch nie getan: in der offenen Haustür auf den Briefträger warten, was natürlich einen triftigen und Erna wohl erklärlichen Grund hatte ...

Ja, da war der Brief! Bettina hielt ihn in der Hand ... Er hatte seinen Weg zurückgelegt, Station für Station, wie ihre Gedanken mitwandernd es getan.

Und er brachte die Entscheidung. Er brachte das Glück. Es konnte nicht anders sein. Bettina wußte es gewiß. Aus ihrem Glauben an ihn heraus.

Seine Blicke, sein Wesen hatten zu ihr klar genug von Liebe gesprochen. Nun tat es endlich auch sein Mund.

Er warb um sie bei dem Bruder!

Das war es, was er noch vorher, ehe Rupert nach Berlin kam, schreiben wollte. Er wollte wissen, ob Rupert auch dann noch, als sein Schwager, Andresens Mitarbeiter zu werden wünsche. Gewiß, ehe Rupert sich bei Andresen band, mußte er erfahren, daß Erasmus die Schwester liebe. Sonst vielleicht, wegen seiner großen, heiligen Arbeit, wegen der furchtbaren Verantwortung, die er im Begriff war, mit kühnem Forschermut auf sich zu nehmen — sonst vielleicht hätte er noch geschwiegen ...

Mit der Erfindungsgabe der hoffenden Liebe hatte Bettina sich das ausgedacht ...

Nun waren da so viel Menschen und nahmen ihr den Bruder noch fort — arme Kassenkranke ...

Geduld — Geduld ...

Ihr kam einen Augenblick die Versuchung, den Brief zu öffnen — in dem Gefühl des nächsten Anrechtes an seinen Inhalt.

Sie nahm sich zusammen. In ihre festen und entschlossenen Hände nahm sie die Ungeduld ihrer Seele, um würdig zu warten.

Der letzte von den Menschen, die dagewesen waren, um sich bei Rupert Rat und Aufrichtung für Leib und Seele zu holen, ging. Es war eine Frau mit einem Kind auf dem Arm. Aber sie wandte sich, aus der Tür des Wartezimmers kommend, nicht dem Hauseingang, sondern der Küche zu.

Ach ja, es war die arme Witwe Böbs, die für sich und das Kind allnachmittäglich in der Küche Milch und Semmel bekam. Sie sprach auf Bettina ein — Dank und Klagen. Und Bettina antwortete ... lächelnd, gütig, und geleitete die Frau bis an den Küchentisch.

So, als ob ihr gar nicht die Qualen der Spannung im Blut brannten ...

Aber dann endlich — endlich zu Rupert.

Er stand gerade vor seinem Schreibtisch und räumte auf, was während der Sprechstunde in Unordnung gekommen war.

„Lies," sagte Bettina, „ach, und lies mir gleich vor — ich darf gewiß wissen ..."

Das entsprach aber nicht seiner Art — es konnte ja doch etwas sein, nur für ihn, oder so ganz sachwissenschaftlich, daß es für Bettina nur Worte bedeutet hätte von fremdartigem Klang ...

Und der Brief, den er nicht in einem Zuge, nicht gleich in diesen Minuten zu Ende lesen sollte, sondern erst nach Stunden, nach langen, bitteren Stunden, dieser Brief lautete:

„Mein lieber Rupert! Wie es scheint, haben wir uns am Telephon gut verstanden. Das sah nun ganz Dir und Deinem sorgsam bedenklichen, redlichen Gemüt ähnlich, daß Du erst bei mir anfragtest. Aber ich kann nur wiederholen: unser menschliches Gefühl füreinander hat mit wissenschaftlicher Meinungsverschiedenheit nichts zu tun.

Da nun so unerwartet bald Dein Kommen in Aussicht steht, und bei der rührenden Loyalität, die Du soeben wieder bewiesen, will ich Dir heut schon eine Mitteilung machen, die ich sonst aus allerlei Gründen erst in acht oder vierzehn Tagen an Dich hätte gelangen lassen dürfen.

Ich habe mich verlobt. Mit Wally van Holten. Es ist eine Verbindung, von der ich Glück und Vorteile erwarten darf. Du und Deine kluge Schwester, Ihr habt Wally kennen gelernt, Ihr werdet also wissen, wie vortrefflich wir füreinander passen. Ich verkehre schon seit Jahr und Tag bei Wallys Eltern; sie und ich, wir haben auch gewissermaßen in Intervallen miteinander geflirtet. Aber daß wir uns füreinander bestimmt fühlten, hat sich eigentlich erst in den letzten Wochen herausgestellt.

Wallys Vater ist noch in Karlsbad, wohin er von der Mendel reiste, während seine Damen direkt nach Berlin zurückkehrten. Obgleich er nun von dort her schon seine freudige Zustimmung gegeben, war es sein Wunsch und unser begreiflicher, rücksichtsvoller Vorsatz, unser Verlöbnis noch geheimzuhalten, bis der Vater zurückkehrt und die Verlobung gefeiert werden kann.

Daß dies mit Glanz geschehen soll, ist ein Plan der Damen. Sobald der Tag feststeht, an dem wir Papa Holten zurückerwarten dürfen, sollen die Einladungen zu einem Verlobungsdiner ergehen, auf dem Ihr unter keinen Umständen fehlen dürft. Steht Ihr mir doch näher als all die Vettern und Basen, die für den mit kargen Lebensumständen kämpfenden Studenten keine Teilnahme hatten. Jetzt lieben sie mich sehr. Erfolgreiche haben immer eine treue Verwandtschaft.

Und eben im Hinblick auf die Verlobungsfeier schreibe ich, bevor Du den Tag Deiner Hierherkunft bei Andresen festgelegt hast. Ich weiß, Du könntest nicht zweimal binnen kurzer Zeit hierherkommen, erst recht nicht, wenn Du vor der Umwälzung einer Übersiedelung hierher ständest.

Deshalb meine ich, Du schlägst Andresen eine Zusammenkunft in etwa zwei Wochen vor. So eilen kann es ihm doch nicht. Sein Schwiegersohn geht erst Ostern nach Halle. Und dann läßt sich beides vereinen: Dein Rendezvous mit Andresen und Deine Teilnahme an meiner Verlobungsfeier.

Mit großer Freude erfüllt es mich, daß Wally Euch schon so genau kennen gelernt hat. Sie weiß, daß zwischen uns eine Anhänglichkeit herrscht wie zwischen Geschwistern, daß zehn Jahre Jugend-

Digitized by Google

freundschaft ein unzerreißbares Band zwischen uns knüpften. Und wie mir Wally sagt, hat sich während des Zusammenseins auf der Mendel ein sehr sympathisches, vertrautes Verständis zwischen ihr und Bettina angebahnt.

Wir sind auch schon heute entschlossen, am Schluß unserer Hochzeitsreise einen großen Umweg zu machen und zu Euch zu kommen. Wally muß das liebe, alte Haus sehen und den stillen, verschatteten Garten und mit uns in der Veranda stehen, wie wir so oft standen, wenn im Durchblick, den die Wipfel lassen, der spitze, alte Kirchturm und der Treppengiebel mit dem Merkur nebst Handel und Schiffahrt rötlich vom Abendschein überglüht wurden, indes wir schwiegen.

Nehmt noch einmal Dank, Ihr Lieben, für alles, was Ihr dem Jüngling, dem Manne gabt. Und laßt mir die Hoffnung, daß mein Haus Euch auch eine Heimat werden wird und die Frau darin wie Eure Schwester.

Bettina und Dir treue Grüße
von Deinem
E. A."

IV.

Bettina fuhr aus ihrem oft unterbrochenen Halbschlummer auf und sah sich entsetzt um, wie eine, die durch einen fürchterlichen Schreck jäh erweckt wurde.

Um sie war aber Nacht und Stille, deren Frieden durch keinen harten Laut der Welt gestört wurde.

Nur vor dem offenen Fenster raschelte feintönig die alte, hohe Pappel mit ihren harten Blättern im Nachtwind.

Bettina sank wieder zurück.

In ihren Adern brauste das Blut von dem Entsetzen, das sie eben überfallen hatte. Schon zwei-, dreimal in dieser Nacht war sie so emporgefahren in einem schrecklichen, plötzlichen Begreifen, das über sie kam, wenn der leise Schlummer aussetzte.

Und jedesmal von neuem erlebte sie den betäubenden Schlag, jedesmal von neuem schrie ihre Seele auf: verloren — verloren!

‚Ich will wachen,' dachte sie gepeinigt.

Es schien ihr ein erträglicherer Zustand, mit brennenden, wachen Augen in die Finsternis der Nacht hineinzustarren, als kurze, halbbewußte, erlösende Minuten des Schlummerns und Vergessens mit diesem wahnwitzigen Erschrecken, mit diesem immer neu Erleben zu bezahlen.

Aber gleich kam wieder ein verzehrendes Bedürfnis nach Ruhe — eine tiefe Sehnsucht, nur ein paar Minuten lang nichts zu wissen — nicht zu wissen, daß sie lebte.

Sie konnte auch gar nicht begreifen, daß sich so unmittelbar die Nacht an jenen schrecklichen Augenblick geschlossen hatte. Wenigstens kam es ihr so vor, als habe sie das getan. Die Stunden, die dazwischen lagen, wollten immer hinweggleiten aus ihrem Gedächtnis.

Mühsam grübelte sie, wie doch alles gewesen war ...

Ja, richtig so: Rupert las einen Brief, den unseligen, todbringenden Brief — und mit einem Male sah sie, wie sein Gesicht sich verfärbte — wie er noch ein paar Atemzüge lang auf die Blätter starrte und dann schwer sich auf seinem Schreibtischstuhl niederließ, einem gleichend, der keine Kraft mehr hat, sich auf den Füßen zu halten.

Da riß sie ihm das Briefblatt aus der Hand.

Und sie las ... bis zu den Worten, die auch ihm die Blicke unsicher und die Hand kalt und zitternd gemacht hatten.

Jetzt, in der Nacht, wo sie sich vor dem Schlaf fürchtete um des Wiedererwachens willen und das Wachsein doch nicht ertrug, jetzt begriff sie sich und ihr Wesen in jenem furchtbaren Augenblick gar nicht.

Vielleicht hatte sie es nicht geglaubt oder nicht verstanden — es war so merkwürdig gewesen — sie las es so fremd — so, als seien diese Worte nicht von ihm geschrieben und erzählten nur ganz unwahrscheinliche Dinge von einem unbekannten Menschen.

Hauptsächlich wußte sie nur: Wally hat bloß mit Rupert ein bißchen gespielt ...

Und sie war leise an ihn herangetreten und hatte sein dunkles Haar ein wenig gestreichelt mit einer scheuen Liebkosung ...

Da hob er seinen Kopf und sah zu der neben ihm stehenden Schwester auf.

Sein Blick traf sie — er war wie der eines Tieres, dem man weh getan — klagend, hilflos, vorwurfsvoll — —

Und dieser Blick erst, dieser Blick eines Schwerverwundeten, zerriß ihre dumpfe, unfaßliche Unempfindlichkeit — verwandelte die brennende Erstarrung der Kälte in die rasende Flamme des Entsetzens ...

Sie wußte nur noch, daß sie hinausgegangen war — ganz vorsichtig, voll Haltung — um nicht hinzustürzen, um nicht aufzuschreien ... Und hielt sich so, bis sie in ihrem Zimmer angekommen war.

Ihr schien jetzt, als sei ihr dann körperlich sehr elend gewesen ... Sie lag auf ihrem Bett, und ein Geruch von irgendeinem belebenden Äther schwebte noch in der Luft.

Und irgend jemand war noch im Zimmer gewesen ... Ein dunkler Schatten zeichnete sich auf dem Estrich in dem breiten Streifen Sonnenlicht ab, den das Fenster hereinließ. Aber sie konnte nicht den Kopf heben, um nachzusehen. Mit einer solchen Bewegung wäre sie zweifellos in den tiefen Abgrund zurückgesunken, aus dem sie eben wieder emporzuschweben schien.

Sie wartete still. Zum Denken war ihr der Kopf zu leer. Sie hatte nur das eine Gefühl gehabt, daß gleich etwas Erlösendes, Beglückendes sich begeben müsse, denn in diesem Elend, in dieser Leere konnte ihr Leben nicht hängen bleiben.

Aber nichts Erlösendes begab sich. Nur die seltsame, völlige Leere im Kopf schwand nach und nach, und der wieder schwellende Blutstrom gab ihrem Hirn so viel Kraft zurück, daß es wußte ...

Der Schatten hatte sich bewegt ...

Ganz leise trat Rupert an ihr Bett. Und wie sie vorhin ihm, so streichelte er jetzt ihr das Haar — scheu und zärtlich.

Sie aber hatte nicht den Mut, ihn anzusehen. Sie schloß die Augen.

Dann fühlte sie noch, wie er sorgsam ihr Handgelenk umfaßte. Er zählte wohl ihren Pulsschlag.

Und dann ging er — leise —

Sie war den Rest des Tages hier oben geblieben.

Aus Furcht? Aus Stolz? Aus Schonung? Sie wußte es nicht.

Ruperts erster Blick brannte ihr im Gedächtnis.

Sie konnte diesen Blick nicht noch einmal ertragen. Weder um des Bruders willen, noch um ihrer selbst willen.

Gleich in diesen ersten Stunden war, noch unbewußt, noch nicht zu einem festen, abgeklärten Vorsatz zusammengeschlossen, die heiße Begier in ihr, würdig zu leiden und verschwiegen zu leiden.

Die Nacht rückte weiter vor. Das Rascheln in den Pappelblättern ward belebter. Ein kühler Hauch kam als erster Vorbote des Morgens ins Zimmer. Bettina erbebte in Frostschauern. Sie wußte, das kam nicht vom Hauche der Nacht. Aber sie stand doch auf und schloß das Fenster. Sie sah durch die Scheiben in die Nacht hinaus. Die war voll schwerer Schwärze, unerhellt, aller traulichen Poesie bar. Kein kindlich-freundliches Blinken und Winken von Sternen.

Auf einmal dachte Bettina: ‚Hat er mit mir gespielt?'

Sie entsetzte sich vor dieser Frage.

Ihr Verstand sagte: er *hat* mit Dir gespielt! Ihre Erinnerungen sagten es ihr — deutlich, mit der grausamsten Gewißheit. Ja, er hatte gespielt! ...

Aber ihr Herz, dies Herz, das an Größe, an Güte glauben mußte, um warm klopfen zu können, dieses heiße Herz, das knien wollte, um sich in der Demut erhoben zu fühlen, es widerstritt.

Ich habe mich geirrt. Ich!

‚Weil ich liebte, sah ich alles im Licht meiner Liebe. Meine Flammen färbten sein Wesen, seinen Blick, die Bedeutung seiner Worte. Ich hoffte, weil ich ahnte, daß nicht Hoffen Leiden sei — ich — ich allein schuf eine Welt, die es gar nicht gab — ich war zudringlich, indem ich hoffte — ich beraubte eine andere, der er vielleicht schon innerlich gehörte, indem ich ihn mir ersehnte. Nein, er spielte nicht mit mir. Nein — nein — nein ...'

Fast hätte sie es hinausgeschrien in diese tote, gleichgültige, schwarze Nacht.

Jetzt erst war sie völlig erwacht zum Wissen. Jetzt wich die stumpfe, von entsetzlichen Schrecken kurz unterbrochene Schwäche ihrer Nerven.

Die Gedanken überstürzten sich.

Es kam der eine, der schreckliche: ‚Hat er mich erraten?'

Sie bäumte sich auf gegen diese Frage, fast ebensosehr wie gegen die andere.

Ja, sagte wieder ihr unbarmherziges Gedächtnis, Du hast das Licht Deiner Liebe so unverhüllt vor seinen Augen brennen lassen, daß er die Flamme erkennen mußte. Jeder Blick von Dir und jedes Lächeln war ein Geständnis. Deine ganze Seele wallte ihm entgegen.

Sie wehrte sich dagegen. Ihr Herz, das sich nach Demut sehnte, ertrug keine Demütigungen — es wollte durch die Liebe erhoben, aber nicht durch sie erniedrigt werden. Ihr Stolz sagte: es soll nicht wahr sein. Er soll nicht erkannt haben. Das muß ausgelöscht werden. Ich muß ihm beweisen, daß er sich geirrt hat.

Ich muß ihm kalt und gleichgültig ins Gesicht lächeln.

Aber nein — das würde er ja nicht glauben — das wäre so ohne Zusammenhang mit der vieljährigen Freundschaft.

Ich muß ihm zeigen, daß ich niemals etwas anderes fühlte, daß ich ihm immer die gleiche Gesinnung schenkte — ohne Schwankung.

Dann allein muß er glauben, er habe sich getäuscht, als er meinte, sie sei heiße Sehnsucht geworden.

Wie — wie?

Sie fand keine Lügen, kraftvoll genug eine Wahrheit zu verdecken. Sie fühlte nichts wie Armut und Elend.

Mit einem Male spürte sie, daß sie noch immer mit nackten Sohlen am Fenster stand.

Schaudernd verkroch sie sich wieder in ihr Bett.

‚Ich könnte mich auch verloben,‘ dachte sie, und ein schwaches, bitteres Lächeln kam ihr.

Dann würde er gewiß glauben, daß er sich geirrt hat — müßte denken, daß sie um eines anderen willen so in Glückseligkeit durch die Tage ging ...

Der Gedanke, der ihr ganz matt und von fern durch den Kopf huschte, nahm plötzlich ein energisches, drängendes Leben an. Ihr Herz begann zu klopfen.

Es gab einen treuen Mann, der auf sie wartete, gerade jetzt bereit war, noch einmal um sie zu werben, — der sehr glücklich sein würde, wenn sie zu ihm käme auch ohne Liebe. Ihm würde die freundliche Gesinnung, die sie ihm brachte, schon genug sein. Denn er liebte sie ja. Und Liebe ist auch mit Brosamen zufrieden. Sie würde gewiß nicht das erste Mädchen sein, das sich aus Stolz in solche Ehe hineinrettete.

‚Ich will!‘ dachte sie, schon entschlossen. ‚Das ist der Weg, ihm zu beweisen ...‘

Sie mußte ihm schreiben. Sich erfreut zeigen. Glückwünsche schicken.

Er würde das alles lesen, für gequälte Phrasen halten und vielleicht ein bißchen Mitleid fühlen und denken: Arme Bettina!

Aber wenn sich dann an diese Glückwünsche die Mitteilung schloß: sie selbst werde sich in den nächsten Tagen auch verloben, ja, sie auch — dann mußte er fest davon überzeugt werden, daß er eben doch immer nur der ‚alte Freund‘ für sie gewesen war ...

Die Wohltat dieser Vorstellung gab Bettina mehr Erlösung, als es die kurzen, von jähen Schrecken unterbrochenen Augenblicke des Schlafes getan hatten.

Sie konnte ruhiger denken.

Sie dachte nun auch an die Braut des geliebten Mannes.

Wie war es nur möglich gewesen, daß er diese gewählt hatte. Ein so launenhaftes, elegantes, äußerliches Geschöpf!

Um ihres Bruders willen hatte Bettina sie genau beobachtet — ohne weibliche Eifersucht — — Und die sprach auch in diesen Augenblicken nicht mit.

Sie gehörte zu den Frauen, die unter heimlichen Leiden und Tränen lieben können, was dem Geliebten teuer ist — nur um sich eins mit ihm zu fühlen.

Nein, Wally war nicht das Wesen, ihm ein echtes Glück zu geben.

Warum hatte er sie erwählt? Gerade diese? Aus Verliebtheit? Um ihres Reichtums willen?

Vielleicht wäre dieser Gedanke Bettina bei jedem Mann verächtlich gewesen. Aber, wenn der Geliebte so gehandelt haben sollte, hatte er es aus den ernstesten Gründen getan — hatte der Wissenschaft, seiner Entdeckung, der Menschheit ein Opfer gebracht — denn je reicher seine Mittel waren, je unabhängiger er arbeiten konnte, desto großartiger konnte er der Sache dienen. Sie wußte es ja aus Ruperts Beispiel: auch zu ungehinderter Entfaltung wissenschaftlicher For-

scherarbeit gehörte Geld, viel Geld, und das Fehlen kann Kräfte binden ...

Diesen Gedanken folgte Bettina — sie trösteten ihr Herz. Jede Möglichkeit künftiger Entwicklungen seines Geschickes malte sie sich aus. Sah ihn stolz, berühmt, erfolgreich, und doch mit darbendem Herzen.

Und sah für sich heilige, stille Aufgaben bescheidener Treue.

Sah endlich einen Tag, wo seine Seele all ihre Ketten abwarf und zu ihr zurückkam, zu ihr.

Vielleicht lagen schwere seelische Kämpfe hinter ihm — vielleicht war der Prunkbau seines Glückes zusammengefügt mit dem Kitt der Resignation.

Und er zitterte davor, daß sie um seinetwillen leide ...

Das sollte er nicht. Nein — o nein! Ihr ruhiges Lächeln sollte ihm vortäuschen: ich liebe Dich nicht anders als mit den alten, guten, ruhigen Freundesgefühlen. Du hast Dich geirrt, als Du glaubtest, ich stünde in Flammen ...

So kam zuletzt ihre Liebe zu dem gleichen heißen Willen wie ihr Stolz: in Verschwiegenheit und würdig zu leiden — sich in die undurchdringlichsten Schleier zu hüllen ...

Und endlich, als draußen die tote, schwarze Nacht stumm in sich versank und der Himmel die Farben eines grauen Glases anzunehmen begann — da endlich brach sie in Tränen aus — in schmerzlich-glückliche Tränen, die weinen zu können Elend und Wonne zugleich bedeutete ...

Auch der Mann, den der gleiche Schlag getroffen, fand keine Ruhe.

Nach seinem Abendessen, das er einsam hinten im großen Speisezimmer genommen, von Erna überwichtig bedient — nach seinem Abendessen ging er in Bettinas Zimmer.

Er saß in dumpfen Gefühlen, lange, mehr betäubt als zornig.

Er staunte beinahe das Mädchen mit dem glänzenden, spielerischen Wesen an, das so lächelnd und lockend heut dem einen Mann mit sprühenden Blicken in die Augen geschaut, um sich dann morgen einem anderen zu geben.

Dann wallte ein harter, stolzer Zorn in ihm auf gegen sich selbst, daß er mit sich hatte spielen lassen ...

Ist man noch ein Mann, wenn leichte, schlanke, rasche Hände so sehr das schwere Gefüge des Wesens in Unsicherheiten bringen können?

Und er ballte die Faust auf Bettinas Schreibmappe, die mit ihrem braunen Lederglanz vor ihm auf dem roten Tuch des Schreibtisches lag.

Er litt auch um Bettina. Vielleicht liebte er sie noch treuer als sie ihn. Sie war zart, unfertig, verwaist und so rührend schutzbedürftig gewesen, als ihm die Aufgabe zufiel, nicht nur ihr Bruder, sondern auch ihr Erzieher und Ernährer zu sein. Er hatte so viel für sie getan. Darum liebte er sie mit Schöpfersorge. Keiner sollte sie kränken.

Und der eine hatte das gekonnt, den er nächst Bettina am meisten liebte!

Wenn Rupert sich oft gefragt hatte: glänzt sein Wesen nur so für Bettina, weil ihre Liebe seinem Mannesbewußtsein schmeichelte? — so blieb doch dies eine gewiß, und jedermann mußte es gesehen haben: es hatte ihr eben geglänzt.

Ein redlicher Mann hält sein Benehmen fester in der Hand. Er illuminiert es nicht mit lauter neuen Lichtern, so daß das Weib denken muß: die sind alle durch mich entzündet.

Ja, das hatte Erasmus getan — so war er gewesen. Er, der ‚treue Freund'. Die Bitterkeit quoll so heiß und brennend in Rupert auf, daß er es kaum ertrug. Mit der Faust ins Gesicht hätte er ihm schlagen mögen.

Aber er wußte ja gleich: das mußte niedergewürgt werden. Er kannte seine Schwester so gut. Das wollten ihr Stolz und ihre Liebe nicht.

Das hieße eingestehen, daß sie gehofft hatte und nun litt.

Und wie sie nun mal war, würde sie sich noch schützend vor den stellen, der sie tödlich kränkte ...

Er starrte in die Lampe, die die braune Ledermappe und die in eiserner Regungslosigkeit geballt darauf liegende Hand beschien.

Ein schlimmer Rachedurst brannte ihm in der Brust. Und dem Bedächtigen

Frühlingslüfte. Gemälde von Theodor Hosemann.

Photographieverlag der Verlagsanstalt Fr. Bruckmann in München.

kam aller Bedacht abhanden. Die Vorstellungen kreisten in seinem Hirn ...

Er sah die auffordernden Blicke des schlanken, jungen Weibes und ihre süßverführerische Art, sich bei Wegesschwierigkeiten seiner helfenden Hand, seinem starken Arm, oft genug ohne Not, anzuvertrauen ... Und die Begierde nach ihr, die dann schwer in seinen Adern aufschwoll, wandelte sich jetzt in Haß ...

Er sah die Schwester, einer Entseelten gleich, mit steinernen Zügen auf dem Bette liegen — hingeworfen von der Wucht des plötzlichen Schlages.

Er sah den Freund, lachend, sicher, siegreich, in der Strahlenglorie eines Wohltäters der Menschheit, und er sah sich an der Arbeit, diesen Ruhm zu zerpflücken, diese Strahlenglorie zum Erlöschen zu bringen ... Er wußte, daß er nie an den Wert der Entdeckung glauben würde — — jetzt nie ...

Und über diesen Gedanken erschrak er, daß das böse Licht in seinem Blick wieder erlosch ... ‚Das wäre unrein,' dachte er erschüttert, ‚wie klein wäre es, ja wie unrein — deswegen wissenschaftlich gegen ihn zu streiten ...'

‚Mit solchen Gedanken kann ich nicht zu Andresen gehen — das darf ich nicht — das ist unanständig — ich komme nicht mehr als der unbefangene Helfer — ich komme mit dem Vorsatz zu vernichten — zu schaden.' Er entsetzte sich vor diesem Gedanken.

Er versuchte sich aus dieser furchtbaren Erkenntnis zu reißen — sich eine andere aufzuzwingen ...

Erasmus wußte, daß er ein Gegner war — billigte es — ihr Widerstreit datierte ja nicht von dieser unseligen Stunde.

Aber er bekam seitdem ein anderes Wesen! Sein geheimster Kern ward Rache. Nein — es war unmöglich. Er durfte nicht zu Andresen gehen — nicht mit solchen Empfindungen. Das war eine Häßlichkeit auch gegen den Meister — den lichtvollen, vornehmen Menschen und Lehrer — nein —

Und seine Bitterkeit wuchs.

Verzichten — wieder verzichten — immer verzichten — und darum ...

Konnte er sich denn nicht bezwingen — das niederkämpfen — konnte er nicht?

Aber er ahnte mit der grausamsten Deutlichkeit: der Bodensatz von unreinem Gefühl blieb.

Den konnte keine Kraft, kein fester, männlicher Wille aus seiner Brust herausspülen — —

Das blieb ...

Seine Stirn feuchtete sich.

Ihm war etwas verloren gegangen in diesen harten Stunden. Das kam nie wieder.

Um des Weibes willen sollte seine anständige Seele nun trübe bleiben?

Er wehrte sich dagegen.

Darüber geht ein rechter Mann ja weg.

Man vergißt — man sucht eine andere ...

Er stand auf. Ihm kam es gerade so vor, als sei hier noch einer in der Stube, der ein bißchen darüber spottete, daß er tat, als wäre er von denen, die sich flink zu trösten wissen — die ein Liedchen vom Lauf der Welt auf den Lippen haben und die verzeihen können, weil sie selber leichtfüßige Herzen haben ...

Aber ihm lag eine Erinnerung im Ohr — er quälte sich ab ... Ein Vers ... Das Wörtlein von der „andern".

Ja — richtig, in seiner Gegenwart hatte einst der Freund einen dritten getröstet, der im Pathos des Verratenen mit Schmerzen groß tat. Da wurde Heine zitiert. Rupert entsann sich ... ihm war nun, als habe das lachend vorgebrachte Zitat eine Art Zeugniskraft für Erasmus' eigentlichstes Wesen.

Zugleich mit der hartnäckigen Gründlichkeit, die ihm immer eigen war, und mit der schwerblütigen Erregung, die ihm so alle Kritik nahm, daß ihm nun diese ganz nebensächliche Erinnerung des wichtigsten Nachforschens wert schien, fing er an, einen Band Heine zu suchen.

Er trug das Buch an Bettinas Schreibtisch und setzte sich wieder nieder, um die langwierige Arbeit des Suchens zu beginnen. Der Zufall spielte nicht allzulange mit seinen gefolterten Nerven. Er fand gleich das Gedicht:

Wenn Dich ein Weib verraten hat,
So liebe flink eine andre;
Noch besser wär' es, Du ließest die Stadt —
Schnüre den Ranzen und wandre.

Er las gar nicht weiter. Diese vier kurzen Zeilen lenkten seine Gedanken sofort auf einen andern Punkt.

Er legte das Buch umgewandt auf die Tischplatte ...

‚Und ich,‘ dachte er, ‚ich sollte gerade hingehen in die Stadt, wo sie lebt ... das wäre ja unmöglich ...‘

Eine neue, schreckliche Möglichkeit stellte sich ihm vor ...

Daß seine heiße Sehnsucht nach dem Besitz dieses jungen Weibes neu erwachen, qualvoller auflodern könnte — wenn er sie als des Freundes Weib sah ...

Nein, das war unmöglich ... ‚Ich will reinlich bleiben — anständig —‘ Und eine Angst vor ihm selber stieg in ihm empor, und mit ihr kam ihm der Entschluß: Ich gehe nicht!

Gleich darauf schritt er über den Flur und treppan in sein Schlafzimmer. Es war wie eine Flucht, so schnell ging er, und hinter sich vergaß er die brennende Lampe und das Heinesche Buch.

Am Morgen begann Bettina ihr Tagewerk in der gewohnten Frühe und Reihenfolge.

Ihr Gesicht war sehr bleich. Aber sie ging nicht mit gesenkter Stirn in diesen Tag, in dieses neue Leben hinein ...

Gleich unten auf dem Flur, wo Erna mit hochgeschürztem Kleid die graulila Fliesen aufwischte, mußte sie sprechen. Das Mädchen klagte über die schwere Ohnmacht, die ihre Herrin gestern befallen, und stellte fest, daß das Fräulein leider noch miserabel aussehen. Und dann ging sie gleich zu dem ihr wichtigeren Gesprächsstoff über und sagte, daß der Herr Doktor schon um fünf Uhr fortgemußt habe, aber nicht ohne daß es ihr noch gelungen sei, ihm vorher Kaffee und Eier zu geben. Bettina lobte sie dafür.

Es war ihr lieb, einsam an ihrem Frühstückstisch sitzen zu können.

‚Wir sind nun wie zwei Verwundete,‘ dachte sie, ‚die sich scheuen, einander anzusehen, um nicht immer durch die Verstümmelung des anderen an die eigene erinnert zu werden.‘

Draußen stäubte feiner Regen nieder, von jener durchdringenden Art, die man bis ins Innere des Hauses zu spüren meint. Die erfrischende Morgenstunde auf der Veranda ging ihren müden Nerven deshalb verloren, und sie saß im Eßzimmer bei ihrem Tee.

Dann ging sie in ihre Stube nebenan.

„Was ist hier passiert?“ fragte sie die gerade mit allem Werkzeug zum Reinmachen kommende Erna.

Es roch nach schmierigem Petroleumdunst. Was Bettina anfaßte, war mit fast klebrigem schwarzen Staub überzogen.

„Der Herr hat vergessen die Lampe auszumachen,“ sagte Erna mit nachsichtigem Lächeln.

‚So hat es in ihm ausgesehen — so ...‘ dachte Bettina. Der bis zur Pedanterie Ordentliche hatte etwas vergessen und gar eine brennende Lampe ...

Sie ging an ihren Schreibtisch. Der sah natürlich aus, als seien schwarze Nebel darauf niedergesunken.

Was lag denn da für ein Buch? Wenn ein Buch so mit aufgeschlagenen Seiten umgewendet dalag, kam es ihr immer vor, wie ein Mensch, der sein Gesicht gebeugt auf den Tisch drückte.

Sie nahm es auf. Heine? Das sah nicht ihrem Bruder gleich, sich Trost bei Heine oder irgendeinem Dichter zu suchen.

Ihre Blicke fielen auf die Zeilen:

Wenn Dich ein Weib verraten hat ...

Seltsam. Das hatte er sich doch offenbar herausgesucht ...

Sie las weiter. Das ganze Gedicht ...

Wenn Dich ein Weib verraten hat,
So liebe flink eine andere;
Noch besser wär' es, Du ließest die Stadt —
Schnüre den Ranzen und wandere.

Du findest bald einen blauen See,
Umringt von Trauerweiden;
Da weine aus Dein kleines Weh
Und Deine engen Leiden.

Wenn Du den steilen Berg ersteigst,
Wirst Du beträchtlich ächzen;
Doch wenn Du den felsigen Gipfel erreichst,
Hörst Du die Adler krächzen.

Dort wirst Du selber ein Adler fast,
Du bist wie neugeboren,
Du fühlst Dich frei, Du fühlst: Du hast
Dort unten nicht viel verloren.

Worte gibt es, deren Glanz und Klang eine ermattete Seele erwecken können, wie Fanfaren, die zur Schlacht blasen. Worte, die ein Herz, das begeisterungslos im Staube des Leidens liegt, mit dem Rausche neuen Mutes erfüllen.

Bettina war es, als sähe sie in ein Menschenantlitz . . . schneidend und bitter zuckte darauf ein Lächeln um schmerzverzerrte Lippen — aber das Auge blitzte kühn, und das stolze Pathos königlicher Gedanken ließ das böse Lächeln erlöschen . . .

Sie wiederholte mit stummen Lippen die Worte, die gegen sie anstürmten . . . gegen die sie sich nicht wehren konnte und wollte . . .

Dort wirst Du selber ein Adler fast,
Du bist wie neugeboren,
Du fühlst Dich frei, Du fühlst: Du hast
Dort unten nicht viel verloren.

Ihr war, als könnte sie gar nicht fassen, was mit heißem Drange plötzlich ihre Brust bis zur Erschütterung erfüllte.

Sie fühlte sich über sich selbst hinausgehoben. Ihre Augen glänzten in einem starken, fremden Licht . . .

Als ihr Bruder sie später wieder sah, zum erstenmal so recht Auge und Auge seit dem furchtbaren Schlag, da gaben ihm ihr Wesen und ihr Gesicht Rätsel auf. Neue Linien standen darauf; das tiefe Leid hatte sie hineingeschrieben. Aber auch ein neuer Ausdruck war in ihren Augen, von Stolz und Willen. Fast erschrak er vor diesen Zügen, die über Nacht die eines reifen Menschen geworden schienen.

Bis zu diesem Tage hatte er sie gekannt wie sich selbst.

Er fühlte es: von jetzt ab kannte er sie nicht mehr und verstand nicht mehr in ihrem Angesicht zu lesen.

Er sah es: ihre Seele lebte ein geheimnisvolles, neues Leben — vielleicht ein verzweifeltes? Oder ein ringendes? Oder ein erbittertes? Er wußte es nicht.

In einem seltsam befangenen Gefühl wagte er sie kaum anzusehen — jeder Blick hätte sein können wie ein unkeusches Eindringen in die Verborgenheiten einer Verschleierten.

Denn, ob ihr Blick auch frei und gerade und stolz war — sie erschien ihm doch als eine, die hinter Schleiern steht . . .

Nun, da die Geschwister wieder zusammensaßen, wie im gewöhnlichen Tageslauf, nach der Morgenarbeit und dem Mittagsmahl in Bettinas Zimmer, während draußen der feine Regen stob, nun hieß es sprechen. Den Entschlüssen, die in schwerer, einsamer Nacht gefaßt waren, sollten sie bei Tage ins Gesicht sehen — ob es keine Gespenster waren, ob sie nun dastanden, greifbar, unumstößlich.

Bettina wußte, daß es ihrem Bruder immer schwer war, ein wichtiges Gespräch zu beginnen. Und die Fragen brannten in ihrem Herzen. Würde Rupert nun an Andresen schreiben? Um Aufschub bitten, damit er — Erasmus Ammons Verlobung mitfeiern könnte? War es möglich, daß er es über sich gewann? Mußte er nicht die Zähne zusammenbeißen und als Zeuge dabei stehen? War er das nicht seinem Stolz schuldig?

Und endlich fragte sie gerade heraus, mit einer harten Stimme: „Was hast Du an Andresen geschrieben?"

„Ich habe noch nicht geschrieben. Erst heut abend . . ."

„Wirst Du schreiben, daß Du aus Rücksicht auf Erasmus' bevorstehende Verlobung später kommst?"

„Ich werden schreiben — daß ich — gar nicht komme . . ." Er neigte tief den Kopf und saß gebückt wie ein Mensch mit schlechtem Gewissen.

„Gar nicht? . . ." Bettina brachte es kaum heraus, so versetzte ihr dieses Wort den Atem. „Gar nicht?"

Ihre Nasenflügel bebten. ‚Er ist feige,' dachte sie, ‚oh mein Gott, er ist feige.'

Er spürte, daß geringschätzende Gedanken über ihn in ihr aufwallten. Er wollte es ertragen. Er sagte nur, fast demütig: „Sieh mal, Kind — ich wär' ihm kein unbefangener Gegner mehr — nun nicht mehr — ich möcht' ein ehrlicher Kerl bleiben — reinlich, weißt Du . . ."

Da geriet sie wieder in leidenschaftlichen Eifer. Sie drängte sich an ihn, nahm seinen Arm, schaute ihn beschwörend an. „Ist es nicht gerade drei Wochen her — weißt Du noch — bei jenem Spaziergang — nachdem wir Ostertags getroffen — da sagtest Du: zufälligerweise wär's Dir immer leicht gewesen, anständig zu handeln. Weißt Du noch?"

Er nickte vor sich hin.

„Und nun, wo's vielleicht manchmal schwer sein kann — nun willst Du zurückweichen — Du?"

Der Schmerz, die Furcht in ihrer

Stimme wurden zu lauter Beschämungen und Mahnungen.

Sie wird klein von mir denken, fühlte er. Und er war doch immer ihre Autorität gewesen, bis zu dieser Stunde, wo sie mit einemmal so reif, so voll geheimer, neuer Sicherheiten neben ihm stand ...

Sie rangen miteinander. Er in schwerflüssigen Worten, die er seiner Selbstfurcht abrang. Sie in ihrer heißen Art, die sich dagegen aufbäumte, den Bruder ohne Kühnheit zu sehen.

Er sagte ihr alles, was er gegen den Mann fühlte, den er vielleicht haßte, vielleicht dennoch weiter lieben müsse, wenn er ihn wiedersähe. Und daß er ihm kein reinlicher, unbefangener Gegner mehr sein könne. Die beiden Worte wiederholte er fort und fort. An die klammerte sich sein Gefühl.

Von seiner Furcht vor dem Weibe sagte er nichts.

Bettina ließ nicht ab. Wie denn? Pforten taten sich ihm auf, und er wollte in der Enge bleiben? Mußte ihm nachher nicht der vordem schon nur aus Pflichtgefühl, nicht mit Freude erfüllte Beruf eine Last werden, die ihn moralisch niederzog! Das hieß aus Angst vor Kampf untergehen! Dann lieber die Flucht nach vorn wagen — jene seltsam verzweifelte Flucht, die in Todesfurcht zitternde Männer vorwärts treibt und Sieger aus ihnen macht ...

Er fühlte, sie triumphierte über ihn. Vom Licht ihrer kühnen Empfindungen beschienen, schrumpften die Entschlüsse und Furchtgedanken dieser Nacht zu kläglichen Mißgestalten zusammen. Er fühlte: er begann nachzugeben. Sein eigenes Verlangen nach der ersehnten Tätigkeit begann wieder kraftvoller in ihm zu sprechen von großen, stillen Forscherfreuden.

Da sprach er noch: „Ja — aber Du selbst, Kind — Du kannst doch nicht mit ... denk mal an all die Pein der persönlichen Begegnungen."

Was sie vorher immer unter sich ‚beschwiegen' hatten, war ihnen nun wie altes, längst einander anvertrautes Wissen. Sie dachten gar nicht daran, es noch voreinander zu verbergen.

„Die können niemals umgangen werden — ohne daß wir erraten ließen ... es wären ja wie Eingeständnisse ... Lieber verbluten, als zeigen, daß man verwundet ist," rief sie. „Suche stolz auf, was Du doch nicht vermeiden kannst."

Und dann, nach einer kurzen Pause setzte sie fast flüsternd hinzu: „Und ich — ja ich — bleibe wohl hier ..." Der Entschluß, den sie gefaßt hatte, mußte nun ausgesprochen werden. Und schon formten auch ihre Gedanken die Worte: ‚Ich werde mich verloben ...'

Da sagte Rupert, der nicht von fern ahnte, was ihre Worte einleiten sollten, fast erleichtert: „Vorerst wenigstens gewiß. Es wäre auch zur Abwicklung unserer Angelegenheiten besser. Der Hausverkauf ... die Rechnungen ..."

Sie erkannte, daß er in all seinen seelischen Kämpfen doch sorglich gleich an diese Fragen dachte ...

Und wieder einmal mußte sie die weitgespannten Flügel ihrer Seele bescheidentlich zusammenfalten. Sie lächelte. Ihre Augen schauten ins Unbestimmte.

Der Bruder sah sie beunruhigt an. Was für ein seltsamer, ihm unverständlicher Ausdruck war wieder auf ihrem Gesicht. „Was hast Du, Bettina?"

Sie fuhr zusammen, sie blickte ihn an.

„O nichts," sagte sie. „Ja — ich kann also dann als Haushuhn hier auf der Stiege sitzen bleiben."

„Kind!"

Ihr Ton verletzte ihn.

Da gab sie ihm rasch einen Kuß.

„Hab' nur Geduld mit mir. Ich weiß ja selbst nicht, was in mir ist."

Und sie schritt rasch hinaus.

Er sah ihr sorgenvoll nach. Er fühlte, in ihr ging Außerordentliches vor, und er fragte sich: ‚Geht's zum Bösen oder zum Guten?'

Im Laufe des weiteren Nachmittags erfuhr er sehr Beunruhigendes auf seinem Gange von Patienten zu Patienten.

Es ließ sich nicht ändern, er mußte es zu Bettina tragen, denn sie vor allen ging es an. „Denke Dir," sagte er abends, „was für ein Gerücht geht. Du seiest mit James Rothhaller verlobt. Ich habe es an drei Stellen gehört."

Bettina saß blaß und verstört und tat die allertörichste Frage: „Wo?"

„Bei Frau Kommerzienrat Hinder-

mann, die es von der Mutter unserer jungen Frau oben gehört haben will, beim Rechtsanwalt Vopelius, dessen Frau es in einer Teegesellschaft erfuhr, bei . . .

„Ach," sagte Bettina, „ach . . ."

Es klang so abwehrend und überdrüssig.

„Es ist aber doch sehr peinlich, für Dich sowohl als auch für den Mann."

Bettina blieb stumm und starrte vor sich hin. Sie horchte noch immer den Worten nach, die ihren Namen mit dem des Mannes verbanden.

Das klang ihr fast grotesk. Schamlos klang es. Oder doch sehr häßlich. Zum lachen oder weinen.

Mit einem andern verlobt? Sie?! Die mit jedem Herzschlag, mit jedem Gedanken dem einen gehörte.

‚Aber ich will doch. Ich muß doch. Ich muß es jetzt sagen,' dachte sie angestrengt. ‚Vielleicht ist das auch ein Weg zur Freiheit — glücklich machen, wenn man nicht glücklich sein kann — daß ich mich einem opfere, der mich liebt.'

Oder vielleicht war es auch bloß ein Handel: sie gab sich dem, der sie gern haben wollte, und gewann dafür die Möglichkeit, dem Geliebten zu zeigen: ich leide nicht um Deinetwillen.

Ja, es mußte dabei bleiben . . .

Rupert fuhr fort, seine Verstimmung über des Gerede zu äußern, und konnte nicht fassen, wie so etwas aufzukommen vermöge.

Da wurde es draußen laut. Die energische Stimme der Frau Ostertag befahl Erna allerlei. Und die kam denn auch herein und fragte, ob die Herrschaften noch für ein Plauderstündchen eintreten dürften, was sie aber nur wollten, wenn von einer Störung in keiner Hinsicht die Rede sein könne.

‚Natürlich stören sie,' dachte Bettina unfroh.

Wenn Rupert auch dasselbe dachte, so stand er doch gleich auf und ging den Gästen entgegen.

Unter der hellglühenden Gaslampe auf dem Flur stieß Frau Ostertag gerade ihre großen Galoschen von den Füßen, wobei sie sich an ihren Mann hielt, ihre Finger in seinen Oberarm krallend.

Sie sah abends und bei schlechtem Wetter immer aus, als käme sie vom Gebirge her. Denn da trug sie Lodenmantel und Filzhut und stieg durch dick und dünn neben ihrem wohlgekleideten, vorsichtig schreitenden, vornehm-geraden Gatten einher.

„Nicht wahr, das ist ein Freundschaftsstück, bei dem Wetter noch zu kommen!" sagte sie, das „dem" so betonend, als brächen draußen ungefähr Wolken nieder.

Mit der Haltung eines wichtigen Gastes schritt sie voran ins Zimmer, wo Bettina rasch den Tisch abgeräumt hatte.

„Ich habe Dich den ganzen Tag erwartet, mein Kind. Denn Du hattest mir doch etwas zu sagen."

„Verzeihen Sie — ich — wir haben so wichtiges — —"

„Wir trinken doch ein Glas Mosel zusammen? Sie nehmen eine Zigarre, Herr Landgerichtsdirektor?" sagte Rupert und fing selbst an, das Nötige zusammenzutragen.

Bis Erna den Wein gebracht, unterhielt man sich sehr zwecklos, sehr gezwungen. Dann sah sich Frau Ostertag vorsichtig rundum, als sei man von Lauschern umstellt, und sagte endlich mit ihrem lautesten Ton: „Na ja — die ganze Stadt spricht davon — bloß mir hat man nichts gesagt! Gebt zu, Kinder, das ist ein bißchen merkwürdig."

„Jüly hat recht, ein leises Befremden zu fühlen," stellte der Landgerichtsdirektor fest.

„Es ist einfach toll!" rief sie stark und lachte etwas erkünstelt dazu, denn sie war beleidigt. „Ich bring' Dir den Bräutigam und erfahr's zuletzt, daß Du ihn willst. Na, aber das wirst Du mir ja aufklären, wieso und warum."

„Wovon ist die Rede?" fragte Rupert, der dem Landgerichtsdirektor gerade ein Zündholz hinhielt.

„Nun, von Bettinas Verlobung —"

„Ach, das peinliche Gerücht," sagte Rupert verstimmt. „Ich weiß nicht, wie die Menschen sich so was aus dem Finger saugen."

„Sie wissen doch, daß er bereit ist, noch mal anzuhalten, wenn ich ihm nur den kleinsten Wink geben kann," sprach die Frau mit Pathos.

„Nein, das weiß ich nicht."

„Nanu, Bettina? Du hast Geheim-

niſſe vor Deinem Bruder? Seit wann denn das?"

Bettina hatte einen förmlich verſtockten Ausdruck. Jedes Wort tat ihr weh.

Was qualvoll und tröſtlich zugleich geſchienen, was nur das ſchweigende Kämpfen und Leiden und Entſchließen eines todwunden Herzens geweſen war, ſollte nun plump beſprochen und vielleicht gar bejubelt werden.

Sie fühlte ſchon den Freudenausbruch der lauten Frau, wenn ſie es ſagte: ja ich will . . .

Ganz ſinnloſerweiſe war es ihr geweſen, als ſei das etwas Heimliches. Plötzlich fühlte ſie die brutale Öffentlichkeit, die Verlobung und Heirat umgibt. Sie ſah ſich belauert von tauſend Augen, die ihr das Brautglück vom Geſicht leſen wollten. Hörte Wünſche, hielt Fragen aus . . . Sah auf einmal, daß der Mann Eltern hatte, eine Mutter, Schweſter, denen ſie vorheucheln ſolle, ſie liebe den Sohn und Bruder . . . Sie begriff, daß es ſich gar nicht darum handelte, mit ihrem Leid zu einem vornehmen, treuen Menſchen zu gehen, um ſich neben ihm vor einem andern zu verſtecken. Daß es ſich vielmehr um ein lautes, ſtaatsbürgerliches, von Neugier begleitetes, Hunderten wichtiges Geſchäft handelte . . .

„Du ſagſt ja gar nichts, Bettina!" rief die Frau und ſtreckte mit großer Geſte beide Hände weit auseinander.

„Äußern Sie ſich doch, liebe Bettina," bat der Landgerichtsdirektor. „Es wäre doch feſtzuſtellen, wie das Gerücht entſtehen konnte."

„Vielleicht durch Ihre Frau," ſagte Bettina ſcharf. „Die ſprach ſo laut zu mir von Herrn Rothhaller, daß man es gewiß auf der Diele gehört hat."

Rupert ſah ſie traurig an. Er ſpürte, daß ihre Geduld die Zügel verlor.

„Ich?" rief Frau Oſtertag mit volksredneriſcher Kraft. „Ich — die die Vorſicht in Perſon iſt, ich ſollte laut . . ."

„Nun, Jüly, Du haſt ziemlich viel Organ," ſtellte ihr Gatte milde feſt.

„Wir werden das Mädchen fragen, verhören — aber die kochte doch gerade Birnen ein," ſagte ſie aufgeregt.

„Das wäre nicht angemeſſen vorgegangen," ſprach er ruhig.

„Es iſt ja auch einerlei," meinte Bettina bitter.

„Einerlei!" wiederholte die Frau eifrig und freudig, „wirklich, einerlei! Da es ja Wahrheit iſt. Nicht?"

Sie ſahen alle faſt atemlos vor Spannung Bettina an.

‚Könnte ſie!' dachte Rupert.

Er entdeckte, daß er ihr jede Kühnheit zutraute.

„Nein," ſagte Bettina leiſe.

Frau Oſtertag ſchrie auf.

„Unglaublich! Unglaublich!"

In dieſem Augenblick klopfte es.

„Herein," ſagte Rupert.

Mit verſtörtem Geſicht erſchien der zierliche Aſſeſſor Burchhard auf der Schwelle. „Ach verzeihen Sie — Ihr gemütlicher Abend — die Störung — ach guten Abend, Pardon, Herr Landgerichtsdirektor — ja, aber meine arme Margot — bitte kommen Sie doch raſch," ſagte er faſt weinerlich.

Rupert, der ſich bei ſeinem Eintritt erhoben hat, fragte mit der unzerſtörbaren Geduld des Arztes im gewohnheitsmäßig mitleidigen Ton: „Nun, was iſt denn wieder?"

„Es geht meiner armen Margot ſehr ſchlecht — ſie hat ſolchen furchtbaren Ärger gehabt . . ."

„Mit der Köchin?" fuhr Frau Oſtertag in triumphierender Frage dazwiſchen, denn die Perſon hatte früher bei ihr gedient, und ſie hatte es gleich geſagt, daß die der jungen Frau das Leben ſauer machen würde.

Der Aſſeſſor war zu unbeherrſcht. Er konnte bloß nicken, hielt ſchon den Türklopfer in der Hand und ſtand auf Kohlen.

„Alſo ſehn wir mal nach," ſagte Rupert und ſchritt dem Aſſeſſor voran mit ſeinen ſchweren Füßen hinaus.

„Aber das iſt ja unglaublich!" ſagte Frau Oſtertag, und ganz gewiß hörte es noch der Aſſeſſor auf der Treppe. „Darum holen ſie Deinen Bruder? Was ſagſt Du, Mann?"

Der zuckte die Achſeln. „Es ſind junge Leute," meinte er entſchuldigend.

„Du mußt dem Aſſeſſor Burchhard

ſagen, daß er ſeiner Frau gegenüber ein bißchen beſſer auftrumpft," befahl ſie.

„Seine Privatverhältniſſe gehen mich nichts an."

„Wenn er ſich in ihnen lächerlich macht!"

Sie ſtritten ſich. Es ſchien, als ſeien ſie in ihren eigenen vier Pfählen. Bettina glaubte ſich Gott ſei Dank vergeſſen. Aber im Moment, wo der Landgerichtsdirektor verſprochen hatte, ein väterliches Wort mit dem jungen Ehemann Burchhard zu reden, wandte die Frau ſich mit erneuter Kraft, die ihr jeder, auch der kleinſte Sieg gab, wieder Bettina zu.

Die hörte. Sie ſprach auch. Vielleicht war es ſcharf bewehrte Rede und Gegenrede, die hin und her flog zwiſchen den Frauen.

Aber in ihrem Herzen wußte Bettina nichts von all den raſchen, verteidigenden Worten. Da ſtand nur immer das ſtille, feſte, faſt erſtaunte Nein.

Oſtertags erfuhren, daß es gar keine Veranlaſſung mehr gab, eventuell um Ruperts willen ein Opfer zu bringen. Daß er einen Ruf nach Berlin bekommen habe; daß Bettina ſtill hier leben könne und werde. Das Erdgeſchoß ließ ſich vermieten, gewiß an einen andern Arzt, wo es durch drei Generationen ein Doktorhaus geweſen war. Bettina konnte oben mit dem zweiten Stock auskommen. Sie wollte ſich nun ganz der Arbeit widmen und verſuchen, als Schriftſtellerin voran zu kommen. Vielleicht gelang es auch, einen Käufer für das Haus zu bekommen. Von Ruperts Einnahmen in Berlin konnten ſie vorerſt nicht zu zweien ſo bequem leben wie ſie es gewohnt waren. Deshalb, und um das Haus zu verwalten, mußte ſie hier bleiben; Rupert würde ihr, bis ſie genug ſelbſt verdiene, etwas dazu ſchicken ...

Sonſt war die Frau ja geſättigt, wenn ſie Zahlen erfuhr, wenn ſie in all und jede Einzelheit eingeweiht wurde und nachher vor jedermann als die Unterrichtete auftrumpfen konnte. Heute aber war ſie zäh. Sie verteidigte etwas, was ihr vernünftig ſchien, wofür ſie ſich ſchon engagiert hatte. Denn ihr wiſſendes Lächeln hatte heut ſchon drei, vier Fragenden beſtätigt, daß es kein müßiges Gerede ſei, daß Bettina ſich verlobe.

Sie ſchilderte die Liebe und die Leiden des armen James Rothhaller mit Leidenſchaft. Ein fühlendes Weib konnte ihm nicht das Herz brechen. Nein, konnte, durfte es einfach nicht.

Bei dieſer Schilderung ſchloß Bettina einmal die Augen — wie von Qual überwältigt —

Wer fragte danach, ob ihr Herz brach? Er, der eine, war auch über ſie hinweggegangen — ſo ſtiehlt einer dem andern das Glück ...

Und bei dieſen Schilderungen kam ihr noch eine Vorſtellung: ſie ſollte hier in dieſer Enge weiterleben? Und immer dem Manne begegnen? Und in ſeinem Blick die eigenen Leiden erkennen?

‚Nein,' dachte ſie verzweifelt, ‚nein —'

Rupert kam zurück. Er ſah, wie bleich Bettina war, wie ihre Augen ſprühten, hörte die Reden der Frau und wie ſie nun ihn als Hilfstruppe heranziehen wollte.

Da griff er ein. Er ſagte, daß Bettina ſich geſtern ſchlecht befunden habe und der Ruhe bedürfe. Das veranlaßte Oſtertags, aufzubrechen. Die Frau war empfindlich, trug den Kopf ſehr hoch und ſah ihren Mann öfters ſehr bedeutungsvoll an. Aber ſie ſchied doch mit vielen Ermahnungen im äußerlichen Frieden, um noch Möglichkeiten offen zu laſſen. In der Haustür lenkte eine Tatſache ſie plötzlich noch von allem Zorn ab.

„Es regnet ja gar nicht mehr!" rief ſie in tiefſtem Erſtaunen, als ſei ihr die Fortdauer des Regens bis zum jüngſten Tag garantiert geweſen.

Dann waren ſie fort.

Bettina riß im Eßzimmer, das voll Zigarrendampf und Weindunſt war, die Fenſter auf, eilte dann in ihre Wohnſtube nebenan, das gleiche zu tun, und trat auf die Veranda hinaus.

Ja, der Mond war zu ſehen. Ein Wolkenſtreifen zog ſchmal ſo über ihn dahin, daß die ein wenig abgeplattete, weißgelbe Glanzſcheibe ſchräg zu ſtehen ſchien. Unter ihm, in dem Bruchſtück des klar gewordenen Nachthimmels, ſtanden, ſchwarzen Silhouetten gleich, die Formen des Kirchturms und des Treppengiebels.

Rupert kam und ſtellte ſich neben Bettina.

Still ſahen ſie hinaus. Und ſie dachten beide an die Worte, mit denen der Geliebte, der Freund, ſeinen Brief geſchloſſen hatte ... Dieſe Worte, mit denen er ihnen ſagte, wie ſehr ſeine Heimat hier geweſen war ...

Bettina fühlte förmlich ſeine Nähe — wie er hier oft mit ihnen geſtanden hatte, im Abendrot oder Mondſchein den ſpitzen Turm zu betrachten ...

Plötzlich umſchlang ſie mit ihrem Arm den neben ihr gebückt hinausſchauenden Bruder.

Ihre Wange an der ſeinen, ſprach ſie leiſe und flehend: „Nimm mich mit — nimm mich mit.“

Und weil er ſchwieg und ſie nur feſt, feſt an ſich zog, wußte ſie: Ja!

Durch ihre Seele ging eine Frage:

‚Werde ich das Leben — oder wird das Leben mich beſiegen?‘

(Fortſetzung folgt.)

Ende Mai.

Ich hab' den ganzen Mai entlang
Nichts anderes gedacht,
Als Reim und Lied und Sang
und Klang
Bei Tage und bei Nacht. —

Und jedes Lied, das ich erſann,
Verfuhr nach einer Sitte:
Du ſtandſt in allen vorne an,
Am End' und in der
Mitte!

Käte Freiin von Tettau.

Das Fürstentum Liechtenstein.

Von Hans Berger.

Es gibt Geschlechter, aus denen sich die Geschichte ein liebenswürdiges und anziehendes Spielzeug zu machen scheint. Zu ihnen gehört das Liechtensteinische. Dieser Name, den wir in der Geschichte der Kaiserstaaten und in den parlamentarischen Kämpfen des jüngsten Österreich finden, er schwingt auch mit, sobald man an van Dyck denkt oder Rembrandt; an deren gleichermaßen herrliche und gleichermaßen für die beiden grundverschiedenen großen Meister bezeichnenden Gemälde von jungen Frauen in der Liechtensteinschen Galerie im Alsergrundviertel von Wien. Dann geht ein schalkhaft behagliches Lächeln um unseren Mund, wenn wir an das Urbild aller verliebten Donquichotten denken, an jenen Ulrich von Liechtenstein der Minnesängerzeit, der auch gleich noch sein eigener autobiographischer Cervantes zu unserer ironischen Wonne geworden ist. Und anders, aber auch behaglich und schalkhaft, kommt das Lächeln wieder, wenn uns einfällt, daß es in Europa ja auch eine souveräne Monarchie Liechtenstein gibt — von der den meisten freilich nicht viel mehr bekannt ist, als der anscheinend unveräußerliche Treppenwitz der Geschichte: daß Liechtenstein bei den Neuordnungen anno 1866 nur vergessen worden und eben dadurch europäisch souverän geworden sei.

Immer haben das Gemüt — ich sage absichtlich so — diese Däumlinge der Staatengesellschaft vergnüglich und sogar wohltuend beschäftigt. San Marino, Republik Andorra, Fürstentum Liechtenstein. Es tut so wohl, wenn man sieht, daß der eisenharte Gewaltschritt der großen Staatenbildung einem Veilchen am Wege auszuweichen vermag, tut so wohl, wenn nicht alles immer versystematisiert sein muß. Gerade wir Deutsche haben einen uralten Hang zu der gerne gegönnten Ausnahme, zu Humoren dieser Art. Wir würden auch das Fürstentum Monaco mit der gemütshaften Zärtlichkeit solchen politischen Humors bedenken — wenn nicht Monaco eben auch Monte Carlo wäre.

Gar nicht zu reden von den Briefmarkensammlern. Aber in der Beziehung ist Liechtenstein kein deutsches San Marino. Hier kommt schon ein etwas verlegener Zug in das sonst gesunde Antlitz der europäischen Monarchie des Fürstentums Liechtenstein. Die Marken, die man in Liechtenstein auf die Briefe klebt, tragen den Kopf des Kaisers Franz Josef. Und das Geld, das man dort im Lande — nicht übermäßig, aber wohlverteilt auskömmlich — hat, trägt den Doppeladler des k. k. Reiches. Nur Fürst Johann II., der souveräne Herr von Liechtenstein, tut, wenn er ausfährt, Geld in seinen Beutel, das sein eigenes Bildnis zeigt; er macht von dem Rechte, zu münzen, für seine Person Gebrauch. Diese liechtensteiner Gold- und Kronenstücke laufen aber eher durch Wiener Hände als durch die der Landeskinder.

Fürstentum Liechtenstein, 159,5 Geviertkilometer, die zum weitaus größeren Teil rauhes Gebirgsgelände sind, und 9650 Einwohner (im Jahre 1906), von katholischem Bekenntnis und deutscher Sprache; keinerlei Staatsschuld. Das ungefähr wäre das Statistische.

Aber diese deutsche Sprache hat mancherlei romanische Brocken in sich, und zwar von alters her, sie sind nicht etwa von sogenannter Bildung hineingewelscht. In allen diesen Gegenden wohnten einstmals die von den Römern romanisierten, ethnographisch immer noch unbestimmten Räter: die Rätoromanen, wie wir heute ihre letzten Reste in den obersten Alpentälern nennen. Liechtenstein liegt mitten in diesem alten Rätergebiet, d. h. nicht dem jetzigen, sondern dem geschichtlichen. Es liegt bekanntlich am rechten Ufer des Rheins, da, wo er die hohen Alpen durchzieht. Eine gute Strecke unterhalb von Chur beginnt es, besteht größtenteils aus den nordwestlichen Abhängen des Rhätikon und wird umgrenzt von den Kantonen Graubünden und St. Gallen, sowie dem österreichischen Vorarlberg. Der Name der Hauptstadt ist rätoromanisch: Vaduz, in korrektem Latein Vallis dulcis, liebliches Tal. Die sprachliche Vermittlung erkennt man leicht in der älteren Namensform Valdulsch, wobei, wie so oft im Alamannischen, aus dem l dialektisch eine Verdumpfung des vorstehenden Vokales geworden ist.

Vaduz ist auch der alte Name des Landes. Nachdem längst vor Jahrhunderten die rätischen Einwohner durch Zuwanderung und Germanisation zu Deutschen geworden waren, wurde erst im Jahre 1719 auch der Landesname deutsch. Nämlich dadurch, daß Kaiser Karl VI. die Herrschaften Vaduz und Schellenberg des Anton Florian von Liechtenstein zu einem reichsunmittelbaren Fürstentum mit dem einheitlichen Namen Liechtenstein erhob.

So kam der Name aus Österreich oder eigentlich aus Steiermark hierher. Denn die Liechtenstein sind, wie man aus der Literaturgeschichte durch das Verdienst des minnesängerischen Frau-Venus-Ritters weiß, ein von Hause steirisches Geschlecht. Und somit ein inländisch österreichisches. Man dürfte also selbst als geborener Vaduzer von der geschichtlichen Seite her ihnen nicht verargen, daß sie in Wien wohnen und immer große Herren waren, die ihren Schwerpunkt in dem Kaiserstaate fanden.

Die freien Herren von Liechtenstein aus der Steiermark waren von Hause aus ansehnlich und wurden in den alten Jahrhunderten immer reicher, so daß sie mancherlei große Herrschaften ankauften, bis nach Schlesien. In dieser Weise kauften sie denn auch im Jahre 1699 die zum schwäbischen Reichskreise gehörigen Herrschaften Vaduz und Schellenberg. Diese waren schon seit geraumer Zeit zusammen und hatten in den Händen verschiedener schwäbischer Grafenhäuser gewechselt, u. a. der Grafen von Werdenberg (oder rätoromanisch Montfort), der von Sulz und von Hohenems. Es waren kleine Reichsterritorien, nicht anders als es sie namentlich im Schwäbischen — seit dem Interregnum, das das schwäbische Herzogtum auflöste — unzählige gab. In nichts anders, als die benachbarten Grafschaften Toggenburg, Sargans, Bludenz, Feldkirch, Bregenz, die seitdem entweder in die Schweiz oder in Vorderösterreich aufgegangen sind.

Die heutige Souveränität von Liechtenstein leitet zurück auf den schon erwähnten Akt Karls VI. Es gehörte zur Reichspolitik der Wiener Kaiser, bei günstiger Gelegenheit das vorzunehmen, was man in England Pairsschub nennt. Sie suchten zuverlässige und, was ihnen dazu gehörte, katholische Herren durch kaiserliche Rangerhöhung auf die Fürstenbank des Reichstags und der Kreistage zu bringen, wo ihre Abstimmungen für den kaiserlichen Gönner viel größeren Wert hatten, als wenn sie in den kollektiven Stimmabgaben der Grafen- und Herrenkurien verschwanden. Daher die Fülle fürstlicher katholischer Familien im Bereiche des heutigen Süddeutschland und auch im Rheinland. Zumeist sind freilich diese Kleinfürstentümer aus kaiserlichen Gnaden nachmals der gnadenlosen Mediatisierung unter Napoleon wieder erlegen.

Natürlich mußten es reichsständische, reichsunmittelbare Herrschaften sein, auf Grund derer die Erhebung erfolgte, und solche bot vor allem das zersplitterte Schwaben dar, noch mehr als das rheinische Gebiet. Die Liechtensteins waren als österreichische Lehnsträger schon seit dem Beginn des Dreißigjährigen Krieges (1618 und 1623) Fürsten; ihnen hatte Kaiser Ferdinand II. im Jahre 1623 auch das den brandenburgischen Inhabern nicht ganz rechtlich entzogene Fürstentum Jägerndorf übertragen — aus welcher alten Streitfrage, in Verbindung mit verwandten, ja der Angriff Friedrichs des Großen auf Schlesien erfolgte. Aber damit waren sie nur erst landsässige Fürsten in verschiedenen Kronländern der habsburgischen Lehnsherren. Reichsfürsten wurden sie durch die kaiserliche Erhebung von 1719, auf Grund der reichsunmittelbaren schwäbischen Herrschaften. 1772 ist dann eine Teilung des Hausbesitzes erfolgt, die das Fürstentum nebst dem Hauptteil der österreichischen Güter der Linie des ältesten Bruders Franz Josef zuwies, während der jüngere, Karl Borromäus von Liechtenstein, der Begründer einer geringer ausgestatteten Nebenlinie wurde.

Dieses Verhältnis der Fürsten als einheimischer großer Grundherren zu dem Kaiserstaate Österreich, im Verein mit der geschützten Lage des kleinen zwischen Österreich und Schweiz eingebetteten reichsunmittelbaren Gebietes, hat dieses durch alle neueren Sturmzeiten der deutschen Geschichte glücklich hindurch geführt. Es wurde, wie von Napoleon, so auch vom Wiener Kongreß verschont. Als ein charakteristisches Überbleibsel des hl. Römischen Reiches trat es in das XIX. Jahrhundert mit ein und lebte in ihm weiter als selbständig berechtigtes Mitglied des vom Wiener Kongreß geschaffenen Deutschen Bundes.

Indessen läßt sich das Verhältnis von Fürst und Land etwa dem von Lippe oder Reuß doch nicht ganz vergleichen. Die Fürsten blieben immer in erster Linie österreichische und Wiener Grandseigneurs, mit dem besonderen Schmuck einer kleinen hinzugefügten Souveränität in ihrer hochadligen Krone. Fürst Johann Josef, der 1805 bis 1836 regierte, war aktiver österreichischer General und Feldmarschall, der sich gegen Napoleon wohlverdienten Ruhm erwarb und den Sieg von Aspern entscheiden half; er hat dann für Österreich den Wiener Frieden vom 14. Oktober 1809 abgeschlossen. Auch er war, wie schon die Vorfahren und wie sein heute lebender und regierender Enkel, ein kunstsinniger Mann, der manches für die Bereicherung der in Wien angesammelten Kunstschätze des Hauses und auch sonst für die Künste getan hat. Man braucht nur daran zu erinnern, wie oft in den zueignenden Widmungen der große Wiener Musiker der klassischen Zeit der Name Liechtenstein neben denen des übrigen Hochadels wiederkehrt.

So war es fast selbstverständlich, daß das Fürstentum in den Zollbeziehungen und ähnlichen Dingen nicht gegen Österreich Ausland zu spielen versuchte. Zu der Zolleinigung mit dem Kaiserstaate treten ähnliche Zusammenschlüsse und Abkommen hinzu. Man kauft in Vaduz seine Zigarren wohl oder übel in der k. k. Tabaktrafik, die Verzehrungssteuer schließt das Ländchen an Vorarlberg, die höchste richterliche Instanz ist das Oberlandesgericht in Innsbruck, und von Geld und Postwesen sprachen wir schon.

Suchen wir in wenig Worten ein Bild des Landes zu gewinnen. Da ist zunächst der schöne und fruchtbare Talabschnitt des jungen Rheins. Freilich bildet der Fluß mit seinen herabbrausenden graugrünen Schmelzwassern im Frühjahr eine stete Überschwemmungsgefahr, an welche die von ihm aufgeschichteten gewaltigen hellen Kiesmassen nicht minder beständig denken lassen, wie anderseits die Werke der Menschen, Kanalisierung und mit allen Kräften wohlgehütete Dämme. Dann steigen mählich vom Tal die unteren Abhänge an, mit Wein, mit viel

Obst, mit Äckern und schönen Wiesen. Und mit nicht wenigen Burgen, wie sich von selber versteht an einer im Mittelalter so viel befahrenen Verkehrsstraße, da ja der obere Rhein der Ausgang von den ehemals sehr wichtigen Graubündnerpässen — Splügen, Septimer, Julier — zum Bodensee war. Endlich das wald- und weidereiche alpine Mittelgebirge, das sich zu Köpfen und Kämmen von zirka 2500 Metern erhebt. So sind Getreide, Viehprodukte, Obst und Wein die Haupterzeugnisse des Landes, und als Gewerbe kommt vornehmlich die Holzindustrie hinzu. Bei der sehr geschützten Lage und dem milden, reinen Klima des Ländchens entsteht hier gewissermaßen ein Musterbild der mannigfaltigsten Gebirgswirtschaft des Alpengebiets, des nördlichen und des weinreichen südlichen zugleich.

Auf den genannten Johann Josef folgte sein Sohn Fürst Aloys (1836—1858) und auf diesen sein 1840 geborener Sohn Johann II., der heutige Souverän. Bei seinem Regierungsantritt im Jahre 1858 wollten seine getreuen Untertanen zum Ausdruck bringen, daß die Ära der Volkswünsche doch auch an ihnen nicht spurlos vorübergegangen sei. Sie kamen auf die praktische Idee, er möge als ihr Fürst auch ständig bei ihnen residieren und sein vieles Geld „im Lande" verbrauchen. Dieses tat Johann II. zwar nicht; er beglückte seine klugen und schon ohnehin ganz gedeihlichen Bauern aber in idealerer Weise, indem er ihnen — eine Verfassung verlieh. Das Besitzen einer Verfassung war zwar schon damals kein ganz so wundersam herrliches Himmelsgut mehr, wie um 1819 oder 1830, aber immerhin kam es in dieses freundliche und patriarchalische Stilleben nicht fühlbar verspätet. Denn einzelne „Errungenschaften" hatte das Land schon seit Menschenaltern aufzuweisen. Zum Beispiel die, daß der Fürst zugesagt hatte, wie man es von ihm verlangte: die Illuminationen, die er an seinem Geburtstag wünschte, selber zu bezahlen.

Seit der Verfassung von 1862 — damals wurde sie fertig — tritt also jährlich einmal in Vaduz der Landtag zusammen. Er zählt fünfzehn Mitglieder, wovon drei der Fürst ernennt. Konflikte gibt es durch diesen Konstitutionalismus nicht. Das tatsächliche Gesicht der Landesverwaltung ist trotz Parlamentarismus und modernen Zeitformeln die Miene und der Wille des gnädigsten Herrn. Genau wie bei Napoleon I., nur ungefährlicher und höflicher, als Napoleon war. Der Fürst wendet viel Geld auf Kirchen und Klerus, aber auch auf Schulen, Straßen und sonstige weltliche gemeinnützige Zwecke. Diese altpatriarchalisch übernommene Freigebigkeit macht die Bewohner von direkten Abgaben fast frei; die indirekten Einkünfte aus den Zoll- und Oktroieinigungen mit Österreich werden in erster Linie auf die Unterhaltung der Rheindeiche verwendet. Die Regierung in Vaduz wird ausgeübt von einem Stellvertreter des Fürsten, einem Landesverweser, der, insofern er dem Landtag verantwortlich ist, auch sein eigner Staatsminister ist. Ihm unterstehen ein Staatssekretär, ein Schatzkanzler, ein Justizdirektor, ein Staatsingenieur und ein Landforstmeister, zu denen die Gemeindevorstände, als Träger staatlicher Funktionen, hinzutreten. Von kundigen Beurteilern der Verhältnisse werden sowohl dies System der Verwaltung wie die einfachen, tüchtigen, landeseingeborenen Beamten als wohlbewährt gerühmt.

Selbstverständlich hielt bei der Sprengung des Deutschen Bundes 1866 Liechtenstein zu Österreich. Sein Heer, bestehend aus 80 Mann nebst einem Hauptmann und einem Trompeter, setzte sich in Bewegung. Es operierte mit so großer Geschicklichkeit und in so treulichem Festhalten an der besten Taktik der ehemals hochlöblichen Reichsarmee, daß es, als alles vorüber war, immer noch nicht angekommen war. Deshalb hat sich Preußen auch gar nicht die Mühe genommen, mit ihm einen besonderen Frieden zu schließen. Nicht aus Versehen und Vergessen behielt Liechtenstein die europäische Souveränität, die ihm im Moment der Auflösung des Deutschen Bundes zugefallen war, sondern weil für Bismarck der büreaukratische Papierverbrauch kein Selbstzweck war. Es hatte ja doch nichts anderes Sinn, als daß man die tatsächliche Lage ins Auge faßte, wie sie war, und das Land stillschweigend in seinem Verhältnis zu Österreich beließ.

Abermals erlebte nun Johann II. eine Zeit, daß die Post viele Eingaben seiner Untertanen in seinen Palast nach Wien brachte. Sie wollten den Militarismus nicht mehr, der seit 1866 zwecklos geworden sei. Johann erwiderte ihnen, genau so hätte er auch schon gedacht und vorgehabt. 1868 wurde also der Hauptmann pensioniert und die allgemeine Wehrpflicht außer Wirkung gesetzt.

Es geht uns doch Eigentümliches durch den Sinn bei diesen Dingen. Hunderttausende von mürrischen oder erhitzten Köpfen in allen Ländern fordern in Rede und Schrift ungefähr ähnliche Entpflichtungen und preisen sie aus als das Glück, wie sie der Liechtensteiner besitzt. Und doch wieder würden sie mit ihm nicht tauschen wollen, und sie verschonen ihn mit ihrem persönlichen Zuzug in sein umfriedetes Land. — Bei den Phäaken saß Odysseus, der die Kämpfe um Ilion kannte und im Hades nicht gebebt hatte. In linder Gastlichkeit saß er, Flötenspiel und Reigen tönten zum festlich bereiteten Mahle, und sein nachdenkliches Auge hing an den errötenden Wangen der lieblichen Nausikaa. Und dennoch stand er auf und reckte die Heldenglieder, daß die Gelenke krachten, und fuhr hin in sein steiniges Ithaka und zerschmetterte die listig täppischen Freier der Penelope. — —

Die Liechtenstein-Galerie. Photographieverlag von J. Löwy, Wien.

Die Liechtenstein-Galerie in Wien. Von Dr. Franz Servaes.

Wien ist eine alte Aristokratenstadt, und das spürt der dort Lebende noch heute. Ein konservativer Zug, gemischt aus gemütvoller Pietät und aus angeborenem Hang zum Sichgehenlassen, beherrscht das Tempo des öffentlichen Lebens. Kaum eine andere Weltstadt hat soviel Scheu vor Veränderungen und Experimenten, man möchte fast sagen: soviel Unlust zur Neuzeit. Das zarte, ehrwürdige Alte, von dem der Berliner so wenig weiß, thront fest und sicher im Gemütsleben des echten Wieners. Nur der Fernstehende kann ihm dies verdenken. Wer die Stadt näher kennen gelernt, wer sich etwa als zugezogener Reichsdeutscher seit Jahren dort heimisch gemacht hat, der weiß dieses Element von natürlicher Ehrfurcht im Wiener Volkscharakter gerade besonders zu lieben und zu schätzen. Es liegt darin soviel Liebenswürdigkeit und soviel Kulturgefühl. Und es wurzelt darin auch etwas so Tiefberechtigtes. Denn der Glanz des alten Aristokratentums, obwohl hie und da nicht wenig verblichen, ist doch im ganzen noch unverwischt und leuchtet still und heimlich weiter.

Nirgends bekommt man dies so lebendig zu spüren als in den Kunstsammlungen der alten Adelsgeschlechter. Galerien wie die der Grafen Harrach, Schönborn oder Czernin findet man nicht so leicht anderswo im Privatbesitze vereint. Die Krone und Perle aller dieser Sammlungen, in ihrer Art die bedeutendste auf dem ganzen Kontinent, ist aber die weltberühmte Fürstlich Liechtensteinsche Gemäldegalerie. Sie geht in ihrem Grundstock auf das zweite Viertel des XVII. Jahrhunderts zurück, ist also bald dreihundert Jahre alt. Damals führte Fürst Karl Eusebius das Kommando, und er darf als Begründer der Galerie angesprochen werden. Seine Nachfahren Hans Adam und Joseph Wenzel, dieser insbesondere, haben dann im Laufe des XVIII. Jahrhunderts die Sammlung zu der Bedeutung erhoben, die sie jetzt noch genießt, und die der gegenwärtig regierende Fürst Johann zu Liechtenstein durch glückliche Ankäufe und durch eine musterhafte Verwaltung noch stetig zu heben bemüht ist. Die prachtvolle Sammlung befindet sich in einem eigenen Palais, das um 1700 herum nach Plänen des Italieners Domenico Martinelli in einem edlen Barockstil erbaut wurde. Es steht im Wiener Alsergrund, durch einen herrlichen, der öffent-

lichen Benutzung freigegebenen Park mit einem zweiten Palais, der Winterresidenz der fürstlichen Familie, verbunden. Dieses wundervolle Anwesen lag ehemals vor der Stadt. Heute ist es von allen Seiten her von einem undurchdringlichen Häusergewirr umzingelt, ein stilles Eiland der Vornehmheit und der Schönheit.

Wer dorthin pilgert und den wohlgepflegten Vorgarten betritt, der ihn zu der von fünf Bogen umsäumten Vorhalle führt, der fühlt sich sogleich wie von Weihe umfangen und läßt den Staub und Lärm der Straße hinter sich. Eine breite, reich mit Gemälden umhangene Prunktreppe führt ihn zum ersten Stockwerk empor, und dort öffnen sich ihm die Säle der eigentlichen Galerie. Sie haben nicht jenes im Anfang unwillkürlich Abschreckende der meisten öffentlichen Kunstmuseen. Nicht bloße Stapelplätze von Bildern erwarten uns hier. Diese Räume haben sich einen Rest von Wohnlichkeit bewahrt. Kostbare alte Truhen und Kommoden stehen an den Wänden; auf verzierten Marmortischen sind Vasen, Leuchter und kleine Plastiken aufgestellt; in weitgedehnten Schrankkästen reihen sich Nippesfiguren und allerhand Schmucksachen und Porzellane anheimelnd aneinander. Dazwischen hängen die Bilder, als dieser Räume edelster Schmuck. Besonders prunkvoll präsentiert sich der große Rubenssaal. Der dort untergebrachte Gemäldezyklus (Darstellungen des Opfertodes des römischen Konsuls Decius Mus) ist so aufgehängt, daß die einzelnen Bilder gleichsam den Wert von Wandfresken haben, während der untere Teil des Saales sich als eine erlesene Sammlung von Bronzen, größtenteils nach berühmten Antiken, präsentiert. Eine steinerne Wendeltreppe führt später hinauf, zum zweiten Stockwerk. Hier befindet sich eine Reihe niedrigerer Zimmer, die, mit nicht ganz einwandfreier Beleuchtung, die zahlreichen Bilder minderen Umfanges beherbergen. Im ganzen sind über tausend Bilder in der Galerie aufgehängt, nachdem in den siebziger Jahren eine strenge Auswahl stattgefunden hat, die etwa fünfhundert Bilder als minderwertig entfernte.

Der vornehmste Wert der Liechtensteinschen Sammlung beruht auf den in ihr vereinigten niederländischen Bildern des

Der Rubenssaal. Photographieverlag von J. Löwy, Wien.

Bildnis eines Mädchens (Ginevra de' Benci). Gemälde von Lionardo da Vinci. (Photographieverlag von Franz Hanfstaengl, München.)

XVII. Jahrhunderts. Hier gibt es besonders berühmte Stücke von Rubens und van Dyck, Rembrandt und Frans Hals, Werke allererſten Ranges, denen unſere Staatsgalerien nicht immer gleichwertige Beſitztümer an die Seite zu ſtellen haben. Indem wir uns nunmehr anſchicken, die Kunſtſchätze im einzelnen zu durchmuſtern, werden wir uns nur auf eine kurze Auswahl von Hauptwerken beſchränken müſſen. Doch findet der Wißbegierige eine ausführlichere Darſtellung und ausgezeichnete Belehrung in dem von der Wiener Geſellſchaft für vervielfältigende Kunſt herausgegebenen Publikationswerk über unſere Galerie. Hier ſind Radierungen unſerer erſten Künſtler, beſonders William Ungers, mit muſtergültigen Photogravüren vereinigt, und dazu kommt, als ungemein wertvolle Beigabe, der vorzügliche Text von Geheimrat W. Bode, dem berühmten Kunſtkenner und Generaldirektor der Berliner Muſeen.

Wir beginnen mit den alten Italienern und nennen als erſten Lionardo da Vinci. Die Werke dieſes Meiſters gehören bekanntlich zu den größten Seltenheiten, und völlig unbeſtritten ſind kaum vier oder fünf. Zu dem in der Liechtenſtein-Galerie aufbewahrten Frauenkopf hat man ehedem auch nach anderen Namen geſucht, um deſſen Urheber zu bezeichnen (Ridolfo Ghirlandajo, Boltraffio). Doch dürfte heute wohl eine allgemeine Einigung auf Lionardo erzielt ſein. Es liegt in der Tat nicht der mindeſte Grund zu einem Zweifel mehr vor; ja man darf ſagen, daß jeder andere Künſtlername bei weitem unwahrſcheinlicher erſcheint als der Lionardos. Wir haben eine höchſt intereſſante Jugendarbeit des etwa einundzwanzigjährigen Florentiner Künſtlers vor uns, der damals noch in lebendigen Beziehungen zu ſeinem Lehrer Verrocchio ſtand. Das Bild dürfte um 1473 entſtanden ſein, und es iſt eine anſprechende Vermutung, daß wir hier das von Vaſari erwähnte Bildnis der jungen Ginevra de' Benci vor uns haben. Als Lionardo, etwa ein Menſchenalter ſpäter, die heute im Pariſer Louvre aufbewahrte „Mona Liſa" malte, da war er freilich ſchon ein ganz anderer, ein Wiſſer und Bewahrer aller Schönheiten und Geheimniſſe, ein Zauberer und Verzauberer von höchſter ſchöpferiſcher Sonderart. Dieſes alles beſaß er um die Zeit, da er jene Ginevra porträtierte, noch nicht; aber es lag doch ſchon wie

Bildnis eines Jünglings. Gemälde von Sandro Botticelli. (Photographieverlag von Franz Hanfstaengl, München.)

Bildnis eines Kanonikers. Gemälde von J. Fouquet. Nach einem Kohledruck von Braun, Clément & Cie., Dornach i. Elf., Paris und New York.

herbe Knospenbildung in ihm. Noch lächelt dieses Frauenantlitz nicht; noch liegt etwas darüber wie geheime scheue Verschlossenheit. Doch schon öffnet sich hinter ihr eine liebliche Landschaft, die sich von dem zackigen Laubgewirr des Mittelgrundes milde abhebt. Das mutet an wie eine stille Verheißung, und man ahnt die kommenden Zeiten, da die Kunst des Malers Lionardo sich soweit freigerungen haben wird, um auch von der Seele und Schönheit des Weibes das bannende Siegel zu lösen.

Gegenüber dem spröden Reiz dieses Lionardesken Mädchens erweist sich ein Männerbildnis von Francia schon erheblich zugänglicher und ansprechender. Immerhin bleibt die Schulverwandtschaft unverkennbar; doch was bei dem einen aufs Große hinzielte, das suchte sich bei dem andern in Liebenswürdigkeit zu verwandeln. Dieselbe Art, den Kopf in feingezogenen Umrißlinien vor eine Landschaft hinzusetzen — nur alles gemildert, minder herb, aber auch minder persönlich! Stärker als Francia zeigt sich Botticelli mit einem Jünglingskopf, der ein richtiger Charakterkopf ist und völlig frei von jener Manieriertheit, die der Maler in seinen späteren Lebensjahren sich erwarb. Auch ein paar Köpfchen von Antonello da Messina sind erwähnenswert; desgleichen zwei Madonnenkompositionen von Mainardi und Bugiardini, von denen die eine Botticelli, die andere Lionardo nahesteht. Ziemlich geringfügig ist die große Schule von Venedig in der Liechtenstein-Galerie vertreten. Als beste Leistung erscheint mir das Werk eines Unbekannten, der dem Tizian nahesteht. Ein stolzer, schöner, süffisanter Männerkopf, bei dessen Zügen man unwillkürlich an den verwegenen Pamphletisten Aretino erinnert wird. Tizian selbst aber ist mit einer „Madonna mit Heiligen“ ziemlich unzulänglich vertreten. Da jedoch aus altem italienischen Privatbesitz gelegent-

Bildnis eines Jünglings. Gemälde von Hans Aldegrever. (Photographieverlag von Franz Hanfstaengl, München.)

lich gute und wohlbeglaubigte Bildnisse des großen Venezianers noch auftauchen, so hält es nicht allzu schwer, diese immerhin fühlbare Lücke auszufüllen. Von den Spätvenezianern sind Canale und Canaletto recht reichlich mit einer Anzahl ihrer bekannten Veduten vertreten. Auch die Akademiker des XVII. Jahrhunderts, besonders Guido Reni, machen sich ziemlich breit, stehen indes unserem heutigen Geschmack recht fern. Weit eher vermögen wir uns mit dem Naturalismus eines Caravaggio zu befreunden, dessen „Lautenspielerin" aus unserer Galerie eine gewisse Berühmtheit besitzt. Der von ihm mit dem idealisierenden Mystizismus einer erbarmenden und gnadenreichen Liebe durchdringt — einer Liebe, die sowohl aus der rührenden Treue menschlicher Jünger wie aus den Erlösergebärden herbeischwebender Engel siegreich hervorbricht.

Nicht sehr reich ist die Ausbeute, die wir auf dem Gebiet der altdeutschen Malerei in der Liechtenstein-Galerie finden. Freilich kann sich die Sammlung berühmen, ein charakteristisches Bildnis von der Hand Richard Wohlgemuths, des Lehrers unseres Dürer, zu besitzen. Allein von dessen großem Schüler und von dessen erlauchtem Rivalen Hans Holbein

Schlachtbild (Decius-Zyklus). Gemälde von Peter Paul Rubens.
(Photographieverlag von Franz Hanfstaengl, München).

beeinflußte, aber beträchtlich über ihn emporgewachsene Spanier Ribera zeigt seine hohen Qualitäten in einer machtvollen „Kreuzigung Petri". Ich gestehe, daß mir dieses Bild zu den bedeutendsten Erscheinungen der Liechtenstein-Galerie zu gehören scheint. Für Riberas Art ist es höchst charakteristisch. Wie diese gekrümmten Arme, Beine und Leiber, goldigfahl beleuchtet, aus dem Dunkel sich hervorringen, das ist von brillantem malerischen Effekt. Desgleichen ist es überaus bezeichnend, wie hier ein an sich brutales Motiv, dessen Brutalität auch keineswegs verschleiert wird, sich

finden wir nichts in diesen Räumen. Der unvermeidliche Cranach ist natürlich vorhanden. Wichtiger und anziehender ist jedoch ein kaum bestreitbares Jünglingsporträt in einer Landschaft von dem sehr seltenen Aldegrever: eine Schöpfung von charakteristisch-fleißiger Durchbildung und selbst von einem gewissen Liebreiz. Wie es scheint, soll auf dem Gebiet altdeutscher Malerei von jetzt ab weiter gesammelt werden. Verschiedene wertvolle Neuanschaffungen lassen darauf schließen, deren künstlerische Herkunft jedoch noch nicht überall feststeht. Aus dem XVIII. Jahrhundert sind zwei recht interessante

Maria Luisa de Tassis.

Gemälde von Anton van Dyck in der Galerie Liechtenstein zu Wien.

(Nach einer Originalphotographie von Franz Hanfstaengl in München.)

Selbstbildnis. Gemälde von C. Seybold.
(Photographieverlag von Frz. Hanfstaengl, München).

liche. Ein leider für manche deutsche Maler typischer Fall!

Es wäre wohl nicht ohne ästhetischen Belang, wenn man das ausgezeichnete Porträt eines Kanonikers vom altfranzösischen Maler Jehan Fouquet († 1483) diesem Seybold gegenüberstellen wollte. Auch dieses Fouquetsche Bild ist vortrefflich in der Detaildurchbildung. Aber darüber hinaus hat es jenen unfaßbaren Reiz, den nur das Mysterium einer lebendigen Seele auszustrahlen vermag. Sonst gehört dieses Porträt zu den kostbarsten Besitztümern der Liechtenstein-Galerie; es wird kaum von einer anderen Leistung des französischen Malers wieder erreicht. Weiter wären von französischen Bildern zu erwähnen eine sehr nette Markt- und Theaterszene von van der Meulen, sowie Landschaften von Poussin und Millet. Das Bildnis eines der Stifter der Galerie, des Fürsten Joseph Wenzel von Liechtenstein, wurde vom achtzigjährigen Rigaud gemalt, und auch das pompöse Feldherrnbildnis mit Moh-

Porträtköpfe von C. Seybold zu erwähnen, wahrscheinlich den Meister selbst und seine Tochter darstellend. Das Selbstporträt bietet wohl das Äußerste an detailliert durchgebildeter Hautmalerei, das man irgendwo finden kann. Jedes Fältchen, jedes Pünktchen ist genau gesehen und notiert. Die Gesamtwirkung ist jedoch eine peinliche, fast schreckhafte. Etwas Totenhaft-Wächsernes liegt auf diesem Antlitz, trotz der forcierten Lebendigkeit im Ausdruck. Man steht nicht mehr einer freien Schöpfung gegenüber, sondern dem pedantischen Resultat einer gewissenhaft-ängstlichen Spiegelstudie. Man kann dem Bild im einzelnen gar keinen Fehler nachweisen — Zeichnung, Valeurs, alles ist richtig gegeben — es fehlt bloß die Beseelung, bloß das ursprüngliche Leben, „bloß“ ... das Eigent-

Bildnis eines Klerikers. Gemälde von D. Mostys.
(Photographieverlag von Franz Hanfstoengl, München.)

Ajax und Kassandra. Gemälde von Peter Paul Rubens.
(Photographieverlag von Franz Hanfstaengl, München.)

ren, das in der Sammlung „Lebrun" getauft ist, wird von Bode diesem Klassiker der weltgeschichtlichen Pose mit gutem Grunde zugeschrieben.

Nunmehr dürfen wir uns den Niederlanden zuwenden, aus deren kunstgesegneten Niederungen die Liechtenstein-Galerie ihre meistbeneideten „Perlen" zu gewinnen verstand. Gleich am Anfang begegnet uns ein meisterliches (ehemals auf Holbeins Namen gehendes) Porträt eines Klerikers von Quentin Massys, das vor zwei Jahren in Düsseldorf auf der Ausstellung der rheinischen Primitiven berechtigtes Aufsehen machte. Bode nennt dieses Bild das Meisterwerk des Quentin Massys; und es erscheint dieses Namens nicht unwert. Es ist in seiner Art von höchster Vollendung, einfach, wahr und lebensvoll; dazu kommt die vortreffliche Erhaltung. Ein Triptychon von Hugo van der Goes, eine Anbetung der Könige, ist gleichfalls ein bedeutendes und merkwürdiges Werk. In den Typen zeigt es Berührungen mit altkölnischen Meistern, in der Komposition aber ist es von einer gewissen kühnen Eigenart (man beachte die Verteilung der Figuren auf das Hauptbild und die Flügel). Von Hans Memling gibt es zwei einander ziemlich ähnliche Madonnen, von denen die kleinere mir den höheren Kunstwert zu besitzen scheint. Sie ist von wundervoller Vertiefung im Ausdruck des Seelischen und zeigt dabei, trotz ihrer bewußt asketischen Formengebung, eine ganz eigentümliche zartkeusche Lieblichkeit. Auch Patinir und andere könnten noch genannt werden. Doch ist es Zeit, daß wir uns den großen Hauptstücken der Galerie zuwenden.

Den Namen des Rubens nennt man gewöhnlich an erster Stelle und mit den höchsten Lobesakzenten, wenn von der Liechtenstein-Sammlung die Rede ist. An Fülle und Umfang der Schöpfungen überragt in der Tat der geniale Flamländer jeden anderen hier vertretenen Meister. Man zählt nicht weniger als achtundzwanzig Werke von seiner Hand, und

ohne die Liechtenstein-Galerie, so heißt es allgemein, ist Rubens nicht kennen zu lernen. Es tut mir leid, mich gegenüber diesem Enthusiasmus etwas kühler verhalten zu müssen. Durchaus erstklassig erscheinen mir unter den hier angehäuften Rubensbildern bloß zwei: das Porträt seiner beiden Jungen (vornehmlich bekannt durch die Dresdener Replik) und das Bildnis des Jan Vermoelen. Daneben gibt es noch einige Porträts von gutem Durchschnittscharakter, ein paar sehr interessante Skizzen zu Plafondbildern und eine lange Reihe von umfangreichen Kompositionen geschichtlichen, biblischen oder mythologischen Charakters, von denen weniger Gutes zu sagen ist. Insbesondere sind die so berühmten acht Darstellungen vom Opfertode des römischen Konsuls Decius Mus, denen jener große Hauptsaal mit den Bronzen eingeräumt ist, beträchtlich überschätzt. Zunächst ist es so gut wie ausgemacht, daß sie überhaupt nicht von Rubens' Hand sind, sondern daß der blutjunge van Dyck sie nach den Entwürfen seines Meisters rasch heruntergemalt hat. Sie waren nämlich bestimmt, als Vorlagen für Gobelinwebereien zu dienen (die auch nach ihnen ausgeführt sind), und darauf ist es beispielsweise zurückzuführen, daß Rechts und Links miteinander vertauscht sind, so daß auf dem großen Schlachtenbild der arme Decius von zwei Linkshändern in den Hals gestochen und niedergehauen wird. Diese äußeren Umstände hätten zur Vorsicht mahnen sollen. Denn auch Rubens, so fabrikmäßig er mitunter verfuhr, hat doch niemals seine „Meisterwerke" von halb-knabenhaften Schülerhänden, wenn auch noch so talentvollen, malen lassen, am wenigsten aber als Entwürfe für eine mit selbständigen Mitteln wirkende fremde Kunsttechnik. In der Tat wird man urteilen müssen, daß die malerische Durchbildung des Decius-Zyklus, bei großzügiger Gesamtanlage, nicht die sorgfältigste ist. Auch ist die Charakteristik mehr derb und packend, als seelisch vertieft. Die einzelnen Szenen sind aus dem Gesamtvorgang vortrefflich herausgeschnitten und werden gleichsam mit dem Instinkte eines genialen Bühnenmeisters vor uns aufgebaut. Aber dem allen haftet etwas Äußerliches an. Man spürt, daß Rubens hier nicht sein Höchstes zu geben trachtete, sondern daß er sich eines allerdings hochwillkommenen Auftrags mit starkem und kühnem Griffe, doch ein wenig „aus dem Handgelenk", entledigte. Sein Hauptziel war eine breite und mächtige dekorative Wirkung, und dieses Ziel ist zweifellos erreicht. Darum wirkt der Saal, den diese Riesenkompositionen schmücken, als Totalität so prächtig und hochgestimmt. Und wer darin herumwandelt, der wird ein Stück Römerleben vor sich erstehen sehen, so heroisch-romantisch in der Konzeption und so temperamentvoll in der Wiedergabe, wie man es nicht bald zum zweiten Male findet.

Diese Malerphantasie schafft strotzendes Leben, wohin sie auch blickt, und unsere alte Erde wandelt sie zu einer Bühne, auf der lauter Kraftgestalten sich trotzig aufrecken und miteinander ringen.

Die Söhne des Malers. Gemälde von P. P. Rubens. (Photographieverlag von Frz. Hanfstaengl, München.)

Dem Decius-Zyklus nahe verwandt und wohl auch zeitlich nahe stehend, ist das in der Galerie mit ihm vereinigte Gemälde „Ajax und Kassandra“. Dieser Ajax ist gleichsam ein zweiter Decius, das heißt ein wadenstarker und breitschulteriger Germane von gutmütig-wilden Gesichtszügen und mit etwas täppischem Wesen. Mit ungeschlachten Siegerhänden greift er, aus einer Wolke kommend, nach der königlichen Priesterin, die den von Amoretten hergeleiteten stürmischen Werber mit leichtem Erschrecken, doch kaum mit gewappneter Abwehr empfängt. Das ist eben noch nicht jene Kassandra, die wir heute kennen, eine feierlich-hehre und im tiefsten Grunde tragische Erscheinung, sondern eine romantisch-üppige Dame, die eine willkommene Siegerbeute darstellt. Hochberühmt war, noch vor einem Menschenalter, die von prächtigen Aktfiguren in gewählten Attitüden belebte Komposition „Die Töchter des Kekrops finden den neugeborenen Erichthonios“. Heute erscheint uns dieses Bild ziemlich kalt und akademisch, und noch weniger vermögen wir uns mit der primadonnenhaft zum Himmel emporfahrenden Mater gloriosa zu befreunden, die durch den kleinsten Erinnerungsblick auf Tizians herrliche „Assunta“ in der Akademie zu Venedig uns völlig entwertet werden muß. Und doch lagen derartige umfangreiche Kompositionen recht wohl in der Machtsphäre der Rubensschen Schöpferkraft. Auch in der Liechtenstein-Galerie gibt es dafür Beispiele, wenn auch nur in Gestalt einiger Skizzen für Plafondgemälde. Unter diesen hat die „Vermählung von Amor und Psyche“ schon öfters reiches Lob gefunden. Hingegen wird der „Apollo auf dem Sonnenwagen“ benannte Entwurf sehr mit Unrecht getadelt. Er ist mit seinen prachtvollen Pferdeleibern und dahinwirbelnden Engelketten von einem wahrhaft brausenden Leben durchpulst. Und wenn man sich entschließen wird, in dem hilflosen Wagenlenker nicht mehr Apollo, sondern den absturzbereiten Phaëton zu erkennen, wird man auch gegen die Hauptfigur nichts mehr einwenden können.

Genuesischer Edelmann (sog. Wallenstein). Gemälde von A. van Dyck. (Photographieverlag von Franz Hanfstaengl, München.)

Bleiben noch die Porträts — und da wird dann unsere Kritik allmählich zum Schweigen gebracht! Einige Bildnisse biederer und knurriger älterer Herren, denen man es ansieht, daß sie wohl auch noch den Degen wacker zu führen wissen, machen vortreffliche Figur und würden in einer minder bemittelten Sammlung wohl den ersten Rang einnehmen. Hier stehen sie immerhin zurück hinter der wahrhaft glanzvollen Leistung des „Jan Vermoelen“ vom Jahre 1616... „Jeder Strich ein Rubens!“ sagt Bode mit vollem Recht, und dabei von solch saftiger Fülle, daß das Bild wie gestern ge-

malt erscheint. Ganz vorzüglich ist auch die Charakteristik des nicht eben sympathischen siebenundzwanzigjährigen Mannes, eines kalten verwegenen Strebers und schlauen Fuchskopfes, der hinter weltmännischer Eleganz einen Zug von Grausamkeit zu verbergen scheint. Dafür geht einem jeden das Herz auf angesichts der beiden entzückenden Burschen, die als die „Söhne des Rubens" Weltruf genießen. Der Jüngere von etwa acht Jahren hat Vaters Gesicht; er ist ein strammer naiver Bube, der emsig dem kleinen Vogel zuschaut, den er an einer Schnur fliegen läßt. Der Ältere, mit den mehr weichen und sinnigen, dabei doch ein wenig schelmischen Zügen der Mutter, stellt bereits die gesetzte Vernünftigkeit (von zwölf Jahren) vor und hat den Arm, gleichsam beschützend, um des Jüngeren Schultern gelegt. Das ist alles so frisch, so wahr, so typisch und so einfach, und dabei in der Farbe so blühend und unberührt, daß man es wohl als „ewig" bezeichnen darf.

Das Selbstbildnis mit der Reiherfeder. Gemälde von Rembrandt. (Photographieverlag von Franz Hanfstaengl, München.)

Und nun zu van Dyck, dem wir bereits als dem malerischen Durchführer von Rubens' Decius-Kompositionen vorher begegnet sind! Nennen wir gleich sein geliebtestes und bestrickendstes Werk, die anmutreiche „Marie Luise de Tassis", ein Bild, zu dem eine junge Antwerpener Patrizierin den verwöhnten Frauenmaler durch den Liebreiz ihrer Erscheinung begeisterte. Es ist wohl das schönste Frauenbildnis, das van Dyck jemals gemalt hat! Wenn man davor steht und den reichen, geschmackvollen Putz, die natürliche und gewinnende Haltung, die holdselige Schalkhaftigkeit des Gesichts mit seinem küssigen Mund und seinen klaren Augen, dazu das dichte schmiegsame Gelock des Haares, das Schläfen und Wangen umfließt, auf sich wirken läßt, dann gewinnt die ganze Gestalt ein fast beunruhigendes Leben, und man steht wie vor einem seltsamen Geheimnis. Möchte man doch in dieser Antwerpener Dame, die vor fast dreihundert Jahren lebte, das Vorbild für jene besondere Schönheit und Anmut grüßen, durch die heutigentags die Wienerin so mannigfaltig ausgezeichnet ist. Und sollte es so ganz undenkbar sein, daß dieses Bild auf das Schönheitsempfinden der Stadt, in der es jahraus jahrein zu sehen ist, einen solchen Einfluß geübt habe, daß sich unbewußt und unwillkürlich die lebendige Schönheit der Frauen und Mädchen leise danach formte? Überhaupt ist wohl van Dyck von allen alten Meistern der am meisten „wienerische", und es ist daher kaum ein Zufall, daß er den besonderen Ruhm der Wiener Liechtenstein-Galerie bildet. Zwar werden die anderen Frauenbildnisse dieser Sammlung vor der „Marie Luise de Tassis" sämtlich

Marine. Gemälde von Rembrandt. (Photographieverlag von Franz Hanfstaengl, München.)

verbleichen, aber es bleibt doch noch eine Anzahl sehr hervorragender Männerporträts übrig, vor allem der sogenannte Wallenstein, der aber weder mit dem Condottiere des Dreißigjährigen Krieges, noch mit Schillers Tragödienheld das mindeste zu tun hat. Eher könnte es ein etwas älterer Bruder des Max Piccolomini sein; in Wirklichkeit ist es aber ein genuesischer Edelmann. Dieses Bildnis ist ein Muster jener vollendeten und eleganten Vornehmheit, die van Dycks persönlichsten Vorzug bedeutet und ihm eine weltgeschichtliche Stellung sichert. Nicht der feudale alte Adel, sondern die neue Nervenaristokratie ist es, die in van Dyck ihren Verherrlicher fand. Davon sind auch außer jenem fälschlichen „Wallenstein" mehrere vorzügliche Proben, unter anderem ein Porträt des Malers Snyders, in der Galerie. Doch auch ganz anders geartete rauhe Gesellen befinden sich dort; z. B. ein dicker Oberst sowie ein breitmächtig im Pelzrock thronender Russe, und nicht zuletzt die hypochondrisch-drollige Erscheinung des ältlichen, aber stahlgerüsteten Grafen Johann von Nassau. Von weiteren Flamländern sind der genannte Snyders mit einigen seiner typischen Jagdbilder und Jagdstilleben, sowie Adriaen Brouwer mit ein paar famosen Halbfiguren liederlicher Bauern vertreten. Sonst gebührt der Löwenanteil den holländischen Malern.

Diese rücken in wahrhaft stattlicher Breite an, und man kann in dieser Sammlung das Gesamtgebiet ihrer schöpferischen Tätigkeit an zumeist trefflichen Darstellungen (auch von minder berühmten Meistern) studieren. Da sieht man die vorzüglichsten Stilleben von Claes Heda, F. W. Tamm und J. Weenix, zum Teil malerische Prachtleistungen, wie ganz besonders die beiden Hedaschen. Sodann das weite Gebiet der Landschaften. Von Jan Vermeer sehen wir einen „Blick über die Dünen", in dem Liebermann vorweggenommen ist; von Albert Cuyp einen „Sonnigen Tag am Wasser", mit ruhig gleitenden Segelbooten und einem dunstig hohen Himmel; von R. de Vries eine große Seelandschaft mit waldbewachsenen Landzungen; von Pieter Molin d. Ä. einen Blick in eine Ebene mit reichem Baumschlag und mit einem friedlich des Weges fahrenden

Wagen. Sodann ist Hobbema mehrfach vertreten mit seinen anheimelnden Teich-, Wald- und Dorflandschaften, die uns die holländische Natur so nahe bringen; nicht minder auch der große Ruisdael, mit seiner Vorliebe für romantisches Waldesdunkel, für geheimnisvoll einfallendes Licht und für im Halbdunkel raunende Kaskaden. Dann aber gibt's noch eine sonderbare Überraschung. Eine Meereslandschaft mit weitem Horizont und fahrenden Fischerboten, ein wahres Wunder- und Meisterwerk, vor dem man den salzigen Duft der See förmlich einzuatmen, ja zu riechen glaubt. Wer ist der Schöpfer dieses Whistlerbildes vor Whistler? Man nennt uns belanglose Namen, die uns wenig sagen, wie Porcellis und S. de Vlieger. Die Tradition freilich und mit ihr die Galerieleitung hat den Mut, einen weitberühmten Namen von ganz einzigem Klang zu nennen, den Namen „Rembrandt" — und wir glauben, sie hat recht. Wer außer Rembrandt wäre fähig gewesen, dieses Bild zu malen? Und warum soll er es nicht gemalt haben, selbst wenn es in seinem Werk ein Unikum bilden würde? Es bildet überall ein Unikum — so merkwürdig ist dieses Bild. Für Rembrandt aber spricht die eigentümlich goldblonde Färbung und jener Hauch des Unsagbaren, der das Ganze umfließt. Dazu kommt die Geringfügigkeit der Mittel, mit der die wunderbare Wirkung erzielt ist. Es sind nur Tonnuancen, die so entscheidend wirken, und die Art, wie diese Tonnuancen zueinander gestimmt sind. Eine kleine dynamische Verschiebung — und das Ganze wäre entgleist! Nur das Genie aber besitzt diese Untrüglichkeit der sensibelsten Empfindung, um hier unter Tausenden von Möglichkeiten genau das Richtige zu treffen, und mit der denkbar größten Schlichtheit. Darum bleiben wir bei Rembrandt!

Wir sehen den Meister noch mit einer Anzahl anderer Werke in der Galerie vertreten. Darunter befindet sich das berühmte Selbstporträt mit der Reiherfeder, ein Dokument jener Zeit, da er mit seiner Saskia glücklich war, und da er stolz und hochsinnig in die Welt blickte. Ein ganz anderer Rembrandt, der der trüben letzten Periode, schaut uns aus einem zweiten Selbstbildnis an. Das ist der im Lebenskampf zermürbte Mann, der von Nöten und Mißerfolgen Bedrängte, der aber dennoch so kindlich-fest in sich selber ruht und unerschütterlich an sich

Willem van Huythuysen. Gemälde von Frans Hals.
(Photographieverlag von Franz Hanfstaengl, München.

selber glaubt — mag auch in seinem Auge ein Zwinkern sein wie von einem Tier, das sich ins Dickicht verkrochen hat. Dann gibt es zwei Brustbilder eines jungen Paares, die beide glücklich und hochgemut dreinschauen, nur leise überschattet von des Lebens Ernst. Besonders das junge Weib, das so still-atmend die Hand auf die Brust legt und so voll und innig den Beschauer anblickt, ist eine starke und tiefe Schöpfung. Dann ist noch der runde Kopf eines blonden, mehr eigenartigen als schönen Mädchens da, das für Rembrandts Schwester gilt und dessen Typus uns auf den Jugendwerken des Malers öfters begegnet. So z. B. auf dem Bilde „Junges Mädchen bei der Toilette", das gleichfalls ein köstlicher Besitz der Liechtenstein-Galerie ist. Hingegen wird die früher auf Rembrandts Namen gehende Komposition „Diana und Endymion" jetzt wohl mit Fug dem Govaert Flinck zugeschrieben.

Das holländische Sittenbild ist in mancherlei Proben gut vertreten. Neben der üblichen Prasserszene von Molenaer, einer Bauernszene von Ostade und einigen nicht völlig gesicherten Bildern von Terborch ist besonders die köstliche Übersetzung eines biblischen Motivs (Bathseba) ins Bürgerlich-Holländische von Jan Steen hervorzuheben, betitelt „Der Brief". Dann aber gibt es noch einige prächtige Porträts. Zunächst einen de Keyser, so voll von Ursprünglichkeit und Frische, daß man das Bild wohl zu den besten Arbeiten des Malers zählen darf. Sodann aber vor allem das pompöse Porträt des Haarlemer Patriziers Willem von Huythuysen, eine Glanzleistung des Frans Hals — „ein Werk von einer Bedeutung, wie es eine ganze Sammlung aufwiegt". Geheimrat Bode, der in der genannten Publikation dieses Urteil fällt, betont mit Recht, daß wir hier eine (zum Typus gesteigerte) „Figur jenes holländischen Bürgertums" vor uns haben, „das den Kampf mit dem spanischen Weltreich glücklich überstanden hatte, so groß und monumental, so lebensvoll zugleich, wie sie in Holland zum zweiten Male kaum wieder gemalt worden ist". Mit dem ganzen Hochgefühl eines Siegers — und wohl nicht bloß über „Feinde", auch über Frauenherzen steht dieser ritterliche Bürgersmann da, stolz, nicht auf Ahnen, sondern auf die eigene Kraft. Hochmütig, ein wenig spöttisch, gleitet sein lustiges Auge über Welt und Menschen dahin, der Rosen nicht achtend, die ihm, wer weiß von welcher Hand, vor die Füße geworfen sind. Die Linke stemmt sich in die Hüfte, die Rechte stützt sich auf den wie einen Spazierstock angepackten Degen. So steht er da, ein Wahrbild der mit Blut errungenen Bürgerfreiheit — ein Wahrbild auch jener unvergleichlichen europäischen Privatsammlung, der Wiener Galerie Liechtenstein.

Deutsche Sehnsucht.

Die römischen Brunnen rauschen so kühl in der Nacht,
Das ist's, was einem die Seele so weh und so wund gemacht;
Als stünde gar eine daheim bei der Linde am Tor
Und härmte sich blind um den Liebsten, den sie nach Welschland verlor.

Ich will doch lieber wieder nach Deutschland gehn,
Und sollt' es im Bettel und in zerrissenen Schuhen geschehn.
In Deutschland läuten die Glocken so tiefen Schall,
Und die Mädchen buhlen und singen so süß wie die Nachtigall.

Und wüßt' ich auch keine, die einst mir die Lippe geküßt,
Gott weiß, wie das Herz mir mit Brand und Sehnen geschlagen ist;
Und wär's auch nur um das Wandern bergauf, bergab,
Und daß ich den Frieden finde daheim und in Deutschland ein Grab.

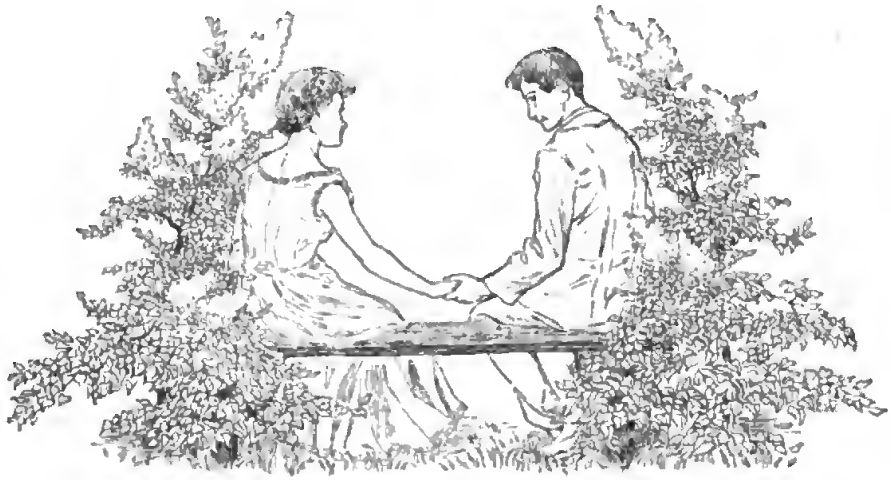
Im Acker der Heimat läg' ich dann fromm und fein.
Drei Kirchhofslinden müßten rings um mein Bette sein;
Die sollten wohl wehen und wiegen im Winde sacht —
Und wär' mir, als rauschten die römischen Brunnen so kühl in der Nacht.

Ad. Holst.

Bildnis einer jungen Frau.

Gemälde von Rembrandt in der Galerie Liechtenstein zu Wien.

(Nach einer Originalphotographie von Franz Hanfstaengl in München.)



Wiederſehen.

Sonderlich ergriff'nen Herzens
Hab' nach Worten ich getaſtet,
Dir zu ſagen, was mich regte,
Was mich innerlichſt bewegte.
Hab' wie nach entfall'nen Schätzen
Wieder ausgeſchaut, um etwas
Zu entdecken, das noch lebte.
Mit den ſuchenden Gedanken
Haſcht' ich nach dem ſchönen, blanken
Schmuck, den wir dereinſt getragen,
Da noch Leidenſchaft und Sehnſucht
Stürmiſch in der Bruſt geſchlagen ...

„Sprich! Gedenkſt Du noch der Stunden,
Da wir hier beiſammen waren?
Länger nicht Vergangenheit
Laß ſie ſein! — Was liegt an Jahren,
Die der Flügelſchlag der Zeit
Seither hat vorbeigetrieben?! —

Denkſt Du noch an dieſes, jenes?
Mein Gott, es iſt nicht ſo weit!
Deucht Dir nicht, als ſei geblieben,
Was wir einſt in himmelhohem
Glücke uns ins Herz geſchrieben,
Wenn wir ſprachen von dem Horte
Unſres Lebens, und die Worte
Nie genug voll ſchöner, zarter,
Liebevoller Kraft uns dünkten, —
Seufzer, Bitten, Überredung ...
Lächle, ſprich! —
Hörſt Du mich?
Zaubernd ſteigt es, gleich verklungenen
Liedern auf in meiner Seele,
Und es wird zu neuem Leben,
Wird zu holder Gegenwart —
Nicke wenigſtens und lächle!
Sag' ein Wort nach alter Art ...
O wie grauſam, wenn Du's wiegſt!
Sprich doch, ſprich!
Hörſt Du mich!?
— — — — — — — —
Welch ein Bangen!"
— — — — — — — —
Dennoch: alles war vergangen —
Und Du ſchwiegſt ...

Otto von Leitgeb.

Vom Schreibtisch und aus dem Atelier.

Wenn die Jungen alt werden ...

Revolution und Reaktion in der modernen Literatur. Von *_*

Rrrrevolution — piffpaffpuff, bumbum, tschingrata! ... Mehr mit Bumbum und Tschingrata als mit dem Piffpaffpuff über Blut und Leichen hub vor einem kleinen Vierteljahrhundert ein Revolutiönchen an, das allerdings bald im Sande verlief, aber doch auch seine Spuren hinterlassen hat. Der Robespierre dieser Revolution war der spätere Napoleon der modernen Literatur: Karl Bleibtreu.

„Revolution der Literatur" hieß eine Broschüre, die Bleibtreu damals in die Welt schickte. Ganz Bleibtreu innen wie außen. Außen ein Deckelblatt mit einem von Blitzen wild zerrissenen, feuergefärbten Himmel. Innen ungeheuer viel Phrasen neben einer Fülle guter, kluger und geistreicher Gedanken: das Ganze mehr ein wirrer Lärm von Raketen und Knallschoten als eine ernsthafte Kanonade, mehr ein rasselndes Feuerwerk als das Sturmgrollen naher Revolution. Aber typisch für den Gärungsprozeß innerhalb des „jüngsten Deutschland" war diese Publikation jedenfalls. Sie räumte auf. Ausgehend von der Behauptung, daß die wichtigste Aufgabe der Poesie die sei, sich der großen Zeitfragen zu bemächtigen und „zugleich" das alte Thema der Liebe „im modernen Sinne" zu beleuchten, verdammte Bleibtreu schlankweg „die ganze bisherige Literatur". Allerdings mit gewissen Einschränkungen, vor allem mit der Einschränkung seines eigenen Schaffens und der Werke seiner Kampfgenossen, zu denen in erster Linie M. G. Conrad, Max Kretzer und Conrad Alberti gehörten.

Man wird heute diese Broschüre nicht ohne Lächeln lesen können; damals erregte sie Aufsehen. Sie war auch in der Tat ein Zünder, denn sie machte zuerst auf jenen Kreis junger Poeten aufmerksam, der mit dem Überlieferten rücksichtslos zu brechen trachtete und das Heil der Zukunft in dem Realismus sah. Über die Art des Realismus stritt man allerdings lebhaft: es gab einen Realismus pur sang und einen solchen, der sich mit der Romantik verband, einen Realismus, der allem Wolkenkuckucksheim entsagte, und wieder einen, der sich vom Boden der Wirklichkeit himmelhoch bis in die Sterne erhob. Aber der Streit, der laute, laute Streit war es eben, der auch verschlafenere Geister erweckte. Und das war ganz gut.

Es war eine seltsame Zeit. Die gefeierten Romangrößen standen allein. Spielhagen, Heyse, Dahn, Ebers, Wolff, Hopfen nahmen die Höhe ein. Keller war sozusagen neu entdeckt worden, Fontane wurde noch wenig beachtet, Lindau und Wildenbruch hatten sich bisher nicht im Roman versucht; im Familienblatt grassierten nach wie vor die Marlitt und Werner, Geschichtswurstler wie Samarow fanden reges Interesse; Conrad Ferdinand Meyer war den meisten fremd, aber Johannes van Dewall wurde verschlungen. Eine kritiklose Zeit, in der Lindau die Feder spitzte, um harmlose Skribifaxe an die Wand zu spießen, und Blumenthal sich zum „blutigen Oskar" vorbereitete: die Zeit des Feuilletonlustspiels, in der die Marionetten Sardous als Menschheitsgebilde betrachtet wurden und Hugo Lubliner als großer Geist geehrt werden konnte.

Es war wirklich eine Zeit des Niedergangs. Der Sturm, der damals einsetzte, hätte Götzen in Menge stürzen können. Aber während die Revolutionäre gegen die Altäre der Alten tobten, bauten sie selber sich neue und suchten die Götzen in den eigenen Reihen. So wurde die große Erhebung zu einem Satirspiel.

Gewittert hatte es schon in der Stille. In der Landgrafenstraße wohnte die liebe alte Frau von Hohenhausen, eine Freundin des Prinzen Georg. Dort hatte Berlin seinen letzten literarischen Salon, in dem bei Tee und Butterbrötchen unaufhörlich Geist in allerhand Formen verzapft wurde; manchmal wirklicher, manchmal nur sogenannter.

Digitized by Google

In diesem Hause las ein Dichter seine ersten Tragödien vor, der nach langen Kämpfen eine Berühmtheit werden sollte: Ernst von Wildenbruch. Seltsam, wenn man es heute hört: Wildenbruch wurde in den Strudel jener Revolutionsbewegung gezogen und galt eine Zeitlang sogar für das Haupt der Rebellen — bis das Haupt abgeschlagen und durch ein neues ersetzt wurde. Die Ersatzköpfe mehrten sich in der Folge; es ging im Handumdrehen.

Für die Studenten war Wildenbruch der Heros. Man muß ihn selber aus jenen Tagen erzählen hören, vor allem von jener Erstaufführung seines „Menoniten" weit draußen im Ostendtheater, bei der das Drama der Szene hinter den Kulissen durch eine Reihe von Lustspielepisoden begleitet wurde. 1882 kam dann der erste große öffentliche Erfolg auf einer Bühne, die sonst nur dem Ausstattungsstück d'ente: der Erfolg der „Karolinger" im Viktoriatheater.

Zu den wärmsten Verehrern Wildenbruchs gehörten derzeit die Brüder Heinrich und Julius Hart, zwei Westfalen von großer Begabung, die in ihren „Kritischen Waffengängen" mit schonungsloser Tapferkeit gegen aufgepumpte Tagesgrößen die Klingen zogen. Diese beiden famosen Kerle waren wirklich noch Bohémiens im Genre Murgers. Sie wohnten im Quartier latin Berlins, in derselben Gegend, in der sich dermaleinst auch Heyses „Kinder der Welt" getummelt hatten: in einem möblierten Stübchen der Luisenstraße, das jedem Nachtquartier bot, der auf die hohe Kunst schwor und der kein Geld besaß, das Morgenfrühstück zu bezahlen. Sie waren auch der Mittelpunkt des literarischen Vereins „Durch", den ein Prachtmensch, ein Gelehrter der Medizin, Dr. Konrad Küster, begründet hatte und der in einem kleinen verräucherten Lokal irgendwo in der Nähe des Spittelmarktes tagte — oder vielmehr nächtigte. Ein junger Feuergeist, Leo Berg, war dabei Küsters rechte Hand und verstand es, dem Kreise immer neue gleichgesinnte und gleichbegeisterte Elemente zuzuführen, nicht zuletzt den Dr. Eugen Wolff, der die Bestrebungen des Vereins sogar in zehn Thesen kleidete, in denen wohl auch zum erstenmal der Ausdruck „Die Moderne" (im Gegensatz zur Antike) Verwendung fand. Das war nun freilich ein anderer „literarischer Salon" als bei der guten Frau von Hohenhausen; es wurde viel geraucht und wacker poluliert, es wurde gewaltig räsoniert, peroriert und blasphemiert: aber die Musen kamen nicht zu kurz dabei. Henry Mackay las aus seinen Dichtungen vor, Franz Held aus seinem neuen Romanzero, Arno Holz aus seinem „Gedenkbuch"; selten fehlten Johannes Schlaf, Adalbert von Hanstein, Oskar Linke, auch Bleibtreu, Arent, Hartleben, Hauptmann tauchten zuweilen auf. Das war die Zeit, da eine pomphaft angekündigte Anthologie „Moderne Dichtercharaktere" auch der Lyrik neue Bahnen schaffen wollte. Wilhelm Arent, ein hübscher Jüngling, der mit Weltmüdigkeit kokettierte, wie es vor ihm ein anderer „müder Mann" getan hatte, Richard Voß, Hermann Conradi, eine krankhaft leidenschaftliche Natur und ein poetischer Draufgänger, Karl Henckell, waren die Herausgeber, um die sich eine ganze Korona junger Talente scharte, die alle „modern" sein wollten, so wie Holz es ihnen zurief:

„Kein rückwärts schauender Prophet,
Geblendet durch unfaßliche Idole —
Modern sei der Poet,
Modern vom Scheitel bis zur Sohle!"

Also „die Moderne" war geboren worden: ein Kind der Revolution. Zu der Moderne gehörte auch eine gewisse „Mannhaftigkeit" im Politischen. Nicht Henckell allein färbte seine Verse in Tyrannenblut und sah sein Höchstes in bitterer Verhöhnung des preußischen Leutnants; neben ihm standen Leopold Jacoby, John Henry Mackay und Maurice Reinhold von Stern mit gepfefferten Tendenzdichtungen auf dem Plan. Die gesamte „Moderne" schien langsam politischer und ästhetischer Tendenz zu verfallen. Alle diese Leute steckten voll starker Begabung. Aber sie sprachen zuviel, und noch mehr — versprachen sie und blieben in ihren Programmen stecken.

Ein Teil der Berliner Revolutionäre schloß sich der süddeutschen Gruppe an, nachdem sich Bleibtreu, Wildenbruch und Wolfgang Kirchbach schon in feierlichen Erklärungen von den „modernen Dichtercharakteren" getrennt hatten. In München schuf Michael Georg Conrad in der Zeitschrift „Die Gesellschaft" einen Kristallisationspunkt für die süddeutschen Modernen und wurde damit zum „Hutten der literarischen Revolution". Dem Verleger des Blattes, Wilhelm Friedrich in Leipzig, fiel später auch noch das altberühmte „Magazin der Literatur" zu, dessen Redaktion Bleibtreu übernahm. So hatte der Parnaß der Revolutionäre also zwei Organe zur Verfügung, in denen man sich austoben konnte.

Und man tat es gründlich. Conrad, der „ewige Student", rempelte in der „Gesellschaft" nach Herzenslust die alte Garde an, während Bleibtreu im „Magazin" hauptsächlich seiner eigenen Verherrlichung lebte. Man radaute fürchterlich. Kirchbach schrieb bissige Satiren gegen Heyse, Conrad Alberti giftige Briefe aus dem Berliner Theater- und sozialen Leben, Hermann Conradi berichtete aus seinem „Leipziger Exil" mit spezieller Verhöhnung von Ebers, Conrad selbst streute nach allen Seiten hin seine saftigen Grobheiten aus. Zwischen diesen meist maß- und ziellosen Ausfällen, mit denen ein wenig angenehmes gegenseitiges Belobigungssystem Hand in Hand ging, fand auch das Literarische eifrige Pflege. Bierbaum, Tovote, Panizza, Gumppenberg, Hartleben, Bahr, Heiberg, Held, Halbe, Liliencron,

Wolzogen, Falke zählten zu den Mitarbeitern der „Gesellschaft"; als neues Talent tauchte späterhin auch ein gewisser Hauptmann mit einer Erzählung „Bahnwärter Thiel" auf. Als Universalgenie zeigte sich vor allem Bleibtreu: in der Tat ein Stück Genie, aber ohne jede Selbstzucht. Er redigierte das Witzblatt „Schalk", das konservative „Kleine Tageblatt", das „Magazin", schrieb Gedichte, Novellen, Romane, Militärgeschichten, Dramen, Leitartikel, wissenschaftliche Werke, Essais, Parodien — alles bunt durcheinander. Er hieb um sich, daß es splitterte, und wählte die Worte nicht; es kam ihm auch nicht darauf an, sich selbst einen „Knoten" zu nennen. Im „Schalk" dichtete er Max Kretzer an:

„Geschmeichelt haben wir uns nie,
Wir sind zwei grobe Knoten —
Wir haben erst uns anerkannt,
Nachdem wir uns Püffe geboten.
Nun aber stehen wir Mann an Mann
Gegen die feilen Kastraten —
Du bist der Douglas, der Percy bin ich,
Zwei schneidige Grenzersoldaten ..."

Und Conrad rief er zu:

„An der Isar grünem Brausen. vielgeliebter Kamerad,
Deine strammen Fortschrittsbeine wiesen mir den rechten Pfad.
Ja, wie Hagen und wie Volker wollen wir verbunden sein —
Bin Dein treuer Heergeselle, Du der Heergeselle mein.
Alle die verzagten Wichter, Blaustrumpfschmierer um uns her,
Wonnebrenzler, Feigenblättler, jagen wir mit scharfem Speer,
Bis die dreimal heilige Wahrheit ihre schwarze Fahne reckt,
Bis der Menschheit tiefste Wunde keine Phrase mehr bedeckt ..."

Beide Proben sind charakteristisch für den Sturm und Drang jener Tage. Die jungen Poeten waren ungebärdige Gesellen; sie stritten sich mit der ganzen Welt, zankten sich auch kräftig untereinander. Die heute noch Arm in Arm das Jahrhundert in die Schranken forderten, drehten sich morgen den Rücken zu. Zuweilen auch lagen zwei Rezensenten in demselben Blatte sich in den Haaren und zausten sich. Aber — es muß betont werden: es war doch auch *mehr* als bloßes Kraftheldentum. Man riß nicht nur herunter — man *versuchte* wenigstens neue Fundamente zu legen.

Am Müggelsee in Friedrichshagen hatte sich inzwischen eine andere Kämpfergruppe zusammengefunden. Die Harts gehörten zu ihr, Wilhelm Bölsche, Bruno Wille und ein junger Mann namens Gerhart Hauptmann: ein Konvivium von Idealisten, aus deren Mitte der „konsequente Realismus", der „Naturalismus", erstehen sollte. In der Nähe hauste ein Freundespaar: Arno Holz und Johannes Schlaf, die unter dem Decknamen Bjarne P. Holmsen ein Buch herausgegeben hatten, „Papa Hamlet" betitelt, den ersten Versuch, das vermeintliche neue Kunstgesetz des vorgeschrittenen Realismus in eine neue Technik zu zwängen. Vom „Papa Hamlet" empfing Hauptmann die Anregung zu seinem Jungferndrama „Vor Sonnenaufgang".

Ein paar Journalisten und Schriftsteller, Otto Brahm und Paul Schlenther an der Spitze, hatten nach dem Muster des Pariser Théâtre libre eine „Freie Bühne" gebildet, die sich vorläufig an die ausländische Produktion hielt. Nur das Drama eines einzigen Deutschen war angenommen worden: eben jenes „Vor Sonnenaufgang", das der alte Fontane und der Schauspieler Emanuel Reicher empfohlen hatten. Es wurde auch aufgeführt, und bei dieser Gelegenheit entwickelte sich eine Premièrenschlacht mit Pfeifen, Grölen, Klatschen, Zischen, Trampeln, wie sie das Theaterpublikum seit langem nicht erlebt hatte. Immerhin: Hauptmann war „entdeckt" worden, und nun fand sich auch für diese Gruppe der Realisten ein gewandter Verleger, S. Fischer in Berlin, der ihr in der „Freien Bühne für modernes Leben" (der späteren „Neuen Deutschen Rundschau") ein Organ schuf.

Das machte den um die „Gesellschaft" sich scharenden Kreis eifersüchtig. Bleibtreu, Alberti, Max Stempel und noch einige taten sich zusammen und gründeten flugs die „Deutsche Bühne". Zur gleichen Zeit traten Bölsche und Wille mit ihrer „Freien Volksbühne" hervor, die sich besonders an die Arbeiterschichten wendete, die in der Folge auch die Partei der „Jungen" in der sozialistischen Bewegung ins Leben rief, von denen viele sich späterhin zu „Ideal-Anarchisten" umkrempelten. Das Umkrempeln war an der Tagesordnung.

Berlin hatte nun also drei Freie Bühnen. Aber der erhoffte Aufschwung blieb aus. Holz-Schlafs „Familie Selicke" zeigte bereits den Bankrott der neuen Technik; Bleibtreus „Schicksal", Albertis „Brot", Julius Harts „Sumpf", Bahrs „Neue Menschen" wiesen durchaus keine neuen Wege; Hauptmanns „Vor Sonnenaufgang", das auch in der Freien Volksbühne zur Aufführung kam, wurde von den Arbeitern gar nicht verstanden. Hauptmann selbst, auf dessen aus dem Handel zurückgezogene Dichtung „Promethidenlos" Bleibtreu schon vor Jahren aufmerksam gemacht hatte, wurde von den Mitstrebern befehdet; Alberti schrieb eine Parodie „Im Suff, eine naturalistische Spital-Katastrophe" und widmete sie den „edlen Diobscuren" Brahm und Schlenther; Hartleben ging in seiner Ibsen-Parodie „Der Frosch" sogar dem großen Norweger lustig zu Leibe. Grimmig wandte sich die „Gesellschaft" gegen die „Freie Bühne" Fischers; jetzt standen „Realismus" und „Naturalismus" im Kampf, und letzteren apostrophierte Alberti mit deutlichem Hinweis auf Hauptmann, Holz und Schlaf wie folgt:

„Hanswurste! Schellenleute, Fastnachtsgecken!
Das also, das ist Eure neue Bühne? ...
Wahrheit ist Eure Losung? Ach, sehr gut!
Das soll der Menschheit einzig würdig sein,
Zu sehn, wie Trunkne sich im Kote wälzen,
Ein Mann ein braves Mädchen sitzen läßt? ...
Wahr wollt Ihr sein? Dies schmutz'ge Bild der Welt,
Kot, nichts als Kot, dies wär' die ganze Wahrheit? ..."

Auch die Münchener Gruppe machte sich in der „Gesellschaft für modernes Leben" insofern selbständig, als sie den Berliner Anhang abzustoßen begann. Das Schlagwort „Moderne" bildete auch hier wieder das Programm; „Moderne Blätter" wurde das neue Organ getauft, und Julius Schaumburger gab in dem Eröffnungsgedicht eine poetische Erklärung des Wortes „modern". Unter diesem Banner wurden nun überall neue literarische Gesellschaften gegründet: in Wien (mit der „Modernen Rundschau"), in Hamburg, in Stettin ging es am lebhaftesten zu, so daß Otto Neumann-Hofer, der inzwischen das „Magazin" übernommen hatte, auf die Idee kam, dieses zum gemeinsamen Organ der genannten Vereine zu machen. Aber es dauerte nicht allzu lange. Der Glanz des schönen Schlagworts verblaßte, der wilde Trubel legte sich allmählich, die Gärung begann sich zu klären — die Jungen wurden älter ...

Was blieb, war nicht wenig. Manche sogenannte Berühmtheit war lautlos unter den Tisch gefallen, manches junge Talent an das Tageslicht gefördert worden. Mit einem Kompromißstück, das Wirklichkeitssinn und alte Schablone vereinte, der „Ehre", hatte Sudermann seine Siegeslaufbahn begonnen, mit seinem „Talisman"-Märchen sich Fulda von den Vorschriften der neuen Meister freigemacht, die er in seiner „Sklavin" sorgfältig beherzigt hatte. Das feuilletonistische Schauspiel, wie es Lindau, Lubliner und Konsorten nach französischem Vorbild pflegten, wurde vom Publikum nicht mehr goutiert; das Empfinden für Wirklichkeitsdarstellung hatte sich in der Tat geschärft und brach auch den alten Kothurnstil auf der Bühne.

Im übrigen: die lautesten Rufer im Streit waren allgemach still geworden; die Sammelwege wurden verlassen, man suchte nach eigenen Pfaden; kluge Leute retteten sich auf sicheres Gebiet; manche verkamen, manche starben dahin, alle wurden sie grau.

Lang ist die Totenliste. Franz Held, der Verfasser der „Gorgonenhäupter" und des merkwürdigen Dramas „Manometer auf 99", endete im Irrenhause; dem Irrsinn verfiel auch der unglückliche Oskar Panizza, ein geistreicher Satiriker, dessen „Liebeskonzil" die Staatsanwaltschaft rebellisch gemacht hatte, und der schließlich aus seinem Pariser Exil, schon im halben Wahn, das Vaterland bitter schmähte. Ein Lungenleiden bereitete Hermann Conradi einen frühen Tod; einer der begabtesten und zügellosesten der jungen Propheten ging mit ihm in die Ewigkeit. Auch Adalbert von Hanstein, der in seinem Buche „Das jüngste Deutschland" als erster die Entstehungsgeschichte jener „Revolution der Literatur" sachgemäß geschildert hat, ist heimgegangen. Andere sind ihm gefolgt. Kürzlich erst ist Wolfgang Kirchbach gestorben, ein feiner Kopf, doch ein wandlungsreicher. Mit einer scharfen Satire auf Heyse begann er, und an Heyses siebzigstem Wiegenfeste hielt er ihm eine begeisterte Rede. Auch Hartleben ist tot. Der muntere Junge hatte schließlich den Humor verloren; aus seinen letzten Schöpfungen schaute ein fremdes Gesicht uns an.

Noch einer der Kämpfer von früher ist jüngst dahingegangen, einer, der auch diesen Blättern nahe stand: Heinrich Hart. Sein Bruder Julius trat schon vor ihm aus dem allzu gellenden Streit der Meinungen zurück und gehört seit Jahren einer großen Zeitung als Kritiker an; der alte Bohémien ist ein glücklicher und behaglicher Hausvater geworden. Das wurde auch Bleibtreu und wurde dick dabei. Nur zuweilen noch rast er und grollt auf die Haupt- und Sudermänner und verwünscht (nicht ganz zu unrecht) die Clique, die ihn totschweigen möchte, wo er doch gar so lebendig ist und unermüdlich weiter schreibt: Militärnovellen, Dramen, dickleibige philosophische Werke zur Füllung des bunten Basars seiner Lebensarbeit.

Die Jungen sind älter geworden, in den sozialistischen und anarchistischen Stürmern hat es sich langsam geklärt. Bruno Wille hat vor Bebel die Segel streichen müssen, es war auch da nichts mit dem „Kampfe der Jungen"; er wirkt in der Stille weiter, wie sein Freund Bölsche, der inzwischen ganz in der Naturphilosophie aufgegangen, aber doch der Dichter geblieben ist und der liebe Mensch mit dem warm quellenden Herzen. Henckell sendet nicht mehr seine schmetternden Amselrufe in die Welt und erschreckt die Hüter der staatlichen Ordnung; er ordnet die „Sonnenblumen" der Gegenwartslyrik. Er hat auch den Anarchismus überwunden, ähnlich so wie Mackay, der den Anarchisten einst in einem doktrinären Roman ein Denkmal gesetzt hatte: eine schwere Bleistatue auf einem gebrechlichen Piedestal.

Wo sind alle die tobenden Geister von einst?! Die „Stimmen im Sturm", die Maurice Reinhold von Stern in den achtziger Jahren erschallen ließ, verklangen und verwehten, ohne daß doch der Sturm sich gelegt hätte. Als blutjunger Mensch war der Sprosse der alten Schwertritter nach Amerika gezogen und hatte dort eine sozialistische Arbeiterzeitung redigiert; auch in der Schweiz galt seine Arbeit dem Sozialismus, und seine „Proletarierlieder" waren Kampfrufe. Hanstein sagt von ihm, seine politischen Ideale hätten so ungefähr dem Programm des Ingenieurs Loth in Hauptmanns „Vor Sonnenaufgang" entsprochen: Kampf gegen das Kapital und den Alkohol.

Digitized by Google

Ob Stern auch heute noch die Enthaltsamkeit liebt und den Geldschrank verachtet, weiß ich nicht. Im sozialistischen Fahrwasser treibt seine Lyrik jedenfalls nicht mehr. Das letzte Gedicht des ehemaligen Redakteurs der „Arbeiter-Zeitung" von New Jersey und des „Züricher Volksblatts" las ich in einer ultrafeudalen Wochenschrift; es galt den Manen Moltkes: „Wer kann Deinen Ruhm besingen? Ein Geklirr von eh'rnen Schwingen Fährt wie Sturmwind durch die Luft ..."

Man wird ruhiger, wenn die Jugend rechtsum schwenkab gemacht hat. Hopfen war dermaleinst ein wackerer Demokrat, und später dichtete er patriotische Festspiele, in denen er den „Reichsnörglern" mit feurigen Zungen Umkehr predigte. Guido Weiß hat diese Umkehr mit seinem feinen Lächeln lustig bespöttelt, und der rote Tölke hätte vielleicht mit seinem Knüppel gedroht, wenn er noch am Leben gewesen wäre. Aber schließlich: politische Wandlungen keimen von innen heraus. Das hat uns auch Conrad Alberti gelegentlich in der „Gesellschaft" erzählt, mit einem gewissen Stolze der Tatsache gedenkend, daß er im Leben schon ein kleines Dutzendmal die Gesinnung gewechselt habe. In seinen realistisch-politischen Essais schillerte er in allen Farben: ein literarisches Chamäleon, das sich heute von sozialistischer, morgen von freisinniger, übermorgen von der Seite des pfahlbürgerlichen Stammtischpatrioten zeigte. Welches Beben der Entrüstung ging durch die Berliner Blätterwelt, als er nach seiner Art einmal das Tages- und Jahresdasein der Berliner Plutokratie schilderte! Wie nahm er sich die feile Presse vor, wie haßerfüllt übte er Kritik an dem im innersten Kern verfaulten, übersatten Bürgertum, mit welchen glühenden Worten prophezeite er zur Jahrhundertwende das Ende der alten Kulturwelt! Rrrrrevolution — „sie wird uns alle, alle verschlingen!" Bum, bum ... Aber Trummen und Trommeln gellen nicht mehr. Herr Conrad Alberti ist Redakteur einer der geschmähten Bourgeoiszeitungen geworden.

Vom „Hutten der literarischen Revolution", dem streitbaren Erzengel Michael: von Conrad in München hört man nur noch wenig. Seine Riesen-Romanserie, dies große Spiegelbild der Zeit, ist unvollendet geblieben, sein einstiger Verleger ist in das Ausland verzogen, nicht ohne dem alten Kampfgenossen noch ein Schmähwort nachzurufen. Nun fand Conrad Pfade, die er niemals betreten wollte: die breiten Chausseen zu den Romanzeitungen und Familienblättern, bequeme Wege, die auch zu Erfolgen führen, aber zu Erfolgen, für die der alte Ritter Hutten einst nicht viel übrig hatte. So ist auch Heinz Tovote längst aus seinem ersten wilden „Liebesrausch" erwacht. Die Rosen duften nicht mehr betäubend in schwüler Sommernacht; sie stehen höchstens auf dem Kaffeetisch und sind nicht für ein illegitimes Liebchen bestimmt, sondern für Muttern, die dem Knaben wehrt, wenn in ihm Heinzens sassischer Dicktopf lebendig zu werden droht. Ein bißchen Abklärung tut immer gut, und auch der „runde Tisch" im Familienzimmer bietet zuweilen ein nicht zu verachtendes Regulativ. Vom „Liebesrausch" bis zu „Hilde Vangerow" ist ein weiter Schritt. Aber Hildes Liebe und Liebesnot stammen aus besseren Tiefen als der verflogene „Rausch".

Da ist Max Kretzer, den Bleibtreu den „deutschen Zola" nannte. Er hat sich lange an sein Vorbild gehalten. Für seinen Aufsehen erregenden sozialen Roman „Die Verkommenen" — ein vereinzelt gebliebenes Meisterstück — würde er 1883 in einem der tonangebenden liberalen Blätter kaum Absatz gefunden haben, denn in jener furchtbaren Schilderung großstädtischen Elends kamen auch Juden vor, und damals war man empfindlicher und auch weniger verständig als heute. Das „Deutsche Tageblatt", eine eben begründete Zeitung, die christlich-soziale Interessen vertrat, brachte den Roman, und sein Verleger Luckhardt führte ihn auch in den Buchhandel ein. Er erregte das Entsetzen der hinter den Kulissen des Blattes stehenden Machthaber, der Grafen Behr, Bernstorff, Mirbach und anderer, und machte Kretzer mit einem Schlage berühmt. Aber er hielt sich nicht auf der Höhe. Die verpönten Familienblätter zahlen gute Honorare; nur darf man dann kein Zola sein.

Von den alten Stammgästen der „Gesellschaft" hat sich mancher einen literarischen Namen geschaffen; aber nicht viele haben halten können, was sie versprachen. Max Halbes „Jugend"-Anlauf ist jäh verkümmert, der „schneidigen Muse" Liliencrons scheinen Ehe und Heim nicht recht zu bekommen. Wilhelm Arent ist reich geworden und singt nicht mehr. Eugen Wolff doziert als Professor; Würde und Amt haben ihn langweilig werden lassen. Interessanter ist schon der literarische Lebensweg Wolzogens. Als überzeugter Naturalist war er einer der Bannerträger Hauptmanns. Aber schon in dem leicht gebauten Erfolgsschwank „Die Kinder der Exzellenz" warf er zugunsten klingender Tantièmen flugs seine Überzeugung über Bord, um sie im „Lumpengesindel" wieder sorgsam aufzuraffen. Es sollte diese Komödie sozusagen ein Abbild sein des genialen Zigeunertums, das sich um die Brüder Hart scharte, aber es war doch nur eine schwache Kopie. „Er sah den Staub der Dinge qualmen," sagt Bölsche, „aber nicht den Sonnenstreifen, der hindurchbrach ..." Und dennoch war „Das Lumpengesindel" der letzte dramatische Erfolg Wolzogens. Wie im Leben, so ging er von nun ab auch literarisch in der Irre. Nur der Zigeuner ist er geblieben. In der Bohème fühlte dies alte Kind sich immer am wohlsten, und aus solchem Wohlgefühl am fahrig Ungezwungenen und künstlerisch (oder unkünstlerisch) Ungebundenen heraus entstand auch jenes Zwittergebilde von ernsthafter Bühne

und Tingeltangel, das er „Überbrettl" taufte. Ich denke, zum Glück für seine literarische Zukunft ist Wolzogen bald wieder aus seinem blauen Impressariofrack und den perlgrauen Hosen geschlüpft. Es gibt Leute, die derlei nicht kleiden will. Hermann Bahr, der bedeutende Neutöner mit der Stimmungslocke auf der Stirn, würde sich im Kostüm vielleicht besser machen. Seine literarische Garderobe war allzeit reichlich versehen. Als Clown produzierte er sich zuerst; andere meinten als Stilkünstler. Wenn er heute die Ausgeburten seiner Sturmzeit durchfliegt, seine „Funktion des Dritten" und die „Gute Schule" meinetwegen: er würde wohl selber lachen. So wahnsinnige Satzverrenkungen, Ragouts abgehackter Perioden mit seltsamen Bindemitteln ungrammatikalischer Einschiebsel, so etwas ganz Verrücktes hatte vor ihm in der Tat noch kein Mensch versucht. Das war auch eine Revolution, aber keine stürmische, sondern eine mit klugen Kalkülen. So ging gleichermaßen der „berufsmäßige Pessimismus" Bahrs aus glatter Überlegung hervor. Man sprach von diesem anscheinend so heißblütigen Dichtersmann, der doch im Grunde eisig kühl und gar kein Dichter war. Aber er wollte gern einer sein, und da begann er sich langsam zu häuten. Er ist noch immer nicht mit seinen Häutungsprozessen zu Ende. Seine Proteusnatur schmiegt sich leicht den jeweiligen Strömungen an; zuweilen stolpert er, kommt aber rasch wieder auf die Füße, schüttelt sich und zieht sich einen neuen Anzug aus seiner Garderobe an. Jetzt ist er Dramaturg am Deutschen Theater des Herrn Reinhardt, der auch ein Revolutionär sein will.

Andere der jungen Garde von Anno dazumal sind vergessen. Wo ist Max Stempel geblieben, wo Wilhelm Walloth, wo Oskar Linke? Von den meisten Dichtern der jüngstdeutschen Anthologie kennt man kaum noch die Namen. Daß auch die Frauen in dieser Revolution nicht fehlten, ist selbstverständlich; aber es war keine Louise Michel unter ihnen. Bertha von Suttner war niemals eine realistische Schriftstellerin, obwohl sie den Jung-Realisten zugezählt wurde, geradeso wie ihr Gatte Gundaccar, der wenigstens über eine flotte Feder verfügte. Ihr Tendenzroman „Die Waffen nieder" wurde ein „mutiges" Buch genannt; was dieser Mut gezeitigt hat, ist eine Groteske geworden. Die Anti-Kriegsliga hat freilich inzwischen in einer Anti-Duelliga ein fröhliches Gegenstück gefunden, und seit Bernhard Shaws dramatische Heldenverspottung ernsthaft genommen wird, scheint uns auf literarischem Gebiete ein neuer Kultus der Feigheit erblühen zu wollen. Die rücksichtslose Überkraft von „Grün-Deutschland" ist in Flötentönen untergegangen. Nicht mehr bum bum, sondern düdeldüdü.

Von anderen Frauen, die der Bewegung nahe standen, seien zwei Verstorbene genannt: Margarethe Halm, ein ungeschulter Geist mit sehnsüchtigen Trieben, der sich in schlechtem Deutsch an metaphysischen Problemen versuchte — und Franziska von Kapff-Essenther, die immerhin zu schreiben verstand und tragisch endete. Eine Gabriele Reuter besaß jene Literaturperiode nicht — freilich auch keine Helene von Monbart.

Lieber Himmel, wie hat sich alles gewandelt! Einst wies Bleibtreu auf Hauptmann als den Kommenden hin; in seiner letzten Trutzbroschüre höhnt er ihn bitter. Freilich, auch Jung-Gerhart ist älter geworden und hat dem „konsequenten Realismus" seiner zwanzigjährigen Jugend entsagt. Loth predigt nicht mehr, und das allein seligmachende Wasser war viel zu tief. Aber Bleibtreus Fingerzeigen ist Hauptmann doch gefolgt, als jener in der Vereinigung von Realismus und Romantik die Vorbedingung für eine neue Kunst erkannte. Von der klingenden Glocke bis zur tanzenden Pippa und den Jungfern vom Bischofsberg tragen alle späteren Dramen Hauptmanns dies Zeichen. Treu ist sich nur Holz geblieben, nachdem ein scharfer Schnitt sein Zwillingsverhältnis zu Schlaf gelöst hat. Aber Apoll bewahre uns in Gnaden vor der praktischen Umwertung seiner Theorien auf lyrischem Gebiet! Nachfolger hat ja auch er gefunden, zum Exempel Herrn Georg Stolzenberg, der also dichtet:

„Ein Engel
hebt mich, reißt mich aus der lieben Erde.
Du warst gut.
Ich verpflanze Dich ins Paradies.
Laß mich.
Horch mal,
wie drollig dort der Sperling piepst!"

Den Göttern sei Dank, auch das ist vorüber! Dem lyrischen Depeschenstil der Firma Holz folgte die „stimmungauflösende" Dichtung, die in den „Blättern für die Kunst" mit Stefan George an der Spitze ihre Heimstätte fand und die Hoffmannsthal in bombastischer Umwertung auch für die Bühne zur Geltung bringen wollte. Das ist die neueste Jugend, die mit den Prinzipien der Jugend von gestern strikte brach, die den Monolog wieder aufnahm und gesprochene Bilder an die Stelle innerer Handlung setzte. So gibt das Stilprinzip von morgen dem heutigen einen Fußtritt; le roi est mort, vive le roi. —

Die große Revolution hatte auch ihre Patrone. Oder vielmehr, die Revolutionäre hatten gewisse Gottheiten der älteren Schule, zu denen sie respektvoll emporschauten. Zu ihnen gehörten u. a. Adolf Glaser, Hermann Heiberg, Karl Frenzel, Heinrich Bulthaupt und vor allem Fontane. Seltsam nur, daß dieser Kreis der Kabieren in gar keiner Beziehung zu den kecken Wolkenstürmern stand. Aber Glaser, Heiberg und Frenzel verlegten ihre Werke bei Herrn Friedrich, der auch der Verleger der Jüngsten war, und selbst Fontane hatte dort gelegentlich ein Buch erscheinen lassen: da ergaben sich denn Beziehungen

Digitized by Google

auf Umwegen, wenn ſie auch niemals regelrechte waren. Im Gegenteil: wenn Conradi von Zeit zu Zeit ſeinen philoſophiſchen Blödſinn in der „Geſellſchaft“ verzapfte, konnte der ſanfte Heiberg förmlich fuchtig werden, und Frenzel war in der National-Zeitung nach wie vor das alles beſſer wiſſende Orakel, das er Zeit ſeines Lebens geweſen iſt, jedenfalls aber ein ſtarrer Eiferer wider den Realismus. Fontane war allerdings immer Realiſt, zunächſt „aus bewußter Oppoſition gegen den akademiſchen Idealismus“, wie Richard M. Meyer richtig bemerkte. Aus dieſer innerlichen Oppoſition heraus war der liebe Alte auch in gewiſſem Sinne Antiſemit, dem die geputzten „Madams“ des Tiergartenviertels ebenſo greulich waren wie die feiſte Bonhommie ihrer Männer. Und aus dieſem Oppoſitionsgefühl erwuchs auch ſeine Vorliebe für Hauptmann, obwohl er zugeſtand, daß ihm „vor dieſer neuen Kunſt grauſe“.

Tatſächlich haben die geſamten „Alten“ ſich faſt ausnahmslos gegen den Anſturm der Jungen gewehrt. Ein paar ſetzten ſich ſogar hin und ſchrieben mittelmäßige Tendenzdramen gegen die Revolutionäre: ſo Lindau „Die Sonne“, Lubliner „Im Spiegel“, Heyſe „Wahrheit“. Und als Ludwig Fulda ſich auch einmal ſozuſagen realiſtiſch verſuchte, da rief ihm aus der Vaterſtadt Frankfurt der alte Wilhelm Jordan zu:

„Ludwig, Ludwig, komm nach Hauſe!
Nicht als übereilt ſanguiniſch,
Widerlege ſchöne Hoffnung.
Komm! Verkümmre nicht berliniſch!
Vielverheißend war Dein Anlauf,
Wähltеſt eigne, ſaubre Pfade!
Nippe nicht am Jüngſterfuſel
Dich auch krank. Es wäre ſchade ...“

Ludwig hat nicht genippt. In ſeinem hübſchen Luſtſpiel „Die Kameraden“ hat er ſogar einen Erleſenen der „jüngſten Richtung“ an den Spottpfahl geſtellt, und man lachte herzlich darüber.

Auch die beiden ſtürmiſchſten Vorkämpfer für Gerhart Hauptmann ſind in den ſicheren Port eingelaufen: Brahm und Schlenther. Freilich, ſie halten auch noch als Theaterleiter feſt zu dem alten Freunde, doch ſonſt iſt ihnen genehm, wer die Kaſſen zu füllen verſteht.

So geht es. Die ſchärfſten Zähne ſind ſtumpf geworden. Die Jahre taten ein übriges. Jede Jugend ſchäumt ab. Alte Bohémiens machen meiſt einen traurigen Eindruck. Solange man jung war, ſchlief es ſich ganz bequem auf dem durchſeſſenen Sofa des Freundes; das leere Portemonnaie ſtörte nicht ſonderlich, heute aß man in der Volksküche und morgen ſoupierte man bei Hiller, man ſtopfte Groſchenkanaſter in die Pfeife und verknifff ſich die Havanna, man pumpte luſtig und ſchimpfte auf das Kapital. Da war die Kellnerin unſere liebe Frau von Milo, die man als Heilige verehrte; ſie wandelt durch zahlreiche Dichtungen jener Zeit. Da war jeder, der in leidlichem Auskommen lebte, ein Protz. Da war ein erfolgreicher Dramatiker ein Tantièmenſchinder, und wer ſtill ſeiner Wege ging, war ein Banauſe. Da war man glücklich in ſeinem Zigeunertum.

Aber für jeden kommen Zeiten, da man des Vagabondierens müde wird. Man möchte in reinere Luft und in geregelte Verhältniſſe, möchte nicht immer von der Hand in den Mund leben. Eine Stellung mit feſtem Einkommen bietet ſich; der eine betrachtet zukünftig die Poeſie nur als angenehme Mitgabe und verdingt ſich in einem Bankgeſchäft, ein anderer faßt Mut und beendet tapfer ſeine Studien, um in die juriſtiſche Karrière zu ſchlüpfen. So dreht ſich allgemach auch die Anſchauung. Und tritt ſtatt der Kellnerin ein geliebteres Weib an die Seite des wilden Stürmers, dann wird der Revolutionär häufig im Handumdrehen zahm und dem verachteten Bourgeois verzweifelt ähnlich.

Viele kenne ich, denen es alſo ergangen iſt. Im Wirbel der Bohème dachte man anders als im behaglichen Heim. Man denkt auch anders mit grauem Haar, als im Schmucke der Jugend. Man wird milder, und weiß es ſelber kaum, und wenn die Erinnerung kommt, lächelt man wie über etwas Verwundenes.

Nun iſt eine neue Jugend da, die wiederum Neues will. Auf allen Kunſtgebieten ſchafft ſie werktätig und ſchreit und jubelt und gibt flammende Verheißungen. Und auch ſie wird einmal alt werden — dann mag ein anderer erzählen, was von ihr übrig geblieben iſt.

Brauſender Lenzwind.

Aus Süden brauſt der Wind heran,
Läßt Schnee, läßt Schollen tauen.
Es wellt der Teich, die Saat hub an
Zartgrün zum Licht zu ſchauen.
Koſewind, der vom Werden ſpricht,
Toſewind, der auf Erden bricht
Dunkles Eis im Gemüte,
Lege zu Grabe, was morſch, was ſtill,
Segne, was leben, was rauſchen will.

Fülle den kümmernden Herzensſchrein
Tief mit Schönheit, mit Sonnenſchein,
Streif' uns, die Pflüger im Arbeitstag,
Mit der Ewigkeit Fittichſchlag,
Künde: des Wollens Kummerſaat
Wächſt durch Glauben zur Kraft, zur Tat;
Herz, weil Du glaubſt, Herz, weil Du weinſt,
Wirſt Du jubelnd ſchauen dereinſt
Lenze voll ewiger Blüte.

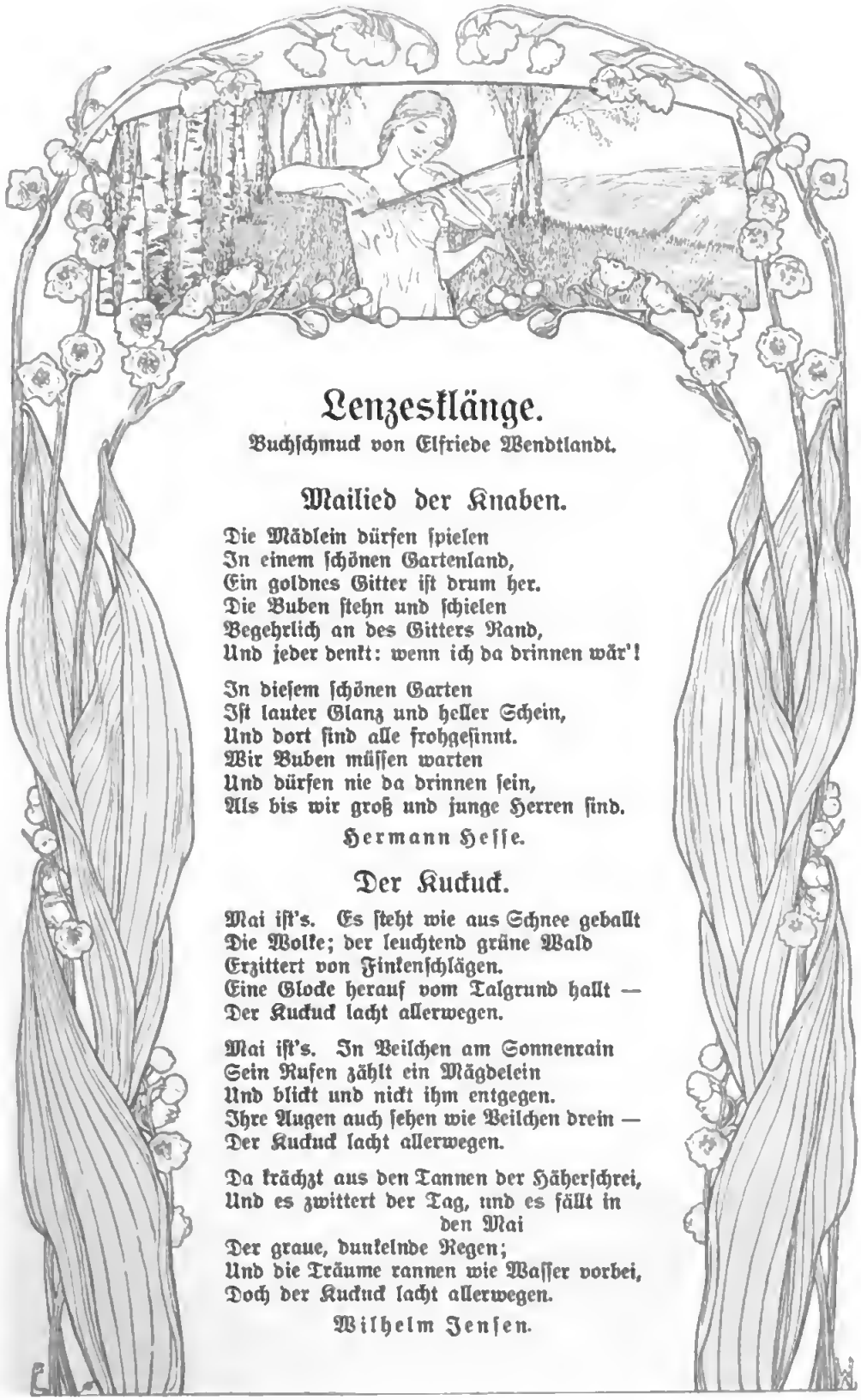
Emil Schoenaich-Carolath.

Dorfstraße im Gebirg.

Gemälde von Ludwig Hugo Becker.

Photographieverlag der Verlagsanstalt Fr. Bruckmann in München.

Digitized by Google



Lenzesklänge.

Buchſchmuck von Elfriede Wendtlandt.

Mailied der Knaben.

Die Mädlein dürfen ſpielen
In einem ſchönen Gartenland,
Ein goldnes Gitter iſt drum her.
Die Buben ſtehn und ſchielen
Begehrlich an des Gitters Rand,
Und jeder denkt: wenn ich da drinnen wär'!

In dieſem ſchönen Garten
Iſt lauter Glanz und heller Schein,
Und dort ſind alle frohgeſinnt.
Wir Buben müſſen warten
Und dürfen nie da drinnen ſein,
Als bis wir groß und junge Herren ſind.

Hermann Heſſe.

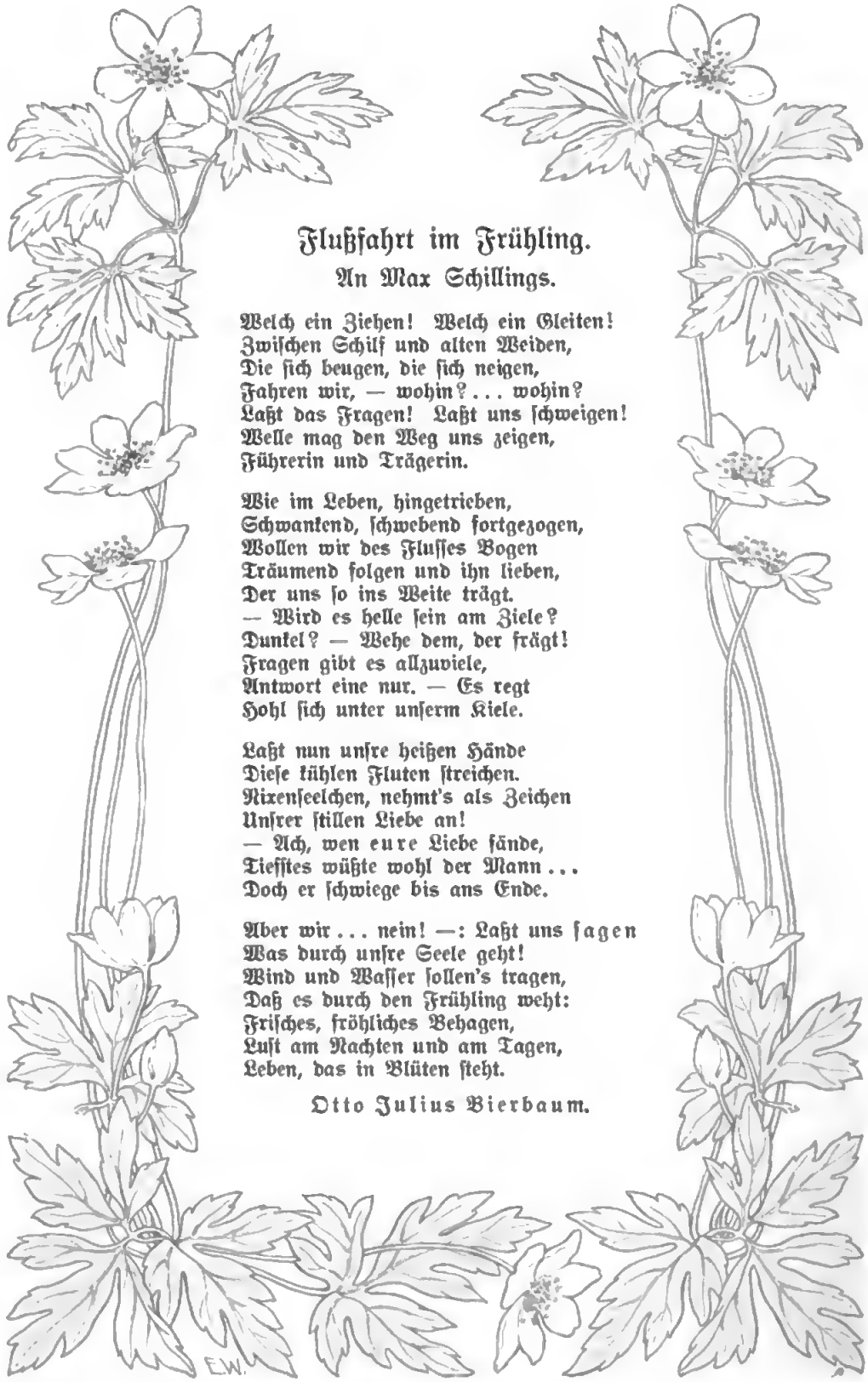
Der Kuckuck.

Mai iſt's. Es ſteht wie aus Schnee geballt
Die Wolke; der leuchtend grüne Wald
Erzittert von Finkenſchlägen.
Eine Glocke herauf vom Talgrund hallt —
Der Kuckuck lacht allerwegen.

Mai iſt's. In Veilchen am Sonnenrain
Sein Rufen zählt ein Mägdelein
Und blickt und nickt ihm entgegen.
Ihre Augen auch ſehen wie Veilchen drein —
Der Kuckuck lacht allerwegen.

Da krächzt aus den Tannen der Häherſchrei,
Und es zwittert der Tag, und es fällt in den Mai
Der graue, dunkelnde Regen;
Und die Träume rannen wie Waſſer vorbei,
Doch der Kuckuck lacht allerwegen.

Wilhelm Jenſen.



Flußfahrt im Frühling.

An Max Schillings.

Welch ein Ziehen! Welch ein Gleiten!
Zwiſchen Schilf und alten Weiden,
Die ſich beugen, die ſich neigen,
Fahren wir, — wohin? ... wohin?
Laßt das Fragen! Laßt uns ſchweigen!
Welle mag den Weg uns zeigen,
Führerin und Trägerin.

Wie im Leben, hingetrieben,
Schwankend, ſchwebend fortgezogen,
Wollen wir des Fluſſes Bogen
Träumend folgen und ihn lieben,
Der uns ſo ins Weite trägt.
— Wird es helle ſein am Ziele?
Dunkel? — Wehe dem, der frägt!
Fragen gibt es allzuviele,
Antwort eine nur. — Es regt
Hohl ſich unter unſerm Kiele.

Laßt nun unſre heißen Hände
Dieſe kühlen Fluten ſtreichen.
Nixenſeelchen, nehmt's als Zeichen
Unſrer ſtillen Liebe an!
— Ach, wen eure Liebe fände,
Tiefſtes wüßte wohl der Mann ...
Doch er ſchwiege bis ans Ende.

Aber wir ... nein! —: Laßt uns ſagen
Was durch unſre Seele geht!
Wind und Waſſer ſollen's tragen,
Daß es durch den Frühling weht:
Friſches, fröhliches Behagen,
Luſt am Nachten und am Tagen,
Leben, das in Blüten ſteht.

Otto Julius Bierbaum.

Gewitter.

In der blühenden Kirschen weißen, silbernen Schein
Flammen des ersten Wetters rote Feuer hinein —
Frühling, süßer Verschwender, lächelnd aus einem Born
Streust Du Blüten und Blitze, Seligkeit und Zorn!

Frühling, süßer Verschwender, segnest Du mich nicht heut
Auch mit Wettern und Wonnen, Zorn und Seligkeit?
Aber mit lachenden Augen seh' ich die Blitze gehn,
Weil meines Lebens Gärten alle in Blüte stehn!

Lulu von Strauß und Torney.

Zwei Wolken. Von Carl Bulcke.

Als ich gestern in den Himmel starrte,
In den veilchenblauen Frühlingshimmel,
Sah ich eine sonderliche Liebschaft:
Eine Wolke war ein junges Mädchen,
Das mit leicht zurückgeworfnem Haupte
In dem Glanz der aufgelösten Haare
Mit geschloßnen Augen aufwärts schwebte.
Deutlich war zu sehn, wie in Verzückung
Sich die feingeschwungnen Lippen spannten
Wie sie schwärmerisch die Finger spreizte.
Da, aus einer zweiten Wolke, löste
Sich der Umriß eines schönen Knaben;
Langsam schwamm er, siegessicher,
Mit erhobenen Armen aufwärts,
Immer näher zu dem schönen Mädchen.
Deutlich sah ich noch, wie Mund auf Mund
Sich zu einem langen Kuß gefunden,
Dann verschwanden beide in den Himmel.

Die Wiese.

Nun ist die Wiese, die auf eis'ger Scholle
Ihr Werk begonnen hat voll Muttergüte,
Ein einz'ges Wogen bunter Schönheit. — Volle
Junge Vollkommenheit ist jede Blüte.

Jede blickt wie mit strahlendholder Bitte
Zum Himmel: Laß mich lange blühn auf Erden.
Es ist so schön, es muß noch schöner werden!

— — — — — — — — — —

Da ist es wieder Zeit zum großen Schnitte.

Frida Schanz.

Märkiſcher Mai.

Scharf bläſt es von der Havel her.
Willkommen, friſcher Wind!
Der Holder wirft ſich hin und her
Wie ein verſchlafnes Kind.
Dann ſchüttelt er ſich frohgemut
Das Nebeltuch herunter.
Ein Zwerg, der unter ihm geruht,
Muß nieſen und wird munter.

Bei Tegel klimmt der Tag empor.
Willkommen, roſ'ger Schein!
Die Enten ſchnattern ſchon im Rohr
Und flügeln auf zu drein.
Und luſtig hinterm Wieſenrand,
Hellfroh im jungen Glanze,
Wiegt ſich der ſchlanke Kiefernſtand,
Als blies der Wind zum Tanze.

Gell pfeift von fern nun die Fabrik.
Willkommen, Arbeitsruf!
Die Stille zieht ſich ſcheu zurück
Und flieht vor Rad und Huf.
Die Straße lärmt, die Havel ſchreit,
Vom Dampferkiel geſpalten.
Es hilft auch dieſe Einſamkeit
Das Leben zu geſtalten! —

Georg Buſſe-Palma.

„O, Du lieber Auguſtin.“ Von Balduin Groller.

Auguſtin war ein Volksſänger in Wien zur Zeit der zweiten Türkenbelagerung. Nun begab es ſich aber zu jener Zeit, daß die Leute auf den Straßen hinſtarben wie die Fliegen, teils an der Peſt, die damals ſchrecklich wütete, teils am Hungertyphus, teils auch an den Verwundungen durch die Geſchoſſe der Belagerer. Allnächtlich machten die Leute der Stadt-Guardia die Runde durch die Straßen, um die Leichen aufzuleſen und dieſe dann ohne viele Umſtände einzuſcharren. So wurde einmal auch Auguſtin aufgeleſen, zu vielen Leichen auf den Karren geworfen, der nun nach dem Friedhof fuhr, wo ſie begraben werden ſollten. Auguſtin war aber nicht tot, er hatte nur wieder einmal ein wenig über den Durſt getrunken, und das Rumpeln des Wagens brachte ihn zu ſich. Auf ſeine Anfrage, was nun eigentlich mit ihm geſchehen ſollte, erhielt er die Auskunft, daß das doch eine klare Sache ſei. Er ſolle begraben werden. „Aber ich bin ja gar nicht tot!“ ſchrie er entſetzt. Die Männer der Stadt-Guardia, die ſelbſt nicht unerheblich angetrunken waren, erwiderten auf den Einſpruch gelaſſen: „Das könnte jeder ſagen!“ —

Die Geſchichte von ſeinem fatalen Abenteuer und ſein Lied leben noch immer im Volksmunde und werden wohl, da ſeine Berühmtheit nun doch ſchon in aller Friſche ins vierte Jahrhundert reicht, fortdauern bis in eine recht ferne Zukunft. An Berühmtheit kann er es auch mit weit Größeren aufnehmen. Öſterreich hat auf dem Gebiete der Kunſt und der Literatur kaum einen Mann hervorgebracht, deſſen Name populärer geworden wäre als der ſeinige, auch über die Grenzen Öſterreichs hinaus. „So weit die deutſche Zunge reicht“ — und ſie reicht nun ganz beträchtlich weiter, als der ehrwürdige Erfinder jener ſchönen Phraſe es ſich jemals träumen ließ — erklingt Auguſtins Name und ertönt ſein Lied. Ich weiß nicht, ob es überhaupt einen Deutſchen gibt, der es nicht einmal ſchon in ſeinem Leben zu ſeiner Herzenserleichterung geſungen hätte: „O, Du lieber Auguſtin, 's Geld iſt hin, alles iſt hin!“

Schon dieſe ungeheuere Volkstümlichkeit mag die Bemühung gerechtfertigt erſcheinen laſſen, die Umrißlinien dieſer merkwürdigen Erſcheinung nachzuziehen und ein wenig feſtzuſtellen. Es iſt ja im allgemeinen recht wenig, was von Auguſtins Perſönlichkeit bekannt geworden iſt, und auch von ſeinen zahlloſen Liedern, die er geſungen und von denen er zweifellos viele ſelbſt gedichtet und vertont hat, iſt mit voller Sicherheit außer dem bereits mehrfach erwähnten keines als von ihm herrührend beſtimmt worden. Und doch verdient ſeine Perſönlichkeit unter mehrfachen Geſichtspunkten Beachtung. Zunächſt als ein charakteriſtiſches Spiegelbild ſeiner Zeit. Hundert Jahre nach ſeinem Tode wurde die berühmte Xenie vom Volke der Phäaken an der Donau gedichtet. Der Hinweis auf Auguſtin tut dar, daß ſie auch weit früher hätte gedichtet werden können und wohl angebracht geweſen wäre. Auguſtin war ein Repräſentant des Völkchens, deſſen Lebensphiloſophie ſich in der goldenen Regel erſchöpft: Luſtig gelebt und luſtig geſtorben!

Aber noch etwas anderes wäre zu erwähnen, was ihm ein beſſeres und würdigeres kulturgeſchichtliches Relief verleiht. Die Zeit um die zweite Türkenbelagerung herum war für Wien außerordentlich ſchwer und trübe. Peſt und Kriegsnot, die Leiden der Belagerung und wirtſchaftliches Elend ohnegleichen hatten den Lebensmut der Bevölkerung gebrochen und allen Humor und allen Frohſinn verſcheucht. Und da tritt ein Mann auf und lehrt die guten, verzagten Leute wieder lachen. Abend für Abend ſingt er bald in dieſem, bald in jenem Stadtteil ſeine ſchnurrigen Lieder, und Tauſende und Abertauſende gewinnen Lebensmut und Fröhlichkeit wieder in ſeiner Geſellſchaft. Wer das vermochte, verdient als Wohltäter geprieſen zu werden. Und endlich: Auguſtin darf als der Stammvater des Wiener Volksſängertums angeſehen werden.

Wie bereits erwähnt, ſind nur dürftige Nachrichten über das Leben und die Schickſale Auguſtins auf uns gekommen. Die Wiener Lokalhiſtoriker Weiß, Burmann, Kiſch u. a. haben ſich redlich Mühe gegeben, um durch die Durchforſchung alter Geburts- und Sterberegiſter, ſowie vieler Jahrgänge des „Wiener Diarium“, des Vorläufers des heutigen Amtsblattes, der K. K. Wiener Zeitung, ſeine Perſonalien feſtzuſtellen und näheres über ſein Leben und ſeine Taten zu erfahren; es iſt aber nicht viel dabei herausgekommen. Alle Berichte ſtimmen darin überein, daß der Sackpfeifer und Bänkelſänger Marx Auguſtin eines Morgens in einer Peſtgrube unter Leichen aus ſeiner Trunkenheit erwachte. Nur darüber, wie er hineingelangt war, gehen die Angaben auseinander. Die einen ſagen, er ſei ſelber hineingefallen, die andern, er ſei von den Siechenknechten hineingeworfen worden. In einem ſolchen Fall ſagt der Wiener „g'hupft wie g'ſprungen“. Es kommt wirklich nicht viel drauf an. Tief gekränkt in ihrem lokalpatriotiſchen Stolze hat es die erwähnten „vaterländiſchen“ Hiſtoriker, daß einige Ver-

Digitized by Google

liner Gelehrte es gewagt haben, die Existenz des Volkssängers Augustin überhaupt zu bestreiten. Damit sind nun die Berliner Gelehrten entschieden im Unrecht. Es sprechen unwiderlegliche Zeugnisse gegen sie: Geburts- und Sterberegister, das „Wiener Diarium" mit seinen, wenn auch dürftigen Mitteilungen und schließlich beglaubigte Aussagen von Zeitgenossen Augustins. Der Pauliner Pater Mathias Fuhrmann, der sich als Historiker hervorgetan hat, war 1697 geboren und konnte, da Augustin am 10. Oktober 1705 starb, diesen noch sehr wohl mit eigenen Augen gesehen, vielleicht mit eigenen Ohren gehört haben. Fuhrmann schreibt nun in seinem großen Werke „Alt- und Neu-Wien oder dieser Residenzstadt chronologische und historische Beschreibung" — ich bitte aber, erst Atem zu holen — wie folgt:

„Bey so großem Elend und Verwirrung geschahe es bißweilen, daß die mit dem Todt allbereits ringende, auf Wägen unter die Todten geleget und mit einander in die hierzu gemachte Grube geworffen worden, als wie mit einem Namen Augustin, der ein Stadtpfeiffer gewesen, welcher zwischen der Kayserlichen Burg und St. Ulrich auff selbigem Weg, wegen eines starken Rausches gelegen und geschlaffen, begegnet, denn dieser Mensch ist von denen Ziehknechten ohne einiges Vermerken auf den Wagen, in Meinung, daß er die böse Krankheit hätte und in Todtszügen allbereit begriffen, geladen, nebst andern Todten weggeführet und in eine Gruben geworffen worden, weil man aber die Körper nicht eher mit Erdte verschüttet, als biß eine Reyhe derselben nach der Läng und Breiten völlig voll gewesen, als ist besagter Mensch, nachdem er die gantze Nacht unter den Todten, ohne munter zu werden, geschlaffen, endlich erwacht, nicht wissend, wie ihm geschehen, oder einer möge dahin gekommen seyn, hat zwar aus der Gruben hervorsteigen wollen, solches aber wegen der Tieffe nicht zuwegen bringen können, daher er dann auf den Todten so lang herumgestiegen und so lange geschmähelt, geschryen und gefragt: Wer ihn dahin müße gebracht haben? biß endlich mit anbrechendem Sonnenschein die Ziehknechte sich mit todten Leuten eingefunden und ihn herausgeholffen, so hat ihm dieses Nachtlager auch nicht das wenigste geschadet." Uff!

Vor deutschen Gelehrten muß man aber Respekt haben. Sie können zwar auch irren, und sie machen von diesem Menschenrecht gelegentlich gerade so gut Gebrauch wie andere Sterbliche, aber sie pflegen sich doch nicht ihre Behauptungen geradezu aus der Luft zu greifen. Auch hier fehlt es an einer scheinbar plausiblen Unterlage nicht. Es mag ja von vornherein die Tatsache, daß ein schlichtes österreichisches Lied solch eine kolossale Popularität in ganz Deutschland erlangt haben sollte, zu gewissen Zweifeln anregen. Jedoch, auch Gassenhauer vermögen sich zuzeiten eine förmliche Weltherrschaft zu erobern, aber es gehört mit zu den Merkmalen solcher Weltherrschaften, daß sie kurzlebig sind. Es geht der ganzen Völkerpsychologie wider den Strich, daß ein solches Bänkel sich durch die Jahrhunderte erhalte, ohne daß ein tiefer liegendes Motiv dafür vorhanden wäre. Ein solches Motiv, erst politischen, später historischen Charakters, schien gefunden in der Hypothese, daß unser Lied nicht von dem Volkssänger Augustin herrühre, überhaupt nicht österreichischen, sondern sächsischen Ursprungs und einfach als Spottlied auf — August den Starken und seine Geliebte, die interessante Gräfin Cosel, gemünzt sei. Der Geschichtsschreiber Schlosser und mit ihm noch andere deutsche Historiker verfechten diese Ansicht. Von anderen Forschern wird behauptet, daß das Lied schon auf dem Kölner Karneval im Jahre 1670 gesungen worden sei. Der Wiener Volkssänger Marx Augustin wurde im Jahre 1643 geboren. Es wäre also, auch die Richtigkeit jener Annahme vorausgesetzt, noch immer möglich, daß Augustin wirklich das Lied verfaßt hätte. Wohl aber spießt es sich dann mit der Beziehung auf die schöne Gräfin Cosel. Denn sie wurde erst im Jahre 1680 geboren, und es ist kaum anzunehmen, daß sie schon zehn Jahre vor ihrer Geburt angesungen worden sein sollte.

Wieder ein anderer deutscher Forscher, Josef Trippenbach, suchte in einer gründlichen Arbeit „Die Jagd nach einem geflügelten Lied" (Berliner „Post" vom 19. Jan. 1869) nachzuweisen, daß das Lied jüngeren Datums sei. Wesentlich haben zur herrschenden Konfusion beigetragen die Nekrologe, die einer verschollenen Berliner Kneipe s. Z. gewidmet worden sind. Sie befand sich in der Jerusalemerstraße 23 in einem alten Hause, das 1858, weil es baufällig geworden war, abgetragen wurde. Damals wurde herausgebracht, daß der Mann, der im XVIII. Jahrhundert die Kneipe begründete, Augustin geheißen habe. Nun wurde die Urheberschaft des Liedes ihm zugeschrieben oder wenigstens er zu dem Helden des Liedes gemacht, wenn schon ein anderer es gedichtet haben sollte.

Eigentlich ist es wirklich kaum der Mühe wert, dem Ursprung eines Liedes so emsig nachzuforschen, an dem nichts so interessant ist, als die Tatsache, daß es überhaupt noch existiert. Betont muß aber doch werden, daß für keinen österreichischen Forscher und überhaupt für keinen Menschen in Österreich auch nur der leiseste Zweifel besteht, daß der Volkssänger und Stadtpfeifer Augustin wirklich, wenn schon nicht der Verfasser, so doch der erste Sänger des Liedes gewesen sei. Die Melodie wird wohl eine alte Volksweise sein. Eine so weitverbreitete und tiefwurzelnde Tradition hat doch auch eine gewisse Beweiskraft für sich. Dazu kommt noch, daß handschriftliche Aufzeichnungen aus dem Anfang des XVIII. Jahrhunderts vorliegen — Augustin starb im Jahre 1705 — mit dem bestimmten Hinweis auf seine Urheberschaft.

Digitized by Google

Und nun das berühmte Lied ſelbſt, von dem übrigens nur die erſte Strophe allgemein bekannt iſt und geſungen wird:

O, Du lieber Auguſtin,
's Geld iſt hin, 's Menſch iſt hin,
O, Du lieber Auguſtin,
Alles iſt hin!

Wär' ſchon des Lebens quitt,
Hätt' ich nit noch Kredit,
Aber ſo folgt Schritt für Schritt
Mir der Kredit!

Na, und ſelbſt 's reiche Wien,
Arm iſt's wie Auguſtin,
Seufzt mit ihm im gleichen Sinn:
Alles iſt hin!

Jeden Tag war ſonſt ein Feſt,
Jetzt aber hab'n wir die Peſt!
Nur ein großes Leichenneſt,
Das iſt der Reſt!

O, Du lieber Auguſtin,
Leg' nur ins Grab Dich hin,
O, Du mein herzliebes Wien,
Alles iſt hin!

So die urſprüngliche Verſion. Es gibt noch eine andere, angeblich ebenfalls von Auguſtin geſungene:

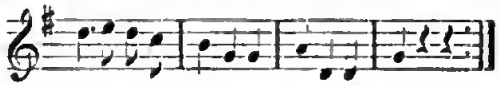
Ei, Du lieber Auguſtin,
's Geld is hin, 's Menſch is hin,
Ei, Du lieber Auguſtin,
Alles is hin!

Wollt' noch vom Geld nix ſag'n,
Hätt' i nur 's Menſch beim Kragen.
Ei, Du lieber Auguſtin,
Alles is hin!

Ach, Du lieber Auguſtin,
Alles is weg,
Rock is weg,
Stock is weg,
Auguſtin liegt im Dreck,
Ach, Du lieber Auguſtin,
Alles is weg!

Für norddeutſche Ohren hat der wiederholt vorkommende Ausdruck „'s Menſch" einen häßlichen Klang; er iſt shocking. Nicht ſo ſchlimm ſteht es damit im wieneriſchen und niederöſterreichiſchen Dialekt, der mit dieſem Ausdruck zunächſt nicht auch moraliſch differenzieren will. „'s Menſch" und die Koſeform „Menſcherl" wird unbedenklich auf kleine Mädchen und weiters auf ledige Frauenzimmer überhaupt angewendet. Früher fand man auch in den höchſten Ständen an dieſer Bezeichnung nichts Anſtößiges. Heute iſt man allerdings ſchon etwas ängſtlicher geworden, aber noch immer iſt bei Bauernbällen auch der guten Geſellſchaft das Kommando der „Buama" an der Tagesordnung: „Menſcher geht's eini, Damenwahl is!"

Die Melodie des Liedes iſt die folgende:



Das alſo iſt der ganze Tatbeſtand und der Untergrund einer Unſterblichkeit. Weitere Einzelzüge, die ſein Charakterbild doch etwas bedeutender geſtalten könnten, fehlen. Dennoch kann er kein ganz unbedeutender Bänkelſänger und völlig unintereſſanter Menſch geweſen ſein, ſonſt hätte auch wohl nicht der kaiſerliche Hofburgpfarrer Pater Abraham a Santa Clara ſich um ihn bekümmert und ſich mit ihm beſchäftigt. Dieſe beiden Humoriſten von Alt-Wien ſollen in der Tat miteinander verkehrt haben. Das berühmte Vorbild des Schillerſchen Kapuzinerpredigers ſoll auch in einer ſeiner Predigten des trinkluſtigen Volksſängers Erwähnung getan haben. Ich habe nachgeſucht — ohne Erfolg. Allerdings geſchah es nicht mit der nötigen Sorgfalt. Ein paar Seiten im Abraham a Santa Clara zu leſen iſt ja recht vergnüglich, aber als Dauerlektüre — ich bitte um Entſchuldigung — das halte ich nicht aus.

Ein Verdienſt bleibt dem fidelen Auguſtin doch gewahrt: er iſt der Begründer der Wiener Volksſängerei und wird als ſolcher verehrt. Allzuviel Glorie haben ſich die Wiener Volksſänger allerdings nicht erſungen, aber es iſt ſchließlich doch eine geſchichtliche Würde. Gleichzeitig mit dem lieben Auguſtin ſpielte, ſang und trank der Volksſänger Georg Staben. Von ihm erzählt die Chronik, daß er einmal nachts vor dem Stubentore, alſo ungefähr dort, wo jetzt das Muſeum für Kunſt und Induſtrie ſteht, in ſeiner Trunkenheit in eine Senkgrube gefallen und elendiglich erſtickt ſei. Es muß eine recht feine Geſellſchaft geweſen ſein, dieſe Volksbarden!

Nach dieſer erſten „Blüte" ſcheint das Volksſängertum in Wien einigermaßen in Mißkredit geraten zu ſein. Hundert Jahre vergehen, ehe man wieder von beſſeren Volksſängern hört, und dann gibt es abwechſelnd wieder Aufſchwung und Niedergang. Was die gegenwärtige Zeit betrifft, ſo möchte ich die Behauptung nicht wagen, daß wir nun in einer Epoche der Blüte leben.

Begraben wurden Auguſtin und Staben nebeneinander auf dem Nikolaier Friedhof auf der „Landſtraße" (jetzt dritter Bezirk). Der Friedhof iſt längſt verſchwunden. Heute geht über das Gebiet eine der belebteſten Hauptſtraßen Wiens mit ihrem brauſenden Verkehr. Genau an der Stelle des verſchwundenen Gottesackers befindet ſich ein Grünmarkt. Die robuſten Standelweiber, die jetzt dort reſidieren, ſind mit ihrer gefürchteten Zungengeläufigkeit — aber auch mit ihrem Humor — nicht ſchlechtere Vertreter des echten Wiener Volkstums als die beiden Volksſänger, die unter ihnen zur ewigen Ruhe gebettet wurden. —

Digitized by Google

Nun ja!

Den Frühling hab' ich zu oft geſehn!
Kahlhäuptig ſchüchtern muß ich's geſtehn:
Bald ſechzig Male im Leben.
Was kann er noch Neues mir geben?
's iſt immer dasſelbe,
Blumen blaue und gelbe,
Kirſchen weiß, Äpfel rötlich blühn;
Die Blätter hingegen ſind allemal grün;
Maikäfer finden ſich zu Paaren,
Ingleichen Menſchen, ſo jung an Jahren;
Die letztern behaupten, das ſei eine Wonne!
Wir Alten wärmen uns ſtill an der Sonne.
Im Pflanzen-, Tier- und Menſchenreiche
Immer das gleiche, immer das gleiche!

Da ſeh' ich im Graſe ein Veilchen ſtehn:
Ich hab' hunderttauſend Veilchen geſehn:
Doch ſo ein Exemplar,
So ganz wunderbar,
So über alle Maßen duftig und fein
— Ich weiß nicht recht: extra groß oder klein? —
Aber zum Küſſen,
Zum Jauchzenmüſſen,
So etwas hab' ich noch nie entdeckt.
Und dann allerdings, hie und da verſteckt,
Ich hielt das ſonſt für ärmlichen Plunder;
Auf einmal: Wunder, Wunder auf Wunder,
Ein Glanz, ein Leben durch Tal und Höhn!
Schön war er ja immer — noch nie ſo ſchön!
O Wonne, o Sonne, o Seligkeit,
O Frühling, o fröhliche, ſelige Zeit!

Hans Hoffmann.

Salzkammergut. Ein Brief.

Von W. Fred. Originalzeichnungen von W. Gause.

Sie haben ganz recht, gnädiges Fräulein. Dieser Brief ist das Geringste, was ich für Sie tun kann, nachdem ich mein Versprechen nicht gehalten und letztes Jahr Sie nicht ins Salzkammergut geführt habe. Aber so geht's. Die Götter wollten's nicht; denn es hat am Wunsche nicht gefehlt, wieder einmal die Berge von unten anzusehen, die Seen zu durchrudern, zu durchschwimmen, die unserer Jugend heiter grünen Rahmen formten und im Gedächtnis daher immer mit dem Dufte jener Zeit bewahrt bleiben. Es hat am Wunsche nicht gefehlt, hinzugehen und mit Ihnen auf einem Tennisplatz zu sein — ich als Zuschauer, Sie heiß und froh und eifrig beim Spiel in Ihrer weißschimmernden Bluse. Und doch, das ist nun einmal das Geschick des Menschen, der den Reiz weiter Fahrten gekostet hat: in östliche und westliche, nördlich-arktische und südlich-tropische Welten reist man nach festgelegtem Programm, weiß den Tag, wo in ferner Stadt einen ein Brief erreichen wird; aber das oft Gesehene, Nahe, Vertraute wieder zu schauen, schiebt man trotz aller Stimmen der Sehnsucht auf. Dringenderes scheint zu gebieten, der instinktive Impuls, den Neugierde, Wissensdrang, Erkenntnistrieb erzeugen, treibt dahin, wo der Gewinn der Reise ein Erschließen neuer, noch nicht gesehener Gebiete ist. Man glaubt die Gewißheit zu haben, noch oft zurückkehren zu dürfen, dahin, wo man jung war und so manches einem ans Herz klopft. Man schreibt über Asien und kennt nahe Schönheit nicht.

So war, von bösen eher als von heiteren Geschicken erfüllt, das letzte Jahr vorbei, und wir sind nicht zusammen gewandert in den Alpenfrühling, haben auch nicht Sommerhitze und Sommerregen treulich geteilt, haben es schließlich sogar versäumt, den herrlichen Winter des Salzkammerguts zu besuchen, in dem das „Rodeln", das „Radeln" und das

Bergführer, Touristen, Deandl und Jäger. Skizze aus St. Wolfgang.

Digitized by Google

St. Wolfgang mit dem Schafberg.

Schlittenfahren das Automobil erſetzen. Und nun ſagen Sie: „Dieſes Jahr wird's gerade ſo werden. Sie entdecken plötzlich, daß Sie nach Grönland oder dem Kap müſſen, und mir fehlt der Führer durchs fremde Land.“ Vielleicht — ja vielleicht iſt's ſo. So muß denn die Feder die Stimme erſetzen, und was ein leichter Wink der Hand Ihnen zeigen ſollte, muß ernſthaft aufnotiert werden, damit Sie ſich auch zurecht finden und die Landſchaft lieben lernen, die ich liebe.

Ihre erſte Station iſt Salzburg. Schon fängt der Neid in mir zu wühlen an: Dieſe Stadt iſt meine Vielgeliebte; ſo manches Jahr ſchon. Keines — ich hab's Ihnen erzählt — verging ein Dezennium hindurch, daß ich nicht einen Tag wenigſtens die Salzach entlang ging, zum Mönchsberg blickte und nach Hellbronn fuhr ... Ich hab' hier Chriſtmette ſingen hören und ein andermal den Weihnachtsbaum im Hotelzimmer geputzt. Oft traf mich der Sommer hier, aber ich bin auch einmal eine unvergeßliche Aprilwoche zu Frühlings Erwachen dageweſen, als aus der Erde der erſte Duft junger, neuerſtehender Fruchtbarkeit ſchlug; und ich weiß, ſeit ich einmal in der traurigſten Zeit hier war, daß dieſe Landſchaft mir ewig treu iſt. Dies und jenes im Leben mag verloren gehen, vergeſſen werden im Wirbel der Tage und Nächte, das man einſtens vermeint hat, nie einbüßen zu können. Dunkles Schickſal, eigene, fremde Schuld nimmt einem das Vertrauen an die Treue des Menſchen, an jene letzte, unverbrüchliche Gewißheit zu einem Gefährten auf dieſer Welt. Hilflos, zerbrochen, kam ich hierher, und die Landſchaft war mir treu geblieben, gab mir, was ſie mir ſtets ſchenkte, war da für mich, ſeit jenem Tag, da ich, ein junger Bub, zum erſten Male das Glockenſpiel vom Turme klingen hörte durch all die Zeit ... Mein Salzburg hat mich nie enttäuſcht. Immer war dieſe Stadt, die Landſchaft um ſie herum reich genug, mich zu beſchenken. Hier iſt für mich eine gewiſſe Freude ſtets da: der Blick

von der Brücke hinauf zur kleinen Kirche, die Fahrt durchs deutsche Alpenland mit den alten Holzhäuschen, Hellbronn und der Mirabellgarten — hier fand ich stets die eine Sicherheit, die es im Leben gibt: eine mir vertraute Natur, stets bereit, ihre Gaben zu verteilen. Kein Tag, der zu Ende geht, ist umsonst gelebt. Die Landschaft hier ist nicht heroisch, gigantisch, pittoresk. Sie schüchtert nicht ein, sondern schmeichelt. Sie ist lieblich, zart, anmutig und gibt dem Beschauer ein stetes und ruhig-frohes Gefühl. Die Berge haben noch sanfte Wölbungen, Wälder, Wiesen, Felder begleiten den Weg in die Höhen; dennoch aber atmet man auf dem Gaisberg am heißen Sommertage kühle Alpenluft (wenn man nämlich mit der Zahnradbahn gemächlich hinaufgefahren ist). Zu alledem aber sind eingebettet in diese Landschaft so köstliche Plätze, wie das alt-bischöfliche Schloß Hellbronn mit seinen vielen Erinnerungen geistlicher Herrscher, die zu leben wußten, mit Steintheater, Wasserspiel und unzähligen Anekdoten, und diese wunderliebe Stadt Salzburg selbst mit ihren alten Häusern, Schwibbogen, den Mozarterinnerungen und dem Mirabellgarten, in dem noch Barockluft weht ...

Und sind Sie oft genug über den Mönchsberg gewandert, haben abends den Wein im Peterskeller gekostet, die Fahrt ins Salzbergwerk in Berchtesgaden unter drollig-ernster Bergmannsvermummung mitgemacht, dann ziehen Sie Ihre Straße weiter, nach einem sich selbst gegebenen Versprechen wiederzukommen und wieder Mozartluft, süße österreichische Stimmung zu atmen. Die Pforte ins eigentliche Salzkammergut steht nun offen. Über die Landstraße saust das „Auto", radelt das „Velo", und wohin Sie blicken, während die kleine Bahn oder der Wagen oder der feste Fuß Sie führt — überall grüßt die Menschheit, deren Glieder und Wesen gelöst, frei vom Zwange scheinen. Ob's nun am Mondsee oder in St. Gilgen ist: hier vergessen sogar die vierzehnjährigen Backfische und die sechzehnjährigen Jünglinge ihre kühle Blasiertheit.

Jung werden auch wieder die Alten, und Kniehose, Bauernmieder und fußfreier Rock trägt dann — Gott und

Auf der Kurpromenade in Ischl.

Digitized by Google

Auf der Terraſſe im Kurhaus zu Iſchl.

Ihnen, liebes Kind, die Sie ſich jedes Koſtüm geſtatten können, ſei es geklagt — manche und mancher, die uns durch ſolches Tun nur ein Lächeln aus den Mundwinkeln locken können.

Derlei Maskerade ins Bäuriſch-Alplerische, die Umwandlung raffinierter und prüder Stadtmenſchen in herbe und friſche „Deandln“ und in „Buam'“ iſt der Hauptreiz ſolcher ſommerlichen Vergnügungen. Im Salzkammergut ſein, das heißt für ſo und ſo viele: ein paar Wochen oder Monate als letztes Raffinement die Natürlichkeit genießen und üben. Ein Sommerſpiel wie manches andere. Der Vormittag bringt Tennis, Krocket, der Nachmittag eine Fahrt über den See und der Abend einen Gang durch den Wald in der ſinkenden Dämmerung, wobei man Gelegenheit hat, Beleſenheit, zarte Seele und manche andere Töchtertugend zu zeigen.

Indes dürfen auf der Terraſſe, die den weiten Blick über den See gibt, die Mütter emſig winterliche Geſpräche fortſetzen, öſterreichiſche Dienſtbotenklagen mit berliniſchen tauſchen, und der reichsdeutſchen Väter Skat tritt in ernſte Konkurrenz mit dem öſterreichiſchen Tarock.

Je kleiner der Ort, deſto näher rückt ſich natürlich die Geſellſchaft. Es regnet, es regnet nur allzu oft im Salzkammergut, und wer am erſten Tag ſpröde war und nicht mit jedem gleich verkehren wollte, lernt, wenn es ſo recht „ſchnürlt“ und der blaue See allmählich grau wird, wenn die Nebel hängen, die Reize ſeiner Nebenmenſchen zu entdecken. Das aber iſt das Hübſcheſte an ſolchen Salzkammergutta gen, mögen ſie ſich nun in etwas feineren oder etwas primitiveren Gaſthöfen abſpielen — gar ſo groß iſt der Unterſchied ja nicht —, daß man jung ſein muß, wirklich im Herzen jung, um all das mitzumachen, was dazu gehört. Sonſt läuft man bald davon. Man

Einhundertundeinjähriger Mann aus Goiſern.

muß die Scherze verstehen können, die aus flüchtigen Bekannten oft überraschend schnell dicke Freunde machen, oder man muß die leichte gefällige Anmut junger Menschen haben, die eben zum ersten Male spüren, daß von ihrer Eigenart eine besondere, geheimnisvolle Wirkung zum anderen Menschen geht, daß man glücklich machen kann mit einem Lächeln und ärgerlich, verstimmt mit einem versagten Händedruck. Man muß Sport treiben und man muß vor allem teilnehmen an diesem neuen Gesellschaftsspiel, dem Flirt. Dessen Spielregeln ich Ihnen ganz sicher nicht zu erklären brauche. Ich kenne Sie doch!!

Bauer in alter Goiserner Tracht.

Ob wir von Salzburg mit der kleinen Salzkammergutbahn durchs Gelände fahren, in einem letzten Blick den Gaisberg umfassend, und nun in St. Gilgen unsern Wohnsitz aufschlagen oder in Strobl am Wolfgangsee, ob wir ein wenig weiter gehen an den Attersee, Mondsee, es hat schließlich die Landschaft denselben österreichischen Reiz milder, oft ein wenig wehmütiger Romantik. Und ein Tag geht dahin wie der andere, er bringt die gleichen Freuden — und der Sommer endet mit oder ohne Verlobung. Mit oder ohne leicht ramponierte Herzen. Denn es muß ja nicht alles ein fein abgegrenztes oder gar gesetzliches Ende

Der Dachstein von der Gosaulaube aus nach einem Gewitter.

Gosau mit den Donnerlogeln und dem Gosaustein.

nehmen; die kleinen Novellen, die aus sind, kaum, daß sie begannen, sind oft die besten, und so ein Mäderl, das im Juli noch ein Kind war, weiß oft im September schon zu sagen, was der Schmerz einer verlassenen Frau ist. Nur nehmen wir die Töne nicht allzu tragisch, nicht zu hoch. Die Sonne scheint, es ist alles nur ein Sommerspiel, und zu großen Leidenschaften bleibt zwischen dem Bade in dem kalten See, den vielen Tennispartien und Wettspielen — ja, ob St. Gilgen oder Strobl die Meisterschaft gewinnt, das ist eine schwere Frage! — keine Zeit. Gewiß, der Abend bleibt fürs Herz. Leise Gefühle schleichen dann hinterlistig heran, man probiert die Kunst der Worte, und die Frauen versuchen unbeschränkte Herrscherinnen zu sein in ihrem Reich. Denn ihr Reich ist das Salzkammergut im großen und ganzen von Montag früh bis Samstag nachts. Das müssen Sie nämlich wissen, mein verehrtes Fräulein aus dem Norden, daß wir ins Salzkammergut nicht „reisen", sondern — „in die Sommerfrische gehen".

Beim Scheibenschießen.

Das ist noch so eine Geschichte aus alter Zeit. Ein Brauch, der zwar allmählich abkommt, aber doch erfreulicherweise noch da ist. Die Familien gehen, wenn bei uns die langen Ferien anfangen, im Juli „aufs Land", und der arme Ehemann bleibt in der Stadt, hat nur einen kurzen Urlaub und zwischendurch die knappe Zeit am Wochenende, ganz wie in England eigentlich. Da kom-

Digitized by Google

men Samstags mit den raſchen Zügen die vielen Männer, und bis zum Montag früh genießen ſie die Luft der Alpen. Auch ſie nehmen an der Maskerade teil, ziehen Knieſtrümpfe an, kurze Hoſen, den Älplerhut und beſteigen pflichtmäßig den Schafberg. Sie atmen, und jeder Atemzug ſoll Luft in die Bruſt einpumpen für die ganze Woche, die dann in der heißen Stadt folgt. Sie hören die Geſchichte der vergangenen acht Tage an, die großen Schickſale der kleinen Sommerfriſche, ſie bringen auch die Atmoſphäre der Großſtadt mit, den ſüßen Tratſch, der nicht in den Zeitungen ſteht, auf die man ſonſt mit ſeinen Kenntniſſen vom Weltgetriebe angewieſen iſt. Die Väter laſſen ſich wegen der Hitze und Hatz in der Stadt und der harten Wochenarbeit bedauern und hören die Sünden und Miſſetaten ihrer Kinder, die jungen Ehemänner erfahren, um wieviel Pfund das erſte Kind ſchwerer geworden iſt, — ja ganz ſo banal iſt das Leben, wenn auch der Dachſtein, der Traunſee Kuliſſe ſtehn, und wer's anders erzählen will, der malt ein falſch romantiſches Bild. In der Sonntagnacht oder Montag früh aber entfliehen ſie alle wieder, die alten und die jungen Ehemänner, und zurück bleiben eigentlich neben den Urlaubern nur das junge Volk und ihre

Bergführer aus Goſau.

Die Goſauerſchmiede.

Blick auf den Loser bei Aussee. Im Vordergrund der Däumling, Felspartie bei Traunstein.

zeigen, wenn eine recht dunkle Wolke auf dem Himmel steht. Dann gehen wir friedlich die Dorfstraße entlang, schauen beim Krämer hinein, der auch ein paar Antiquitäten hat, — wenn es gut geht: echte; meist aber imitierte — oder wir kaufen Ansichtskarten. Wie hielten wir's ohne Ansichtskarten aus! Und was in der großen Stadt, in der Sitte und Anstand, Etikette und Zeremonie herrschen, nie geschehen dürfte, ereignet sich hier Tag um Tag: die jungen Herren und die jungen Damen dürfen hier frisch und frei miteinander spazieren gehen und reden, ohne daß wer dabei ist, ohne daß man ihnen ängstlich jedes Wort vom Munde liest, ohne daß allzu viel Böses darüber gesagt wird. Und so ziehen sie die Dorfstraße hinauf und hinab, zur kleinen Kirche, vom See zum Gasthof.

Hüterinnen, die Damen. Zurück bleiben herzige Mäderln mit weißen Kleidern, auf die ältere Schwestern achtgeben müssen; zurück bleiben altkluge Knaben, die irgendeinen Lehrgegenstand nachzuholen haben; zurück bleiben erwachsene junge Leute, die schon fast die Universitätskappe tragen und sich fühlen, und dann endlich die Herren der Schöpfung, die wirklich schon auf Bälle gehen, vielleicht gar in einem Ballkomitee sind, die daran denken, ein Kränzchen zu veranstalten oder Theater zu spielen, die Gnaden zu verteilen haben und sich gerne heldenhaft im Segelboot

Im größeren Ort aber gibt's gar eine Promenade, gibt's eine Konditorei, an deren kleinen Tischen man sitzen kann, Schaumrollen essen und der Zukunft oder Vergangenem nachsinnen. Es ist ja alles so kindlich, nichtwahr? ... aber lassen Sie diese jungen Damen und diese jungen Herren ein bißchen älter werden, warten Sie, bis sie nicht mehr ins Salzkammergut reisen, sondern in die Dolomiten, nach Ostende, dann wird sich manchmal ein kleiner Seufzer der Erinnerung in die Berichte des fremdländischen Glanzes schleichen. Und dieser Seufzer wird Ihnen

Digitized by Google

Die Gößlerwand am Grundlſee.

erzählen von den Abenden in der Salzkammergut-Sommerfriſche, von der ſanften öſterreichiſchen Natur, von den kleinen Bergen und den Rieſen, die uns doch

Marktplatz in Gmunden.

Digitized by Google

Wasserschloß-Ort auf dem Traunsee bei Gmunden.

heimatlich vertraut sind, wie der Dachstein es ist trotz seiner Höhe und Gefahr. Jener Seufzer des Gedenkens wird auch künden von einem Abend, wo man sich ganz tief in den Wald verirrt hat, und von einem Morgen, an dem man ganz früh hinausspäht, ob die Sonne auch wirklich kommen wird, denn man hat eine Landpartie verabredet.

Ja, diese Landpartien! Man weiß eigentlich nicht recht, wozu man sie macht, denn man ist ja schon auf dem Lande, und wenn man aus Strobl nach St. Wolfgang fährt, so entdeckt man nicht überwältigend viel Neues. Und doch, die Landpartie ist ein Ereignis in der Woche, das man vorher ernstlich zu besprechen hat, — und dann will man doch auch nachschauen, was die Freunde und die lieben Freundinnen nebenan treiben, wer jetzt dorten am lebhaftesten und erfolgreichsten flirtet. Und schließlich gibt es auch ganz große Landpartien, mit stattlicher Kraxelei, und es gibt sogar sehr ernste Touren mit Führern und Seil, wie es ja auch im Salzkammergut Orte gibt, deren Reiz gerade darin besteht, daß man eigentlich nie in ihnen bleibt.

Solch ein Ort ist Ischl. Unser Ischl, das Sie unbedingt schon vom Hörensagen kennen, Ischl, der historische Ort. Wenn man einmal eine Geschichte der österreichischen, ja der Weltpolitik schreiben wird, dann dürfte dieser Ortsname oft vorkommen, und wenn man ein andermal von sensationellen Ereignissen der Gesellschaft im Sommer sprechen hört, dann haben sie sich in Ischl zugetragen; nach Ischl geht der Kaiser Franz Josef, wenn's Sommer wird, und die Minister kommen hin, und man macht Weltgeschichte oder glaubt sie zu machen. Man versteht dabei auch den Ausdruck von den Portefeuilles der Minister, weil die würdigen Herren nämlich wirklich mit unheimlich großen Aktentaschen kommen, die voll sind von Dokumenten, die der arme Kaiser unterschreiben muß, bevor er seinen Spaziergang machen darf, nach Laufen hinaus durch den wunderschönen Wald. Dort hat ihn jeder Österreicher wie jeder Fremde, der in den letzten dreißig Jahren ins Salzkammergut kam, oft und

oft gesehen. Allein ist er früher seine Straße gegangen oder mit einem Adjutanten oder mit wem sonst plaudernd; man hat ihn gegrüßt, er hat freundlich genickt, man ist hart an ihm vorbeigegangen. Den Schulbuben hat's mehr bedeutet als der Ölfarbendruck, der im düsteren Klassenzimmer hängt. Man könnte scherzend sagen, daß das dynastische Gefühl vieler Österreicher auf diesem Wege von Ischl nach Laufen geboren worden ist. Männer und Frauen, junge und alte, erzählen vom Kaiser, und es sieht so aus, als kennten sie ihn ganz nah, wüßten eine Menge seiner Taten bis ins Letzte, und wenn man dann fragt, woher diese Liebe stammt, diese Bekanntschaft kommt, dann hört man: „Ja, wir sind eben auch so und so viele Male nach Ischl gegangen wie er, und da trifft man sich. Und er grüßt so lieb . . ."

Ischl aber ist ganz was anderes als die kleinen Nester, von denen ich Ihnen früher erzählt habe. In Ischl herrschen wieder die Gesetze, die in Wien herrschen, in Petersburg, Berlin und vielleicht sogar, was der höchste Ehrgeiz unserer jungen Leute wäre, in London. Ischl hat eine Promenade. Es hat auch sonst noch manches Wundervolle, kleine Täler, Spaziergänge; aber das zählt eigentlich kaum mit: vorerst hat Ischl eine Promenade. Auf der geht man spazieren, offenbar nur, um einander zu grüßen, und die Promenade hat nur einen Zweck, nämlich den, daß man „sich anziehen" kann, daß man weiß, wozu die schönen Kleider vorhanden sind. Für Ischl ist die Sommermode geboren worden, die der Herren so gut wie die der Damen, und hier verschwindet mit der Älplertracht auch die Einfachheit der Sitte. Hier gibt es wieder Kreise, die sich schneiden, und solche, die sich nie berühren, hier sind Leute, die gute Diners geben und Einladungen gnädig verteilen; hier ist ein Theater, ein wirkliches Theater, in dem die Wiener Schauspieler Triumphe feiern und das im letzten Sommer gewiß die unverwüstliche „Lustige Witwe" an die fünfzigmal gegeben hat. Hier gibt es aber auch so manche andere recht lustige Wittib. Hier spielt eine Kurmusik, kurz, hier ist man in jeder Beziehung in der zivilisierten Welt.

Fahrt auf dem Traunsee, im Hintergrund der Traunstein.

Kirche und Kloſter in Traunkirchen.

Das Leben von Iſchl zu beſchreiben, das tut nicht not. Es geht ſo dahin wie das Leben irgendeiner anderen großen Stadt, irgendeines anderen faſhionablen Kurortes, nur mit dem einen Unterſchied, daß die Leute den ganzen Sommer hindurch von einer großen Sorge gemartert werden. Dieſe Sorge heißt: „Was tun wir heute nachmittag?“ Denn Iſchl iſt eben der Ort, nach dem man reiſt, um nicht dort zu bleiben. Es iſt grotesk. Niemand will nachmittags dableiben. Etwas muß immer geſchehen. Hierher kommt man, um Ausflüge zu machen, jeden Tag einen anderen. Soll ich Ihnen die Orte aufzählen, die wir hätten beſuchen können? ... Die kleinen Spaziergänge durch den Wald oder über die Landſtraße, oder die größeren, wo man ſchon die Bahn für ein paar Stationen bemühen muß, um nach Goiſern zu kommen oder an den Goſauſee oder noch weiter nach dem lieben Auſſee und nach Gmunden, wo die Dampfſchiffe warten? Aber alle dieſe Orte ſind ſchon wieder Sommerfriſchen des Salzkammergutes, ſind alle, wenn wir nun mit einem großen Worte kommen ſollen, ſchon wieder Lebenszentren, in die ein Iſchler als ein Fremder für einen kurzen Nachmittag zu Beſuch kommt, als ein hochmütiger Fremder allerdings, denn er kommt ja vom Hoflager Seiner Majeſtät.

Gmunden — da iſt der ſchöne Traunſee, der ſchöne dunkelblaue See, der ſich ſo weit erſtreckt, in dem ſich der Dachſtein ſpiegelt, an deſſen Buchten die vielen kleinen lieben Orte liegen, wo überall ein paar Villen ſtehen und ein Wirtshaus, wo auch jene Sommerſpiele begonnen werden, von denen wir heute ſchon ein paarmal ſprachen. Gmunden — das iſt aber auch der Ort, den ſelbſt der finſtere Hebbel ſo geliebt hat, daß er in ihm ein kleines Haus hatte, trotzdem er dort beinahe im See verunglückt wäre, weil ihm ein Wahnſinniger, wie er erzählt, beim Schwimmen auf den Nacken geſprungen iſt. Vielleicht war's aber auch gar kein Wahnſinniger, wie ſich dieſer herbe Menſch eingebildet hat, der kaum an der Seite der heiteren Wiener Schauſpielerin, ſeiner Chriſtine, die zugleich die große Tragödin und die liebe Wiener Hausfrau war, die ſchweren Mächte des Schickſals ver-

Digitized by Google

Der obere Weg an der Berglehne in Hallstatt.

geſſen konnte. Vielleicht war es nur irgend ein ausgelaſſener Student, ein frecher Bub', der arglos den Kopfſprung üben wollte und dabei freventlich auf einen Klaſſiker hinaufſprang.

Ja, ſchwimmen, ſegeln, Kahn fahren, rudern, bis die Hände Schwielen haben und die Arme bis hinauf zur Schulter rotgebrannt ſind, das iſt Leben. Und die kleinen Mädchen, die im Winter, im elektriſchen Licht der Ballſäle, ſo ſtolz auf ihre weiße Haut ſind, zeigen hier froh die Stelle, wo die Sonne durch die Sommerbluſe ihre Marke hingeſetzt hat. Denn das iſt das beglaubigte Zeugnis, daß man mitgetan hat, mitgeſchwommen iſt, wenn auch das Waſſer noch ſo kalt war, mitgefahren iſt im dünnkieligen Boot, wenn's auch die geſtrenge Mama verboten hatte. Hier iſt Waſſer, hier iſt Luft, hier iſt Freiheit. Ob's nun Gmunden iſt, wo es ja allerdings auch ſchon ein Theaterchen und eine Promenade und eine ſogar ſehr gute

Der Hallſtätterſee.

Digitized by Google

Alte Küche in Hallstatt.

häuser, schildere ich Ihnen den langen Steg, der über ein Tal führt, ganz schmal und hoch, daß man fast den Schwindel kriegt. Wir haben auch keine Zeit, an dem und jenem schönen See zu rasten, wo sich berühmte und unberühmte Leute ihre geschmackvollen oder geschmacklosen Villen gebaut haben — das alles müssen Sie, mein gnädiges Fräulein, doch lieber mit eigenen Augen

Konditorei gibt, oder einer der kleinen Orte an den vielen Seen: überall, wo Wasser ist, da geht der Atem aus freierer Brust. Ich kann Ihnen die Gegenden nicht beschreiben, will nicht ein langweiliger, pedantischer Führer sein, der Ihnen die Hallstätter Grüfte mit den vielen verdorrten Gebeinen der alten Hallstätter so lange beschreibt, bis Sie das Gruseln lernen. Hier nämlich hat man früher den Leuten nicht die ewige Ruhe im Grabe gelassen, sondern man mußte, weil der Platz am See durch den hart hineinragenden Fels so beengt war, sie bald wieder aus der kühlen Erde nehmen; man hat die Gebeine unbarmherzig in Katakomben aufgeschichtet, die nun der Fremde neugierig und pietätlos besieht. Und so wenig wie die Hallstätter Gebein-

Partie aus Hallstatt.

Das Museum in Hallstatt.

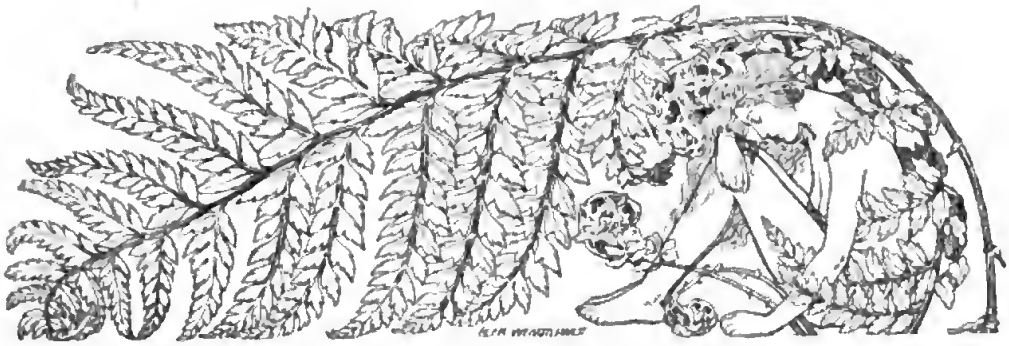
sehen. Ich habe nur eines versuchen können: aus der Erinnerung der heiteren, glücklichen Jugend heraus zu schildern, zurückdenkend an den und jenen Augenblick, den man einmal gelebt hat, lang lang ist's her ... Ach, war es schön damals, als das Herz noch so froh schlug!!

Aber heuer oder nächstes Jahr, übernächstes, machen Sie es wie so viele Ihrer Landsleute und kommen in unser Salzkammergut. Und dann dürfen Sie keine Ruh' geben, wie wir Wiener sagen, bis Sie den letzten Fleck gesehen haben, von der Rettenbachmühle bis zu den Cretins, denen in Hallstatt die Kröpfe so üppig gedeihen, Sie müssen die Gosauschmiede sehen, Sie müssen den uralten Männern, die im Salzkammergut leben, ein paar karge Worte zu entlocken suchen. Ihr allerschönstes Kleid — ob es nun von Gerson in Berlin stammt oder aus einer Pariser oder Frankfurter Modeschmiede — sollen Sie anziehen und auf der Promenade in Ischl spazieren führen. Sie müssen sich unsere Berühmtheiten zeigen lassen. Sie müssen auf den Schafberg hinauf und nach St. Wolfgang hinunter blicken, Sie müssen bei einem Scheibenschießen dabei sein, bei irgend einem bunten Jahrmarktsfest, wo die lustigen Buben auf glatten Kletterbäumen hinauf trachten und hinunterrutschen, Sie müssen mit irgendeinem jungen Herrn (wenn ich's nicht sein kann), spazieren gehen und flirten ... Sie müssen die Angst spüren, wenn mit einem Male der ruhige liebe See ein finsteres, dräuendes Gesicht bekommt und die Segelboote umwerfen. Sie müssen auch am 18. August da sein, an „Kaisers Geburtstag", wenn Hochamt gehalten wird und jeder, der eine Uniform hat, sie anzieht. Sie müssen dann unsere Leutnants ansehen, die — Ihre stolze Berliner Garde in Ehren — auch was wert sind! Den Bergsteigern sollen Sie zuschauen, den falschen und den echten, die mit ihren Führern auf die Berge kraxeln, denn wir haben auch unsere Kletterpartien trotz Tirol und der Schweiz — kurz, Sie müssen eine Menge unendlich

Der hintere Langbathsee bei Ebensee, Kaiserliches Jagdrevier.

wichtiger Dinge tun. Ich erkläre es Ihnen im voraus: wenn Sie nur vier Wochen da bleiben, werden Sie nicht fertig. Aber das tut nichts. Dann kommen Sie eben wieder. Sind Sie oft genug dagewesen, so fangen Sie manchmal an, über die Langeweile zu schimpfen. Aber wenn Sie wieder daheim sitzen, dann wissen Sie doch, daß es irgendwo einen Fleck Natur gibt, in dem sich sehr, sehr viel Schönes vereint. Großes und Kleines, Lustiges und Groteskes, verzerrte Natur und echte Heiterkeit, früh gealterte und neu gewonnene Jugend, helle, blaue Sonnentage und graue, regnerische Morgen mit aufgeweichtem Erdreich, — und vor allem wissen Sie, daß Sie noch lange nicht das ganze Salzkammergut gesehen haben, gespürt und empfunden. Und so fangen Sie halt wieder in Salzburg an und grüßen die vielgeliebte Stadt von deren und Ihrem getreuesten Verehrer.

Dachsteintouristen.



Der Tod der Gismonda Boccalino.

Von Richard Huldschiner.

In den Tagen, da Guido della Torre, der von allen Göttern gehaßte Tyrann, über Mailand herrschte, begab es sich, daß der vertriebene Messer Matteo Visconti in Sermione am Gardasee saß und mit aller Seelenruhe eines Weisen oder Philosophen das Leben eines bescheidenen Privatmannes führte. Denn was ziemt dem Klugen mehr, als die Wünsche und Wallungen eines heftigen Gemüts im Zaum zu halten, solange ihnen widrige Umstände die Erfüllung zu versagen scheinen.

Jeden Abend, wenn die Ora zu wehen aufhörte, der Spiegel des Sees glatt und ruhig wurde und die Wellen der Brandung matt und gleichsam wie Schlangen züngelnd auf dem sumpfigen Ufer verliefen, saß Matteo auf einem Stein nahe am Kastell, warf die Angel aus und sah stundenlang auf die leichte Federpose nieder, die den Angelhaken in einer gewissen Tiefe unter dem Wasserspiegel schwimmend erhielt. Aber sein Geist beschäftigte sich dabei mit kühnen und wilden Dingen, plante und verwarf, sichtete und rodete zugleich, wie ein Mann, der durch seinen Garten schreitend da und dort ein Pflänzlein einsetzt, nicht ohne zugleich alles das mit kurzer Hand auf einen dem Verbrennen geweihten Haufen zu werfen, was sich etwa als ein Unkraut auswachsen möchte.

Er war ein noch junger und schöner Mann mit schmaler, kräftig absetzender Nase über einem geschwungenen Mund und einem kurzen, starken Kinn, bartlos und von gesunder Gesichtsfarbe, trug ein knappes, dunkelbraunes Wams und ebensolche Beinlinge, die das Muskelspiel der starken, schön gedrechselten Schenkel nicht hehlten.

Manchmal hob er den Kopf und ergötzte seine Künstlerseele an dem Ausblick über den weiten, blauen See, der fern im Norden von den Bergen wie von einer Zange gefaßt gleichsam eine Brücke darstellte von den Olivenhainen der Ebene zu den Eisfeldern der Gletscher. Überall an den Ufern gab es blühende Ortschaften mit weißen Kirchtürmen und anmutigen Villen, die sich im Grün versteckten, einer koketten Schönen zu vergleichen. Die Sonne war daran, hinter dem Monte Pizzocolo glutatmend zu versinken. Im Osten brannten die Berggipfel. Wahrlich, Herr Can della Scala, dem dies alles gehörte, hatte wohl Grund stolz auf seine Herrschaft zu sein! Aber hatte er, Matteo Visconti, nicht auch einmal ähnliches sein eigen genannt? Drüben im Westen an den großen Seen? Und mußte es ihm nicht eines Tages wieder gehören? Mußte es nicht? Bei Gott und seinen Heiligen, nichts gab es, was ihn hindern konnte, wieder an sich zu reißen, was freche Empörerfaust seiner in einer unseligen Stunde ermattenden Hand entwunden hatte. Als er dies bedachte, stieg ein solcher Grimm in ihm empor, daß er die Angel an sich riß und aufsprang, als beabsichtigte er, noch in diesem Augenblick gen Mailand zu eilen. Aber bald wurde sein Antlitz wieder klar und ruhig, um den stolzen Mund zitterte

ein Lächeln, und bedachtsam ließ er sich auf seinen Stein nieder.

Da kam seine Geliebte Gismonda Boccalino, die Tochter des Kastellpförtners, barhäuptig und mit nackten Schultern gerannt, von weitem winkend und lachend. Denn heiteren Gemütes, wie sie war, geschah es, daß schon der Anblick des geliebten Mannes stets ein Überströmen freudiger Gefühle in ihr bewirkte. „Macht Euch auf Besuch gefaßt!" sagte sie atemlos, als sie nahe war. „Es sind einige Herren zu Pferde gekommen und haben nach Euch gefragt." Dabei strich sie mit der Hand ganz zart über sein Haupthaar, das schwarz in glänzendem Schwall und an den Enden sich leicht lockend auf seinen gebräunten Nacken fiel.

Er legte einen Finger an den Mund und deutete warnend auf die Angel.

„Leise! Sie schicken sich an, zu beißen!" Da kniete sie hinter ihm nieder, stützte ihr Kinn auf seine Schulter, so daß nun Gesicht neben Gesicht aufmerksam und fast mit strengem Ernst auf das Wasser schaute, und wer herzugekommen wäre, an eine jener Medaillen des göttlichen Boldù hätte denken müssen.

Gismonda drückte ihre Wange zärtlich gegen Matteos Ohr und flüsterte aufgeregt: „Ich will nicht, daß Ihr fortgeht! Bleibt bei mir! Hier in Sermione könnet Ihr so gut wie in Mailand leben. Sagt mir, daß Ihr nimmer fortgehn wollt! Hört Ihr, ich will nicht, ich will nicht ..."

„Fortgehen werde ich nicht," erwiderte er doppelsinnig. „Gismonda wird immer bei mir sein. Aber warum glaubst Du, daß Guido della Torre, den die Heiligen den Ratten zum Fraße geben mögen, Sehnsucht haben sollte nach mir?"

„Lacht mich nicht aus! Aber ich habe Furcht. Und eh, daß Ihr geht, will ich Euch selber erdolchen." Da sie dieses sagte, zitterte ihre Stimme, und Matteo nickte bedächtig mit dem Kopf.

In weiter Ferne schwebte ein gelbes, dreieckiges Segel wie ein Falter über dem Wasser und am roten Abendhimmel schossen viele Schwalben, die drüben in den Trümmern der Villa Catulls nisten mochten, schreiend hin und wieder. Da flüsterte Matteo leise die Worte des toten Sängers:

„Laß uns, Lesbia, leben und uns lieben!
Tage können vergehen und wiederkommen;
Ist uns aber das kurze Leben verloren,
Sieh! dann schlafen wir jene Nacht auf ewig ...
Küsse mich drum, Geliebte, viel tausend Male!"

Aber das Mädchen riß sich von ihm los, sagte bittend: „Heute nacht!" und lief leichtfüßig wieder davon.

Der Wind trug den stockenden Schlag der Glocken von Lazise über das Wasser herüber. Und wie Matteo nun wieder allein war, verfiel er sogleich in eine Träumerei, die sich mit den Pflichten eines Herrschers gegen seinen Staat, aber auch mit denen der Untertanen gegen ihr Haupt beschäftigte. Leutselig mußte der Fürst sein, aber seinen Abstand vom Volke wohl zu wahren verstehen. Erschien er am Fenster seines Palastes, so mußte es sein, wie wenn man Reliquien zeigt. Nicht brauchte der Tyrann der Feind alles Guten und Tüchtigen zu sein. Freilich, so wie die Tyrannien entstanden, wuchsen und sich befestigten, so wuchs auch in ihrem Innern verborgen der Stoff mit, welcher ihnen Verwirrung und Untergang bringen konnte. Drum hieß es, wachsam, furchtlos und besonnen sein, sich der gar zu massenhaften Greuel enthalten oder wenigstens nur so viel Böses tun, als nachweislich zu des Tyrannen Zweck gehörte ...

Wie er alles dieses in tiefer Versunkenheit bedachte, näherten sich leise, durch das üppige Graspolster gedämpfte Schritte und eine tiefe, wohllautende Stimme sagte: „Ich grüße Euch, Messer Matteo! Habt Ihr ein Plätzchen neben Euch für einen Ermatteten?"

Es war Herr Vidovero della Penna, ein Mann, dessen Alter nicht leicht zu bestimmen gewesen wäre. Denn war das kurzgehaltene, dichte Haupthaar noch glänzend braun, so wies doch das bartlose Antlitz viele tiefe Furchen auf, die vom Alter, aber auch von angestrengter Tätigkeit eines nimmer müden Geistes herrühren mochten.

Matteo zeigte sich nicht überrascht, rückte auf seinem Stein etwas zur Seite und lud den Ankömmling ein, Platz zu nehmen. „Ihr kommt von Mailand, Messer Vidovero? Erzählt! Habe ich

Euch doch lang' nicht gesehen! Drei Jahre fast. Nun, Ihr habt Euch wenig verändert. — Eh, und Mailand?"

Er fragte nach der Gesundheit der wundertätigen Dominikanernonne Suor Colomba, nach dem Bau der Kirche San Gottardo, nach vielen anderen gleichgültigen Dingen, gleichsam als läge ihm nichts daran, von dem zu hören, was seinen Geist im Wachen und Schlafen am meisten beschäftigte. Aber da sie nun eine Zeitlang so hin und her geredet, ja sogar gelacht und gescherzt hatten wie zwei Freunde in angeregter Unterhaltung, warf Vidovero ganz plötzlich und anscheinend, ohne ein besonderes Gewicht darauf zu legen, die Frage auf: „Wie und wann, Messer Matteo, gedenkt Ihr eigentlich nach Mailand wieder zurückzukehren?"

„Pst," machte der Visconti und deutete auf das Wasser, an dessen Oberfläche zitternde Ringe entstanden waren und nun langsam größer werdend verliefen. „Da steht er seit einer Stunde. Aber jetzt habe ich ihn." Und indem er noch sprach, begann er die Angel vorsichtig anzuziehen. Es entstand ein Kampf im Wasser, und bald zeigte sich ein silberschimmernder Fisch an der Oberfläche, der den Angelhaken verschluckt hatte und als ein armseliger Gefangener nun zappelnd auf dem Trockenen lag.

„Ihr seid ein tüchtiger Angler," sagte Vidovero.

„Ja, es braucht Geduld. Seht Ihr, man muß schweigend sitzen und den richtigen Augenblick nicht versäumen. Nun habe ich ihn, *mein* ist er. Aber Ihr fragtet, wie ich zurückzukehren gedenke. Nun, auf demselben Wege, auf dem ich herausgegangen bin, aber nicht eher, als bis die Schandtaten jenes Mannes — Ihr wißt, wen ich meine — über meine Verbrechen das Übergewicht erlangt haben."

„Vielleicht ist es nun so weit," sagte Vidovero mit undurchdringlichem Gesicht. „Wenigstens ist es die Meinung einiger Männer, die ich zu meinen Freunden zähle, und die eines Abends nach einer Vorlesung des Herrn Jeronimo della Strada in meinem Garten allerlei Streitfragen aufwarfen, darunter die, was besser sei: einem Manne zu dienen, der seinen Staat nicht anders behandelt als eine Zitrone und ihn, nachdem er ihn seines Saftes beraubt hat, formlos und zerquetscht auf einen Misthaufen wirft, oder einem Manne, der, trotzdem auch er zum Safte zu gelangen versteht, das Gehäuse in seiner schönen Gestaltung erhält. Und alle waren wir der Ansicht, der letztere sei vorzuziehen. Wisset, daß Guido della Torre sich putzt wie einen Altar an Festtagen und dennoch zuläßt, daß die Schweine in den Gassen lagern, ein an sich unerfreulicher Anblick, der aber auch den Fremden widerwärtig ist und die Pferde scheu macht. Was ist aber auch von einem Manne zu erwarten, der nichts Geschriebenes lesen kann und vollends von den Wunderdingen der Alten weniger weiß als mein Koch. Um es kurz zu machen: seine Tage scheinen mir gezählt, wenn Ihr sein oder eigentlich Euer eigenes Erbe antreten wollt. Und dafür daß Ihr es *könnt*, wollen wir schon sorgen."

Matteo sagte nichts, sondern schien ganz in die Prüfung des gefangenen Fisches vertieft. Da begann der Unterhändler von neuem: „Ihr nehmt es, wie ich es von Euch erwartet habe — nämlich mit Mißtrauen, da es von mir kommt, den Ihr vielleicht nicht ganz mit Unrecht als Euren Feind betrachtet habt. Aber ich habe in diesen Jahren Zeit gehabt, nachzudenken, und wenn ich Euch auch nicht Freund geworden bin, Messer Matteo, so lasse ich doch Euern Eigenschaften alle Gerechtigkeit widerfahren. Ihr seid stark, und unsere unglückliche Stadt bedarf eines Starken, ehe sie zu einem Trümmerhaufen herabsinkt. Gentile Montalto, Simonetto und Gianpaolo Corio wollen Euch an die Hand gehen, und mich sollt ihr als ihren Gesandten und Wortführer betrachten."

„Ihr verschweigt mir noch etwas," sagte Matteo endlich. „Was hat es gegeben, daß ihr nun zu einem solchen Entschlusse gekommen seid, nachdem Ihr mir damals in einer unglücklichen Stunde die Herrschaft entwunden habt?"

„Nehmt an, daß eine Verschwörung entdeckt, daß dreißig unserer besten Leute zusammengehauen und an den Fenstergittern der Signoria aufgehängt worden sind. Freilich hat dieser Strolch von

einem plumpen Tyrannen, dieser ungehobelte Sauhirt, dreißig Altäre auf dem Marktplatz errichten, drei Tage lang Messen lesen und Prozessionen halten lassen, um den Fluch von der Stätte zu nehmen. Aber wenn Gott auch vergißt, wir vergessen nicht."

Matteo schüttelte den Kopf: „Ihr habt nicht unrecht: dieser Guido ist ungeschickter als ein Landgeistlicher und dümmer als eine Kuh. Was aber hat er Euch getan?"

„Nichts, oder doch nicht viel. Er hat, da ich eine Ode auf den Frühling vortrug, gelacht und einige barbarische Späße darüber gemacht, gleichsam als wäre er überhaupt der Mann, der gutes Latein zu beurteilen verstände."

„Da hat er freilich sehr gefehlt, Messer Vidovero. Wißt, daß mein Vater auf dem Sterbebette mir diese drei Lehren gepredigt hat: rühre keines andern Weib an, reite kein hartmäuliges Pferd und schlage keinen von Deinen Leuten, oder wenn Du es doch getan hast, so schicke ihn weit fort. Guido hätte Euch mindestens nach Neapel verbannen müssen."

So sprechend, warf er von neuem die Angel aus und schien ganz in seine Beschäftigung vertieft, während Vidovero della Penna mit feinem Lächeln noch mancherlei sprach und berichtete.

Als es aber vollends dunkel wurde, packte Matteo seine Gerätschaften zusammen und ging mit seinem Gaste dem Kastell zu, das ihm Cangrande della Scala als Wohnung überlassen hatte. —

Nun begab es sich, daß die Herren nach dem Mahl beim Weine sitzend den Messer Matteo sehr drängten, sich für sie und die gewaltsame Rückkehr nach Mailand zu entscheiden, wie denn ja bald geschehen müßte, was überhaupt geschehen solle. Aber Matteo wich ihnen aus und verriet mit kühlem Lächeln, daß es wohl etwas gäbe, was ihn mit starken Banden an Sermione und seine Verbannung fessele.

„Da seid Ihr also nicht bloß ein Fischer," meinte Vidovero, „sondern auch ein Fischlein, das im Netze zappelt?"

„Wenn Euch das Bild gefällt, so mag es gelten. Ja, es steht bei der Herrin, die die Schnüre meines Netzes in ihren warmen Händen hält, über mein Los zu entscheiden. Und ich habe nicht den Mut, sie jetzt zu verlassen oder mit mir in die Wirrnisse eines Kampfes zu verstricken. Sie ist gleichsam mein guter Dämon und hält den Finger warnend erhoben. Drum lasset mich nachdenken und beurlaubt mich für heute, Ihr Herren! Und schlaft so gut, als ich fürchte heut nacht wohl schlecht zu schlafen."

Grüßte mit leichtem Neigen des Hauptes und ging, jugendlich aufgerichtet und biegsam in den Hüften sich wiegend, zur niedrigen Pforte des Saales hinaus.

Die Herren blieben betreten zurück. Nur Gianpaolo Corio lachte: „Ei, lasset Euch nicht erschrecken, Ihr Freunde. Er spricht nur so, weil es sein Stolz nicht zuläßt, gleich auf den ersten Streich zu fallen. Meint Ihr wirklich, ein Mägdlein wäre ihm so viel wert wie Mailand?"

Aber Vidovero hieb mit der Faust auf den Tisch und sagte: „Mag sein, daß Du recht hast. Dennoch aber wären wir Toren, wenn wir es zuließen, daß unberechenbare Zufälligkeiten, wie es der Wille eines Mädchens ist, über unser Geschick entscheiden. So bedenket: Mailand! Mailand! Und hingegen ein töricht Mägdlein! Nein, besser ist es, verstrickte Arme zu lösen, als um das tote Vaterland weinen zu müssen. Ich liebe es, meinen Weg frei zu haben. Bei Gott! Ich sehe schon, daß auch ich heut nacht keinen Schlummer erlangen werde."

Damit stand er auf, lockerte seinen Dolch im Gürtel, rief nach einem Diener, indem er vorgab, müde zu sein, und ließ sich mit einer Fackel über Treppen und Korridore in seine Kammer geleiten, nicht ohne nach den Gemächern des gnädigen Herrn zu fragen, deren Eingangstür sich als benachbart erwies.

Alsbald wurde das Kastell dunkel und still. Der Nachtwind wehte um seine Türme und ließ den nahen See sanft erbrausen. Die Zweige der Feigenbäume schlugen leise gegen die Mauern, und die Brunnen im Hof sangen nimmermüde, liebliche Melodien.

Da geschah es, daß Vidovero im Nachtgewand aus seiner Kammer schlüpfte und sich hinter einem Pfeiler nahe am Eingang zu dem Zimmer des Visconti verbarg. Und wie er nun stand und ganz

Digitized by Google

in heiße Gedanken an ein neues Aufblühen seiner Vaterstadt versunken gleich einem treuen Wächter lauerte, kamen huschende Schritte eine Treppe herauf; es zeigte sich ein Mädchen mit bloßen Armen und Füßen, das ohne Fackel, aber sicher wie einer, der seinen Weg auch im Dunkeln zu finden weiß, geradenwegs auf Matteos Tür zukam und nach einem leisen Klopfen dahinter verschwand. Als sie an dem kleinen Fenster, das auf den Hof ging, vorüberkam, und das trügerische Licht des halben Mondes ihre schlanke Gestalt wie eine Erscheinung aus dem Reich der Geister zärtlich umfloß, sah Vidovero für einen Augenblick das Lächeln ihres roten Mundes, und wurde nun, nachdem er sie gesehen und das Verführerische ihrer biegsamen Gestalt erkannt hatte, in seinem Entschlusse so sicher, daß das eintönige Warten, das folgte, nicht einschläfernd auf ihn wirkte. Stunde verging um Stunde, bis endlich in einem Stall der Nachbarschaft die Kühe zu brüllen begannen; dann versiegte gleichsam der Nachtwind, einige Vögel ließen ihren Morgengesang hören, durch das kleine Fenster schlich blasser Schein, über den See herüber kamen die stockenden Schläge einer fernen Glocke — da riß ein leises Geräusch den Brütenden aus seiner finsteren Erstarrung. Er faßt nach seinem Dolch, bog den Oberkörper sprungbereit vor, und als nun Matteos Kammertür sich in den Angeln drehte und wieder schloß, und Gismonda, beide Hände gegen die junge Brust gedrückt, gleichsam als wollte sie das frohe Klopfen ihres Herzens bändigen, in seinem Gesichtskreis erschien, tat er einen jähen Satz und begrub den Dolch in ihrem Halse, indem er von oben nach unten so zustieß, daß die Waffe die Schlagadern durchschneiden mußte. Der zitternde Schrei erstickte in einem Gurgeln, dann griff das Mädchen mit den Händen in die Luft und stürzte in schwerem Fall zu Boden.

Aber da sie nun lag und sich zum letztenmal streckte, erschien Messer Matteo mit zerzaustem Haar und wild um sich blickend in der Tür und erkannte sogleich was geschehen war, indem Vidovero, den blutigen Dolch noch in der Faust, gleichmütig von der Ermordeten zurücktrat und gleichsam mit einer Gebärde der Entschuldigung sagte: „Es tut mir leid um dieses Mägdlein. Aber es mußte sein. Einen Fisch, der im Netz zappelt, kann man nicht anders befreien, als indem man die Stricke durchschneidet ..."

Er verstummte, bog sich wie zur Verteidigung zusammen; denn es schien, als wolle sich Matteo auf ihn stürzen, der mit irren Blicken bald die Tote, bald den Mörder ansah. Ein Grabesschweigen tat sich im Dämmerlicht des Ganges auf. Aber da erhöhte sich Vidoveros Antlitz, das eben noch eine teuflische Kälte gezeigt hatte, in einem Aufleuchten wahren Gefühls so sehr, daß es fast schön zu nennen war; jählings sank er in die Knie und flehte: „Messer Matteo, Mailand ist ohne Euch verloren. Wenn Ihr mein Blut wollt zur Sühne für dieses Mädchen, so nehmt es, aber geht nach Mailand! Laßt Mailand nicht länger harren! Es ist Euer, so wie ich in Demut der Eure bin. Reitet noch in dieser Morgenstunde! Auf! Der Tag wird hell und warm, und ehe die Sonne sinkt, könnt Ihr Eure Fähnlein grüßen! Denkt an die Gebeine von San Ambrogio! Wie lange noch sollen sie den Wüterich Guido della Torre vor ihrem Schreine knien sehen? Das Vaterland harrt Eurer, wie die Braut des Bräutigams. Kommt, o kommt! Seid der Mann, dessen diese schwere Zeit so sehr bedarf." Und wie er nun in heftiger Erschütterung die Arme ausstreckte, löste sich in Matteos Brust die zornige Erstarrung und wich einem edlen Gefühl stiller Trauer; das Schwert sank aus seiner Hand; er kniete nieder, legte das Ohr auf Gismondas Brust und lauschte. Aber da hinter dem Schwellen ihres Busens kein Herzschlag mehr ging, seufzte er aus tiefstem Grunde seiner Seele, machte das Zeichen des Kreuzes über ihrer Stirn und betete ein Vaterunser für die in ihren Sünden jählings Dahingegangene. Dann erhob er sich, sah zu Vidovero auf und sagte matt: „Ihr habt es erreicht, Messer Vidovero; ich komme mit Euch; denn Ihr tatet nur, was Ihr wohl tun mußtet. Helft mir die Tote in mein Zimmer tragen." — — —

Es war schon ganz hell, und die ersten Strahlen der Morgensonne fielen durch

das weit offenstehende Fenster in die Kammer hinein, in der auf einem niedrigen Ruhebett die Ermordete lag, die Hände über der Brust gefaltet und mit Glyzinienblüten so überschüttet, daß nur hier und dort ein Stückchen ihres ärmlichen Gewandes zu sehen war. Aber das marmorbleiche Antlitz war frei geblieben. Die zarten Lider bedeckten den Augapfel so, daß unter den langen, dunkeln Wimpern nur ein schmaler, bläulicher Streifen eines erloschenen Lichts hervorleuchtete. Der Mund war streng und herb geschlossen und verriet nichts mehr von Liebe und Hingebung, wie auch das zarte Grübchen der linken Wange, das im Leben so schalkhaft und zärtlich zu lächeln verstand, jetzt, gleichsam vom Tode fortgeküßt, sich ausgeebnet hatte.

Rechts von dem Diwan saß auf einem Holzstuhl Messer Matteo, hatte die Hände auf die Knie gestützt und starrte in das bleiche Antlitz der Ermordeten. Sein Haar wallte schwarz und glänzend zu beiden Seiten der Schläfen herab, verhüllte fast ganz das Ohr und bog sich dann in leichter Kräuselung über dem starken Nacken aufwärts. In seinen Augen war ein trübes Licht.

Aber Vidovero della Penna stand der Toten zu Füßen, die Arme über der Brust gekreuzt und redete in wohlgesetzten Worten über den Anblick, den sie in ihrem friedlichen Ruhen gewährte.

„Fürwahr, sie ist schön," sagte er und hob die Stimme ein wenig wie ein Gelehrter in der Universität, der seine Schüler auf eine wichtige und schwer zu erfassende Beobachtung aufmerksam machen möchte.

„Dies Antlitz zeigt das herrliche Schönheitsideal, das wir uns am Studium der Alten gebildet haben, in seiner reinsten Entfaltung. Das Haar ist dicht und lang, die Stirn heiter und doppelt so breit als hoch, die Haut hell leuchtend wie Seide, die Brauen dunkel und seidenweich, in der Mitte am stärksten, die Lider mit kaum sichtbaren Adern, die im Leben wohl zart rosig geleuchtet haben mögen, das Ohr fest und wohl angesetzt; und dann seht her, wie die Nase nach oben gleichmäßig abnimmt. Die Lippen passen schön aufeinander, die Unterlippe zart anschwellend, das Kinn rund, der Hals weiß und so zart, daß man vielleicht, wenn sie trank, den Wein wie ein Schlänglein hätte hindurchgleiten sehen können. Und wenn ich ihn nicht mit meinem Dolch verdorben hätte, würde man die leichte Grube gegen die Seite hin wahrnehmen können — fürwahr dieser Anblick ist kein alltäglicher, Messer Matteo, und ich verstehe Eure Trauer. Aber bedenkt, daß so wie dieses Mädchen Mailand selbst dagelegen hätte, schön noch im Tode, aber starr und vom Dolchstoß eines Tyrannen aufgerissen ... o des unseligen Jammers, der mich bei diesem Gedanken ergreift! Und nun, da ich noch einmal die Gefahr abgewendet sehe, regt mein Herz sich in starkem Gefühl einer Hoffnung und saugt mein Geist auch aus diesem Anblick, würdig des Pinsels unserer besten Meister, stolze Freude. Ich lege meine Hand auf diesen stillen, für immer geschlossenen Mund und huldige Euch als Mailands Herrn und Retter und gelobe Euch Gefolgschaft im Namen aller, die Mailand nicht als eine verblutete Schöne betrauern wollen."

Da hob Matteo müde sein Antlitz, seine Augen blinzelten, und unter den Lidern hervor schoß ein rascher Blitz.

„Ihr habt in dieser Zeit der Tyrannei nichts verloren von Eurer gleichmäßigen Bildung, die das Schöne und Gute gleichsam in Sonetten zu feiern versteht. Ich danke Euch für diese Grabrede, und werde sie, wenn ich Mailand zu meinen Füßen sehe, gebührend zu lohnen wissen. Aber lasset mich jetzt eine Stunde allein! Nach dem Frühstück bin ich der Eure und will reiten, wohin Ihr verlangt."

Vidovero neigte sich und schritt zur Tür. Bevor er sie aber hinter sich schloß, sah er sich noch einmal um. Matteo stand am Lager der Toten, das kühne Antlitz gegen die Tür gewandt, eine Hand auf dem Haupt Gismondas, mit ernsten, kühlen Gesichtszügen, die Kraft und besonnene Gefaßtheit ankündigten. Aber in seinen großen, dunklen Augen war ein heißes Licht, und Vidovero verstand, daß er sich später, in Mailand, wenn Guido della Torre vertrieben sein und Matteo Visconti herrschen würde, würde hüten müssen, allein ohne Waffen und Freunde in Matteos Gärten zu lustwandeln.

Digitized by Google

Neues vom Büchertisch. Von Carl Busse.

Balladen von Detlev von Liliencron, L. Brockdorf-Ahlefeld, Wittrath Dreesen. — „Auch Einer." — Lyrik von Wilhelm Jensen, Ernst von Wolzogen, Walter Calé, Walther Heymann, Georg Sylvester Viereck, Dietrich Vorwerk, Thor Görg, Stefan Zweig, Margarethe von Versen, Franz Ulrich Apelt.

On revient toujours . . . man erlebt die Wahrheit des alten Spruches auch in der Literatur stets von neuem. Und nichts ist schöner, als wenn die klare Erkenntnis des Mannes die unklare Schwärmerei des Jünglings bestätigt. Es ist gerade, als ob man nach Hause käme.

Seit Jahren hab' ich dieses gute und wärmende Gefühl Detlev von Liliencron gegenüber. Als Achtzehnjähriger, aus einem verlorenen, halbpolnischen Neste der Ostmark, hab' ich ihm Liebesbriefe geschrieben und alle meine Fahnen vor ihm geneigt. Später, in den vielleicht notwendigen, aber selten erfreulichen Entwicklungsstadien, in denen man mit den Göttern seiner Frühzeit abrechnet, ist auch viel Sand in diese Glut geschüttet worden. Möglicherweise ward die natürliche Reaktion dadurch noch verstärkt, daß Liliencron eine Zeitlang die Zügel etwas schleifen ließ, daß er in jener „zweiten" Periode stand, die noch keinem Dichter gut bekommen ist, und daß gerade da die Vielzuvielen ihn mit Hallo entdeckten. Da geschieht es leicht, daß man verstimmt nörgelt, wo man früher jauchzend bewundert hat, besonders wenn dazu das dumpfe Bewußtsein tritt, daß man selber tief in Sandwegen steckt. Durch solche Irrungen und Wirrungen muß sich fast jeder einmal durcharbeiten, und wenn er es ehrlich tut, so springt für ihn selbst und für den Dichter, den er dann neu bekennt, aus all den Umwegen doch ein Gewinn heraus. Nicht mehr mit der etwas wahllosen Begeisterung des Jünglings bin ich vor Jahren zu Detlev von Liliencron zurückgekehrt: ich kenne seine Grenzen, ich kenne sein Sterbliches. Aber ich kenne auch und sehe immer reiner sein Unsterbliches: diese fabelhafte Naturkraft, die in ihm wirkt und die kein zweiter Lebender auch nur annähernd in solchem Maße besitzt. Sie schlägt gewaltig auch aus seinem letzten Buch, in dem er die bisher in den einzelnen Gedichtbänden verstreuten Balladen zu einer „Balladenchronik" gesammelt hat (Berlin 1906, Schuster & Loeffler).

Die Ballade hat Liliencron ja von jeher nahegestanden. Er gehörte nie zu den „reinen", den lyrischen Lyrikern wie Goethe, Heine, Mörike. Er hat niemals ein Gefühl rein als solches ausgesprochen, sondern es stets aus einem Bilde entwickelt. Das Höchste der „reinen" Lyrik, der kurze erlösende Seufzer („Der Du von dem Himmel bist"), fehlt bei ihm ganz. Und schon in seinem ersten Buch, den herrlichen „Adjutantenritten", stehn neben einer episch versetzten Lyrik, die z. B. Heidebilder, nicht Heidelieder bietet, streng geschlossene Balladen. Die ungeheure Kraft des sinnlichen Erfassens und der sinnfälligen Darstellung, die ihm von vornherein eigen waren, wiesen ihn mit Notwendigkeit auf die darstellende Dichtung, und naturgemäß mußte sie in der Form der Ballade um so stärker hervortreten, je mehr das persönliche Erleben oder die Empfänglichkeit dafür sich mit dem zunehmenden Alter minderte.

Viele dieser Liliencronschen Balladen gehören zum Schönsten, was unser Volk an solchen Gedichten besitzt. Und man sieht wieder, daß immer und überall doch die menschliche Macht und Kraft des Dichters den Ausschlag gibt. Wie ärmlich erscheint neben unserm Poeten der ganze Strachwitz! Er hat eine Musterballade gemacht, aber bei einem ganzen Buch voll solcher Muster stirbt man vor Langerweile. Er zwingt uns menschlich nicht. Es bleibt eine ewige Rasselei. Und dagegen nun die „Balladenchronik" von Liliencron — es sind keine „Muster" drin, aber ein Meister stellt hier dar. Kein feudaler Junker wie Strachwitz, doch ein Mann, der in einem Eckchen seines Herzens

Digitized by Google

immer eine kleine Vorliebe für Feudalität und Junkertum hatte — gerade so viel, daß er mit heller Freude alles Echte und Große des Rittertums vergangener Tage erfassen und lebendig machen kann, ohne doch jemals in die Gefahr zu geraten, es zu überschätzen oder gar es gegen die Gegenwart auszuspielen. Derselbe Dichter, der von König Abel und Herzog Knut erzählt, hat auch das Gedicht „Die neue Eisenbahn" geschrieben und würde nicht schlecht schmunzeln, wenn uns eine leere Ritterrüstung ins XX. Jahrhundert hineinklappern wollte. So verliert er sich niemals im bloß Dekorativen, in Etikette- und Kostümplunder. Er trabt wohl — in dem mächtigen „Aufschwung" — einmal an in der reichen Herrenmeistertracht des Annunciatenordens auf türkischer, von Pompons und Quasten überprunkter Stute, aber es ist höchst charakteristisch, wie im Vorwärtssausen all dieser Plunder von ihm abfällt, bis er „nackt auf nacktem Pferde" sein Ziel erreicht und er als letzte der „Eselskrücken" sein Schwert von sich schleudert. Gewaltig ist hier das Vorwärtsfegen in dem rasenden Ritte dargestellt. Strachwitz erzählt, wie sie reiten, aber Liliencron reitet; Strachwitz schildert, wie sie hauen, aber Liliencron haut. Jedes schmückende, beschreibende, detaillierende Beiwort ist fast ausgeschaltet; Haupt- und Zeitwort regieren allein. Und man mag im ganzen Umkreis der deutschen Literatur umherspähn: es gab und gibt bei uns wohl eine Menge gleichmäßiger und reiner durchgearbeiteter Balladen, aber man zeige mir Kunstballaden, in denen eine ähnliche elementare Kraft zum Durchbruch kommt!

Es ist selbstverständlich, daß sich auch ein paar Stücke von geringerem Wert vorfinden — etwa „Wiebke Pogwisch" oder „Hartwig Reventow." Aber was will das sagen gegen die Prachtstücke, die sich hier sonst aneinanderreihen — angefangen von der „Kleinen Ballade" und „Wer weiß wo" über den „Tod", die „Legende", den „Aufschwung" und viele andre fort bis zum „Langen Tanz", „Krischan Schmeer", zum „Verschütteten Dorf"! Man braucht in den großen Topf nur hineinzulangen! Zimperlich allerdings — auch ästhetisch zimperlich — darf man nicht sein; im angelernten Paß geht Liliencrons Pegasus nicht, sondern je nach Erfordernis im gemächlichen Schritt, im Trab, im sausenden Galopp, und er fegt auch wohl über Knüppeldämme, daß man in Gefahr ist, aus dem Sattel zu fliegen. Doch mit welcher Gewalt wird man geschüttelt! Wer kann noch den „Langen Tanz" mit so ungeheurer Wucht und Eindringlichkeit (Strophe 5 und 6) darstellen? Wer hat, gleich ihm am Schluß des „Verschütteten Dorfes", noch diese treuherzige Großzügigkeit, die unwillkürlich an die Holzschnitte alter Meister gemahnt? Wer noch diese Breite der Begabung, die es ihm erlaubt, das balladische Gedicht in all seinen Spielarten zu pflegen! Neben der Ballade im engsten Sinn steht hier die Romanze in dem Sang des gefangnen Königs aus dem Turm, steht die Legende, die Anekdote, die epische Lyrik; neben erschütternder Tragik derber Humor; neben Königen und Rittern der besoffne Musikant, der Tagelöhner, die Brandstifterin aus der Heidekate; neben der Vergangenheit die Gegenwart. Daher kommt es wohl, daß dies eigentlich das erste Balladenbuch ist, das trotz seiner Stärke nicht langweilt. Über all die einzelnen Stücke fort reckt sich eine große Dichterpersönlichkeit. Und alle Unruhe mündet in ihrer Ruhe. Liliencrons Eigenkraft, die Naturkraft in ihm ist so groß, daß sie sich gleichsam ebenbürtig derjenigen seiner Balladenhelden an die Seite stellt. Deshalb braucht er sich, um an diese Kraftnaturen heranzukommen, nicht erst pathetisch aufzublasen. Sie sind ihm Brüder. Er braucht nicht erst auf Stelzen zu steigen, um ihnen ins Auge zu sehn. Und während fast alle übrigen Balladendichter, die wir hatten oder haben, erst den großen Balladen-Stulphandschuh aufziehn, eh' sie losschlagen, hat er den Handschuh nicht nötig. Denn er hat etwas außerordentlich Seltnes: die Balladenfaust.

Man muß die Erinnerung an Liliencron ausschalten, um bei den folgenden Balladenbüchern nicht ungerecht zu werden. Mit gar zu dünnem Buchschmuck von Theodor Herrmann liegt eins von L. Brockdorf-Ahlefeldt vor, das sich durch seinen Titel „Vorzeit" von vornherein Grenzen zieht (Bremen, Niedersachsenverlag). Geschichte und Sage Schleswig-Holsteins und der umliegenden Gebiete geben die Stoffe her: König Abel, Waldemar Atterdag, Pidder Lüng, Claus Störtebecker und ähnlich vertraute Balladenhelden werden beschworen. Und es kommt öfter vor, daß es der Gräfin Brockdorf gelingt, uns zu packen und das leise Grauen der nordischen Nebelballade in uns zu wecken. Aber sie erreicht das doch nur dadurch, daß sie die Form auflöst und zumeist nicht nur den Reim, sondern auch jedes feste Strophengefüge vermeidet. Auf Kosten der Form schafft sie sich freiere Beweglichkeit, läßt in lockrer Bindung, die Geschehnisse mehr lyrisch-rhapsodisch andeutend, als energisch darstellend, die sich gern chorisch gebenden Verse dahinfluten, und bringt uns, wie gesagt, oft in echte Balladenstimmung. Doch dem Vorteil, den sie sich durch Sprengung der festen Form verschafft hat, stehen schwerwiegende Nachteile gegenüber. Der größte: die Gedichte verlaufen ihr. Wie aus einem Nebelmeer tauchen Umrisse von Gestalten, um gleich wieder zu ertrinken. Und das Geheimnisvolle wird hin und wieder zum Unklaren, so daß man die Anmerkungen lesen muß, um zum vollen Verständnis zu gelangen. Es ist schade, daß hier ein unleugbares Talent an dem völligen Mangel einer Form scheitert.

Auch die Balladen von Willrath Dreesen: „Eala freya fresena!" (d. h. Heil

Im Spitalgarten.

Gemälde von G. Daubner.

Digitized by Google

Dir, freier Friese!) — Oldenburg 1906, Schulzesche Hofbuchhandlung — beweisen immerhin, daß wir über die Oberlehrerpoesie der Albert Möser und Genossen hinaus sind. Aber was vor dreißig Jahren kräftig und hervorstechend gewesen wäre, muß es sich heute, wo so viel Reichere und Größere am Werke sind, gefallen lassen, doch nur als besseres Mittelgut angesprochen zu werden. Dem Friesen Willrath Dreesen fehlt für seine Stoffe größere Gewalt und Schlagkraft, die um so nötiger ist, wenn gehauen, gehauen und zum drittenmal gehauen wird. —

Wie männiglich bekannt, ließen die griechischen Tragiker auf drei ernste Stücke ein Satyrspiel folgen. Soll es auch hier geschehn? Dann kann ich an vierter Stelle keinen besseren präsentieren, als den Dichter Ernst v. dem Graben, dessen „Gedichte" kürzlich im Piersonschen Verlage in Dresden erschienen sind. Auch das in seiner Art ein Balladiker, aber ein ganz moderner, ein sozialer, sozusagen einer aus Handel und Industrie, ein Balladiker hinter dem Ladentisch! Welch ein Meisterstück gleich das erste Gedicht „Kindesliebe":

„Bei trübem Lampenschein in bescheid'ner Kammer
Saß ein blasses Weib — zum Erbarmen, ein Jammerl
Sie lebte so glücklich mit ihrem Mann,
Den nimmer ins Antlitz sie schauen kann.
's war eine finstere Novembernacht,
In welcher Wilddiebe ihn umgebracht."

Nur ein Knabe ist ihr geblieben, der in treuer Kindesliebe der Kränklichen einst strahlend eine heimlich verdiente — Dose Fleischextrakt mitbringt:

„Ich hörte, daß Fleischextrakt für Kranke das beste sei
Weil es die Menschen stärke und sie von Schwäche befrei'."

Aber selbst Liebig versagt; Husten quält die Mutter; Arbeit findet sich nicht mehr.

„Da fällt ihm ein, von dem Zug um acht
Wird oft Gepäck nach der Stadt gebracht."

Und der gute Sohn verdingt sich als Koffer-träger. Fünfzig Pfennige Lohn soll er kriegen und jauchzt auf:

„Dafür bekomm' ich vom Kaufmann Kroll
Hustenbonbons, eine Tüte voll."

Keuchend schleppt er den schweren Koffer, schon hat er ihn ein paar Treppen hoch getragen:

„Da, ganz plötzlich — kurz vor erreichtem Ziel
Taumelt der Knabe — und rückwärts er fiel.
Und es ertönet ein gellender Schrei,
Der Koffer brach ihm das Genick entzwei."

Schöner und erschütternder noch ist das zweite Gedicht „Die barmherzige Schwester". Ein Kaufmann „muß sich nach Rußland begeben, um dort den Verkauf seiner Waren zu heben". Inzwischen entführt der Prokurist seine Frau.

„Nachdem das Furchtbare einmal vollbracht,
Durchlebte das Paar manch wüste Nacht.
Doch plötzlich in Hamburg in einem Hotel
Kommt eilend der Kellner Schar entsetzt zur Stell'.
Die Vorsicht waltete nicht nach Gebühr,
Denn unverschlossen blieb des Aufzugs Tür."

So findet der Entführer einen erschröcklichen Tod; die Frau aber entdeckt, „daß auch ihre Mittel zu Ende". Da muß sie verdienen:

„Ihr guter Gatte hatte sie vor längerer Zeit
In die Geheimnisse der Buchführung eingeweiht."

Ergo ernährt sie sich als Buchhalterin und wird am Ende wieder zu Gnaden angenommen.

Kaufmännisch ist auch das Milieu in der „Verlassenen Braut". Dem Treulosen, der sie sitzen läßt, geht es schlecht:

„Es versiegte allmählich die finanzielle Quelle,
Nicht fähig war er mehr, zu füllen die Direktorstelle.
Doch ein Freund sucht für ihn in einem größren Kaufmannshaus
Den freigewordnen Posten eines Reisenden aus."

Als Reisender kommt er in das Damenkleidergeschäft, das die Verlassene begründet und in die Höhe gebracht hat. Sie erblaßt, als sie seine Karte empfängt:

„Kärms & Ko. vertreten durch Ernst von Zeilen,
Mein Gott! o, soll die alte Wunde niemals heilen?!"

Und in der „Romanze" von „Kommerzienrats Töchterlein" läßt Ernst v. dem Graben den Alten stöhnen:

„Im Kohlenunternehmen hatte ich mein Geld angelegt,
Aber ein mächtiger Kurssturz hat alles hinweggefegt."

Da sage noch einer, daß die Ballade in der Gegenwart keinen Boden mehr findet. Neue Perspektiven öffnet Ernst v. dem Graben dem trunkenen Geist. Er modernisiert die Ballade nicht bloß, er industrialisiert sie sogar. Statt Waldemar Atterdag und dem Störtebecker der Jobber, der Geschäftsreisende; statt König Erik und Herzog Abel Kärms & Ko., statt Königshalle und Wikingerschiff Konfektionsgeschäft und Börse, und statt der großen Affekte als treibende Kraft der Monetenmangel. Was wollt ihr noch mehr, Kinder des XX. Jahrhunderts? Heil ihm, dem großen Ernst v. dem Graben, der zuerst den kühnen Schritt tat und unerschrocken statt des alten Balladen-Schwertes die neue Balladen-Elle schwingt. —

Aus dem Reiche der Lyrik ist nichts Außergewöhnliches zu melden. Von den Älteren hat uns der greise Wilhelm Jensen eine neue veränderte und ver-

mehrte Ausgabe seiner ausgewählten Gedichte „Vom Morgen zum Abend" vorgelegt (Leipzig, B. Elischer). Er ist kein so großer Herzenserschütterer wie Theodor Storm, dessen lyrische Prägekraft ihm abgeht, aber seine feinen Naturstimmungen muten uns freundlich an, und noch auf lange hinaus werden wir ein Gedicht wie „Am ersten Sarg" — wohl das beste Stück der ganzen Sammlung — in Ehren halten. Auch in der neu hinzugetretenen Nachlese aus letzter Zeit berührt vieles herzlich. Mit halber Rührung hört man den Greis, der als Mann oft ziemlich pessimistisch dreinsah, nun im späten Abendlicht den „gütig Waltenden", den Göttern, für eln reiches und schönes Leben danken. Und wenn nicht alles mehr so gelingt, fühlt er tröstliche Beschwichtigung: „Freundlich dämpft des Alters Hand — Mit dem Können auch das Wollen."

Ein sehr originelles Gedichtbuch hat sich Ernst von Wolzogen geleistet in den „Versen zu meinem Leben" (Berlin 1907, F. Fontane & Co.). Er weiß selber, daß er kein Lyriker ist, daß seine Gedichte keinen absoluten, keinen Eigenwert haben, sondern daß sie gleichsam nur Blattumrahmungen zu seinem Leben sind und zu den reiferen erzählerischen Früchten, die es gebracht hat. Um das noch klarer zu machen, teilte der an artigen Einfällen Reiche jedes Blatt seines Buches längsseitig und füllte die eine Hälfte mit den Versen, die andre mit der erläuternden Prosa. Aus beiden zusammen formt sich so eine ganze Autobiographie, die durch die temperamentvolle Art des Vortrags äußerst interessant ist. Nur fürcht' ich beinah, die Mehrzahl der Leser liest immer nur die halben Seiten, auf denen die Prosa steht. Klagen und Anklagen, Groll und Tränen toben sich da natürlicher aus, als in den Gedichten, auch Wolzogens einstiger prächtiger Humor blitzt bei Gelegenheit auf. So erzählt er, wie er als Angestellter des Auerbachschen Verlags Beiträge für dessen Kinderkalender liefern mußte. „Für die Prosa bekam ich 10 Pfg., für die Poesie 25 Pfg. pro Zeile, weshalb ich möglichst viel in Poesie schrieb. Hier mögen für 14 Mk. Proben meiner Tätigkeit Platz finden." Wer schmunzelt da nicht? Aber kritisieren wird man die Gedichte als solche natürlich nicht. Bei aller äußerlichen Formgewandtheit fühlt man doch sofort, daß für Wolzogen der Vers etwas Fremdes ist, nicht der Naturlaut seiner Seele. Ergötzen mag man sich an den humoristisch-satirischen Stücken. Aber auch aus manchen ernsten, besonders den letzten, mag man schwache Süße saugen: etwas hilflos schaut da wohl wie aus vorgenommenen Masken echte Menschlichkeit. —

Nun zu den Jungen. Ein Toter sei zuerst gerufen. Am 3. November 1904 erschoß sich in Berlin ein Student von 22 Jahren, namens Walter Calé. Freunde haben seine „Nachgelassenen Schriften" herausgegeben (Berlin 1907, S. Fischer); Fritz Mauthner schrieb die Vorrede dazu. Und dies Buch regt auf und macht schwere Gedanken. Ich möchte es nur in den Händen derjenigen sehen, die selber schon feste und geschlossene Persönlichkeiten, doch aber noch elastischen Geistes und unverhärtet sind. In die Hände der Jugend gehört es ebensowenig wie in die Hände der Philister und jener Hochmütigen, die dem lieben Gott bei Erschaffung der Welt zugeguckt haben.

Gedichte, Dramen- und Romanfragmente und Tagebuchblätter schließt der Band ein. Grade das, was durch einen Zufall übrig blieb. Das meiste hat der Zweiundzwanzigjährige vor seinem freiwilligen Tode verbrannt. Und man staunt von Seite zu Seite; mehr noch: man erschrickt. Ja, zuletzt begreift man, wenigstens mit dem Gefühl, daß dieser Jüngling sterben mußte. Er war ein Phänomen, etwas ganz Außerordentliches, etwas, was glücklicherweise selten vorkommt. Sein Freund, der die Einleitung geschrieben hat und der offensichtlich jedes Wort abwägt, spricht von dem „fabelhaften, allgemeinen Wissen" des jungen Mannes, von seinem „unheimlichen Gedächtnis", seiner „universalen Bildung auf allen Gebieten". Es gab für diejenigen, die mit Walter Calé verkehrten, keine Erklärungsmöglichkeit, woher er das alles hatte. Die gewiß sonst höchst naturwissenschaftlich denkenden Herren meinten zuletzt, daß „geheimnisvolle Quellen absoluten Wissens in seiner Brust als eingeborene Besitztümer sprangen". Jedenfalls: an dieser merkwürdigen Universalität des Zweiundzwanzigjährigen ist nicht zu zweifeln. Man wird sie doch wohl erklären können aus der fabelhaften Intensität, mit der er lebte, aus seinem wahnsinnigen Lebenstempo. Mit tiefem Grauen erfüllt einen die hellseherische Intellektualität dieses Jünglings, dessen Geist, ein Ahasver ohne Ruhestätte, rastlos und flüchtig durch alle Gebiete raste, bis er zuletzt, wie vor sich selbst erschreckend und mit grausamer Klarheit seine Losgerissenheit erkennend, ein Ende machte. Walter Calé hatte keine Schwere in sich, die ihm Halt gewesen wäre, er hatte keinen Ankergrund, auf den er ruhend zurückkehren konnte von wilder Fahrt, ihm fehlte vollständig eine feste Basis, ein philiströs-bürgerliches Fundament, das schließlich Raststätte und Mutterboden auch jeder Größe ist. In diesen Mutterboden muß alles an diese Erde Gebundene um so tiefer hinab, je höher es steigen will. Aber Walter Calé hatte Luftwurzeln. Er erschien wie ein Phänomen, das gegen die Natur triumphierte. Doch die Natur rächt zu frühes Blühn und verweigert ihm die Frucht. Der Pistolenschuß endete ein Leben, das, wenn es noch keine Tragödie war, eine grausame Tragödie geworden wäre.

Darin ist schon enthalten, daß nach meiner Meinung dieser junge Student fertig war. Daß er am Ende stand zu einer Zeit, wo andere anfangen. Ich glaube nicht daran, daß wir hier um Ernten betrogen sind. Hier

war doch mehr ein im feinsten Sinne virtuoser Geist von höchster Einfühlungskraft, als ein originaler von echter Schöpferkraft. Was er uns hinterläßt, sind Blumen gereift in Treibhausluft, seltsam erblüht in der ewigen Lampenhelle des Geistes. Mit grausamer Klarheit erkannte auch dies der Zweiundzwanzigjährige selber. Er spricht von der „geschwächten Unmittelbarkeit" seiner Dichtungen. Überhaupt offenbaren seine Tagebuchblätter, ähnlich den Hebbelschen, die sie anregten, eine Selbstbeobachtung, die zersetzen mußte. Es ist phänomenal, wie dieser Jüngling aus seiner eigenen Krankheit heraus den kranken Punkt in Hebbel, Nietzsche, Wagner findet. Und es ist verständlich und rührend, wie dieser Losgerissene sich an die „bürgerlichen" Meister klammert, die den Ankergrund hatten, den er nicht besaß: an Mörike, an Brahms, vor allem an Gottfried Keller. Aus dem gleichen Grunde hatte er sich auch selber so gern bürgerlich verankern wollen. Noch vieles wäre außerdem zu sagen; nur eins will ich noch herausgreifen. Weder Fritz Mauthner noch der Herausgeber Arthur Brückmann klären uns darüber auf, ob Walter Calé Jude war. Ich nehme es an, denn nur auf dem Boden des Judentums ist diese tragische Erscheinung eigentlich denkbar. Hier aber würde sie doch fast eine symbolische Bedeutung gewinnen, insofern, als gewisse typische Geistesanlagen in ihr gesteigert und bis zu den letzten grausamen und tragischen Konsequenzen geführt sind.

Von denen, die noch im goldnen Lichte nach dem Kranze ringen, nenne ich Walther Heymann, der in einem ostpreußischen Dichterbuch vor einiger Zeit Aufmerksamkeit erregte. Unter dem Titel „Der Springbrunnen" (München 1907, R. Piper & Co.) hat er seine Gedichte nun gesammelt, ohne allerdings den ersten Eindruck, den die Proben machten, verstärken zu können. Er hat ihn im Gegenteil eher abgeschwächt, denn es zeigt sich nun doch viel Gewolltes, viel Literarisches: ein aparter, oft auch apart sein wollender Formtrieb ergreift und gestaltet mehr um des Gestaltens willen, als aus seelischen Nöten, und etwas ängstlich sucht man nach dem Dichter, der über dem Künstler zu kurz kommt. Immerhin grüßen wir ein paar vertraute Gedichte gern wieder und dürfen diesen „Springbrunnen" zu den interessantesten Lyrikbüchern des Jahres zählen.

Der Deutsch-Amerikaner Georg Sylvester Viereck, den Ludwig Fulda unter seine Fittiche zu nehmen scheint, ist dagegen der absolute kalte Blender. Seine Verse „Nineveh und andere Gedichte" (Stuttgart, J. G. Cotta Nachf.) sind farbenprunkend und formenüppig, aber seelenlos wie die Götzen und Sphinxe, die sie am liebsten besingen. Dieser junge Mann von Bildung erklärt sich für einen Baalspriester, besingt in „Kakodaimon" den schönen bösen Genius seiner Seele, fühlt sich unlösbar verstrickt dem Pestleib Ninivehs, beschwört die Lilith, Faustina, Semiramis, Herodias und ähnliche Herrschaften, schwelgt in Sumpfgeflimmer und „kranken Lüsten" und taumelt dazwischen immer wieder einmal geknickt vor das Kreuz des „schönen bleichen Duldergottes". Fraglos glaubt er damit sehr modern und interessant zu sein. Aber wir kennen diese Melodie seit mehr als dreißig Jahren zur Genüge und sind froh, daß wir unsere Hamerlings und Grisebachs glücklich los sind. Weshalb wir uns einen späten Ableger dieser Dekadenzdichter aus Amerika verschreiben sollen, ist nicht einzusehen. Aufgepeitschte Rhetorik und Arsenfarben — „giftschön" lautet ein charakteristisches Beiwort des New Yorker Barden —, dahinter die kalte Prosa: Das ist Viereckesche „Poesie". Für solchen Import wollen wir sehr energisch danken. In wohltuendem Gegensatz dazu stehen die im gleichen Verlag erschienenen Gedichte „Wipfelrauschen" von Dietrich Vorwerk, in dem wir zwar keinen besonders hervorragenden Poeten kennen lernen, aber einen treuen, tüchtigen, uns durch Ausmünzung reinmenschlichen Erlebens oft doch bezwingenden Mann.

Auf einen anderen Dichter, Thor Görg, und sein erstes Buch „Katerfrühling" hat Heinrich Hart vor Jahren an dieser Stelle hingewiesen. Nun ist ein neues Liederbuch von ihm da: „Der Schritt der Stunde" (München 1906, o. n. A.). Zeigte der junge Poet früher, daß er genug Chaos in sich hatte, um unter Umständen Sterne gebären zu können, so beweisen diese Lieder vom Übergang, daß sich der Klärungsprozeß erfreulicherweise immer stärker vollzieht. Auf ein so reines und schönes Gedicht wie „In seltener Stunde" könnte selbst Gustav Falke, dem das Buch gewidmet ist, stolz sein.

Wen soll ich nun noch aus der unzählbaren Menge der Ringenden zitieren? Den Wiener Stefan Zweig, der in „Die frühen Kränze" (Leipzig, Inselverlag) eine etwas überreife und kostbare Artistenlyrik ohne Naturlaute gibt und sich als feiner Nachdichter mehr Freunde machen wird, denn als Eigenschöpfer? Oder soll ich die bescheiden-liebenswürdige Begabung mit freundlichen Worten anmerken, die in „Meine jungen Lieder" von Margarete von Versen tönt (Großenhain 1906, Baumert & Ronge) — in Liedern, die anmutig um allerhand holde Kleinigkeiten und zarten Mädchentand schweben? Oder in Franz Ulrich Apelt und seinem Lyrikheft „Avalun" (Berlin 1907, Franz Wunder) einen manchmal an Liliencron gemahnenden Dichter begrüßen, der durch Konzentrationskraft, Echtheit und Männlichkeit des Fühlens oft erfreut?

Ach, bei dieser alljährlichen Lyrikschau geht es mir stets wie dem Goethischen Zauberlehrling: „Herr, die Not ist groß!", und beschwörend heb' ich auch diesmal die Hände: „In die Ecke, Besen! Besen!"

Digitized by Google

Illustrierte Rundschau.

Ein neuer Rubens „Christus mit dem Kreuze“; eine neu aufgefundene Studie desselben Meisters zu dessen Gemälde „Christus zwischen den Schächern“. — Schreibtisch von Prof. Olbrich. — Aus „Die Gartengestaltung der Neuzeit“ von Willy Lange. — Korbmöbel von J. Mosler-München. — Goldschmiede-Arbeiten von Emil Lettré-Berlin. — Zu unseren Bildern.

Es ist erstaunlich, wie reich unsere Zeit an Wiederentdeckungen von Werken klassischer Meister ist. Allwöchentlich liest man von einem „neuentdeckten“ Raffael, Rubens, Murillo — von den mittleren und kleinen Größen ganz zu schweigen. Man könnte wohl skeptisch werden, und der Ruhm der Wiederentdecker zerflattert denn auch oft schnell; es ist nicht alles Gold, was glänzt. Auf der andern Seite gibt es aber auch manche Erklärung dafür, daß in unseren Tagen so überraschend viele Bilder alter Meister wieder aufgefunden werden. Einmal hat sich der Umfang der Kenntnisse unserer Kunstgelehrten sehr gesteigert, sie lernten schärfer sehen als früher. Dann aber regiert, will mir scheinen, auch auf diesem Gebiet das ganz prosaische Gesetz von Angebot und Nachfrage. Die Nachfrage ist enorm stark, ist noch im steten Wachsen begriffen; so wird mit viel größerem Eifer als früher gesucht und geforscht, und es ist gar kein Wunder, daß dabei neben viel Minderwertigem auch so manches gute Gemälde entdeckt wird. Der Bedarf der staatlichen und städtischen Galerien ist groß, und neben ihm steht die gefährliche Sammelluft der amerikanischen Milliardäre, die jeden neuen Fund mit Gold aufwiegen, wenn er irgendwie von Autoritäten beglaubigt ist.

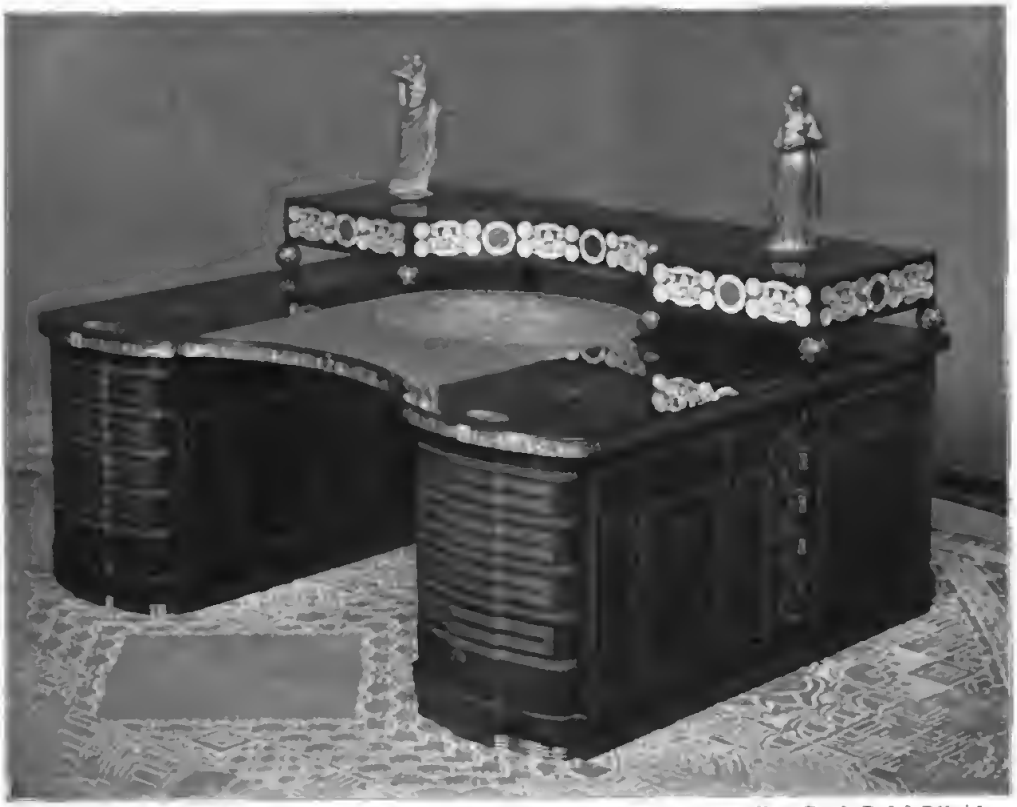
Das bedeutendste Aufsehen unter diesen Funden macht gegenwärtig ein Rubens, der von einem Herrn Henry Roche kürzlich in einem belgischen Kloster entdeckt wurde und jetzt in London ausgestellt ist. Es ist ein Christusbildnis. Der schöne Kopf zeigt, ein wenig nach rechts gewandt, einen ergreifend sanften, gütigen Ausdruck. Man nimmt an — ob mit Recht oder Unrecht bleibe dahingestellt —, daß das Gemälde zu einer Serie von dreizehn Gemälden gehörte, die Rubens im Jahre 1603 für den Herzog von Lerma malte: Christus und die zwölf Apostel. Die letzteren befinden sich jetzt im Prado in Madrid, das Christusbild dagegen fehlt dort und war gänzlich verschwunden. Das Werk ist noch besonders wertvoll als ein Gemälde aus der ersten Periode von Rubens' Schaffen.

Christus. Gemälde von Peter Paul Rubens.

Studienkopf von Peter Paul Rubens. In Berliner Privatbesitz.

In Berliner Privatbesitz befindet sich ein herrlicher Kopf, den erste Kenner ebenfalls Rubens zuschreiben. Das Bild hat noch ein ganz besonderes Interesse: es dürfte aller Wahrscheinlichkeit nach eine ältere, vielleicht während Rubens' römischem Aufenthalt entstandene Studie sein, die der Meister dann benutzte, als er sein berühmtes Gemälde „Christus zwischen den Schächern“ (jetzt im Museum zu Antwerpen) schuf. Der

Digitized by Google



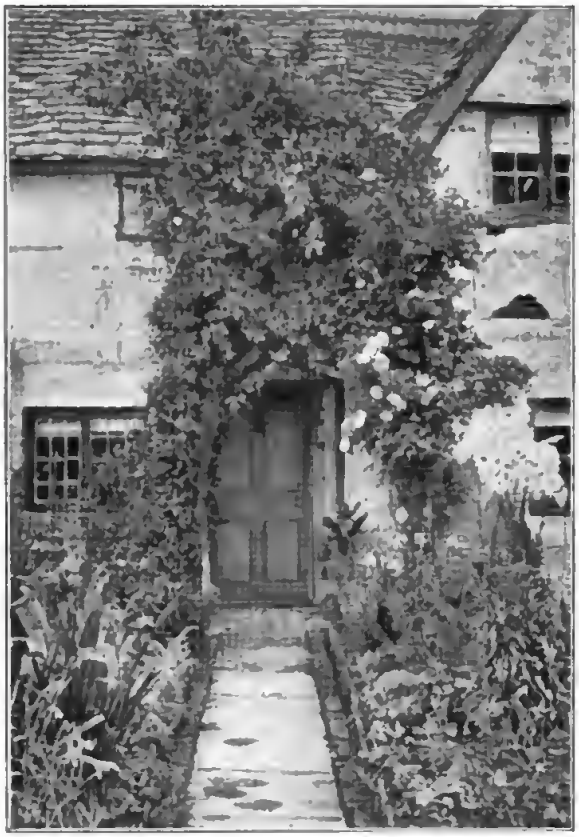
Schreibtisch für den Reichskommissar Geh. Oberregierungsrat Dr. Lewald. Von Prof. Josef Olbrich.

Berliner Kopf und der Kopf des ‚guten' Schächers zeigen nämlich eine geradezu frappierende Ähnlichkeit. —

Die deutschen Industriellen haben sich dem verdienten Reichskommissar auf der Weltausstellung zu St. Louis, Geheimen Oberregierungsrat Dr. Lewald, durch eine prächtige Gabe dankbar erwiesen, einen mächtigen — fast möchte man sagen, sogar für einen Reichskommissar allzu mächtigen Schreibtisch. Prof. Olbrich lieferte den Entwurf. Der Tisch ist aus sieben Holzarten bearbeitet; die sehr reichen Verzierungen sind Bergkristalle, mit Mattsilber hinterlegt; die Bronzefiguren auf dem Aufsatz sollen — ich bitte um Vergebung: man muß sie erklären, denn sie sagen es nicht selbst — Amerika und Deutschland darstellen. —

Ein prächtiges Buch, das wir allen den Glücklichen, die einen Garten ihr eigen nennen, bestens empfehlen möchten, erschien soeben bei J. J. Weber in Leipzig: „Die Gartengestaltung der Neuzeit". Der Verfasser ist der Kgl. Garteninspektor Willy Lange, Lehrer an der Gärtnerlehranstalt Dahlem. Ein wirk-

Heroische Landschaft in einem „deutschen Garten".
Verkleinerte Nachbildung aus dem Werk von Willy Lange und Otto Stohn „Die Gartengestaltung der Neuzeit".



Bauerngarten.
Verkleinerte Nachbildung aus dem Werk: „Die Gartengestaltung der Neuzeit".

lich nützliches und so vielseitiges Buch ist dies, daß jeder sein Teil aus ihm entnehmen kann. Wir finden da, um einiges herauszugreifen, eine famose Abhandlung über den Bauerngarten; weiter ein Kapitel über den geometrischen und den jetzt im Vordergrund des Interesses stehenden Architektur-Garten (beigesteuert von Baumeister Otto Stahn); dann wird der Naturgarten besprochen, und es folgen einzelne Betrachtungen über Rasen, Wasser, Felsen, Wege usw. Einen ganz besonderen Reiz aber erhält das Buch durch die Illustrationen, von denen der Verfasser mit Recht sagt: zahlreiche Originalaufnahmen mögen nicht zur Nachahmung, sondern als Motive dienen, als Anregung zum eigenen Schauen in der Natur und zum Sehen in der Kunst. —

Korbmöbel waren noch vor einem Jahrzehnt eigentlich nur für Garten und Balkon und Strand erlaubt. Es ist eine künstlerische Eroberung, daß man sie Zimmerrecht gewinnen ließ. Und man sehe sich nur einmal die reizenden Korbmöbel von Julius Mosler an, die unsere Abbildungen wiedergeben: wie geschmackvoll sind die Formen, wie durchdacht und praktisch sind die einzelnen Stücke! —

Die Reihe unserer Abbildungen beschließen Arbeiten von Emil Lettré, Berlin, einem jungen Goldschmied, dessen fleißiges Streben auf der Dresdener Kunstgewerbe-Ausstellung mit der goldenen Medaille belohnt wurde. Er ist ein Künstler von Ideen, genau vertraut mit Material und Technik. Besonders gelungen erscheinen mir der Handspiegel und die Gefäße. —

* * *

Unser Heft sucht auch in seinem mannigfachen Bildschmuck dem Charakter als frohe Maiengabe gerecht zu werden. Echt frühlingsmäßig mutet schon unser Titelbild an: ein weites Land, ein Stückchen sonnigen Italiens, grün und voller Blütenpracht; zwei anmutige Frauengestalten drin, zeichnend die eine, Blumen windend die andere. Wir werden in einem der nächsten Hefte eine Folge farbiger Kunstblätter nach Gemälden von Raffael Schuster-Woldau bringen, die das große Können dieses vielseitigen Künstlers noch weiter zeigen sollen. — Einen „Blick auf das Heidelberger Schloß" gibt das schöne Bild von Wilhelm Trübner wieder, sehr eigenartig

Pergola. Verkleinerte Nachbildung aus dem Werk von Willy Lange und Otto Stahn „Die Gartengestaltung der Neuzeit".

Digitized by Google

Korbmöbel. Entwurf und Ausführung von Julius Mosler, Hoflorbwarenfabrik, München.
Stickereien von Gertrud Lorenz, Dresden.

Korbmöbel. Entwurf und Ausführung von Julius Mosler, München.
Stickereien von Gertrud Lorenz, Dresden

Digitized by Google

Gürtelschließe. Entworfen und ausgeführt van Emil Lettré, Berlin NW 7.

(zw. S. 296 u. 297); das liebenswürdige Blatt erschien zuerst in einer Folge von zehn Original-Lithographien des Meisters unter dem Gesamttitel „Tänze" im Insel-Verlag (Leipzig). Die nächste Abbildung (zw. S. 304 u. 305) gibt auch ein Stückchen Frühling wieder; eine kräftige, eigen energische Kinderbüste von Prof. J. Taschner, die uns zuerst auf der Berliner Secessions-Ausstellung auffiel. —

Anhänger mit Kette. Entworfen und ausgeführt van Emil Lettré, Berlin NW 7.

Dann, zw. S. 312 u. 313, ein älterer Meister, den die Jahrhundert-Ausstellung wieder jung machte: „Frühlingslüfte" von Theodor Hosemann (1807—1875) — von dem Bilde geht ein Hauch von Behaglichkeit aus, dem man sich nicht entziehen kann. Auch Ludwig Hugo Becker (1834 bis in der Auffassung (zw. S. 288 u. 289). Ganz mit Frühlingsluft erfüllt erscheint das „Blumen-Intermezzo" von Prof. Ludwig von Hofmann

Silbermantierte Steingefäße. Entworfen und ausgeführt aan Emil Lettré, Berlin NW 7.

Handspiegel. Rückseite. Entworfen und ausgeführt aan Emil Lettre, Berlin NW 7.

1868) ist einer der Künstler, denen die Jahrhundert-Ausstellung zur Wiederbelebung alter Anerkennung verhalf: ein Düsseldorfer, dessen feingestimmte Landschaften das Lob verdienen, das ihm einst und nun wieder in reichem Maße gespendet wird (zw. S. 344 u. 345). Ich wünsche vielen Lesern im wunderschönen Monat Mai eine recht fröhliche Wanderung im Gebirge, auch durch solche anmutige Dorfstraßen, wie Becker sie zu schildern liebte. Und auch einen Strauß duftender Wiesenblumen wünsche ich dazu, am Rain eigenhändig gepflückt — der Artikel in diesem Heft, den Curt Agthe mit schönen Aquarellen begleitet, mag die Anweisung geben.

Bernstein-Anhänger mit Kette. Entworfen und ausgeführt van E. Lettré Berlin.

H. v. Sp.

Nachdruck verboten. Alle Rechte vorbehalten. Zuschriften an die Redaktion von Velhagen & Klasings Monatsheften, Berlin W 50. — Für die Redaktion verantwortlich: Hanns von Zobeltitz in Berlin. — Für Österreich-Ungarn Herausgabe: Friese & Lang, Wien I. Verantwortlicher Redakteur: Curt von Vincenti, Wien III, Richardgasse 1. Verlag: Velhagen & Klasing in Berlin, Bielefeld, Leipzig, Wien. Druck: Fischer & Wittig in Leipzig.

Digitized by Google

Berchtesgadnerin.

Gemälde von Prof. Carl Gussow †.

Digitized by Google

Velhagen & Klasings Monatshefte

Herausgeber: Hanns von Zobeltitz und Paul Oskar Höcker

XXI. Jahrgang 1906/1907 | Heft 10. | Juni 1907

Fast ein Adler. Roman von Ida Boy-Ed.

(Fortsetzung.)

An der Ankunftsseite des Lehrter Bahnhofes stand eine kleine Anzahl von wartenden Menschen und ließ die toten Minuten ergeben und geduldig an sich vorüberziehen.

Hin und her zwischen andern Wartenden ging ein Paar.

Man hätte ihnen kaum angemerkt, daß sie ein Brautpaar waren. Sie schritten nicht Arm in Arm, sie hatten auch keine zärtlichen Wichtigkeiten miteinander. Aber guter Dinge waren sie, das sah jeder, an dem sie vorbeikamen. Und sie blieben von niemand unbeachtet.

Der Mann war schlank, groß, trug den blonden Bart spitz verschnitten, und ein fast frauenhafter, roter Mund leuchtete aus ihm heraus. Sein blitzendes, helles Auge war von einem Glase geschützt, dessen dünne, schwarze Einfassung diesem feurigen Auge noch eine wirkungsvolle Umrahmung gab. Die edle Form des Kopfes, das stolze Profil machten seine Erscheinung vollends harmonisch. Seine Kleidung war die eines geschmackvollen, vornehmen Mannes.

Die junge Dame neben ihm hatte eine ziemlich hohe, schmale Gestalt, mit unwahrscheinlich dünner Taille; das Kleid und die Blusenjacke, die sie trug, waren von der herausfordernden Einfachheit der Weltdame, die sich für die Straße nicht putzen will. Jedes Frauenauge sah aber, daß nur ein großer Schneider solches Wunderwerk von Schnitt hatte schaffen können. Um ihre Schultern hatte die Dame eine Stola von Silberfuchs gelegt. Auf ihrem dunkelblonden Kopf saß ein vielfach gebogener, mit Rosen in allen Farben beladener Hut.

Unter diesem Hut sah ein merkwürdiges Gesicht heraus. Gewiß kein schönes. Aber eines von den seltenen, die nicht zu vergessen sind. Die feinen Augenbrauen standen ein ganz klein wenig schräg, ohne Bogen nach den Schläfen zu ihre Linien hebend. Und die blauen, nicht großen, aber eindringlich glänzenden Augen hatten dieselbe Stellung. Von Schläfe zu Schläfe war das Gesicht ziemlich breit, und der Wangenumriß verlief in rasch sich verjüngender Linie zum spitzen Kinn hin. Über dem Mund, der nicht klein war und schmale, sehr fein geschwungene Lippen hatte, stand eine gerade, schlanke Nase. Die Farben dieses Gesichtes waren matt.

Damals, als Bettina zuerst diese Züge gesehen, hatte sie gedacht: ‚Ein Fuchsgesicht'. Und das sagten viele. Aber wenn man dann Wally van Holtens Wesen beobachtete, verwischte sich der Eindruck, denn es hatte gar nichts von verschlagener Berechnung, es erschien vielmehr bis zur Erstaunlichkeit offen.

Digitized by Google

Auch jetzt, da sie anfing dies Warten dumm zu finden, machte sie kein Hehl aus ihrer unverbindlichen Stimmung gegen die, um deretwillen sie hier auf und ab zu spazieren hatte. „Eigentlich ist es doch ein bißchen viel Empressement, daß ich hier wegen der beiden Halskes hin und her rennen muß," sagte sie.

„Werd' nicht übellaunig," bat er, „Du weißt doch, wie nah sie mir stehen."

„Weiß ich. Soll'n sie auch stehen bleiben. Ich stör' keinen Menschen in seinen Beziehungen. Das gehört zu meinen allerobersten Prinzipien."

„In diesem Fall möcht' ich aber, aus den Dir oft genug erzählten Gründen, daß Du sie teiltest."

„Gut. Ich werde also eine Beziehung zu Rupert Halske anfangen und schauderhaft mit ihm kokettieren."

„Na, das wirst Du wohl schon auf der Mendel getan haben."

„Natürlich. Aber glaubst Du wohl, daß er was gemerkt hat? Der hat gar kein Organ dafür — der versteht es gar nicht, wenn man kokettiert."

„Es muß auch solche Käuze geben."

„Du, Muschi, dauert es noch lange?"

„Verzeih, Wally, ich habe Dich einfach zu früh abgeholt."

„Vor brennender Sehnsucht nach der schönen Bettina," spaßte sie.

„Gott — nein," sagte er und zuckte die Achseln. Und ärgerte sich, daß ein rasches Rot über sein Gesicht huschte. Denn ihm war nie ganz frei und gut, wenn er an Bettina dachte.

Er wußte es ja nur noch zu genau, wie heiß die Begierde oft in ihm aufgeflackert war, wie es ihn zuweilen berauscht hatte, wenn er die lieben, schönen Augen so voll hingebender Bewunderung auf sich gerichtet sah. Wie oft er in tiefster Überzeugung gedacht hatte: ‚Ja, wer sich die zur Frau nehmen kann!'

Aber er konnte es natürlich nicht. Er mußte eine Frau mit Geld und Verbindungen haben. Eine sehr elegante, weltliche Frau, die auch Verstand für Zugeständnisse hatte. Keine, bei der alle Augenblicke zu befürchten war, daß sie sich mit großer Pose in einen schwarzen Mantel wickeln und erhaben auf das Unzulängliche herabblicken würde. —

Er war nun in einer peinigenden Unsicherheit, wie Bettina seine Verlobung aufgefaßt habe. Ob mit der Verzweiflung einer, die selbst gehofft? Das wäre ja entsetzlich, denn das schöbe ihm eine Schuld zu, nötigte ihn zur Reue.

Oder ob sie wohl das schwüle, wonnige Spielen, dies Begehren mit Blicken und Gedanken nicht ernst genommen hatte, ob es auch für sie nur ein hübscher Ferientraum gewesen war? Eine kleine, süße Verwegenheit, wie man sie sich auf der Basis einer vieljährigen Bekanntschaft wohl erlauben kann, wenn man just in solche verwegene Stimmung gerät? Ihre Briefe, das Glückwunschschreiben an ihn und das an Wally, ließen gar nichts erkennen, wie die alte, seit zehn Jahren nie getrübt oder verändert gewesene Herzlichkeit. Aber Worte auf dem Papier sind die leichtesten Heuchlerwaffen.

An jenem Sonntag, als Rupert bei Andresen war — Rupert hatte es nicht hinausschieben können, sagte er — war für die beiden Freunde kaum Zeit gewesen, sich zu sprechen. Die Flüchtigkeit der Begegnung und Ruperts natürliche Erregung über die Wendung in seinem Berufsleben machten es erklärlich, daß es zu keinem Gespräch über Bettina oder über Erasmus' bevorstehende Verlobung kam. Nur aus dem Coupéfenster heraus hatte Rupert dann noch gesagt: ich wünsch' Dir auch viel Glück. Erasmus nahm ihm die Nebensächlichkeit nicht übel. Ebenso begriff er es, daß die Geschwister nicht zur Verlobung kommen konnten, so mitten aus ihren Vorbereitungen zur Übersiedelung heraus.

Aber wie Bettina innerlich zu seiner Verlobung stand, wußte er noch nicht.

Dies alles dachte er, während er sich mit Wally weiter unterhielt. Er wußte auch genau, daß ihn nur die Unruhe vor der ersten Begegnung zu frühzeitig an den Bahnhof getrieben hatte.

„Du zuckst die Achseln," sagte Wally lebhaft. „Schön, so genau genommen, ist sie ja auch nicht. Das wäre ja auch bloß langweilig. Aber ich kann mir denken, daß sie auf viele sehr anziehend wirkt. Mein Genre ist sie natürlich nicht. Man muß immer an alle zehn Gebote denken, wenn man mit ihr zusammen

iſt — ſie hat ſo was von 'ner ſtillſchweigenden Geſetzestafel."

„O, Temperament hat ſie aber auch."

„Aber keine Spur von Pikanterie."

„Gottlob, daß es nicht lauter ſo maulige Pantherkätzchen gibt wie Dich," ſagte er zärtlich.

„Muſchi, ich muß Dir was geſtehen," ſprach ſie und hakte bei ihm ein.

„Na ..."

„Ich bin auf das geſchmackloſeſte in Dich verliebt!"

„Wollt' ich mir auch ausgebeten haben. Beruht auf Gegenſeitigkeit."

„Ob ſo was wohl lange vorhält?"

„Woll'n's beſte hoffen."

„Sag' mal: warum hat Bettina noch keinen Mann?"

„Da traut ſich wohl ſchwer einer 'ran."

„Sie hat doch gar kein Geld," ſagte Wally in naivſtem Erſtaunen.

„Es gibt ja auch noch andere Dinge, die einen Mann in Ehrfurcht und Bann halten können; ſie iſt vielleicht den Männern im allgemeinen zu bedeutend und unbequem."

„Sie iſt eine von denen, die vor lauter Intelligenz dumm ſind," ſtellte Wally mit Entſchiedenheit feſt. „Sie hat nicht den Grips, zu ahnen, daß man ſich zum Spielzeug machen muß, um ſelber ſpielen zu können."

„Sieh mal an!"

„Na, vor Dir deck' ich doch all meine Karten auf! Das ſind' ich bloß loyal. Übrigens, wenn wir jetzt zu Hauſe wären, müßteſt Du mir einen Kuß aufs Ohrläppchen geben."

„Wofür, wenn man fragen darf?"

„Weil ich mindeſtens zwei oder drei fabelhaft geiſtreiche Bemerkungen an Dich gewendet habe, die ein großes Publikum verdient hätten."

„Der Bräutigam iſt das beſte Publikum für die Braut."

Wally ließ ihn los. „Bräutigam — Braut — das klingt nach'm Geſangbuchvers. So — und da kommt der Zug."

Die beiden Lokomotivaugen glühten heran. Durch die wartenden Menſchen ging die Bewegung des Aufmerkens.

Ammon ſpürte zu ſeinem tiefſten Ärger, daß ſein Herz klopfte. Du meine Güte, wenn ein viel umworbener Mann jede kleine, hübſche Senſation, die er empfunden und erregt hatte, nachher mit einer Sorge bezahlen ſollte!

Und ſchließlich muß ein halbwegs verſtändiges Mädchen ſich ja auch von vornherein darüber klar ſein, was Ernſt, was Spiel iſt, und braucht nicht weiter zu gehen, als ſie will. Überhaupt das Wort ‚Spiel'. Bettina mußte oft genug früher gehört haben, wenn Rupert und er über die Zukunft ſprachen, daß er nur reich heiraten werde.

Das dachte er faſt mit Trotz, und dann fiel ihm ein, daß er, in all der gefährlichen, ſüßen Schwüle, die oft zwiſchen ihnen war, nie mit einem einzigen Wort ihr Anlaß zu Hoffnungen gegeben hatte. Immer wußte er ſich ſo mannhaft zu beherrſchen, daß er der oft genug heißen Verſuchung, ſie zu küſſen, tapfer widerſtand. Alſo ...

Unterdes nahm Wally ſozuſagen Poſition und dachte: ‚Na, nu man liebenswürdig!' Denn erſtens gab es gar nichts Geſchmackloſeres, als Leute zu verletzen, die ſich immer fabelhaft nett zu Erasmus benommen hatten. Und zweitens kam Rupert Halske zu Profeſſor Andreſen als Aſſiſtent, gehörte alſo zum „feindlichen Lager". Es konnte vielleicht nicht ohne gute Folgen ſein, ihn um den Finger zu wickeln.

Nun ſtand der Zug. Und hinter dem Glaſe des letzten Wagens ſah Erasmus den Freund. Der ſchleppte einen Handkoffer den Korridor des Wagens entlang. Bettina, große Blumenſträuße und eine Taſche vor ſich tragend, folgte ihm.

Augenblicke von einer unſäglichen Banalität folgten, die ausgefüllt wurden von Begrüßungsworten und von Bemühungen, einen Kofferträger zu erwiſchen.

Wally ſagte, daß ihr Wagen warte und daß ſie und Muſchi die Geſchwiſter zu deren Penſion fahren wollten.

Es dauerte ſehr lange, bis das Gepäck kam. Es beſtand, außer den Handkoffern und Taſchen, nur aus einem Schloßkorb. Alles andere käme mit dem ganzen Umzugsgut per Fracht nach, ſagte Bettina. Wegen dieſes Gepäcks genierte ſich Wally eigentlich ein bißchen vor ihrem Kutſcher, der an Rohrkoffer und engliſche Ledertaſchen gewöhnt war.

Dann ſaßen ſie zuſammen im Wagen,

der sacht auf seinen Gummirädern dahinrollte, durch die Siegesallee und die Tiergartenstraße, der Gegend jenseits des Kanals zu, wo Rupert und Bettina in einer Pension in der Kleiststraße wohnen wollten, bis sie sich ein eigenes Heim hergerichtet hatten.

In ganz regelmäßiger Folge waren die Gesichter der vier in Schatten versunken und wieder von hellem Lichtglanz überglitten. Erasmus lauerte förmlich auf jede dieser Lichtperioden, die Bettinas Gesicht klar erkennen ließen. Es sah sehr bleich aus, aber doch ganz ruhig; und die Art, wie sie sich manchmal mit Wort und Blick an ihn wandte, war von völliger Unbefangenheit. ‚Gott,' dachte er, ‚wie man sich unnütz aufregen kann.'

Sie hatte es also auch nur für einen kleinen Sommertaumel genommen — für einen seelischen Übermut, der auch verständige Leute manchmal berauschen kann. Es gibt ja Momente, wo das Leben einen beschwipst, als sei's Maibowle.

Eine beklommene Stimmung hätte zwischen den Geschwistern und dem Freund schon deshalb gar nicht großwachsen können, weil Wally Bewegung hinein brachte.

„Ich sag' Bettina — Sie schlankweg Wally — das woll'n wir nu mal von vornherein feststellen. Gewissermaßen bin ich ja mit Euch nun wahlverwandt geworden — wo Muschi Euch fast als seine Geschwister ansieht. Nicht?"

Als Bettina zum erstenmal diese Abwandlung von Erasmus in Muschi hörte, zuckten ihre Wimpern . . .

„Gern, liebe Wally," antwortete sie.

„Haben Sie sich das damals auf der Mendel gedacht? Ich hatte keinen Schimmer, daß es mal so käme. Eines Tages entdeckten Muschi und ich, daß wir doch ziemlich ernsthaft ineinander verliebt seien. Es war vor vier Wochen. Auf der Hochzeit von Lizzie van Holten. Ihr Vater ist vortragender Rat. Stiefbruder von Papa. Kollege von Muschis Vetter. Muschi sagte, es wär' bloß von meiner Perlmuttertoilette gekommen, die wär' zu unwiderstehlich. Und ich sag', es ist nur davon gekommen, daß die älteste Bössow so schrecklich hinter Muschi her war, was mir natürlich nicht passen konnte, wo ich doch schon zweimal ein Kokettierverhältnis mit ihm gehabt hatte und also alte Rechte besaß. Aber das hätte Hanne Bössow wohl gepaßt: sich die neueste Berühmtheit angeln! Na und nu sind wir verlobt."

Wie zur nochmaligen Bestätigung dieser Tatsache strich sie ihm mit dem Schwanzende ihrer Stola über die Nase.

„Auf die Gefahr, ihn eitel zu machen, will ich's sagen: Sie glauben gar nicht, Bettina, wie nett es ist, verlobt zu sein, es ist ein höchst wichtiger, pikanter Zustand. Meinetwegen könnt' er lange dauern. Aber wir sollen schon in acht Wochen heiraten."

„Und Deine Arbeit? Verzeihen Sie, gnädiges Fräulein, aber ich wundere mich, daß er in dieser wichtigsten Epoche seines Berufslebens Zeit zum Verloben hatte," sagte Rupert.

Ammon lachte herzlich auf. „Das sieht Dir ähnlich! Du mußt wissen, Wally: er hat solch Bohrwurmnaturell. Ich halt's mit dem Prinzip eines großen Kollegen: acht Stunden Schlaf, acht Stunden Arbeit, acht Stunden Vergnügen."

„Und er wußte ja auch, wen er wählte," sagte Wally, die immer gewohnt war, sich als geistvolles, bedeutendes Wesen zu bewerten, jetzt aber plötzlich noch durch Tiefe Rupert imponieren wollte; „ich nehme teil an allem, lasse mir alles erklären; wo es sich um wissenschaftliche Fragen handelt, um Muschis großartige, unsterbliche Entdeckung, da kenn' ich keinen Widerwillen. Ich interessiere mich einfach fabelhaft für unser Cancrol. Sie haben es wohl gelesen, Bettina, daß ich sogar auf der Naturforscherversammlung Anfang voriger Woche mit war."

„Nein," sprach Bettina, „das habe ich nicht gelesen."

„Dein Vortrag ist noch nicht publiziert," sagte Rupert.

„Das geht ja fortsetzungsweise. Und ich kam ziemlich zuletzt dran. Also in vierzehn Tagen, denk' ich. Doch lass' ich morgen schon in zwei großen Zeitungen zugleich einen populärer gefaßten Auszug aus meinem Vortrag erscheinen."

„Es war großartig," plauderte Wally weiter, „ich saß mit Mama, die sich eigentlich als Opferlamm fühlte, daß sie

mitreißen mußte, auf der Tribüne — ich glaub', in seinem Zivilverhältnis war das Lokal 'n Turnsaal oder so was — Muschi stand da unten am Rednerpult wie ein Gott und ein Sieger. Und es war nachher eine fabelhafte Aufregung. Aber ich begreife gar nicht, daß Sie das nicht gelesen haben. In drei Zeitungen stand doch, daß die Braut des berühmten Forschers . . ."

„Die schöne, junge Braut stand da," schaltete Ammon ein, wofür er wieder mit dem Pelzschwanz eins über die Nase bekam.

„Auf der Tribüne gesessen habe," fuhr Wally fort, „und es stand sogar dabei, in einer Toilette von erlesenem Geschmack."

„Ist der Tag der Vorstellung schon bestimmt? Du hast sehr damit gezögert."

„Ja, Palinger war auch schon böse. Aber ich wollte Dich dabei haben. Also nun vielleicht heut in acht Tagen."

„Ich danke Dir," sagte Rupert mit unklarer Stimme und drückte dem Freund die Hand.

„Kann ich dabei sein?" fragte Wally.

„Ach Unsinn."

„O Gott, ich denk' es mir schauderhaft interessant. Alles Gruselige amüsiert mich so. Sie nicht auch?"

„Nein," sagte Bettina einfach. Sie wunderte sich selbst, daß es ohne Härte, ohne jeden lebhaften Zusatz herauskam.

Plötzlich hielt der Wagen.

„Da sind wir schon. Also, Bettina: ich bin immer zu haben. Lauf' auf Wunsch mit Ihnen Wohnungen besehen, Einkäufe machen, mit Dekorateuren konferieren. Auf dem Gebiet hab' ich immer fabelhaft viel Ideen."

„Danke vielmals," sagte Bettina und stieg aus.

Die beiden Herren standen schon auf dem Bürgersteig, und Rupert ging ins Haus, um irgend jemand zu finden, der die Koffer trüge.

Wally beugte sich aus dem Wagen vor.

„Was mir noch einfällt: Sie und Ihr Bruder werden ja doch bei meinen Eltern Besuch machen. Nun meint Mama, es wäre am einfachsten, wenn Sie gleich morgen bei uns dinierten; es ist ja Sonntag, Ihr Bruder wird wohl können."

Dankend sagte Bettina zu.

Der Portier und der Pensionsdiener kamen mit Rupert. Das Gepäck wurde herabgenommen. Man verabschiedete sich. Ammon stieg wieder zu seiner Braut in den Wagen, der dann gleich darauf auf dem fast taghell beleuchteten Fahrdamm umwendete. Und Bettina, die sich unwillkürlich unter dem Hauseingang noch einmal umwandte, sah im Ausschnitt des Wagenfensters, daß Wally sich in leidenschaftlicher Bewegung auf den Mann warf und ihren Mund auf seinen preßte . . .

Oben fanden sie im vierten Stock zwei Zimmer für sich hergerichtet, man sonderte ihr Gepäck auseinander und ließ sie allein.

Bettina stand am Fenster und sah hinab in die wie ein heller Licht- und Lebensstrom sich hinziehende Straße.

Sie dachte nicht in klarem Zusammenhang. Sie fühlte nur, daß Ammon seinem großen Zweck ein ungeheures, ein unfaßliches Opfer gebracht habe — daß er eines Tages namenlos elend werden müsse — daß sie ihn in ihrem Herzen niemals verlassen dürfe, denn eine Stunde konnte, mußte kommen, wo das seine nach ihr schrie . . .

Sie merkte wohl, daß Rupert ins Zimmer kam. Aber sie drehte sich nicht um. Sie war vor Schmerz, vor Entsetzen ganz gleichgültig gegen ihn, gegen alles.

Leise trat er neben sie.

„Ist es nicht doch zu schwer?" fragte er mit unsicherer Stimme.

Da bog sie das Haupt ein wenig zurück — mit geschlossenen Lidern. „Nicht fragen — nie fragen," flüsterte sie. Und das war das erste Wort, das sie in ihrem neuen Leben miteinander sprachen.

Am Tage nach ihrer Ankunft erschienen die Artikel von Erasmus Ammon, in denen er — für jeden laienhaften Leser in wunderbar klarer, bezwingender Art — seine Arbeit und ihre überraschenden Erfolge, den Wert seiner Entdeckung, die Heilkraft seines Cancrol darlegte.

Und von dieser Morgenstunde an, wo auch vor Bettina die noch fast feuchten Papierbogen lagen, aus denen der dumpfe Geruch frischer Druckerschwärze aufstieg, von dieser Morgenstunde an wurde die gebildete und halbgebildete Welt von einer Art Taumel erfaßt.

Bettina spürte, so fremd sie noch in

der Riesenstadt lebte, doch den Widerhall davon. In der Pension, bei Tisch wandte das Gespräch mit immer stärkerem Eifer von Tag zu Tag sich lebhafter Doktor Ammon und seiner Entdeckung zu. In den Tageszeitungen häuften sich die Notizen. Rupert schleppte die Morgenzeitungen heran, Bettina kaufte die Abendausgaben. Schnell lernte sie in jedem Blatt die Stelle finden, wo die Nachrichten aus Kunst und Wissenschaft zu finden waren.

Rupert kam immer erregt und bleich aus dem Wilhelmkrankenhaus zurück, auf dessen Gelände Professor Andresen sein Laboratorium hatte.

Daß man im van Holtenschen Haus in einer aufpochenden Triumphatorstimmung dahinlebte, war natürlich. Aber auch das, was sie dort sah, gab Bettina einen Maßstab für die Bedeutung, die Ammons Name plötzlich gewonnen hatte. Ein solches Andrängen von erregten, glückwünschenden Menschen konnte sich nicht aus geringen Ursachen herleiten.

Dort im Hause zu verkehren war nicht schwerer für Bettina als alles andere auch. Sie kam oft dahin, fast täglich. In ihr war eine förmliche Gier erwacht, Wally näher kennen zu lernen, ihr Wesen besser zu verstehen, vielleicht dennoch, dennoch die Werte zu entdecken, die sie so hohes Los verdienen ließen ...

Und die alten van Holtens mochten Bettina gern leiden. Sie kam ihnen gelegen, sie traf eine Lebensstunde, wo diese Menschen gerade ihrer bedurft hatten. Herr van Holten, aus einer preußischen Beamtenfamilie stammend und vielfach mit solchen vervettert, war einst etwas wie ein verlorener Sohn gewesen. Er hatte sich in Amerika herumstoßen lassen vom Erwerbsleben, es war ihm geglückt, etwas vor sich zu bringen. Gleich kehrte er nach Deutschland zurück, hauptsächlich in dem Gefühl, daß er für die Familie immer ein bißchen was vom Abenteurer behalte, wenn sein Reichtum von drüben stamme. Er hatte es sich deshalb in den Kopf gesetzt, um der lieben Familie kein Hinterpförtchen offen zu lassen, durch das sie den Tribut ihrer Anerkennung hinausschaffen könne, in Deutschland vielfacher Millionär zu werden, was ihm auch durch sehr weitblickende Beteiligung an verschiedenen großindustriellen Unternehmungen gelungen war.

Ziemlich bejahrt hatte er dann eine Ehe mit einem alternden, bescheidenen Mädchen geschlossen.

Später überraschten ihn zwei Tatsachen. Daß sich hinter der Bescheidenheit seiner Frau ein stets beleidigtes Gemüt verbarg. Und daß es seine Bestimmung gewesen war, der Sklave eines unartigen kleinen Mädchens zu werden.

Er hatte ja nun, wo seine Wally sich mit allen Allüren einer heftig Verliebten bald verheiraten wollte, ein wenig die Stellung eines Ministers z. D. Er nahm den leidenschaftlichsten Anteil an den Stimmungen und Beschlüssen seiner Herrscherin, wurde aber nicht mehr als ihr erster Berater und Begleiter angesehen.

Da gewährte es ihm denn eine große Befriedigung, sich mit diesem verständigen, ernsten Fräulein Bettina aussprechen zu können, den Esprit und die amüsanten Launen seiner Wally zu preisen, den Mann zu loben, den seine Wally sich erwählt hatte und den er sofort verehrungsvoll mit liebte.

Er kam sich dann nicht so abgesetzt und so treulos verlassen vor. Auch übernahm er das Dankgefühl Ammons für die Geschwister, wovon er oft genug hatte reden hören, sozusagen auf sein Konto. Ammon sollte an nichts anderes zu denken haben als an seine Wally. Denn aller Ruhm, den Ammon schon besaß oder noch erwerben konnte, war für Wallys Vater einfach ihr Besitz.

Frau van Holten genoß es, endlich jemand zu haben, der all diese rücksichtslosen und hochmütigen Familienmitglieder gar nicht kannte. Sie konnte Bettina schildern, wie man sie es stets entgelten ließ, daß sie den reichen Mann bekommen hatte. Ihr Mann wollte es ihr gar nicht glauben, aber es war so: fortwährend verletzte man sie mit Mückenstichen. Aber nicht diese Familienmitglieder allein, selbst Wally — ja sie war eben von dem Papa zu verzogen — und auch Doktor Ammon — ob Bettina nicht finde, daß er sie als Mutter zu wenig beachte?

Im Hause Holten gab es eine große Geselligkeit. Man sah zwei-, dreimal in der Woche Tischgäste bei sich. Und

da Wally leidenschaftlich gern tanzte, war die Rede davon, daß man Ende Oktober schon einen großen Ball geben wolle. Nun kamen noch, durch Ammon, eine Menge neuer Menschen in den Kreis.

Es war ein buntes Leben. Und für Bettina war es fast betäubend, zu beobachten, wie wissenschaftliche Interessen und Gespräche mit den gesellschaftlichen Angelegenheiten durcheinander wirbelten.

Sie hörte davon sprechen, was für eine beneidenswerte, gesellschaftliche Stellung Wally durch ihres Verlobten Entdeckung bekäme — welch vielbesuchtes Haus das junge Paar sich schaffen würde — wie sie in der Mode sein würden im Winter.

Zahlen klangen an ihr Ohr. Bei einem Mittagessen sprachen ihre Nachbarn rechts und links von den Summen, die Ammon schon jetzt verdiene. Das Cancrol sei patentiert, werde nur von einer bestimmten Fabrik fabriziert und zu hohen Preisen abgegeben, und von jedem einzelnen Fläschchen bekäme Ammon seinen Anteil. Die Klinik, der Doktor Palinger vorstehe, sei ihrem Umfange nach verdreifacht. Es ginge in die Hunderttausende.

Die Mitgift Wallys wurde oft genannt. Sie sollte eine Million betragen. Dazu hatte der Vater noch ein Haus in der Stülerstraße für das junge Paar gekauft. Es wurde neu dekoriert und sollte schon zu Weihnacht bezogen werden, wenn die Eheleute von ihrer kurzen Hochzeitsreise aus Paris zurückkehrten.

Wally, sie erzählte es Bettina, hatte sich früher immer vorgenommen, mal ihre Hochzeitsreise nach Indien zu machen. Aber dazu hatte Muschi jetzt schlecht Zeit; er mußte nach Paris, mit dortigen Ärzten und Universitätsprofessoren selbst in Fühlung treten, wegen seiner Entdeckung. Und das ging vor: ‚das ist ja sozusagen unser Geschäft', schloß Wally.

Es kam täglich vor, daß Bettina in dem Straßenbahnwagen, im Abteil der Stadtbahn von Ammon und seiner Entdeckung reden hörte. Wie eine Suggestion war es. Sie wirkte weiter und verstärkte sich im Weiterwirken. Schreckliche Dinge hörten auf schrecklich zu sein. Die Vorstellung der Menschen gewöhnte sich an das Traurige so sehr, daß es ein Ballgespräch ward. Familien, die Kranke hatten, die mit dem neuen Mittel behandelt wurden, kamen sich wichtiger vor, als andere Menschen. Ein Strom von Hoffnung schwoll durch die Welt.

Anderseits liefen Menschen, die sich vorher niemals selbst beobachtet hatten, bei dem leisesten Schmerz, der sie irgendwo drückte, zum Arzt und ließen sich untersuchen. Jeden Tag empfahlen sich in den Anzeigespalten der Blätter Spezialärzte und neu eröffnete Kliniken.

Es war, als vernähme man deutlich das Rollen des Geldes — man vergaß, daß es durch tiefe, tiefe Leidensfluten, durch Ozeane von Tränen rollte . . .

Die ganze Wissenschaft, alle Ärzte, alle Biologen, die ganze Bakteriologie, alles was um diese Berufe kreiste, schien gehoben, dem Verständnis, der Liebe des Volkes näher gerückt, war wichtiger als alle andern Stände — — Wie nach dem großen Krieg, im Nachrausch der Siege, einst die deutschen Offiziere . . .

Man war begierig nach der Gelegenheit, mit Ärzten zu sprechen. Auf der Türschwelle, nach ihren Besuchen, mußten sie noch ihr Urteil über Ammon und seine Entdeckung abgeben.

Was aus den Vorträgen medizinischer Gesellschaften, was an warnenden Einzelstimmen als Vorsichtsmahnungen in die Welt hinaus drang, ward vom Publikum als Neidesäußerung oder als die alte, deutsche Gelehrtenborniertheit aufgefaßt.

Dies alles — dies ganze ungeheure Schauspiel sah Bettina — beobachtete es mit dem brennenden Auge des Leidens und der Liebe . . .

O Gott — wenn es denn wäre! Wenn es wahr wäre! Wenn das Schicksal in des Geliebten Hände die Mission gelegt hätte, die Menschheit von einer furchtbaren Geißel zu erlösen!

Sie wollte sich selig preisen, es mit Stolz tragen, daß sie dafür das Opfer hatte werden müssen . . .

Manchmal versuchte die Erkenntnis sich ihr aufzudrängen, daß es gar keiner Opfer bedurft hätte. Wenn sie von den Einnahmen hörte, die Ammon jetzt haben sollte, dachte sie wohl, daß er ja die Millionen Wallys gar nicht mehr brauchte. Aber man würde schon sehen — wer wußte, ob es nicht in seinem Plan lag,

Digitized by Google

eine große Anstalt zu erbauen, um zahlreiche Arme dort zu heilen — ihnen zur Hilfe, sich zur immer reicheren Erfahrung — ja man würde sehen ...

Sie mußte an ihn und sein Werk glauben.

Rupert verstand seine Schwester nicht mehr. Was er damals gleich geahnt, war geworden: ihre vollkommene Vertrautheit miteinander hatte aufgehört. Sie versteckten zu viel voreinander, aus Schonung. Obgleich Wally und Erasmus fast der Mittelpunkt all ihres Denkens, ihres Tuns und Lassens waren, sprachen sie fast nie von ihnen.

Nur nachdem die Vorstellung in der Klinik stattgefunden hatte, zu der Rupert geladen gewesen war, nur da fragte Bettina.

Was sie hörte, gab ihrer nach Gewißheit dürstenden Seele keinen Trost, nahm ihr aber auch keine Hoffnung.

Die Zahl der vorgestellten Kranken war viel geringer gewesen, als man erwartet hatte. Einige von ihnen, die sich vorher im Zustand großen Verfalls befunden hatten, zeigten Wohlsein und Gewichtszunahme. Das, setzte Rupert ihr auseinander, habe keine Beweiskraft. Der Begriff der Kachexie, das heißt des Verfalls, sei sehr revisionsbedürftig. Es gebe viele Menschen, die sich des besten Wohlseins trotz einer solchen Krankheit erfreuten, besonders solange sie nicht wüßten, was ihnen fehle. Erführen oder ahnten sie es, so härmten sie sich in Sorgen ab. Diesen konnte der Glaube an die neue Entdeckung eine Periode scheinbaren Gesundens geben. Bei anderen sei ein stationärer Zustand eingetreten, was auch häufiger als der Laie sich denke, die Natur bewirke, besonders wenn der Patient in bessere Ernährungsverhältnisse käme. Man habe nur negative Eindrücke gewonnen, und vor allen den, daß das Cancrol vielleicht ganz unschädlich, aber vielleicht auch ganz wirkungslos sei.

Das sagte Rupert, fast genau mit denselben Worten, wie er es seinem Meister, dem Professor Andresen gesagt hatte. Aber indem er das alles Bettina vortrug, färbte er es unbewußt doch ein wenig um — hier mit leuchtendem Ton der Hoffnung, dort mit einer hellen Nuance der Anerkennung. Er tat es im Trotz gegen seinen Unglauben, weil er fürchtete, daß die Eifersucht seine Kritik bestimme.

Die Berichte in den Zeitungen waren fast Hymnen. Es schien Bettina, als sei Rupert der einzig Zögernde geblieben, als hätten alle anderen Männer, die zugegen waren, eine freudige, begeisterte Überzeugung davongetragen.

Während dieser Zeit mußte Bettina ihr neues Heim für den Bruder und sich suchen und einrichten. Diese Wege, von Wohnung zu Wohnung, drückten ihre Seele nieder. Sie war an so viel Raum gewöhnt. All diese kleinen halben Etagen in den dritten Stockwerken schienen ihr so eng und die Preise so erschreckend. Und dann das Gegenüber der Häuserreihe, die die Straße an der andern Seite einsäumte, und nach hinten hinaus hohe Hofgebäude mit unendlichen Fensterreihen. Sie besah von vornherein die Wohnungen nur nach den Preisen, um sich das Herz nicht noch schwerer zu machen. Und wählte endlich nach der Geräumigkeit und dem Ausblick, ohne Rücksicht auf moderne Eleganz.

Sie nahm eine Wohnung in der Möckernstraße, drei Treppen hoch, von fünf ziemlich großen Zimmern. Aus den dreien davon, die nach vorn lagen, sah man hinüber auf die Schienenstränge der Anhalter Bahn und die Tunnelöffnung der riesigen Bahnhofshalle. Rupert konnte nicht begreifen, warum Bettina eine so geräuschvolle Lage gewählt hatte und ein Haus ohne vornehmen Treppenaufgang. Aber das war ja schließlich gleichgültig: an den Wänden hatten ihre großen alten Möbelstücke Platz, und wenn Bettina ohne den modischen Prunk in Treppenhaus, an Türen und Plafonds zufrieden war, konnte es ihm nur recht sein. Viel von ihren Sachen hatten sie in der Heimat verkaufen lassen, das Hübscheste und durch Familiengeschichte ihnen Wertvollste behalten. Die rotblonde Erna war mit dem Umzugsgut zugleich in Berlin eingetroffen. Sie hatte sich sofort bereit erklärt mitzuziehen, wofür ihr Bettina von Herzen dankbar war.

Als die Wohnung gerade fertig geworden, kam Wally, um tausend Entschuldigungen anzubringen, daß sie nicht hatte helfen können, wie sie sich es doch fest vorgenommen gehabt. Aber all diese

Eichen.

Ölstudie von Prof. Wilhelm von Diez †.

Digitized by Google

endlosen Konferenzen mit Schneidern, Modistinnen, Tapezierern, Möbelarchitekten —

Auf Wally schien dann die kleine Wohnung mit all den alten Stücken aus den zwanziger und fünfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, von Großeltern und Eltern und auch noch von Urgroßeltern, wie eine Rarität zu wirken. Sie fand den alten Hausrat himmlisch. Aber daß Bettina nicht in einem hochherrschaftlichen Hause gemietet hatte, sah sie als einen Reinfall des provinziellen Unverstandes an.

Auch Herr und Frau van Holten kamen. Er mit seinen lebhaften Augen sah sich genau um, was man wohl den Geschwistern Halske schenken könne zur neuen Wohnung in der neuen Heimat, und fand, daß ein echter Perser oder Smyrna sich besser unter dem prachtvollen alten Mahagonitisch machen würde, als der schon etwas verbrauchte Brüsseler, der dalag. Sein bärtiges, längliches und doch sehr volles Gesicht strahlte; er mochte so gern schenken, daß es ihn Mühe kostete, Bettina nicht gleich von seinem Vorhaben zu sprechen.

Frau van Holten hatte kaum einen Blick für die Wohnung und sagte nur pflichtschuldigst: „Reizend." Sie saß auf dem Sofa, kostbar gekleidet, in gefaßter, bescheidener Haltung. Mit ihrer nasalen, klagenden Stimme erzählte sie Bettina, welche Unart sich gestern die Cousine ihres Mannes ihr gegenüber erlaubt habe, wobei ihr der Mann mit einem geradezu dramatisch geseufzten: „Na ja" in die Rede fiel.

Als der Teppich ein paar Stunden nach diesem Besuch eintraf, war Bettina bestürzt, fast beleidigt. Es gab eine schwierige Beratung mit Rupert. Sie waren sich einig, daß sie ein solches Geschenk nicht annehmen konnten; aber es ergab sich, daß sie ebenso einig waren, daß sich keine Form der Ablehnung finden ließ.

Rupert schrieb ein paar Zeilen an den Freund, daß sein Schwiegervater ihn und Bettina in eine große Verlegenheit gesetzt habe, und bat um Rat. Es war ihm so natürlich — trotz allem, immer noch — daß der Freund ihm nachempfinde, in seinem Sinne für ihn denke. Erasmus schrieb eiligst zurück, daß sich so was bei dem famosen alten Herrn von selbst verstehe und nicht anders aufgefaßt werden dürfe, als ein Blumengruß, wie ihn andere Menschen Freunden beim Wohnungswechsel sendeten und wie er es sich anbei erlaube. Und es kam mit diesem Brief ein Blumenkorb von Orchideen . . .

Das traf Bettina tief. Nun war die Frage um Rat wie eine Mahnung für Erasmus Ammon geworden, seinerseits auch eine Aufmerksamkeit zu schicken, an die er von selbst nicht gedacht hatte.

Und warum kam er nicht selbst? Er, der für die große Geselligkeit im van Holtenschen Hause immer Zeit hatte.

In Wallys Gegenwart dankte sie dann dem Freund für die Orchideen.

„Ist nicht sehr viel Stimmung in der Art, wie Bettina die Wohnung zurecht gemacht hat?" sagte Wally. „Sieht man nicht wieder: Stimmung ist alles!"

Darauf mußte Erasmus Ammon erklären, daß er noch keine Zeit gefunden habe hinzugehen.

Er bekam eine Strafpredigt, in Wallys spaßhaftem Befehlshaberton vorgetragen, und mußte ihr versprechen, in den nächsten Tagen die Geschwister Halske aufzusuchen. Bettina sagte höflich, daß sie hoffe, das Brautpaar käme einmal zusammen zu einer Tasse Tee, und wünschte in ihrem Herzen, daß er jetzt nicht mehr käme. Lieber nie, als auf die Mahnung der anderen hin . . .

Aber er kam doch. Nicht weil Wally es ihm befohlen oder erlaubt hatte. Ihn trieb anderes. Er vermied es, darüber nachzudenken. Er ließ sich von seiner Neugier tragen, ohne sie vor sich selbst in ihren tiefsten Gründen aufzuklären.

Warum suchte Rupert nie ein eingehendes Gespräch mit ihm? War er für die Entdeckung gewonnen? War er ihr Gegner? Noch? Schließlich war ja Rupert Halske niemand. Von den paar sehr gescheiten, schwerflüssigen Artikeln, die er in Fachzeitschriften veröffentlichte, wußten wohl ein paar Kollegen. Aber er spielte keine Rolle in Berlin, gar keine. Wenn Erasmus durch sein Schweigen sich gereizt fühlte, war es, weil Professor Andresens Schweigen dahinter stand.

Er hatte ja nicht nur aus alter Freundschaft für Rupert mit der Vorstellung in der Klinik bis zu Ruperts Ankunft gewar-

tet. Er hatte vielleicht gehofft, daß der nunmehrige Assistent Andresens diesem einen günstigen Bericht geben würde. Er glaubte so fest an Ruperts Liebe und Bewunderung und war so sicher gewesen, sein bißchen Gegnerschaft spielend zu besiegen.

Vielleicht verriet Bettina irgend etwas von der Stellung des Bruders.

Und noch anderes reizte ihn. Ihr undurchdringliches Wesen. Ob es wohl einer Prüfung unter vier Augen standhielt? Er fand es rätselvoll, daß sie sich immer voll freundlicher Ruhe zeigte.

Verbarg sich hinter dieser Ruhe die Verachtung? War er in ihren Augen so etwas wie ein Verräter? Oder war sie gleichgültig über ihn hinweggegangen? Hatte sie ganz einfach im Sommer nur stark mit dem Feuer gespielt?

Und indem er bei sich feststellte, daß all' dies ihn gar nicht zu berühren brauche, wählte er doch die erste freie Nachmittagsstunde, um zu Bettina zu fahren.

Es war ein stürmischer Herbsttag. Die Menschen, die den Straßendamm überschritten, mußten ihren Hut festhalten. Der Staub stieg ab und an in Säulen empor, allerlei Fetzen und Blätterwerk vom Pflaster aufkehrend.

Auf den Geleisen der Bahnen nahm die brausende Luft den Rauch der Lokomotiven auf und zerstörte seine Säulen zu bizarren, schnell zerfahrenen Wolken.

Bettina hatte von ihrem Fenster aus dem bewegten Spiel zugesehen. Nun stand sie am Bücherschrank und schlug irgend etwas nach — irgendein historisches Datum, das ihr durch den Sinn gegangen war.

Da wurde ihr Erasmus Ammon gemeldet. Sie schlug den Band zu, den sie in der Hand gehalten hatte, und stellte ihn an seinen Platz zurück. Die rotblonde Erna sah aber doch, daß ihr Fräulein blaß geworden war.

Einen knappen Augenblick lang dachte Bettina, sie wolle ihn nicht sehen. Aber das wäre ihm aufgefallen — er hätte daran herumgedeutet ...

Und nun stand er auch schon vor ihr. Heiter, glänzend, voll männlicher Sicherheit wie immer. „Wie mich das anheimelt," rief er gleich, „Sie haben die ganze Stimmung von daheim mitgebracht in diesen lieben, alten Sachen."

‚Ja,' dachte Bettina, ‚sie müssen wohl zu Dir sprechen ...'

Sie war allein mit ihm! Seit jenen süßen, schwülen Minuten im durchsonnten Walde hatten sie sich niemals wieder ohne Zeugen gesehen. Die Empfindung davon war so stark in Bettina, daß ihr deuchte, sie habe alles, alles, was dazwischen lag, sich nur vorphantasiert und jetzt müsse, jetzt werde der geliebte Mann ihr sagen: Sei mein!

Da Ammon sich zu seiner Überraschung von einer heimlichen Verlegenheit bedroht sah, hatte er mit sich selber genug zu tun. Er plauderte sich über die ersten paar Augenblicke fort und sah Bettina gar nicht an.

„Sie haben fortwährend die Unruhe eines Bahngetriebes vor sich. Ich kann aber ganz gut begreifen, warum Sie diese Wohnung mit dem freien und belebten Ausblick wählten. Es ist der vollkommene Gegensatz zu dem verträumten Stückchen Stadtbild, das man zwischen den Bäumen Ihres Gartens auftauchen sah. Zu dem spitzen, grünen Turmdach, dem Treppengiebel mit dem dicken, alten Merkur. Haben Sie das Haus vermietet? Denken Sie daran, es zu verkaufen?"

Da bekam Bettina sich wieder in die Hand. Er fragte nach Dingen, die er schon wußte! Sie waren ihm also so gleichgültig gewesen, daß er sie schon wieder vergessen hatte. Oder — er war unfrei ... Und sie fühlte gleich, daß sie ihm helfen müsse ...

Sie bat ihn, sich zu setzen.

„Da, an Ihren Nähtisch. Wie zu Haus. Wissen Sie noch: Rupert ging debattierend im Zimmer hin und her, und ich saß Ihnen gegenüber und klappte in Gedanken immer den Deckel von Ihrem Nähkorb auf und zu, es knarrte greulich, und Sie schalten."

„Wie zu Haus. Wissen Sie noch ..."

Bettina horchte den Zauberworten nach. Ob sie wußte!

Ihr war es, als sei er einst immer bei ihr gewesen, habe all seine Tage ihr Leben mitgelebt.

„Mögen Sie nun in Berlin sein?"

„Das fragen mich alle Menschen," sagte sie.

„Sie haben recht, ich sollte persönlicher zu fragen wissen. Wie steht es mit der Arbeit?"

„Noch habe ich mich nicht besinnen können. Manchmal ist es, als sei mir das Verlangen, mich künstlerisch aussprechen zu können, ganz verloren gegangen. Manchmal fühle ich, ich war voreilig, daß ich mich schon versuchte: jetzt erst, jetzt sollte ich es wagen ... Ich weiß nicht — die große Unruhe der letzten Zeit nahm mich so hin. Ich durfte gar nichts anderes sein, als Ruperts fürsorgende Hausfrau."

„Ich bin fest überzeugt, daß der große Wechsel in Ihrem Leben fördernd wirken wird."

„Vielleicht," sagte Bettina.

„Es freut mich sehr, daß Sie und Wally sich so gut verstehen."

‚Mein Gott,' dachte sie, ‚wir verstehen uns ja gar nicht. Ich ertrage sie — ja ich ertrage sie — oder vielmehr, ich tue so, als ob ich sie ertrüge.'

„Trotz der großen Verschiedenheit zwischen Ihnen beiden," fuhr er fort.

„Ja, wir sind sehr verschieden."

Ihre kargen Antworten reizten ihn. Mechanisch fing er an, mit dem Deckel ihres Nähkorbs zu spielen, vielleicht unbewußt unter der Nachwirkung der vorhin aufgetauchten Erinnerung. Bettina sah zu, wie diese schlanke, weiße Männerhand den leise in seinen Rohrangeln knirschenden Deckel auf- und niederklappte.

Dies lächerliche kleine Spiel bereitete ihr Qual ... Sie hätte aufschreien mögen: Laß das.

Er kämpfte mit sich. Er wollte ihr irgend etwas sagen: von seiner Dankbarkeit für Wallys Liebe, von der Notwendigkeit hier in Berlin, wenn man Großes wolle, auf breiter Vermögensbasis zu stehen — — von seiner eigenen Verliebtheit in Wally und dem prickelnden Reiz ihres Temperaments. Ja eigens das wollte er sagen — aus instinktiver, männlicher Grausamkeit, um sie herauszufordern ...

Er fuhr aus seinen Gedanken auf und ließ von dem Korbdeckel ab.

„Warum schweigen wir so?" fragte er. Und sprach sogleich weiter: „Rupert vermeidet mich fast."

„Er ist sehr beschäftigt."

„Wie finden Sie Andresen?"

„Ich kenne ihn noch nicht."

„Er ist mein Feind!"

„Glauben Sie?"

„Man spricht davon, daß er eine Publikation gegen mich vorbereitet."

„Rupert spricht nie zu mir von diesen Dingen."

In ungemeiner Schnelligkeit hatten sie Rede und Gegenrede gewechselt, ohne sich anzusehen, in der heimlichen Erregung von zwei Menschen, die einander nicht zeigen wollen, daß sie genau wissen: der Gegenstand, den sie da anfassen, ist gefährlich.

Ammon fing an, von seiner Arbeit zu sprechen, erzählte Bettina von seinem Kompagnon, dem Doktor Palinger — Herrgott, Wally hatte recht, Palinger war ja eigentlich ein Mann für Bettina, dachte er dabei flüchtig — von der Dankbarkeit der auf dem Wege der Heilung begriffenen Kranken, von den glückseligen Stimmen, die von fern, fernher zu ihm drangen, von der übermenschlichen Arbeit, die sein Sekretär allein mit der Beantwortung von Fragen habe, von dem Zustrom zur Klinik, die Bettina einmal sehen müsse. Er wollte sie begeistern — was er ihr sagte, kam an Ruperts, weiter an Andresens Ohr.

Aber Bettina hörte still zu, mit einem aufmerksamen, doch verschlossenen Ausdruck.

Und endlich schwieg auch er.

Draußen stieß eine Lokomotive einen heulenden Schrei in die wilde Luft hinein, die den Ton gleich mit sich führte, so daß er ohne Nachhall entschwand. Die weißgleißenden, lang hinliegenden Linien eines Geleises schienen immer kürzer zu werden, während ein Zug, aus der Bahnhofshalle kommend, auf ihnen entlang rollte. In der Luft, über der Reihe all der dunklen, auf Rädern hingleitenden Wagenhäuschen mit den Lichtlücken dazwischen, zerteilte sich der gelbschwarze Rauch.

Sie sahen beide hinaus, und es schien, als schwiegen sie zu dem einzigen Zweck, dies Schauspiel zu beobachten.

Digitized by Google

Ammon ertrug es einfach nicht. Er wehrte sich dagegen, seinen jubelnden Stolz auf seine Entdeckung und seinen Erfolg verwundet zu sehen — und die undurchdringliche Haltung dieses Mädchens und ihres Bruders, seines Freundes, verwundete ihn schon.

„Bettina," sagte er mit seiner liebkosenden Stimme, halblaut, als gestehe er ganz Vertrauliches, „schwere Kämpfe liegen hinter mir — haben Sie sich denn ein wenig gefreut, daß so viel Glück auf einmal zu mir kam?"

Und er nahm ihre Hand. Er sah ihr mit seinen leuchtenden Augen gerade so innig in die Augen wie damals ...

Dies war mehr als sie ertragen konnte. Sie stand auf. Viel stolzer war ihre Haltung als sie ahnte. Sie war ja nur von dem einen, dem verzweifelten Vorsatz beseelt, sich nicht zu verraten.

„Möge es dauern," sagte sie.

Es hatte ein Wunsch sein sollen, ein heißer Wunsch der Selbstlosigkeit, den sich ihr gequältes Herz abrang.

Aber es klang wie eine Warnung.

Und als er ging, war ihm, als habe er eine Enttäuschung erlebt.

Dafür schuldete ihm das Schicksal eine Genugtuung. Denn er war gewohnt, der Sieger zu bleiben.

VI.

Nun lag die harte Stunde schon lange Wochen hinter Bettina. Sie hatte keinen Versuch gemacht, ihr auszuweichen. Mit hocherhobenem Haupt und offenen Augen war sie hingegangen, Zeugin zu sein bei dieser Hochzeit.

Es war ein glänzendes Fest gewesen. Die Öffentlichkeit nahm den lebhaftesten Anteil daran, es gab kein hauptstädtisches Blatt, das nicht davon berichtete. Wally hatte sich alle Zeitungen sammeln lassen. Papa van Holten verfiel bei dieser Gelegenheit auf die Idee, ein Riesenalbum anzulegen und alles hineinzukleben, was über seinen „berühmten Schwiegersohn" irgendwo und wie veröffentlicht wurde.

Wenn man Wally später fragte: „Entbehrt Ihr Papa Sie nicht sehr?" sagte sie lachend: „O, er hat jetzt sein Album."

Das junge Paar reiste dann sofort nach Paris ab.

Und da war es Bettina, als habe nun alles Leid ein Ende. Als käme nun die Todesruhe. Ihr Herz mußte doch jetzt still werden. Es durfte mit keinem Gedanken jetzt noch zu dem Mann hinstreben, der einer anderen gehörte. Es mußte Mut schöpfen aus dem Wissen, daß er sich seiner großen Sache geopfert hatte. Seit jenem Augenblick, wo er ihr, von Bewegung offenbar übermannt, gestanden hatte, daß schwere Kämpfe hinter ihm lägen — seitdem wußte sie es nun gewiß ...

Dies eine Bild blieb vor ihren Augen: wie er hochaufgerichtet, ehernen Ernst auf dem männlich-schönen Angesicht, durch die Kirche schritt und an seinem Arm das überschlanke Weib führte, das von weißen Schleiern förmlich umnebelt und verhüllt, gesenkten Hauptes ging. Eine lange, breite, lautlos schleifende Schleppe fiel über ihr bräutliches Gewand.

‚Mach ihn glücklich,' flehte Bettina in ihrem Herzen in so heißer Bitte, als könne die andere es hören.

Und noch andere Augenblicke blieben ihrem Gedächtnis eingebrannt. Die Nachhausefahrt mit Rupert, vom Kaiserhof, wo die Hochzeit gefeiert worden war, nach der Möckernstraße. Rupert saß schweigend. Und wenn von draußen her das Licht über sein Gesicht glitt, sah Bettina, daß es einen Ausdruck hatte, der sie erschütterte.

Leise faßte sie nach seiner Hand.

„Wir wollen arbeiten," sagte sie.

Aber der erhabene Trost, den ihr schlichtes Wort ihm bringen sollte, drang nicht zu ihm.

Er kämpfte zu hart mit sich, und in düsterer Erbitterung wehrte er sich gegen unreine Vorstellungen. Er sah das Weib, nach dem sein Blut schrie, in den Armen des andern Mannes — der sein Freund war — den er haßte ...

Das ahnte Bettina nicht. Still hielt sie seine heiße Hand umschlossen, und durch ihre Seele klangen wie ein Nachhall schöne Worte hin:

Doch wenn Du den felsigen Gipfel erreichst,
Hörst Du die Adler krächzen.
Dort wirst Du selber ein Adler fast ...

Aber durch diese hohe und gefaßte Stimmung hin zuckte ein Gedanke wie rotglühendes Wetterleuchten: ‚Als sein Weib hätte ich alles erreicht.‘

Da zerbrach ihr Mut, und ihr war, als habe sie nicht nur das Glück, als habe sie sich selbst verloren. —

Wirklich schien es ein paar kurze Wochen lang, als sei nun die traurige Ruhe gekommen. Die Tage schlichen in einem grauen Einerlei. Bettina machte nicht einmal den Versuch, sich in die Bewegung des hauptstädtischen Lebens hinein zu tasten. Sie ging nicht ins Theater. Sie empfand es als Last, daß Rupert ihr den Besuch des Professors ankündigte. Andresen war Witwer, lebte seit der Verheiratung seiner Tochter ganz wie ein Junggeselle. Daß er der Schwester seines Mitarbeiters einmal seine Aufwartung machen wollte, schien selbstverständlich. Er hätte es längst tun sollen. Bettina fürchtete sich aber vor ihm, weil er von Erasmus Ammon und seiner Entdeckung sprechen würde.

Es war schon peinigend genug, daß Herr van Holten manchmal mit seinem Album kam, das sich in den letzten zwei bis drei Wochen nicht mehr so rasch füllte, worüber er untröstlich war. Und Bettina mußte ihm noch sagen, daß dies doch natürlich sei. Der erste brausende Bewunderungsrausch habe sich ausgesprochen. ‚Und die ernsten Angriffe haben noch nicht begonnen,‘ dachte sie. —

Und in dieser Zeit schwer drückender Lebensstille, in der ihr Herz nur deshalb weniger zu leiden schien, weil es von seinen Wunden zu schwach zur Leidenschaft geworden war, fing Bettina an zu arbeiten, künstlerisch zu schaffen.

Das war so töricht, als wolle ein Gärtner edle Saat über einen ausgedörrten Erdboden streuen.

Seit Jahr und Tag hatte sie einen Stoff mit sich herum getragen, ihn völlig im Kopf ausgearbeitet. Aber nun sprangen keine Quellen in ihr auf. Sie genoß die Freuden und Leiden ihrer Gestalten nicht in der übermenschlichen, gesammelten Kraft, die auch der bescheiden Schaffende spüren muß. Sie erfuhr, daß man große Gedanken haben kann und eine Fülle von Bildern vor dem geistigen Auge, daß „Kunst“ aber ist, diesen inneren Besitz so zu beherrschen, daß man ihn mitteilen kann!

All ihr Besitz, wenn sie ihn eben noch überreich, die Seele bis zum Gefühl der Erhabenheit dehnend, gespürt — er war verflüchtigt, wenn sie am Schreibtisch saß.

Dann erschien eines Tages Herr van Holten glückstrahlend. Das junge Paar kam zurück. Es war in Paris sehr gefeiert worden. Wally hatte keine Blamage mit ihren Toiletten erlebt — man denke nur: ihr Geschmack war in Paris bemerkt worden. In Paris!! Hier waren die Zeitungsausschnitte, da stand es: die elegante junge Gattin des berühmten Forschers hatte durch den Glanz und die pariserische Schönheit ihrer Robe Aufsehen erregt. Man nannte Wally pikant und sagte, sie habe französischen Esprit.

Zur Feier der Wiederkehr des Paares wollte Holten einen Ball geben.

Bettina sagte es Rupert: sie kommen wieder.

„Gerade jetzt?“ fragte er mit einem sonderbaren Lächeln.

Sie erfuhr bald, was die knappe Äußerung zu bedeuten hatte.

Am Sonntag vormittag wurde ihr Professor Dr. Andresen gemeldet.

Bettina hatte sich in dem Korpsbruder ihres Vaters einen älteren Mann vorgestellt. Andresens Erscheinung überraschte sie deshalb völlig. Er konnte fünfzig Jahre zählen. Sein blondes Haupthaar war so kurz geschoren, daß man nicht zu erkennen vermochte, ob graue Töne sich hineinzumischen begannen. Aber in dem blonden Vollbart gab es keine Silberfäden. Und aus dem frischen Gesicht blitzten fast fröhliche Augen hell hinter der goldgefaßten Brille hervor. Er war groß und neigte ein wenig zur Fülle, was ihm Behaglichkeit in der Erscheinung gab. Einen scharfen Streiter hätte kein Mensch in ihm vermutet.

„In Ihrem Bruder habe ich keinen Zug von meinem lieben Halske gefunden. Aber aus Ihren Augen guckt er mich an,“ sagte er. „Hoffentlich haben Sie auch sonst allerlei von ihm, das Temperament und die Energie. Ihr Bruder ist ja ’n bißchen schwerbeweglich. Offen: er ist sehr verändert. Was hat er?“

Bettina ängstigte sich gleich, daß dies Unzufriedenheit mit Rupert ausdrücken sollte. „Ich glaube," sagte sie traurig, „er quält sich mit einem Herzenskummer ab und kann nicht dagegen."

„Na, das wäre doch . . . Damit wird ein rechter Mann fertig."

„Und dann," meinte Bettina, „dann . . . ich glaube, er leidet darunter, daß sein Meister der Feind seines besten Freundes ist."

Sie wurde rot bei diesen Worten, die wie scheue Bettler zu dem Mann schlichen, als wollten sie um eine milde Gabe flehen. Auch Andresen wurde rot. Aber wie blonde, vollblütige Männer vor lauter Eifer erröten. „Liebes Fräulein," sagte er voll Energie, „ich bin nicht Ammons Feind. Ich bin bloß der Feind seiner Entdeckung und der Art, wie damit vorgegangen wird. Das Odol — pardon das Cancrol wird ja wohl nächstens bei Wertheim zu haben sein . . ."

„O — —"

„Wie denn, liebes Fräulein? Ganz Abwehr? Also Parteigängerin für Ammon? Na, das ist ja kritiklos. Ich weiß, ich weiß — Jugendfreundschaft. Acht' ich. Versteh' ich. Hat ja aber mit der Wissenschaft gar nichts zu tun. Darüber mußte doch Ihr Bruder sich auch klar sein, als er bei mir annahm. Und mir scheint, er war sich darüber klar, und er hat sich loyalerweise darüber sogar vorher mit Ammon ausgesprochen. Ich glaube, da irren Sie, liebes Fräulein. Er hat mir bei den Vorarbeiten zu meiner Publikation gegen die famosen Protozoen und das noch famosere Cancrol wertvolle Beihilfe geleistet . . ."

Bettina machte eine Bewegung. Aber Andresen dachte nicht daran, sich unterbrechen zu lassen.

„Ich breite da ein Material hin: anatomisch-historisches und modern-statistisches, das gegen Ammon spräche, auch ohne ihn nur zu nennen. Und dann prüfe ich seine bisherigen Resultate nach. Teils muß ich mich da auf die Mitteilungen Ihres Bruders beziehen, der ja der berühmten Vorstellung beiwohnte. Teils ist es uns geglückt, die sogenannten Heilungen und Besserungen zu verfolgen, den Verlauf des Befindens bei einigen der Patienten, die zu den Ihren zurückgekehrt waren, in Erfahrung zu bringen. Besser hätte man alles überblickt, wenn man noch ein halbes Jahr, vielleicht ein ganzes hätte warten können. Aber das ging gegen mein Gewissen. Zu viele Menschen wären dann noch geschädigt worden. Werden's zweifellos auch so. Kranke und Hoffende leiden an seelischer Taubheit. Deshalb muß mein Vortrag Nachdruck haben. Ich denke, es wird ihm nicht daran fehlen. Furcht kenne ich ja nicht. Wenn ich mal zugreife, greife ich sehr fest. Das können Sie glauben."

„So glauben Sie wirklich, daß seine Entdeckung wertlos ist?"

„Ich weiß jetzt, daß sie es ist!" sagte er mit sehr starker Betonung.

Bettina dachte nur noch eines: ‚Wie wird es ihn treffen!'

Gewiß, Andresen konnte sich irren. Er war auch nur ein Mensch, hatte vielleicht Vorurteile — hielt starr an Prinzipien fest, die durch Ammons Entdeckung umgeworfen wurden, und verteidigte sie deshalb.

Aber wie — wenn Andresen recht behielt?! Dann hatte der Geliebte das ungeheure Opfer nicht für eine Menschheit gebracht, sondern nur für einen wissenschaftlichen Irrtum . . .

„Es muß ihm doch hart sein, den besten Freund als Zeugen gegen sich angeführt zu sehen," sagte sie.

„Vielleicht ärgert es ihn heimlich eine halbe Stunde lang. Er ist zu klug, sich das merken zu lassen, fühlt sich zu bedeutend, um tief davon berührt zu werden. Auch kleidet es ja famos, wenn man einem Gegner freundschaftlich die Hand schüttelt."

„Er ist kein Komödiant!" rief sie zitternd vor Zorn.

Andresen sah sie mit seinen hellen, blitzenden Augen betroffen und beobachtend an. Dieser Ausruf und Bettinas Gesicht, das glühte, erinnerten ihn daran, daß man mit Frauen objektiv über Fragen nur reden kann, wenn sie die daran beteiligten Persönlichkeiten nicht kennen.

„Liebes Fräulein," sprach er abwägend, „Komödiant ist ja eben solch bestimmtes Wort wie Engel oder Teufel. Ich brauch' sie nie. Sagen wir mal: Ammon hat den Instinkt für das Erfolgreiche."

„Es ist dasselbe," stieß sie aus.

„Ih — wie denn? Ganz anders. Es gibt seelische Gebiete, die nicht mit chinesischen Mauern umgrenzt sind. Zum Beispiel: der Wille und die Fähigkeit sich durchzusetzen sind wie ein mächtiges Reich, das so kleine Nebenprovinzen wie Gewissensempfindlichkeiten beim ersten Kampf annektiert. Aber das müssen Sie als Schriftstellerin doch wissen. Ihr Bruder hat mir mal zwei kleine Novellen von Ihnen gegeben, da war 'ne ganze Menge Psychologie darin. Wie steht's mit der Arbeit?"

„Ich kann nichts," sagte Bettina leise — gedemütigt in dem Geliebten — vor sich selbst.

„Das glaubt ein ehrlicher Kerl alle Augenblicke von sich," tröstete er, „morgen vielleicht denken Sie dann: was Goethe kann, kann ich auch. Künstler lassen sich immer zwischen heimlicher Selbstverachtung und heimlichem Größenwahn hin und her reißen. In der mittleren Stimmung aber schaffen sie ihr ehrliches Werk im Rahmen ihres Könnens."

Er stand auf und sah sich nun erst recht um. „Hier gefällt es mir," sagte er mit Entschiedenheit und nickte den rötlichbraunen, tiefglänzenden alten Möbeln zu. „Man sieht, das Zimmer ist nicht für Gäste, es ist für Bewohner. Und darum kriegt man Lust, als Gast kommen zu dürfen."

„Wir würden sehr glücklich sein, wenn Sie zuweilen abends kämen."

„Ich hab' es auch mal gut gehabt," sagte er mit einem kleinen, wehmütigen Lächeln, „aber seit meine Frau tot und meine Tochter verheiratet ist, kommt es mir immer vor, als wären in meinen Stuben keine Gardinen und keine Öfen. Ja, also ich komm' mal abends. Damit ich mehr von Ihnen höre. Heut haben Sie nicht viel gesagt."

Bettina wurde rot. Sie hatte nicht die Freiheit, ihn lächelnd anzusehen. Von diesem frischen, klaren Mann ging etwas aus, das das Heucheln unmöglich machte.

Noch klang sein Schritt draußen im Flur, da lag sie schon im Stuhl, um ihr Schluchzen an der Lehne, in den Polstern zu ersticken.

Sie wollte nicht mehr wissen, was sie gehört hatte, es sollte nicht wahr sein. — Sie konnte ja nichts, gar nichts mit dem Verstande nachprüfen — weder des Geliebten Bedeutung, noch des Gegners Recht auf Widerstreit. Das fühlte sie deutlich. Nur ihr Herz urteilte. Und das mußte an den Geliebten und an seine Größe glauben. —

Bettina verschloß ihre Angst und ihre Leiden vor dem Bruder. Sie berührte auch mit keinem Wort die bevorstehende Veröffentlichung Andresens.

Sie arbeitete, arbeitete ...

Und es war, als schöben die blassen Hände dieser Angst Vorhänge auseinander, als öffneten sich jetzt die dornigen Wege leichter, als trüge der Blick weiter ...

Und auf dem belebteren Strom ihrer Gedanken schob sich ihr Werk rascher voran.

Eines Tages fand sie Karten vor bei ihrer Rückkehr von einem Spaziergange: Dr. Erasmus Ammon. Wally Ammon geb. van Holten.

Das Ehepaar war also zurück, und sie las zum erstenmal den Namen seiner Frau — wie sie ihn einst zu tragen gehofft hatte.

Nun hieß es wieder mit freier Stirn Fassung zeigen. Große Leiden standen ihm vielleicht bevor. Dann sehnte er sich vielleicht nach ihrer ruhigen, treuen Freundschaft. Er sollte sie finden. —

An demselben Tage kam auch die Einladung zu dem Ball, den Papa van Holten geben wollte. Sie legte am Abend Rupert die Einladung vor.

„Wir wollen absagen," bat sie ihn.

Rupert antwortete nicht gleich. „Es ist gerade der Tag. Gerade ausgerechnet der Tag," sagte er endlich, ohne Bettina anzusehen.

„Was für ein Tag?"

„Wo Andresen seine Abhandlung veröffentlicht. Gerade den Tag kommt die Medizinische Wochenschrift heraus, worin sie steht."

„Dann," sagte Bettina mit fester Stimme, „dann gerade müssen wir gehen — ihn nicht meiden — das könnte persönlich wirken — was meinst Du?"

„Nein, ich muß sie sehen — beide — wir weichen nicht aus — nein —"

Eine furchtbare Neugier war in ihm. Er dachte, er könne es der Frau von

den Zügen lesen, ob sie glücklich sei. Und er dachte: ‚Vielleicht hass' ich sie nun — sie gehört ja einem andern.' Und er wollte auch sehen, wie diesen Mann, der sein Freund hieß, wie diesen Sieger der Weckruf an die von ihm Betörten traf. —

Bettina sah das finstere Leben auf ihres Bruders Gesicht — viel wandelte darüber hin, ein ganzes Gewölk sturmgepeitschter Gedanken. Und nun mit einemmal nahm es den Ausdruck tiefster Leiden an, und seine Stirn ward feucht. —

„Rupert!" Sie rief ihn an, als wisse sie ihn in Gefahr.

Er sah auf. Sah sie mit dunklen, tiefen Blicken an. „Ich möcht' ein reiner, anständiger Mensch bleiben," sagte er wieder wie damals, „und wenn ich recht in mich hinein seh' — mir ist's nicht mehr nur um die Wissenschaft, Bettina! Ich genieß' es, daß ihn was treffen soll! Ich genieß' es."

„Sprich nicht so, das bist Du nicht..."

Ein Entschluß kam ihm. Er fühlte sich leichter, es hob ihn ein wenig aus den Tiefen seiner Not.

„Ich will anständig handeln — loyal — ich will ihm schreiben, daß ich mich nicht habe überzeugen lassen können durch das, was ich damals sah, — und daß ich meine Beobachtungen Andresen zur Verfügung stellte — wie ja er selbst mir damals freigegeben hat. Ja, das will ich ihm schreiben. Und auch, daß eine Abhandlung von Andresen zu erwarten ist. Ich werde mit dem Professor sprechen. Er wird mir beistimmen."

Der Brief wurde geschrieben, und es kam sofort die kurze, unbefangene Antwort, deren Hauptnote so klang: Aber lieber alter Junge, Du weißt doch, wie ich denke!

Noch ein anderes Echo weckte dieser Brief.

Herr van Holten kam mit seiner Tochter Wally bei Bettina vorgefahren. Sie saß gerade einsam in der Dämmerung bei ihrem Nachmittagstee und sah hinaus und hinüber auf die Geleise, wo schwarze Züge, schon von Licht durchglüht, aus- und einfuhren aus dem aufgesperrten Riesenrachen der Bahnhofshalle.

Bettinas Hand war kalt und schwer, als sie sie Wally gab — Wally Ammon.

„Geliebte Bettina," sagte Wally lebhaft, „ich wollte natürlich zu Ihnen kommen. Von Paris muß ich Ihnen eine Unmenge erzählen. Da hab' ich erst einen richtigen Begriff davon gekriegt, was es heißt: leben! Muschi hat mich allerwärts hingenommen. Es war himmlisch. Aber ich wollt' mal extra eingucken, Ihnen davon zu erzählen. Heut bin ich bloß gekommen, um mein großes Kind zu beaufsichtigen."

Dabei lachte sie ihren Vater an.

„Er ist nämlich außer sich, und es steht zu befürchten, daß er Torheiten sagt," setzte sie hinzu; „Muschi hat sich darüber amüsiert."

„Ach Du — Dein alter Papa sagt keine Torheiten," meinte Herr van Holten eifrig. „Fräulein Halske wird mich schon verstehen — nicht, liebes Kind, wir verstehen uns doch immer sehr gut?"

„Ich hoffe, wir haben es bisher getan," sprach Bettina höflich; dabei ging sie an die Tür, um neben dem Türpfosten auf den Klingelknopf zu drücken.

Noch war Dämmerung im Zimmer, gottlob! — Und Bettina konnte ihr Erstaunen niederringen. Dieses ganz unsinnige Erstaunen, daß Wally noch gerade so war wie früher. In einem unklaren, bedrängten Gefühl hatte sie geglaubt, ein Wunder müsse sich begeben und ihr Wesen geadelt haben.

Man setzte sich, und auf das Klingelzeichen hin brachte Erna gleich die Lampe. Papa van Holten fing dann sofort an, vor Bettinas immer verwunderteren Blicken hinzubreiten, was ihn drückte.

Er war empört, daß man Wallys Gatten angreifen würde. Das bißchen, was bisher gegen das Cancrol laut geworden, hatte eigentlich kein Mensch gehört. Es war verhallt in den Posaunenchören, die die Bewunderung, der Jubel geblasen. Nun war es stiller geworden, die Menschheit hatte sich an den Besitz des Heilwunders gewöhnt. Sie war wie ein Kapitalist, der sich einen neuen Geldschrank angeschafft hatte, und sagte sich eben: auf diesem Wege kann mir nun mein Vermögen an Leben nicht mehr gestohlen werden. Und in dies Sicherheitsgefühl hinein wollte nun dieser gräßliche Andresen mit einem Angriff auf Ammon

Luna und Endymion.

Gemälde von Prof. Hans Thoma.

Digitized by Google

fahren? Wollte glückliche Gläubige in neue Verzweiflung stürzen? Das war einfach gegen die Humanität! Das durfte nicht geschehen!

Im Eifer folgte er offenbar unbewußt der Logik des gefaßten Diebes, der den Richter für das ganze Malheur verantwortlich macht.

Wally amüsierte sich und rief dazwischen, daß Muschi sich doch gar nichts daraus machen werde!

Aber Holten fand nun einmal, daß der Gatte seiner Wally unantastbar sei. Er sei gekommen, gab er zu, um Bettina ans Herz zu legen, durch Rupert den schrecklichen Andresen zu bestimmen ...

„Dieser Mann ist durch gar nichts zu bestimmen, als durch wissenschaftliche Erkenntnisse," sagte Bettina. „Wie dürfte ich wagen, mich in dergleichen zu mischen."

„Papa," rief Wally lachend, „Bettina denkt: das ist kindisch."

Bettina hatte es wirklich gedacht.

„Ja Papa, Du machst uns noch lächerlich. Du bist der himmlischste alte Papa, den es auf Erden gibt. Aber in so was steck Dich lieber nicht. Du hast ja auch gehört: Muschi sieht allem mit kalter Ruhe entgegen. Gott — das kann er ja auch — er ist doch der Überlegenere, der Berühmtere — Muschi hat doch noch extra gesagt, er nimmt es Rupert nicht von fern übel. Das sei unpersönlich."

„Weil sein Edelmut bis zur Großartigkeit geht," sagte Herr van Holten voll Enthusiasmus.

„Na — na," machte Wally, mit einer Handbewegung, die so ziemlich alles anzweifeln sollte, was der Papa etwa noch zum Ruhm seines Schwiegersohnes vorbringen könne. Und dazu lächelte sie, und ihre schrägstehenden Augen glänzten in einem geheimen Vergnügen.

Herr van Holten war zäh. Er stellte seine Meinung von der Sache in jede mögliche Beleuchtung, um sie Bettina sichtbar zu machen. Unsonst, dies Mädchen blieb blind. Der alte Herr war auf dem besten Wege, Bettina in das Register der Undankbaren einzutragen. Und das fühlte sie deutlich heraus. Sie nahm eine hochmütige Haltung an.

Vielleicht ahnte Wally, wie ihres Vaters Reden und Wesen wirkte, und wollte kräftig ausgleichen. Denn sie machte fortwährend Randbemerkungen zu seinen Darlegungen, die sie ins Komische übertrieb oder ganz und gar verspottete.

Dabei lehnte sie gemütlich, als mache ihr die Szene viel Spaß, in einem der alten hohen Lehnstühle.

Ein knapper Tuchrock umspannte ihre schmalen Hüften. Der Oberköper schien voller und breiter durch eine graue Pelzbluse, die ein wertvoller Gürtel abschloß. Auf dem pikanten Haupt trug sie einen großen Hut, auch von grauem, silbrig schimmerndem Chinchillapelz, den ein dicker Tuff von gelben und rostfarbenen Blumen zierte.

Wally sah sehr bleich aus und dunkle Schatten lagen unter ihren Augen. Aber sie schien sich doch wohl zu fühlen und war von sprühendem Übermut offenbar ganz erfüllt.

Dieser merkwürdige Besuch versetzte Bettina geradezu in Verwirrung.

Wenn Wally nur gekommen war, um ihren Vater zu beaufsichtigen, wie sie scherzend gesagt, warum hatte sie ihn denn nicht lieber ganz zurückgehalten?

Und dann kam ihr ein Gedanke: War Wally mitgekommen, um im voraus zu zeigen, daß sie sich gar nichts daraus mache, wenn man ihren Gatten angreife, daß sie immer blind an ihn und sein Werk glauben werde?

Sehr wahrscheinlich — ja, gewiß ...

Ihr Gemüt wurde ruhiger und von einem wehmütigen Dankgefühl erfüllt: Gottlob, sein Weib stand fest neben ihm!

Und der Morgen kam, an dem Rupert am Frühstückstisch die Medizinische Wochenschrift aus dem Streifband löste, um sie Bettina hinüberzureichen.

Draußen stob bei scharfer Kälte dichter Schneefall nieder und hing Schleier vor die Fenster, so daß das Licht in den Zimmern grau und dürftig wurde. Bettina konnte deshalb die lateinische Schrift auf dem blanken, weißen Papier nicht am Tische lesen. Sie setzte sich ans Fenster und las und las — —

Ein Goethesches Wort hatte Professor Andresen über seine Abhandlung als Motto gesetzt. Es lautete: „Alle Männer vom Fach sind darin aber übel

daran, daß es ihnen nicht erlaubt ist, das Unnütze zu ignorieren."

Und dann legte er die Geschichte der Erforschung dieses häßlich-furchtbaren Feindes der Menschen dar; den Versuchen aller Gelehrten, die sich jemals daran abgemüht, ging er nach. Dem Lesenden eröffnete sich ein Blick auf ein Kolossalgemälde — es stellte Arbeit dar, stille, heiße, nie entmutigte, scheinbar resultatlose Arbeit, die nur reine Selbstlosigkeit, hohe Menschenliebe, begeisterter Wissensdurst leisten konnten. Erschütternde Mühen und als ihre Frucht das noch erschütterndere Wort: Nichts! Es zeigte gläubige Berauschte, die sich an ihrer Arbeit so begeistert hatten, daß sie sich suggerierten, das Ziel sei erreicht, die Wahrheit gefunden. Und unter diesen als letzten, neuesten, gefährlichsten: Erasmus Ammon. Knapp und klar wurde aufgezählt, wie die behandelten Fälle verlaufen waren, soweit Andresen und Halske sie hatten kontrollieren können. Dann wurde die indifferente Eigenschaft des Cancrols beleuchtet, das den Zustand der Kranken weder verschlimmern noch verbessern, dennoch aber ihnen gefährlich werde, weil es sie hindere, sich zur rechten Zeit operieren zu lassen und damit die Rettungslosigkeit herbeiführe. Schließlich wandte Andresen sich in einfach-kraftvollen Worten gegen die Art, wie auch dieser neue Irrtum reklamehaft in Szene gesetzt worden sei und abermals das Schauspiel einer Verquickung von Wissenschaft und Geldinteressen gegeben habe.

Der Artikel war wie der Mann, der ihn geschrieben: von einer Selbstverständlichkeit, Klarheit und fast heiteren Ruhe, die unwiderstehlich wirkte.

So sprach er auch zu Bettina.

Sie saß bleich, fassungslos, bis in ihr tiefstes Wesen getroffen.

Sie *wollte* diesem Manne nicht und *konnte* nicht mehr dem andern glauben.

In dieser zitternden Spannung mußte Bettina sich dann für das Fest am Abend anziehen. Rupert hatte telephoniert, er werde rechtzeitig kommen, um sie abzuholen.

Sie zog wieder das leichte, weiße Seidenkleid an, das sie zu Erasmus Ammons Hochzeit getragen hatte.

Endlich kam Rupert. Er ging sofort in sein Schlafzimmer und stellte sich nach zehn Minuten bei Bettina ein.

Er gehörte zu den Männern, die mit dem Frack zugleich mehr Eleganz, mehr gute Gestalt anzuziehen scheinen und an Vornehmheit der Erscheinung gewinnen.

Aber er sah bleich und erregt aus.

‚Auch eine Ballfahrt!' dachte Bettina, als sie in den Wagen stiegen. Sie fühlte, es war in diesen Minuten klüger, nicht an das eine, das brennende Thema zu rühren.

Die van Holtens bewohnten ein sehr schönes Haus in der Hohenzollernstraße. Es strahlte von Licht und hallte von Leben wider.

Die Geschwister kamen sehr spät. Gerade verklangen oben die Töne des ersten Tanzes, als sie im Erdgeschoß in den Garderoberäumen ablegten.

Bettina zitterten die Knie, als sie treppan stieg. Die Treppe mündete oben in einen hallenartigen Vorraum, der heute durch Gruppen grüner Luxusgewächse den Charakter einer Art von Wintergarten bekommen hatte. Alle Räume des ersten Stockwerks führten in diesen Vorraum. Bettina sah schon auf der Treppe helle Kleider und schwarze Fräcke, heftig bewegte Fächer und heiße Gesichter in den laubenartigen Räumen zwischen Lorbeeren und Palmen.

Würden sie hier gleich Erasmus Ammon treffen? Wie würde, wie konnte er ihnen begegnen? War es nicht doch verkehrt gewesen, herzukommen? Konnten all diese Menschen, falls sie schon von Andresens Artikel wußten, das verstehen?

Diese alle wußten nicht, mit welchen Ketten herzzerfleischender Neugier sie hierhergezogen wurden. Diese alle ahnten nicht, daß hinter dem wissenschaftlichen Widerstreit noch die Eifersucht focht, noch die Entsagung blutete — — daß stolze Herzen sich in die Aufgabe hineingesteigert hatten, ihre Wunden zu verleugnen . . .

Nein — nur fremde Gesichter überall. Sie schritten weiter. Geradeaus, die geöffnete Tür ging in den großen Salon . . .

Sie überschritten die Schwelle.

Sie sah *ihn* — er erhob sich, verließ die große Gruppe von Menschen, die an der Wand drüben sich um einen

Tisch gebildet hatte, und kam ihnen entgegen. Schön, lächelnd, gütig, stolz. Und er reichte Rupert die Hand. Bettina hörte auch, daß er lachend sagte: „Na, Dein Andresen zaust mich tüchtig! Das mußte ja mal kommen. Wo wäre die Entdeckung, die nicht angefeindet würde. Desto mehr Freude wird mir Eure, Deine Bekehrung machen. Die kann ja nicht ausbleiben. Davon bei passender Gelegenheit. Kommt, meine Schwiegermama begrüßen. Wie geht's denn, liebe Bettina — Sie sehen bleich aus. Die Arbeit? Oder die Weltstadt?"

Aber das ging eigentlich an ihrem Ohr vorüber.

Nun nahm Ammon Ruperts Arm. Ihn einhakend, führte er den Freund auf die Gruppe zu und zwang ihn zu all diesen neugierig aufblickenden Menschen.

„Hier, meine Herrschaften, bring' ich Ihnen Doktor Halske," sagte er fröhlich, „wissenschaftlich mein Todfeind, übrigens mein bester Freund. Ich empfehle ihn Ihrer Milde, wie man sie einem zeigen muß, der eine schon unterminierte Festung verteidigt."

Rupert war dieser Situation, die eine kecke Antwort gefordert hätte, nicht gewachsen. Er zwang sich ein Lächeln ab, und es war schmerzlich unbeholfen.

‚So nimmt er es — so,' dachte Bettina, ‚nein, das kann nur Maske sein — —'

Und ihr war, als sei etwas in seinem Ton, das Rupert lächerlich machte ... Und ihr Herz schrie wieder: nein — nein — —

Sie begrüßte Frau van Holten. Im Saal nebenan begann der Tanz. Ammon stand sogleich wieder auf und verbeugte sich vor Bettina. Er führte sie dann am Arm und sprach zu ihr, indem er sich vertraulich zu ihr niederbeugte.

„Sie können mir gratulieren," sagte er scherzend, „ich bin ein mit Ehren überhäufter Mann. Vom Großherzog Hans Friedrich mit dem Professorentitel, vom Herzog Rudolf mit dem Falkenorden geschmückt. Morgen wird es in allen Zeitungen zu lesen stehen, und Papa hat eine neue Glanznummer für sein Album. Das ist der beste Spaß dabei."

Und er lachte, gerade wie er als Jüngling schon hatte lachen können. In so unbefangener Freude am Leben und all seinem bunten Kram.

„Ich gratuliere Ihnen."

„So steif."

Da flehte sie aus ihrer unerträglich werdenden Aufregung heraus: „Und der Angriff regt Sie gar nicht — gar nicht auf?"

Durch sein Auge blitzte etwas hin — Überraschung — Triumph. ‚Sie liebt mich doch noch,' dachte er. Ihr bebender Ton, ihr flammendes Auge schienen sie zu verraten. Ihr Herz litt um seinetwillen! Wie rührend!

Halblaut und sehr liebevoll sagte er, um sie zu beruhigen: „Es ist ja kein Ballgespräch. Ganz kurz deshalb: nein! So etwas gibt nur willkommene Gelegenheit sich zu äußern. Für Rupert tut mir's aber leid. Er hat sich da an einzelne Fälle geklammert, die nichts beweisen. Ich denke, der Tag wird kommen, wo er einsieht, daß er nicht mehr auf der besiegten Seite stehen bleiben darf. Andresen werde ich ja antworten. Sie werden Freude daran haben. Das glaube ich Ihnen versprechen zu können."

O, wie Bettina diesen Ton kannte, der ihr zärtlich zu gestehen schien, daß alle Arbeit und aller Erfolg nur Wert als Tribut, ihr dargebracht, habe.

Über ihr und um sie herum Licht, helles, glänzendes Licht. Und von irgendwoher eine eindringliche peitschende Musik von seltsam gemischten Klangfarben — über den härteren, hellen Tönen des Klaviers die feinen, flehenden der Geige. Sie schickten die nervenerregende Melodie eines Wiener Walzers durch das Licht und vermengten sich mit ihm und entzündeten den Tanzenden das Blut. Und an ihrem Auge vorbei ein Gleiten von flitterfunkelnden Gewändern, nackten Schultern, lachenden Männergesichtern ...

Und dann ein erlöstes Aufatmen — — Kälte zitterte plötzlich durch ihren Körper.

Sie wußte: sie würde niemals, niemals wieder mit ihm tanzen. Sie durfte nicht ...

Nun fand sie sich in einem kleinen Nebenzimmer im Kreise von Damen und Herren, in dem Wally die Hauptperson abgab. Die saß da in einem blaßgrünen Chiffonkleid, das aus unerklärlich durcheinander sich schlängelndem breiten und

schmalen Gefältel bestand und von blauen Flittern übersäet war. An ihrem Gürtel blitzten vorn und hinten schnallenartige Schmuckstücke von blassen Saphiren. Ihr Kleid war, hinsichtlich seiner Kostbarkeit, sowie des Ausschnittes, noch viel gewagter als die Toiletten, die sie als junges Mädchen zu tragen pflegte.

Kaum hatte sie Bettina zwischendurch flüchtig begrüßt, so wandte sie sich wieder den beiden Herren zu, die neben ihr saßen und standen. Der eine war ein italienischer Professor, jung noch, mit braunen, feurigen Kirschenaugen, der aus Padua gekommen war, Ammons Entdeckung nachzuprüfen. Der andere war ein Regierungsassessor, der im Kultusministerium arbeitete. Beide schienen von Wally förmlich hingenommen, und sie ließ sich in der schrankenlosesten Weise den Hof machen, lachend, mit funkelndem Glanz in den schrägstehenden, von unten aufblitzenden Augen.

Das Gespräch im Kreise wurde einen Augenblick allgemein und wandte sich einer Verlobung zu.

„Verlobt sein ist viel amüsanter als verheiratet sein," verkündete Wally. „Das ist gerade wie im Theater. Wenn man erst die Pointe von der Komödie kennt, ist der Reiz davon."

Alle lachten. Auch Er — auch Er! Bettina sah es mit Staunen.

Nun stob auf einmal die Gruppe auseinander, denn von nebenan her klang abermals die Musik.

Wally, intim auf den Arm des Regierungsassessors gelehnt, ging in den Saal.

‚Wär' ich weit fort von diesem allen,' dachte Bettina verzweifelt.

Sie wollte Rupert suchen, ihn bitten, gleich mit ihr fortzugehen. Sie konnte es nicht ertragen. Ihr war als sei das Leben eine Parodie geworden, darin alles was ihr heilig gewesen, in lachender Verzerrung erschien. —

Rupert saß einsam im Vorraum in einer der laubenartigen Nischen, die man durch Gruppen von hohen Palmen und blühenden Topfgewächsen geschaffen hatte.

Die scherzhafte Art, wie der Freund ihn auf jene Menschengruppe zugeführt, als sei er eine Rarität aus verschollenen Tagen, diese Art hatte seinen Haß aufgären lassen. Und nun saß er und horchte immer noch den Worten und ihrer Klangfarbe nach, um sich zu beweisen, daß er unrecht hatte, sich verwundet zu fühlen.

Zugleich hörte er die Bewegung all der tanzenden Menschen wie dumpfes Rauschen und darüber mit helleren Tönen triumphierend die Musik. Sie reizte ihn. Vor ihm auf dem Tische stand im Kübel eine Sektflasche.

Während er so vor sich hin grübelte, schenkte er sich ein Glas voll und trank — gedankenlos — die angenehme Erquickung auf der Zunge fühlend, schenkte wieder ein und trank nochmals und nochmals. In der Empfänglichkeit des nüchternen Menschen für das sonst Gemiedene fing er an, sich belebter zu fühlen, glückbedürftiger, mutiger. ‚Vielleicht,' dachte er, ‚wenn ich nur damals gesprochen hätte . . .' Eine unklare Vorstellung bemächtigte sich seiner, als würde er dann Wally errungen haben.

Er schrak zusammen. Sie stand vor ihm. Es sah beinah aus, als taumle sie in die Nische, sie hielt ein Spitzentüchlein vor den Mund gepreßt. Er sprang auf.

Da sah sie ihn erst. Sie kämpfte mit Schwindel und häßlichem Elendgefühl.

„Ach — Sie," sagte sie obenhin.

Ein Arzt — das war ihr in diesem Augenblick vielleicht gar kein ‚Mann'.

Und sie sank auch schon in den tiefen Korbsessel, aus dem er sich eben erhoben.

Sie legte sich ganz zurück, streckte die Arme lang auf den beiden Lehnen hin und schloß erschöpft die Augen. Er beugte sich zu ihr herab.

„Fühlen Sie sich schlecht?" fragte er.

Sie machte eine leise Kopfbewegung. Es konnte ein Nicken sein.

„Nur einen Moment," flüsterte sie, „hab' zu wild getanzt . . ."

Er nahm ein Glas, schenkte ein und führte es ihr an die Lippen, wobei er sanft ihren Kopf zu heben suchte.

Er war ungeschickt. Seine kalten Hände bebten ihm zu sehr. Und seine Knie waren ihm schwach.

Da fielen ein paar Tropfen aus dem Glas auf ihre nackte Schulter und rannen auf ihre Brust herab.

Sie erschauerte.

Digitized by Google

Er nahm ihr das Spitzentüchlein, das ihre Finger mechanisch festgehalten hatten. Er trocknete das rinnende Naß von ihrer weißen Haut — mit zitternder Hand — schwer atmend —

„Verzeihung," murmelte er. Und: „Wollen Sie nicht trinken?"

Sie bewegte das Haupt mit den geschlossenen Augen abwehrend.

Er stand still vor ihr und sah herab auf sie, wartend, in einer dumpfen Glückseligkeit ihr so nah zu sein, sie ungestört ansehen zu dürfen.

Einige Minuten vergingen — vielleicht auch nur Sekunden — dem Manne waren sie erfüllt von einer heißen, wilden Freude, die in ihm wuchs und wuchs — und aus seinen Augen glühte.

Und plötzlich schlug sie die Lider auf und sah ihn an mit ihrem gleißenden Blick aus ihren schrägen Augen.

Er erduldete den Blick, wie ein Opfer — in einer brennenden, bedrängten Wonne — viele Herzschläge lang.

Dann bewegte sie sich. Reckte ein wenig die schlanke Gestalt und sagte: „O — es wird besser —"

Sie atmete ein paarmal auf. Die gewohnte Lebhaftigkeit schien in ihr Wesen zurückzukehren. „Das ist ja schauderhaft, wenn man nicht mal mehr ordentlich tanzen darf. Dazu hab' ich mich nicht verheiratet," sprach sie ärgerlich.

Er konnte nichts sagen.

Ihm war, als koche ein brausender Strom durch seine Adern. Er wußte gar nichts mehr von der Wirklichkeit.

Er wußte nur noch, hier war ein Weib, dessen nackte Schultern ihm entgegenleuchteten, dessen zarte Brust er sich wölben sah, dessen Glieder lockend und lässig sich hinschmiegten — ein Weib, das er sich nehmen mußte mit seinem Mannesrecht.

Sie sah den glühenden, besinnungslosen Blick des Mannes. Es war ihr ein vergnügliches und ganz nach Gefallen zu meisterndes Schauspiel.

Sie erhob sich langsam. Als sei sie noch der Stütze bedürftig.

Und schien noch einmal zu wanken.

Da streckte er den Arm aus — legte ihn um ihre Taille — neigte sein Gesicht über das ihre und küßte ihren Mund.

Sie riß sich los.

So jäh, daß die Spitze der großen Schmuckschnalle, die sie hinten am Gürtel trug, über die Fläche der begehrlichen Manneshand mit Messerschärfe schnitt.

Sie lief davon. Und lief fast gegen Bettina, die sich gerade näherte.

„Ihr Bruder hat 'n Schwips," sagte sie mit heißem Lachen und eilte weiter.

Bettina sah den Bruder.

Der stand bleich — schwer sich stützend — mit keuchender Brust.

„Was ist Dir," rief sie, „o mein Gott — und Du blutest ja."

Er besah seine Handfläche — hielt sie vor sich hin — starr und blöde und sah aus dem rauhen Schnitt das Blut quellen.

„Komm, wir wollen fort," sagte Bettina leidenschaftlich. „Komm!"

Denn lachende Menschen strömten aus dem Saal in die Vorhalle, und zwischen dem dunklen Grün zeigten sich helle Kleider.

Er folgte ihr.

Wie ein Entmündigter, dem eine höhere Gewalt den freien Willen genommen.

VII.

Zu ihrem Erstaunen bekam Bettina einen Brief von der Landgerichtsdirektorin Ostertag. Die sprach sich sonst nur auf Postkarten aus, mochte der Anlaß sein wie er wollte, zeremoniös oder vertraulich. Nun schrieb sie:

Liebe Bettina! Es geht einfach so nicht weiter. Auf diese Weise werde ich Stammgast in Marienbad. Und wenn ich immer dahin müßte, könnte ich nicht mehr in meine geliebten Berge. Denn jeden Sommer zwei Sachen können wir finanziell und mit unserer Zeit nicht gut machen. Deshalb will ich einmal was an mich wenden und gleich was Gründliches. Ich will ins Delmarsche Sanatorium. Dort werden fabelhafte Stoffwechselkuren gemacht. Minna Ostertag, Du weißt, meines Mannes Cousine, hat voriges Jahr dort fünfundzwanzig Pfund abgenommen, ohne dabei nervös zu werden. Stell Dir das vor: ohne dabei nervös zu werden!! Das ist was für mich. Nervosität darf ich mir nicht anschaffen. Du kennst ja meinen Mann!! — Nicht wahr, Du besuchst mich wohl mal. Übermorgen mit dem D-Zug komme ich an.

Daß Eure kleinen Burchards glücklich Eltern eines Jungen geworden sind, weißt Du wohl. Es ist nur ein sehr miesepetriges Wurm. Aber der Assessor tut, als wäre dem Vaterland eine neue Kraft geboren, und außerdem liest er Werke über Kindererziehung. Nun, das muß ich Dir ausführlich erzählen.

Der Bauunternehmer Friedrich will Euer Haus kaufen, höre ich, vorn sollen Kontore und Wohnung kommen, hinten auf dem Gartengrundstück ein Speicher für Korn. Ist es wahr?

Also aufs mündliche.

Deine alte getreue

Jüly Ostertag.

Es war am Nachmittag nach dem Ball, dem sie mit Rupert so schnell entflohen war, daß Bettina diese Zeilen erhielt.

Sie erweckten ihr ein peinliches Gefühl. Am meisten erregte sie sich an der Nachricht, daß jemand ihr Familienhaus kaufen wolle.

Solange es noch in ihrem Besitz war, schien die Freiheit der Rückkehr offen. Es bedeutete ein Denkmal an unvergeßliche Erlebnisse, an soviel Glück und überschwengliche Hoffnungen, an soviel harte Stunden voll Schmerzen. Und es schien, als stürzten alle Hoffnungen noch einmal zusammen mit dem lieben Denkmal daran ...

Sie konnte Ruperts Rückkehr kaum erwarten. Über die Möglichkeit des Hausverkaufs sich auszusprechen war ihr so sehr Bedürfnis, daß sie darüber vergaß, wie seltsam Rupert sich noch gestern abend benommen hatte.

Im Wagen saß er gebückt, ein Taschentuch um die Hand geschlungen, vor sich hinstarrend. Dann, vor ihrer Etagentür, hatte er plötzlich gesagt, er wolle noch im Freien ein wenig herumlaufen. Erst nach vielen Stunden hörte Bettina ihn heimkehren. Sie sah nach der Uhr. Fünf.

Und am Morgen beobachtete Bettina fast scheu des Bruders Gesicht. Er sah müde, aber beruhigt aus.

Als sie von dem Ball, von Wally anfangen wollte, wehrte er ab und sagte mit einem unverhüllten, bittern Klang der Feindseligkeit in der Stimme: „Sprechen wir, bitte, heute nicht von ihr und nicht von ihm."

Sie spürte, daß zwischen ihm und Wally sich irgend etwas begeben habe — sie hörte noch immer das heiße Lachen, mit dem Wally an ihr vorbeihuschte. Aber sie konnte sein Wesen doch nicht verstehen.

Es wurde Abend, und Rupert kam nach Haus, wo er gleich mit den erregenden Nachrichten empfangen wurde. Das Haus, das liebe, alte Haus sollte verkauft werden?

Rupert sagte, es müsse sein. Das Angebot, das er gestern erhalten und von dem er Bettina nicht habe sprechen wollen, bis alles Tatsache geworden, sei stattlich. Fünfundsechzigtausend Mark. Das Haus sei mit dreißigtausend beschwert. So bliebe ihnen doch ein kleines Kapital.

Er schien fast gleichgültig gegen den Verlust, den doch auch sein Herz hätte empfinden sollen.

Als sie beim Abendtisch saßen, betrachtete er zuweilen seine Hand.

Und darüber fiel Bettina erst wieder ein, daß er gestern geblutet hatte, daß er ihr im Wagen, als sie danach fragte, nur antwortete: „Eine leichte Hautritzung, weiß nicht, wo ich mir die geholt habe."

Auch er hatte es ganz vergessen gehabt. Heut im Laufe des Tages wurde er wieder daran erinnert. Der Hautriß zog sich schräg über die innere linke Hand.

Während er im Laboratorium ein totes Versuchstier sezierte, spannte er bei irgendeiner Gelegenheit einmal sehr weit die Hand und da fing die locker geschlossene Stelle wieder an zu bluten.

„Was hast Du an der Hand?" fragte Bettina.

„Sie schmerzt ein wenig. Es hat nichts zu sagen," sprach er gleichgültig. Er hatte gleich gewohnheitsmäßig alle Vorsichtsmaßregeln angewandt.

„Um Gottes willen — Rupert!"

„Nur nicht immer gleich so ängstlich," wehrte er ab.

Er lächelte grimmig in sich hinein. Und nun, da er ruhig war, da die begehrliche Leidenschaft sich in völlige Gleichgültigkeit gegen jedes Weib gewandelt hatte, nun sah er wieder die schlanke Gestalt mit den nackten Schultern vor sich, wie sie sich im Sessel dehnte, und sah in diesen schrägen Augen den

Evablick. Er fühlte eine Verachtung in sich, die er geradezu genoß. Er war vollkommen frei von ihr — vollkommen.

Und deshalb lächelte er auf seine Hand voll Ingrimm herab.

Das da war ein kleines Andenken ...

Nun, in ein paar Tagen würde auch das verschwunden sein.

Bettina sah es wohl, er war in einer grotesken Stimmung.

Am andern Morgen war die Hand ein wenig geschwollen, der Hautriß sah entzündet aus. Rupert versprach Bettina zu einem Chirurgen zu gehen, obschon er nicht die leiseste Erhöhung der Temperatur spüre. Aber ihr zu Gefallen ... Und am Mittag hatte er eine bandagierte Hand.

Nun, das kam ja vor.

Bettina beruhigte sich, denn ihm schien wirklich nichts weiter zu fehlen. Er hatte an andere Dinge zu denken, als so eine kleine lokale Entzündung zu einem „Fall" aufzubauschen. Er legte Zeitungen vor Bettina hin — wieder wie in den ersten Wochen ihres Berliner Aufenthaltes.

Sie meldeten, daß Dr. Erasmus Ammon durch Titel und Orden ausgezeichnet worden sei. Sie verzeichneten das Gerücht, daß die Regierung das Cancrol ankaufen wolle, und wußten, daß die Verhandlungen zwischen dem berühmten Forscher und dem Ministerium dem Abschluß nahe seien. In einigen Blättern, in denen stets eine besonders leidenschaftliche Parteinahme für Ammon und seine Entdeckung laut geworden war, las man, daß eine Erklärung des Professors Dr. Ammon gegen Andresen bevorstehe.

Am Abend kam Andresen. Er hatte sich bei Bettina telephonisch eingeladen.

Sie gab sich alle Mühe, daß der Mann, der ihr geklagt hatte, bei ihm sei's, als fehlten den Stuben Ofen und Gardinen, es so gemütlich fände als möglich. Und sie durfte dann auch fühlen, daß Andresen sich bei ihr wohl befand.

Es wurde ihnen beiden, ihr und Rupert, heller im Herzen, als es seit lange gewesen.

Natürlich wurde sehr viel von Ammon gesprochen. Andresen erzählte, daß Ammon sich jetzt den Dr. Fritz Levinius als Sekretär fest angestellt habe, den entgleisten Korpsbruder, in dem man den Inspirator vieler Zeitungsnotizen vermute.

„Das ist aber doch gewagt. Das kann doch sehr mißdeutet werden," sagte Rupert; „vielleicht beweist es, daß der Verdacht falsch ist, der in Levinius den Reklameagenten für Ammon sieht."

„Nein, es beweist nur, daß er die feine und kecke Kunst versteht, sich und anderen seine Unantastbarkeit klar darzutun," meinte der Professor. —

Der nächste Tag brachte die Ankunft der Frau Ostertag. Auch Rupert ging mit an die Bahn, um die alte Freundin zu begrüßen.

Die Erscheinung der Frau war nun vollends wuchtig geworden. Aber die Fülle machte sie keineswegs schwerfällig in den Bewegungen. Sie überfiel die Geschwister förmlich mit ihrer Lebhaftigkeit und schritt tapfer, als gehe sie in grauer Morgenstunde einer Bergbesteigung entgegen, zwischen Bettina und Rupert den Bahnsteig entlang.

„Kinder, Ihr seht jämmerlich aus. Natürlich überarbeitet. Und eine verbundene Hand, Doktor?"

„Eine kleine Wunde. Da sie aber anfing, ein bißchen verdächtig auszusehen, hab' ich mir gleich einen Einschnitt machen und eine Gummibinde um den Unterarm umlegen lassen. Die Sache wird in ein paar Tagen geheilt sein. — Wollen Sie lange hierbleiben?"

„Bis ich fünfundzwanzig Pfund los bin. Ich will mich kasteien nach Noten. Aber natürlich will ich auch was von Berlin haben."

„Das läßt sich wohl schwer vereinen."

„Ich werde das schon fertig kriegen. Ich will alles sehen: Theater, Menschen, Straßenleben."

„Hat der Herr Landgerichtsdirektor das entsprechende Portemonnaie mitgegeben?" fragte Bettina lächelnd.

„Ich geh' auf die zweiten und dritten Plätze. Mein Mann erfährt es ja nicht. Und wegen der Menschen rechne ich auf Euch."

„Wir sind selbst noch fremd."

„Na, Ihr seid doch ‚dans le mouvement' und intim mit dem Mann des Tages! Mit Ammons ladet Ihr mich bald mal ein — bitte. Nicht? Er

wird sich auch meiner wohl noch erinnern. Wir waren doch das eine und andere Mal bei Euch zusammen."

Eine kurze Pause entstand. Bettina nahm sich zuerst zusammen.

„Gewiß — ich will versuchen, ob ich Ammons einmal zum Tee bekomme."

„Es wird schwer halten," sagte da auch Rupert, „sie sind sehr beansprucht. Was sollen sie in unserm einfachen Haus? Es ist kein Schauplatz für die Frau . . ."

„Na," sagte die Frau in aufwallendem Ostertagschen Hochmut, „ich bin ja auch nicht gerade auf der Brotsuppe dahergeschwommen."

Daheim rechnete es sich jedermann zur Ehre an, mit ihr und ihrem Gatten zu verkehren, und viele erstrebten dies vergebens.

Nun stand man vor der Droschke, und Frau Ostertag lehnte geradezu heftig ab, daß die Geschwister sie zum Delmarschen Sanatorium brächten. Sie wünschte keine Zeugen bei der Wahl des Zimmers und der Besprechung der Preise. Aber Bettina sollte am anderen Nachmittag kommen.

Der nächste Tag hüllte die Stadt in einen grauen Dunst, von dem man nicht sagen konnte, ob er Regen oder Nebel war. Durch die Luft webte sich ein feines Gespinst von Feuchtigkeit hin, von der Farbe betauter Spinngewebe war sie ganz erfüllt. Mit ihren nassen, dünnen Schleiern schlug sie den Menschen ins Gesicht, umgab die früh aufleuchtenden Laternen wie mit Milchglas und hing vor die Straßenfernen Filzdecken, durch die kein Blick sich bohren konnte.

In der Dämmerung schritt Bettina die Straße entlang, immer neben der Mauer des Geländes des Anhalter Bahnhofes hin; das schwere Rollen der Züge wellte durch die Luft.

Endlich bog sie in die Yorkstraße ein, folgte ihr ganz und gelangte durch die Gröbenstraße nach der Elsholzstraße. Sie ging zum erstenmal in diese Gegend. Aber sie brauchte niemand zu fragen. Den Weg hatten ihre Augen auf dem Stadtplan oft gemacht. Den waren ihre Gedanken wohl tausendmal gegangen . . .

Denn in eben dieser Straße lag Ammons Laboratorium und seine von dem Dr. Palinger geleitete Klinik . . .

Daß auch das Delmarsche Sanatorium dort lag, hatte Bettina nicht gewußt, von dem Dasein eines solchen überhaupt erst durch Frau Ostertag erfahren.

Die Häuser der nur einseitig bebauten Straße sahen auf den alten botanischen Garten hinüber.

Da, dies stattliche Haus mit roter Backsteinfassade und den gelbgrauen Fensterumrahmungen war Ammons Klinik. Bettina ging mit Schuldbewußtsein daran vorüber. Ganz nah strich sie am Hause entlang und kehrte wieder um. Und las an der Wand der Haustürnische: Laboratorium Ammon, Hinterhaus, rechts.

So still lag das Haus. Aus fast allen Fenstern kam warmes Licht und durchleuchtete die weißen Vorhänge voll bürgerlicher Friedlichkeit. Es sah aus wie viele andere Häuser auch. Und war doch die Geburtsstätte eines weltbewegenden Lärms.

Nur eines Lärms?

Nicht trotz allem die eines Heils?

Und Bettina dachte, wie schwer man doch an Fragen trägt, die nur die Zeit mit dem klaren, entscheidenden Ja oder Nein beantworten kann.

Sie schritt langsam weiter. Das Sanatorium Delmar war nur durch zwei Häuser von der Klinik getrennt.

In der Todesstille des Hauses sah sie sich ratlos um. Dann stieg sie aufs Geratewohl treppan. Dort fand sie ein weibliches Wesen, das eine Art von Schwesteruniform zu tragen schien. Sie ließ sich durch diese Pflegerin bei Frau Ostertag melden. Nach einigen Minuten bekam sie den Bescheid, die Dame werde gerade massiert und lasse bitten, solange im Salon zu verweilen.

Es war ein Raum von Durchschnittseleganz. Dazu spärlich erleuchtet.

Bettina trat ans Fenster. Ihre Blicke suchten den weißen Dunst der Regennebel zu durchdringen, gewöhnten sich an ihn und erkannten endlich Formen in ihm.

Gleich Phantomen standen darin die kahlen Wipfel der alten Bäume des botanischen Gartens drüben. Und eine seltsam schimmernde Fläche tauchte auf, von spärlichem Licht opalisiert, einem gläsernen, riesigen Sargdeckel gleich, der schräg aufgeschlagen stand — das Dach

Digitized by Google

Sonntag an der Marne. Gemälde von Kurt Tuch.

eines Treibhauses im Nebel — die Wohnstätte schwüler Tropenpracht unter dem kalten Atem der Winternacht ...

Eine Tür ging. Bettina wandte sich lebhaft um. Aber es war nicht Frau Ostertag. Eine kleinere, zartere Erscheinung, eine Frau.

Sie bemerkte gar nicht, daß jemand im Zimmer sei. Sie warf sich auf das Sofa, das für konventionelle Visiten steif an der Wand rechts von der Tür stand.

Und ein leises Weinen zitterte durch den Raum — erst gedrückt — zurückgehalten — dann immer heißer.

Bettina näherte sich der Weinenden und beugte sich herab zu ihr, ihr sanft die Hand auf den Rücken legend.

„Was ist Ihnen? Kann ich Ihnen helfen? Soll ich jemand rufen?" fragte sie liebevoll.

Die Frau hob das Gesicht, das rot war und verzerrt vom wilden Weinen.

„Mir? Nein. Mir kann niemand helfen. Uns kann niemand helfen! Es ist zu spät — zu spät!"

Bettina setzte sich neben sie. „Weinen Sie doch nicht so schrecklich," bat sie.

Die Frau war nicht von denen, die ihren Gram hinter den Eisenpforten der Verschlossenheit einkerkern können. Sie sah: hier war ein Ohr in Mitleid ihr geöffnet. Und sie ließ ihren Jammer hinströmen, in der Beredsamkeit des zornigen Unglücks. „Mein Mann ist hier," sagte sie, „schon seit einem Vierteljahr. Wir haben alles, alles geopfert, um es zu ermöglichen. Und nun ist es zu spät. O mein Gott, und die Vorwürfe, die ich mir mache! Ich, ich hab' keine Ruhe gelassen, bis er sich dazu verstand. Unser Hausarzt wollte nicht. Aber man las ja Wunderdinge von Ammons Entdeckung."

„Von — von Ammons Entdeckung," sagte Bettina, „aber wir sind doch hier bei Delmar."

Die Frau machte eine Handbewegung — fast wegwerfend.

„Bei Palinger ist ja alles voll. Und in der Gegend, wo sich nur Pensionsinhaber dazu verstehen wollen, überall, überall sind sie einquartiert. Auch hier sind welche. Palinger hat sich mit Delmar verständigt."

„Und Sie?" fragte Bettina und umfaßte den Arm der Frau, als sei diese es, die ihr nun Rechenschaft geben müsse ...

„Und ich," klagte die Frau, „ich wollte nicht hören. Unser Hausarzt sagte: operieren — es ist der glücklichste, der gegebene Moment. Er glaubte, daß mir mein Mann dann erhalten bleibe. Und wenn er uns auch nur ein paar Jahr geblieben wäre — er ist Beamter — ich hätte dann Pension bekommen — nicht so nackt und arm mit den Kindern dagestanden. Aber ich war wie besessen — und machte meinen Mann mit verrückt. Wir gingen nach Berlin. Wir nahmen unsere ganzen Ersparnisse auf. Nicht wahr, das war ein Verbrechen gegen unsere Kinder? Aber wir glaubten ja — wir hofften — und in den ersten Wochen schien es auch. — Er nahm zu — war wohler — ach, die Hoffnung belebte ihn — nur die Hoffnung."

Sie richtete sich höher auf. Ihr Gesicht nahm einen fanatischen Ausdruck an.

„Sie lassen sich bezahlen, die Herren Ammon und Palinger ... o ja, das muß man sagen," sprach sie voll Hohn, „und man muß sich ausweisen, daß man auch bezahlen kann ... Die Erziehungsgelder für unsere Kinder — ihre Zukunft haben wir geopfert — weil wir das teuerste Leben zu erkaufen dachten. Gehungert hab' ich fast mit den Kindern unterdessen — damit er hier durch das Wundermittel genese — und nun ist alles umsonst — Bettler sind wir geworden — bestohlen — betrogen."

Bettina wagte kein Wort. Sie wartete, ob die Fremde nicht weitersprächе — in schrecklicher Begier, noch mehr Vernichtendes zu hören, und doch vor Furcht zitternd.

Der letzte Aufschrei hatte die Frau erleichtert. Kraftloser werdend, zerbrochen von all den Stürmen ihrer Verzweiflung fuhr sie fort: „Nun ist mein Hausarzt mit mir hergefahren — aus menschlichem Interesse — vielleicht auch, um mal selbst zu sehen — es ist ja wie eine Wallfahrt hierher von Ärzten — er hat einen Artikel gelesen von einem Professor An — Anders — ach ich weiß nicht — es ist auch so egal. Und er hat es mir eben gesagt: mein Mann ist verloren. Es ist zu spät für die Operation geworden."

Und dann kam es noch einmal wie ein Nachhall ihrer Gedanken flüsternd von ihren Lippen: „Nun kann ich mit meinen Kindern betteln gehen . . .“

Bettina faßte nach der Hand der anderen und hielt sie still umschlossen.

So saßen die beiden Frauen zusammen, von der Last schwerer Gedanken wie erdrückt. Da wurde die Tür aufgerissen. Mit einem lockeren Morgenrock bekleidet, der ihren Umfang enorm erscheinen ließ, kam Frau Ostertag herein, atemlos, wichtig.

„Ach, hier ist jemand.“

Die Fremde stand auf. Da sagte Bettina rasch: „Ich kenne Ammon. Sagen Sie mir Ihren Namen. Ich will mit ihm sprechen.“

Die Frau sah den Zweck nicht ein. Es war doch alles umsonst. Aber wenn die gütige Dame es denn durchaus wollte . . .

Frau Ostertag sah und hörte neugierig zu. Als die Frau dann hinaus war, sagte Bettina ihr zur Erklärung nur, sie wolle horchen, ob nicht diese Arme sich zu schwer von Angst niederbeugen lasse.

Aber das war Frau Ostertag schließlich nicht weiter interessant. Sie war ganz erfüllt von ihrer eigenen Angelegenheit. Sie zog Bettina mit weg von der Tür, bis ans Fenster hin und raunte laut, mit heftigstem Ausdruck: „Ich habe immer Pech. Ich versteh' Mimi Ostertag nicht! Mich hierher zu empfehlen! Weißt Du was, Bettina: hier ist das Haus zu dreiviertel voll von Ammonschen Kranken — oder Palingerschen — Gott, es ist ja dasselbe. Denk Dir: dies Sanatorium Delmar war so notleidend, daß man ja wohl heilfroh war, als Art Filiale der Klinik dienen zu können. Ich bin außer mir!“

„Was kann es Ihnen ausmachen, wenn Sie sonst zufrieden sind.“

„Was es mir ausmachen kann?! Kind, Du bist göttlich naiv! Meinst Du, ich will mich anstecken lassen!“

„Es steckt ja nicht an.“

Aber Frau Ostertag wußte es ganz gewiß. Sie hatte in den letzten Monaten alles gelesen — man schlug ja kein Journal mehr auf, ohne einen Aufsatz darüber zu finden. Es war ein Thema geworden wie das Wetter. So allgemein, so vertraut, so von jedem beherrscht.

Keine Ahnung hatte sie gehabt — sonst würde sie gar nicht erst ausgepackt haben. — Aber eben diesen Augenblick war es der Masseurin entschlüpft. Bettina sollte raten, auf welche Weise man hier sich losmachen könnte, nachdem das Zimmer gestern doch für vier Wochen fest genommen worden sei.

„Durch die Wahrheit,“ sagte Bettina.

„Das kann man doch nicht so geradeheraus sagen! Ärzte finden es ja immer lächerlich, wenn man bange ist. Lächerlich will ich mich nicht machen. Hilf mir doch bloß was ausdenken.“

Sie lief im Zimmer hin und her, groß, breit, aufgeregt, mit Schritten, die den Estrich erschütterten. Endlich setzte sie sich und knöpfte den aufklaffenden Morgenrock erst jetzt völlig zu.

Nun beschrieb sie auf das genaueste, was ihr Kurplan enthielt. Es war zu wenig — es war nicht intensiv genug. Ob wohl ein Mensch dabei fünf Pfund die Woche abnehmen könne? Außerdem waren es lauter altbekannte Geschichten: Diät, Massage, Spazierenlaufen und so. Sie hatte sich ganz was anderes vorgestellt gehabt.

Jede Sekunde, die hierbei verrann, hatte für Bettina keine andere Bedeutung, als bloßen Zeitverlust.

Sie wollte ja zu ihm!

Schließlich lud sich Frau Ostertag für den nächsten Tag zum Tee ein, um die Sache mit Rupert zu besprechen.

Endlich war Bettina auf der Straße. Zu spät, um Ammon noch in seinem Laboratorium zu treffen. Es war sechs. Seine Speisestunde.

Sie mußte ihn in seinem Privathause aufsuchen. Das Gefühl, daß sie etwas tun wolle, das er als Unbescheidenheit zurückweisen könne, tagte gar nicht in ihr.

Sie mußte! Es war als hinge ihr Leben daran.

Und so kam sie in sein Haus. Atemlos von der Eile, mit der ihr Schicksal sie hierhergepeitscht, mit dem brennenden, gespannten Blick eines Menschen, der gleich die Wahrheit erfahren soll — die über sein ganzes, künftiges Sein entscheidende Wahrheit.

Die Herrschaften hätten zwar abgegessen, sagte der Diener, aber es sei doch

nicht wahrscheinlich, daß sie empfingen, denn die gnädige Frau werde wohl bald Toilette machen wollen, sie seien zum Ball bei Exzellenz von Strömer geladen.

Bettina hatte eigentlich die letzte Stunde gar nicht mehr klar daran gedacht, daß es eine Wally gab — daß deren Gegenwart sich zwischen sie und ihn drängen könne. Einerlei —

Der Diener kam zurück und sagte, die gnädige Frau lasse bitten.

„Ich will den Herrn sprechen. Nur den Herrn," sagte sie entschieden.

„Pardon, das verstand ich nicht. Nun habe ich's mal der gnädigen Frau gemeldet ..." und vertraulicher setzte er hinzu: „Wollen Fräulein nicht ablegen? Fräulein sind sehr naß."

Da sah sie erst, wie der Nebel ihren Mantel mit grauen Perlen gemustert, wie unordentlich die Eile sie gemacht, und sie trat vor den Spiegel in der Garderobe.

Bettina wurde in das Ankleidezimmer Wallys geführt. Es war ein Raum mit viel Spiegeln, weißen Lackmöbeln, himbeerfarbenen Stoffen und Teppichen und voll von unübersehbaren Kleinigkeiten. Es war sehr hell im Zimmer, die in den Plafond eingelassenen Lichtkörper gaben den fröhlichen Schein etwa eines Sommertags. Und die Luft war übermäßig erfüllt von Heliotropgeruch.

Da lag Wally, in ein Gewand von dünner weißer Seide und unendlich viel Spitzen gehüllt, ein Bild des Elends. Sie streckte beide Arme aus, die überschlank aus den weiten Ärmeln kamen.

„Ach Bettina — himmlisch, daß Sie kommen. Ich brauchte gerade notwendig irgend 'ne mitfühlende Seele. Mir ist einfach hundeelend. Schmerzen. Übel. Lauter greuliche Sachen."

„Dann legen Sie sich doch zu Bett," sagte Bettina.

Mit beiden Händen zog Wally sie an sich. Ganz nah an die Chaiselongue mußte sie sich setzen.

„Ins Bett! Kein Gedanke. Wir sind heut abend noch aus. Ball bei Exzellenz von Strömer. Ich hab' mich enorm darauf gefreut. Gucken Sie mal da — die Toilette."

Bettina wandte den Kopf nach der Richtung, die Wallys Hand andeutete und sah auf einem Gestell ein Kleid von weißen Spitzen mit einem gelben Sammetgürtel und einem gelben Streifen am Ausschnitt und am Schleppensaum.

„Sehr schön," sagte sie gleichgültig, „aber wenn Sie doch krank sind ... Und erlaubt es denn Ihr Mann?"

„Wenn er wüßte, wie schauderhaft mir ist, so würd' er's wohl verbieten. Aber ich hüte mich, es ihm so genau auf die Nase zu binden. Ich jammere ihm immer nur 'n bißchen vor, wie übel mir oft wird und so. Na, und er meint, wenn ich könne, solle ich mich nur zusammennehmen. Wissen Sie, der Minister ist auch da — und sonst noch ein Haufen wichtiger Menschen. Das ist nicht gleichgültig für Muschi, das verstehen Sie wohl. Beziehungen, gesellschaftlich immer en vue stehen — das macht viel. Ach und ich wär' außer mir, wenn ich absagen sollte. Wenn das erst anfängt. — Es ist ja einfach gräßlich, wenn ich mir denke, ich soll nun immer herumliegen, bloß noch ein Haufen Unglück. Ich will mich amüsieren. Wozu ist man denn Frau geworden!"

Bettina schwieg. Die andere hatte auch nur Verlangen nach einem Zuhörer.

Endlich klopfte es, und Waldemar, der Diener, erschien mit der Meldung, der Herr Professor lasse bitten.

„Was — ich denke, Sie kamen zu mir — ach bitte — bleiben Sie hier, geliebte, einzigste Bettina — leisten Sie mir Gesellschaft beim Ankleiden, ich kann nun mal nicht allein sein. Es wird dann gleich schlimmer."

Aber Bettina sagte, daß sie Dringendes mit Ammon zu besprechen habe.

„So — dann ..." Sie zeigte keine Neugier. Sie war sofort überzeugt, es handle sich um eine wissenschaftliche Bestellung von Rupert Halske an Muschi. Sie sah wieder den schwerfälligen Mann — er hatte übrigens doch so was gehabt im Frack — in seiner glühenden Verliebtheit, wie er sie anbetete mit Blicken. Und dachte befriedigt, daß sie ihn gewiß ganz bezaubert und herumgekriegt habe, so daß er sich jetzt zu Muschis Sache bekehre.

Bettina wünschte ihr viel Vergnügen und leidliches Befinden.

„Ja, ich will und werde mich amüsieren. Man muß dagegen anrasen. Das ist noch das beste. Aber kommen Sie doch wieder zu mir, wenn Sie Muschi gesprochen haben — bitte, bitte, bitte."

Bettina ließ es unentschieden und zwang sich ein Lächeln ab.

Durch das auch taghelle Wohnzimmer ging sie und über einen kleinen Sackkorridor endlich in sein Zimmer.

Raschen Schrittes, lächelnd, kam er ihr entgegen. „Das nenne ich eine angenehme Überraschung," sagte er im glücklichsten Ton, „und natürlich bin ich nicht wenig neugierig, woher mir die kommt."

Bettina sah ihn nur an, mit einem tiefen Blick. Wie eine Flehende.

Er sah diesen bedeutungsvollen Blick. — ‚Was will sie von mir?' dachte er. Sie war außer sich, er konnte es wohl erkennen.

Und wie schön sie aussah mit dem heißen Gesicht und den brennenden Augen.

Er wollte ihr helfen.

Sie setzte sich in den Stuhl, den er ihr neben seinem Schreibtisch hinschob, als sei er Arzt und sie die zur Konsultation gekommene Patientin.

„Also, liebes Fräulein Bettina," hob er an, „darf ich nun erfahren, was Sie herführt? Ich würde zu hoffen wagen, Sie kämen aus alter Kameradschaft, um meine Häuslichkeit kennen zu lernen, wenn Waldemar nicht etwas von ‚wichtig sprechen' gemeldet hätte."

Er saß in verbindlicher Haltung, mit ein wenig nach auswärts gerichteten Ellbogen hielt er die schlanken Hände auf den Knien. Die vornehme Sicherheit seines Wesens hob ihn immer über seine Umgebung, und auch jetzt in diesem Augenblick hätte ein Zuschauer annehmen müssen, ein großer, sehr gütiger Herr zeige sich hier bereit, einer Bittenden so viel als möglich zu gewähren.

„Ich bin im Sanatorium Delmar gewesen," sagte Bettina.

„Was haben Sie denn da zu tun gehabt?" fragte er lächelnd.

„Frau Landgerichtsdirektor Ostertag ist dort. Sie erinnern sich ihrer vielleicht."

„Die große, dicke Frau, die immer so viel Nachdruck hat? Jawohl. Und die ist bei Delmar? Oder wohnt sie nur dort als Palingersche Kranke?"

„Sie ist nicht krank, sie will nur leichter werden. Delmar behandelt sie."

„Ach, die ärmste. Sie soll sich lieber Palinger anvertrauen. Der macht auch großartige Stoffwechselkuren."

„Ich traf dort eine arme Frau," fuhr Bettina fort und sah ihn immerfort an mit brennenden Blicken, „eine, die über den Zusammenbruch ihrer Existenz weinte. Ihr Mann ist zu Palinger gekommen und seit einem Vierteljahr dort. Durch die Behandlung ist der rechte Augenblick für die Operation verpaßt worden. Nun ist er verloren."

„Ach, liebe Bettina, wir wissen es doch alle: Krankenhäuser sind die Stätten von Tragödien."

„Die Frau hat alles geopfert. Sogar die Ersparnisse, die für die Ausbildung der Kinder zurückgelegt waren. Durch den beschleunigten Tod des Mannes geht sie jeder Aussicht auf Pension verlustig. Sie hat gedarbt, um den übermäßig teuren Aufenthalt erschwingen zu können. Nun sieht sie sich als betrogen an."

„Das tut mir sehr leid. Es ist aber eine Beobachtung, die gewiß Ihr Vater und Ihr Bruder vor Ihnen oft besprochen haben werden: wenn das Schicksal Menschen um unsinnigste Hoffnungen betrügt, glauben sie sich vom Arzt betrogen. Es ist das wohl verständliche, aber ein wenig primitive Bedürfnis der Schwachen nach einem greifbaren Prügeljungen."

„Ein solcher Fall ist dies nicht. Die Frau sieht sich nicht nur als materiell beraubt an, sondern auch ihren Gatten als das Opfer Ihres Mittels."

Er machte eine bedauernde Bewegung.

„Es wird immer den einen oder anderen Kranken geben, der zu spät kommt und sich dann als Opfer fühlt."

„Glauben Sie denn — glauben Sie denn ganz bestimmt an Ihr Mittel?" fragte Bettina.

Über sein Gesicht ging es wie der Abglanz feuriger Gedanken, und er hob den Kopf höher. Er wollte sprechen — sie hing mit ihren Blicken an seinen Lippen. Aber er besann sich, wer ihm da gegenüber saß: ein Wesen, das einen dringlichen Hang hatte, alles genau verstehen zu wollen, und dem man doch fachwissen-

schaftliche Dinge nicht in allen Einzelheiten klar machen konnte.

Fast mit zärtlicher Schonung im Ton sagte er sanft: „Welche Frage, liebe Bettina ..."

„Aber das Schicksal dieser Frau?"

„An den Wegen der Eroberer gibt es Gefallene. Und die ersten, die sich herandrängen, wenn ein Reich vergrößert werden soll, müssen darauf gefaßt sein, ihr Leben zu lassen. Ob es sich um Afrika oder den Nordpol oder um ein neues Heilmittel handelt — es ist dasselbe. Die Kultur stände still, wenn die Forschung, wenn das Experiment aufhörte."

„Dieser Frau ist nicht gesagt worden, daß es sich noch um ein Experiment handelt. Sie war, wie die Welt, im Glauben an erprobte Sicherheit."

Ihre klare, beinahe harte und fordernde Sprache fiel ihm auf die Nerven. Aber er sagte mit größter Höflichkeit: „Diesen Glauben durfte die Frau auch im gewissen Sinn haben. Mir ist der Fall nicht gegenwärtig ..."

Bettina nannte den Namen, die Herkunft und Stellung der Frau. Aber Ammon erinnerte sich wirklich nicht.

„Palinger legt mir erst das Material über jeden abgeschlossenen Fall vor, wenn nicht während der Behandlung außerordentliche Erscheinungen sich zeigen, was hier also nicht vorgekommen sein kann."

Es war Bettina, als irrten ihre Gedanken vor einer schönen Marmorwand hin und her und konnten nicht die Pforte finden, die hindurch führte.

„Diese Frau ist arm. Soll sie wirklich all das Geld verloren haben ..."

Nun schien er doch überrascht.

„Wie meinen Sie das?"

„Ich meine, ob arme Leute nicht umsonst behandelt werden können."

„Gewiß. Wenn sie sich als solche legitimieren."

„Diese Frau gehört den besseren Ständen an, und sie hat die Verhältnisse vorher nicht zu übersehen vermögen."

„Ich bitte Sie, liebste Bettina — das sind ja Palingers Angelegenheiten."

„Soll ich zu ihm gehen und fragen, ob der Frau das Honorar nicht erlassen werden und ihr ein Teil des Geldes ersetzt werden kann?"

Hatte er es während dieses Gespräches nicht kommen sehen, daß es zu einer außerordentlichen Peinlichkeit führen werde? Richtig! Und ganz Bettina. Schöne Gedanken. Aber nicht immer mit der Lebensklugheit, die man nun doch mal nötig hat, zu vereinen.

„Ihr Gedanke ist rührend, und ich würde ihm freudig zustimmen, wenn ich mich von Ihrem Edelsinn leiten lassen dürfte. Aber Sie wissen ja: ‚Doch hart im Raume stoßen sich die Sachen.' Ich habe fortwährend meine Stellung, meine Entdeckung zu verteidigen. Die Schwester von Andresens Assistenten sollte das noch genauer beurteilen können als andere Leute." Er sagte das mit einem Anklang von leiser Wehmut in den letzten Worten.

„Das heißt ‚nein'," fragte Bettina, und ihre sprühenden Blicke bohrten sich förmlich in die seinen.

„Es heißt, daß ich eine Torheit begehen würde von größter Tragweite. Das kann Ihrer ungewöhnlichen Intelligenz auch nicht verborgen bleiben. Wenn wir diese Frau gewissermaßen entschädigen, wird sie es um so lauter hinausschreien, daß sie in ihrem Mann ein Opfer meines Mittels sieht. Und nicht nur das: alle, die bei uns mehr suchten, als sie finden konnten und sich deshalb enttäuscht fühlen, werden mit Ansprüchen kommen. Ja, wenn man Garantien hätte, daß die Frau schwiege ... aber sie wird es nicht. Und es könnte scheinen, als gestänben wir zu ..." Er machte eine Pause, eine ganz kurze Pause, und fuhr dann entschlossen fort: „Es tut mir sehr leid. Wer sich zum Gebrauch eines neuen Mittels drängt, muß darauf gefaßt sein, daß es gerade ihm gegenüber versagt. Die Gründe liegen sicherlich nicht im Mittel, sondern in der Konstitution des Kranken. Hat denn noch niemals ein Geimpfter die Pocken bekommen? Werden alle Diphtheriekranken durch das Serum gerettet? Sind wir Götter?"

Bettina stand auf.

In stolzer Haltung und mit einem Ausdruck, den er nicht enträtseln konnte.

„Wie schade — wirklich schade. Ich hatte mir eingebildet, der Frau helfen zu können. Wie man doch töricht ist."

Er hörte nicht, was diese Worte sagten — für ihren geheimsten Klang hatte er kein Ohr. Er verstand sie aus seiner Erinnerung heraus, die ihm so oft das Bewußtsein gegeben: sie liebt mich! Und auf einmal glaubte er den innersten Zusammenhang zu erkennen: Bettina, immer voll Mitleid und Großmut, hatte sich von jener Frau viel vorklagen lassen und sich dann an der Vorstellung berauscht, daß sie doch ein wenig Einfluß auf ihn habe, bei ihm etwas erreichen könne ... Die rührende, etwas kindische Vorstellung so vieler liebender Frauen ...

Er dachte an jene wundervollen Sommertage. Nein, einer Frau, mit der man solche Blicke getauscht hat, so schwül und süß geschwiegen, der schlägt ein ritterlicher Mann nichts ab. Auch nicht, wenn auf jenes heiße Funkensprühen sich längst die Asche der Vernunft gelegt hat ...

„Liebe Bettina," sagte er rasch, „Professor Ammon hat Ihnen geantwortet. Nun hören Sie noch ein Wort vom Jugendfreund. Sagen Sie mir, wieviel Sie denken, daß der Frau nützlich sein kann. Vier-, fünf-, sechstausend Mark? Ich schreibe Ihnen einen Scheck aus, wenn Sie erlauben, — und Sie verwenden es für die Frau, nach Ihrem Ermessen, ohne daß mein Name genannt wird. Nicht wahr?"

„Lieber Freund," sagte Bettina mit dem lächelnden Ton der Weltdame, „ich verstehe vollkommen, daß Sie Ihre Unternehmung nicht diskreditieren dürfen und daß Sie deshalb der Frau nicht das Zugeständnis eines Schadenersatzes machen können. Meine Bitte war etwas einfältig — aber Sie wissen ja, wir Frauen ... ich hatte mir eingebildet, daß sich irgendeine Form finden ließe. Hübsch ist es, daß Sie als Mensch wollen, was Sie als Entdecker des Cancrols wirklich nicht könnten. Aber ich bin so gar nicht geeignet, der Almosenier anderer zu sein. Bitte, erlassen Sie mir das. Sie haben ja Ihren Schwiegerpapa. Der wird glücklich über die Aufgabe sein und an der armen Frau tun, was er kann. Ich bin ganz ruhig wegen meines Schützlings."

Er biß sich auf die Lippen. Was war das? Nackter, kalter Hohn? Unmöglich. Alles klang verbindlich, verständig — — sprach von wirklicher Einsicht ... Hatte er sich getäuscht? Bettina lächelte so stolz und freundlich — wie nur eine lächeln konnte, der er niemals, niemals gefährlich gewesen war.

Ja, sie lächelte. Und ein unbändiges Gefühl von Freiheit durchglühte sie, weil sie es konnte ...

Und so ging sie. Hinein in den kalten, nassen Atem des Winterabends.

Düster und dunkelnd stand als schwarze Wand das kahle Baumdickicht des Tiergartens dort drüben, und die Wipfel bohrten ihre Reiser hinein in die weiße Decke des Nebels, der über ihnen lag. Mit stolzen, mutigen Schritten ging sie. Dann leuchtete und brauste das Leben der Riesenstadt näher und näher.

Sie wurde von ihm aufgenommen als ein Teil von ihm. Und ihr war, als blitzten gleich Schwertern tausend unbegreifliche Kräfte durch diese Weite voll Licht und Lärm. Als sprühten überall Funken, weil sich Leben an Leben rieb.

Sie fühlte die blutenden Wunden ihres Herzens nicht.

Denn es jauchzte wie ein Sieger dieser rauschenden, hellen, großen Welt entgegen: Ich bin auch da — ich auch ...

(Fortsetzung folgt.)

Mich erfaßt der Märchenglaube —

Düfte streut der blaue Flieder,
Feurig loht der Westen auf,
Golden sinkt die Sonne nieder,
Silbern steigt der Mond herauf.

Deine Augen, meine Sterne,
Leuchten dunkel, märchengleich,
Leise kommen aus der Ferne
Glockentöne, mild und weich.

Mich erfaßt der Märchenglaube —
Weiß nicht, wer und wo wir sind.
Dort fliegt eine weiße Taube —
Das bist Du, mein Königskind!

Franz Floth.

Beförderung der Gepäckstücke vom Bahnhof zum Hotel.

Alte und neue Wirtshauszeichen.

Von Prof. Dr. Richard M. Meyer.

Nicht bloß von der Natur gilt das alte Wort, daß sie immer wiederkehrt und triebe man sie mit Besen aus — auch von ihrer stolzen Schwester, der Kunst, läßt es sich sagen. Wie leidenschaftlich, und mit wie viel Recht ist in vielen Perioden schon darüber Klage erhoben worden, daß die praktischen Bedürfnisse der neueren Zeit die Kunst vertreiben, ertöten, unmöglich machen; und auf irgendeinem Umweg, ja oft zu einer Hintertür schlich sich doch immer wieder die verjagte Kunst herein!

Freilich, das darf man nicht behaupten, daß sie nie Schaden erleide. Was kommt, ist nur zu oft doch nur ein schlechter Ersatz, eine ungenügende Abfindung. Um so erstaunlicher ist es, wie Phantasie und Kunstbedürfnis des Menschen selbst mit der ungenügenden Möglichkeit rechnen, in schlechtem Stoff, mit geringeren Mitteln schließlich doch wieder Kunstwerke schaffen!

Welche herrlichen Kunstwerke waren die Münzen des Altertums in der besten Zeit! Wie erfreulich sind auch die neueren Goldstücke, Taler, ja vielfach kleine Scheidemünzen geraten! Nun kam das Papiergeld auf — häßliche mattfarbige Lumpen statt edlen Metalls, stereotyper Druck oder notdürftige Zeichnung statt des köstlichen Gepräges! Es ward wirklich, etwa in den alten österreichischen Kleingeldnoten, ein äußerstes von Häßlichkeit erreicht. Aber allmählich griff auch hier die Kunst zu; wirkliche Künstler wurden herangezogen, und wenn auch nicht gerade unsere Banknoten, so sind doch z. B. die französischen kleine Kunstwerke.

Abb. 1. Wirtshausschild zum „Weißen Rößl". Aus dem Nationalmuseum in München.

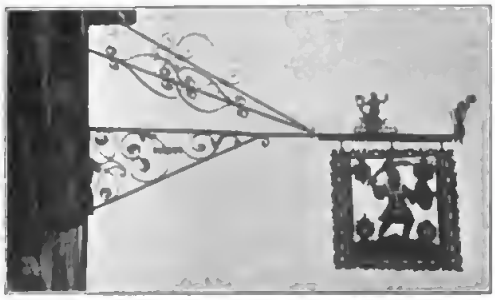


Abb. 2. Gasthausschild „Zum Riesen" in Mittenberg a. M., des ältesten Gasthauses Deutschlands.

Abb. 3. Wahrzeichen des Hotels „Drei Könige“ in Basel.

Nun, das ist ein erfreulicher Luxus, da über einen Hundertmarkschein der Empfänger sich in der Regel selbst dann freuen wird, wenn Papier, Druck und Zeichnung stumpf, matt und unschön sind. Aber die Häßlichkeit hat die Schönheit nicht selten sogar da verdrängt, wo von dem Aussehen mehr abzuhängen schien als bei Bargeld und Banknoten.

Nach der Lehre Darwins hat sich die Schönheit ja eigentlich erst im Wettbewerbe herausgebildet: die Farbenpracht im Gefieder des Hahnes war ein Mittel, die Gunst der Henne zu gewinnen, und da es dem Hühnchen später ebenso ging, so ward immer mehr die Schönheit das Kapital, mit dem die Hähne ihr Haus begründeten. So steigerte sie sich erblich durch Zuchtwahl; und ebenso die Mähne des Löwen, oder die Zeichnung auf dem Fell des Tigers — alles Mittel, um anzulocken und die Konkurrenz zu besiegen!

Ist das zweifelhaft genug, so hat doch unter den Menschen in unzweifelhaftester Weise der Wettbewerb oft die Schönheit erzeugt — ebenso oft freilich auch die Geschmacklosigkeit. Man denke an den Ausstattungswettlauf unserer Bierpaläste, Schiffskabinen, Warenhäuser! Man denke vor allem an die riesenhafte Entwicklung der modernsten aller Künste: der Reklame mit ihren optischen und akustischen Mitteln, vor allem den Plakaten!

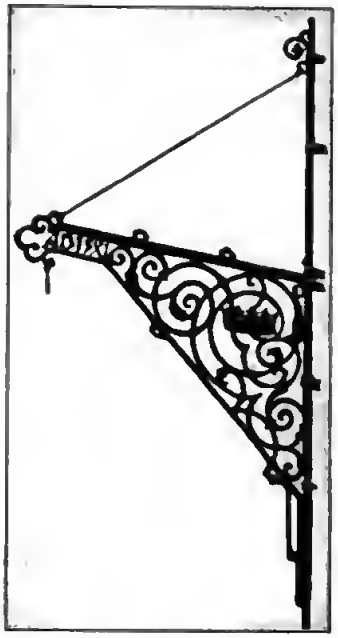


Abb. 5. Aushängegitter der „Krone“ in Ahmannshausen. Rekonstruiert nach alten Fragmenten.

Indes — mag auch die Ausdehnung und Macht der Anpreisekunst heute alles frühere weit hinter sich lassen — an sich ist sie doch natürlich durchaus keine neue Erfindung. Wettbewerb gab es immer, und wo es den gab, suchte der eine Geschäftsmann den andern „herauszubeißen“, und als es noch nicht, wie in jener amerikanischen Stadt, in einer Straße drei Gasthäuser gab, von denen eins sich „das beste Hotel der Welt“ nannte, das zweite „das beste Hotel in den Vereinigten Staa-

Abb. 4. Gast- und Wirtshausschild des „Schuhbräus“ in Bad Aibling in Bayern.

ten“ und das dritte — „das beste Hotel in dieser Straße“, auch da gab es doch schon in derselben Stadt mehrere Wirtshäuser, die sich die Kunden abzujagen suchten. Dazu diente ganz besonders auch der verlockende Name und das Wirtshausschild, das schon dem Vorübergehenden nachdrücklich und einschmeichelnd zurief. So entstanden jene herrlichen eisernen oder hölzernen Wirtshauszeichen, die noch heute in kleineren Städten die Freude des Wanderers erwecken. Ein kunstvoller Arm hält das „Goldene Schwert“; von wunderbaren Arabesken umrahmt schwimmt das „Goldene Schiff“ in der Luft, die „Rose“ funkelt aus grünem Laub, und der „König von Spanien“ thront in prächtigem Ornat.

Abb. 6.

Abb. 7.

Abb. 8.

Früh hat man sich an diesen Zeichen ergötzt und den Namen des geliebten Wirtshauszeichen spielte: einem Liebhaber der Reiterei vermachte er das „Weiße Roß“, einem Schlächter den „Gekrönten Ochsen“ und einem Krämer den „Goldenen Mörser“. — Und heute liebt Paris noch die Firmenschilder; aber statt jener kräftigen Namen, die der Schmiedekunst so dankbare Gegenstände boten, wußte ein hübscher Aufsatz

Abb. 10.

Abb. 9.

gern mit ihnen gespielt. Der alte französische Poet und Vagabund François Villon hat es als Student mitgemacht, wie die vergnügten Schüler von Paris die „Wildsau“ und den „Eber“ herunterholten und ihre Hochzeit feierten, wobei der „Hirsch“ als Priester fungierte und der „Papagei“ als Hochzeitsgeschenk diente. Und nach vielem Elend, das seinen Humor nicht vernichten konnte, schrieb er ein poetisches Testament, das wenigstens mit

von K. Schirrmacher neben dem „Vergißmeinnicht“ und dem „Grauen Käfer“ faſt nur ſo blaſſe Titel wie „Zur Krankenſchweſter“ anzuführen; erſt die neue Mode der altertümelnden „Cabarets“ brachte wieder „Die tote Ratte“ und den „Roten Eſel“ zu Ehren.

In Deutſchland blühte die Schilderkunſt nicht weniger als in Frankreich; und auch bei uns hat ſie die Dichter beluſtigt und zum Spiel gereizt. Tieck in der Novelle „Der Jahrmarkt“ läßt ſeinen Schauſpieler an dem Löwen, dem Schwan, der Gans und anderen Gaſthofzeichen Kunſtſtudien vornehmen. Juſtinus Kerner aber (in ſeinen „Reiſeſchatten“) belebt die Wirtsſchilder wie es die Pariſer Studenten machten; aber er läßt ſie nicht heiraten, ſondern kämpfen.

„Schnaubend rennt der wilde Mann Gaß' auf, Gaß' ein, bis er die drei Mohren erreicht, die er alsbald an ſeiner Stange an den Kinnladen aufhing und weitertrug. Zornentbrannt kam der König von England mit Kron' und Zepter daher und ſuchte den von Frankreich auf ... Dem ſah der Rieſe lachend zu. Derſelbe ſtand noch in ſeinem Ringe, welcher, durch das Lachen erſchüttert, klirrend hin und her ſchwankte. Jetzt aber ſprang er hernieder, faßte den Elefanten beim langen Rüſſel und ſchleuderte ihn, gleich einer geleerten Weinflaſche, dem Könige von England ans Haupt, daß deſſen Krone mit hellem Klang auf die Steine fiel. Jetzt aber, da flog der Engel mit ſeinem feurigen Schwerte, ob ihm die goldene Sonne, den Palmbaum in den Händen, hernieder, und gebot Ruhe und Frieden!“

Aber nicht nur die Gaſthäuſer hatten Namen und Zeichen, vielfach auch, wenigſtens in Süddeutſchland und der Schweiz, jedes einzelne Haus. Danach werden dann wohl auch die Bewoh-

Abb. 11.

Abb. 12.

Abb. 13.

Abb. 14.

ner genannt, wie in Emil Ertls hübschem kleinen Roman „Zum blauen Guckguckshaus“ die Hausbesitzer der blaue Guckguck oder gar die Tirolerin heißen. So erklären sich auch viele Namen, die die Juden annahmen, als sie sich nicht mehr lediglich nach alttestamentarischer Weise nennen durften: „Rothschild“, „Sternberg“, „Rosenzweig“. Aber natürlich konnten bei so starker Nachfrage die Namen nicht alle so gut sein wie bei den paar Wirtshäusern; man half sich dann mit bloßen Städtenamen, wie sie wohl heut in den böhmischen Bädern überwiegen — in Karlsbad und Marienbad hat fast jedes Haus eine Benennung, ebenso z. B. in Ems. Und „Stadt Weimar“ oder „Prag“ ließ sich nicht so darstellen wie „Auge Gottes“ oder „Weißes Rößl“! Nun gar die Abstrakta der tugendhaften

Abb. 15.

Abb. 16.

Schweizerbürger, unter denen uns „Zur vordern Liebe“ und „Zur hintern Geduld“ verbürgt genannt werden!

Aber auch das war doch noch immer besser als die öde Betitelung nach dem Namen des Besitzers. „Der goldene Löwe“ ist eine Individualität; „Schmidts Hotel“ ist eine Nummer. Zudem: Schmidt stirbt, aber die „Drei Könige“ bleiben!

Aber die Mode war stark. Die berühmten Namen der Gassen in Straßburg — „wo der Fuchs den Gänsen predigt“, französisch: „rue du renard prêchant aux oies“ — oder Cöln erwecken ein Heimatsgefühl, das die Dragoner- und Kürassierstraßen, Karls-, Wilhelm- und Marienstraßen der Gegenwart nie erregen können. Aber die lebensvollen alten Namen mußten fast überall weichen. Mit ihnen die schönen Namenträger: die Schilder. Noch der Berliner Humorist Glaßbrenner hatte über „Schilderbilder und Bilderschilder“ gescherzt; was aber wollten die Grand Hotels Continental, Metropole, Monopol an den Eisenarm hängen?

Und doch

Abb. 17.

Abb. 18.

Abb. 19.

— das Wirtshauszeichen schlich sich wieder ein!

Freilich — es war ein Wandel wie von der Goldmünze zum Papiergeld! Dünne, bewegliche Zettel beerbten die festen, starken Schilde. Die „Etikettes" kommen auf: gummierte Zettel, die der Hausknecht auf den Koffer klebt zur Erinnerung an das Hotel. Wie mit einer Brust voll Ehren geschmückt reist solch ein Koffer durch die Welt, überall mit papiernen Andenken bedeckt.

Erst waren sie anspruchslos — und auch meist geschmacklos. In viereckiger Form, oft in schreienden Farben (Abb. 6), oder allenfalls die Fiktion des alten „Wirtshausschildes" durch eine schildförmige Gestalt wahrend, etwa in den Staatsfarben (Abb. 7), oder mit dem Stadtwappen (Abb 8), oder auch wieder nur in auffälliger Zusammenstellung von Farbe und Schrift (Abb. 10). Oder man

Abb. 20.

Abb. 21.

dekorierte das Blatt in äußerlicher Manie (Abb. 9). Dekorative Absicht und Reklamedeutlichkeit kommen dabei nicht selten einander in die Quere (Abb. 11). Aber gerade die berühmtesten Gasthöfe verschmähten oft alle Kunst und wählten recht einfache Formen, ganz einfache Farben, kaum auffällige Schrift (Abb. 12).

Digitized by Google

Als nun die Anpreiſekunſt bewußter wurde, fing man an zu „ſchreien“. Auffällige Figuren werden bevorzugt: das Dreieck (Abb. 14), etwa durch ein einbeſchriebenes zweites noch wirkungsvoller hervorgehoben (Abb. 13); die Raute (Abb. 15), der Stern, zweifarbig oder kaleidoſkopiſch bunt (Abb. 16), die Initiale (Abb. 17); ja ganz unmögliche Figuren (Abb. 18). Das ſind richtige Plakate in kleinem Ausmaß —

Abb. 22.

Abb. 23.

zumeiſt unſchön, aber faſt durchweg ihren Zweck, aufmerkſam zu machen, erreichend.

Den erreichten die Wirtshauszeichner zunächſt viel weniger, die in der naivſten Weiſe die Kunſt in Form der Abbildung zu Hilfe nahmen: Hotelbilder, farblos oder bunt (Abb. 19); das Hotel in der Landſchaft, von See und Gletſchern beſtaunt (Abb. 21); dazu wieder die Hilfsmittel der Dekoration, der bunten Farben. All das wirkt wenig; die Bilderchen ſind ohne Rückſicht für ihre Verwendung hergeſtellt, wie die direkten Reproduktionen von Geſichtern, Inſtrumenten uſw. auf ſchlechten Anſchlägen anderer Art. Die Kunſt zieht erſt ein, als man des Stoffes Herr geworden iſt und im Plakatſtil zu komponieren gelernt hat.

Anfangs haftet man immer noch am Porträt; aber man lernt doch, die Silhouette des angeprieſenen Hauſes in

Abb. 24.

Abb. 25.

wirksamem Ausschnitt und glücklicher Beleuchtung herauszuheben (Abb. 22). Dann tritt die bloße Wiedergabe der Wirklichkeit zurück (Abb. 23). Man lockt mit Bildern der Landschaft (Abb. 20 und 24), bringt Stimmung herein, lernt das Wesentliche in wirksamer Perspektive zeigen (Abb. 25), wobei freilich die eigentliche Absicht, die Nennung des Hauses, wieder Schwierigkeiten macht: wie plump schreit sie oft in das Bild herein! (Abb. 28).

Abb. 27.

Noch ist die Malerei nicht ganz bezwungen, der Absicht nicht ganz dienstbar gemacht.

Um die beiden widerstrebenden Elemente, Bild und Schrift, auszugleichen, schlägt man zweierlei Wege ein. Entweder man gibt der Aufschrift ein gleichsam märchenhaftes Gepräge, als stünde sie am Himmel und im Wasser: wie viel glücklicher wirkt solche Auflösung der

Abb. 28.

Abb. 26.

Buchstaben (Abb. 26) als die pedantische Umschrift (Abb. 27)! Oder — noch besser — man löst das Bild auf. Man gibt eine symbolische Abkürzung der Landschaft (Abb. 29) oder ihrer Wahrzeichen, einer Burg (Abb. 30), einer Kirche (Abb. 32). Bis man schließlich mit gänzlichem Verzicht auf naturalistische Illusion ein rein symbolisches Bild gibt, das lediglich auf die Wirkung der Farben berechnet ist (Abb. 33).

Ich will natürlich nicht behaupten, daß die aus meiner

Sammlung mitgeteilten Proben eine lückenlos aufsteigende Stufenreihe darstellen: ein Anschlag, der der Idee nach hoch steht, kann schlecht ausgeführt, eine mangelhafte Konzeption künstlerisch wirksam sein. Im ganzen stellen doch, wie ich glaube, diese zwei Dutzend modernen Wirtshauszeichen eine vollständige Entwicklung dar,

Abb. 29.

Abb. 30.

die in charakteristischer Deutlichkeit die typische Ausbildung aller angewandten Kunst wiederholt. Man könnte ihre Stufen mit einem Goethischen Schlagwort bezeichnen: „Vom Nützlichen durchs Wahre zum Schönen!“

Vielleicht scheint das Wort „schön“ für einen Kofferzettel zu hoch gewählt. Aber lassen sich hier nicht wirklich reizvolle Kunstwerkchen schaffen, originell und erfreulich wie eine Lampe aus Pompeji oder ein Türklopfer aus Siena? Das Papier ist nun einmal das Metall der Gegenwart, die Schrift und das Bild sind die wirksamsten Diener — und Verführer der Öffentlichkeit. Wir leiden so oft unter dem Bestreben, Verlorenes mühsam zu erneuern. Das gußeiserne Wirtshausschild der guten alten Zeit paßt nun einmal nicht zu der Riesenherberge des XX. Jahrhunderts; freuen wir uns, daß sein Ersatz, lange

Jetziger Besitzer Ernst Welle.

Abb. 31.

Abb. 32.

genug kümmerlich und arm, wenigstens die Absicht auf künstlerische Gestaltung, auf reinen Ausdruck der zugrunde liegenden Idee zeigt. Ein Papierchen, das den metallenen Palmbaum von ehemals auf einen weißen Fleck malt (Abb. 31), tut's wahrlich nicht. Aber ein bequemer, praktischer Koffer,

Abb. 33.

auf dem eine kleine Sammlung hübscher Wirtshausschildchen sich in harmonischer Buntheit vereint, ist vielleicht für unsere Zeit kein schlechteres Symbol als der Kampf der eigenwilligen eisernen Schilder für die Blütezeit des Zunft- und Kleinstaatwesens!

Fräulein von Sombreuil.

Der Frühlingssturm durchbraust Paris, und finster ist die Mitternacht.
Ich hab' bei einem alten Buch die Stunden einsam zugebracht.
Und wie ich, wahllos blätternd, just die gelben Seiten schließen will,
Da fesselt mich ein letztes Blatt, und schaudernd steht das Herz mir still ...
Ein Sonntag im September. Horch — — wie die Alarmkanone brüllt!
Und alle Kirchen stehen leer, und alle Kerker sind gefüllt.
In allen Gassen tobt und tost des mordberauschten Pöbels Wut,
Und jedes Auge glüht vor Haß, und jeder Rinnstein raucht von Blut.
Was Guillotin' und Schwert und Strick! Wir üben raschere Justiz!
O! unsre Piken bohren tief, und unsre Axt fällt wie der Blitz!
Tod jedem Pfaffen am Altar, und jedem Schranzen vor dem Thron!
Weg mit dem Firlefanz! und hoch die souveräne Nation! —
Im Freien vorm Gefängnis tagt das Zerrbild eines Tribunals. —
Ein Königsdiener? — Schuldig! Tod! — Das Volk vollstreckt's, das Volk befahl's. —
Und der? — Er ruft mit bleichem Mund: „— Ich haßte stets die Tyrannei!
Verflucht der König! Hoch das Volk!" — Er schmeichelte und log sich frei. —
Herr von Sombreuil, der greise, war mit seinem Kinde eingesperrt
In einem dumpfen Kerkerloch. Er wird hervor ans Licht gezerrt.
Der Luft, der Sonne längst entwöhnt, kam zitternd er herausgeschwankt!
Die Schergen sparten keinen Stoß; die Tochter hielt ihn fest umrankt.
„Bist Du des Königs Freund?" — Er lallt, das Wort ihm auf der Zunge stockt. —
Da reckt das Mädchen sich empor, die reine Stirne blond umlockt:
„Ich schwör's bei meines Vaters Haupt, das frei von jeder feigen Tat:
An seines Volkes Freiheit hat er niemals noch geübt Verrat!" —
Nur finstre Blicke ringsumher. — „Du sagst's ... so gib uns den Beweis!" —
Ein Mann mit finstren Brauen ruft's. Sie sieht ihm fest ins Auge: „Sei's!
Was fordert Ihr? Mein Leben?" — „Nein! — Trink auf das Wohl der Republik
Aus diesem Krug mit Blut gefüllt! ... 's ist Junkerblut! ..." — Sie prallt zurück. —
„Trink aus! Tu uns Bescheid!" — Sie starrt auf das Gefäß in blut'ger Faust,
Sie sieht die dunkle Purpurflut, davor ihr's in der Seele graust,
Sie sieht den Vater, dem die Axt in hocherhobnen Händen droht ...
Sie senkt den bleichen Mädchenmund ... Da wurden ihre Lippen rot! —
Aus tausend rauhen Kehlen schallt ein jauchzendes Triumphgeschrei,
Man trägt sie auf den Schultern fort, das Mädchen und der Greis sind frei ...
— Ein Sonntag im September war's, ein Mordtag und ein Greueltag.
Da ward der Welt es offenbar, was eines Kindes Treu' vermag. —

Johannes Schürmann.

Digitized by Google

Aus dem Park der Villa Borghese. Gemälde von A. F. W. Schirmer.
Photographieverlag der Verlagsanstalt Fr. Bruckmann in München.

Die Abrüstung und — die „Dummheit der übrigen Völker."

Von Dr. Hans Berger.

Da ich in politicis nur den ganz gewöhnlichen Laienverstand besitze, erkundigte ich mich nach der Meinung eines deutschen Diplomaten a. D. über die Abrüstungsfrage. Er sagte, das sei überhaupt nur ein sehr feiner Trick von England. Denn indem dieses die Abrüstung aufs Tapet bringe, verhindere es, daß ihm so peinliche Völkerrechtsfragen, wie das Kriegsrecht zur See, in den Vordergrund kämen. Das wäre also sehr beruhigend. Ich bedankte mich denn auch höflich.

Nachträglich fiel mir leider ein, daß England sich eigentlich solche Umstände wegen befürchteter „Peinlichkeiten" nie gemacht hat und zweitens, daß zuweilen auch Staatsmänner, die gar kein zartes theoretisches Examen als Völkerrechtler und Diplomat gemacht haben, sich unterfangen, Politik zu machen. Ich dachte an den Gutsbesitzer v. Bismarck, den Fabrikbesitzer Joe Chamberlain und den König Eduard VII., also in diesem Falle nicht gleich an Dernburg, die neue Morgenröte unserer unjuristischen Vaterlandshoffnung. Vorläufig schlug ich wieder einmal einen Band Bismarck auf: „England kann uns keine Chancen maritimer Entwicklung in Handel und Flotte gönnen, und es ist neidisch auf unsere Industrie." Am 30. Mai 1857 schrieb das der preußische Bundesgesandte in Frankfurt. Das war am dürren Holz unserer damaligen Bedeutung in Handel und Industrie, die lächerlich klein war im Vergleich mit heute. Genau vor fünfzig Jahren wurde das geschrieben. Und im Haag will man das Jubiläum begehen.

Lieb Vaterland kannst ruhig sein. Es besteht doch offenbar ein ungeheurer Respekt vor uns. Sonst hat es England zu allen Zeiten genügt, seine gefährlichsten Gegner, von den Generalstaaten des XVII. Jahrhunderts bis zu Napoleon I. und Nikolaus I., durch europäische Koalitionen niederzuwerfen, in denen es zwar niemals die strapaziöse Heldenrolle übernahm, aber immer die Regie und das Durchbrennen mit der Einnahmenkasse. Das reicht ihm also gegen uns nicht mehr. Wir sollen außerdem noch vorher abrüsten.

Mit Recht verlangt es das — wenigstens von seinem Standpunkt. Denn ohne das könnte die ganze Sache unwahrscheinlich werden. Wer soll sie denn auf sich nehmen? Wer ist aus der ganzen Koalition der kordialen „Ententen", die König Eduard VII. in verhältnismäßig kurzer Zeit zusammengebraut hat, derjenige Mitspieler, der sein Fell hauptsächlich zu Markte tragen soll? Niemand anders als Frankreich, da es Rußland aus genug Gründen gar nicht einfällt. Frankreich aber — das wirkliche, bürgerliche, das werktätige Volk als solches — wünscht nichts, als daß wir es nicht angreifen. Wer zur Zeit des akuten Marokkostreites und der Algeciraskonferenz durch Paris wandelte, mit Franzosen sprach und etwa in den großen Karikaturenladen trat, der sich in der Rue Richelieu aufgetan hatte, der hörte und sah nichts, als die Zeugnisse der bebenden Besorgnis, Guillaume II. werde mit gepanzerter Faust über das arme Frankreich herfallen, oder las die halb noch zagen Ausbrüche der Freude, daß die schon bevorstehend geglaubte neue Invasion allemande mit all ihrem legendarischen Schrecken diesmal noch glücklich abgewandt sei. Die Revanchehoffnung in dem kindlichen, aber ruhm- und begeisterungsdurstigen Volke ist noch nicht ganz tot, sie züngelt noch immer wieder gelegentlich hervor, aber sie verglüht allmählich wie im Kohlenmeiler unter der Rasendecke der Überlegung, die schwer und dicht ist. Das weiß aber auch die englische Politik sehr wohl, und hieran knüpft der Gedanke an, im Haag die Begrenzung der Rüstungen in den Vordergrund zu schieben. Gibt das ein Ergebnis — woran nicht zu denken ist —, gut für England. Wehrt sich aber Deutschland der Abrüstung, so soll erneuert Frankreich eingeredet werden, daß es darin mit Recht die Bestätigung all seiner andauernden Besorgnisse vor der deutschen Militärmacht und seinem „unablässig auf das größere Deutschland sinnenden" Kaiser erblicke. Entsprechend wird natürlich der Eindruck in Holland, Belgien, Spanien, das jetzt — trotz der Abrüstung! — mit englischem Pump (und Lieferungsprofit) bewaffneter Vasall werden soll, auch in Dänemark, Rußland und außerdem bei der „öffentlichen Meinung" Italiens, unseres angstschwitzenden Verbündeten, sein, d. h. bei seiner mehr oder minder parasitisch aus sozialistischen und französischen Quellen sich speisenden Presse.

Das alles ist ja entsetzlich plump. Aber die wirkliche Politik der Gegenwart ist plump bis zur Unwahrscheinlichkeit. Alle feinere Diplomatie heutzutage befindet sich in der Rolle des seine Figuren in den Sand zeichnenden Archimedes, dem der derbe Schuh des unwissenschaftlichen Eindringlings achtlos seine Kreise zertritt. Die Kabinettspolitik ist geschichtlich zu Ende. Interessen materiellster Art sind das Bestimmende geworden und Instinkte. Volksinstinkte, die mehr oder minder begreiflich und natürlich sind, wie die Vergeltungslust gegenüber dem Sieger

Digitized by Google

von 1864 und 1870, und die auch die Nichtbetroffenen als Neider mit erfaßt haben. Zu diesen Instinkten gehört nicht zuletzt die Abneigung der Völker von älterer öffentlicher Kultur gegen den Deutschen von heute, den sie — in den durchschnittlichen Exemplaren, welche der Ausländer hauptsächlich kennen lernt! — so leicht als schlecht erzogen, eigensüchtig und bei mangelhafter nationaler Selbstachtung als persönlich unangenehm „schneidig" oder „opgeblasen", um holländisch zu zitieren, empfinden. Unwillkürlich meint man dann, so müsse auch unsere Politik beschaffen sein. Man weiß nicht, daß diese Leute nichts weniger sind, als Sinnbild und Vertreter unserer Politik; man kommt nicht dazu, zu begreifen, daß wir stark sein wollen, um Frieden, Gerechtigkeit und Schutz unserer ehrlichen Arbeit zu haben, und deutet unvorsichtige Worte in einem bedrohenden Sinn. Man setzt unwillkürlich jenen realistischeren und brutaleren Gebrauch so starkgesunder Kräfte voraus, den andere Völker davon machen würden. In allen Ländern aber verstärkt die Presse jene falschen Eindrücke, anstatt sie mit besserer Belehrung abzuschwächen. Die Gründe hiervon sind teils ehrlich unwissender, teils auch sehr intimer und infamer Natur, worauf nicht weiter eingegangen werden soll. — Der Deutsche bedroht den Besitz oder die Zukunft aller, das ist dieser Popanz, an den man glauben macht; darum gilt es, sich wider ihn zu verbünden und ihn obendrein zu zwingen, auf die Geltendmachung seiner physischen und finanziellen Mittel zu verzichten durch Abrüstung. Wahrlich, die, welche einst über Deutschlands Unmacht und Aschenbrödelhaftigkeit klagten, die Friedrich List und Herwegh, Strachwitz, Otto Ludwig hätten es erleben sollen, wie man heute bis zur Lächerlichkeit vor Deutschland bebt!

Von jeher war es das Mittel Englands, gegen den ihm gerade unangenehmsten Gegner die übrigen festländischen Völker ins Feld zu schicken und sie, wenn sie ihre Schuldigkeit getan hatten, im Stiche zu lassen, profitliche und auch wohl verräterische Sonderfrieden zu schließen. Viele, viele Male hat es das geübt, und dennoch sind ihm immer wieder die übrigen Nationen bereit gewesen und haben auf die Dauer nichts aus ihrem aufwallenden Zorn über den Treubruch gelernt. Deshalb, weil sie jedesmal es wieder vergaßen, daß eine Politik so einlinig nüchtern und schnöde sein könne, wie die englische bei ihrem Operieren mit Zeitgedanken tatsächlich war. Auch wir Deutschen haben seit dem XVI. Jahrhundert oft genug an Englands Seite gekämpft und gedacht, es geschehe für den Protestantismus oder für die „Freiheit", haben uns auch gerne des Bundes mit dem stammverwandten Angelsachsentum, dem germanischen Vetter zu freuen gesucht. Den echten Vorteil aus all seinen Bündnissen hat immer nur England, die herbste Übervorteilung haben seine Verbündeten gehabt. Bei alledem hat es England immer fertig gebracht, seinem Verfahren jenen Nimbus des höheren Gedankens zu erhalten. Es, das am meisten vom kahlen Sachsinn geleitete, am wenigsten von der Idee verwirrte Volk, ist immer am weitesten mit der großen Phrase gekommen. Früher mit der europäischen Freiheit (gegen Ludwig XIV. und Napoleon), mit der westeuropäischen Zivilisation (gegen Rußland), mit der Freiheit des Handels, d. h. der Wehrlosigkeit aller Übrigen gegen Englands Industrie und Handelsmonopol, mit der Humanität, in deren Namen es die Naturvölker enteignete und seine Kriegsschiffe als Polizeistationen „gegen den Sklavenhandel" einsetzte — dieselbe Handelsbranche, durch die es zuerst reich geworden war — oder in deren Namen es uns 1870 ein Bein zu stellen suchte; endlich heute, indem es sich, etwas peinlich bald nach dem Burenkriege, zum erfolgreichen Protektor der auf die femininen Eigenschaften gegründeten Geisteswelt der Frau v. Suttner und des mit einer englischen Enkelin verheirateten Zaren Nikolaus macht. — Nur in Kolonialkriegen hat England nennenswert auch britisches Blut geopfert. Und dann wieder am meisten schottisches. Sonst das seiner deutsch-hannöverschen Angegliederten, und vor allem seiner Verbündeten, die es dann enttäuschte und verdarb. Bitter hat das die oft zitierte alte holländische Denkschrift ausgedrückt: „Die Dummheit der übrigen Völker macht England groß!"

Die Dummheit im Endergebnis; an sich die größere Ideenhaftigkeit und Noblesse, dann auch wieder die tiftelige Begrenztheit, die die Hauptsache nicht sieht — dieses alte Römeradvokatenerbe, woran der ganze Kontinent krankt —, die Politik mit bureaukratischen Scheuklappen, alles dies im Zusammenwirken. In ein Wort zusammengezogen, mag also „Dummheit" etwas grob sein, aber der Effekt bleibt derselbe. Tendenzbefangenheit, Begriffsklauberei und anstudierte Scheuklappen waren es ja auch jetzt, die in Deutschland zuerst einige Leute den Abrüstungsgedanken ernsthaft nehmen ließen. Aber doch nur noch einige. Gar nicht zu reden davon, was unter Abrüstung praktisch verstanden werden soll: die unantastbare Festlegung der ungeheuren englischen Flottenübermacht. Damit werden in der Tat Ansprüche an die Logik der übrigen Nationen und die unsere gestellt, zu denen nur noch jener holländische Ausdruck die Vermittlung möglich macht.

Bei alledem bleibt England die bewundernswerteste Nation der neueren Geschichte, der wir Unendliches verdanken, zu großen Teilen die ganze moderne Weltanschauung, worin wir atmen, und den siegreichen Wiederaufstieg des germanischen Denkens und Fühlens aus dem neueren Romanismus und französischen Alamodewesen. Viel Adel und Größe ist in dieser englischen Geschichte, aber so gut wie ganz umzirkeln sie sich durch die

Digitized by Google

innere Entwicklung des Landes, seine politischen Kämpfe, seine besonderen geistigen und kulturellen Erreichungen. Über allem Austausch des Engländertums mit dem Auslande liegt doch, wenn wir wenige Namen, wie den Schotten Carlyle, ausnehmen, etwas wie eine tiefe Mißachtung und Geringeinschätzung, der es freilich nicht an Momenten fehlte, aus denen sie sich bestätigen konnte. — Schon im XVII. Jahrhundert erfüllt sich England mit dem weltpolitischen Zielbewußtsein, das sich unser Volk heute erst ganz allmählich zu erobern beginnt. Es ist höchst bezeichnend, daß seit damals das englische Parlament mit Entschiedenheit der Träger der nationalen Kraftanstrengungen wird und den Weg zur Größe der Nation betritt. Das Königtum sinkt daneben, unter den Stuarts und später unter den Welfen, ganz zurück, verliert immer mehr an seiner monarchischen Bedeutung. Erst Eduard VII. ist, seit zwei Jahrhunderten zum ersten Male, der englische König, der vielleicht der noch lebhafter für Englands Stellung Begehrende ist, als sein momentanes Parlament. Oder, wenn man es anders ausdrücken will, der sich größere aktive Mühe gibt, als das Parlamentsministerium, um die Einkreisung Deutschlands, die Vorschiebung von Riegeln vor dem kaiserlichen Neffen, dessen persönliche Bewunderung in aller, namentlich nichtdeutscher Welt für den verspätet zur Regierung seines Weltreiches gelangten Onkel begreiflich genug nicht ganz leicht zu tragen sein mag; ganz abgesehen von dem nicht gleichgültigen Umstande, daß kein Land eine so von allem Verantwortungsgefühl sich frei wissende, gänzlich undisziplinierte, lustig darauflos beleidigende Karikaturenpresse hat, wie das neueste Deutschland. Hatte einst den König Wilhelm III. schon der Umstand, daß er als Oranier Landfremder war, gezwungen, der beste Engländer und der beste Diplomat der Parlamentspolitik zu werden, so gilt es bei der Aktivität Eduards VII. auch die höchst bemerkenswerte Eigenschaft der modernsten Sachlage ins Auge zu fassen, die bei der gesteigerten Intensität des Kampfes um die Verteilung der Welt und bei der Abschwächung der inneren Prinzipienkämpfe der monarchischen Führung günstiger geworden ist, und die sogar die Präsidenten Nordamerikas in eine Art monarchisch-konstitutionelle, längst nicht mehr bloß händeschüttelnd repräsentative Stellung vordrängt.

Bis auf den jetzigen König hatte die im Parlament nebst den aus ihm hervorgehenden Ministerien vertretene Öffentlichkeit Englands dessen auswärtige Politik von sich aus gehandhabt. Und zwar so, wie es der spezifischen Natur dieser Körperschaft entsprach: ohne sonderliche Ideen, ohne Vorlieben, aber auch ohne Vorurteile, ganz nüchtern, allgemeinverständlich, ganz nach dem augenblicklichen Nutzen. Der Ursprung dieser Politik im Parlament ist es, der in äußerlicher Beziehung auch die skrupellose und sprichwörtliche Treulosigkeit des „perfiden Albion" mildert: es sind doch in der Regel die aus den Meinungsschiebungen im Parlament hervorgegangenen neuen Minister, die gegenüber den Verbündeten die verräterische neue Wendung zu vollziehen haben. Mit dem starken Frankreich zusammen wirft sich 1672 England auf die damals den Weltverkehr beherrschenden Niederlande, die aber den Schlag parieren. Daher erkennt England schon seit 1674 das vorteilhaftere und billigere Ziel darin, zusammen mit dem übrigen Europa, das den Niederländern zur Hilfe gekommen war — dem Kaiser, Spanien und dem Großen Kurfürsten — Ludwig XIV. Schranken zu setzen und die Holländer bequemer zu entthronen, indem es sich als ihr lieber Bundesgenosse, gegen den man nicht wohl Einspruch tun kann, die nötigen Kriegsschiffe erbaut. Es ist von allen Fruchtlosigkeiten und Dummheiten, für die Frankreich im Laufe von acht Jahrhunderten seine Kräfte vergeudet hat, eine der ärgsten, daß es die immer wieder von ihm heimgesuchten Niederlande in die Arme Englands trieb, so daß diese Verbindung den Bundesgenossen zärtlich erdrücken, seine Finanzkräfte aussaugen und England das Erbe antreten konnte. Inzwischen glaubte Europa nach wie vor, was zur Zeit Karls V. oder Richelieus wahr gewesen war, die Zeitgeschichte drehe sich um den Vorrang von Habsburg und Bourbon, während doch jeder Krieg, jeder neue Friedensschluß die schon festgegründeten Fundamente zu Englands, des stets auf der aussichtsreicheren Seite Mitverbündeten, Weltstellung erhöhten. Daß die riesenhafte spanische Erbschaft von 1700 weder an die überlebende habsburgische Linie kam, noch daß Frankreich sie mit ihr teilen konnte, sondern daß ein selbständiges Spanien als kranker Mann erhalten wurde, war allein das Werk der für sekundär erachteten englischen Politik. Diese hatte 1701 nach gewohntem Rezept die „große Allianz" gegen Frankreich zusammengebracht, 1704 Gibraltar „für den Habsburger" besetzt, um es nie wieder herzugeben; sie war es, die die Verbündeten unter den üblichen amtlichen Treuversicherungen im Stiche ließ, um sich heimlich mit dem zähbehaupteten König Ludwig zu verständigen und am 8. Oktober 1711 sich mit ihm zu verbünden. Englands Preis dafür war die Stellung im Mittelmeer und in Nordamerika, also auch die Herrschaft des Atlantischen Ozeans. Schon damals war England von der Erwägung ledig, welche immer die festländischen Mächte und Staaten unter ihrem Basiliskenblick hält: daß ihm selber noch eine ernstliche Gefahr entstehen könne. Der spanische Erbfolgekrieg hatte die staatliche Finanzkraft der Niederlande, die gar nichts davon hatten, aufgezehrt, nachdem er sie gezwungen hatte, alle Kraft zu Lande — was England wünschte — einzusetzen. Es gab nur noch eine große Seemacht, die britische. Das machte alles leicht, mußte aber auch not-

wendig politisch entsittlichen. England fürchtete keinen Angriff auf seine Küsten, kein Verlieren über See mehr, brauchte nur noch andere wie Figuren auf dem Schachbrett des Kontinents zu schieben. Auf Kosten von Frankreichs, des alten Hauptfeindes, sinkender Größe konnte es am meisten gewinnen, und Frankreich selber lieferte sich ihm ans Messer, indem es, nach einer Laune der Pompadour, sein ungeheuer kostspieliges Bündnis mit Maria Theresia gegen Friedrich den Großen schloß. Als Bundesgenosse des Siegers von Roßbach nahm England Kanada und Louisiana weg, machte seine Herrschaft in Ostindien vollständig und blieb dabei französischer Aufwendungen für eine verstärkte Flotte ledig. Im englischen Parlament hat Pitt es anerkannt, daß dies alles „in Deutschland" für England erkämpft worden sei, wo doch das kleine Soldheer Englands unter Ferdinand von Braunschweig nur der Aufgabe gedient hatte, Nordwestdeutschland mit dem englischen Hannover zu schützen. Was alles nicht hinderte, daß Pitts Nachfolger Lord Bute in den späteren Stadien des Siebenjährigen Krieges Friedrich trotz des weiterdauernden Bündnisses die pekuniäre englische Unterstützung entzog und gegen ihn bei den gemeinsamen Feinden zu intrigieren, dort Vorteile zu suchen begann; es wäre schlimmer für Friedrich ausgegangen, wenn der österreichische Minister Kaunitz sich bei diesen Praktiken anderes als eine „englische Falle" hätte denken können.

Dann hat es ja das durch die Revolution regenerierte Frankreich unternommen, die längst für alle Staaten tyrannisch fühlbare Weltherrschaft Englands abzuschütteln, die Fehler Ludwigs XIV. und Ludwigs XV. gutzumachen, das Mittelmeer, Ägypten mit künftigem Suezkanal, damit einen neuen Weg nach Ostindien in französische Hand zu bringen, französische Flotten zu schaffen, das Monopol der englischen Fabrikate und Handelswaren auf dem Kontinent durch Politik und Aussperrung zu brechen. Von 1793 bis 1815 währt dieser Kampf, dessen Führung auf der französischen Seite bald der Cäsarismus Bonapartes übernimmt: der Kampf der Republik und des Kaiserreichs gegen die von England eine nach der anderen ins Feld geführten Koalitionen der europäischen Monarchien, von der „Kampagne in Frankreich" bis zu den Befreiungskriegen. „Zwo gewaltige Nationen ringen um der Welt alleinigen Besitz; aller Länder Freiheit zu verschlingen, schwingen sie den Dreizack und den Blitz." (Schiller, 1800.) Das Ende ist symbolisch genug — St. Helena, über dem die englische Flagge weht.

Wieder auf kurze Zeit liegt England in einer jener Abspannungen, die es von Zeit zu Zeit durchmacht und die eben jedesmal die Ruhe der vollgegessenen Boa constrictor sind. Aber seine Verdauungspausen währen nie so lange, daß andere zu Kräften kommen können. Seit den Napoleonischen Kriegen hat es auch die holländische Stellung am Kap eingenommen, und seit Napoleons Unterliegen ist es wieder und nun erst vollkommen ohne Wettbewerb. Es handelt sich jetzt nur darum, das so eigenartig in seinen Befreiungskriegen aufgestandene deutsche Volk nicht anspruchsvoll werden zu lassen. Dem schieben denn auch sogleich das Verhalten der Alliierten in Paris, der baldige Wiener Kongreß, an dem England sehr maßgeblichen und übelwollenden Anteil hat, und danach seine weiteren Stellungnahmen den Riegel vor. Keine auswärtige Macht hat so die Einheitsbestrebungen von 1848/49 durchkreuzt, als das von dem deutschen nationalen Liberalismus angeschwärmte England, das offen und drohend für Dänemark in der Sache der deutschen Herzogtümer Partei nahm und die deutschen Kriegsschiffe unter schwarzrotgoldener Flagge als Seeräuber behandeln zu wollen erklärte. Bei alledem war und blieb es der „gute Freund". Denn nicht erst jetzt war ihm auch Rußland bedenklich geworden, war die „orientalische Frage" aufgeworfen worden und hatte sich zugespitzt. Seine Taktik war nun: eine allgemeine Verhetzung gegen Rußland, ähnlich der heutigen gegen Deutschland, und zweitens die Suggestion, als ob die deutschen Mächte — Österreich und Preußen — die an der orientalischen Frage meistinteressierten seien, als ob sie notwendig kämpfen müßten.

„Denn aus dem Osten wirft ein Ungeheuer
Graunvolle Schatten über deine Fluren,"

so sangen die Dichter um und nach 1848, die die Zeit sich zu erfassen dünkten, ihr Deutschland an. Man weiß, welche fast verzweifelte Mühe es dem damaligen Bundesgesandten Bismarck gekostet hat, jene Suggestion, deren politisches Hauptmedium die Prinzessin, spätere Kaiserin Augusta war, niederzuhalten und die selbstmörderische Wendung gegen den einzig ehrlichen Alliierten von 1813 zu verhindern. So beschränkte sich, da nach Bismarcks Leitgedanken auch Österreich zur Neutralität bewogen werden konnte, die Koalition des Krimkrieges auf England, das keine 2000 Mann verlor, und auf das die eigentlichen Opfer bringende Frankreich, das sich unter Napoleon III. als den Schiedsrichter Europas fühlte und zu schieben glaubte, wo es geschoben ward.

Immer war ein wesentlicher Bestandteil jener „Dummheit der Völker", die England auf der Seite hatte, die öffentliche Meinung, bis an die jüngste Zeit. Denn diese, die nur Gefühl, kein verarbeitetes Denken in die Wagschale der Entscheidungen legt und die in ihrer besseren Absicht stets einem Edlen und Sittlichen Folge zu geben gewillt ist, wurde von je durch England gekirrt mit ethischen Schlagworten. „Menschlichkeit, Friede und Freiheit ist immer ihr" — der englischen Politik — „Vorwand, wenn es nicht Christentum und Ausbreitung der Segnungen der Gesittung unter Wilden und

Digitized by Google

Halbbarbaren sein kann, zur Abwechslung." (Bismarck, 1888.) Als „Fortschritt", „Liberalismus" hat jener Vorwand der Freiheit so lange und so erfolgreich auf die deutsche Presse gewirkt, tut es hier und da, wo diese langsamer begreift, noch heute. So auch hat England die neue Polenschwärmerei von 1863 in Deutschland stimuliert, damit sie uns mit Rußland entzweie, hat 1870 im Namen der „Humanität" gegen die energische Belagerung von Paris agiert, Frankreich ermutigt, und dieser Art von Humanität, die einen lahmen Frieden herbeiführen sollte, im hinausgezögerten Kriege weitere Zehntausende von deutschen und französischen Truppen zum Opfer bringen helfen. Noch immer brauchte es uns und wollte uns brauchen gegen Rußland, und blieb daher der eigentümliche „Freund" aus der Bismarckschen Zeit, blieb es um so mehr, als es die völlige Ankettung Deutschlands an Englands Interessen durch das Kaisertum der Nachfolger Wilhelms I. erwartete.

Nun ist zu der allmählichen Enttäuschung in dieser Beziehung noch etwas hinzugekommen, was England seit Bonapartes Expedition nach Ägypten, dessen Landungsplänen in England, seiner Kontinentalsperre nicht mehr gekannt hatte: die eigene Sorge. Seit dem XVII. Jahrhundert ist alle Politik Englands direkt auf seinen Handel bedacht gewesen, auf seinen Reichtum, der in Wechselwirkung wieder seine Diplomatie, auch in der unmittelbaren Form von Soldzahlungen und ausgiebigen Bestechungsgeldern an fremde Diplomaten und Publizisten, so wirksam gemacht hat. Heute bedroht Deutschland — in der bequem verwöhnten Vorstellung der Engländer viel mehr als in Wirklichkeit — durch Industrie, Handel und ein wenig Politik diese materiellen Quellen der englischen Macht und Herrschaft. Das Britentum fühlt sich, zum ersten Male wieder seit Napoleon I., im Verteidigungszustand. Da sucht es alle alten Gegner, die es noch in den letzten Jahrzehnten und Jahren so viel überlistet, brutalisiert (Faschoda) oder verhetzt und in Krieg verwickeln geholfen (Rußland und Japan) hat, mit gewohnter Schnellfertigkeit in vorläufige gute Freunde zu verwandeln und den ganzen Aufmarsch gegen Deutschland allein zu konzentrieren. So, wie es eben immer alle seine Bündnisse gegen den in der Weltpolitik Meistbedeutenden warf: gegen Holland, dann gegen Ludwig XIV. und seine Nachfolger, dann gegen Napoleon, dann gegen Rußland. Jetzt sind wir daran, was längst kommen mußte. Wie aber in den fünfziger und siebziger Jahren die englischen Kastanien aus dem russischen Ofen wir holen sollten, so soll jetzt es Frankreich tun. Und, von der gewohnten Arbeit mit Lügennachrichten abgesehen, heißt die jeweilig zugehörige Idee, der dann die öffentliche Meinung nachläuft, diesmal zur Wirkung auf Frankreich und verlockend zweigesichtig, „Abrüstung", also je nachdem Erlösung von der „deutschen Gefahr" oder sogar Revanche unter unverhofft günstigen Umständen, auf jeden Fall aber Erholung Frankreichs im „Prestige" an der Seite Englands. Das uralte Rezept! Und solange es anwendbar ist, hat England ja von seinem Standpunkt, wie Bismarck sagte, recht: „wenn ich einen großen und starken dummen Kerl finden könnte, der für mich mit meinem Feind kämpft, so würde ich ihn absolut nicht daran zu hindern suchen, und wenn ich ein englischer Staatsmann wäre, würde ich es ebenso machen wie sie." Als militärische Macht ist aber Frankreich immer noch als der „starke dumme Kerl", der beste nach Sachlage, einzuschätzen.

Noch einen Vorsprung hat England, außer dem, daß es die zuverlässigste aller irdischen Mächte, die kurzsichtige Dummheit, in seine Rechnung stellt. Seit Jahrhunderten ist seine öffentliche Meinung und seine Presse politisch und national eingeschult. Jeder Redakteur fühlt sich dort und *handelt* auch wie ein Mann, der morgen Gesandter oder Staatssekretär werden könnte und der, wenn es nützen kann, dementiert, heuchelt und verschweigt, wie ein solcher, alles ganz aus freien Stücken, aus Verständnis und Patriotismus. Unsere Tagespresse dagegen sieht immer noch allzu sehr ihren Beruf im Gackern, daß sie ein Nachrichtlein erwischt hat; sie plaudert rücksichtslos aus und sinnlos vorbei, sie hat, bis auf ganz wenige Zeitungen, keine Spur von Verantwortlichkeitsgefühl gegenüber den Maßregeln der Regierung, die für uns aufkommen und uns behüten soll.

Eine Monatsrevue kann keine Leitartikel bringen. Sie kann nur, im Gegensatz zu den Zeitungen und in Ergänzung mit den wechselnden Tagesnachrichten, das Dauernde der Erscheinungen deutlicher hervorheben und die Perspektive auf den wirklichen, von der Aktualität absichtlich verschleierten Hintergrund der Dinge richten. Bis diese Zeilen gedruckt werden, wird in der akuten Spannung dieses Frühlings manches erkennbarer geworden sein, vor allem, ob es Frankreich bei der englischen Koalitionspolitik nicht unbehaglich wird. Und weiter wird sich herausstellen: in welchem Umfange man sich klar zu machen wissen wird, daß in diesem Moment einer steigenden Verschärfung aller Gegensätze der Ruf „Die Waffen nieder!" nur genau den Inhalt haben kann, als wie in gewissen unbehaglichen Situationen der Antruf „Hände hoch!" Ob man seinerzeit im Haag das alles nun beim rechten Namen nennen kann und wird, kommt ganz auf die größere diplomatische Zweckmäßigkeit oder Fähigkeit an. Darum bleibt doch in jedem Falle der seit Römerzeiten stets allein bewährte Grundsatz bestehen, daß, wer Frieden will, am besten tut, stark und gegen das Unvermutete gerüstet zu sein. Und, so gut uns vielleicht ein großer ehrlicher und zorniger Krieg täte, wir wollen den Frieden und tun alles darum: *wir!*

Digitized by Google

Landgraf Hermann

und der Sängerkrieg auf der Wartburg.

Zum 700jährigen Jubelfest des Sängerkrieges.

Fürstlicher Schwertschlag adelt den dienenden Mann.
Wer aber adelt den, der nicht dienen kann?
Wer aber adelt die Fürsten und freien Herren im Reiche,
Da doch nur Höhere adeln und niemals Gleiche?! —

Einer nur ist, der auch über Kronen kreist:
Fürsten und Herren sind untertan dem Geist!
Edel werden sie alle erst durch des Geistes Gunst,
Adlig aber erhebt sie sein Kind: die Kunst! — —

* * *

Wo sind die Schwerter des Geistes zum Ritterschlag? —
Stirnen verhüllen sie bis an den Adelstag,
Stirnen, gebückt nach außen und purpurn innen,
Bis die verborgenen Schwerter zu sprechen beginnen!

Sieben Meister des Wortes in Sage und Sang,
Sieben Scheiden mit Schwertern von ewigem Klang,
Kamen zum Grafen Hermann vor siebenmalhundert Jahren
Durch sein thüringer Land die Wartburg hinauf gefahren.

Heinrich von Rispach prunkte im Kanzlerhut.
Bieterolf diente der Gräfin und diente gut.
Österreichs Farben zeigte der Ofterdinger am Kleide,
Untertan nur dem Geiste war der von der Vogelweide.

Reimar von Zweter und Wolfram von Eschenbach
Ritten auf stampfenden Rappen durch Eisenach.
Klingsor aber aus Ungarn kam über Donauwogen
Wie ein Vogel im Mantel zur Nacht geflogen.

Alle kamen zum Wartburger Sängerfest.
Sieben Adlern wurde die Burg zum Nest.
Und dem Einen zu Ehren, der in den Sieben kreiste,
Beugte der Landgraf siebenmal sich tief vor dem Geiste! —

* * *

Digitized by Google

Schwer wie Fittiche rauſchte es durch den Saal,
Sang Herr Wolfram gewaltig vom heiligen Gral.
Aber in Roſen zu blühen meinten Mauern und Hallen,
Ließ Herr Walter ſein liebliches Lied erſchallen.

Über den Wandel der Welten durch Luſt und Leid
Sangen die Sieben in weithintönendem Streit.
Ließ ſich ein wildes Gemüt durch zierliche Reime nicht zügeln
Schlug der turnierende Sänger aus Sattel und Bügeln.

Landgraf Hermann lauſchte in Güte und Gunſt.
Seine Seele war fürſtlich und freund der Kunſt.
Siehe! da kreuzten ſich plötzlich über ihm ſelber die blanken
Singenden Schwerter der Worte und der Gedanken!

„Landgraf!“ ſangen die Sieben. „Wie biſt du uns wert!
Dichtung fand eine Stätte an deinem Herd!
Phönix, der edle Vogel, überall fremd auf der Erde,
Ruht mit leuchtenden Schwingen an deinem Herde!

Gab dir den Purpur der Schultern dein Fürſtenſtand,
Nimm den Purpur der Seele aus Sängerhand!
Purpurn außen und innen! heißen wir dich und heben
Dich aus vergänglichem Sein in unſterbliches Leben!“ —

* * *

Wann nur raſtet die Zeit? Siebenmalhundert Jahr
Spann ſie am Rocken ab, ſeit Hermann war!
Wolfram, Walter und Zweter, Klingsor, der Mantelreiter,
Alle ſtarben ſie hin und dennoch leben ſie weiter! —

Landgraf, was wäreſt du heut ohne dein Sängerfeſt? —
Kaum dein eigener Grabſtein hielt deinen Namen feſt! —
Das aber hat dich verbunden mit Meiſtern des Sangs
und der Sage
Und nun ſchläfſt du im Lied wie im redenden Sarkophage.

Burgen werden zu Staub, wenn auch die Wartburg ragt.
Burgen dienen nur denen, denen das Leben tagt!
Liebe küßt nur das Leben, Lebenden dient das Schwert —
Lieder rühmen auch den, der ſie nicht mehr hört!! — —

Georg Buſſe-Palma.

Vom Schreibtisch und aus dem Atelier.

Vom Ton zum Gips.

Plauderei über plastische Metamorphosen.

Von Bildhauer † Prof. Christian Roth-München.

Wie ein Kanonenrohr entsteht, die Frage haben die „Fliegenden Blätter" glänzend beantwortet. „Man nimmt ein Loch und gießt Metall darum"!

Die häufige Frage der Laien, wie „eine Gipsfigur" gemacht wird, ist man zuweilen versucht, in ähnlich niederschmetternder Kürze abzutun. Denn es ist unglaublich, wie wenig selbst das gebildete Publikum von den technischen Voraussetzungen bei der Schöpfung eines plastischen Kunstwerks ahnt. „Man nimmt ein Tonmodell und gießt Gips darum"! Ein Teil der fragenden Laien gäbe sich damit vielleicht zufrieden. Wehe, wenn man anfangen wollte, den mühsamen, langwierigen Werdeprozeß einer plastischen Arbeit in all seinen Phasen ausführlich zu schildern. Das ist bei einem flüchtigen Atelierbesuch zwischen ein paar Zügen aus der dargebotenen Zigarette auch ganz unmöglich.

Aber wenn Sie mir aufmerksam zuhören wollen, so bin ich gern bereit, Sie in die Geheimnisse unserer Werkstatt einzuweihen. Ich verrate Ihnen zunächst, um in der chronologischen Folge der plastischen Metamorphosen keine Lücke zu lassen, wie ein Tonmodell auf Grund der Skizze entsteht.

Wenn der Maler den letzten Pinselstrich an seinem Bilde getan hat, so ist seine Arbeit fertig. Wenn wir Bildhauer einen Entwurf in Ton bis ins feinste und kleinste ausgearbeitet haben, so — beginnt erst unsere Hauptarbeit. Und wir sind von da an auf eine ganze Reihe von „Mitarbeitern" angewiesen. Bei umfangreichen Werken sogar auf den Zimmermann und den Schmied.

Denn zur Ausführung des großen Tonmodells, das nach der kleineren Tonskizze geschaffen werden soll, bedarf ich eines Gerüstes aus Eisenstangen. Ich muß auf Grund meiner Skizze die Größe der Eisenstangen, die das Gerüst meines Tonmodells bilden sollen, ausrechnen und die Stangen dann zurechtbiegen. Bei größeren Figuren, wo entsprechend stärkere Stangen erforderlich sind, die ich mit meiner Hände Kraft nicht mehr biegen kann, muß der Schmied zugezogen werden. Er biegt die Stangen mit Feuer und Hammer nach den Mustern, die ich aus starkem Draht hergestellt habe, Mustern, die auf Grund der Skizze die Größenverhältnisse, die Beziehungen der Linien und Winkel genau bestimmen.

Abb. 1. Gerüst für die Brunnengruppe „Liebeswerben".

Um die Vorbereitungen anschaulich zu machen, führe ich Ihnen meine Gruppe „Liebeswerben" (Abb. 1 u. 2) und meinen „Rubens" (Abb. 3 u. 4) vor, die ich, nebst Dürer, im Staatsauftrag für das Vestibül der Kgl. Pinakothek zu München ausgeführt habe. Im Bilde erscheinen zunächst die Gerüste.

Wir haben bei einer jeden Figur zwischen Haupt- und Nebeneisen zu unterscheiden. Das Haupteisen ist nach unten in drei Teile geteilt, hahnenfußartige Pratzen, die auf ein doppelt verstärktes

Brett aufgeschraubt worden sind. Die Nebeneisen — Arme und Beine — müssen in die nötigen Winkel gebogen und mit eisernen Bändern oder Büchsen aneinandergeschraubt werden. Auch Stücke von Gittergeflechten kommen dabei zur Anwendung. Damit hier der Ton später nicht abfallen kann, werden Kreuze aus Holz mit Draht gebunden und so an die Eisen befestigt, daß der Ton darauf ruht. Und damit sich der Ton überall gut festsaugen kann, werden die Eisenteile mit Holz verbunden und verkleidet. Noch umfassender natürlich sind die Vorbereitungen, wenn sich's um eine Gruppe von mehreren Figuren — im Umfang meines „Liebeswerbens" — handelt. Ist eine genaue Skizze vorhanden, so kann man mit einer Vergrößerungs-Punktiermaschine zunächst die Punkte eines Gerüstes bestimmen. Beim Gerüst der Rubensstatue ist auf dem Tellereisen eine Art Stichmaß, das man beliebig verschieben und drehen kann, aufgesetzt. Hauptsache bei einem Gerüst ist, daß die betreffenden Eisen nach allen Seiten richtig in der Bewegung und in der Mitte der zu modellierenden Figur stehen, so daß, wenn der Ton aufgetragen ist, nirgends ein Eisen herauskommt. Von allergrößter Wichtigkeit ist aber, daß alles so fest und sicher steht und angeschraubt ist, daß kein Unglück passieren kann, denn die Eisenstangen und Tonmassen haben ein enormes Gewicht. Ein oberflächlich zusammengezimmertes Gerüst könnte böseFolgen haben: Zusammenbruch der Arbeit, wenn nicht Lebensgefahr für den Künstler. Ein gutes Gerüst trägt schon den ganzen Gedanken in sich und veranschaulicht ihn in Bewegung und Linie. — Ein gutes Gerüst ist die halbe Arbeit. —

„Wo beziehen Sie denn Ihre Gerüste her?" fragte mich einmal in meiner Werkstatt ein junger Leutnant, der der militärischen Laufbahn entsagte, um sich der Plastik zu widmen. Er wollte zunächst einen Teufel modellieren. Ich konnte ihm dafür aber keinen geeigneten Lieferanten angeben.

Ist das Gerüst fertig, so wird die Figur aufgebaut, der Ton aufgetragen. Man fängt bei der sogen. „Plinthe", der Unterlagsplatte an. Diese wird oft mit Mauersteinen aufgebaut, weil man dadurch Zeit gewinnt, weil sie widerstandsfähiger wird und sich praktischer handhaben läßt. Der Ton, der — naß und weich aus der Erde gewonnen — durch Kneten oder Walzmaschinen zurecht gemacht worden ist, muß zum Auftragen fest aneinander gepreßt und miteinander verbunden werden, damit später, wenn der Ton angefeuchtet wird, sich nicht Wasser ansammeln kann. Das Wasser ist ein gefährlicher Feind des Tonmodells, und doch braucht man's immerwährend, denn die Arbeit muß gleichmäßig feucht erhalten werden. Sie wird deshalb nach der Arbeit und für die Nacht immer mit nassen Lappen eingewickelt, über Tag während des Arbeitens von Zeit zu Zeit mit einer Spritze, die einen Zerstäuber besitzt, von allen Seiten angespritzt. Offene Stellen, Risse, teils durch Wind, Fensteröffnen usw. entstanden, müssen vor dem Einspritzen ausgebessert werden, sonst dringt das Wasser in die Tiefen und löst den Ton vom Gerüst.

Tag für Tag ist man so besorgt — bis zur Vollendung der Arbeit. Doch trotz der sorgsamsten Pflege, trotz aller Vorsicht, kommen doch immer kleine Unfälle vor.

Eines Tages aber ist das Tonmodell fertig. Da steht es in der Werkstatt — der Künstler sieht sein Kunstwerk, selbstverständlich mit Bewunderung, an — und die ersten Atelierbesuche werden zugelassen (s. Abb. 4).

Abb. 2. „Liebeswerben" von Prof. Chr. Roth-München.

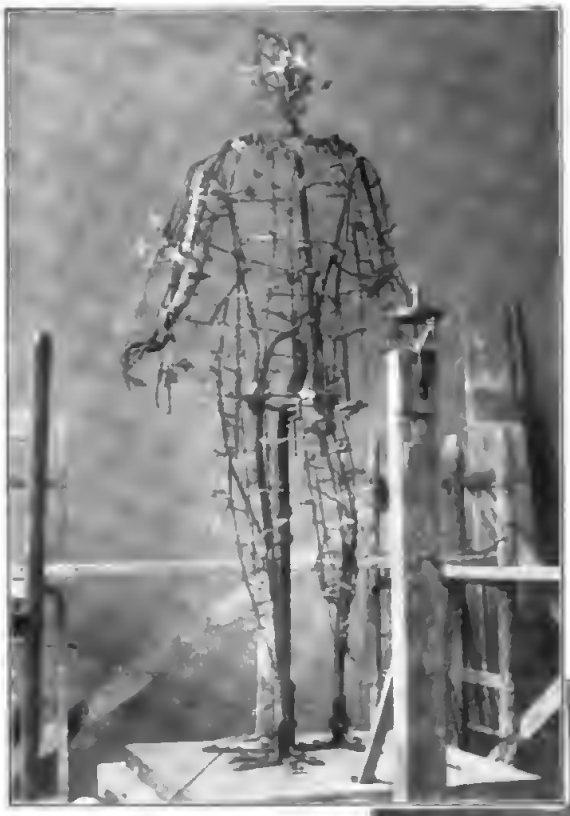


Abb. 3. Gerüst zur Rubensstatue.

Aber noch viel, viel Arbeit folgt, bei der sich der Bildhauer immer noch nicht entbehrlich sieht: mit Gips, Wasserschöpfern, Schüsseln, Eisenstangen und Werkzeugen aller Art hält der „Gipsformator" seinen Einzug in die Werkstatt.

Dieser Former betrachtet die Figur von allen Seiten und überlegt zunächst, wie er die von ihm zu schaffende Form einteilt, wie er sie öffnet und wie er den Ton und das Gerüst herausbringt, ob Teile abgeschnitten werden müssen oder ob auch die überragenden Partien stehen bleiben können.

Meinem „Rubens" werden Palette und Pinsel abgenommen, die Schnurrbartspitzen und die Schleifen an der Außenseite der Unterschenkel werden abgeschnitten, um sie besonders zu formen. Und nun beginnt das Blechstecken.

Rollblech wird in Streifen von 4 bis 5 cm Breite geschnitten, so lang wie möglich, um sie dann nach Bedarf länger und kürzer machen zu können. In erster Linie wird die Form in zwei Teile geteilt, und zwar so, daß die vordere Hälfte der Form die Figur mehr umgreift, die hintere Hälfte aber weniger; sie soll eigentlich nur als der Deckel der Form erscheinen. Die Blechstücke werden rings um die Figur so gesteckt, daß diese ungefähr aussieht, als wäre sie von einem Heiligenscheine umgeben. Denkt man sich nun über diese Blechstücke auf den Ton eine flüssige Masse aufgetragen, das Tonmodell damit beworfen, so kann man leicht einsehen, daß die Bleche diese Masse teilen, also dort, wo die Bleche stecken, eine Fuge entstehen muß, weil die Masse nicht zusammenfließen kann.

Diese Absteckung mit den Blechstücken ist eine sehr wichtige Sache. Die Einteilung der Fugen, das Öffnen der Form, um in diese hineinzukommen, um Ton- und Gerüstteile aus der Form zu bringen, ohne das Tonmodell zu gefährden — dies muß alles vorher genau überlegt werden.

Abb. 4. Die Rubensstatue in Ton.

Abb. 5. Blechſteckung. (Tonmodell.)

Abb. 6. Mit rotem Gips eingeformtes Tonmodell.

Von der richtigen Erwägung, von der richtigen Absteckung hängt das Gelingen der Arbeit ab. Auch dem späteren Transport der Figur muß jetzt schon Rechnung getragen werden.

Der Kopf wird unterhalb des Halskragens abgesteckt, um ihn beim Waschen und Ausgießen bequemer handhaben zu können.

Weiter sind noch die beiden Vorderarme mit den Händen in der Länge und der Quere abgesteckt. Ebenso ziehen sich zwei solche Fugen oder Absteckungen an der Außen- und Innenseite der beiden Beine entlang und über die Plinthe hinab. Hiermit ist die Form bis auf das Brett hinunter in zwei Teile geteilt (siehe Abb. 5).

Nachdem die Absteckung mit den Blechstücken beendet ist, geht es zum eigentlichen „Einformen", zum Auftragen des Gipses über. Vielleicht empfiehlt sich's, mit einigen Worten zu sagen, was Gips eigentlich ist.

Gips ist ein Mineral aus der Klasse der wasserhaltigen Halloide, findet sich als Gipsspat, Marien- oder Frauenglas, am häufigsten als Gipsstein, der oft ganze Bergreihen bildet, in seiner schönsten Spielart bekannt als Alabaster. Er ist farblos, vollkommen durchsichtig und spaltbar. Die perlmutterartigen Täfelchen an den Amerikanerösen dürften gewiß jedermann bekannt sein. Der Gips bildet Stöcke in der Unterschieferformation, man findet ihn in den Steinsalzen, Ton-Dolomiten und Kalksteinablagerungen, besonders mächtig ausgedehnt am Harz, auch bei Halle an der Saale und in Tirol usw. Der Gips wird gebrannt und erhält dadurch die Fähigkeit, mit Wasser angerührt, zu erhärten. Der Grad der Härte hängt vom Brennen und der Menge des verwendeten Wassers ab. Übermäßig viel Wasser macht den Gips unbrauchbar, bei zu wenig Wasser kann man ihn nicht verarbeiten, er bildet Knollen und zieht zu rasch an. Gips hat die Eigenschaft, sich beim Erhärten auszudehnen, zu wachsen, — er „treibt", sagt der Gipsformer. Je stärker der Gips angemacht wird, desto mehr treibt er. Das ist eine Eigenschaft, die dem Former viele Schwierigkeiten bereitet. Die Eigenschaften seines Gipses muß der Former genau kennen, um eine exakte Arbeit zu schaffen; zu manchen Zwecken braucht er eine gröbere Sorte, zu anderen wieder eine feinere. Derjenige Gips ist der beste, der recht lange nicht anzieht, aber dann später sehr hart wird.

Digitized by Google

Abb. 7. Das Tonmodell nach Verstärkung der roten Kruste.

Abb. 8. Mit Gips fast fertig ausgetragenes Gitterwerk des Modells.

Nun zum „Anmachen" des Gipses. Es wird ein gewöhnliches Gefäß, Wasserschaff oder dergleichen mit Wasser gefüllt, so daß noch Raum bleibt für den beizumischenden Gips. Bevor man den Gips beigibt, muß dem Wasser irgendeine Farbe beigemengt werden — man nimmt gewöhnlich rote Farbe, sogenanntes „Hausrot" —, damit die Form von dem in sie einzugießenden Gips zu unterscheiden ist. Eine Sache, deren „Warum" sich später von selbst erklärt. Der Gips wird mit der Hand aus dem Fasse genommen und, indem man ihn durch die Finger hindurchfallen läßt, gleichmäßig verteilend in das Wasser gestreut. Es dürfen sich keine Knollen bilden. Wenn genug Gips im Wasser ist, was man daran erkennt, daß er bei richtiger Verteilung sich überall an der Oberfläche des Wassers zeigt, so wird er mit einer Maurerkelle ordentlich aufgerührt. Dieser dünnflüssig rosenfarbige Brei wird mit einem Pinsel mit langen Borsten, einem sogenannten Schleuderpinsel, oder gleich mit der Hand auf das Tonmodell aufgetragen oder angeworfen. Man fängt dabei von unten an, damit der an das Tonmodell angetragene Gips sich selbst trägt und nicht herabläuft. Dabei hat der Former acht zu geben, daß sich nirgends, besonders in den Tiefen des Tonmodells, Luft fängt oder Blasen bilden können. Von besonderer Wichtigkeit ist es auch, daß der Former diesen roten Überzug so gleichmäßig als möglich rings herum um das Tonmodell aufträgt. Die Dicke ist nicht stärker als höchstens 1 cm. Beim Auftragen müssen Kopf und Hände der Figur ganz vorsichtig behandelt werden. Ist alles gleichmäßig gedeckt, so hat man die „rote Kruste" vor sich (siehe Abb. 6).

Fast alle Formen des Tonmodells lassen sich jetzt noch ziemlich deutlich durch den Gips erkennen. Dies ist für später, wenn die Kruste wieder abgeschlagen wird, von großem Vorteil. Nächste Aufgabe ist nun, die rote Kruste zu verstärken. Soweit die eingesteckten Bleche aus dem Ton herausschauen, so weit soll die Kruste reichen. Ist diese Stärke erreicht, dann werden 1 bis $1^1/_2$ cm starke Eisenstangen um und auf die Kruste nach verschiedenen Richtungen gebogen und aufgelegt. Besondere Erfahrung und Vorsicht verlangen die Beine der Figur mit der

Abb. 9. Fertig eingeformtes Tonmodell.

Plinthe, wegen der Tragfähigkeit der Form. Die herumgebogenen Eisen werden, wenn sie angepaßt sind, gleich mit dick angemachtem groben Gips sozusagen „etwas angeheftet". Wenn sie ringsherum richtig verteilt sind, so ist ein festes Gitterwerk mit riesiger Spannung entstanden. Es hat die Aufgabe, das Treiben und Wachsen des Gipses, das mit ungeheurer Kraft vor sich geht, einzudämmen (siehe Abb. 7).

Dieses Gitterwerk wird nun mit Gips ringsherum gleich dick ausgetragen, wobei man immer die Blechkanten berücksichtigen muß, um gleichmäßige Dicke der Form zu erzielen.

Abb. 8 veranschaulicht dies: die ganze untere rote Kruste samt den Eisen ist bis auf Kopf und Achsel zugedeckt. Nachdem dieses letzte Stück noch bedeckt worden ist, sehen wir die Figur vollständig eingeformt (Abb. 9). Sie ist vorsichtshalber noch mit Riegel und Balken gestützt, damit sie nicht in sich zusammensinken kann, denn die Last des Gipses und der Eisen ist für die Beine sehr schwer geworden.

Die Form ist auf Abb. 9 fertig; sie wird nun mit dem darin enthaltenen Tonmodell auf der Drehscheibe herumgedreht. So wird der hintere Teil der Form sichtbar, der Deckel (Abb. 10).

Der Deckel ist, um ihn besser handhaben zu können, durch Blechsteckung in fünf Teile geteilt worden. Diese Blechstücke werden am oberen Teil, bei Kopf und Achsel, herausgenommen, rechts und links und oben, wo die Blechstücke gesteckt haben, werden Keile oder einige Meißel eingetrieben, und es wird in die Fugen Wasser gegossen. Die Meißel werden wie Hebel auf und ab bewegt, wodurch sich das Formstück vom Tonmodell loslöst. Oft reißen sich auch noch Stücke vom Tonmodell mit los, das hat aber nichts mehr zu sagen, wenn nur das Formstück gut geworden ist. Der Deckel vom Kopf ist frei, es kommt ein zweites Stück frei, und man sieht von hinten in das Innere der Form, man sieht Ton, Eisenstangen, Draht, Teile des Gerüstes, welches den Ton zu tragen hatte. Sehr charakteristisch läßt sich auf unserer Abbildung die Dicke der Form erkennen an den glatten Flächen der Fugen, die durch das Blechstecken entstanden sind.

So dick, als die Bleche hoch waren und aus dem Tonmodell herausschauten, ist die Form geworden. Noch sind zwei weitere Stücke des Deckels wegzunehmen, bevor die Form ganz offen ist. Dieses Stück beginnt

Abb. 10. Die fertige, hinten geöffnete Form.

Abb. 11. Die offene Form.

dort, wo in Abb. 10 der Hammer liegt, es hat seine Fuge ungefähr in der Kniekehle und faßt das untere Mantelstück in sich; deshalb der Vorsprung. Die letzten beiden Stücke des Deckels sind die der beiden Beine. Das 5 cm starke Eisen zwischen beiden Beinen ist das Haupteisen des Tonmodells, das hier verdoppelt erscheint, um die Schwingungen der Figur nach vor- und rückwärts zu vermindern. Die Plinthe bleibt offen, um diese Haupteisen herausnehmen und zwei andere, die nach unten noch stärker sind, aber nur durch die Beine gehen, auswechseln zu können.

In Abb. 11 ist nun die ganze offene Form zu sehen. Die Öffnung an der Mantelfalte rührt von dem linken Vorderarm her. Man sieht hier die ganze Fuge des vorderen großen Formstückes bis herunter zur Plinthe und diese noch mit. Weil um dieses Formstück der Figur das Tonmodell mehr umgreift als die Hälfte, so erscheinen z. B. die Beine dünner als sie sind, sie erweitern sich nach innen in der Form. Ebenso verhält sich's mit der Taille. Man glaube also ja nicht, (wozu Abb. 11 verleiten könnte), daß sich Rubens etwa geschnürt habe oder daß ich ihn geschnürt dargestellt hätte. Die zwei überragenden Formteile überschneiden hier in der Gegend des Kreuzes die eigentliche Taille.

Nun muß der Ton mit Vorsicht herausgenommen werden. In den Mantelfalten links und rechts ist er schon bei Abnahme des zweiten Deckelstückes mitgegangen, ebenso bei den Beinen mit der Wegnahme der Eisen. Wenn aus der Form Gerüstteile, Ton usw. entfernt sind, so muß die Form gewaschen, dabei genau besichtigt, jeder Winkel durchsucht werden, damit ja kein Stückchen Ton darin zurückbleibt. Beim Formen läßt der Ton auf der Gipsfläche (Gußhaut der Form) eine leichte, gelblich graue Färbung sitzen, die mit fortgewaschen werden muß. In Abb. 12 sieht man die Öffnungen der durch die Bleche abgesteckten beiden Vorderarme. Man sieht hier in die ausgewaschene hohle Form hinein. Unten bei der Plinthe bleibt die Form offen, damit man später die Eisenstangen, die das Gipsmodell tragen sollen, einsetzen kann. Das Waschen der Form ist von großer Wichtigkeit; es geschieht mit weichen Borstenpinseln und Zuspritzen

Abb. 12. Verlorene Form.

Digitized by Google

Abb. 13. In die Form eingesetzte Gerüsteisen.

von reinem Wasser. Die ausgewaschene Form muß einen Tag lang stehen, damit das Wasser verdunstet, das beim Waschen in den porösen Gips eingedrungen ist. Dann erst wird das „Ausgießen" vorbereitet. Die Form wird mit Seifenschaum eingeseift. Es wird eine Art Schmiere bereitet, indem man dem angerührten Schaum einiges Öl beimischt. Diese Schmiere wird mit einem weichen, langborstigen Pinsel in alle Tiefen der Form eingestrichen und verrieben, bis sie von ihr eingesogen ist. Wäre das beim Waschen benötigte Wasser nicht verdunstet, so würde der Gips die Schmiere nicht in sich einsaugen können.

Das Formteil des Kopfes ist abgenommen, es wird bequemer für sich gegossen. Jetzt ist es so weit, die Gerüsteisen, die vorher dick mit Schellack angestrichen wurden, damit sie nicht herausrosten können, in die Beine einzusetzen. In der Plinthe sieht man die Eisen mit ihren Pratzen von der Unterstützungsfläche ausgehend in die Oberschenkel hinaufziehen. Wegen der Einsetzung dieser Eisen ist die Plinthe so weit offen geblieben (siehe Abb. 13).

Vor dem Gusse wird der ganzen Form von außen nochmals so viel Wasser gegeben, als der Gips nur annehmen kann. Dies geschieht, damit der in die Form eingegossene oder eingetragene Gips sich nicht an den Wandungen der Form festsaugen kann; außerdem würden sich noch Blasen bilden, die im Ausguß, also in dem in der Entstehung begriffenen Gipsmodell, als unzählige Löcher erscheinen würden.

Nun beginnt der Guß! Bei kleinen Figuren und Büsten geschieht das derart, daß man den Gips unten bei der Plinthe hineingießt, die Figur oder Büste auf den Kopf stellt. Hier ist's anders: man fängt von unten an und trägt den Gips in die aufrecht stehende Form hinein. Der technische Ausdruck hierfür lautet „auslegen". Zur Manipulation des Auslegens sind zwei gleich geschickte

Abb. 14. Eintragen des Gipses in die Form.

Abb. 15. Kopf der Form, vertieft.

verschoben werden, denn dies wäre sehr schlimm für die Arbeit.

In der Abb. 14 sieht man die Beine bei der Wade gebunden. Das untere Rückenteil des Deckels der Form, der den unteren Rand des Mantels in sich trägt, ist schon hingesetzt. Ebenso ist das darauffolgende Stück schon ausgegossen oder ausgelegt und, wie man sieht, mit dem Strick festgespannt. Der Gipsformator beginnt weiter hinauf den Gips in die Form einzutragen; zuerst mit dem langborstigen, weichen Schleuderpinsel, dann mit der Hand, schließlich mit der Kelle. Im ganzen genommen ist der Ausguß von unten angefangen fast massiv, nach oben zu wird er dünner und leichter. Die hier sichtbare Holzleiste ist als eine Verspannung eingesetzt.

Former nötig, die einander in die Hände arbeiten.

Man fängt also bei der Plinthe an und trägt den Gips zwischen den Eisen bei den Füßen in die Form hinein; dabei ist große Rücksicht auf die Befestigung der Eisen zu nehmen: wenn sie richtig und zuverlässig festsitzen, wird der Raum der Plinthe ausgetragen. Unterdessen hat der Gips etwas mehr angezogen und läuft nicht mehr. Mit weichem Borstenpinsel wird der Gips immer weiter die Beine hinauf in die Form eingetragen, so daß sich keine Luft darin fangen kann. Der eine Formator hat die stehende Form, der andere das liegende Stück in der Behandlung. Der Gips wird in beide Teile eingetragen und gut verteilt; alsdann werden beide Teile aufeinander gesetzt und fest angedrückt. Der Gips muß sehr saftig und frisch zusammenkommen, sonst quetscht sich der überflüssige Gips nicht mehr heraus. Wenn zu wenig Gips eingetragen wird, bilden sich Löcher und Blasen in den Fugen. Um die Formteile fest aufeinander zu bringen, ist immer ein starker Strick mit einer angepaßten Schlinge und Querholz bereit, der um die Form herumgebunden und angezogen wird, während man darauf achtet, daß die Fugen gut aufeinander treffen. Dies Zusammenschnüren mit dem Strick soll auch dem „Treiben des Gipses" entgegen wirken; die Formstücke dürfen nicht

Abb. 16. Abschlagen der Form.

Abb. 17. Heraushauen der Eisen der Verspannung.

Noch dieses Stück des Deckels, und die Figur ist gegossen bis auf den Kopf und die Vorderarme. Statt des Tonmodells wie in den Abb. 6, 7, 8 und 9 steckt jetzt das Gipsmodell, der Ausguß, in der Form.

Nun muß der Kopf gegossen werden. Gleich anfangs (auf Abb. 5) ist er mit Blech abgesteckt worden, um ihn später herunternehmen zu können.

In Abb. 15 ist das hohle Formstück des Kopfes genauer zu sehen. Wie schon erwähnt, sind die Schnurrbartspitzen abgeschnitten: sie werden besonders geformt und dann angesetzt. Für denjenigen, der ein solches Formstück, ein solches „Negativ" zum ersten Male sieht, ist es gewiß ein eigentümliches, interessantes Bild. Das Gesicht, die Nase, alle Formen sind vertieft, aber durch die Beleuchtung hat es doch den Anschein, als wäre das Ganze plastisch, ein „Positiv".

Nachdem die beiden Stücke der Form ordentlich eingeseift und naß gemacht sind, werden beide Teile genau aneinander gelegt und zusammengepaßt, ein Strick wird herumgelegt, festgebunden und durch ein Querholz angezogen und zusammengedreht. Der Kopf wird „ausgegossen", nicht „ausgelegt", wie der stehende Teil der Form. Der Gips wird regelrecht angemacht und unten an der offenen Stelle der Form „eingegossen", es wird gedreht und geschwenkt, wieder wird Gips zugegossen — bis der Ausguß seine nötige Dicke erreicht hat. Dann wird der Guß, solange der Gips noch weich ist, unten an der Querfuge der Form nach deren Kontur abgestrichen, damit der Kopf genau auf die Fuge des Körperteils, des Hauptgusses paßt.

Jetzt ist die Arbeit nach

Abb. 18. Herausschlagen des Kopfes aus der Form.

vieler Mühe und Plage in ein Stadium getreten, das eigentlich das interessanteste des Vorgangs genannt werden kann. Es ist dies „das Heraushauen des Modells“ aus der Form. Dabei zeigt sich's, ob der Former delikat und richtig vorgegangen ist. Das Heraushauen beginnt mit dem Losmachen der Eisen der Verspannung (siehe die Abb. 17 und 20). Bei Abb. 16 sind die Eisen bereits weg, aber ihre Spuren sind durch den anhaftenden Rost gekennzeichnet. Ist die Form von den Eisen frei, so wird sie weiter ganz abgeschlagen. Ein nicht zu scharfer Meißel, der mehr treibt als in die Tiefe geht, wird dazu verwendet. Man trifft dabei auf die „rote Kruste“, die anzeigt, daß man nur noch 1 cm bis zu den Formen des Gipsmodells hat; sie zeigt auch, wie die darunter liegenden Formen des Gipsmodells laufen, kurz, daß man von nun an vorsichtig zu meißeln hat.

Abb. 19. Von der Form befreiter Kopf.

Die eine Seite des Kopfes ist auf Abb. 16 frei von der Form, während Bart und Halskrause noch darin stecken. Die im Tonmodell abgeschnittenen Schnurrbartspitzen fehlen hier noch; hätte man sie nicht vorher abgeschnitten, um sie besonders zu formen, so würden sie jetzt beim Heraushauen in Stücke gegangen sein. Solche hervorstehenden kleineren Teile liegen oft schon „losgetrieben“ und in Stücken in der Form.

Abb. 20. Lostrennung der Eisen der Verspannung.

Der Kopf im Profil ist auf Abb. 18 bis auf den hinteren Teil des Mantelkragens heraus; die Schnurrbartspitzen sind unterdessen angesetzt worden. Die Spitzen der Halskrause werden herausgehauen und frei gemacht. Während der eine Former den Kopf vollendet, hat der andere inzwischen angefangen, an dem Hauptteil der ausgegossenen Form die Eisenteile herauszumeißeln.

Der Kopf ist nun ganz heraus (Abb. 19). Jetzt wird es klar werden, warum die erste Kruste, Abb. 6, gefärbt war. Der Ausguß, das Gipsmodell ist weiß und die Form rot, damit man beide beim Heraushauen gut unterscheiden kann. Wenn übrigens die Form gut geseift und vor dem Gusse recht naß gemacht war, springen die Trümmer der Form fast von selbst ab.

Digitized by Google

Abb. 21. Abschlagen der Form.

Man soll nicht zu große Stücke wegnehmen wollen, sonst springen vorstehende Teile, Draperie, Haarspitzen usw. mit weg. Aus den Tiefen müssen die Reste der Form vorsichtig herausgestochen, doch darf das Modell dabei nicht verletzt werden. Zu reparieren gibt es für den Bildhauer dabei immer noch genug. Der Herr Gipsformator sucht es ja zu verheimlichen, indem er dort, wo er Malheur gehabt hat, selbst flickt. Es kommt vor, daß der Formator z. B. an einer Hand den kleinen Finger verklopft hat, diesen ergänzt, aber dem Künstler gegenüber, der das Unheil schon von weitem sieht, behauptet, nicht das mindeste verdorben zu haben. — Der Herr Formator hat der Hand jedoch statt eines kleinen Fingers einen zweiten Daumen hingezaubert, und der ist zum Verräter gewor-

den. — Oft haut er in das Auge hinein und schlägt den Lichtpunkt in der Pupille damit heraus. Der Künstler soll um keinen Preis etwas davon merken; der Gipser weiß sich zu helfen, er bessert den Hieb schleunigst aus und setzt das Licht, wie er glaubt, „unbemerkbar" wieder ein. Der neu erstandene Gipsmensch aber schielt auf einem Auge wie ein Epileptiker in den Krämpfen. Der Gipsformator behauptet indes: „gar nichts daran gemacht zu haben". — Die unfreiwillige Komik hilft ihm meistens heraus und gibt der ernsten Sache eine heitere Wendung. Ohne Flickereien geht es niemals ab. Es gehört eine zähe Natur dazu, Bildhauer zu sein. —

Abb. 22. Das fertige Gipsmodell.

In den Abb. 17 und 20 sind dem Hauptteile der Form die hölzernen Stützen abgenommen, sie ist nach oben bedeutend leichter geworden. Die sie umfassenden Eisenteile werden herausgemeißelt. Man sieht auf Abb. 20, wie sie ihrem Verlauf nach frei gemacht werden. Der unten liegende Schutt ist nichts anderes als die weggeschlagene Form, der auf das Tonmodell aufgetragene Gips. —

Nachdem der Oberkörper der Figur so weit frei geworden ist, wird der Kopf aufgesetzt. Solange der Gips naß ist, verzieht er sich gerne, schon durch sein eigenes Gewicht; darum ist es besser, die Fugen bleiben aufeinander. Die Form wird weiter in Stücken abgeschlagen, schon sind der Oberkörper und die Hände frei geworden (Abb. 21). Wie früher nach dem Einformen das Tonmodell unter der Form gesteckt hat, so kommt jetzt das Gipsmodell immer mehr zum Vorschein.

‚Soll die Glocke auferstehen,
Muß die Form in Stücke gehen!'

Auf unserer Abb. 22 ist die Metamorphose dann glücklich vollendet: aus dem Tonmodell ist ein Gipsmodell geworden.

Was hat der Bildhauer aber zu kämpfen gehabt, bis so ein plastisches Werk fertig wird! Denn erst im Gipsmodell ist seine Arbeit gesichert.

Gips ist jedoch ein wenig sympathisches Material. Es wirkt tot und abgestanden. Im glücklichsten Falle wird das Werk daher noch in Erz oder Marmor übertragen. Also noch einmal in andere Hände, noch einmal Korrektur, noch einmal durch die Hand des Künstlers. Das verlangt gewiß viel Zähigkeit und Liebe für eine Arbeit. Gips ist nicht der Freund des Bildhauers.

Thorwaldsen sagt: Ton — Leben, Gips — Tod, Marmor — Auferstehung.

... Wieviel gute Arbeiten harren bei uns in Deutschland noch der „Auferstehung"!

Mai.

Und morgen wird es weißen Flieder regnen.
Die Gärten stehen so erwartungsvoll.
Und morgen werde ich Dir dann begegnen.
Ich will nur weinen und Dich leise segnen.
Ich weiß kein Wort, das ich Dir sagen soll.

Friedrich Otto.

Digitized by Google

Am Bach. Gemälde von Prof. Josef Willroider.

Ludwig Anzengruber. Von Karl Hans Strobl.

Ein Denkmal gibt es in Wien, an dem ich niemals vorübergehen kann, ohne in einer Viertelstunde der Andacht zu verweilen. Es gibt schon eine Anzahl von Denkmälern in Wien, vor denen man gerne stehen bleiben mag; aber vor keinem von ihnen, nicht vor dem wuchtigen Goethe, nicht vor dem lustigen, im Walzer-Rhythmus empfundenen Strauß-Lanner-Denkmal stellt sich dieses Gefühl der Rührung und Ergriffenheit ein wie hier. Vor einer hübschen, aus Laub- und Nadelbäumen zusammengesetzten Gruppe ragt ein nicht übermäßig hoher Felsblock. Auf diesem Felsen steht ein Mann in schlichtem bürgerlichen Gewand, einem weiten, faltigen Überrock, auf einen Stock gestützt. Der mächtige Kopf mit dem ungeheuren Bart und der scharfen Hakennase ist auf die Brust gesenkt, der Blick ist auf einen anderen Mann gerichtet, der unterhalb des Felsens sitzt. Dieser andere ist ärmlich gekleidet, ja zerlumpt, unter den dünnen Fetzen ist der magere, knochige Körper ausgeprägt, ein Mann des Volkes, der in schwerer Arbeit des Steinklopfens eine Pause macht; die sehnigen Hände liegen, leicht geöffnet, matt auf den Schenkeln. Sinnend schaut er vor sich hin. Ernsthaft und schalkhaft zugleich.

Dieses Denkmal ist dem Dichter Anzengruber errichtet. Und der Mann, der ihm zu Füßen sitzt, ist die Lieblingsgestalt des Dichters, der Steinklopferhans. Und dies ist der Eindruck des Ganzen: als sei der Dichter auf einem Spaziergang eben aus dem Wald auf den Felsen hinausgetreten und erblicke unter sich den alten „Sinnierer", den Freund, den er in den Bereich seiner Kunst erhoben und in dessen schlichter Sprache er selbst sein Eigenstes, Innerstes, seine Weltanschauung ausgedrückt hat.

Mit dem Steinklopferhans ist Anzengruber dem Herzen des Volkes am nächsten gekommen, weil er diese Gestalt aus den Tiefen des Volkes geschöpft hat. Man muß in der Weltliteratur sorgsam Umschau halten, ehe man eine andere Gestalt entdeckt, in der sich so wie in diesem armen Teufel alle dunkeln und hellen Kräfte eines Volksganzen widerspiegeln, aller Schmerz und alle Trauer der Kreatur und wieder eine große Freudigkeit und eine so starke Lust am Leben, an Licht und Sonnenschein.

Ein Bauernphilosoph? —

Nein, damit ist die Sache nicht abgetan. Die „Philosophie" des Steinklopferhans ist nicht aus Büchern erlesen, nicht aus Lehrmeinungen abgeleitet, sondern mitgefühlt; seine Philosophie ist kein System, sondern ein Erlebnis. Sie ist ihm in der Einsamkeit offenbart worden, wie alle großen und guten Gedanken den Einsamen zu kommen pflegen. Man weiß, wo der Steinklopferhans zuerst auftritt: in der aristophanischen Komödie: „Die Kreuzelschreiber." Da legt er das große Bekenntnis ab, das zugleich das Bekenntnis seines Dichters ist: „Mit'm Traurigsein richt't mer nix. Die Welt is a lustige Welt." Und er erzählt, wie er in schwerster Krankheit zu dieser Offenbarung gekommen. Mit Sterbegedanken hat er sich aus seiner einsamen Behausung geschleppt, müde und traurig und von Gott und den Menschen verlassen. Er schleppt sich auf eine sonnenwarme Wiese, er sieht die grünen Hänge vor sich, die blauen Berge, den Nebel im Tal und den lichten Himmel über allem. „Da is a tiefer Fried über mich kommen, und es is mir durch die Seel zog'n: dös siehst schon noch a mal." Eine tiefe Ohnmacht nimmt ihm das Bewußtsein. Und wie er wieder zu sich kommt, ist die Sonne dem Untergang nahe, schon leuchten ein paar Sterne, im Tal raucht ein Schornstein, die Schmiede am Waldrand leuchtet „wie a Feuerwurm", die Käfer und Heupferde und die tagmüden Vögel, die über ihm flattern .. das ist alles so lustig, und eine schöne, linde Luft geht über die Welt. Er sieht hin und versucht sich aufzurichten und vermag es zu tun, ohne Beschwerde und .. „da wird mir auf einmal so verwogen, als wär' ich von freien

Digitized by Google

Stucken entstanden und inwendig so wohl, als wär's Sonnenlicht von vorhin in mein Körper verblieb'n, und da kommt's über mich, wie wenn Eins zum Andern red't: Es kann Dir nix g'scheh'n. Selbst die größte Marter zählt nimmer, wenn's vorbei is. Es kann Dir nix g'scheh'n. Du g'hörst zu dem allen und dös All g'hört zu Dir! Es kann Dir nix g'scheh'n. Und dös war so lustig, daß ich's all Andern rundherum zug'jauchzt hab': Es kann Dir nix g'scheh'n!"

Das ist der Steinklopferhans, der arme Teufel, das „ledige" Kind einer Viehmagd, der immer verhöhnt und getreten wurde, der an Stelle eines reichen Bauernsohns zum Militär mußte, der von einem Pferd beim Manöver zum Krüppel geschlagen wurde und den die Bauern in die Einsamkeit seines Steinbruches verbannt haben. Das ist seine herrliche, tröstende Offenbarung: Es kann Dir nix g'scheh'n. Die Forschung mag darauf hinweisen, daß die Bekanntschaft mit Spinoza diese Weltanschauung in Anzengruber aufgebaut hat. Aber es ist damit, wie wenn man Wagners Wotan aus Schopenhauer ableiten wollte. Das System muß erst innerstes Erlebnis werden, ehe es in künstlerischen Formen Gestaltung findet. Und das Erlebnis ist immer ein Eigenes, wenn es auch durch einen andern angeregt ist. Daß Anzengruber diese Anregung bei Spinoza fand, beweist eine Briefstelle, in der er sein Schicksal mit dem des Amsterdamer Weisen vergleicht: „Brillen schleifen und die Gedanken hegen — tief im Herzen. Tief im Herzen!"

Spinoza war nicht Anzengrubers einzige Lektüre. Er las sehr viel und nach Art der Autodidakten eine Zeitlang wahllos alles durcheinander. Damals, als er beim Buchhändler Sallmayer in der Lehre war. Hatte er früher aus den Bücherschätzen des Vaters Schiller, Lessings Dramaturgie, die Poetik des Aristoteles, Swifts Gulliver, Shakespeare, Napoleon auf St. Helena, A. W. Schlegels Vorlesungen, Wielands Übersetzung des Lucian kennen gelernt, so verschlang er jetzt die ganze Leihbibliothek seines Prinzipals. Es war genug, daß sich Anzengruber, der ein wenig brauchbarer Buchhandlungsgehilfe gewesen sein mag, drei Jahre in seiner Stellung behauptete. Endlich mußte ihn Sallmayer doch entlassen, und er war wieder mit seiner Mutter der Not preisgegeben.

Und diese Not, die ihn nur manchmal auf kurze Zeit verließ — ein treuerer Begleiter als der Erfolg — umdüsterte schon seine erste Kindheit. Er war am 29. November 1839 geboren. In der Abstammung der Eltern schon scheint eine Vorbestimmung der beiden Stoffgebiete zu liegen, denen Anzengruber seine Motive später entnehmen sollte: das Bauerntum und das Wiener Bürgertum. Der Vater war der Sohn eines Bauern in Weng in Oberösterreich, die Mutter war die Tochter eines Wiener Apothekenprovisors. Der Vater war ein kleiner vormärzlicher Beamter in Wien. Also ein armselig bezahlter, allen Erbärmlichkeiten der Subalternität ausgesetzter Mann, dem es mit dem Geld oft genug nicht recht „zusammengegangen" sein mag. Und war ein kleiner vormärzlicher Poet dazu, ein Theaterdichter mit einer Schublade voll von Manuskripten. Also ein von allen Schikanen der Zensur bedrohter Mann. (Sie stellten sich bei einer Aufführung seines Dramas „Berthold Schwarz" auch pünktlich ein.) Zwei Miseren, mit denen auch der Sohn zeitlebens genug zu kämpfen hatte. Als der Vater früh verstarb, hinterließ er seiner Witwe eine Pension von 166 Gulden und 40 Kreuzern. Also „zu wenig zum Leben und zu viel zum Sterben", wie man in Wien in solchen Fällen sagt. Die Witwe suchte sich und ihren Sohn durchzubringen, so gut es ging.

Nach der mit einem Mißerfolg beschlossenen Buchhändlerepisode folgte die Mutter dem Sohn, der, seinen frühen schauspielerischen Neigungen nachgebend, zur Bühne ging und beim Theater in Wiener Neustadt ein Engagement mit 25 Gulden monatlich fand. Aber Anzengruber war ein schlechter Mime und brachte es, selbst auf den winzigen Wanderbühnen, nicht weiter als zu einigem Statieren, und einmal, in Leoben, vor unverdorbenen Gemütern zu einer Art von Triumph. Aber dafür kam er weit in der Welt herum, bis ins slavonische und ungarische

Digitized by Google

Das Anzengruber-Denkmal in Wien. Aufnahme von H. Schuhmann in Wien.

Halbaſien hinein, nach Eſſegg, Vinkovce, Warasdin, Groß-Kanizſa, Oſakathurn. So weit holperte damals der deutſche Theſpiskarren. Und noch etwas anderes gewann er da: Kenntniſſe. Vor allem die Kenntnis des allerbitterſten Elends. In Oſakathurn war ihm die Gage auf — 20 Gulden herabgeſetzt worden. Wahrhaftiges Steinklopferhanselend: Kräfte in ſich fühlen und ſie nicht entfalten können, die geliebte Mutter in Entbehrung und Not, in aller Entwürdigung des Schmierenlebens ſehen und nicht helfen können. Aber noch etwas Poſitives gewann er da. Außer der Kenntnis von Land und Leuten auch die Kenntnis der Bühne und ihrer Bedingungen, die ſich auf der Schmiere nicht anders zu offenbaren ſcheinen als im Hoftheater. Damals hat er auch wohl den Bauern kennen gelernt, denn man wüßte ſonſt nicht zu ſagen, wann Anzengruber anderswo ſeine „Studien“ hätte anſtellen können. So weit man bei Anzengruber eben von Studium ſprechen kann. Denn er ſagt ſelbſt: „Ich habe mir zuerſt den idealen Bauern konſtruiert aus Hunderten von Begegnungen und Betrachtungen heraus und dann realiſtiſch variiert nach all den gleichen Erfahrungen; ein eigentliches Studium habe ich ihm nicht gewidmet, ich faßte ihn mit einem Griff.“ Die Intuition war dem Dichter wichtiger als die mühſame Konſtruktion. Das alſo lernte Anzengruber damals und vor allem auch die Technik der Bühne. Das Handwerksmäßige des „Theaterſtückes“ ging ihm ein, jenes Um und Auf des Weſentlichen und der Wirkung, das keine dramatiſche Handwerkslehre überliefern, ſondern nur die lebendige Praxis vermitteln kann. Alle ſeine Dramen ſind, was man manchmal im einzelnen einzelner Stücke gegen Kompoſition und Charaktere einwenden mag, von der erſten bis zur letzten Szene geſehen. Als ein Meiſterſtück dramatiſcher Expoſition, die mit einem Schlage die ganze Situation erhellt, wird immer die Eingangsſzene in „Romeo und Julia“ gelten müſſen. Wenn die Diener der beiden feindlichen Häuſer da mit ſpitzem Wort und ſpitzem Degen gegeneinander losgehen, iſt auf einmal das Bild einer kühnen, gewalttätigen

Zeit beschworen und der Eindruck unversöhnlichen Hasses zweier mächtiger Geschlechter gewonnen. Mit dieser Szene darf die erste Szene in Anzengrubers „Pfarrer von Kirchfeld" ruhig verglichen werden, wo der Zug der Wallfahrer und der Zug der Hochzeiter auf dem Bergweg aufeinander prallen. Zwei Welten stehen einander gegenüber: die Welt der unbesonnenen Sinnenlust und die Welt der dem Fleische Abgewandten. Auch hier ist wie durch zwei gegnerische Chöre der Konflikt im voraus angedeutet und der Hintergrund der Handlung aufgezogen.

Drei Jahre hatte Anzengrubers Lehrzeit bei Sallmayer gedauert. Nach sieben Jahren, im Jahre 1866, war seine Bühnenlaufbahn gescheitert. Sieben Jahre des rastlosen Umherwanderns, das dem von einem starken, bäuerlichen Trieb zur Seßhaftigkeit Erfüllten oft furchtbar gewesen sein mag. Nun ist Anzengruber wieder „vacierend", bringt sich und die Mutter mit schlecht bezahlter Schriftstellerei durch. Endlich, im Jahre 1869, findet sich durch verwandtschaftliche Vermittlung eine Art von Ankergrund für den Schiffbrüchigen: ein bescheidenes Amtchen als Polizeischreiber, zunächst unbesoldet, dann mit dem Gehalt von 50 Gulden monatlich. Nun saß Anzengruber, dreißig Jahre alt, im Vorzimmer des Evidenzbureaus, schrieb Leumundsnoten ab und erhob die Vorstrafen der Vagabunden.

Eines Abends aber, am 5. November 1870, gab man im Theater an der Wien ein Stück eines unbekannten Dichters: „Der Pfarrer von Kirchfeld." Der Dichter nannte sich L. Gruber, hieß aber in Wahrheit Anzengruber und schrieb im Evidenzbureau Leumundsnoten ab ... Der Erfolg des Stückes war weniger laut und breit als tief. Vor Ergriffenheit und Überraschung vergaßen die Leute ihren Beifall zu äußern, so daß der Dichter am Abend der ersten Aufführung im Glauben aus dem Theater ging, er habe wieder einen Mißerfolg erlebt. Anzengrubers Stück war auch von damals unerhörter Kühnheit. Zum erstenmal war eine große Zeitfrage dichterisch dargestellt worden. Schon Friedrich Kaiser, der unmittelbare Vormann Anzengrubers, hat Zeitfragen vom Forum der Bühne herab behandelt. Aber seine Stücke sind, wie sie lediglich aus seiner Zeit heraus geboren waren, auch mit ihr verschollen; Anzengruber aber, der, wie manch einer damals vermeinte, „halt noch lang kein Friedrich Kaiser" war, gesellte dem Zeitlichen das Ewige, das formende Element, die tiefinnerliche seherische Kraft des Dichters, das Göttliche. Der „Pfarrer von Kirchfeld" ist Tendenzstück, man hat sogar behauptet „Parteistück". Aber wie Rosegger damals warm und herzlich sagte: „Die Partei ist die Menschheit und die Menschlichkeit, kämpfend gegen die Unmenschlichkeit; diese Tendenz ist in dem Stück auf das tiefste erfaßt und auf das konsequenteste durchgeführt." Man wird nicht verkennen, daß zeitgeschichtliche Elemente in Anzengrubers Dramen liegen. Damals gärte es in Österreich, und es schien, als wollte sich das alte Reich in den Nachwirkungen der achtundvierziger Jahre endlich verjüngen. Noch immer schwang die Begeisterung der Schillerfeier wie eine mahnende Glocke im Volk. Allerlei Anläufe waren da, Versprechungen waren gegeben, Hoffnungen erweckt, Ziele gewiesen. Man wartete auf den Führer, der alles noch Dunkle deuten, alles Dämmernde erhellen sollte. Und so schreibt Anzengruber an Julius Duboc: „Ein anderer wollte sich nicht finden, welcher der Zeit von der Bühne herab das Wort redete, und einer mußte es tun, also mußte ich es sein."

So haben alle wahrhaften Dichter von den Tagen des Psalmisten an gedacht. Die zeitgeschichtliche Tendenz, die mit der menschlichen Tendenz verschmolzen ist, richtet sich gegen das Eheverbot der katholischen Geistlichkeit. Aber Anzengruber war zu sehr Dichter, den eine immanente „poetische Gerechtigkeit" immer auszeichnen muß, um irgendein Ding nur von einer Seite zu sehen. Und wenn der Pfarrer Hell diese eine Seite vertritt, die ein Friedrich Kaiser wohl ausschließlich gesehen hätte, so vertritt der Pfarrer Vetter von St. Jakob in der Einöd die andere Seite der Frage, die dem Dichter Anzengruber nicht entgehen konnte.

Digitized by Google

Dieſer arme, verbauerte Gebirgspfarrer, der ſein Leben lang — ein Steinklopferhans im geiſtlichen Gewand — von einem verlorenen Neſt ins andere geſchoben wurde, erfaßt den Grundgedanken der großartigen kirchlichen Organiſation: Wer nicht für Weib und Kinder zu ſorgen hat, iſt frei für höhere Zwecke und kann auf jeden Poſten geſtellt werden, wo man ſeiner bedarf. — Wenn aber einmal auch die zeitliche Tendenz von Anzengrubers Werk gegenſtandslos und leer geworden ſein ſollte, die menſchliche wird immer beſtehen bleiben, als eine höchſt wichtige Angelegenheit für uns alle. Jene Tendenz, die der Wurzelſepp ausſpricht: „Der Herrgott will ja nicht, daß der Menſch unglücklich ſein ſoll ſein ganzes Leben lang.“ — Nicht den Geiſt des Haſſes, ſondern den der Liebe atmet Anzengrubers erſtes Werk, das uns nach vielen vorhergegangenen mißlungenen Verſuchen zum erſtenmal den Meiſter zeigt.

Außer dem Erfolg, deſſen der Schaffende zum weiteren Schaffen bedarf, brachte der „Pfarrer von Kirchfeld“ ſeinem Dichter noch ein anderes, nicht minder wichtiges: den verſtehenden Freund. Man weiß aus der klaſſiſchen Zeit unſerer Literatur, welche Bedeutung ein ſolches Bündnis gewinnen kann. Anzengruber fand ſeinen Freund in Peter Roſegger, dem ſteiriſchen Volksdichter, deſſen Ziele denen Anzengrubers ſo nahe kamen, daß aus einem zufälligen Zuſammentreffen von Umſtänden bei der Aufführung des „Pfarrers“ in Graz geſchloſſen wurde, Roſegger ſei der Dichter. Als dieſer das Schauſpielhaus betrat, begrüßte ihn das Publikum mit jubelndem Zuruf. Nachdem ſich die beiden endlich kennen gelernt hatten, knüpfte ſich die Freundſchaft immer feſter. Anzengruber überwand Roſegger zuliebe oft ſogar ſeine Abneigung gegen das Reiſen und unternahm die Fahrt nach Graz manchmal ausſchließlich deshalb, um einige Stunden mit dem Freund zu verbringen. Trotz aller Übereinſtimmung in den Zielen gab es aber weſentliche Verſchiedenheiten im Weſen der Freunde. Anzengruber war kein Wald- und Feldgänger wie Roſegger, er war nicht dazu zu bewegen, einmal auf Roſeggers geliebte Berge mitzukommen. Während Roſegger die Fülle ſeiner Typen aus dem unmittelbaren Verkehr mit dem Volk ſchöpfte, genügten Anzengruber für alle Folge die einſt auf ſeinen Wanderungen geſchöpften Beobachtungen. Er erinnert in dieſem Belang an Böcklin, der nicht unmittelbar vor der Natur gemalt hat, ſondern ſpäter in ſeinem Atelier die farbigen Erinnerungen jederzeit hervorzurufen verſtand. Man hat die Frage aufgeworfen, weshalb Anzengruber gerade die Bauern zu Trägern ſeiner Handlungen gemacht hat. Denn trotz aller „Intuition“ gab es da doch manchmal beſondere Schwierigkeiten. Das Detail, das Beiwerk wollte ſich nicht immer einſtellen. Und Anzengruber mußte manchmal bei ſeinem Freund Roſegger nach ſolchen Dingen anfragen: welcher Unterſchied zwiſchen „Heumandel“ und „Schober“ ſei oder zwiſchen „Schupfen, Scheuer und Scheune“, welches beſſere und welches gewöhnliche Gewand die richtige Alplerin trage. Auch die Mundart war ein ſolcher ſchwieriger Punkt. Die Mundart der Anzengruberſchen Bauern wird nirgends auf der Welt geſprochen. Sie iſt reines Anzengruberiſch; ein Gemiſch aus bajuvariſchen und fränkiſchen Elementen mit Wiener Dialekt. Aber trotz aller Schwierigkeiten blieb der Dichter ſeinen Bauern treu, denn in ihnen konnte er urſprüngliche und natürliche Charaktere darſtellen. „Die Leidenſchaften bleiben in rückhaltloſer Äußerung oder linkiſcher Verſtellung verſtändlicher und der Aufweis, wie Charaktere unter dem Einfluß der Geſchicke werden oder verderben, iſt klarer zu erbringen an einem Mechanismus, der gleichſam am Tage liegt.“ Doch das iſt nicht der einzige Grund. Er mag für die Epiſodenfiguren gelten. Aber die Hauptgeſtalten ſind in ihren verworrenſten Zügen erfaßt von einem Seelenkünder, den es antreibt, gerade, verſchlungene und widerſprechende Charaktere darzuſtellen, mit den einfachſten Mitteln abſonderliche, ſeltſame Menſchen zu geben. Noch ein weiterer Grund iſt weſentlich maleriſcher Art, derſelbe, aus dem die moderne Malerei wieder den Bauern „entdeckt“ hat. Das Leben ſpielt ſich in dem nur ſcheinbar einförmigen

Dasein des Bauern bunter ab und die Freude an Farbe, am unmittelbaren Nebeneinander ungebrochener Töne, am freien Licht, mag jedem, der Anzengrubers Szenen mit Aufmerksamkeit auf diese Wirkungen geprüft hat, aufgefallen sein. War doch auch Anzengruber zuerst gleich Scheffel und zum Teil auch Goethe im Zweifel über seine Begabung und hielt sich, allerdings mit noch weit minderem Recht als diese beiden, eine Zeitlang für einen Maler.

Unter den 22 Stücken Anzengrubers spielen elf unter den Bauern. Darunter Meisterwerke, nicht nur Anzengrubers, sondern der ganzen deutschen Bühnendichtung, der erschütternde, in Tiefen führende „Meineidbauer", der „G'wissenswurm", die beste deutsche Komödie „Die Kreuzelschreiber" und der noch immer nicht nach Gebühr geschätzte „Doppelselbstmord". Die übrigen Werke lassen sich in zwei Gruppen scheiden, die mißglückten hochdeutschen Dramen, wie „Elfriede" und die Wiener Volksstücke mit einem anderen Meisterwerk Anzengrubers: „Das vierte Gebot." Auch dieses ein Tendenzstück: Die Tragödie des Wienertums. Der Verfall einer Familie. Thomas Mann hat einen vielbewunderten Roman geschrieben: „Buddenbrocks." Er ist das epische und norddeutsche Gegenstück zum „Vierten Gebot". Während aber die Familie der Buddenbrocks verfällt, weil ihre Lebenskraft einfach verbraucht, weil ihre Zeit nach natürlichen Gesetzen um ist, gibt es bei Anzengruber eine tragische Schuld, wie sie das Volksstück braucht. Dem Wienertum, das sich an das leichte und liebenswürdige Wort: „Leben und leben lassen" hält, soll der Spiegel vorgehalten werden. Anzengruber hat einmal „eine Geschichte von bösen Sprichwörtern" geschrieben. Solche böse Sprichwörter sind: „Der Mensch lebt nur einmal" — „Einmal ist keinmal" — „Kommt Zeit, kommt Rat." Es sind diese Sprichwörter, die aus dem Wienertum herauskristallisiert zu sein scheinen, zugleich die Grundmotive von Anzengrubers Drama, Szene für Szene als Motto für den Verfall der Familie Schalanter verwendbar; bis zum Ende das Thema der Verziehung durch die Eltern von dem unglücklichen, zum Tod verurteilten Sohn machtvoll angeschlagen wird: „Du weißt nit, daß's für manche 's größte Unglück is, von ihre Eltern erzogen zu werd'n. Wenn Du in der Schule den Kindern lehrest: Ehret Vater und Mutter, so sag's auch von der Kanzel den Eltern, daß's danach sein sollen." Anzengrubers Darstellung der kleinbürgerlichen Kreise und der Charaktere, die aus diesen Kreisen erwachsen, gibt der seiner „Bauern" nichts nach. Auch hier fand er die Möglichkeit, Leidenschaften unmittelbarer zum Verständnis zu bringen, bunte und farbige Szenen zu geben. Nur das Verschwimmende und Verschwommene, die gleichmäßige Kulturtünche der Oberflächenschichten der Gesellschaft wollte ihm nicht gelingen. Seine hochdeutsch redenden Personen sind steif und hölzern, schablonisiert und ganz äußerlich charakterisiert, sie reden uns nicht zu Herzen. Und manchmal greift Anzengruber zum naiven Mittel des älteren Wiener Stückes, ihre Art durch den Namen anzudeuten. Als schreckbares Beispiel gilt hier der Name des Professors Foliantenwälzer.

Nach dem großen Erfolg des „Pfarrers von Kirchfeld", nach dem sich Anzengruber gerne und mit Stolz „Kirchfelder" nennen ließ — ein rührender Zug von bescheidener Dichtereitelkeit — verließ Anzengruber im Vertrauen auf den neugewonnenen Ruhm den Staatsdienst. Sein äußerer Lebensgang schien gesichert. Er war als Theaterdichter am Theater an der Wien angestellt und hatte gegen ein festes Gehalt von 1200 Gulden jährlich zwei neue Stücke zu liefern. Aber es gehört zur Psychologie der Kritik, sich rasch gegen die zu kehren, die ihr mit einem großen Erfolg über den Kopf wachsen. Noch bedeutete der „Meineidbauer" einen vollen Triumph, nicht minder die Aufführung der „Kreuzelschreiber", aber schon bei dem schwach geratenen Wiener Volksstück „Die Tochter des Wucherers" wandte man sich von dem Dichter ab, mit Gebärden und hämischen Bemerkungen, als habe man es mit dem ersten besten Dilettanten zu tun. Und da kein Volk auf Erden so rasch vergißt, wie die Wiener, fand die erste Aufführung des „G'wissenswurm" vor halbleerem

Digitized by Google

Hause statt. Und nun folgte Mißerfolg auf Mißerfolg, hie und da ein geschenkter Erfolg, der noch schlimmer war als gar keiner. Anzengruber war, im Gefühl der Verpflichtung, die ihm seine ersten Erfolge auferlegt hatten, und auch aus der wieder beginnenden Not heraus unaufhörlich tätig. Dramen, Kalendergeschichten, zwei Romane, der teilweise mißglückte „Schandfleck“ und sein episches Meisterwerk „Der Sternsteinhof“. Daneben quälte er sich mit Redaktionsarbeiten an verschiedenen Blättern. Aber es wollte nichts so recht glücken, und auf dem Höhepunkt seiner Verstimmung sah sich Anzengruber, außer von einigen vertrauten Freunden, von allen verlassen. „Ich leide unter einer Verstimmung,“ schreibt er, „man könnte sie eine ‚großstädtische‘ heißen, alle Talentlosigkeit ist mir um eine Nasenlänge vor, meine Verhältnisse verschlechtern sich. Andere verstehen es doch besser; es ist eine wahre Anmaßung, für das Gesunde, das Echte und Rechte sich einzusetzen; man hat nichts als Anfeindungen davon.“ Er beneidet Richard Wagner und — Johann Strauß, und dann fällt ein Wort von furchtbarer Bitterkeit, das bitterste für einen Dichter: „In der Mode war ich ... ich bin abgelegt!“

Es sollte sich aber erweisen, daß Anzengruber noch nicht „abgelegt“ war. Dichter-Preise beweisen nichts, aber wie ein Dichter nach und nach lebendig wird, wie die aus ihm entsprungenen Quellen, die erst unterirdisch fließen mußten, nun an die Oberfläche dringen, wie seine Gestalten aus dem Rahmen seiner Stücke hervortreten und leibhaftig unter allem Volk zu wandeln beginnen, so daß man von ihnen spricht, vom Kirchfelder Pfarrer, vom Meineidbauer, vom Dusterer, vom Steinklopferhans, als habe man sie vorhin auf der Straße gesehen — das verkündet Auferstehung und Unsterblichkeit. Neben manchem Schmerzlichen und Leidvollen sollte Anzengruber doch noch das tröstliche Glück dieses Umschwungs erleben. In das Jahr 1883—1884 fällt seine „Renaissance“. Direktor Bukovics vom Stadttheater wurde Anzengrubers „Schliemann“. Die Wiener Theater begannen sich wieder seines Namens und seiner Stücke zu entsinnen. Recht fröhlich und hoffnungsreich feierten Anzengrubers Freunde und er selbst, trotz einer Krankheit, die niemand ernst nahm, den 29. November 1889, den 50. Geburtstag des Dichters.

Am 10. Dezember war Anzengruber tot. Er ist, vielleicht in weiterer Folge einer vor dem Geburtstag vorgenommenen Operation, an Blutvergiftung gestorben.

Die Morgenröte, die Anzengruber für sich anbrechen sah, ist inzwischen zum hellen Tag erglommen. Und was Anzengruber zeitlebens am meisten gefreut hat: wenn er von Angehörigen anderer deutscher Stämme in seinem Schaffen anerkannt wurde, ist inzwischen selbstverständlich geworden. Im Norden wird er nicht anders als im Süden als Künder der Volksseele verehrt. Der Norden hat uns seinen Fritz Reuter gegeben, der Süden gab dafür seinen Ludwig Anzengruber. Wir wollen nicht streiten, wer von beiden größer ist; wir wollen uns freuen, daß wir „zwei solche Kerle“ haben.

Ritt.

Rasch bin ich zu Pferd gestiegen,
Fest hielt meine Hand die Zügel,
Ach, ich wünscht', ich hätte Flügel,
Wünschte mir, ich könnte fliegen.

Und ich lachte, mit mir lachten
Feld und Wald und See und Heide;
Mädchen, schönste Augenweide,
Weißt Du auch, woran wir dachten?

Dachten, daß nach heißem Reiten
Ich in einer kurzen Stunde
Mir von Deinem roten Munde
Küsse tausend Seligkeiten.

Fuchs, wirst heut dran glauben müssen,
Laufe zu, mein Alter, Braver,
Dich erwartet Stall und Hafer,
Mich ein roter Mund zum Küssen.

Hans Kaspar von Starken.

Der Große Preis von Paris.

Von Karl Eugen Schmidt-Paris.

Mit dieser Überschrift habe ich eine kleine Rache ausgeübt. Wie ich sehe, nennen die Berliner ihren Großen Preis einen Grand Prix, also habe ich Revanche genommen und den Pariser Grand Prix zum Großen Preis gemacht. Rache ist süß!

Der Pariser Grand Prix ist das letzte gesellschaftliche Ereignis der Saison. Am nächsten Morgen besteigt das Tout Paris Automobil oder Eisenbahn und sauft ins Gebirge oder ans Meer, und das Seinebabel steht wüste und leer. Denn das Tout Paris besteht zum mindesten aus zehntausend Menschen, wenn man alles Drum und Dran mitrechnet, und Sie können sich lebhaft vorstellen, wie leer eine Stadt von drei Millionen plötzlich wird, wenn zehntausend weggehen. ‚Il n'y a plus un chat', sagen die Pariser, die sich irgendwo auf dem Lande scheußlich langweilen und furchtbar froh wären, wieder am Seinestrande zu sein.

Zum Grand Prix aber stellt sich ganz Paris ein, da wird sozusagen die letzte Heerschau vor dem Auszuge abgehalten, und da wird dann auch gleich Parole und Feldgeschrei ausgegeben. Das heißt, die Sommerblusen, Hüte, Schuhe usw. werden hier lanciert, und wer nachmals im Gebirge oder am Meere fashionabel und elegant sein will, muß am Tage des Grand Prix gehörig aufpassen. Für die Herrenwelt gibt es leider jetzt keinen unanfechtbaren arbiter elegantiarum mehr. Als der Prinz von Sagan, der Sohn des vorigen und der Vater des gegenwärtigen Herzogs im Preußenlande, noch frisch und froh unter uns weilte, wußte man alles, was man zu wissen brauchte, wenn man ihn gesehen hatte. Man mußte Hut, Weste, Krawatte, Kragen, Hemd, kurz alles genau so tragen wie er, weiter hatte man keine Mühe. Heute ist es viel schwerer, ein wahrhaft eleganter Mensch zu sein, und wie ich höre, haben einige brave Leute schon verzweifelt auf den Kampf mit der Mode verzichtet. Es ist wahr, der immer noch jugendliche Liebhaber Le Bargy vom Théâtre français und der Gouldsche Schwiegersohn und Markgraf Boni von Castellane geben sich redlich Mühe, die durch das Verschwinden des Prinzen von Sagan entstandene fühlbare Lücke auszufüllen, aber die Sache ist ihnen leider nur zum Teil gelungen, und wir befinden uns in diesen wichtigen Fragen mitunter in der peinlichsten Ungewißheit.

Die Damen haben es besser. Erstens wird ihnen weit mehr individuelle Freiheit gelassen, und man verlangt von ihnen das Gegenteil der dem Manne vorgeschriebenen Uniformität, zweitens fehlt es nie und nimmer an Damen, die ihre Rolle als Königin und Führerin der Mode zur allgemeinen Zufriedenheit spielen. Dafür sorgen schon die weltberühmten Schneidermeister der Rue de la Paix, welche die schönsten und beliebtesten Damen von Bühne und Brettel sozusagen als Aushängeschilder benutzen und ihnen nicht nur ihre neuesten und herrlichsten Schöpfungen umsonst liefern, sondern unter Umständen gar noch etwas dafür zahlen, daß ihre Toiletten und Hüte von den Königinnen der Mode spazieren getragen werden.

Der Grand Prix ist also ein Toilettenfest, eine Art von großer Kleiderschau, eine Sommerrockmesse, etwas ähnliches, wie es früher unsere großen Jahrmärkte waren, wie es die Messe von Nischni Nowgorod heute noch ist. Und daß er diesen Zweck nicht zugesteht, ist das beste an dem Grand Prix. Gestände er ihn, so bekäme man die Toiletten wahrscheinlich nur auf bewegungslosen Puppen mit Wachsgesichtern zu sehen. So aber zeigt man uns die schönsten Kleider und Hüte auf den schönsten Frauen und Köpfen, und da macht die Sache einen ganz anderen Eindruck.

Aber der Grand Prix ist nicht nur ein Toilettenfest. Hunderttausend Pariser wandern alljährlich auf die Pelouse von Longchamp und erlegen ihren Franken Eintrittsgeld, die sich nicht im geringsten um die Toiletten der Damen und Herren in der Pesage und im Pavillon kümmern. Sie sind von der eleganten Welt durch die ganze Breite der Rennbahn getrennt und können aus dieser Entfernung mit dem bloßen Auge die Toiletten gar nicht sehen. Diese Leute müssen also einen andern Grund haben, wenn sie sich den Strapazen des Ausfluges unterziehen. Was mag da wohl der Grund sein?

Vielleicht sind es wütende Pferdefreunde wie die Engländer, die wirklich imstande sind, zwei Stunden auf einer staubigen Landstraße zu marschieren und zwei Stunden auf einem sonnenglühenden Rennplatze auszuharren, nur um an Ort und Stelle zu sein, wenn es sich entscheidet, welcher Gaul am schnellsten laufen kann. Aber so sind die Franzosen nicht.

Gehen Sie in ein englisches Wirtshaus oder in die Wohnung eines englischen Bauers, Arbeiters oder Handwerkers. Wenn überhaupt etwas an der Wand hängt, ist es das Porträt eines Pferdes, das vor längerer oder kürzerer Zeit den Derby gewonnen hat. Die Preisboxer und die kolonialen Mehrer des Reiches kommen erst in zweiter Linie. In Frankreich gibt es eine solche Pferde-

Digitized by Google

Vor dem Stall.

Gemälde von Prof. Hugo Mühlig.

Digitized by Google

liebe nicht, und die hunderttausend Leute auf der Pelouse wandern so wenig um der Pferde willen nach Longchamp wie die zehntausend des Tout Paris, die man im Pavillon und bei der Pesage prangen sieht.

Ach nein, das hat einen viel weniger schönen Grund! Wenn Sie jemals einen Roman von Balzac gelesen haben, wissen Sie, daß zu seiner Zeit im Palais Royal ein Spielerhaus neben dem andern stand, und daß das Gewerbe des Spielwirtes genau ebenso angesehen war wie das des Wein- oder Speisewirtes. Jetzt sind wir in andern Anschauungen erzogen und halten das Hasardspiel für ein Laster. Ob wir damit recht haben, weiß ich nicht, jedenfalls dachten unsere Großväter anders, und das zeigt wieder einmal, wie sich die Anschauungen von Gut und Böse nach Zeiten und Breiten ändern. Auch in Frankreich kam die Zeit, wo man anders dachte und das Hasardspiel als eine Erfindung des bösen Feindes betrachtete. Und in dieser tugendhaften Anwandlung ging man hin und schaffte alles öffentliche Glücksspiel ab.

Molière, der ein sehr kluger Mann war, sagt in seinem Tartüffe, der Himmel lasse mit sich reden. Wieviel mehr erst eine irdische Regierung! Die Spielhäuser sind dem Gesetze nach geschlossen, aber die hohe Obrigkeit hat mit sich reden lassen und drückt ein Auge zu. In allen sogenannten Cercles und in allen französischen Badeorten wird gespielt so gut wie in Monte Carlo, und es ist nur zu bedauern, daß die französischen Spielwirte ihr Geld nicht in so gemeinnütziger Weise anlegen wie der Fürst von Monaco.

Aber nicht jeder kann einem Cercle angehören, nicht jeder kann ins Bad reisen, und die anderen wollen auch spielen. Da man die Lotterien abgeschafft hatte, weil diese bekanntlich höchst unmoralisch sind, erfand man den Pari mutuel, den Totalisator, und wenn es heute sechs tägliche Sportzeitungen in Paris gibt, so dürfen Sie nicht im geringsten daraus schließen, daß die Leute, die den Camelots die frisch aus der Druckerei kommenden feuchten Blätter aus den Händen reißen, das aus purer Freundschaft für jenes Geschöpf tun, das von Buffon „die edelste Eroberung des Menschen“ genannt wird. Nein, es ist betrübend, aber wahr: diese Leute sind alle samt und sonders Glücksspieler, die ihre Ersparnisse regelmäßig zu den Wettrennen tragen oder tragen lassen.

Man hat die Pferderennen in Frankreich eingeführt und obrigkeitlich geregelt und geschützt, „um die Pferderasse zu verbessern“. Das ist natürlich viel Heuchelei dabei. Handelte es sich darum, so lämen wohl die schweren Karrengäule der Normandie, die Percherons und andere nützliche Tiere, die in Frankreich ausgezeichnet gedeihen, ebensogut in Betracht als die englischen Renner, deren Nützlichkeit nicht allgemein einleuchtet. Nein, die Wettrennen in Frankreich sind ganz einfach der unvollkommene Ersatz der Lotterien und der öffentlichen Spielhäuser, und wie der spanische und italienische Handwerker und Bauer seine Spargroschen auf den Ankauf eines Lotterieloses verwendet, so kauft der französische Kleinbürger dafür ein Billett des Pari mutuel. Da in der schönen Jahreszeit, also acht Monate im Jahre, täglich Wettrennen stattfinden, im Bois de Boulogne, in Vincennes, in Chantilly, in Maisons-Lafitte, so hat der Pariser ebensoviel Gelegenheit, sein Geld los zu werden wie der Spanier und Italiener. Natürlich kann er nicht immer selber hinausgehen, aber der gesetzlich abgeschaffte Buchmacher blüht trotz seiner Abschaffung fröhlich weiter, und es gibt kaum ein Café oder einen Barbierladen in Paris, wo man nicht Gelegenheit fände, sein Geld für die kommenden Rennen anzulegen. Alljährlich schleppen die Pariser eine runde Viertelmilliarde auf den Rennplatz. Die Provinz, die hier wie in anderen Dingen keine Rolle spielt, bringt noch nicht ganz zwanzig Millionen auf, etwa den dreizehnten Teil der von Paris gelieferten Summe.

Da die Verbesserung der Pferderasse als beschönigender Vorwand nicht genügen wollte, dachte man daran, daß der Zweck die Mittel heiligt, und gab dem Sündengeld der Wettenden eine schöne Bestimmung. Man behielt den Zehnten zurück und lieferte einen Teil davon der vom Staate geleiteten öffentlichen Wohltätigkeit aus. Über diese öffentliche Wohltätigkeit zu berichten, ist hier nicht der Ort. Nur so viel sei gesagt, daß von den einlaufenden Millionen kaum der zehnte Teil wirklich an die Armen geht, während der ganze große Rest von dem sehr kostspieligen Beamtenapparat aufgebraucht wird. Alle Theater usw. müssen den Zehnten an diese Wohltätigkeit abliefern; von dem Ertrage des Pari mutuel aber geht die Hälfte an die Renngesellschaften für die Instandhaltung der Rennplätze, ein anderer Teil wird für das der Regierung gehörige Gestüt verwendet, der Rest endlich fällt der Bienfaisance zu. Selbst die Leute, welche in dem Glücksspiele ein Laster und eine Sünde sehen, verschweigen also ihre sittliche Entrüstung um der sechs oder acht Millionen willen, die aus der unlauteren Quelle in die Kassen der Wohltätigkeit fließen.

Bei den gewöhnlichen Rennen sind nur die tausend Buchmacher, Trainers, Jockeis und Besitzer zugegen, die von der Sache leben. Die Aufträge zum Wetten findet der Buchmacher in der Stadt, denn die Leute, die das Geld hergeben, haben keine Zeit, um jeden Tag auf dem Rennplatze zu liegen. Der Grand Prix aber macht eine Ausnahme. Da begnügen sich die wenigsten mit den Diensten des Vermittlers. Einmal im Jahre wollen sie dabei sein und zusehen, wie ihr Geld schmilzt. Der Grand Prix ist also ein Tag der Arbeit und des Gewinnes für alle Arten Fuhrwerk, das zum Transport von

Digitized by Google

Personen geeignet ist. In der Stadt selbst ist um zwei, drei Uhr nachmittags kein Fiaker mehr aufzutreiben, denn alle sind unterwegs nach oder von dem Rennplatze.

Auf den äußeren Boulevards rollen riesige Gesellschaftswagen nach dem Westen; zweiunddreißig oder mehr Menschen finden da Platz, und jeder muß seinen Franken zahlen. Der ganze Verkehr bewegt sich nach dem Sternenplatze, wo der große Triumphbogen steht, und schlägt dann die Avenue du Bois ein. Hier versammelt sich in dichten Scharen das Volk der Neugierigen, die auch etwas von den Toiletten, den Pferden, den Automobilen haben wollen, ohne den weiten Weg nach Longchamp zu machen. Auf beiden Seiten sind die breiten Trottoirs von Zuschauern besetzt, und hinter diesen beschaulichen Philosophen drängt in bunter Menge das Publikum, das den Weg nicht scheut, und das den Franken lieber in der Tasche behält, um ihn nachmals verwetten und hundert Franken damit verdienen zu können.

Dann rollt man durch das Bois de Boulogne bis zu dem großen Rasenfeld, das sich den anmutigen Höhen von St. Cloud und Suresnes gegenüber an der Seine hinbreitet. Das arme Gras, das am Morgen noch frisch und grün leuchtet, wird jetzt unbarmherzig von hunderttausend Hufen, Füßen und Rädern zermalmt, und am Abend ist alles gelb und braun von Staub und Schmutz, wo morgens alles grün und bunt war. Bei der Fahrt durch das Wäldchen merkt man, was man schon am großen Triumphbogen merkte: daß sich zu den Leuten, die um der Toiletten, des Wettens und der Pferdezucht willen den Grand Prix mitmachen, sehr viele gesellen, die aus keinem dieser drei Gründe kommen. Sie haben sich einfach nur darum aufgemacht, um die Menge zu sehen. Viele dieser Neugierigen nähern sich gar nicht dem eigentlichen Rennplatz. Sie suchen sich irgendein schönes, schattiges Plätzchen in dem Walde aus, wo sie einen frohen Picknick feiern. Kommt man am nächsten Tage nach dem Wäldchen von Boulogne, so sieht es da traurig aus: am Rennplatze ist das Gras zerstampft und verwelkt, und sonst ist das ganze Wäldchen allenthalben mit Zeitungspapieren angefüllt, die gestern Weinflaschen, Wurst, Schinken und sonst allerlei gute Dinge enthielten, heute aber dem sonst so lustigen Wäldchen ein sehr wenig erfreuliches Gesicht geben.

Aber wir halten uns nicht im Wäldchen auf, wir rollen — die ganze breite Straße scheint mit uns zu rollen, so sehr ist sie von Fuhrwerken angefüllt, die sich sämtlich in der gleichen Richtung bewegen — aus dem Baumschatten heraus und haben den Rennplatz, den von Menschen wimmelnden, jetzt noch grün aussehenden Rasen, die Gebäude des Pavillons mit ihren lustigen Wimpeln, dahinter die Pappeln an der Seine und jenseits die Hügel von Suresnes vor uns. Ein wirklich überaus lustiges und anziehendes Bild, nicht so schwarz, trübe und eintönig, wie es sonst wohl Menschenmengen in Großstädten sind, sondern farbig, bunt und bewegt. Denn es ist ja die herrlichste Zeit im Jahre, die Sonne lacht, es gilt der Heerschau der Sommertoiletten, den hellen, frohen Farben der Röcke und Blusen, der Hüte und Sonnenschirme, der Westen und Halsbinden. Bei diesem frohen Anblick vergißt man sofort, daß die große Mehrzahl mit schnöden Geldgelüsten hergekommen ist, man meint sich vor einem großen, schönen Volksfest zu befinden, und schickt sich an, ebenso fröhlich und harmlos teilzunehmen.

Auf der Pelouse, die wir zuerst betreten, erblicken wir eine kleine Budenstadt. Ohne Zweifel stehen wir da vor den Trink-, Eß- und Tanzzelten, die wir von unseren deutschen Jahrmärkten und Volksfesten her kennen. Aber weit gefehlt: Sofort merken wir wieder, wo wir sind und um was es sich handelt: die Leute sind nicht zum Trinken, Essen und Tanzen hergekommen, sondern zum Wetten und Geldverdienen. In jeder dieser zwei- oder dreihundert Buden sitzen zwei oder drei Beamte, welche die Karten des Pari mutuel verkaufen und nach jedem Rennen die Gewinne auszahlen. Und da sollen Sie einmal sehen, wie sich das wogende Meer der Pelouse brandend an die Buden wirft, sobald ein Rennen vorbei ist und das Auszahlen beginnt! Da ist es vorbei mit dem festlichen, fröhlichen, harmlosen Eindruck. Man denkt an das Hallali, wo die Meute sich auf die Eingeweide des Hirsches wirft. Und der schöne Sonnenschein, die leuchtenden Sommertoiletten, die ganze frohe Pracht erhält einen bösen Beigeschmack. Man erinnert sich dann, daß die Menge der Pelouse vor einem Jahre die Buden gestürmt, zusammengerissen, ausgeplündert und niedergebrannt hat, als der die Rennen leitende Beamte einen Fehler gemacht zu haben schien. Und man beeilt sich, die Pelouse zu verlassen, um zu sehen, ob man nicht drüben bei den oberen Zehntausend bessere Menschen finde.

Diese Hoffnung wird in der Tat nicht zuschanden. Natürlich sind die Leute des Pavillons und der Pesage nicht besser als die anderen, aber sie sind reicher, sie haben die Silberlinge nicht so nötig wie die Einfrankenmenschen der Pelouse, sie sind wohl auch wenigstens großenteils besser erzogen, haben bessere Manieren, und endlich kommen sehr viele von ihnen nur hierher, weil es sich um die letzte Heerschau des Tout Paris vor dem Aufbruche nach der Campagne und um die großartige Ausstellung der Sommertoiletten handelt. Das Wetten wird im Grunde nur so nebenbei besorgt, obgleich auch aus Pavillon und Pesage bedeutende Summen dem Pari mutuel zufließen. Die Pferdezüchter und überhaupt alle professionellen Sportsmen wetten nicht auf der Pelouse, sondern in Pesage oder Pavillon, und hier handelt es sich nicht um fünf Franken, sondern um tau-

Digitized by Google

ſende. So kommt es, daß man zwar von der auf der Pelouſe vorherrſchenden Wettleidenſchaft in Peſage und Pavillon nur wenig merkt, daß aber trotzdem hier ebenſoviel Geld umgeſetzt wird wie dort.

Der Tag des Großen Preiſes führt dem Pari mutuel im Durchſchnitt etwa vier Millionen Franken zu, und davon bringt die Pelouſe nicht ganz die Hälfte auf, während der größere Reſt von dem eleganteren Publikum in Peſage und Pavillon verwettet wird. Während man dort nur einen Franken Eintrittsgeld zahlt, muß man hier einen Louisdor erlegen, und im gleichen Verhältnis bewegen ſich wohl auch die von den Wettenden gewagten Summen. Dieſe Eintrittsgelder bringen den Geſellſchaften, welche die Wettrennen veranſtalten, nicht viel weniger ein, als die vom Pari mutuel zurückbehaltenen Prozente. Ein Grand Prix wirft durchſchnittlich 300000 Franken ab, und davon kommt auf die Pelouſe kaum der dritte Teil.

Die Pariſer laſſen ſich alſo die Amélioration de la race chevaline etwas koſten, und man darf ſich darüber nicht wundern, denn die Sache hat beinahe eine ebenſo große Anziehungskraft wie das große Los. Um die ungläubigen Skeptiker zu ermutigen, erzählt man ihnen Geſchichten von den gewonnenen Summen: bei der Steeple Chaſe im Jahre 1888 bekam man für ſein Fünffrankenbillett 386 Silberlinge, beim Grand Prix 1889 ſogar 723, und den Rekord bildet ein Hürdenrennen in Nizza, wo der glückliche Wetter für fünf Franken 3951 erhielt. Wer kann ſolchen Zahlen widerſtehen? Nun, widerſtehen können die Leute, die in der Lotterie ſpielen dürfen. Da kann man mit zwanzig Franken eine Million gewinnen. Den Franzoſen aber iſt die Lotterie nur in Ausnahmefällen geſtattet, und ſo iſt es kein Wunder, daß ſie ihr Heil bei den Pferderennen verſuchen und mit aller Macht danach ſtreben, „die Pferderaſſe zu veredeln“.

Die Harfe.

Mir war,
Ich wußt' im Walde eine alte, wunderholde
Verwunſchne Harfe aus vergilbtem Golde;
Die lehnte irgendwo in grüner Nacht verlaſſen
Mit ſieben Saiten, ſüßen, frühtaunaſſen,
Die ſeltſam aufblühn und ſo blaß verblinken
Beim Sonnenſterben und beim Sternenſinken.
Wer die fände —!
Und ließe ſündenloſe Träumerhände
Verloren über ihre ſieben kühlen
Verſunk'nen Wunder auf und nieder ſpielen:
Es würden tief erſchrocken alle Waſſer ſchweigen
Und alle Morgenvögel in den Sonnenzweigen;
Und alle Engel fingen an zu weinen
In ihren goldnen Kammern, auch die kleinen,
Die auf der Mauer Gottes horchend hocken;
Sie würden hinter breiten Kinderlocken
Die ſüßen Angeſichte bang verſtecken
Und ihre ſchönen, himmelsbunten
Röcklein mit bittrem Tau bedecken,
Von früh bis ſpät.
Aber der Tod, der hinter Gottes Schulter ſteht,
Er würde unergründlich lächelnd in die Ferne lauſchen
Und heimlich grüßend mit den Flügelnächten rauſchen.

Adolf Holſt.

Neue Hilfsmittel für den Bau großer Seeschiffe.

Von Friedrich Ernst. Mit Aufnahmen des Verfassers.

Die Vermehrung des schwimmenden Materials der Handelsflotten und die Vergrößerung der Schiffsdimensionen sind in den letzten anderthalb Jahrzehnten in einem Tempo vor sich gegangen, das für den gewaltigen Aufschwung des überseeischen Handels, vor allem des nordatlantischen, bezeichnend ist. Denn die vorhandene Schiffsräumte steht allgemein in fester Beziehung zu den transportierten Warenquanten, wenn es auch Zeiten gibt, in denen Spekulation, Politik und Reklamebedürfnis schiefe Verhältnisse, besonders Überproduktion an Schiffen nach Zahl und Größe, hervorbringen. Die Anforderungen des nordatlantischen Passagierverkehrs sind es vor allem gewesen, die uns zu den heutigen Mammutdampfern geführt haben. — Beim reinen Schnelldampfer ging die Vergrößerung Hand in Hand mit der Forderung erhöhter Geschwindigkeit, die uns jetzt auf Schiffe mit über 44 000 Pferdestärken und annähernd 215 m Länge gebracht hat. Dies sind aber noch nicht einmal die schwersten Kolosse, die auf den Meeren schwimmen. Ein anderer Schiffstyp, und zwar einer von größerer wirtschaftlicher Existenzberechtigung, als die „Windhunde des Ozeans", ist in den sogenannten „Kompromiß-Schiffen" erstanden, die ein gewaltiges Ladungsquantum von nordamerikanischen Seehäfen nach Osten bringen, und, um nicht auf der Rückpassage von Europa, wo sie weit geringere Ladung bekommen, unwirtschaftlich zu arbeiten, große Passagierzahlen mitnehmen sollen. Um aber Passagiere anzuziehen, mußte man diesen Fracht- und Passagierdampfern eine Geschwindigkeit von wenigstens 17 Knoten geben, und das erforderte wieder eine umfangreiche Maschinenanlage mit weitausgedehnten Kohlenbunkern und was sonst alles mit einer großen Maschinerie zusammenhängt. Der doppelte Verwendungszweck also ist

Abb. 1. Fußportal der Schwebebahn, die richtige Neigung zeigend.

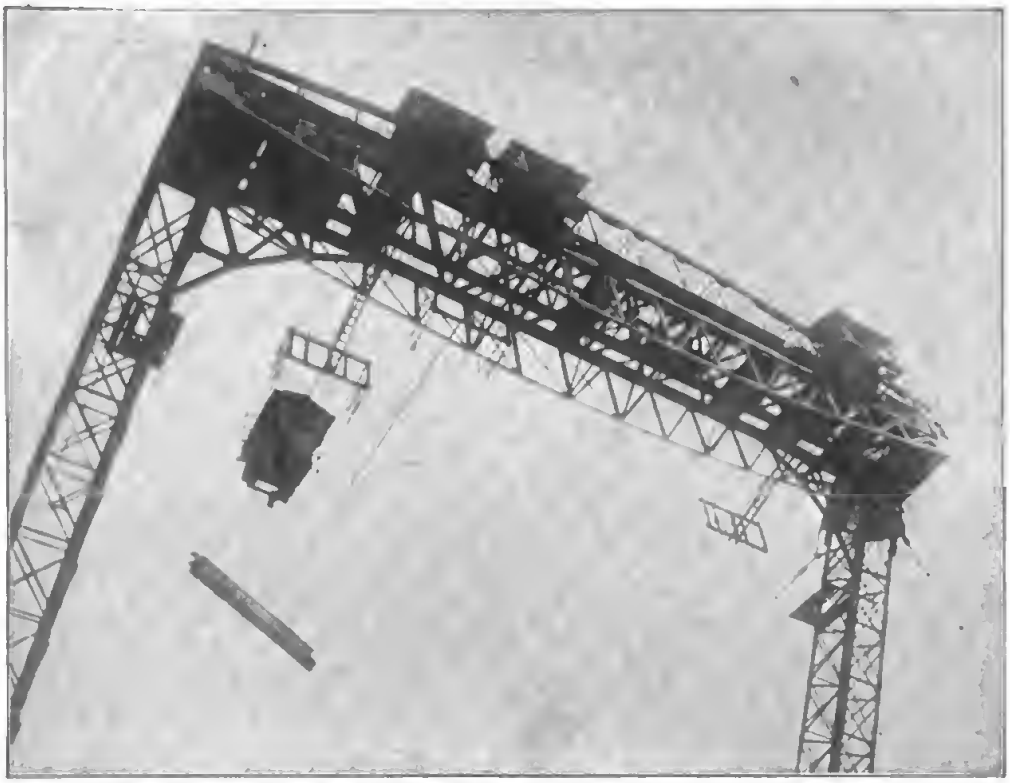


Abb. 2. Blick von der Helling nach dem Portal der Drahtseilschwebebahn hinauf.

es, welcher uns heute in die Ära der schwimmenden Städte geführt hat.

Während nun die Führung und der Betrieb der „ganz Großen" keine prinzipiellen Unterschiede gegenüber den kleineren Schiffstypen aufweist, ist der Charakter der Bauwerften, auf denen diese Schiffe entstehen, deutlicher beeinflußt; es ist für diese Werften vor allem notwendig geworden, in gewissen Baustadien die bislang zureichende Menschenkraft durch mechanische, mit Dampf, Wasserdruck, Preßluft, oder Elektrizität betriebene Hilfsmittel zu ersetzen. Abgesehen von der größeren Schnelligkeit und Sicherheit des Arbeitens und der besseren Zentralisation und Ökonomie der Kräfte, welche der Übergang von Handbetrieb zu maschinellen Vorrichtungen mit sich bringt, wurden diese auch wegen der Vergrößerung der einzelnen zu bearbeitenden Werkstücke nötig. Die Gewichte der zu transportierenden, zu hebenden und zu befestigenden Werkstücke steigerten sich zu sehr, um sie noch „per Hand" zu bedienen; dann ergab sich auch, daß das Nieten, besonders die Befestigung der schweren oberen Außenhautplatten aneinander und an den Spanten (den Rippen des Schiffskörpers) durch Menschenhand nicht mehr völlig befriedigend ausgeführt werden konnte. — Die Unzulänglichkeit der Transport- und Hebemittel auf der Helling führte alle Schiffbauländer nach und nach dazu, für die schweren Werkstücke eine schnelle und bequeme Methode der Bewegung zu schaffen. Amerika und England haben zuerst begonnen, die Handarbeit auf dem Schiffbauplatze soweit als zweckmäßig und möglich, durch maschinelle Vorrichtungen zu ersetzen; der amerikanische Schiffbau wurde dazu weniger durch die Vergrößerung der Schiffe, als durch die hohen Arbeitslöhne getrieben, die auch in dieser technischen Branche nahe legten, fabrikationsmäßig herzustellen, so automatisch als möglich, mit denkbar geringem und geringwertigem Personal. In England dagegen und bei uns, wo dies Prinzip im Schiffbau nicht akzeptiert ist, weil wir nicht Schablonenschiffe im Dutzend brauchen können (wie z. B. die Große Seen-Schiffahrt Nordamerikas), sind die „Hel-

Abb. 3. Aufnahme der Schwebebahnkonstruktion von einem Kranwagen aus.

genkräne", wie man die Transport- und Hebevorrichtungen über den Schiffbauplätzen nennt, unter den ersterwähnten Gesichtspunkten, vor allem der Größenzunahme der Schiffe und der einzelnen Werkstücke, entstanden. Zunächst baute England nicht selbst, sondern bestellte in Amerika und übernahm damit auf seinen Schiffbau gewisse amerikanische Traditionen und Gepflogenheiten, die den betreffenden Werften auch ihren Charakter mit gegeben haben. Aber auch heute noch, wo in England mehrere Helgenkrananlagen größter Dimension von neuer originaler Bauart bestehen, hat man wiederholt auf Amerika zurückgegriffen. Eine der interessantesten und kühnsten Konstruktionen ist die auf der Werft von Palmers in Newcastle on Tyne betriebene Schwebebahn nach dem Patent des schottischen Ingenieurs Henderson, dessen sinnreiche Idee in allen Schiffbauländern den Patentschutz erhalten hat. Das Streben nach denkbar größter Beweglichkeit, Vielseitigkeit und hoher Leistung bei geringen Bau- und Betriebskosten war das Leitmotiv bei der Ausarbeitung dieses eigenartigen Systems. Die Einführung des Drahtseil-Schwebebahn-Prinzips für die Bedienung der Helgen ist an sich nicht neu, doch tritt die Schwebebahn hier in einer dem besonderen Zwecke so ausgezeichnet angepaßten Form auf, daß kaum eine einfachere und dabei leistungsfähigere Vorrichtung gedacht werden könnte, um eine Helling zu bedienen. Das neue System gewährt eine Anzahl Vorteile, die von festen Kränen nicht erreicht werden können. Bei allen bekannten Systemen sind die Schienenwege, an denen die Deckenkräne über dem Schiffbauplatze laufen, fest; sie schreiben die Bewegung für jeden einzelnen Kran innerhalb bestimmter Grenzen vor. Die Haupteigentümlichkeit der Hendersonschen Drahtseil-Schwebebahn ist, daß die längslaufenden Schienenwege über der Helling aus starken Kabeln bestehen, die über den ganzen Platz hinweg gespannt sind und in der Querrichtung parallel mit sich verschoben werden können, so daß jedes „Gleise" für sich quer über die ganze Fläche

fahren und infolgedessen mit dem angehängten und längslaufenden Kran jeden Punkt derselben erreichen kann. Diese Querbeweglichkeit des führenden Seiles ist auf eine höchst eigenartige und sinnreiche Weise erreicht. Oben und unten an der Helling ist je ein mächtiges stählernes Portal aufgerichtet (Abb. 1), genügend weit und hoch, um beim Stapellauf das Schiff unter sich durchfahren zu lassen. Diese Portale, die etwa die Höhe eines achtstöckigen Hauses haben, stehen nicht starr und fest fundiert, sondern haben Gelenke an ihren Füßen, so daß sie eine Beweglichkeit aufeinander zu oder voneinander weg zulassen. Ihre Stellung und Fixierung gegeneinander läßt sich vergleichen mit zwei Menschen, welche mit den Füßen zusammenstehen, sich mit dem Oberkörper weit auseinanderlehnen und, um nicht nach rückwärts zu fallen, sich bei den Händen festhalten. Die Rolle der Arme spielen hier die vorerwähnten kranführenden Laufkabel, mit dem Hauptunterschied, daß sie nicht fest, wie Arme an den Portalkörpern sitzen, sondern daß ihre Endbefestigungen sich an kleinen, elektrisch angetriebenen Wagen befinden (Abb. 2), die, beide immer genau gleichzeitig und mit gleicher Geschwindigkeit, an den wagerechten Oberteilen der Portale entlang laufen können, also dem Seil die ersterwähnte Querbewegung über die Helling weg erteilen. Damit die beiden Portale bei Belastung aller Laufseile (es sind drei eingebaut) nicht aufeinander zuklappen können, sind an den Portalecken Gegengewichte angebracht, große Zementblöcke, die in Gruben stehen, durch stählerne Kabel mit den Portalen verbunden und in Wirksamkeit tretend, sobald ein Portal sich aufrichten will. Durch die Neigung der riesigen Stahlmassen der Portale nach außen wird aber eine so bedeutende Spannung in die Laufseile gebracht, daß das Ganze auch bei vollem Betriebe unveränderlich stehen bleibt, zumal auch die bewegten Lasten unendlich kleine im Vergleiche mit den ruhenden Massen des Portals sind. An jedem Laufseil hängt ein Kranwagen (Abb. 3) mit der Maschinerie zum Längslaufen, sowie zum Heben und Senken der Last. Elektromotoren befin-

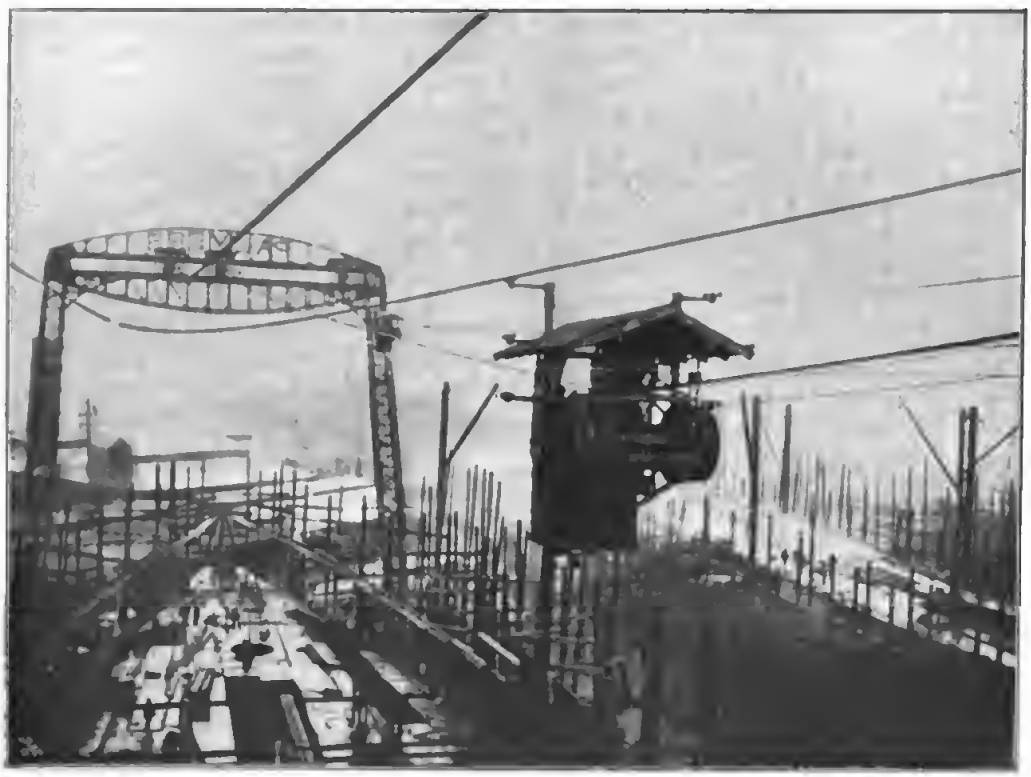


Abb. 4. Ein Kranwagen der Schwebebahn, von einem anderen aus photographiert.

den ſich ſowohl in dem Kranwagen, als auch in den beiden Endwagen jedes Seiles. Die Bedienung auch der Endwagenmotoren erfolgt vom Führer des Kranwagens aus durch Umlegen eines Hebels. Der elektriſche Strom dafür wird in Kabeln, die, wie die Laufſeile, zwiſchen den Endwagen geſpannt ſind, an den Kranwagen vorbeigeführt und von dieſen durch ſtählerne Arme abgenommen (Abb. 4), ſo daß die Schließung des Stromes auch für die Querbewegung des ganzen Laufſeiles nur von den Kranwagen aus erfolgen kann.

Eine beſondere Eigentümlichkeit des Ganzen iſt, daß die beladenen Wagen vom Kopf der Helling aus ohne Kraft lediglich durch die Neigung des Seiles herunterfahren. Nur wenn ſie leer ſind und wieder herauffahren, um neues Material zu holen, brauchen ſie Kraft.

Durch die freie Beweglichkeit der Laufſeile iſt es möglich, alle drei dicht zuſammenzufahren und zu einer gemeinſamen Arbeit zu verwenden. Während die Tragfähigkeit jedes einzelnen Kranwagens zirka 4000 Kilo beträgt, können alle drei zuſammen beiſpielsweiſe zum Transport und Einbau der kompletten waſſerdichten Querwände, der Schotten, benutzt werden, bis zu dem Maximalgewicht von etwa 12 000 Kilo.

Für die Anlieferung des Materials iſt die Neigung der Portale, ſpeziell desjenigen am Kopf der Helling, von großem Werte. Die Kräne können dadurch über den Kopf des eigentlichen Neubaues hinaus das Werftgebäude beſtreichen und von dort einzelne Werkſtücke oder auch fertig genietete größere Bauteile aufnehmen. Die ſeitliche Zufuhr von Material längs dem Schiffskörper hat hier günſtige Chancen, da nicht, wie bei anderen Anlagen, ſeitliche Stützkonſtruktionen hinderlich im Wege ſtehen. Die beiden Portalfüße am Kopf der Helling nehmen nicht mehr als je acht Quadratmeter Raum ein.

Man kann der ganzen Konſtruktion die Anerkennung nicht verſagen, daß ſie mit verhältnismäßig geringen Mitteln einen Verwendungsbereich beſitzt und eine Leiſtungsfähigkeit darbietet, die verſchiedenen anderen Syſtemen von komplizierterer und koſtſpieligerer Bauart überlegen iſt. Die ingeniöſe Durchführung aller techniſchen Details daran kann ſich mit allem meſſen, was wir im allgemeinen am Yankee zu bewundern und „echt amerikaniſche Keckheit“ zu nennen pflegen.

Der Großſchiffbau unſerer Tage hat nicht mehr viel Gemeinſames mit den Arbeitsmethoden vergangener Zeiten. Und wenn auch der Stahlſchiffbau ſeine Grundlagen dem Holzſchiffbau von früher entlehnt hat, ſo iſt doch heute der Charakter des ganzen „Handwerks“ ein neuer geworden. Die Konkurrenz der Werften und die Anforderungen des Weltverkehrs haben heute Mittel und Wege gezeitigt, Leiſtungen zu erzielen, die man früher nicht für erreichbar gehalten haben würde. Der Kranbau und die Maſchinentechnik ſind es neben der Entwicklung des Schiffbaufaches ſelbſt hauptſächlich geweſen, die dem großzügigen Fortſchritt die Wege geebnet haben. Und wenn in den kommenden Jahrzehnten die Anforderungen auch noch erheblich ſteigen ſollten, ſo ſind in den heutigen Konſtruktionen der Werkzeugmaſchinen und den jetzt vorhandenen Helgenkranſyſtemen alle nötigen Vorbedingungen und Grundlagen dazu ſchon vorhanden.

Litauiſches Lied.

„Weine — weine Dich aus, mein Kind.
Alles mußt Du mir klagen.
Alle Sorgen, die in Dir ſind,
Sollſt Du mir ruhig ſagen.“

„Mutter — Mutter — ach, laßt mich ſein,
Laßt es mich ſelber tragen;
Einer — einer verſteht's allein,
Doch ihm darf ich nichts ſagen.“ —

Vor dem Fenſter blüht roter Mohn,
Fernhin dehnt ſich die Heide. —
Singend reitet ein Bauernſohn
Seine Pferde zur Weide. —

Erminia von Natangen.

Digitized by Google

Höhle von Cro-Magnon, in der Nähe von Les Eyzies an der Vézère. Aufnahme von M. Belvès, Ladouze.

Aus den Frühtagen der Menschheit.

Von Prof. Dr. Ed. Heyck.

Während sonst eine, zwar nicht tiefsinnige, aber wohlwollende Wendung lautet: „ein junger Mann muß Glück haben", haben in den letzten Jahren die alten Menschen und die ganz alten ein riesenmäßiges Glück gehabt. Erstlich gelang es einem vielgenannten Professor, für die Ergebnisse der assyriologischen Wissenschaft die höchsten und infolge davon auch die weitesten Kreise zu interessieren. Bei dieser Gelegenheit ist ohne viel Aufhebens etwas zerbrochen, was bis dahin vielen treuen Auffassungen ganz unverbrüchlich gewesen war: nämlich die Autorität der Bücher Mosis in dem besonderen Punkte der Schöpfung, der Sintflut und sonstiger urgeschichtlicher Vorstellungen. Vor Kaiser und hohen Geistlichen wurde dargestellt und vorgeführt, was sich den vergleichenden und historisch-kritischen Methoden für die völkergeschichtliche Entstehung der alten Inhalte und Vorstellungen der Bibel ergeben hat. Es liegt auf der Hand, welche außerordentliche Neueroberung nach außen die Forschung durch diese Vorträge und die Erfolge, die sie erzielten, gemacht hat, gleichviel, ob sie im einzelnen etwas Neues oder den sorgfältigsten Fachgelehrten überall Zweifelloses boten.

Aber die nachfolgenden Ausführungen wollen nicht von Babyloniern und alten Orientalen sprechen. Mag uns bei ihnen altertümlich genug zumute werden, mag mich gar eigen der Blick auf den schönen Skarabäus ergreifen, den ich einst von fälschungsicherer Stätte im Lande der Pharaonen mitgebracht habe — am Baume der Menschheit sind Mesopotamier und Ägypter junge Geschlechter. Das Räumchen zwischen ihnen und uns schrumpft in eine Kleinigkeit zusammen, sobald man von den Hunderttausenden oder Millionen von Jahren des Menschengeschlechtes zu sprechen beginnt, in die uns neuerdings die mit der Zeitrechnung der Geologie Hand in Hand gehende vorgeschichtliche Forschung mit atemraubenden Ergebnissen hat hineinblicken lassen.

Diese Allerältesten nämlich haben erst recht Glück gehabt. Nicht nur insofern, als auch von ihnen seit den Babel- und Bibeltagen ein Odium genommen ist, und man seitdem von einer Entstehung des Menschengeschlechtes reden darf, ohne des Rüttelns an heiligen Gütern geziehen zu werden. Auch noch von einer anderen, für sie viel schlimmeren Verfemung sind sie ledig geworden, einer, die von durchaus entgegengesetzter Seite kam. Nämlich von einer wissenschaftlichen Schule, die sonst die stolzesten Vor-

Digitized by Google

stellungen von der Zuständigkeit des Erkennens und Wissens verkündete, und die für jeden Zweifler an der ausschließlichen Herrlichkeit und Omnipotenz des Verstandes eine sehr leicht deutbare, aber nicht höfliche Miene bereit hatte. Was sie durchaus nicht abhielt, genau so ihre Dogmatizismen zu haben, wie die Geistesrichtungen, über die sie lächelte. Nur daß sie ihre Ketzer nicht verbrannte, sondern sie mit dem nicht viel weniger schlimmen Brandmal der unheilbaren wissenschaftlichen Leichtgläubigkeit versah. Die Gelehrtengeschichte hat genau so ihre Märtyrer, wie das Bekenntnis; zu allen Zeiten haben sich redliche, tüchtige, ergebnistragende Forscher, die zu früh kamen, an den Palisaden der Schulmeinungen ihre feinen Köpfe eingerannt. Ihr wissenschaftliches Gebein wird zu den Leichenhügeln des Dilettantismus geworfen, um im günstigsten Falle nach fünfzig oder hundert Jahren wieder herausgelesen zu werden und unter posthumen Denkmälern zu Ehren zu kommen. Gewiß ist es der eigentlichste Wert der Wissenschaft, noch mehr vorsichtig als kühn zu sein. Aber mehr als einmal ist aus dieser kritischen Vorsicht ein hartnäckig negierender Wille geworden, natürlich nicht mit Bewußtsein, und die verba magistri haben dann überlange wie die Fuchtel über der wohlgezogenen Lehrklasse gehangen.

Unter diesem Bann stand bis zu allerjüngster Zeit das Dasein eines tertiären Menschen. Er war einmal ex cathedra wegdekretiert worden und durfte nicht sein. Wer die Möglichkeiten, die Voraussetzungen für ihn, die schon ziemlich weit zurückdatierenden und immer wieder auflebenden Hinweise für prüfenswert hielt, verriet damit in wissenschaftlich guter Gesellschaft nur, daß er nicht zu ihr gehöre. Heutzutage ist es geradezu belustigend, die beflissene Korrektheit zu sehen, womit die Verfasser sonst höchst maßgeblicher geologischer und anthropologischer Werke, die noch bis um 1900 in Deutschland geschrieben sind, sich vor dem Verdachte schützen, einen älteren Menschen als den diluvialen zuzulassen. Und das waren nicht etwa schwachmütig um ihre Laufbahn besorgte akademische Anfänger, sondern Männer von Ansehen und in jeder Weise fundierter Stellung; was sie so zugeknöpft und abweisend machte, war die allgemeine, auf Verneinung eingestellte Suggestion. Man hätte sonst vielleicht, wenn das auch durchaus noch kein Beweis ist, zugegeben, daß, was der jetzt lebenden Tierwelt recht war und von ihr mit Selbstverständlichkeit bekannt, auch dem Menschen billig sein dürfe — nämlich schon vor dem Diluvium vorhanden gewesen zu sein. Denn unsere Fauna reicht, im ganzen genommen, in die Tertiärperiode zurück, wenn nicht in denselben, so in ganz nahe verwandten Gattungen. Und man durfte sich vergleichsweise auch daran erinnern, daß ungefähr bis 1859 sogar der diluviale Mensch ganz ähnlich verpönt war. Mit anderen Worten, daß von Cuviers Zeiten her lange Jahrzehnte hindurch ähnlich apodiktisch der Satz be-

Höhlenwohnungen im Ufergestein der Vézère bei Les Eyzies.
Aufnahme von M. Beloès, Ladouze.

Örtlichkeit der Felsenhöhlen von Le Moustier, wonach eine Periode der paläolithischen Kultur benannt wird, die mit der größten Verbreitung des Mammuts und des behaarten Rhinozeros in Europa zusammenfällt. Aufnahme von M. Belvès, Ladouze.

standen hatte, der Mensch sei erdgeschichtlich ganz jung und ausschließlich der heutigen, alluvialen Periode zuzurechnen.

Mit einem Schlage ist diese Feme der wissenschaftlichen Lächerlichkeit, diese Furcht, zum methodischen Leichtsinn geworfen zu werden, weggehoben. Ich sage nicht, daß nun plötzlich der tertiäre Mensch vollkommen einwandfrei gesichert sei. Aber man darf von ihm reden und ihn erörtern. Und nun ist es, als wenn ein Stauwehr geöffnet, eine erstickende Decke über längst zu lebensvollem Austreiben drängenden Keimen hinweggenommen sei, ein so fröhliches, mutiges Wesen ist in die Wissenschaft von dem ältest erschließbaren Menschen gekommen, und so überraschend schießen die Funde und Ergebnisse ins Licht. Eine wahrhafte Feierstimmung, die Empfindung eines wissenschaftlich unvergeßlichen Augenblicks lag über jener Sitzung der Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte vom 19. März 1904, die bei Anwesenheit herzugereister auswärtiger Gelehrter die ihr vorliegenden Feuersteinwerkzeuge besichtigte und besprach, auf Grund derer nach dem Vorgang bisher angezweifelter belgisch-französischer Meinungen nun auch der Heidelberger Anatom Professor Hermann Klaatsch rückhaltlos das Daseinsrecht eines vordiluvialen, tertiären Menschengeschlechts zu vertreten begonnen hat.

Wie könnte es nun reizen, und wie modern wäre es, vor allem das „Milieu" dieses Menschen auszumalen, der in Mitteleuropa unter Palmen, Tulpenbäumen, Kampferbäumen, Lorbeer, Myrten und immergrünen Eichen als nackter Jäger hauste und sich die blaue Feige vom schwanken Zweige brach! Dessen Augen den Tertiärelefanten mit den vier Stoßzähnen, je zwei im oberen und unteren Kiefer, und das ungeheuerliche „Schrecktier" schauten, das auf dem Lande lebende Dinotherium mit den zwei Walroßhauern im furchtbaren Kiefer, jenes Ungeheuers, dessen Fuß von England nach Nordamerika hinüberschweifen konnte über die Landbrücke, deren Reste die Faröer und Island sind. Aber solche Bilder verbieten sich von selbst. Umfaßt doch die Tertiärperiode in sich gewaltige Zeiträume und bedeutende Veränderungen sowohl der Erdoberfläche, wie der Tier- und Pflanzenwelt, die wieder mit den Verschiebungen des Klimas, dem Sinken der Temperatur zusammenhängen, wodurch, nach warmfeuchten älteren Zeiten, gegen Ende der Periode ungefähr schon dieselben Lebensbedingungen in Mitteleuropa geschaffen wurden, die dort heute bestehen.

Was uns in diesem übersichtgebenden Bericht allein zusteht, sind nüchterne Unterscheidungen und Selbstbeschränkungen. Bekanntlich beginnt mit der Tertiärzeit das moderne Leben auf der Erdoberfläche, im weiteren Sinne gesprochen. Verschollen sind die großen Saurier; mit der Kreideformation hat die alte, für uns so fremdartige Erdzeit ihr Ende genommen. Die tonigen, schieferigen, sandigen Ablagerungen der auf die Kreide folgenden Tertiärperiode werden eingeteilt — von unten nach oben gerechnet, also von alt nach jung — in Eocän, Miocän und Pliocän, wobei wir die engeren Unterabteilungen beiseite lassen. Auf allen diesen Gebieten regiert ja nun einmal das unersetzte wissenschaftliche Fremdwort. Mit der Tertiärperiode setzen die Formen der heutigen Tierwelt auf der Erdoberfläche, respektive ihrer nahen Verwandten, ein, von den großen Dickhäutern bis zum Schmetterling, dessen feingeaderte Abdrücke im Gestein wir besitzen, und bis zu den noch kleineren und zarteren Geschöpfen. Und zwar so, daß das Eocän schon drei Prozent der heutigen Fauna kennt und diese Verhältniszahl sich bis zum oberen Pliocän auf ungefähr fünfzig Prozent erhöht.

Nach der Tertiärperiode kommt dann das Diluvium oder die Quartärzeit, welche man auch wohl, als Pleistocän, nur als eine obere Tertiärschicht in Anspruch nehmen

Digitized by Google

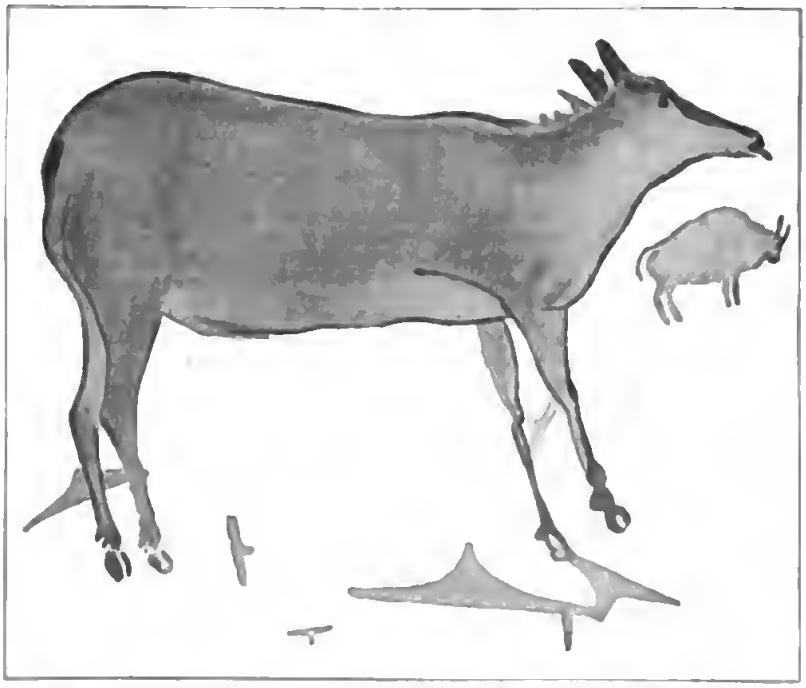
will. Alles das sind schließlich bloße Ausdrucksweisen, alte Konventionen, und das Wesentliche ist, daß die ganze Entwicklung stetiger Übergang ist, allmähliches Vergehen und Werden, wie denn ja längst die Theorie von den umfassenden Erdkatastrophen ad acta gelegt worden ist. Das Diluvium, so genannt nach dem einstigen Sintflutglauben, kennzeichnet sich durch die gewaltigen Ablagerungen fließender Wasser, von Gesteinschutt, Sand, Ton, Lehm; es ist die Periode der starken Umschwemmung älterer Bestandteile, was wir in Hinblick auf nachfolgendes hervorheben. Ihm eigentümlich sind vor allem seine wechselvollen Temperaturschwankungen, nachdem schon während der Tertiärzeit jene vorhin gestreifte langsame Wärmeabnahme eingetreten war. In das Diluvium fallen die großen Eiszeiten, von denen man noch erörtert und untersucht, in wie viele Vor- und Rückbewegungen der Vergletscherung sie genauer zu zerlegen sind. Es genügt hier, das Folgende zu sagen. Ein allgemeiner Wärmerückgang, der weniger durch seine thermometrische Erheblichkeit, als vielmehr durch langes Andauern und durch die Massenhaftigkeit der Niederschläge, des Schnees, so wirksam wurde, schob die Gletscher Nordeuropas über Norddeutschland hinweg bis an die wie Dämme wirkenden Abhänge der deutschen Mittelgebirge (und östlich bis nach Galizien, Kiew) vor, rückte die Ferner der Alpen bis gegen die Donau hinaus und gab den Gegenden zwischen diesen Vereisungen und um sie her einen Charakter, der dem der arktischen und nordsibirischen Tundren zu vergleichen ist. Dann aber trat ein Zurückweichen des Eises, eine Wärmezunahme, ein und durch sie die sogenannte Interglazialzeit, innerhalb welcher das erwähnte problematische Hin und Herrücken liegt. Und endlich nach einer letzten größeren Vereisung, welche die erste aber nicht an Ausdehnung erreichte, stellte sich das heutige Klima her, das mit dem der ausgehenden Tertiärzeit übereinstimmt. So mündet also die Diluvialperiode mit ihren „postglazialen" Ausläufern in das Alluvium, die neueste, noch andauernde Periode hinüber.

Wenn nun ältere Annahmen dahin gingen, daß der Mensch unsere norddeutschen Gegenden erst nach dem Ende der Eiszeit betreten habe, so sind diese schon jetzt endgültig widerlegt. Der diluviale Mensch der Glazialzeiten, zunächst überhaupt bestritten oder nur schüchtern behauptet, dann in einzelnen unanfechtbaren Spuren und Funden festgestellt, ist allmählich ganz anschaulich in unsere Bekanntschaft getreten. Natürlich hat er nicht auf den Gletschern gelebt, sondern es sind, wo er mit eskimoähnlicher Daseinsführung in deren Nähe lebte, seine Jagdgründe von der Bewegung des Eises hin und her verlegt worden, er ist vor ihm ausgewichen und seinem Schwinden nachgerückt. Alles dies übrigens innerhalb höchst beträchtlicher Zeiträume, im chronologischen Maßstab erdgeschichtlicher und eisgeschichtlicher Veränderungen, von denen er selber gar keine Ahnung hatte. So wenig, wie heute uns, wenn es uns die Geologen nicht sagen würden, das allmähliche Abströmen der Wassermassen von den Polen gegen den Äquator, oder, anders aufgefaßt, das leise Sinken der äquatorialen Küsten und das leise Aufsteigen der nördlicheren und südlicheren Festlande zum Bewußtsein käme. Das Wesentliche ist, der Mensch hat die Diluvialzeiten keineswegs nur durch völlige

Weidende Renntiere. Höhlengemälde vom Fort de Gaume im Vézèretal.
Aufnahme von Prof. Capitan in Paris.

Digitized by Google

Flucht in die wärmeren Gegenden überdauert. Sondern auch in der Form, daß er dem Eise nahe und ihm auf den Fersen blieb, daß er sich nach zuverlässig gemehrten Ausweisen in den Gebieten bewegte, über welche die Vergletscherung sich in langsamen Kurvenschwankungen hin und her schob.



Hirschkuh. Farbige Höhlenmalerei von 2,20 Meter Länge; rechts ein kleiner, schwarzer Wisent. Unter der Hirschkuh flache rote Figuren. Nach einem Pastell des Abbé Breuil. Aus: Les peintures et gravures des cavernes murales pyrénéennes par E. Cartailhac et l'abbé H. Breuil.

Die große neue Hauptsache ist nun aber, daß wir nicht bloß und nicht erst mit dem „interglazialen" und frühglazialen, sondern auch mit dem vordiluvialen Menschen zu rechnen haben, und zwar einem solchen, dessen Spuren und Deutungen so weit in die tertiäre Periode hinaufreichen, daß es noch niemandem recht möglich ist, ohne eine Art Gewissensdruck davon zu sprechen.

Aus der vulkanischen Auvergne im mittleren Südfrankreich fließt die Vézère zur Dordogne, welche nach ansehnlichem Laufe neben der Garonne und mit dieser in den Busen von Biscaya geht. Die Vulkane der Auvergne haben, wie man wenigstens bisher annimmt, letztmals in pliocäner, also spättertiärer Zeit, ihre Lavaströme die Täler hinab gesandt. Unterhalb der erkalteten Lavadecke, und zwar ziemlich tief unter ihr, sind nun in Schichten, welche noch als solche des Miocän, der mittleren Tertiärzeit, anzusprechen sind, von anderen und neuerdings auch von Klaatsch Feuersteine ans Licht gezogen worden, die ohne allen Zweifel vom Menschen als Werkzeuge zurecht geschlagen worden sind. Oder, um mit allerhöchster Vorsicht zu sprechen, ein in der Art des Menschen denkendes Lebewesen hat sich diese Steine mit Absicht und Zweck für den Handgebrauch geeigneter gemacht. Sie wären also überaus ehrwürdige Vorläufer der bisher bekannten älteren Steinwerkzeuge unserer Sammlungen, der paläolithischen. Man hat sie — aber nicht allein diese als tertiär in Anspruch genommenen, sondern auch die übrigen sehr alten und primitiven Steinwerkzeuge, die neuerdings gefunden und beachtet worden sind — eolithische genannt. Das Wort leitet sich ab von Eos, Frühröte, so wie man von Eocän spricht oder wie man ein Steingebildchen, eine vermeintliche zarte

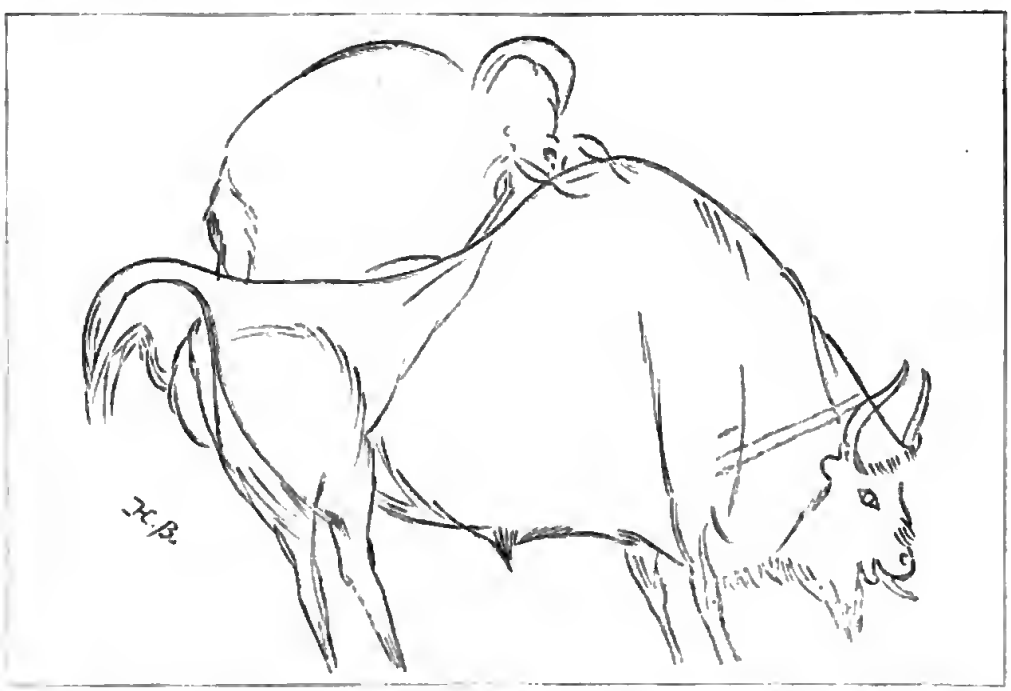
Wisent. Mehrfarbige Malerei in dunklen Tönen. Länge 1,90 Meter. Nach einem Pastell von Abbé Breuil.

Versteinerung, als das — seitdem wieder aufgegebene — Eozoon, das älteste Tier von allen, das Frühtier im ersten Morgenrot des Lebens, bezeichnet hat.

So steht die Angelegenheit; man hat sich mit künstlichen Werkzeugen aus tertiären Schichten abzufinden, und im allgemeinen — wenn auch einzelne Forscher, die diese Werkzeuge nicht gesehen haben, sich noch ablehnend verhalten und die alten Auffassungen verfechten — verschließt man sich nicht mehr ihrer Beweiskraft für das Dasein eines tertiären Menschen, der sogar nicht erst ein pliocäner, sondern schon ein miocäner sein würde. Es soll aber auch hervorgehoben werden, daß Gelehrte, welche die Werkzeuge gesehen und sie als unbedingt künstlich bearbeitet zugegeben haben, doch noch wieder neue Fragestellungen aufgeworfen haben. Nämlich, ob nicht, der bisherigen Annahme entgegen, jene Vulkane etwa doch noch in diluvialer Zeit tätig gewesen sein möchten. Dann könnten, ehe die Lavadecke sich darüberlegte, frühdiluviale Schmelzwassermengen die Werkzeuge in die an sich älteren miocänen Schichten eingeschwemmt haben, und es könnten lediglich hierdurch auch die mit den Werkzeugen zusammen gefundenen tertiären Tierreste in die Nähe der Werkzeuge geraten sein. Man wird zugeben, daß nur die Sorgfalt um äußerste methodische Vorsicht, in einer so außerordentlich überraschenden und überaus wichtigen Sache, als wenigstens denkbar diesen Einwand aufstellen ließ, der es sich keineswegs bequem macht, sich selber zu begründen, und der schon mangels eigenen geologischen Augenscheins sich keineswegs als eine Behauptung gab.

Umgekehrt konnte nun aber, im Laufe dieser Erörterungen der Fachleute, wiederum der Hinweis gemacht werden, daß auch aus verschiedenen anderen Gegenden Westeuropas, vom Tajo bis zum englischen Pliocän, durch die eifrige neue Suche nicht wenige Ur-Werkzeuge aus tertiären Schichten zutage gefördert worden sind. Und dann ist sehr wichtig, daß in Birma der für die englische Kolonialregierung tätige deutsche Geologe Dr. Noetling schon in der ersten Hälfte der neunziger Jahre unzweifelhaft künstliche Feuersteinsplitterungen im dortigen Pliocän gefunden hat. Sie stammten also aus einer Gegend, wo von diluvialen Umschwemmungen und Umlagerungen keine Rede sein kann, mitten aus mächtigen Pliocänschichten, was sie gegen Einwände jeder Art sicher stellt. Aber sie konnten damals, obwohl Noetling sie in Europa vorlegte und bekannt machte, die richtige wissenschaftliche Aufmerksamkeit nicht finden, weil eben tertiäre Werkzeuge eine unerhörte, einfach nicht geglaubte Sache waren. —

Wir verlassen diese Funde, deren hinaufreichendes Alter die suchende Vorstellung sich, nur um einen ganz ungefähren Maßstab zu nennen, auf mehr als eine Million Jahre veranschlagen mag, und springen in des Diluviums relativ jüngere Zeiten über. Die Elefanten, welche aus der tertiären Zeit in die diluviale hinübergehen und ihr noch



Wisent und eine andere, zweifelhafte Figur. Eingekratzte Höhlenzeichnungen von 0,57 Meter Länge. Nach einem Abklatsch von E. Cartailhac und Abbé Breuil.

Ein Teil einer Höhlenwölbung mit Malereien. Auf etwa 14 Meter Länge sind über 25 farbige und einige schwarze Figuren vereinigt. An Ort und Stelle gezeichnete Skizze von E. Cartailhac und Abbé Breuil.

angehören, sind nun schon den uns bekannten viel ähnlicher. Es sind insbesondere der Elephas meridionalis, der Südelefant, der die erste große Eiszeit in Europa erlebt, aber nicht überstanden hat, und der Elephas antiquus, der Altelefant, der im Gegensatz zu jenem noch in den Zwischenzeiten der Vereisung wieder auftritt: gewaltige, zimmerhohe Geschöpfe, der Wahrscheinlichkeit nach die größten Landtiere, die je existiert haben. Wenn diese beiden Arten früher oder später der kalten Witterung ausgewichen sind, so ist und wird dagegen der rechte Kältefreund ihr kleinerer Verwandter, das immer noch drei Meter hohe Mammut, mit der Mähne, dem dichten, am untern Leibe zottelnden Wollpelz und den rund aufgebogenen Stoßzähnen. Das Mammut ist ein Hauptbewohner des diluvialen Mitteleuropas, der Gegenden in der Nähe der Vergletscherung, sowie der nördlichen Erdgegenden zu den Zeiten des nach Norden zurückweichenden Eises. Es muß in ganz ungeheuren Mengen vorhanden gewesen sein, wie seine überall häufigen Knochen mit Einschluß der im sibirischen Eise eingefrorenen Kadaver zeigen; kommt doch ein Drittel allen Elfenbeins im Handel von Mammuten Nordsibiriens und namentlich der vorgelagerten Inseln des Polarmeeres her, wo die armseligen Eingeborenen Sibiriens dieses Elfenbein sammeln und es an die Händler weitergeben.

Ferner gehörten zu den Diluvialbewohnern Europas die Nashornarten, darunter das dichtbehaarte, welches mit dem Mammut zusammen auftritt und ebenfalls in einzelnen eingefrorenen Stücken seine Behaarung noch zeigt, während eine andere Art milderem Klima angepaßt ist, daher nur im alten Diluvium häufiger getroffen, und zwar so, daß es Norddeutschland nur ganz vereinzelt erreicht. Zu diesen, unserer Vorstellung nicht fremden Dickhäutern hinzu kommt das zoologisch ganz verschollene abenteuerliche Elasmotherium, ein nashornähnlich gebautes Tier von Elefantengröße, aber mit einem einzelnen starken Horn auf der dickschaligen Stirn. Bei dem ungeheuer zähen Gedächtnis und der Überlieferungstreue schriftloser Völker, wofür wir ja ganz verblüffende Beispiele haben, ist vielleicht die aufgestellte Vermutung nicht ganz von der Hand zu weisen, daß die verbreiteten Vorstellungen und Fabeln vom Einhorn auf jenes Tier zurückgehen. Sehr häufig sind im Diluvium die Wildpferde, massenhaft die Wiederkäuer, unter ihnen namentlich die verschiedensten Hirscharten nebst dem Renntier, das von Norden her bis nach Südfrankreich hinabgeht, ferner der Moschusochs, der Steinbock, die Gemse, weniger häufig die Antilopen, zahlreich wieder die Rinder, darunter der mächtige Ur, von dem Cäsar und die deutschen Epen noch wissen, und der Wisent, der erst zu Anfang unserer neueren Jahrhunderte in den deutschen Gegenden ausgerottet worden ist. Von Raubtieren lebte diluvial ein gewaltiger Löwe in Europa, mit Ausnahme des höheren Nordens, sodann der überaus zahlreiche Höhlenbär. Bei seiner Größe konnte er, wenn er angegriffen wurde, auch jenem Löwen trotzen, indessen scheint er, obwohl wie seine Verwandten ein Allesfresser, in der Hauptsache doch, nach Ausweis seiner Gebisse, mehr von vegetabilischer Nahrung gelebt zu haben. Man sieht, das sind in unserer Aufzählung Tiere durcheinander, die einerseits mehr auf südliches, anderseits auf recht nördliches Klima deuten. Deswegen werden sehr viel genauere Unterscheidungen und Periodisierungen zu machen sein, die mit denen des Klimas sich decken oder ihnen mit einer gewissen Nachzüglerei folgen. Feststellungen und Auseinanderhaltungen, die nicht wenig durch die mehrfach erwähnten Umschwemmungen und Umlagerungen der Diluvialperiode erschwert werden, aber doch keineswegs hoffnungslos sind bei dem Scharfsinn und der genauen fachmännischen Pünktlichkeit, die auf diesen Ge-

bieten schon so viel geleistet haben. Jedenfalls verbietet es sich vor der Hand auch für das Diluvium, und fast noch mehr als für die Tertiärzeit, konkrete Landschaftsbilder mit Menschen- und Tierstaffagen ausmalen zu wollen. Das Hauptgebot ist vielmehr, sich immer des wechselnden Nacheinanders und der großen dafür verfügbaren Zeiträume bewußt zu bleiben, wobei nun freilich der Mensch sich kecklich bei allem behauptet hat. Er überwand die Abhängigkeit von feineren Temperaturunterschieden als Gattung und wußte sich sowohl mit dem „kalten" Renntier und Mammut abzufinden, wie mit dem „warmen" Löwen, um eine Ausdrucksbequemlichkeit gelehrter Erörterungen auch einmal aus Scherz zu wiederholen.

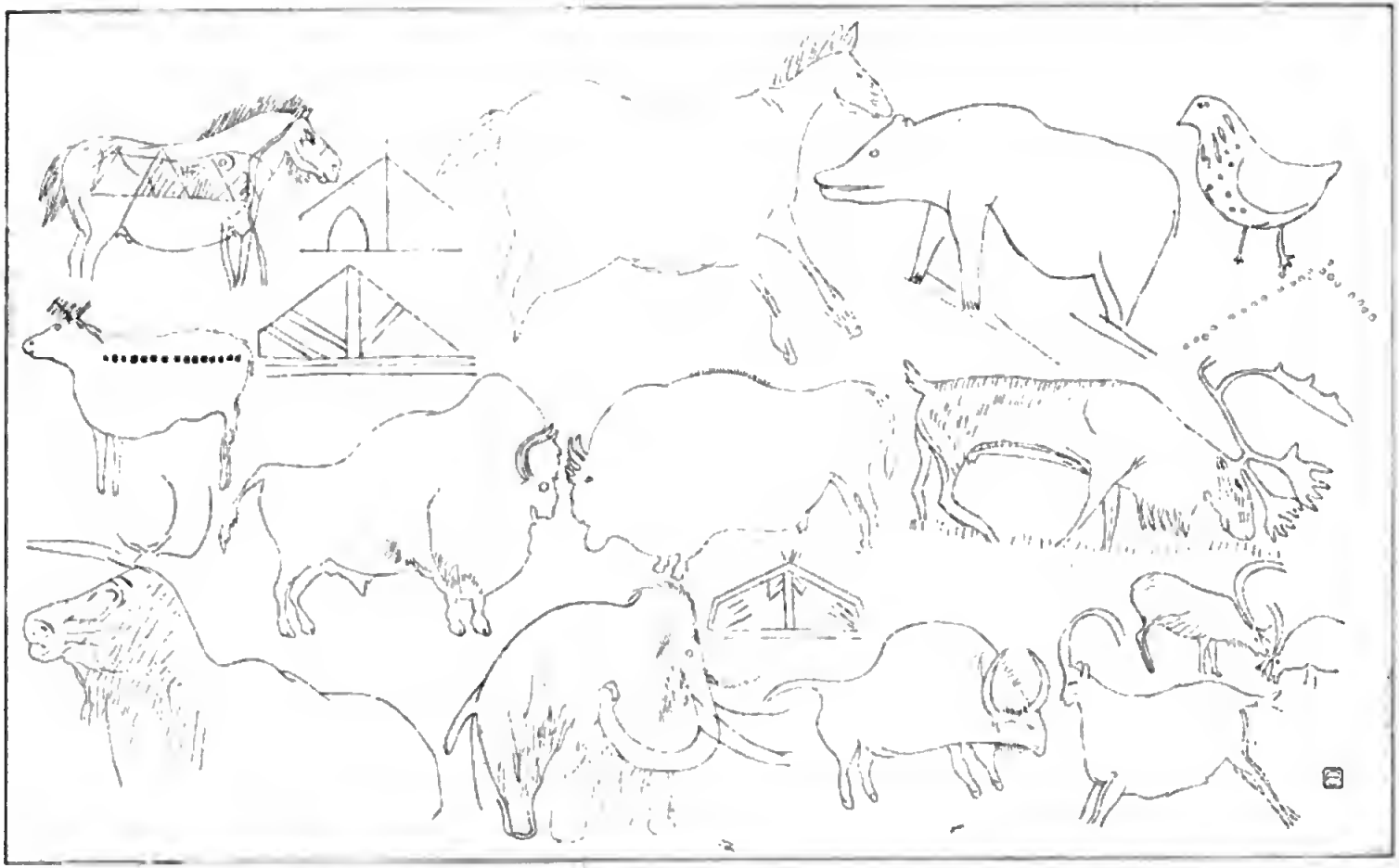
Aber wir haben noch eines diluvialen Zeitgenossen des Menschen zu gedenken. Das ist der verschmitzteste Jäger, wenn wir hier von den kleineren Tieren überhaupt absehen, nämlich die Hyäne. Sie wußte schon genau so, wie sie es heute in ihren südlichen Wohngegenden treibt, dort, wo steile, waldlose Plateauabhänge waren, die auf den Hochflächen weidenden großen Tiere durch ihren Massenangriff zu erschrecken, jagte sie gegen den steilen Abhang, so daß sie, vielleicht im gegenseitigen wilden Gedränge, hinunterstürzten, und machte sich dann drunten im Tal über die toten und halblebendigen her.

Und das hat von der Hyäne der diluviale Mensch gelernt. Längst bekannt ist die französische Fundstätte von Solutré bei Mâcon im alten Burgund, wo unter einem solchen jähen Steilabfall ein langer und hoher Wall von Knochen diluvialer Wildpferde im Taleinschnitt beieinander liegt, von vielen tausenden dieser Tiere, die der diluviale Mensch dort hinabgejagt hat, um sie zu essen. Denn bekanntlich war auch viel, viel später noch für die geschichtlichen Germanen das junge, in der halben Freiheit der umzäunten Tempelbezirke gehegte oder auf den Wildweiden lebende Pferd ein besonderer und geschätzter Festbraten, und heute wird das Pferdefleisch von russisch-asiatischen Völkern gegessen, die sich nur zu wundern wissen, daß der Europäer so sehr viel weniger reinliche Tiere esse und das edle, kostbare Pferd verschmähe. Daß aber jener Jäger von Solutré nicht die Hyäne, sondern der Mensch war, das beweisen die Steinmesser, die er von seiner Schlachtarbeit hat liegen lassen, beweist auch der Umstand, daß durchweg die Pferdeschädel, um das Gehirn zu essen, mit Werkzeugen aufgebrochen worden sind. Und zwar sind diese Steinwerkzeuge von beträchtlicher Altertümlichkeit, so daß nach Solutré eine Unterperiode der diluvialen Menschheit benannt wird, eine solche, die sich durch das gleichzeitige Vorhandensein des Mammuts und des Renntiers in jenen Gegenden mitdatiert.

Bis vor kurzem kannten wir die Tiere, mit denen der diluviale Mensch zusammengelebt hat, so gut wie nur aus ihren Skelettresten, wozu dann noch die Ganzfunde aus den natürlichen Eiskellern Sibiriens und überhaupt des hohen Nordens kommen. Jene Skelettreste werden teils unabhängig vom Tun und Treiben des prähistorischen Menschen gefunden, teils waren es solche von Tieren, die sein Nahrungsbedürfnis getötet, waren Knochen, die er zerschlagen und gespalten hatte. Sie fanden und finden sich dann häufig zusammen mit den Brandresten des von ihm angemachten Feuers, mit angeglühten Steinen, mit den Werkzeugen aus Stein und Knochen, die er besaß und verlor, die er an seinen Feuerstätten, diesen Vorahnungen des häuslichen Herdes, liegen hatte, oder die er als verbraucht wegwarf. In nicht seltenen Fällen finden sich an solchen primitiven Heimstätten auch wohl Klumpen der Farbenerden, welche offenbar eine große Rolle für die Leibesbemalung der frühen Menschen gespielt haben, genau so, wie die Indianer und andere Naturvölker diese Art lieben, sich schöner oder fürchterlicher zu machen. Der Zweck der Einschüchterung spielt mit, aber doch noch mehr das Bedürfnis nach äußerer Auszeichnung. Denn die Eitelkeit des Menschen, sein Wunsch, sich zu schmücken, ist unglaublich alt und geht noch vor das Bedürfnis nach Kleidung zurück; die Eitelkeit ist ja auch keineswegs eine Eigenschaft nur des Menschen allein.

Nun aber hat man ganz neuerdings noch eine andere Verwendung aufgedeckt, die diesen Farben gegeben worden ist, und sie ist überraschend genug. Nicht bloß sich hat der Mensch bemalt, sondern auch schon seine Umgebung. Wir wußten schon länger, daß, wie jedes Kind früh von selber beginnt, sich seine Wahrnehmungen durch primitive Zeichnungen klar zu machen und sich mit ihnen die Zeit zu vertreiben, ganz ähnlich auch der prähistorisch frühe Mensch auf Tierknochen und Geweihstücke Bilder von Tieren mit der scharfen Steinkante eingeritzt hat. Aber in jüngster Zeit sind auch „Gemälde" dieser Menschen vor unausrechenbar viel tausend Jahren aufgedeckt worden, wenn man sie als Gemälde gelten lassen will, was ja schließlich nur eine façon de parler ist: Umrißzeichnungen mit Flächenkolorit, genau so hergestellt, als wenn unsere Kinder aus ihrem Aquarellkasten ihre Konturzeichnungen antuschen, nur daß sie größer sind. Und außer diesen Malereien sind noch eine ganze Anzahl von höchst bemerkenswerten Funden aus einer altvorzeitlichen, diluvialen Kunst gemacht worden.

Wir erwähnten vorhin das Tal der französischen Vézère, von dessen wiesengrüner, sonniger Weltabgeschiedenheit sowohl die Reiseschilderungen des englischen Prähistorikers John Lubbock, desselben greisen Lord Avebury, der in neueren Tagen wegen seiner redlichen Bemühungen um englisch-deutsche Verträglichkeit viel genannt worden ist, wie



Höhlenbilder. Tiere und Zelte. Zusammenstellende Übersicht. Zeichnung von Carl Gadan jun. in Magdeburg.

In Knochen geritzte Tierbilder (Löwe und Hirsch) aus der Renntierzeit Südfrankreichs.

die Reisebeschreibung von Professor Klaatsch eine überaus anmutige Vorstellung geben. In diesem Tale, wie in den kleinen Nebentälchen, die wieder in das der Vézère hineinmünden, erblickt man an den von Efeu und blühendem Schlinggewächs umsponnenen steilen Talwänden zahlreiche Höhlen und Grotten, ganz ebenso, wie sie bei uns sich namentlich in den Gegenden des schweizerischen Jura, der schwäbischen Alb, der fränkischen Schweiz finden, überhaupt im Kalk und Dolomit, die ihre Auswaschung durch das Wasser ja begünstigen. Die mächtigen strudelnden Schmelzwasser der diluvialen Zeit haben sie gebildet, diese gewaltigen, von unserer Vorstellung kaum zu erreichenden Flüsse, deren damaliger Wasserstand durch die verursachten Aushöhlungen oft in ganz beträchtlicher Höhe über dem Talboden angezeigt wird. So sind die Höhlen auch im Gebiet der Vézère entstanden, lange, lange Zeit, nachdem dort jene im Miocän gefundenen, vorhin erwähnten Werkzeuge hergestellt und gebraucht worden waren, vorausgesetzt immer, daß deren tertiäre Abkunft nicht doch noch wieder umgestoßen werden kann. Das Tal der Vézère ist also je für sich wichtig für den tertiären und für den diluvialen Menschen, wenn auch die Fundstätten für beide durchaus nicht auf jene Gegend beschränkt sind.

Vielfach nun haben solche Höhlen diluvialen Tieren und Menschen als Zufluchtstätte gedient, und zwar als winterliche, während die Menschen in der Sommerzeit bereits in Zelten aus Stangen und Fellen gelebt zu haben scheinen, worauf neuerdings verschiedene Streiflichter gefallen sind. (Nebenbei gesagt, hat auch in jüngeren Zeiten noch immer wieder armseliges Menschentum jene natürlichen Asyle aufgesucht, und beispielsweise in den Kalkgebirgen um Jerusalem sieht man sie noch heute bewohnt.) Außer dem mancherlei Schutz, den diese Höhlen gaben, kam noch eines hinzu, was den Menschen anlockte: eben dieselben steilen Talwände, in denen sie sich in der Regel befinden, gaben ja auch die gute Gelegenheit zu der vorhin geschilderten primitiven Methode der Treibjagd; Schlachtort und ständige Feuerstelle befanden sich in nächster Nähe beieinander.

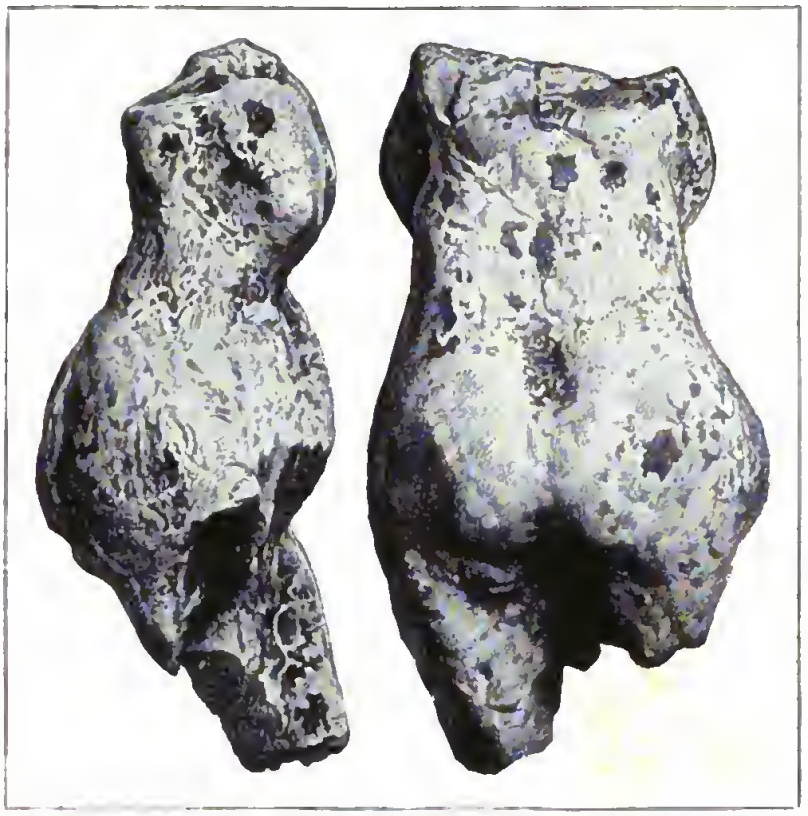
In diesen von der Natur gebildeten Frühwohnungen der Menschheit hat man nun in jüngster Zeit viel mehr hinterlassene Spuren ihrer Häuslichkeit gefunden, als man sich noch vor kurzem hätte träumen lassen. Feuerspuren, bearbeitete und verzierte Knochen-, Geweih- oder Elfenbeinstücke, Tier- und Vogelknochen, die unzweifelhaft mit der Absicht, auf ihnen zu pfeifen oder flöten, innen gereinigt und mit Einschnitten versehen worden sind, ferner allerlei Exemplare von durchbohrten Halbedelsteinen und Schneckenhäusern, die man sich sicher als Schmuck angehängt hat, dann wieder Massen von Farberde. Und dazu endlich die erwähnten Wandmalereien, deren erste, von französischen Forschern gegebene Schilderungen durch Klaatsch Bestätigung und Erweiterung gefunden haben. Nur wird man sie nicht so sehr auf das Bedürfnis deuten dürfen, diese dunklen und lediglich durch den unsicher flackernden rötlichen Schein des Feuers beleuchteten Wohnstätten auszuzieren und bedachtsam das Heim zu schmücken. Als vielmehr auf den einfacheren Impuls, sich einigermaßen die trübe Langeweile des monatelangen Herumliegens an den nur kurze Ausflüge erlaubenden, lichtarmen Wintertagen zu vertreiben: auf die unvertilgliche Neigung kindlicherer Menschen, an leere Flächen die Hand zu legen, dieselbe Lust zum

Auf Knochen geschnitztes Steinbockrelief der diluvialen, auf „Le Moustier" folgenden Magdalénienperiode aus einer südfranzösischen Höhle. Nach Ed. Piette.

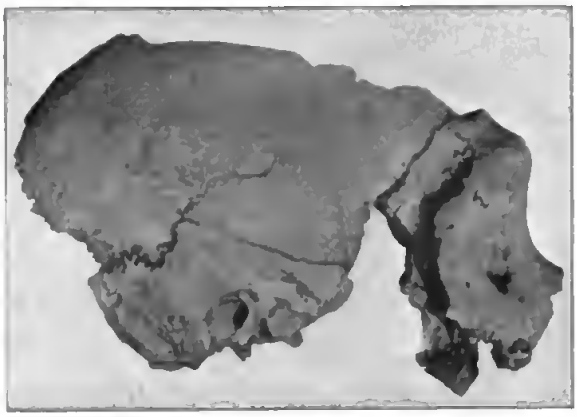
Wändebekritzeln, die uns z. B. aus Pompeji so viele Dokumente der allertäglichsten Einfälle hinterlassen hat. Die Bilder in den Vézèrehöhlen sind teilweise rücksichtslos übereinander und durcheinander in die weichen Gesteinwände eingerissen; nicht so sehr das Entstehende, als das Herstellen selber, nicht so sehr das Bild, als das Nachbilden zum Zeitvertreib und aus Interesse war der eigentliche Zweck. An der Echtheit der Malereien kann, soviel die Gewinnsucht auch schon „prähistorisch" fälscht, gar kein Zweifel sein, denn der in langen Zeiträumen abgesetzte Kalksinter hat, so wie er gerade seinen Weg nahm, einen Teil der Zeichnungen überdeckt.

Aber welche Fülle nun und auch welche Treue der Beobachtung! Eine ähnliche Treue, wie sie die Gesinnung des zeichnenden Kindes übt, das wohl ungeschickt verfährt, aber immer drastisch gesehen hat, und das in seinem starken, unbeschriebenen Gedächtnis oft überlegener ist, als mancher zwar geschultere, aber um so mehr am einzelnen Modell klebende Künstler. Da finden sich in den Höhlenbildern nun wieder die Wildpferde, dieselben, die der ungefähre Zeitgenosse von Solutré jagte, mit dem auffällig dicken Kopf, genau dieselben, wie sie noch heute mit dem Kopf und der aufgeborsteten Mähne dieser Zeichnungen in der asiatischen Steppe leben. Ferner Steinböcke, die in der kühlen Diluvialzeit sich noch nicht auf das Hochgebirge zurückgezogen hatten, dann Mammute, mit dem ganzen Respekt vor ihrer Größe auch in möglichst großen Dimensionen an den Wänden angebracht. In namentlich starker Anzahl aber — ein halbes Hundert ist bis jetzt aus solchen Höhlen festgestellt worden — sind Wisente dargestellt und die Konturen mit einer dem lebenden Wisent entsprechenden braunen Erdfarbe getönt; jedenfalls sind sie so häufig dargestellt als dasjenige Tier, welches diesen Menschen für ihren Lebensunterhalt und ihre Jägerphantasien das bevorzugteste war. Alle diese Bilder sind kindlich in der Primitivität der Zeichnung, aber immer auch kindlich-achtsam in der Korrektheit z. B. der Hufe oder der durch Striche angedeuteten Behaarung, und überhaupt in der naiven Geschicktheit, womit doch immer das Charakteristische herausgebracht worden ist.

Zu diesen Malereien, mit welchen verglichen die durch ihre trockenen Klimaverhältnisse so wohl erhaltenen ägyptischen ganz jung sind, kommen nun noch, ebenfalls aus südfranzösischen Höhlen, mit Kreisen, Kreuzen und hieroglyphenähnlichen Zeichen farbig bemalte Kiesel von verbürgter Echtheit (dienten sie schon einem Spiel??), kommen ferner die Ritzungen auf Knochen, Geweih und Elfenbein. Unter ihnen befindet sich die eingerissene Zeichnung eines nackten, deutlich gekennzeichneten Mannes mit strichelnd angedeuteter restlicher Behaarung am Rücken, am äußeren Schenkel und an der Fläche des Leibes entlang. Desgleichen die ähnliche Darstellung einer Frau, mit der zusammen die Hinterbeine eines paarhufigen Tieres auf dem gefundenen Bruchstück wiedergegeben sind. Auch diese weibliche Figur



Elfenbeinschnitzerei (von der Seite und von hinten gesehen). Höhlenfund der älteren Steinzeit von Brassempouy.



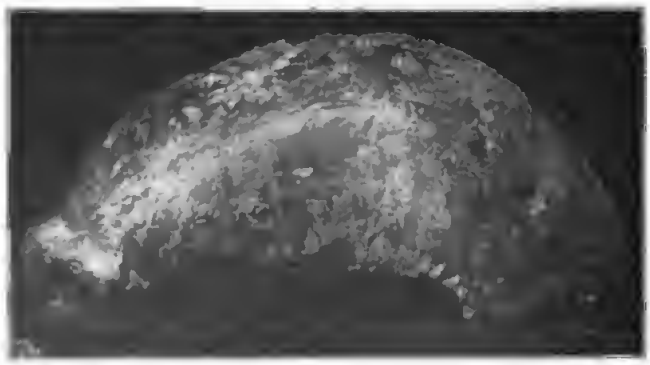
Diluvioler Menschenschädel von Kropino, etwa gleichaltrig mit den Taubacher Funden. Im geologisch-paläontologischen Nationalmuseum zu Agrom. Nach K. Gorjanović-Kramberger „Der diluviole Mensch von Krapino in Kroatien". Wiesbaden, C. W. Kreidels Verlag, 1906.

liche Leben der pompejanischen Römer oder der Ägypter ausgräbt, so dürfen wir heute schon seine, unsäglich viel ältere Lebensführung erkennen und uns sogar gewisse Klarheiten über seine Ästhetik bilden. Wir haben Dokumente für die vergängliche Oberflächenerscheinung dieser Leute, die in Sonne und Wind und Höhlenkälte lebten und, wenn sie nicht vermochten, ihren Lebensbedingungen gesund und gedeihlich zu trotzen, hätten verkümmern und ohne Enkelgeschlechter bleiben müssen. Und, als ob die Prähistorie den kleinen anzüglichen Witz nicht unterlassen wolle: prompt gesellt sich, da es sich bei dem Gesagten durchweg um einen französischen Teil der Funde handelt, die Antwort auf das diluviale où est la femme hinzu.

Der Mensch von Taubach bei Weimar, der in der Nähe der dortigen Höhlen auf der Moräne der ältesten, am weitesten vorgestreckten Vergletscherung seine Feuerstätte hatte und zusammen lebte mit dem wichtigen Altelefanten, dem Nashorn und Löwen, mit Wisent, Hyäne, Hirsch und Biber, ist kein Wagnis frühdiluvialer Bestimmung mehr; er und die übrigen deutschen diluvialen Feststellungen sind nicht länger versprengte Einzelfunde aus gegenseitig dunklen Zeitintervallen. Von der Pyrenäen-Halbinsel, von Frankreich, Belgien, England her zieht sich ein immer dichter werdendes Netz von Entdeckungen durch Deutschland hindurch nach Osteuropa hinein, und die Prähistorie der fernen Kolonialländer tritt mit ihren Aufschlüssen hinzu. Die berühmten Kjökkenmöddinger, die Wälle von ausgegessenen Muscheln und anderen, mit Holzkohle vermengten Speiseresten an den dänischen Küsten, erhalten Zusammenhänge und Beleuchtungen, rücken in die neuesten Ergebnisse über die Klimaschwankungen der zurückliegenden Perioden und die Feststellungen prähistorischer Botanik ein. Die Funde aus der Hermanns- und Baumannshöhle des Harzes sind anderen Inlands-

ist, in einer geringeren, gleichfalls einleuchtenden Weise, behaart. Nur von scheuen Ahnungen auszudenken sind die Fingerzeige, die in diesen Funden und durch ihre, den Haarlinien am Körper des heutigen Menschen ziemlich entsprechenden Zeichnungen für die Entwicklungsgeschichte der äußeren Erscheinung der Gattung homo gegeben sind. Endlich hat man kleine Figuren gefunden, Statuetten von Frauen, rundplastisch aus Elfenbein geschnitzte weibliche Gestalten, die, soweit sie besser ausgeführt sind, einen straffen, drallen, reifjugendlichen Wuchs, durchweg aber eine in der Hüftgegend bemerkenswert breite und rundliche Entwicklung dieser Zeitgenossinnen des Mammuts und des Wildpferdes zeigen.

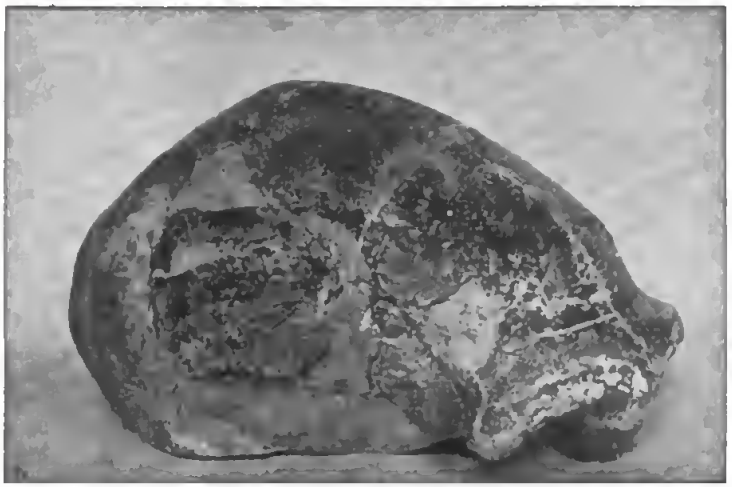
Wunderbare Aufschlüsse, wenn man bedenkt, wie schüchtern man noch vor wenig zurückliegender Zeit die ersten Spuren von Brandresten und zerschlagenen Knochen in der Schuttoberfläche, die durch das zurückweichende Eis entstand, auf diluviale Menschen zu deuten wagte. Noch zwar haben wir außer einzelnen Schädelfragmenten, Zähnen und sonstigen Bruchstücken keine vollständigen Skelette dieser Urvorfahren. Denn gegenüber den derben Knochen der großen Tiere hat der zierlichere Mensch mit den doch nicht minder vorhanden gewesenen kleineren Landtieren das Schicksal geteilt, daß die wechselvolle und wassergewaltige Zeit der Erhaltung seiner Gebeine ungünstiger war; und in den Höhlen ließ man wohl alles mögliche liegen, aber nicht die Leichname der soeben Gestorbenen, sondern schaffte sie hinaus. Von ihm selber, jenem Menschen, haben wir noch erst sehr, sehr wenig. Doch, wie man uns das täg-



Der Neandertal-Schädel. (Schädeldecke, Stirnseite noch links gelegt.) Im Provinzialmuseum zu Bonn. (Nach den Bonner Jahrbüchern.)

Digitized by Google

funden hinzugetreten; aus den Vereisungsgebieten Norddeutschlands bis nach Posen und Bromberg hin kommen von hier und dort die diluvialen und „interglazialen" Werkzeugfunde ans Licht. In derselben denkwürdigen Sitzung der Berliner anthropologischen Gesellschaft, auf die vorhin Bezug genommen wurde, hat aus fünf Kiesgruben bei Magdeburg, aus den Ablagerungen zwischen den wahrscheinlich mehr als zweimaligen Vereisungen, die über diese Gegenden vorwärts und zurück gegangen sind, Dr. med. Hahne aus Magdeburg eine ganze Fülle von zweifellos künstlich geformten Feuersteinwerkzeugen vorgelegt und erläutert. Da wir Namen genannt haben, so muß vor allem auch noch das Verdienst von A. Rutot, dem Konservator am Kgl. Museum für Naturgeschichte zu Brüssel, um die Forschung über den ältesten Menschen hervorgehoben werden.



Schädeldach von Spy in Belgien, etwas von vorn gesehen. Nach dem Abguß des Originals im Museum zu Lüttich.

Als das Eis zurückwich, worauf sich unter dem Einfluß der trockenen, kontinentalen Klimaperiode der „Interglazialzeit" die zunächst arktische Flechten- und Moos-Tundra Norddeutschlands späterhin zur Steppe wandelte, da ist alsbald auch der schweifende Mensch dorthin vorgedrungen. Sein Bild, soweit er zeitlich und örtlich in näherer Berührung mit der großen Vergletscherung gestanden hatte, können wir uns etwa durch den erstaunlich wetterharten, barfuß und fast nackt im Winterschnee gehenden heutigen Eingeborenen des gletschermächtigen und steppigen Patagonien näher rücken. Dieser frühe Norddeutsche hat sich dort in schon erkennbar nicht zu kleiner Anzahl eingerichtet und sich des ungewöhnlichen Reichtums an Feuersteinen erfreut, die er hier auf den verlassenen Flächen des norddeutschen Geschiebeschutts so massenhaft aus ihrer dänisch-rügischen Heimat verschleppt fand. Er verbreitete sich über diese Gegenden, gleichviel ob ihn neues Wiedervorrücken des Eises innerhalb von Zeiträumen, gegen die unsere Geschichtschronologie kleinlich ist, noch wieder zurückscheuchen sollte. Aber von alledem werden wir ja erst zu hören bekommen; sind doch soeben erst die neuermutigten Untersuchungen richtig begonnen worden. Und jeder kann sich an ihnen beteiligen, wenn er seine Funde in die Hand der Sachverständigen gibt und insbesondere die letzteren sofort bei irgend wichtiger scheinenden Entdeckungen in lagernder Schicht aufmerksam macht, damit das geologische Alter genau und maßgeblich bestimmt werde. Der Verfasser dieser Zeilen hat, anfänglich rein aus instinktiven Selfmade-Gedanken, seit geraumer Zeit auch auf solche Feuersteine geachtet, welche, weit entfernt den schönen neolithischen Steinwerkzeugen schon irgendwie zu gleichen, doch in irgend einer Weise auf absichtliches Zurechtschlagen daran, auf eine bestimmte Schlagrichtung, die nicht zufällig und natürlich sein kann, hinzudeuten schienen. Er hat ferner gerade solche Steinstücke aufzuheben nicht verschmäht, über die man sich bei derartigem Suchen sonst wohl ärgern könnte: nämlich diejenigen, welche sicherlich *nicht* bearbeitet worden sind, dagegen von Natur eine den Steinwerkzeugen auffällig ähnliche Form aufweisen. Denn auch sie enthalten Fingerzeige und Aufschlüsse; sie sind nützlich, um sich klar zu werden, welche Steinformen der Natur dem Menschen diese oder jene Anregungen gaben, sich ihrer in bestimmter Richtung zu bedienen und sie geeigneter zurecht zu machen; um auszuprobieren, inwieweit jenen frühen Menschen solche natürlichen Formen bequem und zum Gebrauch anlockend in der Hand lagen. Das Wunderschöne aber ist etwas viel Allgemeineres. Nämlich daß wir immer wieder, nachdem ein Arbeitsfeld schon recht intensiv bestellt und abgeackert zu sein schien, gerade von da aus noch wieder neue Ausblicke in das Dickicht des Nichtwissens hinein eröffnet sehen und die Zuversicht gewinnen, daß in nicht zu ferner Zeit, wo jetzt noch alles unsicher und bruchstückhaft ist, sich zusammenhängende neue Lichtungen des Erkennens vor redlicher, sorgsamer und nur um sich selbst bekümmerter Arbeit auftun werden.

Im Zusammenhang mit jenem vielseitigen Eindringen in die Welt des diluvialen Menschen und über ihn nach rückwärts hinaus, haben nun auch gewisse

spärliche Skelettreste des Menschen, die bisher eine Art Verlegenheit darstellten, und denen man eher aus dem Wege ging, ein ganz anderes Ansehen bekommen. Da ist der 1856 gefundene Schädel oder genauer die obere Schädeldecke nebst anderen Skelettresten aus dem diluvialen Ton im Neandertal (bei Mettmann, zwischen Elberfeld und Düsseldorf), die im Bonner Museum liegt, mit ihren übermäßig wulstigen knöchernen Augenbrauenbogen und der jäh zurückfliehenden, kaum als solche zu bezeichnenden Stirn. Ein ebenso berühmter und verdienter wie apodiktischer Gelehrter, dessen messerscharfe Kritikübung und Autorität die Anthropologie geradezu absolutistisch beherrschte, hatte diesen Schädel, als er in hoffnungsvoller Beglücktheit von seinem ersten Erklärer bekannt gemacht wurde, für nur krankhaft verändert erklärt. Der Gelehrte ist gestorben, und der alte, lange Zeit verachtete Neandertal-Schädel seitdem für die Wissenschaft erst richtig lebendig geworden, zumal ihm verwandte Funde, neuere wie neueste, mehr oder minder nahe zur Seite getreten sind. Heute neigt man dahin, aus ihm und dem durchaus ähnlichen, aber vollständigeren Schädelfund von Spy in Belgien unweit Namur, wohinzu sich einige andere Trümmer und Vergleichungen gesellen, doch wieder eine frühe Menschenrasse zu vermuten; im Gegensatz zu der vor kurzem herrschenden Ansicht, welche die verschiedenen Reste des europäischen Menschen alle für anthropologisch einheitlich und es für grundfalsch erklärte, von primitiven Rassen in Europa sprechen zu wollen. Und hinzu kommen, nicht nur für die Probleme der Anthropologie, sondern auch für die Aufhellung allverbreiteter Sagen, die neuen, ganz außerordentlich interessanten Entdeckungen von Zwergrassen, sowohl lebenden in Afrika, Ceylon, Celebes und Kaiser Wilhelms-Land (Neu-Guinea), wie solchen, die durch prähistorische Ausgrabungen in Europa (Keßlerloch bei Thayingen und sonst in der Schweiz, sowie im Elsaß und in Frankreich) festgestellt worden sind. Man hat auch schon die Vermutung begründet, daß sich aus den Zwergmenschen die großen Rassen entwickelt haben, ohne daß jene Urform für sich darum verloren ging. So ist in verschiedener Hinsicht der homo primigenius oder antiquus wieder höchst diskutabel geworden. —

Anwendungsweise der ältesten und primitivsten Steinwerkzeuge. Oben: Verwendung von Feuersteinknollen zum Schlagen und (unten) von roh hergestellten Feuersteinscherben zum Schaben. Bei a und a' Abnutzungserscheinungen in Form von Absplitterungen. Im Besitz von Dr. H. Hahne in Berlin.

I II III

I und II: Mandelförmig zugehauene flache scharfe Feuersteingeräte (eine Art Universalinstrumente zum Schaben, Schneiden usw.) aus der Steinzeitkultur der Eiszeit. Fundort I: Belgien (Epiennes), II: Frankreich (St. Acheul), III: Feingearbeitete Feuersteinlanzenspitze aus der Steinzeitkultur der nordeuropäischen Hünengräberzeit. Fundort: Rügen (Bergen). Im Besitz von Dr. H. Hahne, Berlin.

Digitized by Google

Niß Ipſen von Bombüll.

Ein Schwank von Anno dazumal. Von Ewald Gerhard Seeliger.

„Kinder!“ ſprach der ſchwediſche General Steenbock zu ſeinen Dragonern, als er die Dänen zum dritten Male bei Gadebuſch mit blutigen Köpfen heimgeſchickt hatte. „Kinder! Das hilft zu nichts! Wir ſchlagen uns hier in einem fort wie die Helden, und die gottsverdonnerten Dänen kommen immer wieder. Morgen ſtecken wir Altona an! Ohne Gnade und Barmherzigkeit! Wir wollen ſie für ewige Zeiten aus Holſtein hinausräuchern!“

Drei Tage darauf brannte Altona an allen Ecken und Enden, und General Steenbock wärmte ſich an dem Feuerchen die ſteifen Greiſenfinger. Denn es war im bitterkalten Winter, und ein ſcharfer, ſchneidender Oſtwind fuhr über die Felder. Am dritten Tage legte ſich die Flammenbrunſt, und dem ſchwediſchen General wurden die Finger wieder ſteif.

„Kinder!“ ſprach er zu ſeinen Dragonern. „Ihr habt ſeit dem Dreißigjährigen Kriege allerhand dazugelernt; aber gar ſo arg hättet Ihr es nicht treiben ſollen. Da iſt ja kaum ein Haus übrig geblieben! Wo ſollen wir denn Winterquartiere nehmen?“

Die armen Bürger von Altona aber hockten auf den kahlen Feldern herum, froren vor Kälte und Hunger und wußten auch nicht, wo ſie Winterquartiere nehmen ſollten. Denn von den ſiebzehn Häuſern, die ſtehen geblieben waren, hatten nur zwei das Dach behalten. Da jammerten und flehten die Bürger und hoben ihre Hände zu dem General empor; denn nun ſollten ſie auch noch Geld dazu bezahlen, weil ſie ſich die Stadt hatten anzünden laſſen.

„Gottsverdoria!“ fluchte der Graukopf, der im Donner der Schlachten alt geworden war. „Meint Ihr denn, ich ſchwitze bei der Mordskälte? Und wenn Euch ſchon ein Ohr abfriert, das macht nichts! Der liebe Herrgott hat Euch zwei gegeben!“

Dann aber drehte er ſich um und fluchte auf ſeine Dragoner: „Euch ſoll doch gleich ein Kreuzmillionenhimmeldonnerwetter in den Bregen fahren, wenn Ihr Euch das nächſte Mal nicht beſſer in acht nehmt! Aufgeſeſſen! Wir reiten nach Dithmarſchen und zu den Eiderfrieſen. Die werden uns nichts abgehen laſſen, denn ſie ſind den däniſchen Hunden nicht grün! Stramme Mannszucht, das bitt' ich mir aus! Wer nicht pariert, muß Spießruten laufen!“

Die Frieſen freuten ſich zwar nicht über die fremden Gäſte, aber ſie nahmen ſie willig auf und fütterten ſie den Winter über. Denn es war dieſen reichen Bauern ganz gleichgültig, ob das, was ſie hergeben mußten, „däniſche Steuern“ oder „ſchwediſche Kriegskontribution“ genannt wurde. Was ſcherte es den Frieſen, wenn ſich der Däne und der Schwede in den Haaren lagen? Er gab, was man ihm ſonſt genommen hätte, lieber freiwillig her, weil er wußte, daß es ihm im nächſten Sommer wieder doppelt und dreifach zuwachſen würde.

Peter Groot, der auf Bombüll, dem größten Hofe der fetten Wiedingharde, ſaß, lachte ſogar dazu. Er hatte ſein Weib und ſeine beiden Kinder nach der Inſel Föhr gebracht; da waren ſie ſicher. Er ſelbſt fürchtete ſich nicht vor den verhungerten Schweden. Sieben Dragoner lagen bei ihm im Quartier, und ſie litten keine Not. Dreimal am Tage gab's warmes Eſſen und Hamburger Bier, ſoviel ſie trinken mochten. Peter Groot ſaß immer bei ihnen und trank ſie jede Woche zweimal unter den Tiſch. Das mochte ihnen ſchon recht ſein. Denn Peter Groot hatte Zeit; die Feldarbeit ruhte, Küche und Keller verſah Grete Mannis, die Magd, Stall und Diele Niß Ipſen, der Knecht.

Das war ein überlanger, knochiger

Friesenjunge von zwanzig Jahren, und er hatte ein Paar Hände, mit denen er zur Not den Weizen ohne Dreschflegel aus den Ähren hätte schlagen können. Er war der sechste Sohn eines armen Geestbauern und diente in der Marsch, weil es in seiner sandigen Heimat keine Arbeit für ihn gab. Und da Grete Mannis die vierte Tochter des nächsten Nachbars und mit Niß Ipsen schon seit langem versprochen war, hatte sie auch ihr Bündel geschnürt und war mit ihm zu Peter Groot gezogen, der eine Magd wohl gebrauchen konnte.

Niß und Grete hielten zusammen wie Pech und Schwefel. Sie kamen selten dazu, ein paar Worte zu wechseln; oft vergaßen sie sogar, sich zu küssen, wenn sie sich trafen; aber um so inniger hielten sie in ihren Gedanken zusammen. In zehn Jahren hatten sie sich einen kleinen Hof auf der Geest verdient, denn da war das Land billig. Niß war zwar der Meinung, noch ein paar Jahre länger bei Peter Groot zu bleiben, um in der Marsch einen Hof zu kaufen, aber Grete wollte wieder nach Haus, und er fügte sich. Achtzehn Jahre alt war Grete, als sie zu Peter Groot nach Bombüll kam; sie war so schön und frisch von Gesicht und so schlank und zart von Gliedern, daß ihr die schwerfälligeren Marschleute neidisch und bewundernd nachsahen, wenn sie im Sonntagsstaat zur Kirche ging. Niß Ipsen, der neben ihr daherstakte, konnte eher Spott als Bewunderung erregen; aber die jungen Burschen wußten, daß er eine schwere Hand hatte, und schauten nur ganz verstohlen auf Grete.

Die sieben schwedischen Dragoner guckten sie zwar etwas deutlicher an, aber es wagte sich doch keiner heran. Sie hatte etwas in den Augen, das stärker war als eine ganze Korporalschaft. Auch Peter Groot zuliebe, der mit ihnen zechte, hielten sie Frieden. Im letzten Grunde aber hatten sie vor General Steenbock und seinen Spießruten Respekt.

Und Grete Mannis hatte Ruh, bis Olaf Olafsohn, der Offizier, nach Bombüll kam, um zu inspizieren. Denn der Schnee war schon weggetaut, und es sollte bald wieder gegen die Dänen gehen.

Olaf Olafsohn sah Grete, wie sie in ihren großen, schweren Holzschuhen vom Herd zum Tische ging; sie ging so leicht und flink, als liefe sie barfuß. Olaf Olafsohn sah sie also, vergaß seine Inspektion, vergaß Essen und Trinken, strich sich seinen dicken, blonden Schnurrbart und straffte sich in die Höhe. Er war ein flotter Kerl und hatte schon manches schöne Weib in den Armen gehabt. In Schweden, in Rußland, in der Türkei und in Ungarn, überall hatten sie an ihm Feuer gefangen. Er brauchte sich nur straff aufzurichten und den Schnurrbart zu streichen, schon flogen sie ihm an den Hals. Aber Grete Mannis fing nicht Feuer und flog ihm nicht an den Hals.

Das ärgerte Olaf Olafsohn, und er nahm bei Peter Groot auf Bombüll Quartier. Von morgens bis abends war er hinter Grete her, daß sie Mühe hatte, sich seiner zu erwehren.

„Nehmt Euch vor Niß in acht!“ warnte Peter Groot, aber Olaf Olafsohn schlug an seinen Degen und lachte dazu.

Am nächsten Morgen, als die sieben Schweden im Heu ihren Rausch ausschliefen und Niß im Garten einen Holzklotz spaltete, drang Olaf Olafsohn in Gretes Kammer und wollte den Arm um sie legen und ihr einen Kuß rauben.

Niß hörte ihren Hilfeschrei, raffte die Axt auf, lief herbei und sprang durchs Fenster. Als er sah, daß es Grete nicht weiter ans Leben ging, stellte er die Axt beiseite und schlug Olaf Olafsohn, der eben seinen Degen ziehen wollte, mit der Faust nieder.

Der Offizier fiel, so lang er war, auf die Diele und rührte sich nicht.

Grete flüchtete in die Ecke, und Niß wartete ein wenig, um dem Feinde Gelegenheit zu geben, wieder auf die Beine zu kommen. Aber der machte keine Anstalten dazu, sondern lag steif wie ein Stock auf dem Boden.

„Ich hab' ihn doch nicht etwa totgeschlagen!“ sprach Niß verdutzt.

Grete fing an zu zittern und schluchzte: „Du mußt fort! Mit dem Boot, da können sie Dich nicht fangen!“

Da schob sich Peter Groot leise in die Tür.

Digitized by Google

Die Frau des Meiſters.

Gemälde von A. van Dyck.

Nach einer Photographie von Franz Hanfſtaengl in München.

„Dem hilft kein Doktor mehr!“ ſagte er bedächtig, als wenn er gar nicht überraſcht wäre. „Niß, ich hab' Dir immer geſagt, Deine Hand iſt zu ſchwer!“

„Was iſt dabei zu tun?“ fragte Niß und beſchaute ſich ſeine rechte Hand, als wollte er ſagen: Ich hätte ihn lieber mit der linken niederſchlagen ſollen!

„Sieh, wo Du bleibſt!“ mahnte Peter Groot. „Der Deich iſt nicht weit, und eben hat die Ebbe eingeſetzt. Für das übrige will ich ſchon aufkommen.“

„Leb wohl, Grete!“ ſagte Niß Ipſen und gab ihr einen Kuß. „Vergiß mich nicht! Und wenn der Schwede wieder aus dem Lande iſt, komm' ich heim!“

Grete Mannis liefen die hellen Tränen über die Wangen, und ſie wollte Niß nicht loslaſſen. Aber Peter Groot trieb zur Eile.

„Ich bleib' Dir treu!“ ſchwur ſie; dann lief Niß auf den Deich zu, was er laufen konnte. Bald hatte er das Boot erreicht, ſprang hinein und ließ ſich vom Strome der Ebbe ins Meer hinausflößen.

Peter Groot ſchlug unterdeſſen Lärm; die ſieben Schweden ſprangen aus dem Heu, griffen zu ihren Musketen und ſetzten dem Mörder Niß Ipſen unter der Führung Peter Groots nach. Sie ſahen ihn draußen auf dem Meere ſchwimmen, ſchickten ihm Flüche und ein paar Kugeln nach; aber die Kugeln gingen daneben, und die Flüche taten nicht weh.

Olaf Olaſſohn wurde mit allen militäriſchen Ehren beſtattet, Niß Ipſen in Abweſenheit zum Tode verurteilt, und General Steenbock ritt mit ſeinen Dragonern wieder gegen die Dänen. Doch diesmal ließen ſie ſich nicht mit blutigen Köpfen heimſchicken, ſondern nahmen den alten Schweden gefangen und ſperrten ihn zu Kopenhagen in einen engen Kerker, damit er recht bald ſtürbe. Allein der weißhaarige Dickkopf tat ihnen den Tort an und lebte noch ganze fünf Jahre. Und ſolange er lebte, hatten ſie Angſt vor ihm.

Peter Groot holte ſeine Frau und ſeine Kinder wieder von Föhr herüber, nahm ſich einen neuen Knecht, aber keine neue Magd, denn Grete Mannis blieb bei ihm in Bombüll.

II.

Solange Niß Ipſen mit der Ebbe ins Meer hinausglitt, war es ihm recht. Dann aber fing das Waſſer an ſtehen zu bleiben, und er ſchöpfte Argwohn. Eine friſche, ſalzige Briſe wehte ihm entgegen, das war der Vorbote der Flut. Bald ſetzte ſie ſtark und ſtärker ein und trieb das Boot wieder der Küſte zu. Das war durchaus nicht nach Niß Ipſens Sinn; zu den ſchwediſchen Dragonern wollte er auf keinen Fall zurück. Aber er war ein Bauernknecht und kein Schiffer. Er verſtand es wohl, einen Pflug durch das Land, aber nicht ein Boot durch die See zu treiben. Er wußte wohl, wie man die Senſe ſchwingt, aber nicht, wie Riemen und Steuer gebraucht werden. Er hatte gelernt, wie man die Gäule mit dem Zügel regiert, aber nicht, wie man den Wind im Segel fängt und ihn zum Ziehen zwingt.

Eine Stunde patſchte Niß mit den Riemen erfolglos gegen Strom und Wind. Die Schweden am Ufer gaben ihm Kräfte für drei; doch mit der blanken Gewalt läßt ſich die See nicht beikommen. Immer deutlicher hob ſich der weiße Kirchturm, den er aus den Augen verlieren wollte, hinter ſeinem Rücken über den Deich. Da ſichtete er in der Ferne ein Segel. Das fuhr luſtig Flut und Wind entgegen. Niß Ipſen beſtaunte das Wunder eine Weile.

‚Wie mag der Kerl das machen?‘ dachte er bei ſich und ſetzte das Segel bei. Er vergoß viel Schweiß, brachte dreimal das Boot beinahe zum Kentern, ließ aber nicht locker, bis er hinter das Geheimnis gekommen war, deſſen Kenntnis ſeinen Urvätern, den Normannen, die unumſchränkte Herrſchaft des Meeres erworben hatte.

„Das iſt eine luſtige Sache!“ Er lachte vor ſich hin und ging über Stag, als wäre er in der Koje und nicht in einer Kate auf der Geeſt geboren worden. Bald verſchwand der weiße Kirchturm von Dagebüll und mit ihm die ganze Wiedingharde im Oſten, und im Weſten, neben der Stelle, wo die Sonne glutrot auf dem Meere brannte, ſtieg ein kleines, rundes Stück Land hervor, weiß und grün von Sand und Gras. Dahin wollte

Digitized by Google

Niß Ipſen, weil er meinte, dort könnten keine Schweden ſein.

Aber die Sonne ging unter, dunkel und finſter breitete ſich die Nacht auf das Meer und verſchlang die rettende Inſel. Aber Niß Ipſen hatte ſchon vorgeſorgt und ſich genau die Stelle gemerkt, wo das Land liegen mußte. Er hielt den Bug ſeines Bootes auf der Richtung, ſegelte die ganze Nacht hindurch, kreuzte in der Dunkelheit an der Inſel vorbei und befand ſich bei Anbruch des Tages auf hoher See. Er beſchaute ſich zuerſt den Himmel und dann das unermeßliche Waſſer, mehr war nämlich nicht zu ſehen, und ſtaunte.

Vor dem Durſt hatte er keine Angſt, Waſſer gab's hier genug; der Hunger ſchien ihm gefährlicher. Er ſchöpfte eine Handvoll Meerwaſſer auf und brachte es an die Lippen. Nicht zum zweitenmal gelüſtete ihm nach dieſem Trank. Nun hatte er plötzlich vor dem Durſt die größte Furcht. Er zog ſich den Leibgurt feſt und machte Anſtalten, ſich dem Lande wieder zu nähern. Er ſtellte das Segel in den Wind und ließ ſich treiben. Da aber der Wind am Morgen nach Oſten umgeſprungen war, fuhr er immer weiter in die Nordſee hinaus.

Am dritten Tage fiſchte ihn Janken Bundis aus Morſum auf, der mit ſeiner Schmack nach Hamburg wollte. Niß Ipſen war bald wieder auf den Beinen, als er Brot und Trinkwaſſer witterte, hielt ſich für die beiden Hungertage an Janken Bundis' Schinken ſchadlos und erzählte ihm zwiſchendurch, was ihn auf die See getrieben hätte.

„Ja!" ſagte Janken Bundis und kraute ſich hinterm Ohr. „Das iſt freilich ſchlimm! Aber was haſt Du nicht auch die ſieben anderen Schweden totgeſchlagen, wenn Du doch ſchon aus dem Lande mußt? Die Kerle taugen alle nichts! Mein Rat iſt, bleib, wo Du biſt! Kannſt hier auf See mehr Geld verdienen, als an Land. Und luſtig iſt das Leben! Sollſt mal ſehen, wenn wir in Hamburg ſind! Immer Geld in der Taſche, wenn man im Hafen iſt, und zehn Weiber an jedem Finger, wenn man will!"

„Ich will nicht!" ſagte Niß Ipſen. „Ich hab' ſchon eine Braut!"

„Um ſo beſſer," rief Janken Bundis, „dann kannſt Du ein reicher Mann werden."

„Das will ich auch," behauptete Niß Ipſen ſchlangweg, und Janken Bundis wagte nicht darüber zu lachen.

Drei Tage ſah ſich Niß Ipſen die große Stadt Hamburg an der Elbe an, auch Altona, das die Bürger ſchon wieder aufzubauen begannen. Dann hatte er ſich wieder einmal genug gewundert.

„Ich will Geld verdienen!" ſagte er zu Janken Bundis, dem wirklich an jedem Finger ein ſchöngeputztes Mädchen hing.

„Biſt Du ein Dummkopf!" Janken Bundis lachte laut, führte ihn aber doch zu Hein Somfleht aus Stade, der mit ſeiner Kuff an den Vorſetzen lag und nach Amſterdam wollte.

Der nahm ihn mit, muſterte ihn aber in Amſterdam ab, weil er ein paar Wochen ſtill liegen mußte.

„Such Dir nur was anderes," rief ihm Heim Somfleht nach. „Ein Kerl mit Deinen Händen findet hier immer etwas. Aber nimm Dich vor den Werbern in acht, daß ſie Dich nicht auf zwölf Jahre nach Oſtindien ſchleppen!"

Niß Ipſen ging in eine der vielen Hafenkneipen, und bald ſaß einer neben ihm, der ihm fortwährend zu trinken gab und für ihn bezahlte. Niß ließ es ſich gerne gefallen, denn der rote Wein ſchmeckte ihm gut. Der andere füllte immer wieder den Krug und wartete, bis Niß Ipſen unter dem Tiſch liegen würde. Aber er wartete bis zum nächſten Morgen vergeblich. Da wurde er ärgerlich und meinte: „Nun iſt's genug, jetzt kommſt Du mit! Du haſt Handgeld genommen für die Holländiſche Kompanie. Nun mußt Du an Bord, denn das Schiff geht noch heute in See!"

„Was?" rief Niß Ipſen. „Handgeld? Dein Handgeld will ich Dir wiedergeben!" Er ſchlug aber diesmal aus Vorſicht mit der linken Hand zu. Der Werber klappte zuſammen wie ein Taſchenmeſſer, rappelte ſich wieder auf die Beine und verſchwand fluchend. Die holländiſchen Seeleute, die dabeiſaßen, grinſten lautlos und ſpuckten vor Freude noch einmal ſo weit als gewöhnlich. Der dickſte aber, Jan Snieders, Kapitän der

Digitized by Google

ostindischen Brigg „Flynkflatje", kam auf Niß Ipsen zu und stellte sich vor ihn hin. Er hatte ein glattrasiertes Doppelkinn und blaue, gutmütige Augen.

„Junge!" sagte der Kapitän. „Du gefällst mir. Wenn Du willst, kannst Du gleich mitkommen, ich geh' an Bord!"

Und Niß Ipsen ging mit.

Drei Reisen machte er mit der „Flynkflatje" und wurde ein Seemann, der gelassen seinen Priem gegen den ärgsten Sturm anspuckte. Aber er wollte mehr Geld verdienen. Er lümmelte sich nicht wie Hollandschmänner an der Verschanzung, wenn gutes Wetter war, hielt auch nicht die Hände in den Taschen; denn er dachte immer an Grete und an den Hof in der Geest, den er sich kaufen wollte. Er guckte dem dicken Kapitän scharf auf die Finger, wenn er das Besteck machte, um die Brigg auf den rechten Kurs zu bringen. Denn der neue Steuermann, den sie auf der vierten Reise mitgenommen hatten, verstand blitzwenig von der Seefahrt und brachte die „Flynkflatje" auf seiner Wache immer vom rechten Wege ab. Jan Snieders verlor die Geduld nicht, aber er baute vor. Niß Ipsen holte er sich heran und zeigte ihm dies und das, wies ihm die Nadel, die manchmal ganz anderswohin deutete, als ihr zukommt, breitete die große Seekarte vor ihm aus und ließ ihn den Kurs einzeichnen. Und Niß Ipsen hatte einen offenen Kopf, begriff alles wohl und behielt es treu im Gedächtnis.

Und kaum waren sie das vierte Mal über das Kap der guten Hoffnung hinausgekommen, nahm's mit dem gefährlichen Steuermann ein schlimmes Ende. Aus dem Großtopp fiel die Reulrah, die sich da oben bei seinem falschen Manöverieren nicht länger halten konnte, aufs Deck herunter, zerschlug den Hühnerhock, die Verschanzung und fiel so hart auf den Schuldigen, daß er tot auf dem Flecke blieb.

Als Niß Ipsen die Reulrah wieder an ihrem alten Platze festgemacht hatte, meinte Jan Snieders zu ihm: „Niß, getraust Du Dich, die Backbordwache als Steuermann zu gehen?"

„Jawohl, Kapitän!" sagte Niß Ipsen. „Das getrau' ich mich!"

„Dann bist Du von heute ab mein Steuermann!"

So kamen sie glücklich nach Batavia. Da löschten sie ihre Tuchballen und ihre Kisten mit Steinzeug und nahmen viele Säcke von Pfeffer, Zimt und Gewürz ein. Davon roch das Schiff schöner als ein Kramladen.

Auf der fünften Reise schlugen sie sich zum ersten Male mit den malaiischen Seeräubern herum. Jetzt kamen die Hollandschmänner aus ihrer Ruhe und schlugen um sich, als sollte kein einziger Malaie übrigbleiben. Doch es retteten sich doch noch zwanzig auf ihr Fahrzeug, das mehr wie ein Haufen Holz als wie ein Schiff aussah. Doch Niß Ipsen, der eine merkwürdige Wut auf diese gelben Kerle hatte, fuhr ihnen mit dem Boote nach, eroberte den Holzhaufen und fing dreizehn dieser Schurken mit seinen Händen. Lebendig brachte er sie nach Batavia, wo sie der Gouverneur an den Galgen hängen ließ.

Denn er wollte ein Exempel statuieren. Aber es wurde nur noch ärger. Hinter jeder Felsenecke lauerten sie und stießen wie Raubvögel aus ihren Nestern hervor. Sogar die „Flynkflatje" überfielen sie noch einmal, als sie kaum zwei Tage von Batavia auf der Heimreise war. Diesmal gab es einen härteren Kampf. Für jeden Räuber, den Niß Ipsen mit dem Spillspaken niederhieb, kletterten drei andere über die Verschanzung. Jan Snieders stand auf dem Achterdeck und schoß immer gleich zwei Pistolen auf einmal los, bis ihn ein vergifteter Pfeil in die Schulter traf und er umsank. Jetzt aber fuhren die Hollandschmänner ganz aus ihrer Haut heraus und hieben so toll um sich, daß sogar von der guten „Flynkflatje" die Späne flogen. Und als erst Niß Ipsen, der Steuermann, den baumlangen Räuberhauptmann, der wie ein Engländer aussah, über Bord geworfen hatte, flohen die Malaien Hals über Kopf.

Jan Snieders, der dicke Kapitän, kam wieder auf die Beine, denn das Gift war in seinem Fett sitzen geblieben und tat ihm noch keinen Schaden. Aber mit der Zeit arbeitete es sich doch durch. Er mußte sich hinterm Kap der guten Hoffnung hinlegen, und Niß Ipsen hatte für

Digitized by Google

die Führung des Schiffes aufzukommen. Als sie auf der Höhe von Sankt Helena waren, machte Kapitän Jan Snieders seine blauen, gutmütigen Augen zum letzten Male auf. „Niß," sagte er mit schwacher Stimme, „Du bist nun der Kapitän. Bring die ‚Flynkflatje' nach Amsterdam, daß sie keinen Schaden nimmt. Ich heuere hier ab. Aber schmeißt mich nicht ins Wasser, denn hier gibt's zuviel Haifische. Lauf mal lieber in Sankt Helena an, da werden mir wohl die Engländer ein kleines Fleckchen von ihrem Lande gönnen. Gut zu sprechen sind sie ja nicht auf uns. Aber ich denke, vor einem toten Holländer werden sie keine Angst haben. Ihr könnt dann auch gleich Frischwasser nehmen. Nötig wär's schon!" Dann machte Jan Snieders seine blauen, gutmütigen Augen zum letzten Male zu, und Niß Ipsen gehorchte seinen letzten Befehlen.

Die Engländer gönnten Jan Snieders wirklich ein kleines Fleckchen auf ihrem Friedhofe, und die Haifische sahen sich um einen guten Bissen betrogen. Der neue Kapitän, der knapp sechsundzwanzig Jahre alt war, brachte die „Flynkflatje" glücklich nach Amsterdam; und der Kaufmann, dem Ladung und Schiff gehörten, freute sich so sehr darüber, daß er Niß Ipsen sieben gute holländische Dukaten daraufgab und ihn sofort wieder nach Batavia schickte.

Niß Ipsen hatte gar keine Zeit gefunden, an seine Grete zu schreiben, die schon sechs Jahre in Bombüll auf seine Rückkehr wartete. Aber das nächste Mal wollte er es gewiß nicht auf die lange Bank schieben. Dann hatte er vielleicht schon soviel gespart, daß es für einen Hof in der Marsch langte. Diesmal wagten sich die Piraten nicht an die „Flynkflatje" heran, denn Niß Ipsen hatte ihr auf jede Seite vierundzwanzig Stückpforten malen lassen. Da meinten die Piraten, es wäre ein Kriegsschiff, und ließen die Finger davon. Als Niß in Batavia an Land stieg, mußte er wieder an seine Grete denken. Daß sie ihm treu geblieben war, daran zweifelte er auch nicht einen Augenblick. Aber sie würde sich gewiß sorgen, daß er so lange wegblieb. Und er nahm sich fest vor, ihr sofort einen Brief zu schreiben, wenn er wieder in Amsterdam sein würde. Doch das sollte noch gute Weile haben.

III.

Der Gouverneur von Batavia ging nämlich an demselben Tage am Strande spazieren und hatte schwere Sorgen. Die Piraterie nahm tagtäglich mehr überhand, und er sann darüber nach, wie dieser Plage wohl am besten abzuhelfen sei. Da fiel sein Blick auf die „Flynkflatje"; aber er kannte sie nicht wieder. Ein Kriegsschiff auf der Reede von Batavia, ohne daß er etwas davon wußte! Das war stark! Er zählte die Stückpforten.

‚Achtundvierzig Geschütze?' dachte er bei sich. ‚Das ist ja genug, um ganz Batavia in zwei Stunden in Grund und Boden zu schießen!'

Da kam Niß Ipsen, der an Bord wollte, vorbei und pfiff sich eins.

„Hör mal, mein Jung'!" sagte der alte Gouverneur zu ihm und wies mit dem Krückstock auf die „Flynkflatje." „Kannst Du mir nicht sagen, was das für ein Kriegsschiff ist?"

„Nein!" Niß Ipsen lachte übers ganze Gesicht. „Aber was das für ein Handelsschiff ist, weiß ich ganz genau. Das ist mein Schiff!"

„Aber wozu dann die vier Dutzend Kanonen?" rief der Gouverneur erstaunt.

„Gegen die Piraten!" erklärte Niß Ipsen und schmunzelte.

„Da könnt Ihr doch nur halbe Ladung nehmen."

„Fällt uns gar nicht ein!" Niß Ipsen lachte ganz respektlos. „Unsere Kanonen nehmen keinen Platz weg und sind nicht schwerer als eine Pütz mit fünfzig Pfund Farbe."

Eine ganze Zeit war der Gouverneur vor Erstaunen sprachlos und schaute abwechselnd die „Flynkflatje" und ihren Kapitän an.

„Das ist ein sehr guter Einfall!" sagte er dann.

„Ja!" Niß Ipsen lachte zum dritten Male. „Einer muß doch mal den Anfang machen!"

„Er ist wert," rief der Gouverneur bewundernd, „in den Dienst der Kompanie zu treten."

Bauernfrauen.

Gemälde von Prof. Georg Schildknecht.

Digitized by Google

„Wenn die Heuer gut iſt," ſagte Niß Ipſen, der wieder an den Hof in der Geeſt denken mußte, „dann bin ich dabei."

„Er ſoll ſich nicht zu beklagen haben!" Der Gouverneur reichte ihm die Hand. „Er bleibt auf der ‚Flynkflatje' als Kapitänleutnant. Ich werde die Brigg für die Kompanie kaufen. Und wir wollen die ‚Flynkflatje' richtig armieren, nicht nur mit dem Pinſel! Dann fängt Er mir alle Seeräuber weg und knüpft ſie gleich an Ort und Stelle an die Rahen auf! Daß er mir das Geſindel nicht wieder hierher bringt! Hat Er mich auch verſtanden?"

Niß Ipſen, der noch keinen Sinn für das Militäriſche hatte, nickte nur mit dem Kopfe und behielt die Hände in den Taſchen.

„Meinen Schneider ſchicke ich Ihm noch heute an Bord, und morgen Abend iſt Er bei mir zum Eſſen eingeladen!"

Damit hob der Gouverneur ſeinen Krückſtock und ging mit würdevollen Schritten nach Batavia zurück.

Niß Ipſen, der neue Kapitänleutnant, ließ ſich an Bord der „Flynkflatje" ſetzen und war nun feſt entſchloſſen, einen Hof in der Marſch zu kaufen.

Nach einer Stunde kam der Schneider des Gouverneurs an Bord, fuhr mit ſeiner Meßſchnur um den langen Niß herum und ſchickte ſchon am nächſten Mittag eine Uniform an Bord, die ſo prächtig mit dicken goldenen Schnüren ausſtaffiert war, daß ſich Niß Ipſen darin vorkam wie ein Papagei. Auf dem Eſſen beim Gouverneur aber lernte er ſich über ſeinen Rock zu tröſten; denn da ſah er Leute, deren Kleidung ſo von Gold- und Silberſtickereien ſtrotzte, daß ſie ausſahen wie geputzte Jahrmarktsaffen.

Acht Tage danach ſtach Niß Ipſen wieder mit der „Flynkflatje" in die Sundaſee. Das erſte, was er tat, als er Batavia außer Sicht hatte, war, daß er ſich den Papageienrock auszog und ſeinen alten leinenen Kittel anzog.

Wie ein weißes, unſchuldiges Lämmlein ſah die Brigg aus. Die ſchwarzen, drohenden Stückpforten waren verſchwunden, und zwei breite, himmelblaue Bänder umzogen friedlich und freundlich den ganzen Schiffsrumpf. Mehr als vier Mann ließ Niß nicht an Deck; einer am Ruder, einer am Mars, einer auf der Back und einer an der Zwiſchendeckstreppe. Dadurch erhielt das Schiff ein Ausſehen, als ob es ein ſchüchternes Handelsfahrzeug ſei.

Und es dauerte keine drei Tage, ſo kroch der erſte Pirat auf den Leim. Der Mann im Mars meldete ein Segel voraus zwei Strich Steuerbord; der Mann auf der Back beſtätigte nach zehn Minuten die Meldung; der Mann am Ruder drehte auf Befehl des Kapitäns das Rad, damit die „Flynkflatje" nicht allzuweit abkam; und der Mann an der Zwiſchendeckstreppe ſchrie nach unten: „Aufgepaßt!"

Dann blieb alles ſtill, bis der Pirat auf zwanzig Ellen nahegekommen war. Da drüben wimmelte es Kopf an Kopf, ſie fletſchten die roten Zähne und ſchwangen ihre langen Dolche; jetzt ſollte es der guten „Flynkflatje" ans Leben gehen.

„Achtung!" kommandierte Niß Ipſen.

„Eins!" Da ſprangen plötzlich in den beiden unſchuldigen blauen Bändern achtundvierzig Stückpforten auf.

„Zwei!" Die zwei Dutzend Vierundzwanzigpfünder des Steuerbords ſchoben mit einem Ruck ihr Maul durch die Pforten.

„Drei!" Schon waren ſie ausgerichtet, was wenig Zeit in Anſpruch nahm, da das Ziel inzwiſchen auf zehn Ellen nahe gekommen war.

„Feuer!" Da ſpieen die vierundzwanzig Mäuler gleichzeitig ihre Ladung hinüber: die oberen zwölf Kartätſchen, die unteren zwölf vierundzwanzigpfündige Stückkugeln. Die Kartätſchen fegten wie zwölf Rieſenbeſen über das Deck, die Stückkugeln bohrten ſich dem Piratenſchiff in den Bauch.

Es legte ſich auf die Seite und ſank ſechs Ellen von der „Flynkflatje" entfernt; nur drei Piraten konnte man auffiſchen. Niß Ipſen ließ ſie ſofort an die Großrah aufknüpfen, und zwar an einem Tauende, da brauchten ſie nicht ſo lange zu zappeln. Keiner blieb übrig, um das Geheimnis der „Flynkflatje" weiter zu verraten. Denn die ſperrte ihre achtundvierzig Stückpforten zu und ſah bald wieder aus wie ein weißes, unſchuldiges

Lämmchen mit zwei blauen Bändern. Nur die drei Piraten an der Großrah wollten nicht dazu passen. Da ließ sie Niß Ipsen abschneiden, und sie plumpsten ganz von selbst ins Meer.

Es verging keine Woche, wo es nicht ein Tauende von der Großrah abzuschneiden gab. Die arglosen Piraten fielen auf Niß Ipsens „Flynkflatje" hinein wie die Fliegen in die Buttermilch. Witterte Niß gute Prise, ließ er nur mit Kartätschen schießen. Manchmal kamen dadurch die beiden Schiffe Bord an Bord. Dann griff Niß Ipsen zum Spillspaken und stieß in die Pfeife. Sofort spie die Zwischendeckstreppe der harmlosen „Flynkflatje" ein Rudel Blaujacken aus, die mit Säbel und Beil wohl umzugehen verstanden. Selten hatte Niß Ipsen einen Verlust unter seinen Leuten, nicht etwa, als wenn die Piraten feige und zaghaft gewesen wären. Aber Niß Ipsen wußte sie zu verdutzen, und siegte dadurch immer.

Kam ein Vorwitziger zu Niß Ipsen auf das Achterdeck, dem tippte er mit dem Spillspaken etwas unsanft auf den kahlen Schädel und warf ihn über den andern Bord. Brach der eichene Spaken, dann hieb er mit der rechten Faust zu, und diese Faust war in den sieben Jahren nicht gerade leichter geworden.

Mit der guten Prise im Schlepptau kam er wieder nach Batavia, um sich ein Drittel davon auszahlen zu lassen und neue Munition zu nehmen.

Allmählich wurde aus dem Kapitänleutnant ein vermögender Mann, und er rechnete aus, daß er jetzt schon so reich sei, Peter Groots Hof in Bombüll mit allem, was darauf wuchs und stand, zu kaufen und auf der Stelle bar zu bezahlen. Wie würde sich Grete freuen! Und den Hof auf dem armen Geestlande wollte er ihr schon ausreden. Wenn er nur erst nach Amsterdam käme, um ihr das alles schreiben zu können. Vorerst war dazu noch keine Aussicht, denn die Piraterie saß den Malaien zu tief im Blute.

„Herr Kapitän!" sagte der Gouverneur von Batavia zu Niß Ipsen, als er ihn wieder einmal zum Abendessen eingeladen hatte. „Ich hab' mich nicht in Euch getäuscht. Aber ehe wir nicht den großen Morgan haben, eher kriegen wir keine Ruhe. Das soll nämlich ein Engländer sein, sieht aber aus wie ein Malaie. Er hat den Spaniern bei Manila eine nagelneue Fregatte mit achtzig Kanonen gestohlen, und ich schweb' in einer Angst, daß er eines schönen Morgens vor Batavia liegt und die ganze Stadt in Grund und Boden schießt."

„Ich will ihn schon kriegen!" sagte Niß Ipsen und stand auf.

Er war aber diesmal vorsichtig und nahm die doppelte Mannschaft mit. Nachdem die „Flynkflatje" vierzehn Tage in der Sundasee gekreuzt hatte, schrie der Mann im Mars: „Querab Steuerbord ein großer Dreimaster!"

„Hart dal das Ror!" befahl Niß Ipsen dem Mann am Steuer. Die Brigg sprang in die Richtung der Brise und machte sich so schnell wie möglich davon. Nach einer Stunde war der Dreimaster so nahe, daß man am Rumpf die offnen Stückpforten zählen konnte.

Schon brannten sie auch drüben einen blinden Schuß los. Die „Flynkflatje" strich die rotweißblaue Flagge der Generalstaaten und drehte bei. Niß Ipsen steckte sich in jede Rocktasche vier geladene Doppelpistolen: auch die Tapfern ziert die Vorsicht. Da stieg drüben die englische Flagge empor; trotzdem wimmelte das ganze Deck von gelben und schwarzen Gesichtern. Sogar der große Morgan, der auf dem Achterdeck stand, hatte sich das Gesicht mit Ruß beschmiert.

„Ergebt Euch!" brüllte er.

„Achtung! Eins! Zwei! Drei! Feuer!" kommandierte Niß Ipsen kaltblütig, und vierundzwanzig Stückkugeln schlugen der stolzen Fregatte in den dicken Leib. Ehe sich der große Morgan von seiner Überraschung erholen konnte, hatte Niß Ipsen seine schlanke, niedrige „Flynkflatje" mit der hochbordigen Fregatte Bord an Bord gebracht. Die Breitseite der Fregatte richtete daher nur wenig Schaden an.

„Ausentern!" schrie Niß Ipsen, und die unscheinbare „Flynkflatje" war in zwei Augenblicken von Blaujacken bedeckt, daß dem großen Morgan, der vor zwei Jahren noch Mister Jackson hieß, die Augen übergingen. Aber er wischte sie sich sofort wieder klar. Die verdammten Hol-

landſchmänner ſollten doch erſt mal herüberentern. Das war nämlich das große Kunſtſtück. Die Piraten ſchoſſen von oben herunter und warfen mit Kavielnägeln und andern Eiſenſtücken, als ſie ihr Pulver verknallt hatten. Dicht hielten ſie den gefährdeten Bordrand beſetzt. So ſchwankte lange der Kampf. Die Hollandſchmänner kletterten wie die Katzen an der glatten Bordwand empor, aber die Piraten ließen keinen an Deck.

Da ſtieg Niß Ipſen ganz allein ins Großwant, enterte auf die Obermarsrah der „Flynkflatje", von da auf die Großrah der Piratenfregatte über und kam ſo den Räubern in den Rücken.

Die Priſe wollte er auf keinen Fall verlieren! Die war ſo viel wert, daß er die ganze Wiedingharde auf einen Ruck kaufen konnte.

Er ſchoß zuerſt ſeine Piſtolen der Reihe nach ab. Keiner der Piraten bemerkte ihn in dem Gewühl und Geſchrei, das unten von Bordwand zu Bordwand tobte, keiner ſpürte ihn, denn er verſtand ſich ſchlecht aufs Schießen, und keine der ſechzehn Kugeln traf. Da feuerte Niß Ipſen in ſeiner Wut die acht abgeſchoſſenen Piſtolen als Handgranaten ins Kampfgewühl. Auch damit erzielte er keine nennenswerten Erfolge. Deshalb enterte er auf die menſchenleere Backbordſeite der Fregatte herunter, zog einen Spaken aus dem Gangſpill und ſtakte mit langen Schritten aufs Achterdeck, von wo aus der große Morgan ſeine Malaien zum Kampfe anfeuerte.

Niß Ipſen zog dem Seeräuber erſt eins über die rechte Schulter, daß er ſich verwundert umdrehte. Doch lange Zeit ließ ihm Niß nicht dazu; er traf ihn mitten auf die Stirn, daß Spillſpaken und Hirnſchale zerbrachen. Miſter Jackſon, der große Morgan, knickte für immer zuſammen.

Niß Ipſen ließ ihn liegen, wo er lag, und brach der feindlichen Schlachtordnung in die Flanke. Die Malaien dachten, der böſe Geiſt komme über ſie, und die Blaujacken benutzten die Stockung und ſtiegen an Bord. Dieſes Mal brauchte Niß Ipſen keinen neuen Steek um die Großrah ſchlagen zu laſſen, denn die Blaujacken gaben keinen Pardon.

Mit der „Flynkflatje" im Schlepptau kam die Fregatte auf die Reede von Batavia.

Dem Gouverneur ſträubten ſich die Haare, als er das große Kriegsſchiff mit der Brigg Niß Ipſens auf dem Haken vor Batavia zu Anker gehen ſah. Und als Niß Ipſen einen blinden Freudenſchuß abbrannte, ſtieg auf dem Hauſe des Gouverneurs die weiße Flagge empor. Eilends ließ er ſich an Bord rudern, um perſönlich die Unterhandlungen zu führen.

Als er aber Niß Ipſen am Fallreep ſah, da fiel er ihm weinend um den Hals. „Niß, mein Sohn!" rief er freudig und drückte ihn an die Bruſt. „Du haſt uns einen ſchönen Schreck eingejagt! Das ſoll Dir unvergeſſen ſein. Noch heute ſchreib ich an die Regierung der Generalſtaaten! Du mußt Admiral werden!"

„Wenn's ſein muß!" ſagte Niß Ipſen. „Dann hab' ich nichts dagegen."

„Was hängt denn da?" fragte der Gouverneur nach einer Weile und zeigte mit ſeinem Krückſtock auf die Fockrah.

„Das iſt Miſter Jackſon, der große Morgan," lachte Niß Ipſen. „Den hab' ich Euch mitgebracht. Vielleicht wollt Ihr das Wundertier ausſtopfen."

Aber der Gouverneur wies dieſes Anſinnen mit beiden Händen von ſich.

„Abſchneiden!" befahl Niß Ipſen, und ſofort lief eine Blaujacke auf die Nock der Fockrah hinaus, zog die Knief und ſäbelte das Tauende entzwei.

‚Plumpudding!' machte Miſter Jackſon, der große Morgan, als er im Waſſer verſchwand, um nicht wieder zum Vorſchein zu kommen. Ein großer Haifiſch hatte ihn verſchluckt.

IV.

Niß Ipſen wurde wirklich Admiral, mußte ſich an ſeinen Rock einen goldenen Kragen und Silberſtickereien nähen, ließ ſich einen langen, blonden Bart wachſen und ſetzte ein wenig Fett an, was er ſehr nötig hatte und was ihm ſehr gut ſtand.

Er ſtellte ſich ſogar vor den Spiegel und dachte darüber nach, was wohl ſeine Grete in Bombüll für ein Geſicht machen

würde, wenn sie ihn in dem Aufzuge sehen müßte.

Nun redete ihm der gute Gouverneur ein, daß zu einem Admiral unbedingt ein adeliger Name gehöre, und Niß Ipsen glaubte ihm und unterschrieb sich seitdem: Nis de Bombell. Aber das war alles nur äußerlich. Im Innern blieb er der alte Niß Ipsen, der noch vor zehn Jahren bei Peter Groot auf Bombüll in der Wiedingharde als Knecht gedient hatte. Nur war er inzwischen ein reicher Mann geworden. Das wollte er ja aber auch schon damals werden. Jetzt hätte er ruhig nach Amsterdam zurückkehren können, um seiner Grete endlich den Brief zu schreiben, auf den sie schon mit Sehnsucht wartete. Allein Mister Jackson, der große Morgan, machte ihm einen Strich durch diese Kursberechnung.

Durch irgendeinen Ritz war es nach London gesickert, daß das Schiff des großen Morgan unter englischer Flagge gesegelt war. Jetzt nahmen die über dem Kanal wieder einmal den Mund voll, denn sie hatten sich schon längst wieder mit den Generalstaaten reiben wollen. Waren seit dem Frieden doch schon ganze fünf Jahre verflossen!

Der Gouverneur stand zu seinem Admiral Nis de Bombell, die Regierung in Amsterdam stand treu zu dem Gouverneur, und so dauerte es nicht allzu lange, da war ein frischer, fröhlicher Kaperkrieg im Gange.

Doch die Engländer hatten diesmal die Rechnung ohne den Wirt gemacht. Der hieß nämlich Nis de Bombell. Er ärgerte mit seiner „Grete", so hatte er die eroberte Fregatte getauft, und mit der „Flynkflatje" die Rotjacken aus der Sundasee hinaus, vertrieb sie aus Singapur, ließ ihnen auch in Indien keine Ruhe, schlug sie am Kap der guten Hoffnung und vor der Straße von Gibraltar, nahm ihnen im Kanal drei Schiffe weg und warf endlich siegreich vor Amsterdam seine Anker aus.

Die Engländer mußten die Zeche bezahlen und schlossen nach zwei Jahren Frieden. Nis de Bombell ging an Land und wurde mit Gold und Ehren überhäuft. Die Regierung der Generalstaaten, die sich damals noch ohne Statthalter und König behalf, schenkte ihm einen goldenen Degen und ein schönes Haus im Haag. Da gefiel es Nis de Bombell sehr gut. Viel besser, als in der Wiedingharde bei Peter Groot. Er zog nur selten seinen goldenen Rock am Tage aus, denn er hatte daran Gefallen gefunden, und hielt sich einen Kammerdiener; denn er war ja ein steinreicher Mann und brauchte sich nichts vom Munde abzusparen.

Das Haus lag mitten in einem großen Garten, und darin ging Nis de Bombell spazieren, wenn er nichts zu tun hatte. Und er ging fast immer spazieren, denn er hatte nie etwas zu tun. Die Piraterie in der Sundasee war bis auf die Wurzel ausgerottet, die Engländer dachten nicht daran, einen neuen Mister Jackson als großen Morgan auf die Holländer loszulassen, auf allen Meeren blühten Handel und Wandel, und Holland war nicht mehr in Not.

Nis de Bombell hatte nichts zu tun und ging spazieren. Und er dachte drei Tage lang nach, ob ihm etwas zu seinem Glücke fehle. Danach dachte er wieder drei Tage lang darüber nach, was ihm wohl zu seinem Glücke fehle. Und endlich dachte er wieder drei Tage lang nach, ob er lieber nach Wiedingharde reisen, oder ob er Grete erst den Brief schreiben sollte, auf den sie nun schon dreizehn Jahre in Bombüll wartete.

Und er setzte sich hin und schrieb:

„An meine Grete!

Wenn Du noch von der Gesinnung bist, als Du warst, da ich mit Dir zugleich auf Bombüll diente, so komm zu mir nach dem Haag und werd' meine Frau. Ich bin gegenwärtig holländischer Admiral.

Nis de Bombell,
vormals Niß Ipsen, Dein getreuer Bräutigam."

Den Brief gab er Okke Tükkis von Föhr in die Hand, der nach seiner Heimat fahren wollte, und der versprach ihm auf seinen Eid, daß er das Schreiben an Jungfrau Grete Mannis in Bombüll bei Peter Groot eigenhändig abgeben würde.

‚Sie kann jetzt dreißig Jahre ſein,‘ dachte Nis de Bombell, fuhr in ſeiner Kutſche nach Hauſe und ließ ſich da von ſeinem Kammerdiener die dicke Meerſchaumpfeife ſtopfen.

Okke Tükkis legte den Brief in Grete Mannis' Hand, wie er verſprochen hatte, und ging wieder von dannen.

Dreizehn Jahre hatte Grete Mannis auf ihren Bräutigam in Treue gewartet und war nicht häßlicher davon geworden. Sie hielt ſich immer noch gerade und aufrecht, und ſo ſetzte ſie ſich auch mit dem Brief in der Hand auf den Stuhl. Aber ſie wagte nicht, den Brief zu öffnen, obgleich ſie wußte, daß er nur von Niß Ipſen ſein könnte. Auch konnte ſie nicht leſen. Sie ſaß im Stuhl und fuhr mit der Hand langſam und liebkoſend über das Papier.

Da nahm ihr Peter Groot den Brief aus der Hand und machte ihn auf. Ehe er ihn aber entziffern konnte, mußte er ſich die Brille aufſetzen.

Dann buchſtabierte er ihr den Brief vor. Grete Mannis ſaß ſtumm und ſteif auf dem Stuhl, nur bei dem Worte „Frau“ zuckte ſie ein wenig zuſammen.

„Hollandſcher Admiral?“ ſagte Peter Groot und ſchaute über die Brille. „Das iſt gewiß was Feines. So ein Schreiber bei der Steuer, denk' ich!“

Jetzt lachte Grete laut und ſchallend.

„Niß und ein Schreiber!“ Sie lachte, daß ihr die Tränen über die Wangen liefen. „Das glaub' ich mein Lebtag nicht!“

„Er hat doch den Brief geſchrieben!“ ſagte Peter Groot bedächtig.

Grete ſtand auf, fuhr in ihre Holzſchuhe und band ſich ein Tuch um den Kopf. Dann riß ſie Peter Groot den Brief aus der Hand.

„He!“ Nun lachte auch der. „Du wirſt Dich ſchon ein bißchen gedulden müſſen!“

„Nein!“ ſagte Grete Mannis entſchieden. „Dreizehn Jahre hab' ich auf ihn gewartet, aber keine Stunde länger!“

Peter Groot mußte den Wagen anſpannen, die beiden Truhen aufladen und nach Dagebüll fahren. Hier klopfte er ſpät abends bei Karſten Hanſen, dem Krugwirt, ans Fenſter.

„Die Deern will nach dem Haag!“ ſagte er und wies mit der Peitſche hinter ſich, wo Grete Mannis auf der Truhe ſaß.

„Nach dem Haag?“ fragte Karſten Hanſen verwundert. „Das liegt ja, mein' ich, im Holländiſchen. Da fährt ſie am beſten nach Amſterdam. Ich glaub', Lorentz Bohen aus Keitum will nach Holland.“

Am nächſten Morgen brachte ſie Karſten Hanſen nach Sylt hinüber; und Lorentz Bohen ſtach zwei Tage zeitiger in See, als er geplant hatte, weil Grete Mannis ihn bat.

Zehn Tage waren ſie unterwegs, denn der Wind war widrig. Aber endlich machte Lorentz Bohen ſeinen Ewer in Amſterdam feſt. Er mietete ihr auch einen Wagen nach dem Haag.

Sie ſah nicht links und nicht rechts, ſondern nur geradeaus auf ihren Weg, und ihr Geſicht glühte vor Freude.

„Niß Ipſen von Bombüll!“ ſchrie ſie im Haag dem Kutſcher ins Ohr.

„Hollandſch Admiral?“ fragte er verwundert, und ſie nickte nur.

Da hielt er ſtill vor einem großen prächtigen Hauſe, das von himmelhohen Bäumen umgeben war, trug die beiden Truhen in den großen Hausflur, ſteckte das Geld ein und klapperte mit ſeinem Wagen davon.

Grete Mannis ſetzte ſich ein bißchen verſchüchtert auf die Truhe, in der ihre ſelbſtgeſponnene Ausſteuer lag, und wagte kaum, ſich vom Flecke zu rühren.

In was für einem vornehmen Hauſe Niß Ipſen diente! Das waren gewiß ſchwerreiche Leute! Ob die Leute wohl auch eine Magd brauchen konnten? Und immer bänglicher wurde ihr zumute. Eine halbe Stunde wartete ſie und konnte ſich kein Herz faſſen, an eine der vielen hohen Türen zu klopfen, die ſchweigſam und geheimnisvoll in der Runde herum ſtanden.

Da endlich tat ſich eine der Türen auf, ganz leiſe und vornehm, und ein Mann trat heraus, mit einem ſchönen blauen Rocke angetan und weißen Knieſtrümpfen. Am Rocke hatte er zwei Reihen goldener Knöpfe und an den Schuhen ſilberne Spangen.

„Wie kommt Sie hier herein?“ fuhr er Grete Mannis an.

Digitized by Google

Die erſchrak ſo ſehr, daß ſie vergaß aufzuſtehen.

„Ich wart' auf Niß Ipſen, meinen Bräutigam," ſagte ſie zaghaft.

„Hinaus!" befahl er und ſtreckte gebieteriſch ſeine Hand aus. „Hier wohnt der Admiral de Bombell und nicht der Bräutigam von einer Bauernmagd."

Grete Mannis fiel auf, daß der Mann das alles ſehr leiſe und mit verhaltener Stimme herausbrachte, als hätte er Angſt, von anderen Ohren gehört zu werden. Da faßte ſie ſich endlich ein Herz und ſagte laut, daß es im ganzen Hausflur widerhallte: „Ich hab' einen Brief von ihm!"

Jetzt verlor der Mann mit den goldenen Knöpfen aber doch die Herrſchaft über ſeine Stimme und ſchrie: „Das iſt ja eine bodenloſe Frechheit! Hinaus mit dem Bauernpack!"

Da flog hinter dem wütenden Mann eine Tür auf, und ein Herr trat heraus, der hatte einen noch viel ſchöneren Rock an. Um den Hals wand ſich ihm ein hoher goldener Kragen, auf den Schultern lagen ganze Goldklumpen und auf der Bruſt hingen ihm viele goldene Schnüre.

Grete Mannis erſchien der neue Herr ſo vornehm, daß ſie ihm gar nicht ins Geſicht blicken mochte. Und eine Stimme hatte er, als wolle er damit das ganze ſchöne Haus einreißen.

„Schurke von einem Diener!" rief er dem Mann mit den blanken Knöpfen an, „ich will Dir zeigen, wie man die Leute behandelt!" Damit holte der vornehme Herr aus und gab dem Diener eine Maulſchelle, daß er glatt auf den Teppich hinfiel und vorderhand liegen blieb.

An dieſem Schlag erkannte ſie Niß Ipſen wieder.

„Niß!" ſchrie ſie laut auf. „Du haſt ihn totgeſchlagen!"

„I wo!" Er lachte, zog ſie an ſich und gab ihr einen Kuß. „Sorg' Dich nicht. Ich ſchlag' ſeit dreizehn Jahren nur noch mit der linken Hand zu. Der Kerl iſt das gewöhnt. Er verſtellt ſich nur. Der rappelt ſich ſchon wieder von ſelbſt auf die Füße. Meinſt Du, ich laß mir meine Braut verſchimpfieren!"

Bevor ſie ins Zimmer traten, wollte ſie ihre Holzſchuhe ausziehen, aber Niß litt es nicht und zog ſie über die Schwelle.

Draußen erhob ſich der Kammerdiener und brachte ſeine Friſur wieder in Ordnung. Dann drückte er ſich ſchleunigſt zur Tür hinaus, um die Neuigkeit in der Stadt zu verbreiten.

Aber es half ihm nichts. Grete Mannis gewöhnte ſich ſchneller an das ſchöne große Haus und an die ſeidenen Tapeten, an das gute Eſſen und die teuern Kleider als Niß Ipſen ſich an ſeinen Admiralsrock gewöhnt hatte. Sie ſteckte die Füße in die zierlichen Hackenſchuhe und die Hände in die Handſchuhe und hatte, als ſie zur Trauung in die Kirche fuhr, ſechsunddreißig Kutſchen hinter ſich.

Und den zweiten de Bombell, der nach einem Jahre die weiten Räume des Admiralpalaſtes mit ſeinem Geſchrei erfüllte, hielt der alte Gouverneur von Batavia über die Taufe; denn er hatte ſeinen Poſten verlaſſen müſſen, um an die Spitze der Regierung in Amſterdam zu treten.

Lenzlied des Mannes.

Darf ich denn wirklich noch Lenzlieder ſingen,
Da ich ſchon mitten im Herbſte ſteh?
Wird mir, beſtäubt mit dem erſten Schnee,
Noch ein Frühlingsreigen gelingen?
Junge Freunde, mit Euch laßt mich ſingen,
Ich will in Sehnſucht mein Lenzopfer bringen!

Sehnſucht iſt Hoffen im Verzichten.
Aber mein Hoffen iſt ſtärker als je!
Drum, bevor ich ins Dunkel geh,
Laßt mich mit Euch, Ihr Glücklichen, Lichten,
Scheit auf Scheit meinen Altar ſchichten,
Laßt mich mit Euch meine Andacht verrichten.

Denn, ſo will ich's Euch denn geſtehen,
Daß ich voll drängender Knoſpen ſteh!
Geſtern hat mir in wonnigem Weh
Liebreich ein Mädchen ins Auge geſehen:
„Laß mich mit Dir in den Frühling gehen!"
Brüder, ein Wunder iſt mir geſchehen!

Hugo Salus.

Digitized by Google

Neues vom Büchertisch. Von Carl Busse.

Max Eyth, Der Schneider von Ulm. Zwei Bände (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt). — Max Maria von Weber, Aus der Welt der Arbeit (Berlin, G. Grote). — Arthur Schnitzler, Dämmerseelen (Berlin, S. Fischer). — Ernst Zahn, Firnwind (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt). — Rudolf Greinz, Bergbauern (Leipzig, L. Staackmann).

Es ist ein weiter Weg vom primitiven Floß und dem Ochsenkarren bis zu unseren Schnelldampfern, Blitzzügen und Luftschiffen. Jahrtausende geht es langsam oder gar nicht vorwärts: der Unterschied zwischen dem Streitwagen eines Homerischen Helden und der Thurn- und Taxischen Postkutsche ist verhältnismäßig gering. Aber da kommt der ungeahnte Siegeslauf der Technik im XIX. Jahrhundert: das „Kind des Wassers und der Flamme", der Dampf, wird dem Menschen dienstbar gemacht, und 1829 rollt der erste Eisenbahnzug über die Erde.

Von der Umgestaltung aller Lebensverhältnisse, die damit begann, konnte die Dichtung nicht unberührt bleiben. Justinus Kerner erhob 1845 in einem Liede bewegliche Klagen. Durch des „Dampfwagens wilden Pfiff" sei die Poesie von der Erde gejagt, und wenn das „Fliegen, der unsel'ge Traum", erst zur Wahrheit würde, wenn Britannias Sohn mit einem Zug von Waren an der Sonne vorüberschiffe und auf den Träumer im Grase vielleicht ein leckgewordenes Ölfaß seinen Segen träufle, dann verschwinde die Poesie auch vom Himmel. Die „dampfestolle" Zeit schließe den Sänger lieblos aus.

Aber kein Geringerer als Gottfried Keller trat ihm entgegen. Die Poesie sei angeboren, und jetzt erst recht, da der Geist sich Sturmesschwingen schaffe und Eliaswagen anspanne, seien ihr mächtige Aufgaben gestellt. In herrlichen Strophen, wie sie der eigentlich versfremde Schweizer sonst selten fand, tut er auch die weiteren Klagen des Alten ab:

„Und wenn vielleicht in hundert Jahren
Ein Luftschiff hoch mit Griechenwein
Durchs Morgenrot käm' hergefahren —
Wer möchte da nicht Fährmann sein?

Dann bög' ich mich, ein sel'ger Zecher,
Wohl über Bord von Kränzen schwer,
Und gösse langsam meinen Becher
Hinab in das verlass'ne Meer."

Auch sonst hinterläßt der gewaltige Aufschwung der Technik in der Dichtung der Zeit seine Spuren. Schon 1830 verwertet Chamisso, allerdings ziemlich symbolisch-dunkel, das „Dampfroß"; Emanuel Geibel stellt 1863 Vergangenheit und Gegenwart nebeneinander:

„Das Posthorn sang im nächt'gen Waldrevier —
Jetzt pfeift der Dampf und läßt im Sturm uns reisen;
Verwandelt ward die Zeit und wir mit ihr."

Und Heinrich Heine läßt den Bahntroß an einem Schimmel vorüberjagen, der erschüttert ihm nachstiert und seufzend den Untergang des ganzen Pferdegeschlechtes voraussieht. Als Thümmel seine „Reise in die mittägigen Provinzen Frankreichs" schrieb, setzte er ihr das Motto vor:

„Wer sagt mir doch, was in dem Schalle
Des Posthorns und im mut'gen Knalle
Der Peitsche für ein Zauber liegt!"

Aber Eichendorff hörte das „Posthorn im stillen Land" schon mit Wehmut, und Scheffel sieht nach 500 Jahren in der Sonnwendnacht als Schemen den „letzten Postillon" dahinfahren.

Für die reine Dichtung sind trotzdem die Wundertaten der Technik im ganzen von geringer Bedeutung. Sie kommen für sie nur soweit in Betracht, als sie die Weltanschauung beeinflussen und überhaupt an der menschlichen Psyche modeln. Poesie ist ja immer nur, wo der Mensch ist. Und das Chorlied des Sophokles: „Vieles Gewaltige lebt, doch nichts ist gewaltiger als der Mensch" klingt wie eine Antwort auf die großartige Entwicklung, die das letzte Jahrhundert uns brachte. Ob in Thomas Hoods berühmtem „Lied vom Hemde" die Nähterin bei Nadel und Zwirn, ob sie wie bei modernen Dichtern an der Nähmaschine hungert, ist gleichgültig. Die Nähmaschine ist zeitliche Dekoration; das Hungern ist die Hauptsache, d. h. die Not des Menschen. Und ebenso nebensächlich ist es, ob man durch das Pferd, durch die im „Gil Blas" zuerst auftauchende Reisekarosse oder durch die Eisenbahn an ein Ziel geführt wird, nach dem das Herz sich sehnt. Nebensächlich ist das wenigstens für die „reine" Dichtung, für Lyrik und Drama, die in gerader Linie auf das allgemein Menschliche losmarschiert und das Um und Drum nur im Fluge streift. Anders steht es schon mit dem Roman, der viel mehr Zeitwerte mitschleppt und viel stärker an den Kulturzustand seiner Entstehungsepoche gebunden ist, weshalb er auch so viel rascher veraltet. In ihm kommt das Zeitliche, das Milieu erst zur vollen Geltung, und damit auch das Technische. So ist es verständlich, daß das Symbol des Maschinenzeitalters, das daherbrausende Dampfroß, nicht in der Lyrik am größten und schönsten ausgedrückt ward — die „Eisenbahnlyrik" von Liliencron, Dehmel, Gerhart Hauptmann ist sogar merkwürdig schwach —, sondern im Roman: man denke an Zolas Bête humaine, besonders an den grandiosen Schluß.

Zwei Werke gaben zu diesen Betrachtungen Anlaß — die nachgelassenen Werke zweier Dichter-Ingenieure. Das erste, umfangrei-

Digitized by Google

chere und bedeutendere stammt von Max Eyth, dem am 25. August 1906 verstorbenen berühmten Ingenieur und Gründer der Deutschen Landwirtschaftsgesellschaft. Es erzählt in zwei starken Bänden unter dem Titel „Der Schneider von Ulm“ die „Geschichte eines zweihundert Jahre zu früh Geborenen“, die Tragödie eines Erfinders (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt). Und trotz zu großer Breite der Anlage und einer gewissen Verzettelung gegen den Schluß hin ist hier eine schöne und reiche Dichtung entstanden, die man mit Freuden begrüßen darf.

Der Schneider von Ulm ist jener Berblinger, der 1811 vor dem König von Württemberg einen kläglich und lächerlich endenden Flugversuch unternahm. Diese in Wirklichkeit wenig sympathische, abenteuerliche und fragwürdige Figur hat Max Eyth zu einer tragischen, uns in ihrer Ehrlichkeit und ihrem Streben ans Herz wachsenden Gestalt erhöht, und in einem humorvoll geschriebenen Vorwort rechtfertigt er sein Beginnen. Solcher Rechtfertigung hätte es kaum bedurft. Der historische Berblinger ist uns längst Hekuba; es kommt alles darauf an, ob der neu Geschaffene so viel individuelles Leben empfangen hat, daß man an ihn glaubt, und ob er darüber hinaus typische Bedeutung gewinnt. Und der Dichter, der den in Wirklichkeit lächerlichen Schneider zum Mittelpunkt eines großen Werkes machte, hatte nicht nur das Recht, sondern sogar die Pflicht, die Figur entsprechend zu erhöhen. Das kann im Ernste nicht bezweifelt werden. Wenn wir Max Eyth schon einen Vorwurf machen wollen, so kann es nur der sein, daß er seinen Berblinger noch viel zu wenig emporschraubte, so daß am Schlusse uns ein gewisser Widerspruch quälend auffällt zwischen der breiten und wichtigen Ausdeutung eines solchen Lebens und seiner völligen Resultatlosigkeit.

Denn was erreicht dieser Held eigentlich, den wir von Kindesbeinen an begleiten und der, um mit Justinus Kerner zu reden, von dem „unseligen Traum“ zu fliegen besessen wird? Wir verlangen ja gar keine äußeren Erfolge, verlangen nicht, daß er unter dem Jubel des Volkes am Ende seiner Bahn flügelschwingend zu den Wolken entschwebt. Aber wir wollen doch sehen, daß sein stetes Streben, wenn es schon resultatlos bleibt, mindestens ihn selber adelt, daß es Perspektiven eröffnet, Kommenden die Wege ebnet, Keime von Zukunftssaaten in sich trägt. Und hier hat Eyth eben zu wenig erhöht. Sein Berblinger müßte noch größer sein, um eine echt tragische Wirkung auszuüben. Tragisch wäre es wohl gewesen, wenn der Gläubige bei seinem Flugversuch zerschmettert worden wäre. Aber er nimmt dabei nur ein kaltes Bad, und so hat der Mißerfolg etwas Lächerliches. Der Dichter hat auch wohl gefühlt, welche Klippe hier drohte. Und er versucht sie sehr geschickt zu umgehen. Er gibt seinem Helden ein doppeltes Leitmotiv mit: neben dem Traum zu fliegen lebt in ihm, durch Eindrücke der Kindheit hervorgerufen, ein starker Haß gegen die französischen Bedrücker. Und indem nach dem kläglichen Ende der Flugversuche der Erzähler hier einhakt und seinen Helden schließlich für Deutschlands Befreiung bluten läßt, führt er dieses verlorene Leben doch noch zu einem Ziele. Aber mit der eigentlichen Erfindertragödie hat das nichts mehr zu tun. Immerhin findet mit den Freiheitskriegen auch das große Zeitbild, das Max Eyth von dem Zustand des heiligen römischen Reiches und der freien Reichsstädte entwirft, einen starken Abschluß. In echt dichterischer Art, das heißt in ständiger und gemessener Abhängigkeit von der Handlung, ist unendlich viel zeitliches Detail in die Darstellung verwebt, das sie farbig und voll macht. Man hat immer den Eindruck, in einer reichen Welt zu stehen.

Noch stärker offenbart sich dieser Reichtum des Dichters in den vielen Nebenfiguren, mit denen er uns bekannt macht. Und darunter sind gar viel menschlich-treue oder interessant-eigentümliche. Der Theologensohn Max Eyth hat gleich am Anfang einen prächtigen Pfarrer hingestellt, und an den wunderlich-romantischen Turmwächter reiht sich der kleine Pestilenziarius, reihen sich Ulmer Kaufherren und württembergische Stiftslehrer, reihen sich die Meister, Gesellen und Lehrjungen der Schneiderzunft. Alle aber werden überstrahlt von der kleinen Magd und ihrem kranken Bruder, dem Regenschirmjungen. Das Idyll im Hühnerstall, das zuletzt wehmütig ausklingt, ist so rein und schön, daß man schon deshalb das Werk lesen sollte. Und wenn sich der Dichter manchmal in zu breit ausgesponnene Episoden verliert — die Bubenstreiche in der Klosterschule hätten z. B. kürzer abgefertigt werden können —, so läßt man auch das gern hingehn um des prächtigen Humors willen, der sich dabei offenbart.

Man sieht so oft nach guten Volksbüchern aus: hier ist eins, geschrieben von einem Dichter, der ein reines und reiches Herz hatte.

In die nächste Nähe dieses Dichter-Ingenieurs darf man einen anderen bedeutenden Mann der Technik rücken, den die Begeisterung für seinen Beruf zu fast dichterischen Schilderungen, wenn auch nicht Schöpfungen, hinriß: Max Maria von Weber, den Sohn des großen Tondichters. Seine Tochter, die Gattin Ernst von Wildenbruchs, hat seine gesammelten Schriften unter dem Titel „Aus der Welt der Arbeit“ herausgegeben (Berlin 1907, G. Grotesche Verlagsbuchhandlung), und aus der biographischen Skizze von Max Jähns, aus den nachfolgenden Feuilletons lernt man zweifelsohne einen bedeutenden und temperamentvollen Menschen kennen, der in gewissem Sinne seine Zeit glänzend illustriert. Denn dieser junge Freiherr, um dessen Wiege die

Digitized by Google

Schonenſche Offiziere reiten zur Schwemme.

Gemälde von Oscar Matthieſen.

Copyright a S Carl Steuder in Copenhagen.

werdenden Melodien von Euryanthe und Oberon tönten, der eine gewisse poetische Begabung hatte und in einer von mächtigen künstlerischen Eindrücken bewegten Umgebung aufgewachsen war, widmete sich nicht wie sein Bruder der Kunst, noch schlug er die übliche juristische Laufbahn ein, sondern warf sich begeistert auf das Eisenbahnwesen zu einer Zeit, da es in Deutschland noch fast gar keine Eisenbahnen gab. „Er vollzog damit," wie treffend bemerkt wird, „sozusagen typisch den für unsere ganze neuere Entwicklung entscheidenden Übergang aus der Sphäre des Dichtens und Denkens in die der angewandten Tätigkeit, der realistischen Arbeit." Der Poet und Philosoph werden vom Techniker und Naturwissenschaftler abgelöst.

In sächsischen, österreichischen und preußischen Diensten hat Max Maria von Weber dann in höheren Stellungen gewirkt. Durch fachwissenschaftliche Leistungen erwarb er sich einen bedeutenden Ruf; durch sein energisches Eintreten für die unteren Eisenbahnbeamten verdiente er sich den Dank vieler. Noch nicht 60jährig, starb er am 18. April 1881 in Berlin.

Ein Zeitgenosse hat von ihm gesagt, er hätte die Poesie der Eisenbahnschienen entdeckt. Und sein Schwiegersohn Ernst von Wildenbruch nennt ihn in seinem Vorwort einen glänzenden, ja hinreißenden Schriftsteller, der „in Nebenstunden eine Literatur von ganz einzigartiger Eigentümlichkeit schuf", für den das ungeheure Gebiet der Technik zum sprechenden Organismus wurde, der aus dem mechanischen Klappern der Maschinen eine Symphonie hörte und hinter all dem tosenden Eisenlärm den Menschen erkannte. In seiner Persönlichkeit hätten sich zwei einander eigentlich widerstrebende Wesensarten gemischt: die Künstlerseele des Vaters einerseits, die beinah romantisch fabulierende, und anderseits eine mit allen Poren für die umgebende Wirklichkeit aufgetane Natur, ein machtvoller Verstand.

Manches davon mag man gewiß gern unterschreiben. Anderes wird man doch nur mit Einschränkung gelten lassen. Mit seiner immer erfreulichen und hier doppelt verständlichen Begeisterung pflegt Ernst von Wildenbruch ja auch sonst wohl über das Ziel zu schießen, so daß man von vornherein seine Worte etwas abdämpft. Er hat sicher recht, wenn er in Max Maria von Weber eine eigenartige, hochgemute und bedeutsame Persönlichkeit sieht. Er hat sicher unrecht, wenn er diesen Mann schlechthin einen Dichter nennt. Ich wiederhole, er war ein schwungvoller und glänzender poetischer Schilderer, nicht aber ein Schöpfer. Seine Phantasie bindet sich an bemerkenswerte Vorkommnisse aus seinem Berufsleben, und wenn wir ihm manchmal mit verhaltenem Atem folgen, so beruht das vorzugsweise auf dem rein stofflichen Interesse. In dieser Beziehung ragen unter den 30 mitgeteilten Arbeiten, die mehr oder minder den Charakter interessanter Feuilletons tragen, u. a. der „Bergsturz" und „Eine Katastrophe" hervor. Hier würde selbst eine minder lebendige Darstellung uns zu fesseln vermögen. Feiner und glänzender noch offenbart sich das Schilderungsvermögen des warm empfindenden Mannes in der „Kurierfahrt von Paris nach London" aus dem Jahre 1855. Da ist eigen Geschautes farbensatt wiedergegeben, besonders in den wenigen Sätzen über die Seefahrt. Nebenbei will ich noch bemerken, daß mein Laienverstand sich baß wunderte, daß schon damals, vor mehr als 50 Jahren, diese Kuriere die deutsche Meile in acht Minuten fuhren. Warum sind wir dann heut so stolz?

Von den übrigen Skizzen erwähne ich: „Eine Brücke in 18 Tagen", „Im Hause Robert Stephensons", „Eine Winternacht auf der Lokomotive", „Sturm auf den Schienen", „Eine Monstreleistung der Maschinenindustrie" — nicht, um gerade diese Feuilletons besonders hervorzuheben, sondern damit sich der Leser nach ihren Titeln einen Begriff von dem Inhalt des Werkes machen kann. Es wäre nicht übel, wenn wir dieses Buch aus der Welt der Arbeit in die Hände unserer Knaben legten.

Nur vermittels eines Wortwitzes, der mit dem Begriff „Techniker" spielt, könnte man von Max Eyth und Max Maria von Weber eine Brücke zu Arthur Schnitzler schlagen, dem eleganten, überlegenen Wiener, der alle Mittel der Kunst sicher beherrscht. „Dämmerseelen" heißt sein neues Novellenbuch (Berlin, S. Fischer). Es interessiert stark — wer hätte anderes erwartet? Es läßt am Ende etwas leer — wen erstaunt das? Arthur Schnitzler ist ja nie der Mann des vollen Herzens gewesen. Immer nur ein kluger, feiner, rechnender Künstler. Die reinen, tumben Toren, die blutechten Poeten erscheinen neben ihm leicht täppisch und ungelenk. Sie haben Liebe oder Haß oder draufgehenden Zorn, wo Schnitzler ein fein ironisches Lächeln, ein Zucken der Mundwinkel, eine elegante Handbewegung hat. Er balanciert mit einer Sicherheit, die man ganz gewiß auch nicht unterschätzen soll, auf schmalem Grat, und man weiß niemals recht bei ihm, wo die Kunst aufhört und das Raffinement anfängt. Er ist halt ein Kultur- und kein Naturdichter. Ein typischer Wiener. Nicht so fein wie Hofmannsthal; noch weniger ein kalter Macher wie Felix Salten, etwa in der Mitte zwischen beiden stehend: ein kluger, leise ironischer Künstler. Aber so lange noch Natur und Herz den Dichter machen und nicht Kultur und Kopf, so lange soll mir auch keiner vorreden, daß diese jungwiener Schule irgendwie einen echten Gewinn für unsere Dichtung abwerfen könnte. Unter der ganzen Jugend der Kaiserstadt an der Donau sind nur zwei echte „Naturen": die Baronin Handel-Mazzetti, die „Jesse und Maria" schrieb, und Karl Ginzkey, der Lyriker ...

Digitized by Google

Das neue Novellenbuch von Arthur Schnitzler erinnert ein wenig an Jakob Wassermanns jüngstes Opus „Die Schwestern", das ja schließlich mit demselben Recht auch „Dämmerseelen" heißen könnte. Nach all dem peinlichen Realismus scheint es Mode zu werden, geheimnisvolle Mächte und romantische Begebenheiten zu beschwören. Aber man muß selbst etwas von einer Dämmerseele in sich haben, um Dämmerseelen ausschöpfen zu können. Das hat Wassermann, aber das hat nicht Schnitzler. Bei jenem ahnt man und schauert, bei diesem lächelt man oder schüttelt den Kopf. Er ist zu kalt, klar, klug, als daß jemals das Mysteriöse bei ihm aufkommen und unsergreifen könnte. Den besten Beweis dafür liefert die zweite Novelle „Die Weissagung". Es wird darin eine unerklärliche und rätselhafte Begebenheit erzählt, die natürlich eine starke Spannung auslöst. Die in Amerika äußerst beliebten spiritistischen Geschichten schlagen in eine ähnliche Kerbe. Aber da wir eine natürliche Erklärung für die vorgetragenen Seltsamkeiten nicht finden, und Schnitzler auch selber nicht gläubig und Poet genug ist, um geheime Schauer und Ahnungen aus dem Unerklärlichen emporsteigen zu lassen, so bleibt uns am Ende nur das ärgerliche Gefühl einer aufgestachelten und nicht befriedigten Neugier. Die amüsante Schlußnovelle „Andreas Thameyers letzter Brief" kennen wir schon aus einem früheren Buche, aber der gute Andreas ist doch mehr ein rührender Dummkopf, über den sich sein Schöpfer im stillen selber lustig macht, als etwas anderes. Und in der eigentlichen Geschichte einer „Dämmerseele", in „Die Fremde", versagt Schnitzler ganz; gerade hier jedoch hätte Wassermann triumphiert.

So bleiben zwei Stücke übrig, über die man sich unterhalten kann: „Das neue Lied" und vor allem „Das Schicksal des Freiherrn von Leisenbohg". Diese letztgenannte Novelle ist nicht nur stofflich interessant, sondern auch glänzend gemacht. Seit zehn Jahren bewirbt sich der Freiherr um eine Sängerin, die ihm jedoch nacheinander ein Dutzend andere Männer vorzieht. Ihr letzter Geliebter stürzt mit dem Pferd und stirbt in ihren Armen. Wieder schöpft der beharrliche Freiherr Hoffnung, obwohl bedrohlich als neues Gestirn ein nordischer Opernsänger auftaucht. Und das kaum mehr Gehoffte geschieht: Kläre erhört ihren getreusten Anbeter. Am nächsten Tage jedoch ist sie mit dem Opernsänger verschwunden. Fassungslos und wie in einem Dämmerzustand reist der Freiherr durch die Welt, bis ihn jener Sänger durch ein dringendes Telegramm zu sich ruft. Er sei ein verlorener Mensch, sagt er ihm, denn der verstorbene letzte Liebhaber Klärens hätte sterbend über den ersten, der nach ihm komme, einen grauenhaften Fluch getan: Wahnsinn, Elend und Tod sollten sein Schicksal sein. Und da nun er, der Sänger, dieser erste gewesen sei ...

Da sperrt Leisenbohg den Mund auf, starrt den Mann vor sich an, begreift, daß Kläre ihn dies eine Mal nur erhört hat, um den Fluch des Toten auf ihn abzulenken, und stürzt lautlos wie eine Gliederpuppe zusammen. Der Schluß, wo der nun beruhigte Sänger seine Stimme probt, ist fast verletzend, das Ganze ein kaltes Spiel — aber das Spiel eines glänzenden Virtuosen. —

Die neuen Erzählungen „Firnwind" des Schweizers Ernst Zahn (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt) werden oberflächlich schon durch den Gesamttitel, unter dem sie vereinigt sind, charakterisiert und durch das in etwas mühseligen Versen einhergehende Einleitungsgedicht:

„Firnwind soll in diesem Buche wehen,
Wie er frostig durch mein Bergland braust,
Wie dem Volke, dem hier Hütten stehen,
Er den Sinn gehärtet und die Faust."

Und wir finden, wie wir es nicht anders erwarten, tüchtige Menschen, eine herbe und großartige Natur, die auf sie abgefärbt hat, Schicksale, die niederwuchten, ohne doch zu erdrücken. Unter der Fünfzahl von Erzählungen seien besonders zwei hervorgehoben: „Stephan, der Schmied" und „Die Mutter". In ihnen zeigt Ernst Zahn, was er kann. Einsame Berge, einsame Menschen; ein schwerer Schlag, der fest auftritt, zäh an seiner Scholle klebt, nicht viel Worte macht, aber wenn es not tut, sein Schicksal mit einer gewissen rauhen und finstren Entschlossenheit und Unerbittlichkeit in die eigne Hand nimmt. Da ist die Mutter, die den eignen Sohn niederschießt. Da der Schmied, der sein Kind, das er nicht für das seine hält, brandmarkt. Diese Menschen erscheinen wie losgelöst von jeder größeren menschlichen Gemeinschaft; es sind Einzelne, Einsame, ganz auf sich selbst Gestellte. Starr wie sie selbst baut sich nur die Natur um sie herum, aus der sie herauszuwachsen scheinen.

Diese gewisse Starrheit haben fast alle Zahnschen Helden. Stumme des Himmels, denen niemand die Zunge löst. Sie bringen ihr Gefühl nicht heraus; sie weinen nicht und lachen nicht. Mühsam und mit Anstrengung reden sie, knrz und gleichsam widerwillig. Nicht in Worte, sondern in irgendeine Handlung setzt sich um, was ihre bäuerischen Hartschädel bewegt. Das ist alles gut und vortrefflich, aber da Ernst Zahn selber doch wohl in ähnlichen Schuhen steckt, kann auch er nicht eigentlich weitergehn als seine Gestalten. Er ist gleichsam in ihnen beschlossen, auch er hat etwas von ihrer Starrheit, die sich nie ganz löst, auch er kann sich nicht frei ausströnen. Er ist kein seliger Flieger, der sich in der Höhe wiegt und aus der Freiheit herabschaut auf die Hütten der Bergbewohner, sondern ein zäher Klettrer, der zu Verwandten kommt. Der leichte Schritt der gebornen himmlischen Gäste ist ihm versagt; er schafft und wirkt schwer. Er kann nicht verschwenden. Er

muß seinem Acker die Frucht ebenso mühsam abringen wie seine Bergbauern die Ernte dem ihren. Nicht ein reicher Dichter fängt überströmende Fluten auf, sondern ein Künstler kämpft um den Tropfen.

Daraus erklärt sich, weshalb Zahns Novellen uns immer Hochachtung abnötigen, uns aber selten hinreißen. Die Gesichter gleichen sich zu sehr. Es ist immer dieselbe Landschaft mit denselben einzelnen losgelösten Menschen. Und es ist merkwürdig, wie viel matter der Erzähler wird, wenn er einmal hinabsteigt in die Ebene, die Stadt und ein mehr gebundenes, mit größeren Kreisen verknüpftes Leben darstellt. Er versucht es hier in der ersten Novelle „Keine Brücke". Auch hier hält er sich noch immer auf anständiger Höhe: er ist viel zu sichrer Künstler, um völlig zu versagen. Aber wie viel blasser sind dieser Pfarrer Heß und seine Frau gegenüber den einsamen Bergbewohnern! Nur eine Gestalt wirkt plastischer: die Mutter, die von ihrem Dorfe manchmal in die Stadt kommt. In der Ehe des Pfarrers stimmt etwas nicht. Immer größer wird die Kluft, die sich zwischen ihm und seiner Frau auftut. Er selbst der Sohn einer „alten" vornehmen Familie, sie die Tochter eines reichgewordenen Weinhändlers — weiter und weiter gehn sie auseinander. Wie löst sich der Konflikt? Ernst Zahn macht es sich leicht: er läßt den Pfarrer sterben. Und der Verlegenheitsschluß endet die matte Novelle, bei der sich der Schweizer selber nicht wohlfühlte. Er steigt flugs aus den Tälern wieder auf die Berge und kann mit freierem Atem Stephan den Schmied begrüßen, kann uns berichten, wie der alte Sepp und sein Urenkel den Himmel finden, und mit einem Lächeln von Brenzikon erzählen, dem ungeheuer braven Dorf, in dem es plötzlich, seit der Schneider Baumli eine glutäugige einstige Kellnerin als Eheweib heimgeführt hat, bedenklich zu „menscheln" beginnt.

Viel harmloser sind die lustigen Geschichten, die Rudolf Greinz in den Tiroler Bergen aufgelesen und unter dem Titel „Bergbauern" gesammelt hat (Leipzig, L. Staackmann). Man kennt den Flachs nachgerade, aus dem er sein Garn spinnt. Da ist der hochwürdige Herr, Kurat oder Expositus, der es seinen Bauern tüchtig „einisalzt", da fehlt niemals das blitzsaubre Diandl, das ein „G'spusi" mit einem „rechten Schlankl", einem blitzsaubren „Jager" oder dergleichen, hat, da fehlt auch niemals der hartnäckige Vater, der sich gegen das Liebespaar stellt. Und gewöhnlich dreht es sich darum, daß der Bursch mit List oder Gewalt den Widerstand des Vaters zu brechen sucht. Bald ängstigt er den Alten als „Almteufel" und erpreßt ein Versprechen von ihm; bald versteckt er sich hinter einen Heiligen und löst auf diese Weise seine Aufgabe, kurz, es ist immer ein derber Schwindel und Schabernack, der alles zu gutem Ende bringt. Doch es liest sich immerhin leicht und vergnüglich, wie der Fohren Jos seine Himmelbettstatt verpfändet, wie der Tonl und der Seppl den geizigen Krämer übers Ohr hauen, wie der Knöttler im Heubad von seiner Prozessierwut geheilt wird, wie des Xaverl Wallfahrt einen unerwünschten Erfolg zeitigt und wie der bei der Sammlung für den Peterspfennig in den Klingelbeutel geschmuggelte Hosenknopf dem Santner Michl aufs Gewissen fällt. Die kleinen Geschichten würden aber in ihrer Harmlosigkeit gar zu dürftig sein, wenn sie nicht durch den Dialekt von vornherein Farbe bekämen. Man mag gerade hier erkennen, wie sehr der Dialekt hilft, welche außerordentlichen Erleichterungen er verschafft, wie er als bodenständiges Element noch etwas aufrecht erhält, was sich ohne ihn als ein absolutes Nichts entpuppen würde. Norddeutsche und hochdeutsche Humoresken in dieser Art wären unmöglich. Aber den olleweil fidelen Tirolern gibt man immer wieder den Weg frei und summt am Ende noch mit:

„Und a so a, so a Diandle,
Und a so a, so a feins,
Und a so a, so a Schatzele
Gibt's koans als wia meins!"

Die Mühle.

Man ahnt sie kaum im Föhrenwald versteckt.
Wo einen Abhang wuchernd Gras bedeckt,
Ein Bächlein rieselt zwischen Klettenkraut:
In eine Lichtung ist sie schlicht gebaut.

Im Mahlgang lehnt verträumt des Müllers Kind,
Dem junge Sehnsucht aus den Augen sinnt.
Vom Bauern, der das Mehl in Säcke mißt,
Erforscht sie heimlich, wie's da draußen ist.

In stillen Nächten stockt des Rades Lauf,
Dann fährt sie bang wohl aus dem Schlummer auf.
Ihr träumt', glücksuchend zöge sie hinaus,
Und fände nimmer, nimmer sich nach Haus.

Adeline Elisabeth Rohn.

Digitized by Google

Illustrierte Rundschau.

Wilhelm v. Diez und Carl Gussow †. — Blockhaus von H. Schwab-Berlin. — Das „Geigerbrünnele“ in Schwäbisch Gmünd von Prof. W. Widemann. — Jagd- und Spielzimmer von Prof. W. Lossow-Dresden. — Von der Ausstellung der Kaiserl. Majoliken- und Terrakotten-Werkstätten zu Cadinen. — Zu unseren Bildern.

Wilhelm v. Diez †. Gemälde von Prof. E. Harburger. Photographieverlag der Verlagsanstalt F. Bruckmann, A.-G. in München.

Die letzten Monate haben einige Meister unserer deutschen Malerei dahingerafft, die auch unseren Heften treue Freunde waren. Von zweien dieser allzu früh Entrissenen bringen wir in diesem Heft noch je ein schönes farbiges Blatt, das wie eine letzte Gabe der Verewigten wirkt: von Wilhelm von Diez eine seiner kräftigen Landschaften, von Carl Gussow eine reizende „Berchtesgadnerin“, die wir als Titelbild dem Hefte voranstellten.

Wilhelm Diez war als Sohn eines Pfarrers am 17. Jan. 1839 in Bayreuth geboren, studierte zuerst auf der Polytechnischen Schule in München unter äußerlich recht drückenden Verhältnissen, ging aber nach zwei Jahren zur Akademie über, ohne aus dem damals maßgebenden Atelier Piloty besondere Anregungen zu gewinnen. Ja, er lief bald genug aus den heiligen Hallen davon, die er erst 1872 wieder betrat: nun aber als Lehrer, als welcher er auf eine ganze Reihe unserer jüngeren Künstler stark gewirkt hat. Wollte man die Namen derer nennen, die heut seiner mit dankbarer Verehrung als ihres besten Lehrers gedenken, so würde man erstaunt sein, in wie verschiedener Richtung sie sich entwickeln durften! Er engte niemand ein, wie er sich denn auch selber nie in einem bestimmten Stoffgebiet einengen ließ. Was hat Wilhelm Diez nicht alles gemalt und — eigentlich müßte man das zuerst nennen — gezeichnet! Menschen aller Zeiten und aller Länder, könnte man sagen — vom Troßbuben und der Soldatendirne des 30jährigen Krieges bis zu den elegantesten Dämchen der Rokokozeit; Bauern aus der Gegenwart, Bettler und Strolche; wundervolle Pferde (seine Schecken sind besonders berühmt geworden) und famose Landschaften. Alles gegeben in seiner vornehmen, reifen Art, immer bildmäßig, sauber, aber dabei mit starkem Temperament. In seinen Bildern lag stets etwas Gegenständliches, das packte; er erzählte gern in Farben und mit dem Stift — aber bei ihm wurde dieser Zauber des Gegenständlichen nie, wie bei so manchem Anekdotenmaler, zur Hauptsache: Hauptsache blieb ihm allezeit die künstlerische Wirkung mit künstlerischen Mitteln. —

Carl Gussows Wiege stand im Norden; in Havelberg wurde er 1843 geboren und hat, auf dem Umweg über Weimar, in Berlin die Zeit seiner erfolgreichsten Tätigkeit, als Schaffender und als Lehrer, gehabt; in München, wohin er später übersiedelte, ist er wohl nie ganz heimisch geworden. Wir Älteren erinnern uns noch deutlich, welche Stürme der Entrüstung sein erstes Auftreten, seine ersten in Berlin ausgestellten Bilder erregten — eine Entrüstung, die man heut gar nicht mehr verstehen kann. Er wagte es, für Berlin als Erster, sich als Apostel eines stark ausgeprägten Realismus (im damaligen Sinne genommen) zu bekennen, griff fest ins volle Menschenleben hinein, sah mit offenen Augen und scheute sich nicht, in kräftigen Farben lebhafte Kontrastwirkungen zu erzielen. Seine gelben und roten Kopftücher und kupferfarbigen Bauernnasen erregten eine Weile hindurch das Entsetzen der Berliner Ästheten, was nicht hinderte, daß man sich um seine Bilder riß und ihm erstaunliche Preise (wieder im damaligen Sinne genommen) bezahlte. Die Hauptsache war doch: er konnte etwas, konnte sogar sehr viel. Er zwang auch die Widerstrebenden durch seine erstaunliche handfeste Frische und hat in koloristischer Beziehung so nachhaltig, wie wenige andere, auf die Entwicklung der Berliner Malerei gewirkt. Sein „Blumenfreund“, sein „Kätzchen“, das „Verlorene Glück“, die „Venuswäscherin“ sind für jene Periode seiner Tätigkeit kennzeichnend. Später vollzog er auch künstlerisch eine Wandlung, die auf größere Glätte, auf eine ruhigere Farbengebung und Auffassung hinzielte und besonders im Bildnis

Prof. Carl Gussaw †. Originalaufnahme von W. Fechner, Berlin W. 9, Potsdamerstr. 18.

Landhaus Grützmacher in Nikolassee. Von Hans Schwab, Dipl.-Architekt in Berlin W. 30.

oft überraschend und glänzend zum Ausdruck gelangte. —

Interessante Versuche, die Holzarchitektur für Landhausbauten bei uns einzubürgern, hat der Berliner Architekt Hans Schwab gemacht. Wir bringen in zwei Abbildungen ein Landhaus, das er in dem reizenden Villenvorort Nikolassee im Berliner Grunewald ausführte. Das gut gebaute Holzhaus — kein „Bretterhaus", sondern ein wirkliches Blockhaus — hat in der Tat mancherlei Vorzüge. Ein Holzhaus ist im Sommer schön kühl, im Winter leicht zu heizen. Holzbauten sind dauerhaft, wie wir denn in unseren Bergen so manches ganz in Holz ausgeführte Haus finden können, das noch aus dem XVII., ja XVI. Jahrhundert stammt und durchaus gut erhalten ist. Holzbauten haben aber vor allem etwas ungemein Behagliches, sie passen sich vortrefflich in das Landschaftsbild ein. Übrigens ist das Landhaus, das wir abbilden, selbstverständlich mit allen Erfordernissen heutigen Komforts ausgestattet; es fehlen ihm weder Gas-

Aus dem Landhaus Grützmacher in Nikolassee.
Von Hans Schwab, Dipl.-Architekt in Berlin W. 30.

Digitized by Google

noch Wasserleitungen, noch Zentralheizung. —

Es ist mir immer eine aufrichtige Freude, wenn ich von einem schönen öffentlichen Brunnen sprechen darf. Eine Freude, darauf hinzuweisen, wie unsere Städtebilder durch diese „rinnenden Wasser" gewinnen; eine Freude, daß auch kleinere Orte beginnen, sei es aus öffentlichen Mitteln, sei es durch die Spende eines Mitbürgers, sich in dieser anmutigen Art zu schmücken. Diesmal ist es Schwäbisch Gmünd, dem ein Bürger solch einen Brunnen stiftete; ein zweiter Sohn und Ehrenbürger der Stadt war es, dem der Entwurf zufiel, dem unseren Lesern wohlbekannten Prof. Widemann. Und einem engern Landsmann wenigstens entstammt die Anregung für die reizende Brunnenfigur: Justinus Kerner und seinem Gedicht, „Der Geiger von Gmünd". Wie denn auf Wunsch des Stifters der Brunnen auch auf den hübschen, anheimelnden Namen „Das Geigerbrünnele" getauft wurde. Ich wollte, es fänden sich in deutschen Städten noch recht, recht viele wohlhabende Männer, die sich mit solch einem Brunnen ein Denkmal schüfen: sich zur Ehre, ihren Mitbürgern auf Generationen hinaus zur Freude. —

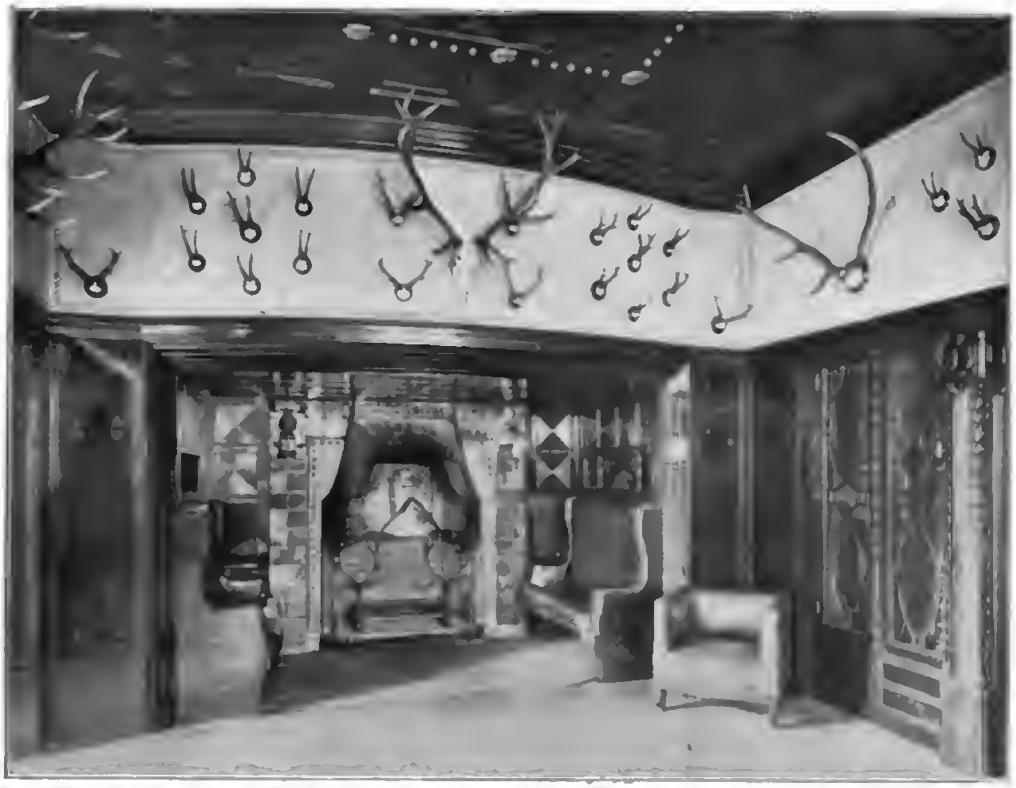
Das „Geigerbrünnele" im Stadtgarten zu Schwäbisch Gmünd. Von Prof. Wilhelm Widemann in Berlin.

Eine schöne und originell ausgestattete Zimmereinrichtung geben die Abbildungen auf Seite 395 wieder. Es ist ein Raum für ein stattliches Heim, sehr vornehm und doch auch sehr behaglich: ein Jagd- und Spielzimmer. Der Entwurf stammt von Prof. W. Lossow, der mit der Dresdener Ausstellung des vorigen Jahres in die Reihe unserer ersten Künstler für Inneneinrichtung entschieden eingerückt ist.

Auf Befehl Kaiser Wilhelms ist 1905 auf seinem Rittergut Cadinen, wo sich ausgedehnte Lager eines trefflichen Tons fanden, eine Majolika- und Terrakotten-Werkstätte errichtet worden, die in jüngster Zeit in Berlin eine größere Ausstellung ihrer Erzeugnisse im Hohenzollern-Kunstgewerbehaus veranstaltete. Der Versuch, jenen Techniken bei uns im Norden eine künstlerisch geleitete Heimstätte zu schaffen, ist wahrhaftig sehr interessant und äußerst dankenswert. Für ein endgültiges Urteil will mir die Zeit der Tätigkeit der Werkstätte noch zu kurz erscheinen. Was bisher geschaffen wurde, ist recht hübsch; am besten scheinen mir technisch die Nachahmung antiker Gefäße gelungen. Solche Manufakturen müssen aber stets erst ihre Erfahrungen sammeln und Lehrgeld bezahlen. —

* * *

Unseres schönen Titelbildes von † Carl Gussow und der prächtigen Landschaft „Eichen"



Jagd- und Spielzimmer von Prof. William Lossow in Firma Lossow & Kühne in Dresden-A.

Blumentöpfe, Krüge (Amphorenart) und etruskische Vasen. Cadiner Erzeugnisse.

Hühnergesellschaft von Hugo Mühlig (zw. S. 452 u. 453) und, zur willkommenen Abwechslung, ein klassisches Gemälde, ein Bildnis von A. van Dyck (zw. S. 476 u. 477). Ganz besonders aber möchte ich meine kunstfrohen Leser auf das Gemälde „Schonensche Offiziere reiten zur „Schwemme", das wir zw. S. 488 u. 489 reproduzieren, aufmerksam machen. Der Schöpfer dieses Kolossalbildes ist der dänische, übrigens in Schleswig geborene, in Paris ausgebildete Maler Oscar Matthiesen. Überall, wo das wundervolle, mit der Goldenen Medaille gekrönte Werk bisher ausgestellt war, hat es das größte Aufsehen erregt. Es atmet eine erstaunliche Frische; famos sind die Pferde, sind die schönen Männer- und Jünglingsgestalten; ist das weite Meer, und es stimmt schon, wenn ein begeisterter deutscher Kunstkenner schrieb: das Bild ist, was der Maler wollte, ein Hymnus auf die Kraft, die Gesundheit und die Lebensfreude.

H. v. Sp.

von † W. v. Diez wurde bereits gedacht. | Zw. S. 400 u. 401 geben wir ein Gemälde von Meister Hans Thoma wieder, das die alte schöne Mythe von Endymion und der Luna zum Vorwurf hat. Selene (Luna) stieg zu dem schönen Jüngling Endymion, dem Zeussohn, hernieder, wenn er schlief, und küßte ihn — wie es Max Müller in einem seiner geistvollen Essais deutet: der aufgehende Mond zur untergehenden Sonne. — Einen französischen Stoff behandelt Kurt Tuch in wirkungsvoller Weise: fröhliches Leben am Marnestrand, Badende und Ausflügler (zw. S. 408 u. 409). — Noch zwei Landschaften, aber gänzlich verschiedener Art, bringt unser Heft. Einmal zw. S. 424 u. 425 einen köstlichen Schirmer, „Partie aus dem Park Borghese in Rom" — was konnte doch der leider heut vergessene Berliner (1802 bis 1866), der übrigens nicht zu verwechseln ist mit dem bekannteren und größeren Johann Wilhelm Schirmer, dem Düsseldorfer und Karlsruher Meister! — dann ein feines, stimmungsvolles Gemälde des Münchener Josef Willroider „Am Bach" (zw. S. 444 u. 445). Es folgt eine reizende

Blumenbehälter mit Untersatz und etruskischem Teller. Cadiner Erzeugnis.

Blumentopf mit Untersatz. Cadiner Erzeugnis.

Nachdruck verboten. Alle Rechte vorbehalten. Zuschriften an die Redaktion von Velhagen & Klasings Monatsheften, Berlin W 50. — Für die Redaktion verantwortlich: Hanns von Zobeltitz in Berlin. — Für Österreich-Ungarn Herausgabe: Friese & Lang, Wien I. Verantwortlicher Redakteur: Carl von Vincenti, Wien III, Richardgasse 1. Verlag: Velhagen & Klasing in Berlin, Bielefeld, Leipzig, Wien. Druck: Fischer & Wittig in Leipzig.

Velhagen & Klasings Monatshefte

Herausgeber: Hanns von Zobeltitz und Paul Oskar Höcker

XXI. Jahrgang 1906/1907 | Heft 11. | Juli 1907

Max Liebermann.

Eine Studie von Hans Rosenhagen.

Der Streit um Liebermanns Kunst oder vielmehr um deren Bedeutung, der vor zehn Jahren noch mit großer Heftigkeit geführt wurde, ist verstummt. Nur ein paar übelwollende oder rückständige Geister machen sich hier und da noch das Vergnügen, die allgemeine Anerkennung, die sich mit der Zeit eingestellt hat, als eine Verirrung des Geschmacks und der Empfindung oder als Erfolg einer gut bezahlten und geschickt betriebenen Reklame zu kennzeichnen. Je mehr aber die Parteinahme für oder gegen den Maler an Leidenschaftlichkeit verloren hat, um so klarer ist das Bild seiner künstlerischen Persönlichkeit geworden. Die Frage, ob das, was Liebermann bis jetzt geschaffen hat, Kunst zu nennen sei, ist überhaupt nicht mehr aufzuwerfen. Man mag sich zu seiner Art, die Dinge zu sehen und wiederzugeben, stellen wie man will — daß diese Art außerordentlich künstlerisch ist, leugnen selbst die nicht mehr, denen sie aufrichtig zuwider. Diese Sachlage ist immerhin eine Errungenschaft; denn jede Verständigung über den Begriff Kunst darf als ein Zeugnis für die Erhöhung der allgemeinen sinnlichen Empfindungsfähigkeit angesprochen werden. Man soll nur nicht solche Verständigung dazu benutzen wollen, den Geschmack des einzelnen in Fesseln zu legen. Es gibt sehr

Aufnahme von Nicola Perscheid, Berlin.

viele Ausdrucksmöglichkeiten für Kunst, und es muß jedem unverwehrt bleiben, sich für die ihm zusagenden zu entscheiden. Je duldsamer die Menschen hierin gegeneinander sind, desto heiterer und reicher werden ihnen im Garten der Kunst Blüten und Früchte entgegenleuchten.

Um bei diesem botanischen Vergleich zu bleiben: Liebermann gehört als Künstler in die Familie der Chodowiecki, Franz Krüger und Menzel, und wurzelt wie diese im Berliner Boden. Da er Menzel zeitlich am nächsten steht, zeigt er in seiner Art eine größere Verwandtschaft mit diesem als mit den beiden anderen Künstlern. Es liegt im Wesen dieser

Ölstudie (1869). Besitzer: Herr E. Kalkmann, Hamburg.

Ölstudie (1873). Besitzer: Jos. Stern, Berlin.

bodenständigen Berliner Kunst, daß das in ihr zum Ausdruck gelangende Gefühl immer stark vom Verstande bewacht wird. Dieser Umstand erklärt bei allen diesen Künstlern nicht nur die Neigung für alles Wirkliche, sondern auch die Schärfe der Beobachtung, mit der sie sich diesem näherten. Äußert sich bei Chodowiecki das Verstandeselement in einem klugen Anschmiegen an die Stimmung der Zeit und deren Neigungen, so spricht es aus Krügers wundervollen Werken als eine gewisse strenge Sachlichkeit, der alle feinen Empfindungen des Künstlers untergeordnet werden. Bei Menzel tritt der Verstand als Geist und Laune und schließlich als Witz in die Erscheinung, und bei Liebermann gibt er sich sowohl in einer bewußten Ausschaltung aller persönlichen Gemütsäußerungen in den Schilderungen menschlicher Zustände zu erkennen, als auch in dem intelligenten Aufnehmen und Verarbeiten aller in seiner Richtung liegenden fortschrittlichen künstlerischen Ideen. So leicht

man geneigt ist, gerade hierin das Weltbürgerliche der Liebermannschen Kunst zu sehen, so kommt doch just in der Art, wie der Künstler sich beeinflussen läßt und was er mit dem von anderen Empfangenen macht, das Persönliche seiner Anschauungs- und Empfindungsweise zum Ausdruck. Er offenbart sich bei allen solchen Gelegenheiten als der echte Berliner, der im ersten Augenblick aus Neuigkeitsbedürfnis dem Reiz einer fremden Erscheinung erliegt; dann aber sogleich überlegt und am Ende mit kühlem Entschluß sich wieder auf sich selbst zurückzieht, wobei es seiner fortschrittlich gestimmten Gesinnung entspricht, das von der fremden Erscheinung sich anzueignen, was ihm nützlich und zeitgemäß zu sein scheint. In diesem Sinne sind freilich auch Liebermanns künstlerische Vorgänger echte Berliner gewesen, die ihr Gutes überall hernahmen, wo sie es fanden. Nur haben sie weniger Wandlungen durchzumachen gehabt, weil die Kunst von damals überall weniger beweglich und weniger reich an neuen Erscheinungen war als die heutige.

Liebermanns Verhältnis zu Menzel gleicht dem Menzels zu Krüger auf ein Haar. Was den einen Meister von dem anderen unterscheidet, ist im letzten Grunde nur der Charakter der Zeit. Liebermann konnte gar nichts Vernünftigeres tun, als sich Menzel auf dem Punkte anzuschließen, wo jener den packendsten Ausdruck für das Wahre seiner Zeit gefunden hatte. Es gibt Bilder von ihm, die ohne Menzel nie entstanden wären. Und sie mußten gemalt werden, damit der jüngere Künstler Freiheit für seine Weiterentwicklung gewann. Man soll nur nicht glauben, daß es Liebermann leicht geworden wäre, sich dem Banne eines so großen Vorbildes zu entziehen. Bis in die jüngste Zeit hinein hat er mit Menzel gerungen, findet man ihn mit dessen Problemen noch beschäftigt. Man würde diese Tatsache allgemein bemerken, wenn der Nachfolger der kleinen Exzellenz nicht durch Verlegung des Schauplatzes seiner Tätigkeit nach Holland dafür gesorgt hätte, daß unmittelbare Vergleiche ausgeschlossen sind. Dieses Verhältnis zu Menzel ist aber kein Vorwurf gegen Liebermann, sondern

Fischerhäuser in Scheveningen. Ölstudie (1873).

für ihn ein Ruhm; denn es kann als bestes Zeugnis dafür gelten, daß dieser Künstler, von dem man behauptet hatte, er schlüge mit seinen Leistungen der Vergangenheit ins Gesicht, mit beiden Füßen in einer Tradition steht, deren Vorzüge anzuerkennen niemand zögern wird. Solcher Zusammenhang wäre ja nur in dem Falle bedenklich, wenn der jüngere Künstler ihn nicht überwunden, nicht zu seiner Weiterentwicklung benutzt hätte. Man darf wohl behaupten, daß Liebermann der einzige Maler ist, der von dem

Studie zu dem Gemälde „Der Hof des Waisenhauses in Amsterdam" (1876). Im Besitz des Generaldirektors Geh. Reg.-Rat Wilhelm Bode in Berlin.

Vorbilde Menzels nicht erdrückt ward. Unter den Beweisen für die Stärke seines Talentes steht diese Tatsache nicht an letzter Stelle; denn es gehört etwas dazu, sich bei einer ähnlichen Anlage neben einem solchen Riesen zu behaupten.

Es ist vollkommen verständlich, warum Liebermann viel daran liegt, als ein Gegensatz zu Menzel aufgefaßt zu werden. Er möchte nicht an ihm gemessen werden. Immerhin hat er dessen Erbe angetreten, auch in der Wertschätzung der Zeitgenossen. Nach Menzels Tode ist Liebermann der einzige Berliner Maler, dessen Ruhm über die Grenzen Deutschlands hinaus Geltung besitzt. Jedoch — so häufig der Name des Künstlers genannt wird und so geläufig er selbst dem großen Publikum geworden ist — zur Volkstümlichkeit hat es Liebermanns Kunst bisher nicht oder doch nur in sehr beschränktem Umfange gebracht. Man kann dagegen sagen, daß gute Kunst immer nur von einem kleinen Kreise verstanden und gewürdigt wird. Aber daran liegt's wohl nicht, daß man Reproduktionen nach des Malers Bildern höchst selten in einem Hause trifft. Die Käufer von Reproduktionen nehmen in denen nach Liebermannschen Werken eben nicht viel wahr, was sie anziehen kann. Das Gegenständliche an sich übt nur geringen Reiz auf sie aus, und für das eigentlich Künstlerische vermögen sie sich um so weniger zu interessieren, als es, wie die Farbe, nicht zu ihnen spricht, oder, soweit es auf der Anschauungsart und auf kompositionellen Tatsachen beruht, als selbstverständlich hingenommen wird. In diesen Umständen liegt auch die Er-

Ölstudie zu den „Klöpplerinnen“ (1881). Gemälde von Prof. Max Liebermann in der Modernen Galerie zu Venedig.

Die Konservenmacherinnen. Gemälde (1879). Im Besitz der Städt. Gemäldegalerie zu Leipzig.

klärung dafür, warum Liebermann, trotz seines großen Ansehens, doch nur eine verhältnismäßig kleine Gemeinde hat, und warum man sich im allgemeinen so schwer entschließt, engere Fühlung mit seiner Kunst zu suchen. Und ebenso verständlich wird es von hier aus, weshalb ihm von der einen Seite immer wieder vorgeworfen wird, daß es ihm an Gemüt und Phantasie mangele. Jedoch: Wie will man in ein Verhältnis zu einem Künstler kommen, wenn man, anstatt auf seine Art einzugehen, Forderungen an ihn stellt? Hält man den nicht für unklug, der eine Tulpe für eine minderwertige Blume erklärt, weil sie nicht so süß duftet wie die Rose oder weil ihr die graziöse Haltung der Nelke fehlt? Es kommt doch nur darauf an, die besondere Schönheit der Tulpe wahrzunehmen, um zu der Überzeugung zu gelangen, daß sie in sich eine der vollkommensten Schöpfungen der Pflanzenwelt ist. Kein Zweifel, daß Liebermann an phantasievoller Erfindungsgabe hinter Böcklin zurücksteht, daß ihm die Tiefsinnigkeit Dürers, die wunderbare Innerlichkeit Rembrandts, die vollendete Meisterschaft des Velasquez fehlen; aber dafür besitzt er Vorzüge, die ihm allein gegeben sind. Wer sie einmal erkannt und erfaßt hat, wird nicht umhin können, zuzugeben, daß der Berliner Meister eine der interessantesten künstlerischen Erscheinungen der Gegenwart ist, und daß man ihm nicht ohne Grund eine bevorzugte Stellung innerhalb der deutschen Kunst zugesprochen hat.

Die älteren unter uns können sich noch gut erinnern, daß früher ein Maler nicht schlechthin „Maler“ oder nach Münchener Gewohnheit „Kunstmaler“ hieß, sondern, daß man zwischen Geschichts-, Porträt-, Genre-, Stilleben- und Landschaftsmaler fein säuberlich unterschied. In dieser Zeit nannte sich Liebermann selbst „Genremaler“, und wenn er damit ausdrücken wollte, daß er seine Stoffe auf dem Gebiete des allgemein Menschlichen suchte und fand, so war diese Bezeichnung gewiß zutreffend. Nur glich er in nichts

Auf dem Schulweg. Gemälde (1880).

den Genremalern bekannten Schlages, die in ihren Bildern Geschichten oder Anekdoten erzählten und ihre künstlerische Aufgabe vortrefflich gelöst zu haben glaubten, wenn das Publikum sich durch ihre Leistungen gut unterhalten fand. Liebermann erschien diese Art geschmacklos, weil er meinte, es sei nicht Aufgabe der Malerei, Geschichten zu erzählen. Das hätten die Dichter und Schriftsteller zu besorgen. Der Maler müßte für den Sinn schaffen, an den er sich mit seiner Kunst wende, also fürs Auge; er müßte darstellen, was sich durch Worte nicht mitteilen lasse, oder Zuständlichkeiten schildern, deren Reiz eben nur durch das Gesicht wahrgenommen werde. Während die Künstler sehr wohl begriffen, was Liebermann wollte, als er seine „Gänserupferinnen" und „Konservenmacherinnen", seine „Zimmermannswerkstatt", die „Arbeiter im Rübenfelde", das „Amsterdamer Altmännerhaus" oder den „Hof des Waisenhauses in Amsterdam" malte, geriet das Publikum, das gewohnt war, von anderen Genremalern durch allerlei gute oder schlechte Witze oder amüsante Situationen unterhalten zu werden, über diese Bilder ganz außer sich. Man fühlte sich durch sie, die eine nach den Begriffen der meisten Menschen höchst uninteressante, ja gemeine Wirklichkeit darstellten und in denen sich eigentlich nichts ereignete, förmlich beleidigt. Man hatte durchaus noch kein Verständnis dafür, daß der Maler beabsichtigt hatte, das Leben, wie es war, in seinen ursprünglichsten Äußerungen zu schildern, daß es ihm verdienstlicher erschienen war, Menschen bei einem natürlichen Stehen, Gehen oder beim Arbeiten darzustellen, als in irgendeiner erfundenen oder doch seltsamen Situation. Was sollte man mit Alltäglichkeiten? Man ging schon im Leben gleichgültig oder mit Abscheu daran vorüber. Man konnte sie ja immerfort sehen, wenn man Lust dazu verspürte. Dergleichen brauchte also doch nicht noch erst gemalt zu werden. Von diesem Standpunkt aus kam natürlich das Publikum vor dreißig Jahren gar nicht dazu, sich Liebermanns Bilder überhaupt anzusehen. Es gab den Kritikern von damals, die den Künstler den „Apostel der Häßlichkeit", einen „Rhyparographen" nannten, aus vollem Herzen recht. Die hervorragenden malerischen Eigenschaften von Liebermanns Bildern wurden in Deutschland also nicht einmal

wahrgenommen, geschweige denn anerkannt. Desto mehr Empfindung dafür hatte man in Frankreich. Der Berliner Maler galt dort längst als einer der vorzüglichsten Künstler seines Landes, als seine Werke in der Hauptstadt des Deutschen Reiches noch Gegenstände des Abscheus bildeten und mit Hohngelächter empfangen wurden.

Der Umschwung in der Beurteilung des Künstlers und seiner Leistungen begann gegen die Mitte der neunziger Jahre des vergangenen Jahrhunderts einzusetzen. Die deutsche Kunstkritik, die sich inzwischen verjüngt hatte, nahm sich Liebermanns mit Wärme und aus bester Überzeugung an, und ein ebenso intelligenter wie selbstloser Kunsthändler, der vor drei Jahren verstorbene Hermann Pächter (Inhaber der Firma R. Wagner in Berlin), sorgte dafür, daß die Bilder und Studien des Künstlers, die sich in dessen Atelier gehäuft hatten und, wie man zu sagen pflegt, für ein Butterbrot erhältlich waren, unter die Leute kamen. Welch eine Überraschung für die mutigen Käufer der Bilder, als sie diese an den Wänden ihrer Zimmer sahen und die Entdeckung machten, daß den unscheinbaren Schöpfungen eine eigene herbe Schönheit zu eigen war, die so stark wirkte, daß die meisten Bilder anderer Maler neben denen Liebermanns farblos, schwächlich oder süß erschienen! Wo hatte man nur seine Augen gehabt? Das waren ja Werke, die trotz ihres so anders gearteten Inhalts sich vollkommen neben den Gemälden alter Meister hielten. Nachdem man den sinnlichen Zauber erst einmal gespürt hatte, den diese unscheinbaren Bilder mit ihren wenigen und unrein zu nennenden Farben ausübten, gelangte man in verhältnismäßig kurzer Zeit dazu, auch die Art dieser Malerei zu bewundern, die vormals als wüst und roh, als Schmiererei und Unfertigkeit bezeichnet worden war. Man lernte begreifen, daß zwischen diesen mit breitem Pinsel keck hingeworfenen oder mit dem Spachtel dick und plastisch aufgetragenen Farben, zwischen diesen stürmischen Strichen, dieser summarischen Behandlung aller Einzelheiten und der starken Wirkung selbst der flüchtigsten Studie von

Altmännerhaus in Amsterdam. (1880.) Gemälde im Besitz des Herrn Geh. Komm.-Rats Ed. Arnhold-Berlin.

Liebermann ein inniger Zusammenhang bestände. Indem man so Wirkung und Ursache verglich und sich klar machte, gelangte man allmählich zu der Erkenntnis, daß Malerei und das Ausfüllen einer Zeichnung mit mehr oder weniger natürlichen hellen und dunklen, leuchtenden und stumpfen Farben zwei ganz verschiedene Dinge seien. Daß die malerische Haltung eines Bildes nicht das Ergebnis wäre des Vorhandenseins malerischer, farbenreicher Requisiten im Rahmen der Darstellung, sondern bedingt würde durch die Logik des farbigen Ausdrucks, die erforderte, daß die richtige Farbe an der rechten Stelle und jeder Pinselzug als notwendig erscheine. Daß die beste Malerei nicht jene sei, die sich im Ausführen nicht genug tun könne, sondern die, welche dazu diente, die Absicht des Künstlers möglichst stark und schlagend zum Ausdruck zu bringen.

Aus dieser Erkenntnis heraus entwickelte sich im Laufe des letzten Jahrzehnts die Überzeugung, daß Liebermann wirklich ein großer Maler sei, dessen Technik mit ebensoviel Respekt behandelt zu werden verdiente, wie die anderer Meister der Malerei. So weit gelangt, ergab sich alles übrige von selbst. Wer Liebermann als eine Erscheinung für sich nimmt und seine Art, sich den Dingen zu nähern und seine Empfindungen davon auszudrücken, als eine im Wesen des Künstlers begründete Notwendigkeit anerkennt, wird ihn nicht leicht unterschätzen. Das gilt für alle Zustände seiner Entwicklung. Das Erstaunlichste an dieser bleibt freilich ihre Konsequenz. So viel oder so wenig Liebermann Einflüssen von außen widerstanden hat — der Weg seiner Entwicklung zeigt, daß er niemals sein Ziel aus dem Auge verloren und daß er sein Talent stets fest im Zügel gehalten hat. Das ist nichts Gewöhnliches; denn es sind die größten Talente zu-

Netzflickerinnen. (1887.) Gemälde im Besitz der Kunsthalle in Hamburg.
Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.

Flachsscheuer in Laren (1887). Gemälde von Prof. Max Liebermann. Im Besitz der Königl. Nationalgalerie zu Berlin.

Theodor Fontane. Kreidezeichnung (1896). Königl. Nationalgalerie zu Berlin.

ſchanden geworden, weil ihre Beſitzer nicht daran dachten, ſie in Zucht zu nehmen. Mit dem Talent allein kommt man nur bis zu einer gewiſſen Grenze. Haben ſich bis zu dieſem Punkt nicht Ernſt und Gewiſſenhaftigkeit mit ihm verbunden, ſo iſt's aus, und zwar für immer. Denn ein verloddertes Talent iſt faſt ſchlimmer als gar keins, weil es gegen den Charakter ſeines Beſitzers einnimmt. Liebermann hat es ſich in jungen Jahren herzlich ſauer werden laſſen, nicht weil er verdienen wollte, ſondern weil er nach den höchſten Staffeln der Kunſt ſtrebte. Wenn ſeine Malerei jetzt von manchen als zu frei, als zu artiſtiſch getadelt wird, ſo braucht er nur auf ſeine älteren Bilder hinzuweiſen, aus denen klar hervorgeht, daß dieſe Freiheit kein Mangel, ſondern Errungenſchaft und Abſicht iſt, und darauf, daß es nicht nur ſein Ehrgeiz, ſondern der aller großen Künſtler geweſen ſei, vom Vielfachen zum Einfachen, von den kleinen Mitteln zu den großen zu gelangen und die Arbeit ſchließlich ganz hinter der Kunſt verſchwinden zu laſſen.

Will man Liebermanns Talent in einem kurzen Satze kennzeichnen, ſo kann man wohl ſagen, es beſteht in der ſeltenen Gabe, das Weſentliche einer Erſcheinung oder eines Eindrucks ſofort zu erfaſſen, und in der noch ſelteneren Fähigkeit, dieſes Weſentliche mit einem Nichts von Mitteln ſchlagend wiederzugeben, und zwar nicht, wie etwa der Karikaturiſt, der das Weſentliche über das Wahre und Wirkliche forttreibt und außerhalb davon ſchildert, ſondern ſtets im Zuſammenhang damit. Die von Liebermann dargeſtellten Menſchen ſtehen, ſoweit es ſich nicht um Bildniſſe handelt, immer in innigſter Beziehung zu ihrer Umgebung. Dieſe bildet ſozuſagen einen Teil ihres Charakters. Man denke ſich die Inſaſſen des Altmännerhauſes oder die Amſterdamer Waiſenmädchen, die Flachszieherinnen oder die Frau mit der Ziege losgelöſt von dem Milieu, in dem Liebermann ſie ſchildert. Sie würden zwar nicht unverſtändlich wirken, aber ſicherlich nicht halb ſo ſtark wie in der Umgebung, in der ſie der Künſtler dargeſtellt hat. Wenn der Berliner Maler den Charakter eines Milieus, ſei es eine Landſchaft, eine Straße, eine Hauswand, ein Interieur, erfaßt hat, iſt ſein Bild ſchon halb gemalt. Er faßt das Bild der Wirklichkeit immer als etwas Ganzes, nicht als ein Nebeneinander von Einzelerſcheinungen. Darin beruht ſein Fortſchritt über Menzel hinaus, der ſich — man erinnere ſich der Piazza d'Erbe und ähnlicher Werke! — oft zu ſehr in Einzelſchilderungen verlor und darüber den Geſamteindruck vernachläſſigte. Wie Liebermanns Bilder als Einheiten vor der Natur vom Künſtler empfangen wurden,

so wollen sie auch als Ganzes betrachtet sein. Es ist erstaunlich, wie der Maler in der Zeit, da er Menzel folgte und gleich diesem in seinen Bildern noch durch Ausführlichkeit zu wirken suchte, doch schon alle Einzelheiten in einem stimmungsvollen Gesamteindruck zusammenzufassen weiß. Je weiter er sich von Menzel entfernt hat, um so mehr ist er seiner Neigung gefolgt, die Natur, welche es auch sei, als ein Ganzes, in dem alle Einzelheiten aufgehen oder doch nur soweit betont werden, als sie den Charakter des Ganzen bestimmen, zur Darstellung zu bringen. Diese Neigung verleiht seinen Zeichnungen und gemalten Studien eine Stimmungskraft und einen Reiz des Ausdrucks, die einfach unvergleichlich sind, und bedingt den Wert seiner Bilder.

Das Wort „bedingt" ist an dieser Stelle absichtlich gebraucht; denn wer die mit der Zeit zur Absicht gewordene Neigung Liebermanns erfaßt hat und als berechtigt, ja für seine Zwecke als notwendig anerkennt, wird seine späteren Bilder als die Leistungen eines außerordentlichen, immer nach Vervollkommnung strebenden Mannes sehr hoch schätzen, während ein anderer, der nicht versteht, warum man in des Künstlers Bildern nicht jede Form genau so scharf und deutlich wiedergegeben findet, wie er selbst sie bei der Einzelbetrachtung jeder Naturerscheinung doch wahrnimmt, sie für roh, unvollendet oder wenigstens für zu summarisch erklären kann. Es würde zu weit führen, diesem anderen hier auseinanderzusetzen, daß er ein auf seine Gesamtwirkung angeschautes Stück Natur auch nicht detaillierter sieht als der Maler; daß er, sobald er sich eine Erscheinung in der Natur genauer betrachtet, nicht imstande ist, im selben Augenblick die gesamte Situation in allen ihren Teilen gleich scharf zu sehen, und daß es gar nicht die Aufgabe der Malerei sei, die Natur nachzuahmen. Der Künstler kann nur Symbole der Wirklichkeit geben, und wo solche Symbole in dem Betrachter der Kunstwerke nicht Vorstellungen auslösen, d. h. seine Phantasie nicht in der vom Künstler beabsichtigten Richtung in Bewegung setzen, ist entweder die Kunst nicht auf der Höhe oder der Betrachter. In der Regel sogar dieser nicht; denn daß seine Phantasie mit den Symbolen eines bestimmten Künstlers nichts anzufangen weiß, ist wahrlich nicht immer dessen Schuld, sondern meist eine Folge der menschlichen Bequemlichkeit, die sich gegen jede ungewohnte Anstrengung wehrt. Mit der Zeit kommt allerdings auch der anfangs Widerstrebende nach. Man wird diese summarischen Bilder Liebermanns, in denen soviel suggestive Kraft wohnt, als Kunstäußerungen einst gewiß so hoch schätzen, wie jetzt die Werke seiner ersten Periode, die doch zuerst niemand sonderlich achtete.

Aber es ist jetzt wohl Zeit, von dem Maler selbst zu sprechen.

Max Liebermann vollendet am 20. Juli 1907 sein sechzigstes Lebensjahr. Er ist ein Berliner Kind und der Sohn eines wohlhabenden Fabrikanten. Seine Eltern wünschten, daß er sich einem gelehrten Berufe widmete. Also ließ er sich nach Erledigung der Schulzeit für die Berliner Universität immatrikulieren. Die Neigungen des jungen Menschen gingen jedoch in anderer Richtung. Während ihn die Seinen in dem Hörsaal irgendeines berühmten Lehrers wähnten, saß der junge Liebermann in der Akademie im Atelier des Malers Steffeck, um zu zeichnen und zu malen. Als die Eltern von dieser Neigung ihres Sprößlings erfuhren, waren sie zuerst einigermaßen entsetzt, sahen dann aber wohl ein, daß es das beste wäre, dem Sohn seinen Willen zu lassen. Im Jahre 1869 siedelte der angehende Künstler nach Weimar über, wo an der dortigen Kunstschule der Belgier Pauwels als Lehrer wirkte. Unter dessen Führung arbeitete Liebermann sehr fleißig, schloß sich aber, als der unter dem Einflusse Courbets stehende Belgier Charles Verlat nach Weimar berufen wurde, diesem mit besonderer Wärme an. Die günstige Vermögenslage des jungen Malers gestattete diesem, nach Belieben Reisen zu machen und sich darüber zu unterrichten, was die Künstler in anderen Ländern trieben. So kam er früh zu einem avancierten Standpunkt und zu einem guten Urteil. Seine 1873 entstandenen Erstlingswerke „Die Gänserupferinnen" und „Die Kon-

Wilhelm Bode. Studie zu dem Porträt im Kaiser Friedrich-Museum. (1904.)
Im Besitz des Generaldirektors Geh. Reg.-Rat Wilhelm Bode in Berlin.

ſervenmacherinnen", die verraten, daß in dieſer Zeit Munkacſy das Malerideal Liebermanns war, erſchienen in dem damals künſtleriſch etwas rückſtändigen Berlin als Taten eines Revolutionärs und wurden danach behandelt. Es bedeutete eine große Ermutigung für den jungen Maler, daß wenigſtens Menzel ſich günſtig über dieſe Leiſtungen ausſprach. Ein Pariſer Kunſthändler war indeſſen ſogleich auf das neue Talent aufmerkſam geworden und bewog durch ſeine Beſtellungen den jungen Berliner, den Schauplatz ſeiner Tätigkeit nach Paris zu verlegen. Ende 1873 ſiedelte Liebermann dorthin über. In dieſer Zeit war den Franzoſen zum Bewußtſein gekommen, welch einen großen Meiſter ſie in Millet beſaßen. Barbizon, das Dörfchen, in dem dieſer ſeine unſterblichen Werke geſchaffen hatte und noch lebte, wurde das Ziel vieler jungen Ma-

ler, und Liebermann schloß sich ihnen an. Er behauptet, daß er dort erst über die Richtung seiner Begabung klar geworden sei und seinen Weg vor sich gesehen habe. Die 1876 gemalten „Arbeiter im Rübenfelde", so wenig Milletsche Milde ihnen zu eigen ist, verraten doch deutlich den Einfluß dieses Meisters. Um der Gefahr der Abhängigkeit zu entgehen, suchte Liebermann während seines Pariser Aufenthalts allsommerlich Holland auf, das bis in die neueste Zeit sein bevorzugter Studienplatz geblieben ist. Im Jahre 1878 kehrte der Künstler nach Deutschland zurück und ließ sich für längere Jahre in München nieder, wo er im nächsten Sommer mit seinem „Christus im Tempel" zwar die Anerkennung der besten Künstler fand, aber auch die Entrüstung des großen Publikums und in noch stärkerem Maße die des bayerischen Klerus erregte. In den Münchener Jahren sind einige der schönsten älteren Bilder Liebermanns entstanden, so 1880 das „Altmännerhaus", die „Alte Frau am Fenster" und die „Spinnerinnen"; 1881 die „Schusterwerkstatt" und der „Hof des Waisenhauses in Amsterdam"; 1882 die „Bleiche"; 1883 das „Münchener Bierkonzert" und der „Weber". Im Jahre 1884 gründete der Künstler einen eigenen Hausstand in Berlin. Während seiner Hochzeitsreise macht er die Bekanntschaft des berühmten holländischen Malers Israels, die einmal ein in den Stoffkreis dieses Künstlers fallendes Bild „Das Tischgebet" zur Folge hat, dann aber auch dazu führt, daß der Berliner Künstler die eigentliche Atmosphäre Hollands an der Küste des Meeres entdeckt. Jetzt erst geht das Verhältnis Liebermanns zu Menzel in die Brüche. Das Gegenständliche von Liebermanns Bildern, mit so großer Selbständigkeit und Feinheit es immer gewählt ist, tritt an die zweite Stelle, indem es der Künstler zum Träger der veränderlichsten und lebendigsten aller malerischen Faktoren — von Luft und Licht — macht. Die Technik des Malers wird breiter, summarischer,

Markt in Amsterdam. Zeichnung im Besitz der Königl. Nationalgalerie zu Berlin. (1905.)

Reiter am Strande.

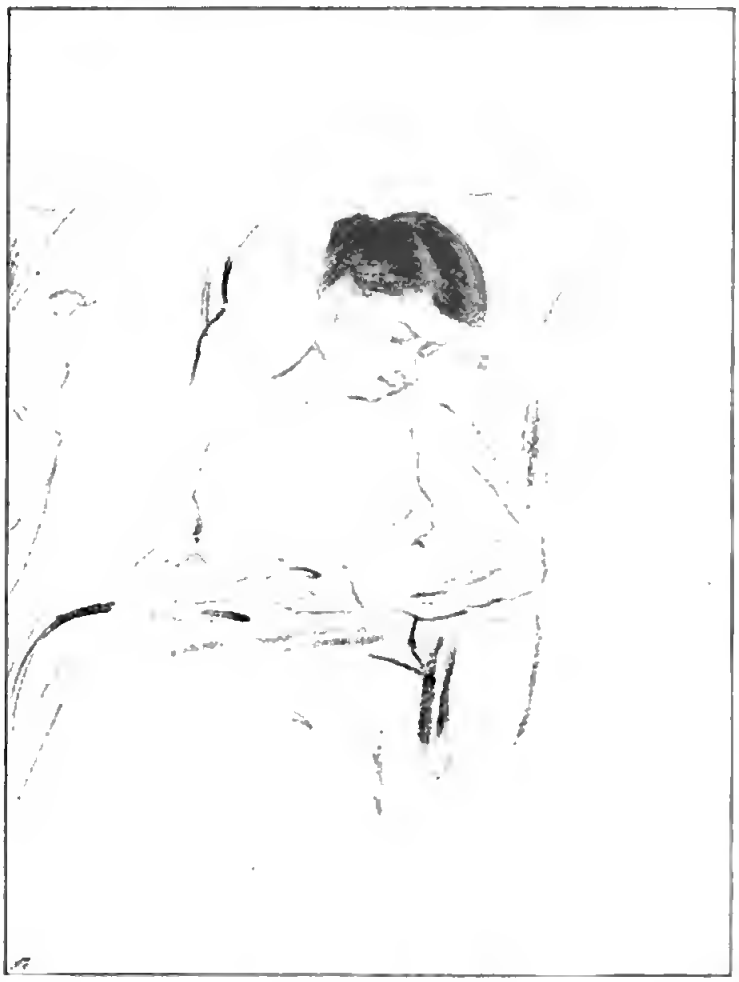
Ölstudie von Prof. Max Liebermann (1900).

Nordwyck. Zeichnung im Besitz der Königl. Nationalgalerie zu Berlin. (1906.)

Linie und Rhythmus treten ihre Herrschaft in seinen Bildern an. Zu Anfang noch zaghaft, gewinnt der Künstler mit den Jahren eine immer größere Freiheit. Die „Flachsscheuer in Laren" (1887) zeigt einen ganz neuen Stil, der in den „Netzeflickerinnen" (1888) und in der „Frau mit den Ziegen" (1890) zur Monumentalität gesteigert erscheint.

Anfang der neunziger Jahre des vergangenen Jahrhunderts tritt eine neue Wendung in des Künstlers Schaffen ein: Er beginnt Bildnisse zu malen und seine zwar sehr tonschönen, aber immerhin unreinen Farben aufzuhellen und zu reinigen. Von Liebermanns ersten Bildnissen — der Hamburger Bürgermeister Petersen (1890), das Doppelbildnis der Eltern (1891), Gerhart Hauptmann (1892), Ed. Grisebach (1895), Fontane (1896) usw. — darf man behaupten, daß sie mit dem Blick auf Frans Hals gemalt wurden, und dieser klassische Einschlag hat sich bis in die neueste Zeit hin nicht verloren. Nur daß der Künstler in seinen jüngsten Bildnissen vielleicht unmittelbarer im Ausdruck, in der Erfassung eines augenblicklichen Zustandes oder einer persönlichen Stimmung ist. In seinen eigentlichen Bildern aber wird Liebermann zunächst farbiger; dann im Anschluß an Manet heller und duftiger. Er hat, wie seine Schilderungen arbeitender Menschen bezeugen, immer Bewegungen gern gemalt. Der „Schreitende Bauer" (1894) kündet schon etwas Neues in dieser Richtung an, und in der Tat strebt der Künstler in den folgenden Jahren danach, mehr und mehr momentane Bewegungen darzustellen. Dem langsamen Schreiten jenes Bauern durch den Dünensand folgen „Spazierengehende Holländerinnen am Sonntag in Laren". Dann kommen „Badende Jungen" (1899), die sich lustig im Wasser tummeln. 1902 malt Liebermann eine Reihe von Reitern am Strande, deren Rosse nervös auf dem feuchten, oft von ebbenden Wellen überströmten Sande tänzeln, ferner „Tennisspieler" und „Polospieler". Auch das

1906 vollendete Bild der Leo XIII. zujubelnden Pilger in der Sixtinischen Kapelle gehört in diese Gruppe. Er beweist mit diesen so verschieden gearteten Werken, daß er dem von ihm bewunderten Franzosen Degas in der Fähigkeit, die flüchtigste Bewegung auszudrücken, nicht nachsteht. Man sieht: in der letzten Zeit ist der arbeitende Mensch, dem Liebermanns ganze Liebe einst gehörte, aus seinen Bildern verschwunden und an seine Stelle der Städter, der raffinierte Kultur- und Genußmensch getreten. Nicht, weil der Maler, nachdem er anerkannt worden, auf den Beifall der höheren Gesellschaftskreise spekuliert, sondern weil er findet, daß hier noch ungehobene Schätze für einen Künstler seiner Richtung liegen, und weil der Ausdruck dieses bewegten Lebens Motive bietet, die keine Zeit vorher kannte. Zwischen solchen Bildern erscheint 1903 der seltsame Versuch zur Behandlung eines biblischen Themas, das Bild „Simson und Delila". Wie alles, was der Künstler macht, sehr originell; aber darin mißglückt, daß dem Werke die hier nicht zu entbehrende sinnliche Schönheit fehlt, und daß es an die mitschaffende Phantasie des Betrachtenden zu starke Ansprüche stellt. In der letzten Zeit wird des Künstlers Kraft fast vollständig durch große Porträtaufträge — der wichtigste davon ein 1906 für die Hamburger Kunsthalle bestelltes Gruppenbild hervorragender Männer der Stadt — in Anspruch genommen, die zur Erhöhung seines Ruhmes als Maler und Charakteristiker voraussichtlich viel beitragen werden.



Kreidestudie. (1908.)

Wer hier gelesen hat, wieviel verschieden geartete künstlerische Persönlichkeiten mit ihrer Art auf Liebermann gewirkt haben, könnte am Ende zu der Meinung gelangen, daß der Maler nicht viel mehr ist als ein intelligenter Nachempfinder. Solcher Annahme muß freilich sogleich widersprochen werden. Liebermann ist auch da, wo er ersichtlich von anderen angeregt wurde, immer er selbst. Ihn charakterisiert nicht nur das Gefühl, mit dem er sich der Natur nähert, sondern auch die Art, wie er sie als Bild faßt; nicht nur seine immer temperamentvolle Malweise, sondern auch Farbe und Ton seiner Bilder, ob er hell oder dunkel gemalt hat, ob er in Bewunderung für einen peinlich durchgeführten Menzel oder

Nordwyck. Handzeichnung im Besitz der Königl. Nationalgalerie zu Berlin. (1906.)

für einen in stürmischer Leidenschaft hingehauenen van Gogh erglühte. Wo immer man einem Liebermannschen Bilde begegnet — man erkennt es wie einen Rembrandt unter hundert anderen Gemälden sofort heraus, schon bei rein sinnlicher Wahrnehmung durch die Fülle und Belebtheit des farbigen Ausdrucks, der eine eigene Atmosphäre um sie verbreitet. Niemand wird den Künstler geschickt nennen können — dazu ist viel zu viel naive, unmittelbare Auffassung des Wirklichen in seinen Bildern; wohl aber macht er den Eindruck eines geistvollen Malers, der mit einem Pinselzuge, einem Farbentupfen mehr ausdrückt als tausend andere mit einem großen Aufwand von Malerei. Ein Bild von Liebermann ist nicht nur amüsant gesehen, sondern auch amüsant gemacht.

Und wie der Maler, so der Mensch. Liebermann gehört einer Generation an, die noch nicht entdeckt hatte, daß Langeweile stilvoll sein könne; die vielmehr forderte, daß jemand, der etwas zu äußern hatte, dieses mit dem ganzen Reichtum seiner Erziehung und Bildung tat und nicht etwa gleichgültige Dinge vorbrachte. Gewiß: Liebermann hat in unbewachten Augenblicken auch minderwertige künstlerische Leistungen geliefert, die ja auch bei den größten anderen Künstlern nicht fehlen; aber man wird nur sehr wenige Arbeiten von ihm namhaft machen können, wo jede Andeutung dafür fehlt, daß sie Arbeiten eines hochkultivierten und geistvollen Mannes sind. Als solcher zeigt sich der Maler nicht nur in seinen Schriften, die zu den vorzüglichsten gehören, die man über künstlerische Dinge besitzt, sondern auch im persönlichen Verkehr. Es gibt wenige Gebiete der sozialen, geistigen und künstlerischen Kultur, in die Liebermann nicht Einsicht hätte und über deren Erscheinungen er nicht zu sprechen wüßte. Auch hier tritt sein scharfer, immer auf das Wesentliche gehender Verstand sehr deutlich hervor. Mit einer großen Schlagfertigkeit des Ausdrucks sind bei ihm Geschmack und Witz eng

verbunden. Kein Wunder, daß seine Zunge wie seine Feder gefürchtet werden. Seine Gegner in der Künstlerschaft trauen ihm alles zu. In ihrer ohnmächtigen Furcht sogar Unklugheiten, wie unredliche Beeinflussung der Kritik. So sind es viel weniger Liebermanns Freunde als seine Widersacher, die ihn mit dem Nimbus der Machtfülle für die Augen der Mitwelt umkränzen. Eine Macht im deutschen Kunstleben ist der Berliner Maler allerdings, aber lediglich eine moralische. Er ist der Führer der künstlerischen Jugend Deutschlands zu neuen Idealen der Malerei geworden, weil er mit seinem eigenen Schaffen darauf aufmerksam gemacht

Haus in den Dünen. Kohlestudie.

hat, wie rückständig die meisten übrigen, in ihrem Vaterlande für Größen geltenden Künstler geblieben waren, und daß Kunst nicht ein feststehender, unveränderlicher Begriff, sondern etwas Lebendiges sei, das sich immer in neuer Gestalt offenbaren könne. Man darf es Liebermann nicht als Schuld anrechnen, daß die junge Berliner Kunst sich mit mehr Begeisterung als Überlegung, durch Liebermanns Verehrung für Manet verführt, den französischen Impressionisten angeschlossen und so etwas wie eine Schreckensherrschaft dieser Richtung in Deutschland herbeigeführt hat. Das sind Zustände, die überwunden werden müssen und die gar nicht eingetreten wären, wenn junge Leute sich klarzumachen vermöchten, daß eine Kunstrichtung nur Wert hat durch die Persönlichkeiten, die sie tragen. Eine in sich gefestete Persönlichkeit kann es mit jeder Richtung wagen. Dafür bildet Liebermann selbst ein klassisches Beispiel. Aber seine Beweglichkeit ist ganz gewiß viel, viel kleiner als der Ernst und die Hingebung, mit denen er sich jeder selbstgestellten künstlerischen Aufgabe widmet. Da liegen auch die Wurzeln seiner Kraft. Liebermann malt nicht, um anderen zu gefallen; er malt aus Überzeugung, aus dem Drange und Zwange seiner Natur heraus. Und weil er ein Mensch ist voll seltener Gaben, der sehr hohe Anforderungen an sich stellt und nicht aufhört an sich zu arbeiten, hat er Großes vollbringen können.

Nichts aber überdauert die Zeiten sicherer als die ehrliche, ernste Arbeit eines Künstlers, der, auf dem gut erkannten und gründlich befestigten Boden seiner Begabung stehend, dem ihm erreichbaren höchsten Ziele mit Einsetzung seiner ganzen Kraft entgegengestrebt hat. In diesem Sinne werden Liebermanns Werke auch der Zukunft als bedeutende Leistungen erscheinen und den Namen des Meisters in der Geschichte der Kunst unvergeßlich machen.

Ölstudie von Prof. Max Liebermann
zu dem Gemälde „Kinder, die zur Schule gehen“ (1903).

Fast ein Adler.

Roman von Ida Boy-Ed.

(Fortsetzung.)

Der Schlüssel öffnete mit knackendem Ton die Tür zur Wohnung, und Bettina trat ein. Die Kleider naß, das Haar feucht, aber das Gesicht heiß. Denn sie war gegangen, den ganzen weiten Weg. Zu sehr voll Aufruhr, bedrängt von neuen, unklaren Mutgefühlen, als daß sie sich stillsitzend von irgendeiner Fahrgelegenheit hätte mitnehmen lassen mögen.

Sie mußte wandern, wandern — ihr war, als entferne sie sich dabei von ihrem Leid. Als schreite sie neuen Epochen ihres Lebens im Sturmschritt entgegen.

Auf dem kleinen viereckigen Flur sah es aus wie immer. Die Gaslampe neben dem Eingang beschien das Tischchen inmitten des Raumes. Der dunkelgrüne Vorhang, der den Zugang zu einem kleinen Sackkorridor deckte, an dem andere Gelasse lagen, hing unbeweglich mit seinen schweren Falten.

Und doch hatte Bettina auf der Stelle das Gefühl von etwas Unheimlichem.

Sie horchte. Weinte da nicht jemand?

‚Es sind meine Nerven,‘ dachte sie.

Aber da — da hingen fremde Hüte — Mäntel — Männerzeug, das nicht Rupert gehörte.

Und dann noch einmal dieser Ton, wie ein Aufweinen . . .

Er schien aus der Küche zu kommen. Schon war Bettina da und riß die Tür auf.

Und da saß das Mädchen, den rotblonden Kopf in ihren auf den Tisch verschränkten Armen. Ihre Schultern bewegten sich wie bei einer, die sich abmüht, Schluchzen zu unterdrücken.

„Was fehlt Ihnen?“ fragte Bettina.

Das Mädchen schrie auf, es war so versenkt in seinen Gram gewesen, daß es kein Geräusch gehört hatte und nun über die Stimme, die in ihre Tränen hineinfragte, erschrak.

„Der Herr,“ sagte sie weinend, „der Herr — sie sind bei ihm.“

„Wer — was?“ Aber im gleichen Atemzug, mit dem sie diese Frage herausstieß, wußte sie ein schreckliches Wort: Blutvergiftung!

Nein — nein —

Sie wollte hinstürzen — sehen, daß das nicht wahr sei —

Da hielten klammernde Finger ihren Rock fest. „Sie dürfen nicht — man darf nicht — er wird geschnitten — sie haben es mir gesagt —“

Bettina mußte sich hinsetzen. All die Borde mit den blanken und blau-weißen Dingen rundherum kreisten um sie.

Die andere sprach: „Kaum daß Sie weg waren, Fräulein, kam der Herr — er sah aus, sag’ ich Ihnen . . . und fror . . . noch nie hab’ ich einen Menschen so frieren sehen . . . Und ich mußt’ gleich telephonieren — an’n Doktor — Ich kam vor Angst um — so allein — denn an die dreiviertel Stunden hat’s gedauert, bis sie kamen. Nun sind sie da — gleich zwei. Und ich mußte raus, und sie sagten: wenn Sie kommen, soll’n Sie warten.“

Bettina hatte sich wieder — ihre Besonnenheit und ihre Kräfte. Sie wußte, es gab nur eins: gehorchen und warten.

Sie wollte sich in seine Studierstube setzen — nebenan — vielleicht, daß ein Laut zu ihr drang — vielleicht, daß einer von den Herren zuerst dort hineinkam —

Da schrie das Mädchen auf: „Wenn er nun stirbt!“

Bettina starrte sie verstört an. ‚Ja — wenn er nun stirbt . . .‘ dachte sie.

„Nein,“ sagte sie hart, „nein!“

Sie befahl es dem Schicksal. Er konnte, er sollte, er durfte nicht sterben.

Wie das Mädchen weinte! Aber Bettina wunderte sich gar nicht über die Leidenschaftlichkeit dieses Kummers.

Sie ging nach vorn. Auf dem kleinen Flur kam ihr’s zum Bewußtsein, daß sie noch ihre nassen Sachen anhatte. Sie legte ab — ganz gelassen.

Dann betrat sie Ruperts Studierstube. Die Lampe auf seinem Schreibtisch brannte.

Die Vorhänge waren zugezogen.

Hier sah es nicht nach Schrecken aus.

An der Hauptwand stand ein Sofa mit dem großen runden Tisch davor, um den sie mit Mutter und Bruder abends gesessen, wenn der Vater vorlas.

Bettina setzte sich hinein, als sei sie hier zum Besuch und habe zu warten auf die Mitteilungen, die ihr der Herr des Hauses machen wollte.

Und jetzt war vielleicht der Tod der Herr des Hauses ...

Und gleich würde sie erfahren ...

Wenn nur nicht jedes Stück in diesem Zimmer sie an jene Zeiten erinnert hätte, wo das Leben noch ein harmloses Idyll war ... Es war, als sähe man zwischen den Stäben eines Kerkerfensters hinaus in eine sonnige Landschaft, die man nie, nie mehr betreten wird.

‚Er hat gefroren,' dachte sie dann wieder, ‚Schüttelfrost — so hat sich das Gift doch noch irgendwie seinem Blute mitgeteilt —'

Wenn nur erst jemand kommen wollte, ihr alles genau zu sagen ...

Dies dumpfe Warten schloß sie von allem aus. Schaltete sie ganz aus dem Leben des Bruders — Und er starb vielleicht unterdessen — Sie aber durfte nicht helfen — nicht wissen — nicht einmal weinen. Nur warten, wie ein überzähliger Mensch.

Ihre Gedanken fingen an zu wandern — hin und her.

Von einer so törichten kleinen Wunde ... Wo er sie wohl empfangen hatte? Als Bettina ihn gefragt, sagte er: „Weiß nicht."

Ja, vor drei Abenden war's gewesen — da tropften rote Perlen aus seiner Handfläche — gerade hatte Wally ihn verlassen gehabt und lief mit einem so sonderbaren Lachen an Bettina vorbei.

Ja, da mußte er sich irgendwie verletzt haben — —

Es war so unütz über das ‚wie' nachzugrübeln — man konnte es nicht verstehen, nicht ergründen — es war ja auch alles einerlei.

Draußen gingen Türen und wurden Männerstimmen laut. Darüber fuhr sie auf. Sie wollte hinausstürzen. Vielleicht, daß einer von den Ärzten in die Küche ging — vielleicht, daß man sie nun zulassen würde, zu helfen, oder doch ihn zu sehen.

Sie fiel fast Professor Andresen in die Arme.

Nachdem Rupert mit steigendem Unwohlsein, das sich plötzlich eingestellt, das Laboratorium verlassen hatte, wollte Andresen nun, ehe er in seine Wohnung fuhr, noch nachsehen, was sein junger Freund mache, sagte er.

Aber er hatte es schon von Erna erfahren, als sie öffnete, und gerade war auch einer der Ärzte über den Flur gegangen, um Wasser zu holen.

Er führte Bettina am Arm ins Zimmer zurück. „Wir wollen uns nicht in zu schwere Sorgen hineindenken, liebes Fräulein," sagte er gütig. Denn er sah, daß ihre Farben grauweiß waren, daß sie wie versteinert vor sich hinblickte.

Sie hielt seine Hand fest.

Da war ein Mensch, ein ehrlicher, kluger, liebevoller Mensch.

Bettina wußte nicht mehr, daß sie ihn erst zwei- oder dreimal gesehen und gesprochen hatte. Sie fühlte sich ihm ganz nahe. Als sei ihr Vater in ihm noch einmal zurückgekehrt, um sie zu halten.

„Hatte er schon hohes Fieber, als er ankam?" fragte er.

„Ich weiß nicht. Es scheint so. Er hatte offenbar Schüttelfrost. Ich war nicht hier," sagte sie.

Und eine böse, vorwurfsvolle Stimme rief ihr dröhnend zu: ‚Nein, Du warst nicht hier — du liefst deiner Liebe nach —'

Sie duckte sich. Ihr war, als stehe ein Richter hinter ihr und bewerfe sie mit zornigen Worten. ‚Was ging Dich noch der Wert und das wahre Angesicht eines Mannes an, der einer andern gehört — Du hast ihn nicht zu lieben und nicht zu verwerfen — fremd soll er Dir sein — fremd.'

„Liebes Kind," sagte Andresen mit Entschiedenheit, „das geht nicht. Sie zittern und fliegen. Hier, mal hergesetzt — so und nun den Kopf ein bißchen zurückgelehnt ..."

Das tat wohl — sich so ein paar Augenblicke unmündig machen zu lassen. Die gnadenvolle Einbildung zu haben, daß eine andere, frische, kräftige Hand das Schicksal in die Hand genommen

habe. Bettina saß im alten Lehnstuhl am Fenster und schloß die Augen.

„Wir wissen ja noch gar nicht, ob wir uns so zu ängstigen brauchen.“ Er ging auf und ab, lebhaften Schrittes, mit blitzenden Augen, das ganze Gesicht ein Spiegel rascher Gedanken, die Hände auf dem Rücken. „Er hat eine famose Konstitution, Ihr Bruder — diese zähe, schwere Art bohrt sich durch — kann ungeahnte Kräfte einsetzen. Nur Geduld werden wir vielleicht haben müssen — nun — wenn sie mit Hoffnung Hand in Hand geht, bringt man sie leicht auf — was?“

Er sah aufmunternd nach Bettina hin.

„Eins versteh' ich nicht — sagt's ihm schon gestern. Wie konnt' er überhaupt die Sektion machen — mit einer Wunde . . .“

„Sie war nur klein — er hatte sie vergessen — —“ sagte Bettina leise.

„Er muß sich mit 'ner stumpfen, dicken Nadel oder dergleichen geritzt haben. Er sagte, er könne sich nicht erinnern, wo . . . ah — Doktor Berthold . . .“

Bettina sprang auf.

Endlich — der Arzt —

„Nun?“ fragte Andresen und drückte dem Mann die Hand.

Das war ein kaum mittelgroßer, sehr wichtiger, jüngerer Herr von flinkem Wesen, mit kurzen Bewegungen und energischer Sprache, dem übers Gesicht allerlei Narbenfurchen gingen. Bettina hatte ihn noch nie gesehen. Aber sie wußte, er war ein Korpsbruder von Rupert und Erasmus. Oft hatte sie seinen Namen gehört, im Zusammenhang mit fidelen Fahrten.

Doktor Berthold zuckte die Achseln.

„Kollege Reiter wird bei ihm bleiben, bis er aus der Narkose völlig erwacht ist. Man muß abwarten. Fräulein Schwester — nicht wahr? Ja, es muß wohl eine Nachtwache . . .“

„Ich selbst,“ sagte Bettina.

„Gut. Reiter wird Ihnen alles sagen. Sie können hineingehen.“

„Ist Hoffnung?“ fragte sie noch.

Der Mann sah sie an. Er erwog bei sich, ob er lügen müsse. Aber er hatte gleich das Gefühl: Nein! Diese dunklen Augen schauten ihn so merkwürdig fest und herrisch an. Er hätte es wahrscheinlich nicht über sich vermocht, ihr mit einer Redensart zu kommen.

„Das wird man erst in ein paar Tagen wissen,“ sagte er kurz.

Bettina ging. Beinahe hätte sie's getan, ohne sich zu verabschieden. Aber Andresen hielt einen Augenblick ihre Hand fest. „Geht's auch?“ fragte er, „ich meine die Nachtwache . . .“

Sie nickte nur.

„Ich komme morgen wieder —“

Da drückte sie seine Hand in heißem Dank, in leidenschaftlicher Bitte und ging hinaus.

„Ein großartiges Mädchen,“ sagte Andresen zu Doktor Berthold, „hat es aber schwer . . .“

„Wieso? Plagt der Bruder sie? Ja, 'n Schwerblüter war er immer. Fleißiger, zuverlässiger Kopf. Wär' schade, wenn er einginge.“

„Nicht vom Bruder aus. Mit sich selbst. Viel Temperament. Und sehr begabt. Bis die Art mit sich ins Gleichgewicht kommt . . .“

„Hab' so was gehört, fällt mir ein. Schreibt sie nicht? Sagt mir nicht zu. Na, ich soll se ja nich heiraten. Aber nu lassen Sie mal hören, Herr Professor . . . freu' mich kolossal, daß ich Sie treffe: Ihr Artikel gegen den Cancrolschwindel ist ja Tagesgespräch. Meinerseits ganz Ihrer Ansicht. Den haben Sie feste zugedeckt. Was glauben Sie, daß Ammon tun wird?“

„Ich weiß es nicht,“ sagte Andresen ein wenig kühl und fragte sofort nach dem Zustand des Operierten und nach dem Befund. Und da Doktor Berthold gleich spürte, daß der Professor für eine Aussprache über Ammon nicht zu haben sei, gab er ihm Bericht über Rupert.

Bettina aber saß am Bett des im Halbschlummer Liegenden. Das Dämmerlicht im Zimmer und die Stille taten auch ihr wohl. Ab und an zitterte ein gedämpftes Rollen durch die Luft. Bis hierher kam nur ein linder Nachhall vom brausenden Verkehrsleben da draußen, gerade so viel, daß man die Einsamkeit nicht bänglich zu empfinden brauchte.

Sie hatte sich für die Nacht warm und bequem umgezogen. Professor Andresen und die Ärzte waren längst gegangen.

Das Zimmer, einfenstrig und nach hinten gelegen, war nur eng. In der

Nähe des Fensters auf der Kommode stand eine Lampe, deren Kuppel ein grüner, gefälteter Schirm verbarg.

Neben dem Bett, in einem der tiefen englischen Korbsessel, die daheim einst in der Veranda gestanden hatten, saß Bettina.

Seit sie ihn sah, wie er in seinem Bett lag, den zerschnittenen Arm wie ein großes, umwickeltes Bündel auf der Decke — als sei das ein Gegenstand, der gar nicht wirklich zu seinem Körper gehöre — seitdem war sie seltsam ruhig.

Sie konnte gar nicht mehr wirklich an den Tod denken. Das mächtige Lebensgefühl in ihr sträubte sich, daß ein Wesen gleich ihr, ihr der Nächste auf Erden, geschaffen wie sie zu atmen, zu arbeiten, zu hoffen, zu weinen — daß ein Mitgeschöpf so vergänglich sein sollte, daß diese vertrauten Züge sich grauenhaft verändern könnten.

Rupert brauchte keinerlei Pflege. Es galt nur ihn zu bewachen, höchstens ihm eisiges Zitronenwasser zu trinken zu geben, wenn er danach verlangen sollte.

Stunde um Stunde verging. Sie wurden Bettina nicht lang.

Sie hatte soviel zu denken ...

Einmal bewegte Rupert leise die Hand. Sofort stand Bettina über ihn geneigt.

Sein schläfriger Blick suchte unsicher ihr Auge — als sei seine Seele noch betäubt und nicht dessen sicher, was sie als Leben um sich und in sich empfand.

Da flehte sie still, mit heißen, unausgesprochenen Worten: „Vergib mir ..."

Dem Leidenden, dem in Schwachheit Hindämmernden sollte ihre leidenschaftliche Reue nicht die Ruhe stören.

Später wollte sie ihm sagen, später — daß sie seit Monaten sich kaum noch um ihn gesorgt, seiner nur nebenher gedacht ... Nichts hatte sie gewußt, als ihr eigenes Leid, nichts geliebt, als ihr Unglück ...

Er bewegte auch ein wenig die Lippen.

Sie erriet. Trinken! Mit unhörbaren Bewegungen holte sie das auf dem Fensterbrett kühlstehende Glas aus dem Eisbehälter. Als Rupert getrunken hatte, ging sie in die Küche, um den Eisbestand, der das Trinkglas umgeben sollte, zu erneuern.

Zu ihrem Erstaunen saß da das Mädchen, tief gebückt, den rotblonden Kopf in den verschränkten Armen auf dem Tisch — wie Bettina sie am Abend gefunden. Sie schlief. Nun fuhr sie aber auch schon auf, ein bißchen wirr und schwerfällig.

„Was soll das?" fragte Bettina unwillig. „Sie sitzen auf? Wie zwecklos."

Das Mädchen war beschämt, weil der Schlaf ihr doch gekommen. „Ich kann doch nicht schlafen," sagte sie weinerlich, „wenn der Herr so krank ist."

Milder gestimmt meinte Bettina, sie solle nur ruhig schlafen, sie werde morgen ihre Kräfte noch genug verwenden können.

Und dann saß Bettina wieder im halberleuchteten Zimmer neben dem Krankenbett und dachte zum erstenmal über die Beflissenheit und die musterhaften Leistungen des Mädchens nach und über die Verzweiflung, die es gestern abend gezeigt. Es schien klar: aus scheuer Ferne war dieses Mädchen in Rupert verliebt. Bettina wurde ganz bestürzt. Wie peinlich. Wenn Rupert das bemerkte! Es blieb nichts übrig, als sie baldmöglichst zu entlassen. Wie hart — ein so tüchtiges, anständiges Menschenkind. Bettina fühlte: sie selbst würde dem Mädchen fortan nicht mehr recht unbefangen in die Augen sehen können. Es mußte fort.

Was sollten all diese Quälereien der Natur eigentlich? Wozu entflammte sie in Herzen Sehnsucht, um sie ungestillt zu lassen? Um Kräfte zu wecken? Um Kräfte zu zerstören?

‚Wenn ich das wüßte,' dachte Bettina, ‚dann wüßt' ich auch vielleicht mein Los ...'

Am frühen Morgen kam Doktor Berthold und erfüllte mit seinem lebhaften Unfehlbarkeitswesen die Krankenstube. Er war sehr zufrieden. Das Fieber war nach der Operation alsbald gesunken, und die Temperatur zeigte heute früh nur eine verhältnismäßig geringe Erhöhung.

Berthold sah seine Patienten als seine Untertanen an, auch die Familienmitglieder der Kranken beherrschten sein Wort und sein Blick, mochten es noch so reife, noch so angesehene Menschen sein. Er sah auch Bettina für in jeglicher Hinsicht belehrungsbedürftig an. Er befahl um sich herum und verzog sich endlich wie ein Höchstkommandierender nach der Besichtigung.

Sogar Rupert hatte ein kleines, kümmerliches Lächeln über ihn gehabt ... Und darum war Bettina entzückt und dankbar ... denn der arme Kranke lag, bei klarem Bewußtsein offenbar, in einem schweren Schweigen: als dächte er zu viel, um sprechen zu können ...

Und die rasenden Schmerzen, die er haben mußte, ertrug er mit einer stumpfen Wut. Nicht wie das Gesicht eines Leidenden, wie das eines Zornigen verzerrten sich manchmal seine Züge. —

Nun wollte Bettina ein paar Stunden schlafen. Sie fühlte, daß es notwendig war. Erna sollte neben dem Bett sitzen. Die trat strahlend an, im frischen Kattunkleid, das weiße Mützchen auf dem fuchsigen Haar. Sie neigte sich über ihren Herrn und streichelte ihm mütterlich, beschützend die gesunde Hand. Wie etwa einem kranken Fürstenkind gegenüber jeder Standesunterschied aufhört und nur das Mitleid den Vorrang hat.

‚Wie sollte ich den Mut finden, sie fortzuschicken?‘ dachte Bettina.

Dann verschlief sie den Vormittag, von übergroßer Erschöpfung bezwungen. Und nichts störte die Stille in der Wohnung, bis am Nachmittag stürmisches Klingeln erscholl; gleich dreimal hintereinander schwirrte der Ton durch den Flur.

Empört stürzte Erna zur Tür. Sie fand aber die Landgerichtsdirektorin Ostertag draußen.

Jemand aus der Heimat! Erna vergaß den Zorn in jäh aufquellendem Heimweh. „Nein so was! Die Frau Landgerichtsdirektor!“ sagte sie glückselig, vor Erstaunen außer sich.

„Nun, Sie wußten doch, daß ich käme — beim Fräulein hatt' ich mich doch zum Tee angesagt.“

Die große Frau betrat mit ihren, den Estrich erschütternden Schritten den Flur und ließ nach ihrer Gewohnheit die Tropfen aus dem Schirm stieben, indem sie ihn mehrfach halb auf- und wieder zuklappte.

„Ach Gott,“ sagte Erna, „das hat Fräulein vergessen ...“

„Vergessen!!“ wiederholte die Landgerichtsdirektorin starr über solche Möglichkeit und hielt den halbgeöffneten Schirm vor sich hin, vor Erstaunen vergessend, ihn zu schließen.

„Wie konnte Fräulein an andere Sachen denken — ach Frau Landgerichtsdirektor! Unser Herr Doktor! Er liegt ja auf Tod und Leben mit Blutvergiftung,“ erzählte Erna. Sie fing wieder an zu weinen.

Eine ganz kleine Pause entstand. Denn der Schreck benahm der Frau den Atem. Dann aber sagte sie erbittert und entrüstet: „Ich habe auch immer Pech.“

Sie bekam dann Bettina nur einen Augenblick zu sprechen. Inzwischen hatte sie sich aber ganz flink in die Ansicht umgestimmt, daß es doch noch ein Glück sei, daß sich das Unglück während ihrer Anwesenheit in Berlin zugetragen habe. Denn nun konnte sie den Geschwistern Halske, denen sie in jeder Lebenslage soviel gewesen war, wieder treu beistehen. Als sie einen knappen Bericht empfangen, erklärte sie Bettina genau, wie alles zugegangen sein werde, nein, ganz bestimmt zugegangen sei! Das war ja klar. Bettina hörte geduldig zu. Sie wußte es: für Frau Ostertag hatte die Wissenschaft keine Lücken und die Natur keine Rätsel.

Dann erkundigte sich Frau Ostertag, ob Erasmus Ammon schon wisse ...

„Nein,“ sagte Bettina, „wozu?“

„Mein Gott, wo er doch Ruperts Intimus ist!“

Aber Bettina sagte nur, in Berlin hätten die Menschen wenig Zeit füreinander.

Der Frau ließ das aber keine Ruhe. Der Name Ammon wirkte geradezu magnetisch auf sie. Der Gedanke heimzukommen, ohne sich öfteren Zusammenseins mit dem Vielgenannten rühmen zu können, war ihr unerträglich.

Dies war eine Gelegenheit ... Und am anderen Tag — solange hatte sie doch der Versuchung widerstanden — schrieb sie einfach an Ammon. Der Umstand, daß er beinahe nebenan war, daß das Delmarsche Sanatorium sich nur zwei Häuser weit entfernt von der Palingerschen Klinik befand, schien noch besonders dazu einzuladen. —

Erasmus Ammon hatte gerade seinem Kompagnon Palinger die Antwort vorgelesen, die er Andresen zu erteilen

dachte. Der Aufsatz sollte, nach Ammons Ansicht, zugleich in führenden Blättern Wiens, Frankfurts und Berlins erscheinen. Palinger war aber gegen jede direkte Antwort. Er würde es vorziehen, wenn man einfach schweigend über Andresen und seine Publikation hinwegginge und nur neues, dem Cancrol günstiges Material veröffentliche. Das spreche dann für sich selbst.

Die beiden Männer erwogen alles eindringlich. Sie saßen im kleinen Schreibzimmer Ammons, das an die Räume des Laboratoriums stieß.

Palinger hatte die Arme auf der Brust ineinander geschlagen. Auf seinem klugen, schwarzbärtigen Gesicht hatte die Stubenluft nicht viel Farbe aufkommen lassen. Er bot seinen Nerven nicht, wie sein Kompagnon Ammon, die bekömmliche Abwechslung von Schlaf, Arbeit, Vergnügen — er war einer von den Rastlosen.

Indem seine dunklen Augen beim Sprechen den Mitarbeiter ansahen, schienen sie zugleich ein ganz weites Feld zu umspannen — alle möglichen Dinge zu überblicken, zu beurteilen.

„Es könnte mir als Schwäche ausgelegt werden, wenn ich schweige," sagte Ammon, der vor seinem Schreibtisch saß, das Manuskript in der Hand.

„Oder als Hochmut. Kann es was Vorteilhafteres geben?"

„Schließlich — welche Haltung man auch einnimmt: jede Partei legt sie nach ihren Wünschen aus," sagte Ammon zögernd.

„Gewiß. Es ist wie mit der Wahrheit. Sie wird zur Lüge für die, die sie nicht glauben wollen oder können. Widerlegen Sie Andresen, so sagen er und die um ihn: anfechtbare Darstellungen! Widerlegen Sie ihn nicht, heißt es: Verlegenheitsschweigen!"

„Man müßte — wenn wir uns begnügen, nur neues Material zu veröffentlichen — irgendwie in die Öffentlichkeit lancieren, daß es mir widerstrebe, gegen meinen früheren Lehrer, dem ich viel verdanke, zu polemisieren . . ."

„Sie verdanken ihm gar nichts," sagte Palinger, „aber es wird sich gut machen. Das wird Levinius schon besorgen."

„Ich werde mich bis morgen entscheiden."

„Einverstanden."

Sie besprachen noch allerlei.

„Neue Kranke eingegangen?"

„Drei seit gestern. Sehr interessante Fälle. Zwei notorisch zu vorgeschritten, um das geringste zu hoffen."

„Ich wäre dafür, solche zurückzuweisen. Ich habe erst kürzlich erfahren . . . Mir scheint es klüger . . ."

„Und unser Beobachtungsmaterial?"

„Sie haben recht. Die Sache ist zu groß und wichtig.

„Eins ist fatal. Andere Kranke ziehen sich fast ganz von der Klinik zurück. Ich komme in den Ruf eines Spezialisten. Das ist mir als Arzt nicht lieb. Als Geschäftsmann ist es mir zu gefährlich . . ."

„Gefährlich!" Ammon flammte auf. „Haben wir nicht enorm verdient?"

„Wenn aber doch ein Rückschlag käme," sprach der andere erwägend, fast lauernd, „wenn dennoch die Erfolge — die wirklichen — so gering blieben — die Sicherheiten nicht größer würden . . ."

Über Ammons Gesicht ging der Glanz eines feurigen Glaubens.

„Es wird kein Rückschlag kommen," rief er bestimmt, „es wird mir gelingen, durch eine andere Zusammensetzung noch deutlichere Heilerfolge — —" Unwillig brach er ab. „Herein — was soll das — ich wollte doch nicht gestört sein."

Der Laboratoriumsdiener sah unglücklich aus. Er hätte sich auch nicht so ohne weiteres getraut einzutreten, denn seines Herrn Ruhm erfüllte ihn mit demütiger Scheu. Aber die dicke große Dame war ganz einfach in der Tür zum Hundestall erschienen, wo er gerade die hinter ihren Gittern freudig aufspringenden Versuchstiere fütterte. Daß er währenddessen den Zugang zur Einfriedigung, die den Stall noch besonders umgab, offen stehen ließ, war ja natürlich. Und die Dame hatte gar keinen Widerspruch angehört, sondern gesagt, es sei sehr, sehr wichtig, es käme von des Herrn Professors bestem Freund.

Mit so langen Geschichten und Erklärungen durfte er aber seinem Herrn nicht kommen, das wußte er genau, deshalb sagte er: „Der Brief ist mir als dringlich und für Herrn Professor wichtig gegeben worden."

„Gut, gut.“

Ohne sonderliches Interesse öffnete er den Umschlag und las: „Hochgeehrter Herr Professor! Zweifelsohne erinnern Sie sich meiner von mancher angenehmen Stunde her, die wir bei Halskes senior wie junior zusammen verlebt haben. Und wenn mein Gedächtnis mich nicht täuscht, hatten mein Mann, der Landgerichtsdirektor Ostertag, und ich auch einmal das Vergnügen, Sie mit den Geschwistern Halske bei uns zu sehen. Deshalb können Sie sich auch weiter nicht wundern, wenn ich Ihnen schreibe. Ich erfülle damit nur eine Pflicht. Rupert Halske ist nämlich todkrank. Und als ich Bettina fragte, ob Sie, den das als nächster Freund denn doch interessieren muß, schon was davon wüßten, meinte sie in ihrer liebenswürdigen Bescheidenheit, Sie hätten wohl kaum Zeit, nach Rupert zu sehen. Er hat eine Blutvergiftung. Wenn Sie das Nähere wissen wollen — ich bin genau unterrichtet und halte mich nebenan bei Delmar auf, wo ich gar nicht sein mag. Wenn ich das mal sagen darf.

Ihre hochachtungsvolle
Jüly Ostertag.“

Erasmus Ammon wurde rot. Seine Nasenflügel bebten. „Halske ist lebensgefährlich krank. Blutvergiftung,“ sagte er mit finsterem Ausdruck. „Eine alte Freundin meldet es mir.“

In Palingers Augen blitzte etwas auf, und er machte eine Grimasse des Bedauerns. „Armer Teufel! Es gäbe einen störrischen Kopf weniger in der Welt, wenn's schief geht.“

Ammon stand auf. Fast stürmisch.

„Ich muß gleich hin. Ich habe den Eindruck, daß die Schwester mich indirekt rufen läßt. Direkt wagt sie es vielleicht nicht. — Und unsere Sache also auf morgen — vielleicht sprechen Sie mit Levinius. Der Mensch hat eine merkwürdig feine Nase für das, was der Öffentlichkeit angenehm duftet . . .“

Und die Landgerichtsdirektorin Ostertag, die schon im Salon bereit saß, hatte die Genugtuung, den Mann, für den sie sich „rasend interessierte“, bei sich eintreten zu sehen.

„Welch ein Trost für mich, daß Sie kommen, Herr Professor,“ sprach sie, sich als eine Art Leidtragende zu Ruperts Unfall empfindend, „aber ich glaube, unsere Gefühle treffen sich hier. Der arme Halske!“

„Ich danke Ihnen für Ihre Zeilen,“ sagte er und küßte ihre derbe Sportshand, „ich verstehe nicht, weshalb Bettina mich nicht rief. Aber nun erzählen Sie. Verzeihen Sie, daß ich nicht abgelegt habe — ich will sofort zu ihm . . .“

Frau Ostertag erzählte.

Er begriff, nach zwei, drei Sätzen, die sie sprach, daß sie keineswegs ein genaues Bild von der Sache hatte, noch ihm geben konnte. Sie kam hauptsächlich immer wieder darauf zurück, daß es doch für Bettina hart sei, ohne männliche Stütze in dieser Millionenstadt so etwas durchmachen zu müssen . . .

Und da stand es fest für ihn: ihr Herz hatte nach ihm geschrien. Arme, liebe Bettina. Nun, er wollte ihr beistehen wie ein Bruder. Er wollte auch Wally veranlassen, dem Kranken Aufmerksamkeiten zu schicken. Sie sollten es fühlen, Rupert und Bettina, daß er nicht kleinlich war — sich des wissenschaftlichen Angriffes nicht erinnerte, sowie der Freund den Freund brauchte.

Er schlug der Landgerichtsdirektorin vor, mit ihm im Wagen zusammen hinzufahren. Wie gern hätte Frau Jüly Ostertag dies angenommen! Aber ihr Gefühl war doch nicht so ganz frei; Bettina war imstande, die freundschaftlichen Gefühle ihrer Handlungsweise nicht zu verstehen und diese eigenmächtig zu finden. Und ganz flink knüpfte sie Klagen an. Denn es war ihr unmöglich, nicht auch auf sich zu kommen.

Er sah sich um. „Es sieht hier allerdings nicht gemütlich aus. Schade, daß Sie nicht zu Palinger gingen.“

„O Gott — hätt' ich da auch fünfundzwanzig Pfund abnehmen können?“ fragte sie. Der Gedanke verführte sie. Aller Schrecken vor den sogenannten „Ammonschen Kranken“ war vergessen. Sie nahm die Äußerung für den Beweis persönlichster Teilnahme. Es war ja auch so natürlich — wo man sich schon von damals her kannte. Welch ein bezaubernder Mann, dieser Ammon!

Ammon setzte ihr auseinander, daß

Palinger gegen seinen Wunsch in den Ruf eines Spezialisten gekommen sei und daß ihm schon bedeutende Stoffwechselkuren gelungen seien. Die Übersiedelung sei um so einfacher, als Delmar vielfach Palinger verpflichtet wäre. Es werde ihm ein Vergnügen sein, sie seinem Mitarbeiter Palinger besonders zu empfehlen.

Nun war sie begeistert und sah sich schon schlank und leicht in den Dolomiten herumsteigen. Es war ausgemacht: sie würde morgen vormittag übersiedeln!

Erasmus Ammon aber fuhr in die Möckernstraße. Sein Herz war voll Unruhe und weich. Herrgott, wenn der arme Rupert wirklich dran glauben mußte!

Bei der Vorstellung feuchteten sich ihm die Augen. Er hatte den Freund von Herzen lieb — in dieser Lage spürte er's wieder neu. Und ihm selbst würde mit dessen Tod ja auch ein ganzes Stück Jugend zugrunde gehen. Das beste und unbesorgteste an Stunden und Stimmungen, was man so gehabt hatte im Leben. Und diese rührende Bewunderung, die der gute Kerl ihm immer dargebracht hatte! So etwas tut ja immer wohl. Und von einer solchen stiernackigen Unbeugsamkeit in seinen Überzeugungen. Unbequem, aber aller Ehren wert. Kostete ihn gewiß viele harte Nächte, daß er sich in diese Gegnerschaft hinein verrannt hatte.

Ammon hatte früher immer erfahren, daß seine Persönlichkeit unwiderstehlich für Rupert Halske war. Er hatte eigentlich gedacht, daß auch in dieser großen Sache eine Aussprache, das Zusammensein an Ort und Stelle genügen würde, den Freund in sein Lager hinüberzuziehen. Es wäre ja ein sehr hübsches Erlebnis geworden, wenn Andresens Assistent sich schnell wieder von diesem getrennt hätte, weil die Einsicht ihn zu Ammon hinübertrieb. — Schade, daß es eben nicht zur Tatsache geworden — sie hätte viel Aufsehen machen können ... So hart würde das Schicksal Bettina ja wohl nicht treffen wollen, ihr den Bruder zu rauben, der auch ihr Ernährer war —

So kam er an, in einer von Sorge, Achtung und Erinnerungen ganz durchwobenen Stimmung. In den Armen gleichsam ein ganzes Füllhorn von Herzlichkeit.

Und — ohne es sich klar zu machen — er genoß diese Empfindungen wie ein Mensch, der aus brausendem Leben kommt, den Anblick einer lieblichen Landschaft genießt, für die er sich eigentlich kaum mehr Empfänglichkeit zugetraut hätte.

Bettina zitterten die Glieder, als sie in Ruperts Studierzimmer eintrat, wo er wartete.

Wie war es möglich! Diese jähe, unsinnige Erregung überraschte sie wie eine entsetzliche Entdeckung.

Solches Hin und Her der Empfindungen war erbärmlich — unwürdig. —

Vor wenig Tagen führte ein stolzer Freiheitsrausch sie weit von ihm hinweg — und hinauf — Und jetzt erbebte ihre Seele, nur weil sie nicht vorbereitet war, sich nicht hatte wappnen können?

Sie begriff, daß sie noch nicht den ganzen Krieg um ihre Freiheit, daß sie nur erst eine Schlacht gewonnen hatte ...

‚Weiter siegen,' dachte sie verzweifelt.

Er stand vor ihr und hielt ihre Hand und sprach zu ihr, wohllautend, gütig, von allen Zaubern seiner außergewöhnlichen Mannespersönlichkeit umstrahlt.

Er war in diesem Augenblick nicht der Mann der lärmenden Wissenschaft; nicht der Glänzende, der auf dem Postament des Reichtums und Ruhms in so anderm Lebensrahmen stand als die Geschwister; nicht der Gatte eines Geschöpfes, das funkelte wie ein künstlerisches Glas und so hohl und so zerbrechlich war. Auch nicht der Mann, der in durchsonnten Sommertagen verführerisch und aufreizend mit Blicken gespielt.

Es war der kameradschaftliche, herzlichoffene Freund der guten alten Jugendzeit. Er fragte — er hörte. Wie schwer ihm das Herz war, sah Bettina wohl. Spürte aus jedem Blick und Ton die Echtheit seines Mitgefühls.

Das kam auf sie zu, wie eine Gefahr. Und sie wehrte sich dagegen ...

„Wie ist es nur möglich gewesen?" fragte er schließlich.

„Auf dem Ballabend bei Ihren Schwiegereltern hat er sich irgendwie die Hand verletzt. Vielleicht weiß es Wally — ich meine, sie war dabei," sagte Bettina. Sie hatte gar nicht den Vorsatz gehabt, es zu sagen. Ein aufgärender Trotz

In Zeuthen.

Gemälde von Ulrich Hübner.

— ja, Haß, der sie überraschte und den sie deshalb nicht niederzwingen konnte, trieb ihr das auf die Lippen.

„Wally?“ fragte er kaum erstaunt; „aber ich entsinne mich: es fiel mir auf, daß man Sie und Rupert bald gar nicht mehr sah. — Bei Berthold ist er, denk' ich, in guten Händen. 'n bißchen geräuschvolle Tüchtigkeit, die Bertholds. Aber doch tüchtig. — Ich darf Rupert natürlich gleich sehen?“

Nein! wollte sie schroff sagen. Sie fühlte gleich: das ging nicht.

„Ich will sehen — es schien, erschlief ...“

„So lassen Sie mich den Schlafenden sehen. Wie könnte ich wieder gehen, ohne meinen lieben, alten Jungen ... Mein Gott,“ sagte er bewegt, „wie lieb hat man sich doch, wenn man zusammen jung und froh war — das ist unzerstörbar ...“

Bettina bezwang sich in heißem Ringen. ‚Nur nicht weinen,‘ dachte sie — ‚es ist ja nicht wahr, daß das unzerstörbar ist — alles ist zerstört, alles.‘ —

„Woher wissen Sie eigentlich von Ruperts Unglück?“ fragte sie.

„Bettina,“ fragte er mit liebevollem Vorwurf entgegen, „bedurfte es zwischen uns einer diplomatischen Vermittelung? Warum nicht nach mir rufen, warum nicht fordern: wir sind in Sorge, trage sie mit uns! Diese brave, robuste Frau Ostertag ließ mich jedoch merken ...“

Daher, daher. Welche Demütigung!

„Das war eigenmächtig und taktlos von ihr,“ sagte sie hart.

„Warum so in Abwehr und Stolz? Es hätte mich ja nicht gleich eitel gemacht, wenn Sie nach mir verlangten,“ sagte er.

Wie einfach, wie herzlich ... wie rein und warm der Glanz seiner Augen ...

Sie wich seinem Blick aus. Und indem sie sich gegen ihre Schwäche empörte, verwandelte sie ihr ganzes Wesen in Gemessenheit. „Wir wollen zu Rupert gehen,“ sagte sie und schritt voran zur Tür.

Aber gerade klopfte es.

Professor Andresen betrat das Zimmer.

Nur eine Sekunde lang hemmten Schreck und Verlegenheit allen dreien die Gedanken. Aber beide Männer waren nicht von unsicherer Art. Zugleich faßten sie sich. Der eine in dem reinlichen Bewußtsein des fröhlichen Kämpfers. Der andere in aufflammendem Stolz auf seinen Erfolg, in starkem Persönlichkeitsgefühl.

Bettina sah und hörte zu — und sie spürte es — ohne es zu verstehen — aber deutlich, deutlich: seine Zauber erblaßten, und der einfache, herzliche Mensch verschwand, wie hinter anderen prunkenden Farben ...

„Guten Abend, Herr Kollege,“ sagte Andresen mit seiner frischen Stimme, den Gegner freundlich mit seinen hinter den Brillengläsern blitzenden Augen anschauend. „Treffen wir uns hier einmal in gleichen Gedanken? Ich hätte mir eine glücklichere Gelegenheit gewünscht.“

Erasmus Ammon schüttelte kräftig die dargereichte Hand.

„Ja, ich auch. Daß der arme Rupert solches Unglück haben muß. Aber nach allem, was mir unser liebes Fräulein Bettina hier sagt, darf man doch hoffen.“

„Ich habe Berthold gesprochen. Er ist seiner Sache heut fast sicher. Nur — er fürchtet einen langwierigen Verlauf — wiederholte Abszesse. — Er riet mir zu einer aushelfenden Kraft. Eben hatte ich mich so schön mit Halske eingearbeitet.“

„Davon habe ich die Beweise zu lesen bekommen,“ sagte Ammon lächelnd.

„Werden Sie mir antworten?“ fragte Andresen lebhaft und in vollkommenster sachlicher Unbefangenheit.

Ammon spürte in sich etwas von der alten Sympathie für den behaglichen Mann wieder aufleben, bei dem der Eifer im Streit so etwas Urwüchsiges hatte. Und er sprach, halb getragen von dem Nachklang des Gesprächs mit Palinger: „Es widerstrebt mir, gegen meinen ehemaligen Meister, dem ich so viel verdanke, zu polemisieren. Wir werden einfach neues Material veröffentlichen und dieses für sich sprechen lassen.“ Mit ritterlichem Ausdruck verbeugte er sich dabei.

„Wenn Ihr Material der medizinischen Welt so angenehm klingt, wie mir Ihre hübsche Wendung in die Ohren klingen soll, gratulier' ich,“ sagte Andresen wohlgelaunt, „aber Meister hin — Dank her — hier ist meine Brust!“

Erasmus Ammon zuckte die Achseln. Er lächelte wieder ein wenig. Fast nachsichtig — gnädig — und dennoch war

eine versteckte Unsicherheit in seinem Ausdruck. Bettina erriet sie. Sie kannte ja seine Züge so gut — so gut.

„Soll ich nachsehen, ob Rupert schläft?“ fragte sie hastig.

„Bitte. Ich bin ohnehin sehr in Eile. Meine Frau wartet auf mich.“

„Sie wird sich beunruhigen, die junge Frau, wenn der Herr Gemahl ein Stündchen zu spät kommt,“ sagte Andresen gutherzig.

„Wir müssen noch in Gesellschaft, und meine Frau . . .“

Das hörte Bettina nach im Hinausgehen. Und dann schlug die Tür den Stimmenklang zu.

Auf raschen, leisen Füßen ging sie an Ruperts Bett, wo indes Erna die Wache übernommen hatte. „Willst Du ihn sehen?“ fragte sie flüsternd, indem sie sich fast zu seinem Ohr herabbeugte.

Und der Mann, dem es gerade schien, als würden seine Nerven von den Messern des Schmerzes zerschnitten, wußte doch, wer das war, den Bettina nicht nannte.

„Ja.“

Sie lief zurück. „Er wacht,“ sagte sie atmend, wie nach großen Anstrengungen.

Ammon verabschiedete sich von dem Professor und von Bettina und ging hinaus . . .

Sie sah ihm mit großen Augen nach . . .

Wie einem Fremden — von dem man nicht weiß, was sein geheimstes Wesen ist.

„Aber, Fräulein, gehen Sie nur mit — ich wart' ein bißchen,“ sagte Andresen, der annahm, daß sie aus Höflichkeit zurückblieb bei ihm.

„Nein,“ sagte Bettina, „o nein.“ Und mit scheuem Ausdruck sah sie auf die Tür, hinter der er verschwunden war.

Nein, sie wollte nicht mit ihm an Ruperts Bett stehen. Denn sie fürchtete sich vor dem unwiderstehlichen Zauber, den sein Wesen dort wieder ausstrahlen werde.

Andresen setzte sich an den Tisch und fing an, die Broschüren und Kreuzbänder von außen anzusehen, die sich dort seit zwei Tagen gesammelt hatten. Aber das ging ihm alles nur so halb mechanisch durch die Hand. Und während er ein gelbes Heft schräg vor sich hin hielt, näher hinein in den Lichtkreis der Lampe, sagte er: „Ja, ja, der Ammon. Bin neugierig, was mal seine eigentliche Lebensleistung werden wird. Der Episode ‚Cancrol‘ geb' ich kein langes Leben. Vielleicht gelingt's uns, sie bald totzuschlagen. Obgleich — es gibt ja Einbildungen, die unglaublich zäh sind. Wie froh wär' ich gewesen, applaudieren zu können. — Aber nu gucken Sie bloß mal da — was ist das nu wieder für'n Druck — reine Uhrmacheraugen werden von einem gefordert heutzutage.“

Er reichte Bettina, die sich ihm gegenüber gesetzt hatte, mißfällig das gelbe Heft hin. Sie nahm es, behielt es, ohne es anzusehen, zwischen den Fingern und fragte: „Sie erwarten noch andere, neue Leistungen von ihm?“

„Erwarten ist mir'n zu bestimmtes Wort,“ meinte er. „Sagen wir mal: ich hoffe sie. Nach seinen bedeutenden Anlagen, seinem Wissen. Kann aber auch sein, daß ihn dieser Mangel an Nüchternheit, Mißtrauen, Selbstkritik gegen die eigene Arbeit und das liebe Ich immer wieder verführt. So geht's oft denen, die zu schnell in die Höh' wollen. Ist meist das Bedürfnis derer, die sich Adler fühlen. Und sind's auch fast. Ja — fast! Das ist auch so'n Wort. Die einen macht's bescheiden, und die anderen trumpfen darauf mit Gott weiß was für äußerm Kram.“

In Bettinas Seele weckten seine Worte einen Nachklang auf — wie irgendein Laut, eine Wortzusammenstellung, eine Erinnerung beleben kann.

Jene Verse hörte sie wieder, die so machtvoll auf sie eingedrungen waren, denen sie seither immer nachhorchte in bangen Stunden.

„Ich,“ sprach sie leise, „ich wäre glücklich, wenn ich so weit käme, mich fast als Adler zu fühlen — frei — unabhängig — von — ach, von so vielem.“

Von einer Liebe, die sich aus dem Glück zum Fluch ihres Lebens gewandelt hatte. Nicht, weil sie den Geliebten an ein anderes Weib verloren. Sie wußte längst: das war ein erhebender Schmerz gewesen. Aber weil sie ihren Glauben an seine Größe verloren hatte — weil sie anfing, ihn zu genau zu erkennen, um

ihn noch in Glückseligkeit zu lieben, um noch in Wonne weinen zu können.

„Wenn Sie das ‚fast' auf die rechte Art nehmen, wird es Sie auch glücklich machen," sagte er herzlich und richtete seinen Blick voll auf sie. Denn er wußte es längst: sie stand in irgendwelchen schweren Kämpfen. Und er hätte ihr herzlich gern geholfen, sich hindurch zu fechten. ‚Aber das kann man ja nie,' dachte er, ‚wirklich frei wird ein Vollmensch nur durchs eigene Schwert in eigener Faust.'

„Sehen Sie, liebes Kind," fuhr er fort, „mit der Adlerschaft scheint es mir so: die einen, die schnell hinauf wollen und auch kommen, bleiben immer von der Höhe, auf der sie stehen, abhängig. Weil es sie so wenig Kampf kostete, bewerten sie eben die Höhe nicht recht. Bilden sich törichterweise ein, sie brauchen da oben allerlei Kulissen und bunten Lebensflitterkram, Titel, Reichtum — all den Ballast, der der Menge in die Augen sticht. Na, und das ist doch klar: wenn man immerfort um derlei besorgt sein muß, erst, daß man's kriegt, dann, daß es einem nicht fortgeweht wird, ist man nicht frei, und wenn man noch so hoch oben steht. Solche Menschen sind für sich selbst und für andere eine heikle Gesellschaft: haben den Glanz der Höhe im Wesen und doch alle Unzuverlässigkeiten der Unfreien."

‚Ist er das? Ist er so?' dachte Bettina, während sie mit nervösen Fingern aus dem gelben Heftchen in ihrer Hand eine Rolle bald drehte, bald ausglättete.

„Und die anderen?" fragte sie.

„Das sind die, die sich mühsam emporkämpfen — aus Gott weiß was für Niederungen, der Lebensumstände oder der Leidenschaften — oder der Unreife — hart geht's da oft her. Ja, da kann Herz und Stirn nicht immer kühl bleiben. Das Berganächzen ist kein simples Geschäft. Aber die, die mühsam oben ankommen, die wissen auch, was das gekostet hat. Die werten das anders, wenn sie sich fast als Adler fühlen dürfen. Für die bedeutet ganz bescheidentlich die Adlernähe gar nichts anderes, als die köstlichste innere Freiheit."

Er hatte längst wie mit sich selbst gesprochen — die Gedanken weit zurückgeführt in die eigene, ferne Jugendzeit mit den mühseligen Anfängen, die ihm beschieden gewesen waren. Er wußte nicht, wie sehr er für die gesprochen hatte, die ihm nun schweigend, wie in andächtigen Gedanken verloren, gegenüber saß.

In der Krankenstube aber stand Erasmus Ammon am Bett des Leidenden.

Wie abgemagert der arme, alte, liebe Junge erschien — so hohl die Augen — so merkwürdig lang und dunkel der Bart. Das dämmernde Licht wischte alle Linien unsicher ineinander. Der hohe, blonde Mann im Pelz und der steil und steif Ausgestreckte waren von dem gleichen Halbdunkel sanft umflossen.

Und der im Bett, der ja fiebrisch, lauernd, gespannt auf den andern gewartet hatte, ließ seine Hand nehmen — die freie, gesunde Rechte.

Er hörte die milde, gütige, schmeichelnde Männerstimme, deren bloßer Klang ihm einst das schwere Gemüt schon erhellt hatte.

Sie gingen an seinem Ohr vorbei, all diese Worte der echten, liebevollen Teilnahme, der Hoffnung, der Freundestreue.

Keines war eine Lüge. Alles, was an Herzlichkeit und Dankbarkeit in diesem Mann schlummerte, erhob sich zu einem reizvollen, zärtlichen Leben und versuchte dem Leidenden wohl zu tun.

Der hatte sich aber ganz verloren — so weit, daß keine Zärtlichkeit und keine freundliche Gewohnheit ihn besonnen machen konnten.

Er wußte eigentlich nichts vom Leben, von der Welt, als daß Schmerzen wie Messerschnitte seinen Arm zerfleischten, und außerdem — das eine . . .

Viele Minuten verrannen. Der eine sprach voll Herzlichkeit — der andere hörte in bösem Schweigen.

Ihre Seelen strebten weit auseinander. Die eine war von Freundschaft durchwärmt. Die andere genoß düstere, triumphierende Befriedigungen. Dann fühlte Erasmus Ammon einen Druck — so, als ob die Hand des Freundes ihn zu sich herabziehen wolle. Gütig, bereit für alles, für Klage oder Hilferuf, neigte er sich tief über den Liegenden.

Aus dem Dämmer des weichen Halblichts aber, das alles in Unsicherheit

tauchte, glomm ihm scharf, haßvoll ein Blick entgegen ...

Das bleiche, bärtige Gesicht erhob sich ein wenig, wie mit äußerster Anstrengung ...

Und er sagte: „Ich habe Deine Frau geküßt ..."

Dann sank das Haupt in erlösender Müdigkeit zurück in das Kissen.

IX.

Wally ging vor ihrem Spiegel auf und ab mit rückwärts gewandtem Haupt, um den Fall ihrer Schleppe zu beobachten. Sie gefiel sich sehr gut in dem ziegelroten Chiffonkleid und ließ sich von der Jungfer bestätigen, daß es die Farbe ihrer Haut noch weißer mache, als sie schon so wie so war. Sie besah ihre Arme und Schultern und bewunderte — wie jeden Tag — daß sie bei aller Schlankheit doch gar nicht knochig seien, nicht mal die „Salzfässer" sähe man am Halse. Wenn Wally sich so mit sich selbst beschäftigte, war sie immer in einer ausgeglichenen Stimmung.

Und dann fragte sie nach der Uhr. So spät? Wo ihr Mann blieb? Die Jungfer bekam Befehl, nachzusehen, ob der Herr da sei, sonst aber sogleich ins Laboratorium zu telephonieren.

Warten müssen gehörte zu den Dingen, die sie sich ein für allemal nicht gefallen ließ, ohne energisch aufzutrumpfen.

Aber kaum war das Mädchen gegangen, da trat er auch ein.

„Na endlich!" sagte Wally maulend, „Du hast ein Talent, mich zu ärgern..."

„Ich war bei Halskes. Rupert ist todkrank."

„So? Das ist ja sehr traurig. Ich kann ihn aber nicht gesund machen. — Wie gefalle ich Dir?"

Sie ging, die Arme von sich haltend, ein paar Schritte auf ihn zu.

„Großartig — sehr elegant ..."

„Das verstehen wir," sagte sie mit zufriedenem Lächeln.

Er setzte sich auf ihre kleine Chaiselongue, schlug ein Knie übers andere und faltete die Hände darum.

„Du fragst nicht mal näher nach Rupert?"

„Verzeih. Mir steht er ja nicht so nah. Was fehlt ihm denn?"

„Blutvergiftung."

„Gott, das ist ja gräßlich. Einfach schauderhaft."

Er erzählte, wie sich die Sache entwickelt habe. Dabei wurde seine Teilnahme aber doch allmählich mehr von Rupert abgelenkt, und das Interesse an seiner Frau, an dem Gesicht, was sie gleich machen würde, an dem, was sie wohl sagen könne, trat ganz in den Vordergrund seiner Gedanken. Und endlich schloß er seine Erzählung mit den Worten: „Bettina meint, Du wüßtest, wo er sich die Verletzung geholt hat."

„Ich?" wiederholte Wally langgedehnt.

Aber blitzschnell huschte es durch ihren Kopf: an jenem Abend, wo sie sich so heftig von ihm losriß, hatte sie einen förmlichen Ruck gespürt, und die Jungfer hatte gesagt, was denn mit der Saphirschnalle passiert sei, deren Nadel ganz verbogen herausstehe.

Erasmus lächelte sie an. Seine Augen sprühten von geheimem Leben. „Sag' mal," fragte er wohlwollenden Tones, „ist Rupert auf dem Ballabend wohl ein bißchen zärtlich zu Dir geworden?"

„'n Schwips schien er zu haben," stellte Wally fest, indem sie den Halbmond von Brillanten vor ihrer Achsel zurecht steckte, „so 'n bißchen anders war er ja — aber zärtlich! Wie dürft' er sich erlauben!"

„Na — na," sagte er und sah seine Frau sehr aufmerksam, gewissermaßen amüsiert an. Es gefiel ihm außerordentlich, daß sie aus einem etwaigen kleinen Moment von Selbstvergessenheit Ruperts — wenn der denn nicht überhaupt phantasiert hatte — keinerlei Wesen machte. Ein Aufwand von Entrüstung an unrechter Stelle erschien ihm immer als etwas Unpraktisches. Er traute Wally jede Koketterie zu. Aber er wußte auch, daß er ihrer sicher war, daß sie niemals etwas Dummes tun würde. Das zu vermeiden, war ihr oberstes moralisches Gesetz in jeglicher Lebensfrage, also auch in der Ehe. Und Rupert zumal wäre der allerletzte Mann gewesen, um den er hätte in Unruhe geraten können.

„Muß er sterben?" fragte Wally. Sie

fühlte einen unaussprechlich interessanten Schauder bei dem Gedanken. Sie dachte nicht geradezu: dann stirbt er an mir! Aber so ungefähr verband sie ihre Fähigkeit, heftige Leidenschaften in Männerherzen zu entzünden, mit diesem tragischen Ausgang. Das ließ sie eine geheime Sensation fühlen — sie genoß die Empfindungen einer schönen, siegreichen Frau, die über Männerleichen zu Erfolgen schreitet. Doch über diese abenteuerlichen, prickelnden, unklaren Gefühle hin flutete rasch eine ehrliche, wenn auch dünne Gutmütigkeit, und sie setzte hinzu: „Das sollte mir ja gräßlich leid tun. Auch für Bettina!"

„Man darf noch hoffen," sagte er.

„Es wäre auch zu hart. — Aber sag' mal, Muschi — hast Du eigentlich keinen Schimmer davon, daß es sehr spät ist ..."

Er sprang auf.

Trotzdem sie zur Eile gemahnt hatte, hielt sie ihn noch auf. Sie spürte eine verliebte Aufwallung — weil sie ihn belogen hatte. Sie spürte das Bedürfnis, nachdrücklicher bewundert zu werden — weil sie einen Moment ein so berauschendes Weib-Bewußtsein gehabt hatte.

Sie hielt mit vorgeneigtem Haupt ihm ihren Mund hin.

Er küßte sie.

Sie sahen sich an. Lächelnd, wissend. Das sinnliche Wohlgefallen an seiner schlauen, temperamentvollen und eleganten Frau war stark in ihm.

„Hexe," sagte er zärtlich.

Und dann fuhren sie zu einem jener Feste, die für sie beide waren wie eine Börse, wo man seine Interessen wahrnimmt ...

Tag um Tag ging hin, und Rupert, dessen „Bärenkräfte" immer aufs neue von den behandelnden Ärzten gerühmt wurden, rang sich aus der ersten, dringlichsten Gefahr heraus.

Aber Bettina wagte keineswegs aufzuatmen. Denn Doktor Berthold hatte ihr mancherlei Besorgniserregendes gesagt; das war in der Hauptsache die Furcht, daß immer neue Abszesse immer neue Operationen nötig machen könnten, und daß der Ausgang jedesmal ungewiß bleibe, auch eine monatelange Schwäche und Arbeitsunfähigkeit sicherlich von diesem ersten großen Eingriff zurückbleiben werde.

Ihre Lebenslage, die Stellung der Geschwister zueinander veränderte sich mit einem Schlage. Rupert, der Ernährer, das Haupt dieses kleinen Hauswesens, war auf einmal der Hilflose — vielleicht eines Tages der für immer Arbeitsunfähige.

Nun nahm sie ihn und sein Leben in ihre Hand.

Er, in der Schwäche des Leidenden, spürte wenig von einem Wechsel.

Bettina setzte sich an ihren Schreibtisch. In stillen Morgenstunden saß sie da in jener einsiedlerischen Abgeschlossenheit, die den leise und in sich gekehrt Schaffenden von der gesellig und augenfällig arbeitenden Welt scheidet.

Oft schien es ihr, als blühe ihr Werk nun gesund und wohlgewachsen empor wie ein Baum, den man endlich in den rechten Erdboden gepflanzt hat. Zuweilen wußte sie nicht: riß der starke Strom der Leiden und Leidenschaft, in den ihr Leben gekommen war, sie so mächtig mit sich fort, oder war es ihre Arbeit, die ihr täglich das Gefühl gab, als durchmesse sie rasch ganze Abschnitte seelischer Entwicklung.

Zuweilen erschrak sie voll Angst und Scham über das, was sie geschrieben hatte, und sie fand es ungeheuerlich, daß sie so viel von sich hinausgab in fremde Hände, die vielleicht gleichgültig, vielleicht feindlich, vielleicht plump betasteten, was sie ihnen brachte.

Nicht immer fand sie die rechte Sammlung. Mitten im Schaffen, ohne jede Ideenverbindung, waren ihre Gedanken ganz erfüllt von dem einen Mann. Sie fühlte seine Nähe. Sie sah seinen lächelnden, zärtlichen Blick. Hörte die klingende, bestrickende Stimme.

Sie empörte sich gegen solche Überfälle. Sie waren ihr ein unheimliches Rätsel. Ein immer neuer Beweis verborgener Schwäche, gegen die man machtlos ist wie gegen die Träume der Nacht.

In harten Kämpfen rang sie sich dann zu ihrer Arbeit zurück.

Und an feierlichen Abendstunden saß sie an ihrem Schreibtisch. Von draußen her klang das Geräusch des Verkehrs herauf.

Die Lampe auf dem Tisch zur Linken

des Papiers, die behaglich und in bescheidenen Gold- und Farbenverzierungen blinkenden Bucheinbände im Bord drüben, die warme Stille im geheizten Zimmer — das alles gab eine fast ehrwürdige Schreiber- und Gelehrtenstimmung.

Und andere jähe Überfälle feindeten Bettina aus dieser Stimmung her an.

Ihr Wollen, ihr Tun, ihr Müssen kamen ihr grotesk vor. Sie war kein greiser, alter Schreibersmann. Sie war doch jung. Sie liebte die Freude. Sie war ein lächelnder Mensch gewesen — ernst, aber doch auch den Heiterkeiten der Jugend zugewandt — —

Hatte jene eine Stunde das alles ausgelöscht? Und war vielleicht gar die verantwortliche Bürde künstlerischer Arbeit daran schuld, daß sie ihre Jugend nicht wiederfinden konnte?

Sie wünschte dieser Arbeit entfliehen zu können — sie wollte das laute Leben mitleben, das da draußen auf flinken, fröhlichen Füßen vorbeilief, hin zu Festen, Liebe, Glück, Glanz ...

Dann dachte sie an Rupert, an die Zukunft — Und die große Angst um das Brot in dieser Zukunft begoß die aufflackernde Begier nach den blanken, leichten, wohlschmeckenden Dingen dieser Welt mit eisigkaltem Wasser.

Arbeiten, arbeiten — um dem treuesten Bruder Dankesschuld abzutragen, ihn stützen und schützen zu können, wenn es denn eines Tages sein sollte ...

So mußte Bettina ihre Sammlung vielen bitterlichen Feinden abtrotzen. Bis sie dann endlich in den Rausch hinein kam, in dem der Schaffende voll schwankender Glückseligkeiten ist, ähnlich dem von gutem Wein Trunkenen, der in wonniger Rührung sich in Brüderlichkeit mit der ganzen Welt fühlt.

Aber das unerbittliche Gesetz des Wechsels vollzog sich auch in ihr: dem Aufstieg des Rausches folgte in bangen Nachtstunden eine Ernüchterung, die sich bis zu zitternder Furcht erniedrigte. Alles, was sie geschaffen, war ärmlich. Die Gedanken, die sie überrascht, erwärmt, hingerissen hatten, als sie in ihr erstanden, waren schon tausendmal gedacht und ausgesprochen. Es würde am besten sein, aufzustehen, jetzt noch in der Nacht, und alles zu verbrennen. Es gab wahrhaftig nichts Überflüssigeres als auch noch Bücher schreiben — Millionen davon häuften sich schon in allen Bibliotheken der Erde ... Wozu die arme, kleine, zarte Stimme auch erheben ... die ehernen Klänge der Worte, die Unsterbliche gesprochen, überdröhnten doch alles, alles ...

Und dabei wuchs und wuchs ihr Werk ...

In dieser Zeit lernte sie auch kennen, was die Freundschaft eines reifen Mannes schenken kann. Professor Andresen verbrachte manchen Abend bei den Geschwistern. Wenn Bettina ihm ihre Not in der Arbeit andeutete, sagte er wohl: „Liebes Kind, und wenn Sie nur einer Seele ein Losungswort geben, nur ein paar bangen Herzen über ihre Ängste helfen, dann hat ja Ihr Schaffen schon Sinn und Zweck genug."

Rupert konnte bald außer dem Bett seine Tage verbringen als düsterer, unbeholfener Gesell. Aber es war doch wieder Inhalt für ihn, daß er dann und wann ein wenig Wissenschaftliches lesen durfte.

Frau Ostertag ging aus und ein. Immer sichtbarer schlotterten ihr Bluse und Rock um Brust und Hüften, und sie war auf diese Weite ihrer Kleider so stolz, daß sie nicht daran dachte, sie hier in Berlin enger machen zu lassen. Nein, an ihnen gerade sollte man zu Hause die Resultate ihrer Kur anstaunen.

Sie schwärmte für Palinger. Noch mehr aber für Ammon. Für beide! Denn sie war einmal eingeladen gewesen, bei Wally eine Tasse Tee zu nehmen.

Bettina konnte es nicht begreifen. Was bot Ammon dieser Frau, daß er sich doch offenbar gütig ihrer annahm, ihr Höflichkeiten erwies? Waren es vielleicht Aufmerksamkeiten, die eigentlich Bettina galten? Oder der Erinnerung? Denn die Frau war ja eine Halskesche Freundin, und in ihren Reden war wie von selbst ein Nachhall an die guten, lieben Heimatszeiten. Oder war es ihm so ursprünglich zu eigen, daß er alle Menschen sich gewinnen mußte? War er einer von jenen großen Erwerbern, die auch das geringste sich nicht entgehen lassen, weil es doch einmal in irgendeinem Zusammenhang wertvoll werden kann?

Aber nicht nur Frau Oſtertag, bis zur Stunde ihrer triumphierenden Abreiſe, füllte Bettinas Ohren mit dem Namen Ammon. Auch der alte Herr van Holten kam und hatte ihn auf den Lippen. Wally und Erasmus ſelbſt drängten ſich fort und fort in ihr Leben.

Aus allen Tageszeitungen ſprang er ihren Blicken entgegen.

Nein — ſie konnte ihm nicht entrinnen — nie, nie.

Wallys Vater wurde gegen den Frühling hin immer erregter, ja zornig, was ihn ganz aus der Bahn ſeiner jovialen Lebensführung warf. Seinen Verwandten konnte er natürlich nichts vorklagen. Denen wäre es zu vergnüglich geweſen, bemitleiden zu dürfen, wo ſie ſo inbrünſtig beneidet und kritiſiert hatten. Den Bekannten konnte er erſt recht nicht klagen, denn es brauchte doch kein Menſch aus dieſer klatſchhaften Geſellſchaft zu wiſſen, daß ſeine Wally ihm Kummer mache, daß er mit ſeinem großartigen Nummer-Eins-Schwiegerſohn unzufrieden war. Aber zu Bettinas Verſtand, Gefühl und taktvoller Verſchwiegenheit hatte er Vertrauen.

Bettina erfuhr, daß Wally bald elend danieder läge, bald trotz alledem von Vergnügen zu Vergnügen raſe. Erasmus zeige zu wenig Sorge, wenn ſie litte. Zu wenig Strenge, wenn ſie ſich wohler fühle.

‚Schweigen Sie doch — ſchweigen Sie doch,‘ hätte Bettina ihm oft verzweifelt ins Geſicht ſchreien mögen.

Ihr war, als ſagten all dieſe Klagen etwas ganz anderes als die Worte des alten Mannes eigentlich ſollten. Sie ſagten: Er liebt ſie nicht! Hat ſie nie geliebt!

Aber wenn er ſie nicht liebte — mußten Würde und Ehre ihn nicht zwingen, die eitle, launiſche, genußhungrige Frau in feſter Hand zu halten ...

‚Ich will nichts wiſſen, nichts von ihm — nichts von ihr — nichts von ſeiner Ehe ...‘ dachte ſie abwehrend.

Aber das Wiſſen drang auf ſie ein — von allen Seiten ...

Natürlich kam Wally oft, nach dem Kranken zu ſehen.

Bettina wäre überraſcht geweſen, daß das Weltkind ſoviel Zeit fand, wenn ſie nicht ein dunkles Gefühl dafür gehabt hätte, daß Wally aus Neugier kam. Aus einer krankhaften, halb verlegenen, halb lachenden, aber alles in allem ſehr unterhaltſamen Neugier ...

Sie hatte ſoviel Mitleid mit dem armen Kerl. Und es war ſo aufregend intereſſant, ſich auszumalen, daß der Kuß, den er ihr gegeben, eigentlich die Veranlaſſung zu ſeinem Malheur gegeben. Es ließ ſich direkt wie eine folgerichtige Romanentwicklung an.

Sie wollte ihm durch einen Blick, einen bedeutungsvollen kleinen Händedruck ſagen, daß ſie ihm wegen jenes kurzen Moments der Selbſtvergeſſenheit nicht zürne. Daß ſie den Zwiſchenfall mit Schweigen feſt zugedeckt habe, ſogar Muſchi gegenüber. Eine taktvolle Frau müſſe über ſo was weggehen, als ſei es nicht geweſen.

Nur daß es ihr nie glückte, Rupert ſelbſt zu ſehen ...

Auch als er in ſeinem Studierzimmer ſchon lag oder ſaß, den von den Operationsſchnitten zerfleiſchten Arm in der Binde, das bleiche, blutleere Haupt müde angelehnt — einer Zerſtreuung, einer Erheiterung gewiß bedürftig — auch da lehnte er ab, Frau Wally Ammon zu ſehen. Bettina mußte ſie immer in der Wohnſtube abfertigen.

Finſter grübelte der Mann dann unterdes vor ſich hin, und wenn einmal von nebenan her ein klingendes Lachen oder ein lebhaft betontes Wort an ſein Ohr klang, konnte er wohl ein wenig lächeln — böſe und geringſchätzig.

Und dann jagte er einer Erinnerung nach — mühſam — ohne ſie mit ſeinem noch ſo raſch erlahmenden Gedanken jemals ganz einzuholen ...

Ihm war, als habe er einſt triumphierend und gehäſſig es dem Freund gerade ins Geſicht geſagt: Ich habe Deine Frau geküßt ...

Oder hatte er es nur geträumt? War es nur ein emſiger, genußvoller Vorſatz geweſen? Mit dem er bleierne Stunden köſtlich belebt — o gekoſtet hatte er dieſe Wonne, ganz gewiß, ihn ſättigte immer wieder das Gefühl, das er da gehabt. — Aber war es nicht ein Traum geweſen?

Wenn er das wüßte! Wenn er das wüßte!

Und er ſah den Freund, der ihn ab und an beſuchte, immer durchdringend darauf an ...

Aber Erasmus Ammon kam und ging immer als der alte, offene, liebevolle Kamerad aus unvergeßlichen Jugendtagen. Sein Auge begegnete unbefangen dem grabenden Blick des anderen.

Und während der eine in einem dumpfen Zustand halb von Sorge, halb von Haß sich fragte: Habe ich es ihm wirklich gesagt — lächelte der andere ihm zu: Du hast es bloß geträumt.

Denn Erasmus Ammon merkte wohl, was diese zähen Spürhundblicke aus ihm für eine Wissenschaft herauslesen wollten. Und er wollte aus Klugheit, Bequemlichkeit und aus Nachsicht mit dem alten Freund und armen Kerl ihm suggerieren: Du hast es nicht gesagt. —

Wenn Wally ihre schlechten Tage hatte, rief sie nach Bettina. Sie mochte, sie konnte nicht allein sein. Die Dulderdeklamationen ihrer Mutter fielen ihr auf die Nerven, sagte sie. Und was Papa anlange, sagte sie, Papa sei nicht zum Aushalten — der gute, liebe, alte Papa, was der sich wohl eigentlich gedacht habe. Sie, Wally, habe doch ihr Eigenleben, ihr junges Leben, das genossen sein wolle. Ob er sich wohl vorstelle, daß sie ein Spittelweibdasein führen wolle? Und übrigens schade es ihr und dem zu erwartenden Baby gewiß viel mehr, wenn sie nicht ihrer Individualität gemäß lebe, als wenn sie sich mal ein bißchen Plaisir gönne.

Wenn Bettina irgendwie die Zeit fand, folgte sie den Einladungen Wallys. Sie wußte jedesmal im voraus, sie würde leiden, und ging doch hin, um sich immer von neuen in diesen Wirrwarr von Empfindungen reißen zu lassen.

Erasmus war bei diesen intimen Abenden oft zugegen. Wally verzieh ihm nur bei wichtigsten Anlässen, daß er sie allein speisen ließ.

Bettina sah es: er ertrug die scharf aufblitzenden Worte, die verzerrten Grimassen, die abwehrenden Gesten seiner Frau mit einer kalten Gelassenheit. Nur zuweilen schien es, als bewölke sich seine Stirn; dann zog der Ausdruck einer nervösen Langeweile über sein Gesicht.

Seine Geduld war die des Weltmannes. Nicht die des Liebenden.

Und ein schlimmes Gefühl schwoll dann, einer unreinen Flut gleich, in Bettina hoch. ‚Das hast Du so gewollt!' sagten ihm die triumphierenden Gedanken ihres Herzens.

Aber rasch rann diese unreine Flut von ihr wieder ab und ließ als trüben Bodensatz nur eine Beklemmung zurück.

Sie versuchte allerlei gute Gedanken in sich hochzuziehen: Wally konnte sich durch das Wunder der Mutterschaft ändern. Viele Frauen adelte es. Warum nicht sie? Warum nicht auch diese Ehe?

Unterdes ging in der Öffentlichkeit der Kampf um das Cancrol weiter. Er hatte seit Andresens Artikel ein scharfes Tempo angenommen. Mehr als der Professor gehofft, schien doch sein Angriff den lärmvollen Siegeszug des Mittels aufzuhalten. Die Stimmen gegen das Cancrol mehrten sich.

Es wurden neben polemisierenden Artikeln auch ganz trockene Darstellungen veröffentlicht, die nur den Verlauf aller bisher zur Behandlung gekommenen Fälle aufzählten.

Wieder wie im Herbst sprachen Laien wie vom Wetter, zwischen Suppe und Fisch von den schreckhaftesten Dingen. Jeder hatte sein Urteil und für sein Urteil auch eine Leidenschaft. Man stritt, als sei man selbst der Entdecker oder selbst der Geschädigte.

Ammon schwieg. Aber die Notizen in den Tagesblättern redeten, auch für ihn.

Bald las man, daß er diesen und jenen Orden bekommen habe. Er war zum korrespondierenden Mitglied einer ausländischen wissenschaftlichen Gesellschaft ernannt. Die Klinik sollte abermals vergrößert werden. Ein eigener Monumentalbau in einem Vorort sollte für sie errichtet werden.

Auch von Palinger war dann und wann die Rede. Aber in einer Weise, die ihn gewissermaßen vom Cancrol abrückte. Es hieß, über dieser Bewegung werde ganz die übrige Tätigkeit des bedeutenden Klinikers vergessen, an die nun in der erfreulichsten Weise ein Erfolg erinnere, den Palinger in dem Fall des Abgeordneten Springer erzielte. Diese sehr bekannte Persönlichkeit war als hoffnungslos Leberleidender in Palingers Behandlung gekommen und hatte die Klinik gesund verlassen.

Triſtan. Gemälde von Albert Lamm.

Nach sehr kurzer Zeit lief abermals die Nachricht von der Genesung eines berühmten Malers durch die Blätter, der ebenfalls kein Ammonscher Kranker gewesen war. So wurde die Welt daran erinnert, daß die Klinik keineswegs ein Haus für eine Spezialität sei.

Andresen, der sich auf eine objektive Art an Schlauheit vergnügen konnte, machte Bettina auf jeden kleinen Schachzug aufmerksam. Er brachte auch die Nachricht, daß die Errichtung eines Monumentalbaues in einem Vorort bloß ein schönes Gebäude auf dem Notizenblock eines Reporters oder des emsigen Herrn Doktors Levinius sei. Die Tatsache sei aber wahr, daß der im Herbst so eilig und pomphaft eingerichtete Neubau wieder aufgegeben werde. Es habe sich herausgestellt, daß Ammon und Palinger ihn nur für ein Jahr gemietet hatten, daß sie also im Herbst — bis wohin er ihnen vielleicht schon mehr Last als Vorteil bedeute — seiner ledig werden könnten. Die fünfzig- oder sechzigtausend Mark, die sie damals in die Einrichtung gesteckt, spielten keine Rolle gegenüber den Hunderttausenden, die sie seither eingenommen.

Und er jubelte fast: wie schlau — wie schlau! Vom Augenblick an, wo er witterte: das große Decrescendo begann, sah er alle Humore, erkannte jeden grotesken Zug in dieser gewaltigen Komödie von Menschlichkeiten aller Art.

Bettina aber fragte sich jeden Tag: ‚Wie trifft es ihn?'

Früher hatte sie geglaubt, ihn zu kennen. Aber sie wußte ja jetzt, daß die Schrift, die auf seinem Angesicht zu lesen war, nicht immer das verkündete, was hinter seiner Stirn lebte.

Und so begierig sie ihn auch beobachtete: sie sah keinen Zug der Sorge, des verletzten Stolzes, der Bitterkeit des Enttäuschten.

Diese lächelnde Ruhe reizte sie, ängstigte sie. Sie witterte die klug und beherrscht verborgene schwere Seelennot dahinter. —

Auch Wally verriet mit keinem Wort, ob ihr Mann litt. Vielleicht wußte sie nichts von dem Feldzug gegen das Cancrol. Vielleicht sprach er sich nicht gegen sie aus. Vielleicht war ihr alles ganz egal.

Wie oft sehnte Bettina sich aus alledem heraus. Nach einer kühlen, klaren Luft, die beim Atmen in den Körper kam wie ein Trunk Quellwasser, so fühlbar rein und frisch.

Doktor Berthold hatte auch schon längst allerlei kommandiert und in seinem wohlwollenden Feldwebelton von See oder Gebirge gesprochen. Es war Mai geworden. Da konnten wahrhaft Erholungsbedürftige immer schon ihre Koffer reparieren lassen.

Mit Rupert ging es ja überraschend. Die Muskulatur seines von Schnittnarben verschrumpften Armes wurde durch Massage neu belebt. Sein Allgemeinbefinden mußte sich aber noch kräftigen. Und natürlich: Heiterkeit mußte er sich anschaffen.

Obgleich Berthold ihn schon als schwerblütigen Jüngling von bedachtem Wesen gekannt hatte, verschrieb er ihm doch diese Heiterkeit, als könne man sie sich vom Apotheker in Pillenform holen.

Noch konnte Bettina nicht fort. Das Schicksal ihrer Arbeit hielt sie in Berlin fest. Und so viel sie auch trachtete, ihre peinigenden Sorgen Rupert zu verhehlen: er sah es ja doch, wie schwer sie auf ihr lagen.

Daß sie ihr Werk zum Abschluß hatte bringen können, war ihr wie ein Festgeschenk zu Ostern gewesen. Soviele Hoffnungen knüpften sich daran. Es sollte ihr aus den jämmerlichen Anfängernöten helfen, ihr die Achtung und Aufmerksamkeit der großen Redaktionen einbringen. Und vielleicht auch Geld, damit all die Kosten der langen, schweren Krankheit ausgeglichen würden, damit Rupert sich auf einer schönen Reise gründlich erholen könne. Es wäre so beängstigend gewesen, das kleine Kapital angreifen zu müssen. In die Stellung bei Andresen, der sich inzwischen eine Ersatzkraft genommen, konnte Rupert erst nach den Herbstferien zurückkehren.

Allein auf all die heiße Arbeit, die sie seit Jahr und Tag an dieses Werk gewandt, auf all das scheue Hoffen und das glückselige Reichtumsgefühl fiel nun ein grauer, kalter Reif.

Das Manuskript wurde ihr von zwei Redaktionen mit verbindlichen Worten wieder zurückgeschickt.

In einer Demütigung wand sie sich, die ihr selbst unbegreiflich war.

Berührte das ihren Wert als Mensch, wenn sie sich als künstlerisch unfähig erkennen mußte? War es solche Schmach, mehr gewollt zu haben, als sie vermochte?

Aber darüber half ihr doch keine Logik fort. Sie fühlte sich erniedrigt, weil ihr Werk verworfen worden war.

Und wenn Wally oder gar „er" fragte: „Was macht der Roman?", wenn Andresen sich erkundigte: „Wie weit sind Sie denn?" — dann log sie und sagte, sie sei noch immer nicht fertig.

Sie schämte sich für ihr Werk, daß es nichts taugen sollte, wie eine Mutter über die Vergehen ihres Kindes, die sie vor andern leugnet und vertuscht.

Rupert wußte ja ... die Enge der Wohnung machte, daß einer immer alles verfolgen konnte, was der andere tat.

Aber Rupert schonte sie und fragte nicht, eben weil er wußte ...

Sie schickte das Manuskript abermals fort. Mutlos. Nur aus Treue gegen ihre Arbeit, die ihr geworden war wie ein armes Bettelkind, dem man doch irgendein Unterkommen suchen muß ...

Nun hieß es warten, und ehe nicht diese Entscheidung fiel, konnten sie nicht fort.

Da ihr und Rupert die Gewissensleichtigkeit fehlte, die vom andern Tag immer die goldenen Äpfel erwartet, die der heutige noch nicht in ihren Schoß geworfen, so nahmen sie in stillschweigendem Einverständnis die Entscheidung vorweg als eine ungünstige an.

Und danach richteten sie ihre Reisepläne. Sie konnten nur bescheiden sein.

Bettina erinnerte sich aus ihrer alten Heimat her, daß sie immer gewünscht hatte, einmal die Insel Fehmarn zu besuchen. Nun stellte sie Rupert vor, daß man dort die Stille, Einfachheit und Billigkeit finden werde, die ihrem Gemüt und ihrem Geldbeutel so erwünscht sei.

Und ihm war alles recht. Er ordnete sein Leben entweder den Entschlüssen der Schwester unter, oder die merkwürdige Arbeit, mit der er sich beschäftigte, versammelte all sein bißchen Energie und Lebensbetätigung auf sich ...

Sein behagliches, hübsches, altväterliches Studierzimmer füllte sich mit unbehaglichen Dingen. Der gute alte Mahagonitisch war herausgeschafft worden und auf den großen Holzplatten mehrte sich die Schaar der Reagensgläser, der Retorten und allerlei sonstigen Laboratoriumsgerätes. Und einmal sah Bettina, daß zwischen all diesen Dingen zwei Fläschen Cancrol standen ...

Sie erkannte sie gleich. Sie hatte die geheimnisvolle, nur aus Zahlen, Ziffern und dem Stempel der Fabrik bestehende Etikettierung einmal besprechen hören.

Und wie Rupert sie nicht nach dem Schicksal ihrer Arbeit fragte, fragte sie ihn nicht nach den Zwecken der seinen ...

An einem Vormittag Ende Mai war es, als Erna, stattlich, in frischgeplättetem Kattun, von Sauberkeit strahlend, ins Zimmer trat und meldete, da sei einer, der wolle Fräulein sprechen. Dabei war sie merkwürdig rot.

Es war ein breiter, ziemlich stattlicher Mensch mit einem gutmütigen Bierfahrergesicht, roten Fäusten, in denen er einen steifen Rundhut hielt und gekleidet in einen graugestreiften Jackettanzug.

Er sah Bettina ohne jede Verlegenheit fast wohlwollend an, aus wasserblauen, vergnügten Augen.

„Sie wünschen?" fragte sie.

„Nu, ick komme ja doch wejen die Erna," sagte er zutraulich, als werde Bettina dann wohl schon Bescheid wissen.

„Wegen Erna ..."

„Mir bloß erkundigen ... hat sie denn nich 'n Ton davon jesagt ..."

„Bitte," sagte Bettina und dachte: ‚Also sie sucht einen andern Platz ...'

In all den vergangenen Wochen hatte sie ja gedacht: ‚Sie muß fort.'

Denn es war während Ruperts Krankheit immer deutlicher geworden: mit all ihrem Aufwand von Fleiß und Geschicklichkeit bettelte das Mädchen nur darum, daß Rupert sie endlich bemerken möge. Und wenn all dies Bitten durch sorgsames Marthawesen auch vergeblich blieb und Rupert sich alles völlig unbefangen gefallen ließ — es durfte nicht dauern.

Bettina hatte oft gedacht, was dem braven Mädchen weher tun müsse: gehen oder bleiben.

Und ihr weibliches Herz hatte aus der Feigheit des Mitleids heraus immer

noch nicht gewagt, die Entscheidung zu treffen.

Nun wollte Erna von selbst gehen. Gottlob. Aber es war doch wieder ein Mensch aus der guten, stillen Heimatswelt, der ging ...

Ganz weich ward ihr das Herz.

Sie sah sich den Mann an. Schien ein guter Kerl zu sein — ein bißchen von der zornigen, lauten Art — aber vergnügt und gutmütig. Aber doch ein Mann aus dem Volk. Wollte Erna ihre Ansprüche an Dienstformen so herabmindern? Sie hätte in jedem vornehmen Hause eine Stellung annehmen können.

Auf das ‚bitte' hin hatte der Mann sich gemütlich gesetzt. Beinahe mit einem gewissen Zusammengehörigkeitsgesicht.

„Also Sie wollen sich nach Erna erkundigen?" wiederholte Bettina.

Der Mann nickte. Mit dem steifen Rundhut in der Hand machte er kleine rednerische Bewegungen zu seinen Worten.

„Daß se 'n proppers Mädchen is und 'n hübsches obenein, dat seh ick ja alleene. Und orrentlich und sparsam is se och. Dafor kriegt man 'n Blick. Aber nu möcht' ick woll was wissen ..."

„Bitte," sagte Bettina.

„Sehn se mal, sie hat so 'n jewissen Seufzer an sich, wenn man mal so int's allgemeine vons Leben spricht. Und da dacht ick, dat vielleicht in de Verjangenheit ..."

„O nein," sagte Bettina eilig und sehr nachdrücklich, „es ist ein sehr anständiges, sehr achtbares Mädchen."

Aber sie errötete dabei. Denn sie dachte sich wohl, was die bedeutungsvollen Seufzer Ernas für Gründe hatten.

Der Mann verstand ihr Erröten falsch und dachte: ‚Ist die zipp!'

„Und sie ist auch sehr ordentlicher Leute Kind. Ihr Vater ist Schuster," setzte Bettina noch hinzu.

„Schuster? Dat jefällt mir, dat sind besinnliche Leute. Aber im übrigen hab' ich ja mit die Leute nich viel zu duhn. Und denn noch 'ne Hauptsache: ist sie kinderlieb, die Erna?"

Kinderlieb? Eigentlich war ja gar keine Gelegenheit gewesen, darüber Beobachtungen anzustellen. Aber doch: gegen die Kleinen der Kassenkranken war sie immer freundlich gewesen. Bettina bejahte die Frage.

Der Mann, behaglich im Sonnenschein sitzend, der voll ins Zimmer kam, erzählte nun im sachlichen Ton, wie einer, der seinen Besitzstand aufrechnet, daß er ‚von seine tote Tilde, was seine Frau jewesen', noch ein Würmchen von so anderthalb habe. Bettina erfuhr auch, daß Herr Jarkowski eine Vorkosthandlung mit Flaschenbier und Kartoffelgeschäft habe und daß er nicht die Sünde begehen wolle zu klagen, obgleich immerhin — und mit 'ner proppern, fixen Person hinterm Ladentisch im Keller würde die Karre noch flotter vorwärts gehen.

Und endlich schloß er seinen kordialen, ausführlichen Vortrag, daß die Geschichte nun gleich zum klappen kommen und die Hochzeit in drei Wochen sein müsse.

„Die — die Hochzeit — Sie wollen Erna heiraten?" sagte sie perplex.

„Na wie denn sonst?"

„Will sie denn auch? Ahnt sie denn ..."

Der Mann, der nur so vor angenehmem Selbstgefühl glänzte, der würde sich einen Korb holen. Gewiß. Und der Zwischenfall, der vielleicht vertrauliche, ratheischende und -gebende Gespräche zwischen ihr und dem Mädchen herbeiführte, würde die Entlassung Ernas wieder erschweren.

„Ob se will? Na, ich möcht' mal dat Mächen sehn, das nich will. Ich kann Ihnen sagen, Fräulein, sie laufen einem ja rein das Haus ein ... So janz festjelegt hab' ick mir ja noch nich bei die Erna. Erst mußt' ick mal bei Ihnen hinhorchen ... Und dat ick Ihnen meinen erjebensten Besuch machen wollte, wußte Erna, und det war ja och jewissermaßen 'n Aviso-Lektöhr, wie sie bei die Marine sagen."

„Ja denn ..."

Er erhob sich. „Sie jestatten, dat ick Erna'n in de Küche 'ne kurze Visite mache?"

„Bitte — gern — und alle guten Wünsche ..."

Herr Jarkowski als wohlwollender und erfahrener Weltstädter drückte ihr die Hand und bat noch um Fortdauer der Freundschaft — er sagte Freundschaft — für seine künftige Frau. Und dann, mit einer beinah chevaleresken Verbeugung, zog er sich zurück.

Bettina begriff nichts. Das konnte doch nicht sein — das war doch unmöglich ...

Sie stand und horchte. Sie wartete darauf, daß eine energische Hand von einer enttäuschten Laune regiert, die Tür ins Schloß werfe. Daß Erna hereinkäme, lachend oder erschreckt und ihr klagte, wie diese Bewerbung ihr peinlich sei ...

Aber Herr Jarkowski blieb sehr lange bei Erna in der Küche, und die Sonne schien vergnügt und still Bettina auf den Rücken, während sie immer in der Türnähe stand und lauschte.

Endlich — ein bescheidener Ton. Herr Jarkowski, der sich offenbar für einen Mann von Erziehung hielt, war sacht davongegangen. Und da hielt Bettina es nicht mehr aus. Sie war ja im Vertrauen. Sie konnte also fragen.

In der Küche fand sie Erna in einem beschwingten Herumhantieren. Die verlorene Zeit mußte doch eingeholt werden. Ihr schien, als sei Erna sehr bleich.

Als ihr Fräulein die Küche betrat, bückte sie sich tiefer über die Töpfe.

„Nun Erna — Sie haben einen Heiratsantrag?" fragte sie.

Erna nickte stumm.

„Hat der arme Herr Jarkowski einen Korb bekommen?"

Erna schüttelte stumm den rotblonden Kopf und rührte heftig den Inhalt eines dampfenden Topfes um.

„Sie wollen ihn heiraten," rief Bettina, „und Sie lieben ihn nicht!"

Erna ließ den Löffel fahren und sank in den nächsten Küchenstuhl. Sie weinte plötzlich. Zu ihrer eigenen Überraschung. Ihr war eben noch sehr trotzig zumute gewesen.

„Ach Fräulein," sagte sie, „die Liebe kommt gewiß noch. Wenn man erst weiß, daß man zu dem Mann gehört ... und wenn man doch begreifen muß, daß all die dummen Gedanken bloß unnütz sind ..."

Bettina hätte ja nun mit einem Glückwunsch gehen können. Aber in einem merkwürdigen Interesse stand sie in der Küche herum, machte sich zu tun und gab sich in ihren Gedanken den Vorwand, daß sie Erna, deren Eltern fern seien, doch Teilnahme und Güte zeigen müsse.

Sie war immer der Meinung, daß Bildung nur die einfachen Gefühlslinien verwischt und verwirrt. Diese primitive Herzensweisheit des Mädchens hatte deshalb für sie den Reiz eines Wortes, in dem eine Wahrheit stecken könnte. Es schien ihr zu sagen, daß alles, was sie getan und gelitten, blinder Frevel an ihrer Frauenbestimmung gewesen — daß sie fortfuhr zu freveln, mit jedem hoffnungslosen Gedanken ...

Als Rupert beim Mittagstisch diese Neuigkeit erfuhr, war er betrübt und meinte, so gut bekäme man es nie wieder. Und Bettina wiederholte mit gerührter Stimme, nein, das täte man wohl kaum. Den Glückwunsch ihres heimlich angebeteten Doktors nahm das Mädchen mit niedergeschlagenen Augen und einem stillen kleinen Lächeln entgegen ...

Ein Lächeln, das Bettina ergriff.

Die künftige Madame Jarkowski stand nun beinah im Mittelpunkt des Hauswesens. Bettina, ohne sich dessen bewußt zu werden, studierte sie geradezu. Und sah, daß ihr Ausdruck immer heller und sicherer wurde ... daß sie anfing mit einem gewissen Stolz von dem soliden Jarkowskischen Geschäft, von Umsatz, von Vergrößerungsplänen zu erzählen ... daß sie eifrig mit dem Gedanken beschäftigt war, in die Heimat zu reisen, um dort bei ihren Eltern Herrn Jarkowski angetraut zu werden, womit er in jeder Hinsicht einverstanden sei, wie er denn überhaupt sehr viel Schick habe ...

Ja, es war deutlich: ihr Inneres klärte sich auf ... weil sie wußte, ‚daß sie zu dem Mann gehörte'.

Wie einfach — wie überwältigend einfach. Beschämend einfach? Oder plump einfach? ...

‚Wenn man das unterscheiden und bestimmen könnte,' dachte Bettina.

Sie beachtete über all ihren Gedanken kaum, daß Rupert lebhafter aussah, daß sich in seinen Blicken oft ein heller, sicherer Glanz entzündete, daß er abends, wenn Andresen kam, eifrige Gespräche mit ihm führte, von denen sie dadurch ausgeschlossen ward, daß die Herren in Ruperts Studierzimmer gingen. Zuweilen brachte Andresen auch noch einen ihm befreundeten Gelehrten mit, einen Che-

miker, von dem Bettina hörte, daß er Professor an der Hochschule sei.

Manchmal fragte sie sich: ‚Was haben sie vor?‘ Aber sie fragte es sich nur im stillen, denn sie wußte, daß geistige Arbeit zuweilen das Bedürfnis hat, sich mit derselben verschwiegenen Keuschheit zu umgeben wie die Liebe.

Und dann kam ein Ereignis, das ihr vortäuschen wollte, es brächte ihr die letzte entscheidende Hilfe und den endlichen vollkommenen Sieg über die Fragen ihres Herzens. Sie erhielt die Nachricht, daß ihr Werk von der großen, sehr angesehenen Verlagshandlung angenommen sei.

Sie las den Brief — ihr Gesicht ward blaß — ihr Mund öffnete sich — aber sie blieb noch stumm und starr ...

Rupert sah es und verstand es falsch.

„Arme Bettina,“ sagte er leise.

„Nein,“ jauchzte sie weinend auf, „es ist ja gut — gut geworden.“

Und sie fiel neben ihm in die Knie und drückte ihr Gesicht gegen seinen Arm und konnte sich nicht fassen.

Er saß ganz ergriffen still und erkannte nun erst, was sie mit sich alles auszumachen gehabt hatte.

„Dir dank' ich das — Dir,“ sagte sie und umklammerte ihn, „und ich hab' Dir's so wenig gelohnt — war so oft mit all meinen Gedanken von Dir weg — immer wollt' ich schon bitten: vergib mir.“

„Kind, Kind,“ sprach er mit der alten guten, brüderlichen Sorge, „nimm es doch maßvoll. Was Dank? Was Vergebung? Wir stehen zusammen. Da geht das Geben und Nehmen unbemessen hin und her. Geschwisterliebe mit doppelter Buchführung ist Unsinn — Du ...“

Es war beinah ein Scherz, er lächelte auch zärtlich dazu ...

Und es war, als sei wieder die reine, treue, offene Stimmung zwischen ihnen wie einst.

Bettina mußte sich erst ausweinen. Das wollten ihre Frauennerven so.

Nach der letzten Träne aber kam das erste Lachen.

Sie besahen zusammen vernünftig, was sich nun begeben hatte.

Natürlich war der Brief vom Verleger kein großes Los, und aus diesem weißen, mit verbindlichen Worten beschriebenen Bogen fielen Gold und Ruhm nicht handgreiflich heraus. Der Verlag dachte den Roman im Herbst herauszugeben. Das Honorar richtete sich nach der Größe der Auflage, die für tausend Exemplare in Aussicht genommen war. Und von jeder neuen, etwa notwendig werdenden Auflage sollte es wieder dasselbe Honorar geben. Je eine Mark pro Exemplar an den Autor.

Das war vernünftig, gerecht, ziemlich allgemein üblich. Es war immerhin schon ein Wagnis für den Verlag, die großen Kosten der Herstellung zu riskieren und tausend Mark vorweg zu bezahlen.

Wenn das Buch auch niemals eine zweite Auflage erleben sollte — Bettina fühlte sich schon reich durch den ideellen Vorteil, bei einem so angesehenen Verlag ein Werk erscheinen lassen zu dürfen.

Ja, und die tausend Mark im Herbst waren auch nicht zu verachten.

Und mit welchem unaussprechlichen Glückseligkeitsgefühl sie nun weiter arbeiten konnte ...

Andresen mußte es gleich erfahren. Ein Rohrpostbrief sollte zu ihm fliegen ...

Und dann ... Er!

Ja, sie selbst wollte ihm diese Nachricht bringen. Ihr war, als sei das ein notwendiger Gang — wie man noch einmal zu einem Grabe geht — —

Sie fühlte wieder einmal, als bräche ein neuer Lebensabschnitt für sie an ... ihrem Blicke entschwanden die geheimen Fäden, die jeden Tag unseres Lebens mit dem Gestern verknüpften und alle Zukunft mit aller Vergangenheit durchwirken ...

Zur Abendzeit ging sie hin. Und traf schon in der Stülerstraße Herrn van Holten. Sein Wagen, darin mit beleidigtem Gesicht seine Frau saß, fuhr auf dem Fahrdamm langsam neben ihm, der aus Erregung das Bedürfnis nach Bewegung hatte.

Der blasse Himmel war licht, seine Farblosigkeit gab ihm etwas Schwebendes. Das junge Grün an den Bäumen und Büschen des Tiergartens hatte die smaragdfarbene Durchleuchtung der Sonne schon verloren und im beginnenden Abend zeigte es eine süße Frühlingsmilde, die Augen und Nerven wohltat.

Bettina kam dicht an Herrn van Holten vorbei. Sie sagte auch ihm ihre stolze Neuigkeit. Und daß sie schon in wenig Tagen abreisen wollten, an die See.

Seine Gutherzigkeit gönnte ihr diese Freude, beide Freuden. Nur er fragte, wie lange denn der Aufenthalt an der See dauern solle.

Den ganzen Sommer, sagte Bettina, sie hätten kein Mädchen, da ihre Erna heirate, und wollten drei Monat ihre Wohnung zuschließen; auch bedürfe Rupert ganz nachdrücklich der Erholung, obgleich ja alles viel, viel besser mit ihm geworden sei, als man habe hoffen dürfen.

Herr van Holten konnte es nicht fassen. Das war Freundschaft? Die Geschwister Halske wollten Wally und Erasmus verlassen? Diese Ärmsten, die wegen Wallys Befinden sich nicht fortwagen konnten. Und nicht einmal im August würden sie wieder hier sein, wenn das große Ereignis bevorstand? Und er vertraute Bettina wieder an, was sie schon so oft von ihm gehört hatte. Sein langes, fleischiges Gesicht zeigte wieder den Ausdruck von Empörung über all den Unverstand seiner Wally, den Bettina schon so gut kannte.

Heute hatte sie das Gefühl: es berührt mich nicht mehr.

‚Er hatte sein Schicksal gewählt. Er mußte es tragen . . .‘ Sie dachte es heut ohne Triumph, aber auch ohne Mitleid.

‚Frei bin ich — frei —‘ dachte sie.

Im Hause des jungen Paares zeigte sich sogar Waldemar, der noch unter der Nachwirkung einer intimen Aussprache mit seinem alten Herrn stehen mochte, erfreut über Bettinas Kommen und führte sie gleich hinauf.

„Ach ja — ach ja!“ hörte sie Wallys Stimme auf die Meldung antworten. Und dann trat sie in Wallys Toilettenzimmer.

Hier hatte der Frühlingsabend keinen Verkehr. Er blieb, als etwas, mit dem nichts anzufangen war, ausgesperrt. Die Lichter glühten im rosigen Glas, und das Heliotrop-Parfüm brütete in der Luft.

Wally trug jetzt Reform; Hänger, von Künstlern gezeichnet, mit Linien und Ornamenten, die die entschwundene Schlankheit vortäuschen sollten.

Sie sah zum Erschrecken aus. Noch spitzer lief das Kinn zusammen, und die Breite unterhalb der Augen schien knochiger.

Es beschäftigte sie angenehm, Bettina ihre neuen Reformkleider zeigen zu können. Dann aber befiel sie Schwäche oder schlechte Laune. Sie legte sich wieder auf ihre Chaiselongue und bat Bettina, zweimal zu klingeln.

Die Jungfer kam. „Mir ist schlecht. Der Herr soll sofort kommen,“ befahl sie. „Ich will einen Hennesy. Geeist. Mit Sodawasser.

„Ach Bettina,“ klagte sie dann, sich zusammenkauernd, „heiraten Sie nicht. Es ist das Dümmste, was man tun kann. Wenigstens wenn man sich nicht zu versorgen braucht. Und die Männer — eine brutale, egoistische Gesellschaft — Gott, beinah hätt' ich gesagt: Bande.“

Was sollte Bettina sagen? Der andern war es aber auch nicht um Antwort zu tun. Nur darum, ins Leben hineinzuschelten. Und weil das immerhin eine recht unbestimmte Sache war, stellte sie die Person ihres Mannes als Zielscheibe davor. „Ich habe Muschi auch gesagt: einmal und nie wieder. Wenn ihm das nicht paßt, lass' ich mich scheiden. Ich bin überhaupt in jeglicher Beziehung 'reingefallen. Anstatt mein Leben als Frau flott genießen zu können, muß ich alle Augenblicke absagen.

„Und dann dacht' ich, ich krieg' einen weltberühmten Mann, der mit seinem Cancrol sich Millionen verdient. Und jetzt scheint's beinah, es gibt Menschen, die sagen: das sei Schwindel. Der Zustrom zu den Kliniken nimmt ab, sagte Palinger. Das bleibt aber unter uns. Was?“

„Gewiß,“ sagte Bettina.

Die Jungfer erschien wieder, stellte den geeisten Kognak und das Selterswasser neben Wallys Chaiselongue zurecht und meldete, daß der Herr zu beschäftigt sei und nicht kommen könne.

„So wird man behandelt,“ sagte Wally und schenkte sich einen Kognak ein, „melden Sie dem Herrn, es würde unverantwortlich sein, wenn er nicht käme. Und außerdem sei Fräulein Halske hier.“

Die Jungfer verschwand wieder, und Wally trank den Kognak. „Ah — das ist so 'n kleiner Peitschenhieb. Damit

kommt man wieder 'n bißchen vorwärts — wenn mir nur morgen beſſer iſt ... wenn ich die Cameliendame mit der Sarah Bernhardt nicht zu ſehen kriege, kann Muſchi ſich freuen! Und nachher ſollen wir zum Souper bei Onkel van Holten ſein, der Miniſter iſt auch da. Na — wenn ich will, kann ich ja ſchließlich immer ..."

„Aber wäre es nicht beſſer ..."

„Fangen Sie bloß nicht auch noch an!" ſagte Wally und machte eine abwehrende Handbewegung.

Da trat der Mann haſtig ein.

„Was iſt Dir, liebe Wally?" fragte er.

Sie lachte. „Ob er nun wohl aus Sorge kommt oder um vor Ihnen einen guten Eindruck als liebevoller Ehemann zu machen?"

Ihm ſtieg ein feines, flüchtiges Rot bis in die Stirn hinauf. Bettina ſah es wohl. „Guten Abend, Bettina," ſagte er freundlich. Und dann ſo gütig als möglich im Ausdruck: „Wenn Du mich nicht wirklich brauchſt, Herz, hätteſt Du mich nicht ſtören dürfen — ich bin ſehr beſchäftigt."

Mit einem Male mußte Bettina an die junge Ehe des Aſſeſſors Burckhardt denken, die ſie aus ſolcher Nähe hatte beobachten können, über deren kindiſche Wichtigkeiten ſie zuweilen gelächelt hatte. Wie rührend erſchien ihr nun plötzlich das Weſen jener jungen Menſchen, auf denen die Heiligkeit der neuen Pflichten vielleicht nur zu ſchwer gelaſtet hatte, ſo daß ſie ſie nicht gleich mit Würde zu tragen verſtanden. —

„Er iſt wieder irgend ſo einem gräßlichen Bazillus auf der Spur," erzählte Wally; kuſchelte ſich befriedigt in ihre Kiſſen und ſprach weiter, zu ihrem Mann gewendet. „Zurzeit bin ich Nummero eins für Dich — und ruf' ich, haſt Du zu kommen. Darauf wollt' ich bloß 'n Experiment machen. Nach dem Kognak iſt mir fein zumute geworden. — Ach, Bettina, Männer ſind mal ſo — wenn ſie 'ne reiche Braut erobern wollen, haben ſie immer Zeit. Die Arbeit geht erſt nachher vor. — Gott, für gewöhnlich iſt das auch fabelhaft bequem für die Frau."

Sie lachte. Aber es klang eine Schärfe mit, die Bettina ins Herz ſchnitt.

Er ſtand hinter dem Lager ſeiner Frau. Indem er mit beiden Händen die Lehne der Chaiſelongue umfaßte, beugte er ſich hinab und küßte Wally auf die Stirn.

„Schauſpiel eheherrlicher Geduld, gegeben für Fräulein Bettina," ſagte Wally.

„Ich ſehe, es geht Dir ausgezeichnet," ſtellte er freundlich feſt, „Deine Malicen haben eine prachtvolle Friſche."

Sie fochten noch eine Weile weiter, in Worten, die taten, als ob ſie ſcherzhaft und als ob ſie milde ſeien.

Aber Bettina hörte den Unterton des furchtbaren Überdruſſes ...

Für ihren kurzſichtigen Menſchenblick war dies nun wie ein Schlußakt. Die Gerechtigkeit ſetzte ſich mit breiten Gebärden und wichtiger Miene auf ihren Thron und ſchien zu ſagen: ich ſiege immer.

Bettina fühlte, wie ſchwer ihr das Herz klopfte.

Sie bemitleidete den Mann.

Nicht mit dem Mitleid, das die Mutter der Liebe iſt, ſondern mit jenem andern, das ſie tötet, weil es ſich über das geliebte Weſen ſtellt ...

Sie ahnte, daß er ſich ſchämte ...

Sie unterbrach das Wortgeplänkel mitten in ſeiner lachenden Häßlichkeit und ſagte, daß ſie gekommen ſei Abſchied zu nehmen und von dem Glück zu erzählen, das ihr mit ihrem Werk geworden.

Sie dachte ja nicht daran, daß für andere klein und bedeutungslos ſcheinen könne, was für ſie ſo wichtig war.

„Was, 'n Verleger gefunden?" fragte Wally. „Sie machen bloß 'ne Buchausgabe? Hören Sie mal, das iſt, glaub' ich, unpraktiſch. Dabei verdienen Sie ja nichts. Sie hätten das erſt an ein Journal geben ſollen, die können bezahlen. Na, das iſt ja aber alles nicht weiter ſenſationell. Alle Tage werden in Deutſchland haufenweiſe Bücher gedruckt. Ihres wird Papa kaufen — ja und Muſchi und ich können auch nicht umhin — ſehn Sie wohl, dann iſt der Verleger ſchon drei Exemplare auf einmal los. Großartiger Betrieb — was?"

Und ſie lachte wieder.

Dieſer Spott demütigte Bettina. Eine kalte Welle ſchwoll über ſie hin und ſchwemmte all ihre Freude fort.

Sie wehrte ſich dagegen. Sie wollte

sich das bißchen bescheidene Glück nicht verachten lassen, das sie sich in so heißer Arbeit, in so schwerem Harren erobert.

Fragend sah sie den Mann an. Und er sah auf sie nieder — liebevoll, mit dem guten, freudigen Blick wie einst. Auch Bewunderung stand darin zu lesen.

„Ich wünsche Glück," sagte er, „das nenn' ich einen Schritt vorwärts — den wichtigsten."

Es schien Bettina, als bebe seine Stimme. Als blitze es in seinem Auge, nun, da sein Blick über seine Frau hinging, zornig. Und er nahm Bettinas Hand und drückte sie fest, als wolle er um Entschuldigung bitten für die Art seiner Frau.

Vielleicht aber sah und hörte sie alle diese Zeichen seelischer Qual nur in ihn hinein ...

Weil sie befangen und voreilig immer fühlte: So hat es sich gerächt — so ...

Weil sie die Empfindung hatte, als Siegerin vor einem zu stehen, der über sie und ihre Liebe hinweggegangen war.

Und über diese Empfindung erschrak sie. Sie fühlte mit einem Male: sie war ja hierher gekommen, um sich als Siegerin aufzuspielen. Sie gestand es sich nun schonungslos ein.

Wie klein!

Wenn er das ahnte — durchschaute?

Sie schämte sich. Sie wagte nicht mehr seinem Blick zu begegnen.

Das Ehepaar schien nichts von ihrer plötzlichen Befangenheit zu bemerken.

Wally lud sie dringlich ein, morgen mit ihr in die Sarah Bernhardt-Vorstellung zu kommen. Muschi, aus dessen zerstreuter, unaufmerksamer Gesellschaft sie sich so wie so nichts mache, solle zur Strafe zu Hause bleiben.

Aber Bettina lehnte ab.

Stundenlang neben Wally sitzen — diese Reden hören, mit denen sie sinn- und zwecklos die Menschen bewarf, wie ein Gassenjunge zu seinem Plaisir friedlich Vorübergehende mit eisigen Schneebällen bewirft — nein — nein.

Bald nachher nahm sie Abschied.

Und als sie ging, fühlte sie, daß sich ihrer Erinnerung ein unschönes Bild eingereiht hatte, eins, das sich durch keine neuen Farben, die etwa die Zukunft aufbringen konnte, verwischen lassen würde: Das Bild einer fast abstoßend herausgeputzten Frau, auf deren Zügen das Lachen zur Grimasse ward ...

(Schluß folgt.)

Der alte Ulmenbaum.

Ob er noch steht, der alte Ulmenbaum,
Dort an dem Wasser, wo die Kähne gleiten
Schwerfällig, plump? — Gleich einem Sehnsuchtstraum
Erscheint mir oft dies Bild aus fernen Zeiten.
Im grauen Häusermeer das einz'ge Grün
Ließ er vor'm Fenster seine Zweige schwanken.
Durch ihn sah ich den Abendhimmel glühn.
Manch schöne Stunde hab' ich ihm zu danken.
Denn wenn des Tages langes Werk getan
Und müde Geist und Hand sich wollten senken,
Dann fing für mich die traute Zwiesprach an:
Dem Baum vertraute ich mein stilles Denken.
Zu seiner Krone flog manch leises Lied.
Er nickte dann, als ob er es verstände. —
Ein andres Glück ist mir ja nie erblüht.
Stets war ich einsam, blieb es bis zum Ende.
Der Widerhall war Täuschung nur und Traum
Von allem, was ich in die Welt gerufen. —
— Ob er noch steht, der alte Ulmenbaum,
Dort vor des hohen Hauses steilen Stufen?

M. Holthausen.

Dünen mit Heidekraut. Gemälde von A. J. Heymans.

Schloß Achilleion auf Korfu.

Das Achilleion. Von Prof. Ludwig Pietsch.

Unter allen Frauen, die jemals den Thron eines Herrschers geteilt haben, ist eine der durch Charakter, Naturell und Schicksal merkwürdigsten Erscheinungen die Kaiserin-Königin von Österreich-Ungarn Elisabeth. Ihr tragisches Ende, ihr Tod durch den Dolchstoß eines halb wahnsinnigen Italieners, den kein irgend verständlicher Grund und Anlaß zu seiner schändlichen, grauenhaften Tat antrieb, hat, mit der Empörung über diesen verruchten Mord, die innige Teilnahme der ganzen Menschheit mit dem fürstlichen Opfer hervorgerufen und dessen Persönlichkeit ein noch wärmeres Interesse zugewendet, als die Ermordete es während ihres Lebens erweckt hatte. Sie war eine von den Frauen, welche es unmöglich machen, sie einer bestimmten Art oder Gruppe weiblicher Charaktere einzuordnen, die man mit einem allgemeinen Gattungsnamen benennen kann. „Wer tiefer sah, gestand sich frei: es war was Anonymes dabei." Lange stand sie in dem Ruf, alle zarteren weiblichen Eigenschaften zu entbehren, nur an männlichem Sport ihre Freude zu finden, jedes Interesses für höhere geistige Freuden, wie sie Kunst und Wissenschaft gewähren, ledig zu sein, Pferde und Hunde mehr als Menschen zu lieben. Man erzählte von ihrer Leidenschaft für wilde Ritte und besonders für gewagte halsbrecherische Hochgebirgstouren, von der Kühnheit, körperlichen Zähigkeit und Geschicklichkeit, die sie befähigten, manche der schwierigsten und gefährlichsten Gipfel „zu nehmen". Mit diesen Neigungen und Eigenschaften schien es in schärfstem Widerspruch zu stehen, daß dieselbe Fürstin die tiefste, innigste Sympathie, die begeisterte Bewunderung für den deutschen Dichter bekundete, der nach dem Beifall und der Liebe der gekrönten Häupter immer am wenigsten gestrebt hatte, dem sie auch niemals bei Lebzeiten zuteil geworden war; dem die europäischen Herrscher fast ohne Ausnahme stets nur Menschen gewesen waren, die ihm Gegenstand und Anlaß zu beißendem Witz, Spott und Hohn geboten hatten. Und diesen heidnischen, unbarmherzigen, oft wahrhaft ruchlosen Spötter, dem keine Königs- und Kaiserhoheit von Gottes Gnaden imponierte und Respekt einflößte, der sich nur der selbsterworbenen Macht und Hoheit eines Mannes von gewaltigem Genie wie Napoleon und — Goethe beugte, dem ungezogenen Liebling der Grazien Heinrich Heine, war die rückhaltlose Verehrung und Liebe der Gemahlin der apostolischen kaiserlichen Majestät von Österreich geweiht. Kaum wollte es glaublich erscheinen! Aber die untrüglichen Beweise dafür blieben nicht aus. Der eine körperhaft sichtbare hat die Getötete überlebt: das Marmordenkmal des Dichters, das sie von dem dänischen

Südwestfassade des Schlosses Achilleion.

Bildhauer Hasselrieß ausführen, und der kleine sechssäulige Tempel, den sie erbauen ließ, um in dessen Halle diesem Kunstwerk eine würdige Stätte zu geben. Für dies dem Dichter von so erlauchter Verehrerin errichtete architektonisch-plastische Monument aber wählte sie eine der schönsten Stellen dieser schönen Erde als Aufstellungsort: das Plateau auf einer vorspringenden Klippe am Westufer der paradiesischen griechischen Insel Korfu bei dem Dorf Gasturö. Deren wundersamer Zauber, dem sich niemand — zumal niemand, der sie im Frühling besucht — entziehen kann, muß auch die Kaiserin umfangen und so gefesselt haben, daß sie sich sagte: „Hier ist gut sein, hier laßt uns Hütten bauen!" Und sie tat also und erbaute sich auf jenem Felsplateau im Jahre 1889 eine, 1891 vollendete Hütte von ganz eigener Art, zu welcher der italienische Architekt Rafael Corito die Pläne entworfen hatte. Eine Hütte in Gestalt eines prachtvollen marmornen Lustschlosses in der vornehm schlichten, keuschen Formensprache der antik-griechischen klassischen Bauweise, dessen Äußeres und Inneres die hier wiedergegebenen Aufnahmen veranschaulichen. Und sie benannte dies hellenische Schloß auf hellenischem altklassischen Inselboden mit dem griechischen Namen „Achilleion".

Korfu hat durch seine Geschichte und Sage keinen Anlaß gegeben, hier des „herrlichen Peliden" zu gedenken. Von allen Helden, die vor Troja stritten und die Homer in unsterblichen Gesängen verherrlicht und unsterblich gemacht hat (wie es alle Helden der Welt und der Menschheitsgeschichte einzig durch die Poeten und die „Schreiber" auf Papyrus, Pergament und Papier, oder in Stein und Erz geworden sind), ist es nur der erfindungsreiche Odysseus, dessen Name unlösbar für alle Zeiten mit Korfu verknüpft ist. Denn dies und kein anderes Inselreich ist von Homer mit dem „der Phäaken" gemeint, das des Alkinoos heilige Stärke beherrscht, dessen schönes, kluges Töchterchen Nausikaa sich nicht zu hoch dünkte, unten am Meeresstrande „große Wäsche" zu halten, was ihr zur interessantesten, für ihren Vater und sein Volk freilich recht verhängnisvoll gewordenen Männerbekanntschaft verhalf. Der Name des Schlosses Achilleion wird durch ein bedeutendes plastisches Kunstwerk eines lebenden Berliner Meisters, an dessen Schöpfungen die Kaiserin immer ganz besonderes Wohlgefallen fand, motiviert, das, von ihr erworben, in dem Hof des Achilleion seine Aufstellung erhalten hat: es ist Herters überlebensgroße, prächtige Statue des „sterbenden Achill", der vom tödlichen Pfeil des

Paris in die Ferse getroffen, im Todeskampf die herrlichen Glieder reckend, kaum noch den Oberkörper und das behelmte Haupt mit dem schmerzdurchzuckten edlen Antlitz durch den stützenden Arm aufrecht haltend, hingestreckt am Boden liegt.

Überall auf Korfu umweht uns noch heute gleichsam homerische Luft. Man kann nicht durch die, alle Höhenrücken bedeckenden Olivenhaine, nicht an seinen leise murmelnden Bächen und Flüßchen, unter seinen Granat-, Feigen-, Zitronen-, Orangen- und Lorbeerbäumen, nicht am flacheren Strand des nördlichen Teils des westlichen Inselufers, nicht am Klippenrande seines südlicheren und in den dort gelegenen duftströmenden Gärten der königlichen Villa dahinschweifen, ohne das Wehen dieser geistigen Luft in tiefster Seele zu empfinden. Und nicht anders, wenn man auf den breiten, blauen Meeresarm blickt, der es von der, in zarten bläulichen und flieder-farbigen Duft getauchten, albanesischen kahlen Felsenküste trennt, und auf das sogenannte „versteinerte Schiff des Odysseus" vor dem versumpften alten Hafen, d. h. auf das märchenhaft schöne, einer verwirklichten Phantasieschöpfung Arnold Böcklins gleichende, kleine Klosterinselchen mit seinen schwarzen Zypressen und Rosenhecken. In den mit breiten Lavaflieſen gepflasterten belebten Straßen der Hafenstadt, in der wie um diesen Hafen und auf den Frucht- und Fischmärkten sich drängenden Menge charakteristischer Volksgestalten freilich ist wenig „Homerisches" zu spüren. Noch weniger auf der großen „Esplanade", an deren Weststrand auf weit vorspringendem, steilen, felsigen Vorgebirge sich die alte Feste mit ihren steinernen Bastionen, Türmen und Kasematten erhebt, gegenüber den Arkaden vor dem vorzüglichen Hotel Venezia und den benachbarten Cafés an der Westseite des weiten Platzes, den im Norden der Rosengarten und das einst vom englischen Gouverneur bewohnte Palais begrenzt. Desto deutlicher und wohlerhaltener sind hier die tief eingegrabenen Spuren der früheren englischen Herrschaft über die Insel, die erst vor ungefähr fünfzig Jahren mit den anderen in gleichem Besitz befindlichen jonischen Inseln von England an das junge griechische Königreich geschenkt wurde. Die trefflichen Landstraßen, Hafenanlagen und eine noch immer nicht ganz wieder verloren gegangene, sehr ungriechische verhältnismäßige Sauberkeit erinnern heute noch an jene Periode der britischen Herrschaft und Kulturarbeit.

Ich habe dreimal Korfu in der für

„Der sterbende Achill" von Prof. E. Herter.

Aufgang zu den Terrassen des Schlosses.

Dann ist Korfu ein Aufenthaltsort, der auch ein altes Menschenherz noch mit frischer Daseinswonne erfüllen kann und es beglückt empfinden läßt, „daß es noch lebt und schlägt und möchte schlagen“. Mein fast täglich wiederholter Spaziergang war dann immer der um die große Bucht unten südlich am Fuß der Höhe herum, auf welcher die Esplanade liegt, und jenseits wieder aufwärts zu der schattigen Straße nach Süden hin. Zwischen den Olivenhainen wie der auf der östlichen Seite in ihrem weiten, malerisch verwilderten Park, der den sanften Abhang zum Meere hin bedeckt, gelegenen königlichen Villa und den bis zu dem toten inneren See des „alten Hafens“ hinabreichenden Gärten und Parks der Privatvillen an der westlichen, hinter Mauerchen und Gittern, über welche die blumenschweren Zweige der Kletterrosen und die bläulichen Blütentrauben der Glyzinien hereinhängen, führt diese Straße — von der ich immer gern zur Linken abschweifte in die höher und höher ansteigenden Olivenwälder — zum sogenannten Kap Canonion. Von da fällt die Klippenwand steil ab zu der ins offene Meer übergehenden Wasserfläche, einem Teile des „alten Hafens“. Da steht eine primitive, kleine Schenke, in der man den köstlichen, süßen Landwein ausgeschänkt erhält. Bei einem mit diesem goldenen Trank gefüllten Glase, einem Paar der unvergleichlich süß-würzigen, saftigen, großen Korfu-Orangen und leichtem Gebäck hier an

diese Zonen schönsten Jahreszeit, in der zweiten Hälfte des April — die beiden letzten Male zu mehrtägigem Aufenthalt — besucht und einmal im Oktober. Unauslöschlich eingeprägt sind mir die Eindrücke, die ich in jenen wunderbaren Frühlingstagen dort empfangen habe, wo die Luft außerhalb der Stadt (in ihr nur auf der Esplanade) von Rosen- und Orangenblütenduft durchtränkt ist, die südliche Vegetation wie die ihr gesellten Linden, Platanen, Kirschen- und Fliederbäume ihren Lenzschmuck in frischer Pracht entfaltet haben. Das Meer dichter grüner Halme über den kleinen Getreideäckern wallt und wogt, dichtes, üppiges, saftiges, mit tausend Blumen durchsprenkeltes Gras bedeckt die Wiesenflächen, und aus allen Gebüschen erklingt das schmelzende Schluchzen und jauchzende Schlagen der Nachtigallen.

dem rohen Holztiſch ſitzend, den Blick über das Meer, die jenſeitige albaniſche Küſte, das Pindosgebirge und das unten vor uns aus der Meeresflut aufragende „Schiff des Odyſſeus“, die kleine Kloſter- und Zypreſſeninſel hinſchweifen laſſend, in der holden Stille, die nur Bienenſummen und Nachtigallenſchlag unterbrechen, verſinkt man wohl in ſo ſüßes Träumen, genießt eine ſo tiefe, allſeitige Befriedigung, daß man ſich nur ſchwer loszureißen vermag von dieſer Stelle. Dann klimmt man wohl die Stufen an der ſteilen Felswand zum ſteinigen Ufer hinab, wo die winzige, von zwei Einſiedlernonnen bewohnte Klauſe liegt, von der ein aus rohen Felsblöcken aufgeſchütteter Damm eine kleine Strecke weit in die Waſſerfläche hinausragt. Da ruft man dem Fergen vom anderen Ufer, der herangerudert kommt, um uns in ſein Boot aufzunehmen und hinüberzufahren zu den gaſtlichen, ſchwarzbekutteten griechiſchen Mönchen der Zypreſſeninſel.

Der Heine-Tempel.

Ein anderer weiterer Weg, den ich wiederholt gemacht habe, führt in entgegengeſetzter nördlicher Richtung von der Stadt nach längerer Wanderung zu der mit alten Ölbäumen dicht beſtandenen flachen, graſigen Ebene am dortigen Meeresufer, die in gewundenem Lauf der ſchmale Potamos durchrinnt, zu jener im nördlichen Hintergrund von der gewaltigen ſargförmigen Bergmaſſe des Pantokrator überragten Ufergegend, in der man nicht ohne guten Grund die Spiel- und Wäſcheplätze Nauſikaas erkennen will, wo der herrliche Dulder Odyſſeus, ſeine Nacktheit mit dem Buſch aus blätterreichen Olivenzweigen ſpärlich bedeckend, aus dem Geſträuch zu der klugen, holden Königstochter hinaustrat.

Doch ich verliere mich in lieben Erinnerungen, ſtatt von den Herrlichkeiten des Achilleion zu erzählen.

Bei meinem Aufſtieg zu den ſüdweſtlichen, parallelen, waldigen Hügelzügen der Inſel, die im Eliasberge gipfeln, gelangte ich, mich wieder nach Oſten, der Felſenküſte zu, wendend, auf das Hochplateau, auf dem ſich heute in ſeinem lichten Marmorglanz und ſeiner edlen, maßvollen Pracht das Schloß der Kaiſerin Eliſabeth, das Achilleion, erhebt.

Damals, Ende April 1891, näherte es ſich ſeiner Vollendung, ſtand bereits, ſo ſchien es, äußerlich in allen Teilen

fertig da. Aber noch umgaben es Gerüste, die seine Söller-, Loggien-, Säulenstellungen verdeckten und nur undeutlich im Detail erkennen ließen.

Eine Schar von Bauarbeitern und Steinmetzen wimmelte geschäftig auf dem Bauplatz, auf dem es noch wüst und wild aussah. Und die das Schloß zur einen Seite umgebenden und den steilen Hang zum Meere hin heute bedeckenden Gartenpartien waren nur erst in der Anlage begriffen.

Als alles in seinem Äußeren und Inneren zur Vollendung gebracht war, erschien es allen, die es sahen und betraten, wie ein „Märchenschloß" in der klassischen und harmonischen Schönheit des Ganzen wie seiner einzelnen Räume, ihrer Verhältnisse und ihrer Ausgestaltung. Und die wundervolle Lage, mit der Aussicht über das Meer, die jenseitigen Küsten wie über die Insel trug wesentlich dazu bei, diese Bezeichnung zu rechtfertigen.

Die Herrin dieses Palastes hat ihn, den sie für sich erbauen ließ, soviel ich weiß, nie bewohnt, wenigstens nie längere Zeit. Nach ihrem Tode ging er in den Besitz ihrer mit dem Prinzen Leopold von Bayern vermählten ältesten Tochter Gisela über. Aber kein Mitglied des österreichischen Kaiserhauses hat seit dem Morde darin seinen Wohnsitz genommen.

Es erschien diesen wohl trotz seiner Schönheit und seiner Lage als ein lästiges, trübe Erinnerungen erweckendes Besitztum, das eine ungern gehörte, stumme Sprache redete und Gesinnungen und Empfindungen zum künstlerischen Ausdruck brachte, welche diesen Mitgliedern wie ketzerische Bekenntnisse erscheinen mögen. Man war nicht abgeneigt, das „Märchenschloß" zu verkaufen. Es sollen bereits Verhandlungen mit einer Aktiengesellschaft angeknüpft worden sein, die ein Sanatorium oder gar ein griechisches Monte Carlo daraus zu machen beabsichtigt hätte.

Vor diesem Schicksal schnöder Entweihung ist es durch den jüngst erfolgten Ankauf seitens Kaiser Wilhelms II. glücklich bewahrt worden.

Das Peristyl mit Ausblick auf das Meer.

Sommernachmittag.

Die Zeit ist gut, am Waldessaum zu liegen,
Wo goldnes Licht durch Buchenzweige rinnt,
Im Heidekraut, wo sich die Dolden wiegen
Im juliwarmen Wind.

Ein Vogelruf aus mittagsmüden Weiten —
Ich lieg' im Schatten am Wacholderstrauch —
Die Heide träumt, sie träumt von alten Zeiten,
Und meine Seele auch.

Arthur Meltzer.

Die Wunderwirkung der Latinität.

Ballade von Börries Freiherr von Münchhausen.

Ihr lieben Jungens in Stadt und Land,
Ich weiß euch eine Geschichte!
Ich kenn' euch, ihr hört so trefflich zu
Mit sehr ernsthaftem Gesichte,
Doch in den Winkeln am Auge blitzt's,
Wie von ganz anderen Sachen,
Und eure Lippen beben dabei, —
Das ist verhaltenes Lachen, —
Ihr seid nämlich eine ganz tolle Schwefelbande! —

Der Kurfürst Johann von Brandenburg,
Der war gelehrt wie sonst keiner,
Er sprach das flüssigste, klarste Latein
Noch besser als selbst die Lateiner,
Da nannten sie ihn den „Cicero"
— Er fand das übel geraten, —
Viel besser hätte ihm „Cäsar" gepaßt,
So liebte er seine Soldaten,
Vor allem seine sechstausend schweren märkischen Reiter!

Nun hatten einst einen großen Streit
Die Kön'ge von Ungarn und Polen,
Da ließ der Kaiser, den das verdroß,
Den Johann Cicero holen:
„Herr Kurfürst, Ihr sprecht das berühmte Latein,
So bitt' ich Euch, habet die Gnade
Und zieht gen Warschau und söhnt sie aus
Mit eurer lateinischen Suade, —
Vielleicht nehmt Ihr auch ein paar Soldaten mit?"

„Herr Kaiser, der Auftrag paßt mir gut!"
Sprach Johann mit tiefem Verneigen,
„Die klassische Kunst der Rhetorik wird
Sich stark an Barbaren erzeigen
Die Ungarn und Polen versöhne ich
Ganz ohne Schwertstreich und Wunde,
So wirkt der Wohllaut der Latinität
In meinem beredsamen Munde, —
Und außerdem nehm' ich meine sechstausend schweren Reiter mit!"

Vor Warschau, auf dem weiten Plan,
Da standen Ungarn und Polen,
Die beiden Könige rechts und links
Die saßen wie auf Kohlen,
Denn Johann Cicero sprach und sprach,
Wie troff die Rede von Milde,
Und wenn er von „christlichen Gründen" sprach,
So waren doch alle im Bilde, —
Hinter ihm standen Sechstausend aufgesessen und Lanzen eingelegt!

Was Johann Cicero dort gesagt,
Es ist der Nachwelt verloren,
Den feindlichen Königen klangen nur
So einzelne Worte in Ohren:
„Totschlago vos sofortissimo,
Nisi vos benehmitis bene!!" —
Da söhnten die Gegner gerührt sich aus,
Und Johann vergoß eine Träne,
Und seine sechstausend Kerle brüllten „Hurra vivat Cicero!"

Ihr lieben Jungens, euch ist ja gelehrt,
Warum die Dichter was dichten,
Ihr wißt, der Zweck ist stets die Moral
Bei allen solchen Geschichten,
Und wenn einen Klassenaufsatz es gibt
Über Münchhausens letzte Ballade,
So schreibt: Ein tadelloses Latein
Das ebnet im Leben die Pfade. —
(Vorausgesetzt, daß einer eine gute Faust daneben hat.)

König „Morgen wieder lustik."

Von Hanns von Zobeltitz.

Am 7. Juli 1807 teilte Napoleon seinem jüngsten Bruder Jerome kurz und bündig mit: „Sie sind als König von Westfalen anerkannt. Dieses Königreich umfaßt alle Staaten, deren Aufzählung anbei erfolgt."

Der erst dreiundzwanzigjährige König hatte eine recht romantische Vorgeschichte.

Geboren am 15. November 1784 hatte er wesentlich auf Veranlassung Napoleons eine sorgfältige Erziehung erhalten, sollte ursprünglich Kaufmann werden, wurde dann, als die glänzende Laufbahn des Älteren begann, Offizier und im Jahre 1800 von ihm, dem schon allmächtigen ersten Konsul, als Schiffsleutnant nach den Westindischen Gewässern gesandt. Er zeigte hier wohl persönliche Tapferkeit, benutzte aber dann, als die Kämpfe um Haiti sich zu Ungunsten der französischen Waffen neigten, augenscheinlich sehr gern die Gelegenheit, sich in Nordamerika von den Kriegsstrapazen zu erholen. In Baltimore lernte er die auffallend schöne Tochter eines wohlhabenden Kaufherrn, Elisa Patterson, kennen. Er hatte schon früh eine außerordentliche Gabe entwickelt, den Frauen zu gefallen, war bildhübsch, frisch und von bezaubernder Anmut. Die Amerikanerin verliebte sich in ihn, und nach einigem Widerstreben des Herrn Papas kam die Ehe zustande — das junge Paar wurde durch den katholischen Bischof von Baltimore getraut und verlebte ein Wonnejahr. Auch einen Sohn schenkte die junge Amerikanerin ihrem Gatten, und es gibt noch heute eine amerikanische Familie Bonaparte, die ihre Abstammung auf diesen Sprößling zurückführt. (Herrn Charles J. Bonaparte, einem hochangesehenen Juristen in Washington, verdanken wir das interessante Bild auf S. 545.)

Inzwischen hatte Napoleon aber den Kaiserthron bestiegen und war empört über diese „Mesalliance" des Cadets seines Geschlechts. Seine Brüder durften sich unmöglich „verplempern", er hatte größeres mit ihnen vor. So ging der entschiedene Befehl nach Baltimore, Jerome sollte sofort nach Frankreich heimkehren, und zwar ohne seine Gattin; anderfalls ginge er seines Ranges als französischer Prinz verlustig. Der gute Geronimo war nicht der Mann, auf den schönen Titel eines kaiserlichen Prinzen zu verzichten. Er gehorchte, verließ seine Frau — der Traum war ausgeträumt. Der Kaiser ließ die Ehe mit Elisa Patterson für ungültig erklären, und die Bahn war damit für Jerome frei. Allerdings scheint es, als ob er in einer der vielen Kammern seines Herzens immer einen Rest von Neigung für die schöne und liebenswürdige Amerikanerin bewahrt hätte, und es wird sogar erzählt, er würde sie gern nach seiner neuen Residenz Kassel haben nachkommen lassen, wenn sie nur gewollt hätte — obschon er inzwischen auf Napoleons Befehl eine neue Ehe eingegangen war.

Der Kaiser fand es nämlich für angemessen, daß der König von Westfalen auch eine Königin zur Seite habe. Seine Wahl fiel auf die Prinzessin Katharina, die Tochter seines getreuen Verbündeten, des Königs Friedrich von Württemberg. Am 5. August hielt er offiziell für den Bruder in Stuttgart um die Hand der Prinzessin an, und — wenn diese sich anfangs auch ein wenig sträubte — man beeilte sich in Stuttgart, sich der hohen Ehre würdig zu erweisen. Die Prinzessin wurde durch den Marschall Bessières abgeholt, mit hohen Ehren in Paris empfangen und am 22. standesamtlich, wie wir heute sagen, am Tage darauf kirchlich mit Jerome unter all dem Pomp, den der junge Kaiserhof zu entfalten wußte, getraut.

Die Königin Katharina, ein Jahr älter als ihr Gemahl, war eine üppige Erscheinung, etwas „kurz in der Taille und von Wuchs", mit hübschem, ein wenig hochmütigen Gesicht und wunderschönem blonden Haar. Als Deutsche hat sie sich nicht gerade bewährt, Vermittlerin zwischen

Jerome und seinen deutschen Untertanen, wie dies Napoleon gewünscht, ist sie nie geworden; auch die deutsche Sprache hat der König nicht von ihr gelernt, ist überhaupt in deren Gebrauch nicht über einzelne Brocken herausgekommen, unter denen sein „Lustik! Morgen wieder lustik!“ zu historischem Ruf gelangte. Aber in all der Leichtfertigkeit des neuen Hofes ist Katharina eine tugendhafte Frau geblieben und ihrem Gatten, im Glück und Unglück, eine treue Gefährtin. Ja, sie hat ihn blind, hat ihn abgöttisch geliebt. Eine gewisse politische Bedeutung erlangte sie dadurch, daß sie häufig in Streitfragen zwischen Jerome und dem Kaiser vermittelte, der ihr eine besondere Zuneigung und starkes Wohlwollen bewahrte.

Anfang Dezember 1807 traf das Königspaar in seinem Lande ein, am 16. Dezember in Wilhelmshöhe bei Kassel — nun schleunigst in Napoleonshöhe umgetauft. Am 1. Januar fand in der Residenz, in den Galerien des Orangerieschlosses, ein großes Huldigungsfest statt vor 275 Bevollmächtigten aus allen Teilen des neuen Reichs. Von dem Thronhimmel schaute bezeichnenderweise die Büste Napoleons auf die Versammlung herab, die den Begrüßungsworten des jungen Königs Beifall zujubelte. „O große und neue Epoche, die sich mit einem durch die Zeiten geheiligten Herkommen verschwistert!“ kündete der Westfälische Moniteur, der soeben als das offizielle Blatt der Regierung begründet worden war.

Woraus bestand nun eigentlich das „Königreich Westfalen“?

Es war ein Konglomerat ziemlich bunter Art, das von der Elbe (mit Magdeburg) im Osten bis zum Großherzogtum Hessen, Waldeck, Münster, Bingen im Osten reichte, im Süden bis Fulda, im Norden bis Oldenburg. Den Kern bildeten ehemals preußische Besitzungen (Altmark, Mansfeld, Halle, Halberstadt, das Eichsfeld, dann Paderborn, Minden, die Grafschaft Ravensberg) und die bisherigen Hessen-Kasselschen Lande; ferner die Grafschaft Stolberg, die Grafschaft Ritberg-Reunitz, einzelne hannoversche Teile und Braunschweig-Lüneburg

Elisabeth Patterson. Gemälde im Besitz von Charles Bonaparte.

— alles in allem 695 Quadratmeilen mit rund 2 Millionen Einwohnern. Hierzu trat 1810 Hannover mit 500 Quadratmeilen und 800000 Einwohnern. Eingeteilt wurde das ganze Land nach bewährtem französischen Rezept in acht, später in elf Departements unter Präfekten, denen Unterpräfekten für die weitere Gliederung und Maires für die Ortschaften unterstanden.

Man würde völlig irren, wollte man annehmen, daß die deutsche Bevölkerung die neue Herrschaft mit Unwillen oder auch nur kühler Abneigung aufgenommen hätte. Soviel man auch auf geschickte Mache des Beamtentums schreiben mag — das scheint doch festzustehen, daß die große Masse des Volkes die Umwandlung der Verhältnisse zunächst mit Freude begrüßte. Es lag ja etwas Wahres darin, wenn Johannes v. Müller, damals der berühmteste deutsche Historiker, der bis zu seinem Tode als Generaldirektor des Unterrichtswesens des Königreichs wirkte, schrieb, daß die Frucht der alten Zustände in Deutschland überreif, zum Abfallen reif wäre. Ähnlich wie er, der freilich ein eitler, für Ehrungen sehr zugänglicher Herr und ein maßloser Bewunderer Napoleons war, dachten die meisten Professoren der Universitätsstädte. Eine Ausnahme machte eigentlich nur der treffliche Göttinger Christian Gottlieb Heyne, der sich offen gegen die allgemeine Verherrlichung des Königs und der neuen Herrschaft, „gegen die entehrende Kriecherei und den Posaunenton" wandte.

Aber Grund zur Anerkennung des Neuen und Guten lag immerhin genug vor. Überall wurden alte Zöpfe abgeschnitten. Das Königreich erhielt eine Konstitution, die Verwaltung wurde straff geordnet, Trennung zwischen ihr und der Justiz eingeführt, zahlreiche überflüssige Privilegien, Präbenden, Benefizien, auch die Leibeigenschaft aufgehoben. Der Code Napoleon bewährte sich hier wie am Rhein gegenüber der Verworrenheit und Vielheit der bisherigen Rechte. Auch war man, auf Napoleons ausdrückliche Weisung, klug genug, als Präfekten meist deutsche alteinsässige Persönlichkeiten zu wählen.

Der junge König selbst wurde bald beliebt. Er entwickelte eine bestrickende Liebenswürdigkeit, war leutselig und wohltätig. Daß er vergnügungssüchtig war, sah man ihm gern nach. Er hielt sich zunächst auch in gewissen Grenzen, und der Luxus, den der Hof allmählich zu entfalten begann, brachte doch auch Geld in Umlauf. Zumal der Vergleich mit dem letzten Kurfürsten von Hessen, der — wie der preußische Gesandte in Kassel nach Berlin berichtete — „wegen seines zu strengen, brüsken und geizigen Wesens nicht sehr bedauert wurde", fiel allgemein zugunsten Jeromes aus.

Höchst mißlich war nur von Anfang an die finanzielle Lage des Königreichs. Fast alle seine Teile waren von früher her mit Schulden überlastet, drückende Rückstände der an Frankreich zu zahlenden Kriegskontributionen kamen hinzu, neue Anleihen konnten nur unter sehr lästigen Bedingungen aufgenommen werden. Der Unterhalt der noch in Westfalen stehenden französischen Truppen erforderte große Opfer, und das Heer, das Jerome nun aufstellen mußte, um den in dieser Hinsicht unerbittlichen Forderungen des Bruders zu genügen, warf alle wohlweisen Voranschläge der Budgets über den Haufen.

Mehr und mehr begann aber der König auch Geschmack an einer prunkvollen Hofhaltung und an üppigem eigenen Lebenswandel zu finden. Mehr und mehr nahm er dafür, weit über seine Zivilliste hinaus, die Kräfte des Landes in Anspruch. Er wollte aus seinem Kassel ein kleines Paris machen, er kam sich selber ein wenig als roi soleil vor, und leider, an Schmeichlern und speichelleckerischen Kreaturen fehlte es in seiner Umgebung nicht. Es muß auch das gesagt werden: die Deutschen standen in der Kriecherei keineswegs hinter den Franzosen zurück, die in einer größeren Zahl ihren Einzug in Kassel hielten. Die ganze Zeit liebte zudem rhetorische Leistungen, schönklingende Phrasen, und man ließ es daran nicht fehlen: „Aus zwanzig Ländern schuf Napoleon ein Reich. Konnte er mehr tun — er setzte darüber seinen Bruder!" hieß es heute. Und morgen: „Alles Gute und Nützliche findet Schutz bei einem Monarchen, dem sein Alter die Aussicht öffnet, für das Glück seines Volkes fünfzig Jahre zu wirken."

Für die Organisation des Hofstaates stellte sich der Adel äußerst bereitwillig zur Verfügung. Großkämmerer wurde der Graf von Waldenburg-Truchseß, dessen schöne Frau für die Galanterien des Königs das weitestgehende Entgegenkommen entwickelte — trotzdem sie eine geborene Prinzessin von Hohenzollern-Hechingen war. Als Großzeremonienmeister fungierte der Westfale Graf Bocholtz, dessen pikante Gattin auch eine Zeitlang die Rolle der Maitresse en titre spielte. Unter den Franzosen, die Jerome gefolgt waren, nahmen Lecanus — sehr bald Graf von Fürstenstein —, mit dem König schon von Amerika her befreundet, und der Großmarschall des Palastes, Meyronnet, Graf von Wellingerode, die erste Stelle ein. Acht Zeremonienmeister, zwanzig Adjutanten und Ordonnanzoffiziere, eine Unzahl von Kammerherren des Königs, Palastdamen der Königin reihten sich an. Auch einen Orden stiftete Jerome selbstverständlich. Die „Westfälische Krone“ vereinigte um die Devise „Charakter und Aufrichtigkeit“ den hessischen Löwen, das westfälische Pferd, den kaiserlichen Adler und wurde an einem Ringe in Schlangenform getragen. Als die Dekoration Napoleon vorgelegt wurde, soll er lachend gesagt haben: „Mais il y a bien des bêtes dans cet ordre-là!“ Ganz unrecht hatte aber Jerome leider nicht, wenn er seinem Bruder schrieb: „Ich weiß, daß diese Einrichtung den Deutschen sehr gefallen wird. Eure Majestät kennt ihren Charakter. Nichts wird ihnen angenehmer sein, als einen neuen Orden ihres Königreichs gründen zu sehen.“

Es ging wirklich sehr „lustik“ her an diesem prächtigen Hofe. Jede Gelegenheit, einen Tag festlich zu begehen, wurde mit Freuden ergriffen. Empfänge, Bälle, Maskeraden wechselten mit Gartenfesten, Ausflügen, Bootfahrten, Illuminationen, Paraden. Auf den Bällen tanzte der König selbst leidenschaftlich, leitete auch wohl persönlich die Quadrillen, an denen die Damen der Gesellschaft sich, wie ein zeitgenössischer Bericht sagt, durch „üppigste Bekleidung, oder vielmehr Entkleidung“ auszeichneten. „Sie trugen“ — heißt es u. a. — „lange, weißseidene Beinkleider, die überall fest anschlossen. Bis zu den Knien floß ein Florkleid hinab, das eigentlich nichts verbarg; Hals und Brust waren fast ganz entblößt und nur deren unterer Teil mit einem durchsichtigen Flor bedeckt.“

Ein französisches Theater konnte Hieronymus Napoleon „von Gottes Gnaden und durch die Konstitution König von Westfalen“ selbstverständlich nicht entbehren. In einem Flügel von Napoleonshöhe wurde ein Saal dazu hergerichtet, eine Schar von Schauspielern und besonders von hübschen, jungen Tänzerinnen aus Paris verschrieben, die man bald allgemein als den Harem Seiner Majestät bezeichnete. Das alles kostete natürlich Geld — viel Geld! Und derselbe Jerome, der in Paris sich 1 800 000 Franken hatte leihen müssen, um mit einigem Anstand in sein neues Reich zu kommen, griff nun wacker in den Staatssäckel. Schon 1809 wurde Napoleon berichtet, daß sein Bruder fast das Dreifache der auf $2^1/_2$ Millionen Franken festgestellten Zivilliste für sich verbrauchte. „Ich habe jetzt die Hoffnung verloren,“ schrieb der mit der Überwachung des jungen Königs betraute Jollivet nach Paris, „daß Seine Majestät trotz seiner ausgezeichneten Eigenschaften und seines hervorragenden Verstandes, welcher ein Erbteil seiner Familie ist, aus der unangenehmen Lage kommt, in die ihn schlechte Ratschläge, zu heftige Leidenschaften und sein unwiderstehlicher Hang zur Verschwendung gebracht haben.“ Und Napoleon, der stets ein nüchterner Rechner war, ließ es an Vorwürfen nicht fehlen: „Ich weiß, daß es mit Ihrem Schatze und Ihrer Verwaltung schlecht steht. Das ist die Folge des Luxus, der bei Ihnen herrscht. Alle Ihre Handlungen tragen den Stempel der Leichtfertigkeit. Warum Lawinen an Leute verschenken, die nichts geleistet haben? Warum einen Luxus entfalten, der so wenig in Übereinstimmung mit Ihrem Lande steht?!“

Die erste schwere Warnung für Jerome brachte 1809 die Erhebung des Obersten von Dörnberg, die zwar ohne sonderliche Mühe niedergeschlagen wurde, aber doch, trotz aller nachfolgenden Ergebenheitsadressen, das Vorhandensein einer recht weit verbreiteten Gärung im Lande ver-

riet. Es kann kaum einem Zweifel unterliegen, daß die Ursachen für diese Unzufriedenheit hauptsächlich auf materiellem Gebiet zu suchen waren. Und daran trug Jerome doch nur einen Teil der Schuld und kaum den größeren. Dieser lag vielmehr bei Napoleon.

Im Grunde sah der Kaiser all die neuen Reiche, die er scheinbar als selbständige Gebilde geschaffen hatte, doch nur als französische Provinzen, als Satrapien an; ihre Regenten blieben ihm in erster Linie französische Prinzen. Während er Frankreich selbst, solange es ging, nach Möglichkeit schonte, spannte er die Kräfte jener Gebiete dauernd aufs höchste an. Wenn er die Verschwendung, die Jerome trieb, hart tadelte, so geschah das wahrlich nicht um der Untertanen seines Bruders willen; sondern es geschah, weil ihm damit Mittel entzogen wurden, die er selbst besser gebrauchen konnte. Das Königreich Westfalen war und blieb im Rückstand mit den Frankreich schuldigen Kriegskontributionen; es konnte nur mit größter Mühe die Kosten der Armee aufbringen, die es auf Napoleons Befehl unterhalten mußte, obwohl die Steuerschraube immer stärker angezogen, die Domänen verschleudert wurden. Schon war sogar der Sold der Truppen um Monate im Rückstand. Und weder der tüchtige von Bülow, noch der zweite, etwas zweifelhaftere Finanzminister „Baron" Melchus vermochten Wandel zu schaffen.

Jerome wurde schließlich widerspenstig. Er besaß zwar nicht die moralische Kraft seines Bruders Lucien, der lieber sein Königreich Holland aufgab, als sich den Forderungen Napoleons dauernd zu fügen. Aber er, dessen mangelhafte Heerführung im Kriege gegen Österreich außerdem den ernsten Tadel des Kaisers hervorgerufen hatte, begann jetzt, verstimmt und verärgert, dem Kaiser immer bittere Klagen über die finanzielle Art seines Landes vorzutragen — und über seine eigene, die schon einmal so hoch gestiegen war, daß er von einem jüdischen Bankier, mit Ach und Krach, 70000 Franken entleihen mußte. Napoleon blieb jedoch unerbittlich, auch ein Besuch in Paris nutzte nichts, und die Angliederung von Hannover, von der bereits gesprochen wurde, erwies sich als ein Danaergeschenk: sie brachte nur neue Lasten und neuen Verdruß. Es kam so weit, daß die Regierung des Königreichs auf Befehl Jeromes die Zahlungen an Frankreich überhaupt einstellte, daß dafür die Generale der im westfälischen Gebiet über die vom Lande zu unterhaltenden französischen Truppen mit stillschweigender Zustimmung Napoleons wie die Herren schalteten.

Der leichtlebigen Natur des Königs entsprach es, daß er sich für allen Ärger zu entschädigen suchte durch neue, stärkere Vergnügungen. Der Karneval 1810 wurde mit unerhörter Pracht gefeiert; für eine seiner Maitressen, die blendend schöne Frau eines Intendanten La Flèche, gab der König große Summen aus. Die Anwesenheit von Madame Mère, welche ihren Liebling Jerome schon einmal besucht hatte, wurde als willkommene Gelegenheit zu neuen Festen benutzt; wobei sich der pikante Zwischenfall ereignete, daß die Kaiserinmutter, die das Zusammenraffen stets vorzüglich verstand, aus dem Kunstmuseum einige besonders kostbare Schmuckgegenstände mitgehen hieß. Auch von der echten und gefährlichsten Königspassion des Bauens blieb Jerome nicht verschont, wenn es auch meist beim Einreißen und Planen sein Bewenden hatte.

So kam das Jahr 1812, kam der Feldzug gegen Rußland heran. Jerome wurde vom Kaiser zum Führer der Armee des rechten Flügels bestimmt, zu der auch 25000 Mann westfälischer Truppen gehörten, versagte aber völlig, überwarf sich mit Napoleon, reiste aus dem Feldlager, von seiner persönlichen Prunktruppe, der Gardedukorps, begleitet, nach Warschau zurück, amüsierte sich hier einige Zeit in gewohnter Weise und begab sich dann nach Kassel, wo er völlig unerwartet am 12. August eintraf. Zur höchsten Freude der Königin, die inzwischen — ganz leidlich — die Regentin gespielt hatte. Die Kanonen der Residenz donnerten, und der Moniteur meldete urbi et orbi, daß Seiner Majestät Gesundheit durch die Strapazen des Feldzuges schwer erschüttert und deshalb Allerhöchstseine Heimkehr dringend notwendig geworden sei.

Jerome, König von Weſtfalen, und ſeine Gemahlin Katharina von Würtemberg.
Gemälde von F. J. Kinſon im Muſeum zu Verſailles.

Gar zu arg wird es mit der ſchwererſchütterten Geſundheit Jeromes nicht geweſen ſein. Er war wenigſtens ſofort wieder „luſtik“. Wenige Tage nach der Rückkehr veranſtaltete er für den Hofſtaat eine Ausfahrt mit 244 Wagen nach dem Meißner, am 22. Auguſt wurde der Jahrestag der Vermählung des Königspaares durch ein glänzendes Gartenfeſt begangen, deſſen Koſten ſich auf 10000 Taler beliefen. So ging es munter weiter, bis am 12. November auf dem Königsplatz zu Kaſſel das Standbild Napoleons mit größtem Gepränge enthüllt wurde. Noch einmal regnete es dabei überſchwengliche Huldigungsphraſen. Der Miniſter Wolfradt pries den Kaiſer als Staatengründer und Geſetzgeber, er

sprach von den glänzenden Hoffnungen, „die sich an diese erhabenen Züge knüpfen", und wie er, „um sein Werk zu vollenden, uns sein anderes Selbst, seinen geliebten Bruder, unseren tief verehrten Monarchen gegeben".

Dabei stand das Ende bevor.

So wenig Jerome sich in seinen persönlichen Vergnügungen beschränken lassen mochte, für den allgemeinen Zustand des Landes war er keineswegs blind. Schon im Dezember 1811 hatte er seinem Bruder geschrieben: „Die Gärung ist auf dem Höhepunkt . . . wenn der Krieg ausbricht, werden alle Gegenden zwischen Rhein und Oder den Herd einer allgemeinen Insurrektion bilden. Die Hauptursache dieser gefährlichen Bewegungen ist nicht allein der Haß gegen die Franzosen und der Unwille über das Joch der Fremdherrschaft, sie liegt weit mehr in dem gänzlichen Ruin aller Klassen, in dem übermäßigen Druck, den die Abgaben, die Kriegskontributionen, der Unterhalt der Truppen, die Durchzüge der Soldaten und die unausgesetzt sich wiederholenden Belästigungen aller Art ausüben." Und nun 1813, wo die Not des Landes am höchsten gestiegen war, verlangte Napoleon neue Opfer, neue Rüstungen. Von dem westfälischen Kontingent war noch nicht der zehnte Teil aus Rußland zurückgekommen, alles Kriegsmaterial war verloren. Der Kaiser aber forderte sofortige Neuaufstellung des Heeres, heischte gebieterisch die Verproviantierung Magdeburgs auf ein Jahr. Vergeblich bat und schrieb Jerome um Nachlaß, um Unterstützung. Napoleon gab nicht nach. Die Steuern mußten aufs neue erhöht werden, das Land sollte bis aufs äußerste ausgesogen werden — aber kein Dekret half mehr, die Staatskassen blieben leer. Hier und dort brachen bereits lokale Aufstände aus. Sogar in Kassel selbst zeigten sich, als der Aufruf König Friedrich Wilhelms III. „An mein Volk" bekannt wurde, Sympathien für Preußen, und die sorgsame Durchforschung der Privatkorrespondenzen — das „schwarze Kabinett" hatte stets im Königreich eine emsige Tätigkeit entfaltet — ergab allerlei höchst unbefriedigende Resultate.

Beunruhigender war die Tätigkeit preußischer und russischer Streifkorps, vor denen die jungen westfälischen Truppen eine wenig ruhmreiche Rolle spielten. Am 28. September mußte Jerome sogar vor einem jähen Ansturm des russischen Korps Czernitschoffs Kassel verlassen, konnte aber Mitte Oktober noch einmal zurückkehren, freilich eigentlich nur, um aus den Schlössern und Museen Kunstwerke und Silberzeug nach Frankreich zu senden, um für sich zu retten, was noch zu retten war. Daß er, wie berichtet wird, schon vorher auch 19 Millionen Franken in Sicherheit gebracht habe, ist dagegen höchst unwahrscheinlich, denn für die „Rettung" einer solchen Summe waren eigentlich während seiner ganzen Regierung die Finanznöte zu groß, und auch die spätere Vermögenslage Jeromes spricht dagegen.

Die Schlacht bei Leipzig brachte die Entscheidung. Am 26. Oktober ritt Jerome, ohne seine Residenz nach einmal zu berühren, von Napoleonshöhe ab, begleitet von dem kümmerlichen Rest seiner Leibgarde. Die traurige Reise, während deren jeder Tag neue Desertionen von Offizieren und Soldaten brachte, ging über Arnsberg und Elberfeld nach Köln und von hier nach Paris.

Das Königreich Westfalen war zu Ende.

Vier Tage nach Jeromes Flucht wurde in Kassel der Kurprinz von Hessen feierlich eingeholt, einen Monat später kehrte der Kurfürst in seine Residenz heim. In Hannover übernahmen die Geheimen Räte der alten Regierung sofort das Regiment, in Braunschweig ein Abgeordneter des noch in England weilenden Herzogs. Überall wurden die preußischen und russischen Truppen mit Jubel begrüßt wie auch die alten Herrscher; am frohsten und lautesten in den preußischen Gebietsteilen.

Wohl wirkt es wunderlich, wie schnell und oft gewaltsam jedes Gedächtnis an das Königreich von Napoleons Gnaden ausgetilgt, wie auch manches Gute, das es, z. B. auf dem Gebiete der Rechtspflege, gebracht hatte, verschwand; am wunderlichsten, wie der Kurfürst von Hessen jede Erinnerung an die letzten Jahre mit Stumpf und Stiel vernichten wollte und die Zeit auf den Standpunkt von 1807 zurückzuschrauben suchte: soll

er doch die alten lahmen Schimmel seiner einstigen Leibgarde einzeln aufgekauft und seine alten Husaren mit ihren Zöpflein wieder daraufgesetzt haben. Aber man nahm solche Marotten in den Kauf, so gründlich hatte die kurze Periode Jeromes die Lust an aller Fremdtümelei ertötet. —

König Hieronymus mit dem leichten Sinn scheint zunächst die Entwicklung der Dinge nicht allzu tragisch genommen zu haben. Schon von Köln aus schrieb er seiner ihm nach Paris vorausgeeilten Gemahlin: „Ich bin hier beim besten Wohlsein und mit einer guten Dosis Mut und Hoffnung angekommen. Das Glück ist ein Weib, sagt man. Es hat uns für den Augenblick verlassen, aber wir werden es wieder zurückführen. Nur Geld fehlt uns.“ Aber auch das scheint er in Frankreich gefunden zu haben, wenigstens konnte er in Stains bei Paris, wo er sich vorläufig niederließ, sein Leben als „König morgen wieder lustik“ fortsetzen, bis die Ereignisse ihn überhaupt vom französischen Boden vertrieben.

Mit seinem Bruder völlig zerfallen, versuchte er jetzt auf seinen Schwiegervater, den König von Württemberg, dahin einzuwirken, daß dessen Fürsprache bei den Verbündeten ihm sein Reich — wenn auch mit Gebietsverkleinerung — wieder verschaffe. Ein naives Verlangen, das König Friedrich mit der Aufforderung beantwortete, seine Tochter solle sich von Jerome scheiden lassen.

Aber Katharina dachte anders. Sie weigerte sich entschieden, ihren Gatten zu verlassen. Allen Versuchen, sie von ihm zu trennen, setzte sie einen nicht zu brechenden Widerstand entgegen. Es liegt etwas Rührendes, nein etwas Heroisches in der Art, wie sie zu ihm hält — obschon sie jetzt längst von seiner Treulosigkeit, von seinem leichtfertigen Lebenswandel unterrichtet ist! Ganz anders als ihre Schwägerin Marie Louise, die sich bedenklich schnell mit der Trennung von Napoleon abfindet, erklärt sie, niemals, was auch kommen möge, ihren Gatten im Stich zu lassen. Wenn ihr Vater ihm und ihr einen gemeinsamen Zufluchtsort in Württemberg versage, so werde sie Jerome, getreu ihrer Pflicht, überall hin in die Fremde folgen, denn sie liebe ihn nach wie vor und werde ihn immer lieben.

An ihre Persönlichkeit, die sich in der Verlassenheit immer stärker und bewundernswerter entwickelte, knüpft sich dann auch für die weiteren Schicksale des ungleichen Paares weit mehr das menschliche Interesse, die menschliche Teilnahme, als an die Jeromes, der im Grunde stets der gleiche Bruder Leichtsinn blieb.

In Österreich fand damals eine ganze Reihe von Napoleoniden und von den Napoleongetreuen Aufnahme, denen die Rückkehr der Bourbonen Frankreich verschloß. Wenn sie auch vielfach unbequem wurden, so nahm sie Metternich, der allmächtige Staatslenker, doch immerhin lieber auf, als daß sie sich etwa in Italien ansiedelten und von dort aus konspirierten; in Österreich standen sie sämtlich unter mehr oder minder scharfer Polizeiaufsicht und durften die ihnen angewiesenen Wohnsitze nicht ohne besondere Genehmigung verlassen. Der ehemalige König von Holland lebte in Graz, die eine Schwester Napoleons, Elise, Großherzogin von Toskana, in Brünn, die andere, Caroline, Königin von Neapel, auf Schloß Heinburg. Jerome und Katharina zogen als „Graf und Gräfin vom Harz“ zunächst auch nach der schönen Hauptstadt von Steiermark, um später auf den heißen Wunsch Jeromes, dem Graz bald zu langweilig wurde, nach dem lustigeren Triest übersiedeln zu dürfen. Hier erfüllte sich endlich auch die schmerzlich-süße Sehnsucht Katharinas. Sie war bisher kinderlos geblieben und hatte oft davor gebangt, das Schicksal der Kaiserin Josephine teilen zu müssen, von Jerome geschieden zu werden, weil sie ihm keinen Erben gab. In Triest wurde ihr ein Knabe geschenkt — dem später noch ein zweiter folgte, der unter dem zweiten Kaiserreich als Plon-Plon bekannt gewordene Prinz.

Jerome aber stürzte sich bald in neue Abenteuer. Er entwich trotz scharfer Aufsicht aus Triest, um sich an Murat bei dessen Feldzug gegen Österreich anzuschließen, nahm dann teil an den Ereignissen der Hundert Tage, des letzten Wiederaufflammens des Sterns des gewaltigen Bruders — um endlich, mit

Jerome, König von Weſtfalen. Gemälde von Baron Gros im Muſeum zu Verſailles.

Müh und Not vor den Bourbonen entkommend, zu ſeiner Gemahlin zurückzukehren. Katharina hatte inzwiſchen eine neue, ſchwere Schule des Leidens durchgemacht. Sie war in Trieſt ziemlich mittellos zurückgeblieben, dann halb mit Gewalt gezwungen worden, nach dem württembergiſchen Schloß Göppingen überzuſiedeln, wo ihr weitere harte Kämpfe mit dem Vater bevorſtanden. Es iſt kein ſchönes Bild, zu ſehen, wie König Friedrich, der zur Zeit des Napoleoniſchen Glanzes vor dem großen Kaiſer in Ehrfurcht erſtarb, der auf den erſten Wunſch des Kaiſers hin ſeine Tochter an Jerome gab, — wie er nun in unerbittlichſter Weiſe die Liebe ſeines Kindes zu ihrem Gatten ertöten, die Scheidung des Paares immer aufs neue durchzuſetzen ſucht. Aber Katharina hielt auch diesmal ſtand. Sie nahm Jerome 1815 mit offenen Armen auf, ſie trug mit ihm alle Härten, die König Friedrich, der ſeinen Schwiegerſohn jetzt haßte, dieſem auferlegte; ſie ſetzte endlich durch, daß ſie als „Fürſt und Fürſtin Monfort"

wieder nach Österreich zurückkehren durften, das immerhin gastfreier erschien als ihr Heimatsland. Hier lebten sie anfangs auf Schloß Schönau, dann nochmals in Triest, vielfach in großen finanziellen Nöten, da Jerome sich auch jetzt noch als denkbar schlechtester Wirt bewährte. Katharina mußte ihren Schmuck verpfänden, sie mußte bald bei der in Rom lebenden Madame Mère, bald bei ihrem eignen Bruder, bald bei dem Kaiser von Rußland um Unterstützung bitten. Nie aber kam bei diesen demütigenden Schritten eine Klage gegen ihren Mann über ihre Lippen. Sie ist ihm die treueste, hingebend liebende Gattin geblieben, bis sie im Sommer 1835 zu Lausanne ein schweres Leiden von seiner Seite riß. — Jerome aber erlebte noch das Wiederemporsteigen des Napoleonssterns, sonnte sich noch im Glanze des zweiten Kaiserreichs. Von seinem Neffen, Napoleon III., wurde er in Paris gastlich aufgenommen, aufs neue als französischer Prinz anerkannt und — was ihm wahrscheinlich besonders lieb war — mit einer Jahresapanage von einer Million Franken ausgestattet. Als Maréchal de France und Ehrengouverneur der Invaliden lebte der immer noch lustige alte Herr bis zum 8. Juni 1860. Seine sterblichen Reste ruhen im Invalidendom an der Seite des großen Bruders, der ihn aus dem Nichts zum Könige von Westfalen gemacht hatte.

Tanzlied.

Nein, ich bleib' nicht bei den Alten!
Bei den Alten
Muß man sich fein stille halten.
Lieber geh' ich zu den Jungen.
Bei den Jungen
Wird getanzt und wird gesprungen!

Mädel mit den braunen Augen,
Drin die ganze Sonne lacht,
Ei, Du Donnerwettersmädel,
Was hast Du aus mir gemacht!
Drehtest Dich so keck und lustig,
Leicht und frisch im Saal herum,
Fühlt' ich leis mich überströmen
Deiner Jugend Fluidum.
In dem brennend roten Kleidchen,
Wie das fegt und wie das fliegt,
Gleichst Du einer Anemone,
Die im Südlandssturm sich wiegt.
Und ich gucke mir die alten
Augen schier zum Kopf heraus.
Öffne weit mein Herz der Torheit.
Jage den Verstand nach Haus.

Nein, ich bleib' nicht bei den Alten!
Bei den Alten
Muß man sich fein stille halten.
Lieber halt' ich's mit den Jungen!
Bei den Jungen
Wird getollt und wird gesprungen.

Und mich tief verbeugend frag' ich:
Lustberauschtes schönes Kind,
Willst Du einen Tanz mir schenken,
Willst Du, kleiner Wirbelwind?
„Ei, ja wohl! Und will Dich schwingen,
Bis das Alter Dir vergeht.
Bis die ganze Dichterseele
Lichterloh in Flammen steht.
Bis die längstvergessne Jugend
Stürmisch Reißaus mit Dir nimmt,
In ein Meer von Tollheit alles
Vor den trunknen Augen schwimmt.
Jugend macht uns leicht das Siegen.
Doch wenn uns das Alter lacht,
Fühlen wir erst aus dem Grunde
Unsre Koboldzaubermacht!"

Nein, ich bleib' nicht bei den Alten!
Bei den Alten
Muß man sich fein stille halten.
Lieber bin ich bei den Jungen.
Bei den Jungen
Wird getollt und wird gesprungen.

Hei, nun geht es an ein Schwingen,
Rechts und links und kreuz und quer.
Wie ein flimmernd Feuerwellchen
Gaukelst leicht Du vor mir her.
Jetzt ein Knixchen! Jetzt ein Blickchen!
Jetzt umschlungen, Hand in Hand.
Und je wilder wir uns schwenken,
Desto heller loht der Brand.
Alles schaut auf uns verwundert,
Schaut den tollen Dichtersmann,
Wie die liebe, kleine Hexe
Ihn so weidlich schwingen kann.
Ja, im Traum noch, als Komete
Rannt' ich Mond und Sterne um,
Und noch lange, lange ging es
Wirbligt mir im Kopf herum.

Nein, ich bleib' nicht bei den Alten!
Bei den Alten
Muß man sich fein stille halten.
Lieber bin ich bei den Jungen!
Bei den Jungen
Wird getobt und wird gesprungen! —

Albert Geiger.

„Niemals." Von Carl Linzen.

Sennora Lori Sander in Rio de Janeiro an den Kunstmaler Professor Georg Burghof in München.

Sie werden sich wundern, mein Freund, als Antwort auf Ihr liebes, kleines Billett einen so umständlichen Brief von mir zu erhalten, und sicherlich mehr noch verwundert sein über das, was ich in diesem Brief Ihnen schreibe. Aber ich mag widerstreben oder nicht — es drängt mir heut förmlich die Feder in die Hand. Und daran ist Ihr kleines Billett und sein Überbringer, unser Freund Manfred, schuld.

Ich will so ruhig und sachlich als möglich schreiben. Und dennoch fürchte ich: die blonde, kühle, stolze Lori Retzlaff, die Sie gekannt und, wie ich sicher weiß, geliebt haben, werden Sie nicht in jeder Zeile dieses Briefes wiederfinden.

Also gestern hat mich Manfred besucht. Denken Sie sich meine Überraschung, hier in Rio plötzlich sein liebes, deutsches Gesicht über dem Gartenzaun auftauchen zu sehen! Ich lag gerade, die gewohnte Zigarette rauchend, in der Hängematte und plauderte über einen französischen Roman hinweg, den ich noch nicht einmal aufgeschnitten hatte, mit meinem Papagei Pedro, einem gelehrten Herrn, der außer Portugiesisch auch ein recht flüssiges Deutsch spricht. „Gnä — Fra — u!" — „Was willst Du, Pedro?" — „Gnä — Fra — u!" — „Ja doch, Pedro!" — „Teure gnädige Frau!"

Himmel, das war nicht mehr Pedros Stimme! Das war unverfälschter Heimatlaut! Die Tränen traten mir in die Augen — ich hätte unserm Manfred um den Hals fallen, ihn küssen mögen — trotz seines wilden Bartes und der häßlichen blauen Brillengläser!

Das liebe, liebe Tropengigerl!

Die monströs weiten Pantalons leuchteten wie frischgefallener Schnee. Ein Jäckchen aus hellgelber, schillernder Seide umflog den kurzen Oberkörper. Entsinnen Sie sich noch, mein Freund, des ungeheuren Fliegenpilzes, den wir zwei vor Jahren bei einem unserer Abendspaziergänge am Saume des Fichtenwäldchens fanden? Brennendrot mit weißen Tupfen — so brennend wie der Himmel am Rande der märkischen Heide. An diesen Fliegenpilz mußte ich komischerweise denken, als ich die kleine, drollige Gestalt unter dem Riesen-Panamageflecht sah, um das ein breiter, scharlachfarbener Streifen Zeug mit weißen Tupfen geschlungen war. Die grüne Botaniertrommel — natürlich! — und das Schmetterlingsnetz durften bei der Ausrüstung nicht fehlen.

Sie werden es selber wissen: unser Manfred befindet sich wieder einmal auf einem seiner Spaziergänge nach Chile, wo er irgendein blaues Blümlein „Unbekannt" aufzuspüren hofft. In den Cordilleren will er, über schwindelhohe, sonnebeglühte Felsplatten hingleitend, nun endlich den farbenschillernden Schmetterling fangen, der ihm seit langem die Ruhe der Nächte verstört. Und in Equador, nahe der Küste, denkt er irgendeinen merkwürdigen Quarz aus der schwefligen Erde zu scharren. Was — so möchte ich fragen — sucht dieser närrischste, unermüdlichste aller Globetrotter, der in Peking so gut sein Absteigequartier hat wie in San Francisco, und der seine vom heißen Sand der Sahara verbrannten Sohlen auf den Schneefeldern von Kanada zu kühlen pflegt — was sucht er im letzten und tiefsten Grunde? Wirklich nur törichte Phantasieblümlein, bunte Papillons und armselige Quarze? Oder nicht vielmehr Ruhe und Frieden für ein wunderliches Herz, das nicht vergessen kann?

Sie selbst, mein Freund, erzählten mir in verflossenen Tagen, wie Manfred als nicht mehr ganz junger Student in Berlin ein Mädchen geliebt habe. Nur eine Putzmacherin; aber eine von den berühmten, die sich als Königinnen der Mode fühlen und keinem Minister sein Einkommen neiden. Sie soll schön gewesen sein, gefährlich schön. Ein Rokokofigürchen, das, von Hunderten bewundert, als allerliebster Anachronismus täglich im zierlichsten Menuettschritt durch die steife, stillose Menge unter den Linden

hinſchwebte. Sie ſelber, mein Freund — geſtehen Sie's nur! — waren ein wenig darein verliebt. Ihr Verhältnis zu Manfred in der Berliner Zeit hatte ſich zuletzt einigermaßen abgekühlt — obwohl von Piſtolenſchüſſen nie etwas verlautet iſt — und in Ihren Augen, ſo oft Sie mir von der blonden Miezel Sarrowitſch erzählten, war ein ſchwaches, aber noch immer verräteriſches Gewitterleuchten. Stellen Sie es doch nicht in Abrede, mein Freund: für Miezel Sarrowitſchs äußeren Liebreiz hatten Sie immer die ungebrochenſten Farben auf Ihrer ſo reichen Palette. Darf Donna Lori Sander Ihnen, lieber, lieber Maeſtro, heut aus weiter Ferne geſtehen, daß Ihr ſtets bereiter Künſtlereifer, Miezel Sarrowitſchs graziöſe Leiblichkeit aus der Erinnerung zu malen, einſt Lori Retzlaffs herbes und ſtolzes Mädchenherz empfindlich verwundete?

Es war das einzige Mal, daß die blonde Lori Retzlaff eiferſüchtig war. Und eiferſüchtig auf wen? Der Gedanke treibt mir noch heute ein wenig die Schamröte in die Wangen.

Ich redete von Miezel Sarrowitſchs Leiblichkeit. Ihre Seele haben Sie mir nie gemalt. Dieſe kleine, häßliche Fratze malte ich ſpäter, als ich das Leben kennen und verſtehen lernte, mir ſelber.

Damals aber urteilte ich: jedes Weib müſſe von Natur aus gut ſein. Und wenn ich von Miezel Sarrowitſchs gelbbraunen Augen und gelben Schlangenlocken hörte, dann war ich arglos genug, nicht zugleich an ein Schlangenherz zu denken.

Ja, Lori Retzlaff war ein Kind — ein großes, törichtes Kind. Sie kannte nichts von der Welt, wußte nichts von Sünde und Verderbtheit des Herzens. Ihr Auge flammte den an, der ſich erkühnte, von ihrem Geſchlecht Schändliches zu reden.

Noch entſinne ich mich jenes Abends genau, da wir auf der Terraſſe verſammelt ſaßen. Es war faſt taghell; das Mondlicht ſchien in ſilbernen Tropfen von den Laubkronen des Parkes niederzurieſeln. Weiter draußen erhellte der weiße Schein die Pracht der märkiſchen Kornfelder. Die Nachtluft mit ihrem eintönigen Geſang, die Eichen mit ihrem geheimnisvollen Rauſchen ſtimmten zur Träumerei, und in meinem Herzen war eine tiefe Andacht. Ich war ſo glücklich, daß — Sie da waren!

Monſieur Dangis, der Schriftſteller aus Paris, den ſie als Gaſt bei uns eingeführt, hatte ſoeben auf dem Flügel das Chopinſche Notturno in H-dur beendet und trat zu uns auf die Terraſſe heraus. Der Dämon Zufall wollte, daß Herr von Görſchen im Geſpräch gerade das Wort „Kokotte" fallen ließ. Monſieur Dangis, den wohl der reichlich genoſſene Chianti reizte, von ſeinen Pariſer Sittenſtudien zum beſten zu geben, erſuchte mit etwas zyniſchem Lächeln um eine Definition des Ausdrucks „Kokotte" und erbot ſich, als der gute, dicke Herr von Görſchen die Antwort ſchuldig blieb, ſelbſt zu einer Erklärung.

Es iſt mir Silbe für Silbe in Erinnerung geblieben, was der hübſche, blaſſe Franzoſe aus der dicken Zigarettenwolke, in die er ſich gehüllt hatte, mit maniertem Lebemannton hervornäſelte:

„Die Kokotte.
Tragikomödie in fünf Akten.

1. Akt: Mademoiſelle Yvonne und Monſieur X. lernen ſich kennen und lieben.

2. Akt (einen Monat ſpäter): Mademoiſelle Yvonne und Monſieur Y. lernen ſich kennen und lieben.

3. Akt: Monſieur X. und Monſieur Y., die bisher Freunde waren, lernen ſich haſſen.

4. Akt: Piſtolenduell zwiſchen Monſieur X. und Monſieur Y. im Bois de Boulogne. Monſieur X. fällt.

5. Akt (am ſelben Tage): Mademoiſelle Yvonne beſteigt mit Monſieur Z., den ſie inzwiſchen kennen und lieben gelernt hat, den Nachtſchnellzug Paris—Le Havre. Man kommt in der Frühe an und unternimmt zu Schiff eine Vergnügungsfahrt nach England.

Applaus. Der Vorhang fällt."

Nun, die Sache war nicht allzuſchlimm. Die Herren taktvoll genug, nach einem unterdrückten Lachen ſo raſch als möglich das Thema zu wechſeln und über einen mehr frivolen als geiſtvollen Scherz hin-

wegzugehen. Wissen Sie, daß ich dem Franzosen hätte ins Gesicht schlagen mögen? All meine Hoffnung war bei Ihnen. Mein Auge hing an Ihrem Auge, gläubig flehend um ein Zeichen, daß Sie — wenigstens Sie — an derlei Zynismen nicht glaubten.

Sie aber schwiegen, Herr Burghof, Sie lächelten. Sie lächelten sogar spöttisch. Dachten Sie an Miezel Sarrowitschs Rokokofigürchen und ihren allerliebsten Schwebeschritt, der sie so behend aus einer Umarmung in die andere führte?

Heut weiß ich, mein Freund: Sie hatten ein gewisses Recht zu lächeln. Ein Recht, das Ihnen Weltkenntnis und Erfahrung gab. Aber das verhütete nicht, daß Lori Retzlaff die ganze Nacht mit brennenden Augen wach lag, weil sie sich tödlich von Ihnen beleidigt glaubte.

Ich grübelte. Gab es solche feile und falsche weibliche Ungeheuer, und war Miezel Sarrowitsch ein solches gewesen — dieselbe, deren Schönheit — ich wußte es wohl! — noch damals in der bloßen Erinnerung Ihr Herz beklemmen konnte? Und hatten Sie solche Erfahrung gemacht bei einer, die — ich wußte es wohl! — Sie geliebt hatten, nun, dann warfen Sie jetzt uns Weiber allesamt in einen Topf. Haha, Miezel Sarrowitsch und Lori Retzlaff — und über beiden Ihr spöttisches Lächeln!

Wieder war der Dämon Zufall im Spiel. Ich sah auf dem Gartentisch ein Buch aufgeschlagen, in dem Sie soeben gelesen hatten. Wie hieß doch die Zeile, darauf mein Auge fiel? „Katzen sind immer noch die Weiber, und Vögel. Oder besten Falles — Kühe."

Ich schleuderte den Unflat in die Hecke von wildem Weinlaub.

Wohlan, mein werter Herr Burghof, versuchen Sie's! Machen Sie die Probe mit Lori Retzlaff!

War ich nicht ein rechter jungfräulicher Don Quijote und rannte wider Windmühlenflügel an? Ach, Sie liebten mich ja damals schon aus treuestem Herzen — das weiß ich heut gewiß. Aber das meinige hatte sich verhärtet, weil es fürchtete, daß man seiner spotten, daß man ihm Schande anheften könnte. Hier schreib' ich es her: aus Scham über die Mitschwester Miezel Sarrowitsch vergaß Lori Retzlaff die Stunde ihres Glückes.

Entsinnen Sie sich noch dieser Stunde? Wir wanderten den stillen Feldrain entlang, dicht hinter dem kleinen, zypressendunklen Dorfkirchhof. Ein Rotkehlchen begleitete uns; wir hörten seinen verhaltenen Gesang immer nahe vor uns in dem Hagedorngebüsch. Es war um die Erntezeit, die dichte Kornmasse schon tiefgolden, von glühendem Mohn durchwirkt. Ein feuchter, wolkiger Tag, fruchtbar und segenversprechend; aber ein Tag ohne Glanz und Licht — einer von den Tagen, die so leicht ein armes Mädchenherz schwer und hoffnungslos machen.

Da küßten Sie mich und gestanden mir Ihre Liebe.

Was ist das Menschenherz doch ein widerspruchvolles Ding! Zumal so ein Herz, wie das Lori Retzlaffs war!

In einem Überschwall des Glückes, der mir den Atem raubte, in einem Moment, da mir die Brust vor Seligkeit zu springen drohte, sah ich mit kaltem Auge Ihr liebes, aufgeregtes Gesicht, und ich wähnte darin die Miene des Siegers zu erkennen, der den Gegner gering schätzt und ihn leichten Spieles zu überwinden hofft.

Es war Lori Retzlaffs fixe Idee geworden, daß einer Ihres Geschlechtes nur demütig und bittend ihr nahen dürfe.

Aber Ihr Auge leuchtete, Ihr Haupt war wie von Strahlenglanz umflossen. Als Sie mich fragten, ob ich Sie beglücken, ob ich Ihr Weib werden wolle, Herr Burghof, da lachte ich hellauf, und meine Lippen sagten das herbe, frierendkalte Wort „Niemals". Sie sagten es in einem Augenblick, da ein Feuerstrom aus meinem Herzen zu dem Ihren überflutete.

Ein schreckliches Wort ist das Wort „Niemals" — mich deucht, das schrecklichste, das die menschliche Zunge geformt hat. Es ist so recht ein Wort der Verdammnis.

Ich habe die ganze letzte Nacht, während der Sturm wütete und eines der furchtbaren Gewitter, wie sie nur unser Himmel kennt, über dem Meer rollte, in Variationen über das Thema „Niemals" phantasiert.

Daran war das kleine, schalkhafte

Billett, das Sie mir durch Manfred überſandt haben, und das Geplauder unſeres Tropengigerls ſchuld. Können Sie ſich denken, daß ich Ihre lieben Zeilen auswendig gelernt und in der Einſamkeit der Nacht wie ein Gebet vor mich hingeflüſtert habe? Was Sie da ſchreiben, klingt ſo herzig und fröhlich — und doch, wer naheſchaut, ſieht an jedem der Worte eine verhaltene Träne blinken.

Und hiermit, Herr Burghof, bin ich zu dem gekommen, was ich Ihnen eigentlich ſchreiben wollte. Nicht wahr, das iſt eine kurioſe Neuigkeit, daß Lori Retzlaff Sie geliebt hat vom erſten Tage an, da Sie in ihr Leben traten? Und wie geliebt! Wiſſen Sie auch, daß wir ſpröden und ſtolzen, wir ſchweigenden Herzen noch ganz anders lieben als die weichen, hingebenden und unverſchloſſenen? Auf jenen trüben Tag folgte eine dunkle, hoffnungsloſe Nacht. In dieſer Nacht lag Lori Retzlaff auf dem Grabe ihrer Mutter zuſammengebrochen und rief Ihren — ja, Ihren Namen in die toten Lüfte.

Wie habe ich Sie zurückgeſehnt — wie habe ich, nachdem Sie ohne Abſchied gegangen, auf Sie gewartet — nach einem Wort von Ihnen gehungert — Jahr um Jahr! Sie kamen nicht — Sie hatten „das dumme, alberne Mädel“ längſt vergeſſen!

Iſt es nicht ganz wie im Roman? Geſtern höre ich von Manfred, daß Sie weder mir grollen noch mich vergeſſen haben. Ja, daß Sie mein Bild noch immer lebendig im Herzen tragen. So lebendig, daß Sie zögern und zögern, die Erinnerung an Ihre trotzige, blonde Freundin einem neuaufgehenden Liebesgeſtirn zu opfern.

Gibt es im Leben Zuneigungen und Gefühle, die unüberwindlich ſind, Gluten des Herzens, die nie erlöſchen? Ich glaube, mein Freund, ich glaube. Iſt nicht dieſer Manfred ein lebendiges Beiſpiel dafür? Der da ruhelos, als ein Enterbter des Glückes, durch die Welt fährt, Blumen ſucht, Quarze gräbt und nach Schmetterlingen haſcht!

Ich habe mich geſtern auf dem Wunſche ertappt, daß auch Sie einmal, wie Manfred, ausziehen möchten, um in Chile das Blümlein „Unbekannt“ zu ſuchen oder am Abhang der Cordilleren nach Papillons zu haſchen. Und daß Sie auf dem Wege dahin plötzlich mit lachendem Geſicht über unſern Gartenzaun ſchauen möchten. Aber nein, es iſt wohl beſſer ſo, daß Sie in München bleiben und als ein Großer, Einſamer, Zielbewußter zur Vollendung ſteigen. Man zählt Ihren Namen ja längſt unter die berühmten in der Kunſt. Manchmal ſchon trug der Seewind ihn an mein Geſtade, und ich brauche Ihnen nicht zu ſagen, wie er ſtets mein Herz mit eigenem Schauer gerührt hat.

Georg Burghof, erlauben Sie mir, die durch das Meer, das große, beruhigende, Leidenſchaften kühlende, von Ihnen getrennt iſt, und die keinen Wunſch hat, als ihrem Gatten allzeit eine rechtſchaffene Frau zu bleiben — erlauben Sie der ſchon ein klein wenig alternden Señora, die längſt gelernt hat, mit klarem und ſtillen Auge auf die Dinge des Lebens zu blicken, heut dieſes Bekenntnis: Lori Retzlaff liebt Sie und wird Sie lieben bis zum letzten Atemzug! So viele Schaumwellen zwiſchen uns ſind, und ſo viele Meeresvögel einſam in dem ungeheuren Raum ihre Bahnen ziehen, ſo vielmal rufe ich Ihnen zu: Lori Retzlaff wird Sie nicht vergeſſen! Lori Retzlaff bittet Sie um Vergebung für jenes Lachen und jenes „Niemals“ — für die große Sünde wider Ihr und das eigene Glück!

Fehlt mir hier in Rio etwas? Das einſtige märkiſche Landfräulein lebt in einem Luxus, den ſie nach ihren früheren Begriffen in das Gebiet der Fabel verwieſen haben würde. Mein Gatte iſt Kaufmann. Einer von den großen, königlichen Krämern, wie ſie hier und dort an den berühmten Meerbuchten der Erde wohnen. Die kleinen, braunen Kaffeekörner verwandeln ſich in ſeinen Händen in pures Gold. Mein Gatte iſt rechtſchaffen, mir allzeit ein gütiger Prinzipal, und ich will nicht klagen.

Olivia, mein kleines, ſchwarzes Zöfchen, huſcht durchs Zimmer und macht ſich an den Jalouſien zu ſchaffen. Dabei lugt ſie mich von der Seite an; ich leſe etwas wie zärtliche Beſorgnis von ihrem Geſicht. Hat ſie mich etwa geſtern weinen ſehen?

‚Cachorro! cachorro!‘ klingt es rauh draußen vor dem Fenster. Cachorro heißt Hund. Zwei farbige Hafenarbeiter, ein Neger und ein Mulatte, prügeln sich. Jetzt tastet der eine nach dem Messer. Man erschrickt hier über derlei nicht. Sie werden nachher zusammen Branntwein trinken, Negerliedchen singen und sich vertragen.

Jetzt erhebt Felipe, mein kleiner Meerkater, im Garten seine Stimme. Seltsam traurig hört sich der singende Ruf dieses Spaßmachers in der Abendstille an; fast wie Klage um ein Leben in der Gefangenschaft, wie Sehnsucht nach den freien Gespielen der Jugend, die sich noch draußen im Urwald tummeln. Siehe, jetzt springt Felipe in die äußerste Krone der Stechpalme hinauf und schüttelt sie und schüttelt wütend seine Kette. Welche Kraft und Leidenschaft in dem kleinen, drolligen Kerl! Aber ein wenig Liebe ist doch das Beste vom Leben. Siehe, da hängt er seiner Freundin Olivia schon am Hals und läßt sich von ihr herzen und kosen!

So sitze ich hier und blicke oft auf den schimmernden Hafen von Rio hinaus. Da kommen die Schiffe aus dem alten Europa angeschwommen, und wenn ich mein Fernglas zur Hand nehme, so kann ich Völkerkunde treiben.

Unser Nachbar, der deutsche Konsul, gibt morgen ein Fest. Da werden sie daherschwirren wie schöne, glänzende Tauben: alle, die Doña Ermelinda und Candida und Leocadia, die Doña Dolores und Mercedes und Zelmira mit ihren kleinen, geschmeidigen Gestalten, ihren winzigen Händlein und Füßlein, den mehr feurigen als klugen Augen und dem reichen Schmuck an Gold und Steinen. Sie werden in allen Gemächern wimmeln und die Luft mit Geschwatz und Zigarettenrauch erfüllen.

Die schönste meiner Freundinnen ist Doña Dolores de Vasconcellos. Ein wunderlich gemischter Charakter: halb Choral, halb Zirkusmusik. Dabei ein wahrer Jungbrunnen der Zärtlichkeit. Aber ich möchte sie nie erzürnen — diese anschmiegende, sammetschwarze Katze, die elektrisch sprüht!

Alle schwärmen sie für mein Blondhaar, die kleinen Portugiesinnen, die den Schimmer des Goldes so lieben. Wissen Sie, daß wir Töchter Germaniens uns eigentümlich unter diesem Himmel verändern? Unsere Augen werden matter und die Lider gar schwer; der Teint dunkler und die Lippen schwellender. Fast möchte ich sagen, ich sei selber unter den brünetten Typus geraten, wenn nicht mein Haar nur um so goldiger in dem Glanze der fremden Sonne leuchtete.

Diesen Brief vertraue ich dem nächsten Postschiff, das nach Hamburg dampft. Unser Manfred, so sehr ich ihn schätze, deuchte mir kein zuverlässiger, wenigstens kein rascher Bote. Denn wenn er mit heiler Haut aus dem fernsten Westen zurückkehrt, dann erführen Sie günstigstenfalles erst nach Jahresfrist, oder wenn er, was er schon im geheimsten plant, zuvor einen kleinen Abstecher nach Zentralasien macht, dann erführen Sie vielleicht überhaupt niemals, was Lori Retzlaff für Sie gefühlt hat. Und Sie sollen, Sie müssen es doch erfahren, weil Sie ein Recht darauf haben.

In meinen stillen Stunden — und deren gibt es hier so viele! — will ich davon träumen, daß ich eines Tages wieder einmal ein Billett von Ihnen in Händen halte. Aber bitte, mein Freund, wiederum nicht mehr als zwanzig Zeilen! Vergelten Sie diesen langen Brief nicht mit einem ebenso langen, den ich dann — wer weiß — ein langes Leben hindurch an meinem Herzen tragen müßte!

Erntefragen.

Warum nur sind wir auf der Welt?
Wozu sind wir geboren?
Die Sense rauscht durch jedes Feld:
Kaum reif und schon verloren!

Wer ist es, der den Tod bezahlt,
Den hagren Erntemeister?
Wo saust die Mühle, die nur mahlt
Zum Mehl für höhre Geister?

Die Hülse hält das Korn nicht mehr.
Doch wer wird es verzehren? — —
Die Faust der Fragen lastet schwer,
Der Wind drückt auf die Ähren ...

Georg Busse-Palma.

Flugversuche Lilienthals. (Nach Momentaufnahmen von Ottomar Anschütz in Berlin.)

Leichter und Schwerer als die Luft.

Von Regierungsrat Rudolf Martin.

Leichter als die Luft oder Schwerer als die Luft! Was bedeutet dies? Heut wissen es noch wenige. In Zukunft werden es alle wissen. Denn es sind die Grundbegriffe der Luftschiffahrt, die eine immer wachsende Bedeutung in der Welt einnimmt. Die epochemachende Bedeutung der Luftschiffahrt datiert von der Einführung des Motors in das Reich der Lüfte. Durch den Motor in der Luft macht sich der Mensch zum Herrscher des Luftozeans. Der Motor aber hält seinen Siegeszug sowohl auf den „Leichter als die Luft" als auf den „Schwerer als die Luft".

Die Wissenschaft, die von den „Leichter als die Luft" handelt, nennt man Aerostatik. Die Wissenschaft, die von den „Schwerer als die Luft" handelt, nennt man Aerodynamik.

Aerostatische Luftfahrzeuge sind solche, auf welchen man die Last mit Hilfe von Hohlkörpern emporhebt, die mit einem Gase „leichter als die Luft" gefüllt sind. Ihre Eigentümlichkeit beruht in dem Gasballon. Aerodynamische Luftfahrzeuge sind solche, bei denen die Last ohne Ballon mit Hilfe von Schrauben oder anderen derartigen Vorrichtungen in willkürlicher Richtung durch die Luft geführt wird. Ihre Eigentümlichkeit besteht in dem Fehlen des Ballons. In Ermangelung eines Ballons sind sie stets „schwerer als die Luft".

Auf die Idee, Luftfahrzeuge zu bauen, die leichter als die Luft sind, sind die Menschen erst ziemlich spät gekommen. Theoretisch ist der Jesuitenpater Francesco de Lana aus Brescia der Erfinder der „Leichter als die Luft". Er schrieb im Jahre 1670 ein Werk über Luftschiffahrt. Im Jahre 1783 trug der Luftballon von Paris aus die ersten Menschen in die Luft. Aber erst im Jahre 1852 hat der erste Motor dem Luftballon die Richtung vorzuschreiben versucht. Dieses mit einer Dampfmaschine ausgestattete Motorluftschiff war von Henry Giffard in Paris erfunden.

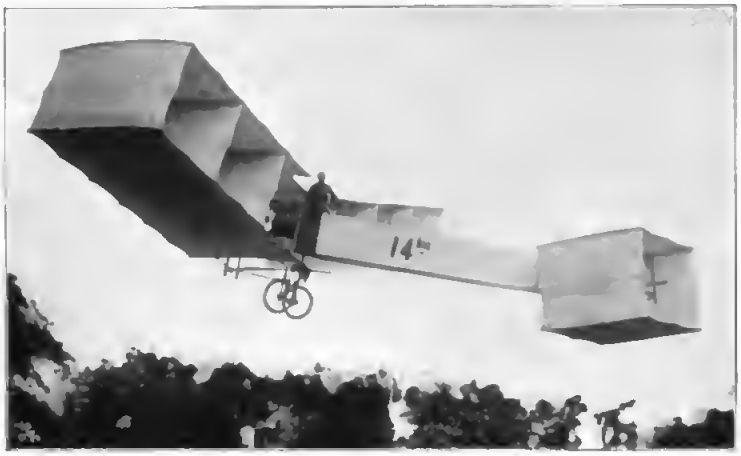
Schon in den ältesten Zeiten haben die Menschen das Bestreben gehabt, wie die Vögel durch die Luft zu fliegen. Die Vögel sind auch schwerer als die Luft und doch machen sie ohne Gasballon die größten Luftreisen. Nach Brehm fliegt der deutsche Wanderfalke an einem Tage nach Afrika hin und zurück. Ein so kleines Vögelchen wie das Blaukehlchen macht die Reise nach Afrika in einer Tour. Schon die alten Völker waren sich aber auch, wie aus den Sagen hervorgeht, der Schwierigkeit des Flugproblems bewußt. Als Ikarus mit seinem Vater Dädalus von Kreta nach Italien fliegen wollte, kam er mit seinen aus Wachs gefertigten Flügeln der Sonne zu nahe und stürzte in das Ikarische Meer. Der Drachen ist schwerer als die Luft, und seit Jahrtausenden ist den Menschen bekannt, daß er sich hoch in der Luft hält. Der erste Mensch, der auf einem „Schwerer als die Luft" geflogen ist, war der Ingenieur Otto Lilienthal zu Berlin im Jahre 1891. Er hielt

sich durch Flügel in der Luft. 1891 bis 1896 ist Lilienthal mehrere hundert Male geflogen und hat mit seinem Flugapparat Strecken von 200 bis 400 m Länge zurückgelegt. Er verunglückte am 9. August 1896 bei Rathenow während eines solchen Kunstfluges, kurz bevor er seinen Flugapparat durch einen Motor vervollständigen wollte.

Gleitapparat der Gebrüder Wright.

Lilienthal betrieb seine Kunst des Fliegens in vollkommen wissenschaftlicher Weise. Seine Abhandlung „Der Kunstflug" in Moedebecks „Taschenbuch zum praktischen Gebrauch für Flugtechniker und Luftschiffer" ist von bahnbrechendem Einfluß auf die Entwicklung der Aerodynamik gewesen. Zu den bedeutendsten Schülern Lilienthals gehörten der französische Kapitän Ferber und die amerikanischen Ingenieure Wilbur und Orville Wright in Dayton in Ohio. Sie haben ihre Versuche auf den Erfahrungen Lilienthals aufgebaut. In den Jahren 1900 bis 1902 sind die Gebr. Wright mit einem Gleitflieger, der aus einem doppelten Deck besteht, mehrere hundert Male geflogen und haben dabei Entfernungen von 300 bis 400 m ohne Schwierigkeit zurückgelegt. Am 17. Dezember 1903 haben die Gebr. Wright zum ersten Male einen Motor in ihren Aeroplan oder Doppeldecker eingesetzt. Am 20. September 1904 gelang es den Gebr. Wright zum ersten Male mit ihrer Flugmaschine nach Beschreibung einer kleinen Kurve an ihren Abflugsort zurückzukehren. Im Herbst 1905 haben sie eine Reihe Aufsehen erregender Fahrten auf ihrer Flugmaschine ausgeführt. Die längste dieser Fahrten fand am 5. Oktober 1905 statt. Einer der Gebr. Wright legte an die-

Santos Dumont führt seine neueste Flugmaschine nach St. Cyr.



Santos Dumont bei der Führung seiner neuesten Flugmaschine.

sem Tage $24^1/_2$ englische Meilen oder 38,9 km in 38 Minuten und 3 Sekunden zurück. Während aber die Gebr. Wright bis zum Jahre 1903 ihre Fahrten öffentlich veranstalteten und samt ihrem Doppeldecker häufig bei ihren Gleitflügen photographiert wurden, haben sie seit dem Einbau des Motors ihre Fahrten nur noch im geheimen, fern von ihrem Heimatsort, an der kalifornischen Küste und meist bei Nacht veranstaltet.

Der erste Aeroplan, der in Europa geflogen ist, ist die mit einem Motor von 6 PS ausgestattete Flugmaschine des französischen Kapitäns Ferber am 27. Mai 1905. Der Motor erwies sich aber als zu schwach, um die Flugmaschine weiter als über einen kleinen Abhang zu tragen. Kapitän Ferber hat seine Versuche wieder aufgenommen und wird sie auch im laufenden Jahre fortsetzen.

Die erste vollkommene Leistung einer Flugmaschine, die schwerer als die Luft ist, ist der Flug des Brasilianers Santos Dumont am 12. November 1906 bei Paris. Auf seiner Flugmaschine reitend, legte Santos Dumont in der Höhe von etwa 3 m eine Entfernung von 220 m zurück. Bei der Berührung des Bodens wurden die Flügel seiner Maschine geschädigt. Der unermüdliche Brasilianer hat sich inzwischen eine neue Flugmaschine bauen lassen. Bei den ersten Versuchen mit dieser im April dieses Jahres ist es ihm aber nicht gelungen, mehr als 15 m zu fliegen.

Im verflossenen Frühjahr haben auch einige andere Flugmaschinen-Konstrukteure in Paris mit mehr oder weniger Glück den Versuch gemacht, sich mit der Flugmaschine vom Boden zu erheben. Auf kurze Entfernungen von 10 bis 30 m Länge ist dies den Flugmaschinen der Herren Delagrange, Blériot und Kapferer gelungen. Größere Erfolge sind aber nicht erzielt worden. Abgesehen von den im geheimen stattgefundenen Flügen der Gebr. Wright steht also der Rekord des

Die neueste Santos Dumontsche Flugmaschine in St. Cyr kurz vor dem Aufstieg.

Brasilianers Santos Dumont für alle „Schwerer als die Luft“ bis heute unerreicht da.

Wie Otto Lilienthal, so sind auch die Gebr. Wright in den Jahren 1900 bis 1902 mit ihren drachenförmigen Gleitfliegern gegen den Wind angegangen und haben sich von der Kraft des Windes tragen lassen. Die Hebekraft des Windes ist bei den Drachen außerordentlich. Es erscheint daher nicht ausgeschlossen, daß der Wind auch zu dem Erfolg der mit Motor ausgestatteten Drachenflieger der Gebr. Wright und des Santos Dumont ein wenig beigetragen hat. Aber auch wenn dies der Fall wäre, so würde den Flugmaschinen oder „Schwerer als die Luft“ schon in den nächsten Jahren eine große Zukunft bevorstehen, sofern die Angaben über die weiten Flüge der Gebr. Wright auf Wahrheit beruhen. Über die nächste Zukunft der „Schwerer als die Luft“ wird also die Welt so lange im ungewissen sein, bis die Gebr. Wright ihr Rätsel gelöst haben.

Da für Leistungen mit einem „Schwerer als die Luft“ eine Reihe von Preisen von insgesamt mehr als 1 Million Mark ausgesetzt sind, so liegt für die Gebr. Wright wie für jeden Erfinder von Flugmaschinen ein starker Anreiz vor, ihre Leistungen öffentlich zur Schau zu stellen. Die Daily Mail in London hat allein einen Preis von 10 000 Lstr., also nahezu eine Viertel Million Mark, für denjenigen Flugmaschinen-Konstrukteur ausgesetzt, der zuerst auf seiner Flugmaschine von London bis Manchester zu fliegen vermag.

Die Leistungen der Flugmaschine, die „schwerer als die Luft“ ist, sind zur Zeit noch winzig, gegenüber den von Gas getragenen Motorluftschiffen, die „leichter als die Luft“ sind. Eine Flugmaschine, die ohne Gas einen Menschen zu tragen vermag, ist im allgemeinen ein viel großartigerer Sieg des Menschen über die Natur, als ein von Gas getragenes Motorluftschiff. Der „Schwerer als die Luft“ macht den Menschen unabhängig vom Gase, das einen hohen Preis hat und nicht an jeder Stelle zu haben ist. Auch entströmt das Gas der Hülle des Motorluftschiffes teils von selbst, teils bei Öffnung des Ventils. Durch das Entweichen des Gases ist der Aktionsradius auch des vollkommensten Motorluftschiffes der Gegenwart, nämlich der von den Gebrüdern Lebaudy in Paris konstruierten „Patrie“, engbegrenzt. Nach ihrem Benzinvorrat würde die „Patrie“ nicht weniger als 450 km in 10 Stunden in der Luft bleiben können. In Wirklichkeit ist sie aber durch das Entweichen des Gases schon nach 4 Stunden zum Landen gezwungen. Für die zigarrenförmige Gashülle eines Motorluftschiffes, das gegen den Wind ankämpfen soll, ist es von der größten Wichtigkeit, daß die zur Überwindung des Luftwiderstandes zigarrenförmig konstruierte Hülle ihre pralle Form behält. Durch das Entweichen des

Flugmaschine von Delagrange in voller Fahrt.

Gases verliert sie aber diese Form. Und nur während eines Zeitraums von etwa vier Stunden kann bei der „Patrie“ der Verlust an Gas durch das Einpumpen von Luft in das Ballonet, das heißt den Luftsack, der Gashülle wettgemacht werden.

Die Flugmaschine von Blériot in Ruhe.

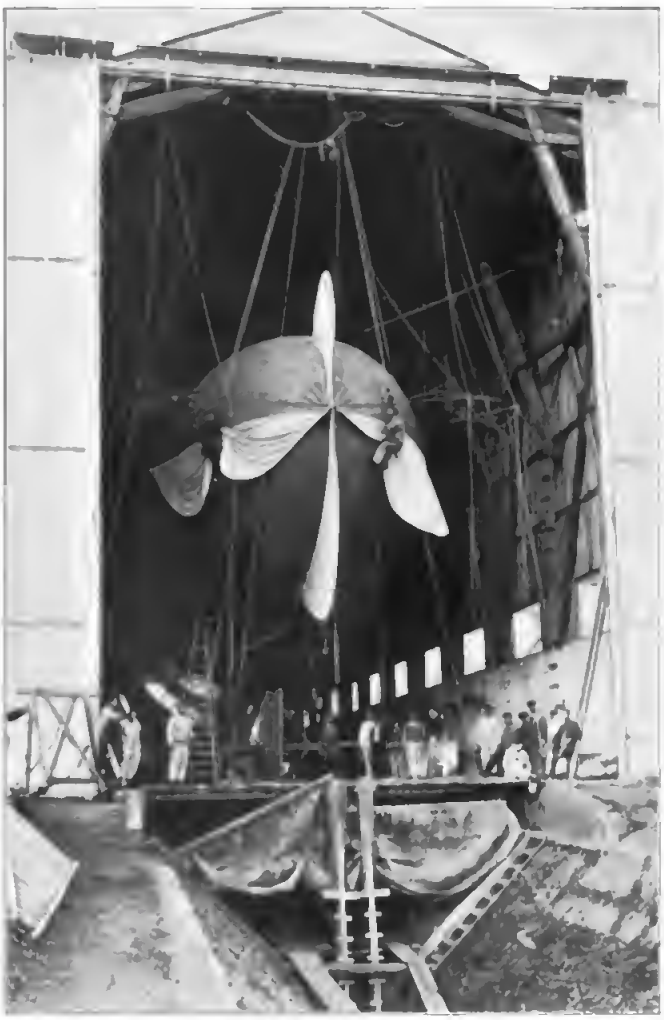
Ein „Schwerer als die Luft“ würde auch noch den weiteren Vorteil vor dem „Leichter als die Luft“ voraushaben, daß er kleiner und mehr stabil ist, und daher den Luftwiderstand leichter zu überwinden vermag, als der „Leichter als die Luft“ mit seiner großen Gashülle. Eine leistungsfähige Flugmaschine würde also höchstwahrscheinlich eine weit größere Schnelligkeit entwickeln können, als ein von Gas getragenes Motorluftschiff. Je schneller der Motor der Flugmaschine arbeitet, um so sicherer hält sie sich in der Luft.

Der Aktionsradius eines „Schwerer als die Luft“ würde nur von dem Benzinvorrat begrenzt sein, den er bei sich zu führen vermag. Sollten die Angaben der Gebr. Wright in der Hauptsache richtig sein, so könnte ihre Flugmaschine schon rund 19 km hin und zurückfliegen, ohne aufs neue Benzin einzunehmen. Der Aktionsradius ihrer Flugmaschine wäre also schon in diesen ersten Anfängen mit 19 km als ein recht ansehnlicher zu bezeichnen. Eine so leistungsfähige Flugmaschine würde bald eine viel größere Bedeutung als das Automobil gewinnen. Aller Wahrscheinlichkeit nach würde eine Flugmaschine sogar erheblich billiger kommen als ein Automobil.

Eine Flugmaschinenfahrt in der Luft wird aber noch auf lange Zeit hinaus große Übung und Geschicklichkeit des Chauffeurs zur Voraussetzung haben. Stockt der Motor, oder verliert die Flugmaschine das Gleichgewicht, so ist erhebliche Gefahr vorhanden, daß der Chauffeur zu Boden stürzt und das Leben einbüßt. Mehr als eine Person wird in absehbarer Zeit eine Flugmaschine, die schwerer als die Luft ist, wahrscheinlich nicht zu tragen vermögen. Je mehr Personen sie trägt, um so größer ist die Gefahr,

Die Flugmaschine von Kapferer.

wenn der Motor versagt. Durch die großen, drachenartigen Flächen wird bei dem Aeroplan der Gebr. Wright und in geringerem Umfange wohl auch bei der Flugmaschine von Santos Dumont ein Absturz wesentlich gemildert. Immerhin ist zu befürchten, daß noch viele Erfinder der „Schwerer als die Luft" ihr Streben mit dem Leben bezahlen müssen.



„Patrie" vor dem Verlassen des Ballonhauses.

Solange das Geheimnis der Gebr. Wright nicht offenbar geworden ist, erscheint es müßig, die Umwälzungen zu schildern, welche solch eine Flugmaschine in der Welt hervorrufen muß. In meinem soeben erscheinenden Buche „Das Zeitalter der Motorluftschiffahrt" (Leipzig, Theod. Thomas) habe ich mich bei dieser Sachlage darauf beschränkt, in erster Linie die volkswirtschaftlichen, sozialen, militärischen und politischen Konsequenzen der von Gas getragenen Motorluftschiffe zu ziehen. Bis jetzt können diese „Leichter als die Luft" allein den Anspruch machen, das Zeitalter der Motorluftschiffahrt einzuleiten. Die Veränderungen der bestehenden Verhältnisse beginnen schon jetzt.

Die französische Heeresverwaltung besitzt bereits zwei Kriegsluftschiffe. Es sind dies die von Gas getragenen Motorluftschiffe „Lebaudy" und „Patrie". Beide sind von dem Direktor der den Gebr. Lebaudy gehörigen Zuckerraffinerie, dem Ingenieur Julliot, konstruiert. Der „Lebaudy" ist Ende 1905 und die „Patrie" Ende 1906 in den Dienst der französischen Armee eingestellt. Beide Motorluftschiffe, die sich als vollkommen lenkbar erwiesen haben, gehören dem sogenannten halbstarren System an. Der große zigarrenförmige Gasballon ist auf einer Grundfläche von Metallrohren festgeschnürt. Die „Patrie", die einen Gasinhalt von 3150 cbm hat, wird in Verdun in einer großen, zu diesem Zweck hergestellten Ballonhalle untergebracht werden. Auch die beiden neuen, schon in Auftrag gegebenen Kriegsluftschiffe der französischen Armee, die „République" und die „Démocratie", werden ihren Standort in der Nähe der deutschen Grenze erhalten.

In Frankreich besitzen noch drei Privatpersonen gegenwärtig Motorluftschiffe, die leichter als die Luft sind. Der Graf de la Vaulx besitzt ein kleineres, dem Sport dienendes Motorluftschiff von nur 765 cbm Gasinhalt. Der Petro-

„Patrie" kurz nach dem Aufstieg.

leumraffineur Deutsch de la Meurthe verfügt über ein lenkbares Motorluftschiff von 3200 cbm Gasinhalt, genannt Ville-de-Paris, das vielleicht noch in diesem Jahre zum erstenmal eine erfolgreiche Fahrt machen wird. Santos Dumont, der soeben die Widerspenstigkeit der „Schwerer als die Luft" am eignen Leib erfahren mußte, hat sich seiner alten Vorliebe für die „Leichter als die Luft" aufs neue zugewandt. Soeben hat er zwei von Gas getragene Motorluftschiffe in Bestellung gegeben. Das eine wird einen Gasinhalt normaler Größe haben. Das andere aber soll das kleinste Motorluftschiff der Welt werden. Es hat nur 100 cbm Gasinhalt. Da Santos Dumont selbst nur 55 kg wiegt, wird es ihm vielleicht möglich sein, in Dächerhöhe auf den Pariser Boulevards spazieren zu fahren, wie er dies schon im Jahre 1902 mit seiner Nr. 9, der sogenannten

Gondel und Motor von „Patrie".

Luftballadeuse, getan hat. In Frankreich ist auch der größte halbstarre Motorballon gebaut, der bis jetzt existiert. Es ist der Motorballon des Amerikaners Wellmann mit einem Gasinhalt von 7349 cbm, in dem der unternehmungslustige Amerikaner Ende Juli oder Anfang August von Spitzbergen aus den etwa 1200 km entfernten Nordpol in einer Fahrt von etwa 40 Stunden zu erreichen hofft.

Neben Frankreich gibt es brauchbare „Leichter als die Luft" eigentlich nur in Deutschland. Selbst England und Amerika haben noch kein von Gas getragenes Motorluftschiff aufzuweisen. Die beiden deutschen Motorluftschiffe sind ganz origineller Art. Die Konstrukteure sind der General der Kavallerie Graf Zeppelin, Generaladjutant des Königs von Württemberg, und der bayerische Major von Parseval. Das Zeppelinsche Motorluftschiff gehört dem starren und das Parsevalsche dem unstarren System an.

Das Zeppelinsche Motorluftschiff ist das größte der Welt. Die zigarrenförmige, ganz aus Aluminium bestehende Hülle enthält in 16 Zellen 16 verschiedene, aus Baumwollstoff gefertigte Gasballons. Die Hülle ist nicht weniger als 128 m lang und hat 12 m Durchmesser. Am 10. Oktober 1906 hat Graf Zeppelin mit insgesamt 11 Personen an Bord eine Luftreise von 110 km in reichlich zwei Stunden um den Bodensee gemacht.

Die Eigenbewegung seines Motorluftschiffes beträgt 50 bis 54 km in der Stunde. Dies System hat die größte Tragfähigkeit. Bei einem Gasinhalt von 11 000 cbm könnte Graf Zeppelin jetzt bereits 30 Personen an Bord haben, wenn er die beiden Gondeln entsprechend vergrößern würde. Bei einer Vergrößerung des Durchmessers um nur 2 m würde sein Aluminium-Luftschiff bei der gleichen Länge nicht weniger als 70 Personen zu tragen vermögen. Nach der theoretischen Berechnung des Grafen Zeppelin vermag sein Motorschiff selbst bei ungünstigem Winde 850 km hin- und ebensoviel zurückzufliegen, ohne daß es Benzin einzunehmen gezwungen ist. Da die Hülle aus Aluminium gefertigt ist, verliert sie durch das Entweichen des Gases nicht die starre Form.

Das Motorluftschiff des Majors von Parseval ist von der Motorenluftschiff-Studiengesellschaft, die auf Anregung des Kaisers gegründet wurde, kürzlich aufgekauft worden. Trotz eines Gasinhaltes von nicht weniger als 3000 cbm vermeidet es außer der eisernen Gondel, die auch den Motor enthält, alle Metallbestandteile.

Das Zeppelinsche Luftschiff vor dem Aufstieg. (Gefertigt aus Kontinental-Ballonstoff.)

Das Parsevalsche Luftschiff.

Die pralle Form der Gashülle wird durch zwei Ballonets, das eine am Kopf und das andere am hinteren Teil, aufrecht erhalten. Durch das Einpumpen bezw. Auspumpen der Luft in diese Ballonets ist es auch möglich, die zigarrenförmige Hülle schräg nach oben oder schräg nach unten zu richten und dadurch den Aufstieg oder Abstieg fast ohne Ballastauswerfen oder Ventilziehen zu erreichen. Bei einer der bisherigen Probefahrten im Herbst 1906 war das aerostatische Gleichgewicht des Motorballons auf 300 m eingeschätzt. Ohne Auswerfen von Ballast, lediglich durch die schräge Aufwärtsrichtung der Ballonhülle trieb der Motor das Motorluftschiff bis auf eine Höhe von 1500 m. Dieses Aufsteigen gegen die Gesetze der Aerostatik beweist, daß in dem richtigen Zusammenwirken der beiden Ballonets eine aerodynamische Kraft liegt. — Der Parsevalsche Motorballon kann also in gewissem Sinne als eine Vereinigung der beiden Systeme „Leichter als Luft" und „Schwerer als Luft" bezeichnet werden.

Niemand vermag heute zu sagen, welches dieser beiden Systeme im Laufe des XX. Jahrhunderts die größere Rolle spielen wird. Sicher aber erscheint mir, daß zunächst die „Leichter als die Luft" bei der Eröffnung des Zeitalters der Motorluftschiffahrt ihren Gegnern den Rang abgelaufen haben. Die Schwierigkeit der Konstruktion eines „Schwerer als die Luft" ist aber auch um vieles größer. Aller Wahrscheinlichkeit nach werden dereinst beide Hauptarten von Luftfahrzeugen teils zu verschiedenen, teils zu gleichen Zwecken nebeneinander angewandt werden.

Der Gast.

Du kamst und trankst von meiner Fröhlichkeit,
Du finstrer Gast! — Dein Auge wurde helle.
Du kamst aus glänzender Verlassenheit,
Wo keine Freude lacht und keine Quelle.

Wie Du dann sprachst und wie Du lächeltest,
Beschirmt ich meinen klaren Trank verstohlen.
Trink, — doch vergifte mir nicht meinen Rest!
Ich muß ihn mir zu weit und tief her holen!

Frida Schanz.

Vom Schreibtisch und aus dem Atelier. Erinnerungen an Anastasius Grün.

Von Helene Fick.

Am 11. April des verflossenen Jahres waren es hundert Jahre, daß Anastasius Grün das Licht der Welt erblickt hat. Es war dies ein Anlaß, den liebenswürdigen Dichter in seiner literarischen und politischen Wirksamkeit der heutigen Generation wieder ins Gedächtnis zu rufen, und dies ist einstimmig in dem Sinne geschehen, die Verdienste nicht nur des Dichters, sondern auch des ehrenfesten Politikers in das rechte Licht zu stellen. Im Anschluß daran dürfte es vielleicht von Interesse sein, auch einzelnes von dem Menschen, dem Grafen Anton Alexander von Auersperg und seiner Familie zu erfahren. Die Erinnerungen, die ich hier aufzuschreiben im Begriff bin, werden dazu dienen, nicht nur das Bild des edlen Mannes zu vervollständigen und Streiflichter auf sein überaus glückliches Familienleben zu werfen, sondern auch zu zeigen, worin wahre Vornehmheit besteht.

Als im Jahre 1848 meine Vaterstadt Frankfurt sich rüstete, aus allen Gauen Deutschlands die Männer zu empfangen, die in der Paulskirche das aus den Fugen gegangene Reich wieder einzurenken versprachen, da war es den besseren Bürgern darum zu tun, diesen willkommenen Gästen den Aufenthalt in ihren Mauern so angenehm wie möglich zu gestalten. Viele, darunter auch meine Eltern, stellten Privatlogis zur Verfügung, und auf diese Weise ist es gekommen, daß das tolle Jahr meiner Familie neben manchem andern einen Schatz unvergeßlicher Erinnerungen, eine Freundschaft fürs Leben gebracht hat.

Den Tag, an dem Graf Auersperg zwei hübsch eingerichtete Zimmer meines elterlichen Hauses bezog, kann ich nicht mehr genau angeben, nur soviel weiß ich, daß er kaum acht oder vierzehn Tage darauf mit einer Bitte zu meiner Mutter kam, die nicht geringe Aufregung bei uns Kindern und ziemliche Verlegenheit bei den Erwachsenen hervorrief. Die junge Gräfin im fernen Steiermark verging vor Sehnsucht nach dem Gatten und konnte den Gedanken an eine längere Trennung nicht ertragen. Sie bat um gastliche Aufnahme in unserer Familie und versprach, ohne die geringsten Ansprüche zu kommen und mit allem zufrieden zu sein, wenn sie nur wieder bei ihrem Mann sein könne. Der Graf war ein beredter Fürsprecher seiner jungen Frau, und so blieb denn, trotz aller Bedenken, nichts anderes übrig, als ja zu sagen und die Vorbereitungen zu der Aufnahme des zweiten Gastes zu treffen. In einem einfachen bürgerlichen Haushalt mit zum Teil noch kleinen Kindern eine unbekannte hochgeborene Gräfin auf unbestimmte Zeit als Hausgenossin aufzunehmen, hätte unter Umständen eine bedenkliche Sache werden können, denn Anspruchslosigkeit ist ein ziemlich dehnbarer Begriff. Man kann sich denken, mit welcher Spannung der Ankunft der Gräfin entgegengesehen wurde, aber schwerlich macht man sich eine Vorstellung davon, welch ein bescheidenes, kindliches Geschöpf uns von dem überglücklichen Grafen zugeführt wurde. Mit ihrem Eintritt in unser Haus beginnt eine Episode, die mit zu unseren schönsten Familienerinnerungen gehört, die nicht einen störenden Moment aufzuweisen hat. War ich damals auch erst ein kleines siebenjähriges Mädchen, so steht doch vieles noch ganz klar und lebendig vor mir, ganz besonders der Kultus, der von uns Kindern mit der vergötterten Hausfreundin getrieben wurde, und die Art, wie sich diese in den ihr ganz fremden, ungewohnten Kreis hineinfand. Sie war absichtlich ohne jede Bedienung gereist und machte von der Hilfe unseres Stubenmädchens, das ihr zur Verfügung gestellt wurde, den allerbescheidensten Gebrauch. In allem benahm sie sich wie ein intimes Fami-

Anastasius Grün. Gemälde von P. Krämer. Photographieverlag von F. Bruckmann, A.-G., in München.

lienglied, lag stundenlang mit dem kleinen vierjährigen Ferdinand am Boden, um ihm bauen zu helfen und andere Spiele mit ihm zu treiben. Selbst kinderlos, war sie in das hübsche, lebhafte Bürschchen so vernarrt, daß sie es allen Ernstes geschenkt bekommen wollte, und da sie begreiflicherweise dabei auf hoffnungslosen Widerstand stieß, begnügte sie sich damit, es über alle Maßen zu verwöhnen und sich alles von ihm gefallen zu lassen. Der kleine Kerl durfte sich erlauben, ihr in den stärksten Ausdrücken ihre Dummheit und Ungeschicklichkeit beim Aufstellen seiner Bleisoldaten vorzuhalten. Zufällig habe ich ein Briefchen gefunden, das sie ihm kurz nach der Abreise geschrieben hat, und da es ihren Verkehr mit ihrem kleinen Liebling charakterisiert, will ich es mit hierher setzen:

Mein liebes Bübchen! — Von ganzem Herzen danke ich Dir für die schöne Halskette, mit welcher Du mir eine sehr große Freude gemacht hast. Ich werde sie immer sehr gut aufbewahren, sowie auch das Armband von Perlen, welches Du mir einmal geschenkt hast. Ich gratuliere Dir zur schönen Strohkappe, welche Du in der Messe bekommen, und möchte sie gerne einmal sehen. Wie gerne käme ich wieder nach Frankfurt, um Dich, mein liebes, goldiges Bübchen, als preußischen Offizier zu sehen und zu bewundern. Da möchte ich Dir auch helfen, Dein Lager aufzustellen, wenn Du mich belehren willst, wie ich es machen muß. Auch Dein liebes Briefchen macht mir viel Freude, und ich sende Dir dafür tausend herzliche Küsse. Behalte immer ein bißchen lieb

Deine alte Freundin Marie.

Aber nicht nur das Nesthäkchen erfreute sich ihres Interesses und ihrer Freundschaft, auch mit mir und meinen beiden älteren Schwestern stand sie auf sehr vertrautem Fuß. Zu den damals dreizehn- und vierzehnjährigen Backfischchen stahl sie sich abends immer ins Schlafzimmer, und die sonst gestrenge Mutter mußte schon ein Auge zudrücken, wenn der Schlaf der Kinder manchmal um eine Stunde und mehr verkürzt wurde. Die köstlichen Augenblicke, in denen die vergötterte Gräfin in herzlichem Geplauder abwechselnd auf den beiden Betten der Mädchen saß und sich gelegentlich von ihnen abküssen ließ, gehörten bis ins späte Alter zu den schönsten Erinnerungen der beiden Frauen. Tagsüber war die Gräfin meistens ganz auf unsere Gesellschaft angewiesen, da der Gemahl natürlich viel mit seinen politischen Freunden verkehrte und auch seine Mahlzeiten meistens mit diesen außerhalb des Hauses einnahm. Daher kommt es wohl auch, daß sie in meiner Erinnerung eine viel bedeutendere Rolle spielt als der ernste, ausschließlich von dem Geschick seines Vaterlandes erfüllte Mann. Nur einzelne Bilder stehen noch lebhaft vor mir: die sorgenvollen Zwiegespräche mit meinem Vater, die tägliche stürmische Begrüßung von seiten seiner jungen Frau, wenn er müde und auch enttäuscht aus der Paulskirche heim kam. Überhaupt läßt sich aus den Erinnerungen der siebenjährigen Kinder wohl kaum ein glaubwürdiges Bild von ihm gestalten.

Ich muß mich daher auf die Wiedergabe von Briefen aus jener Zeit beschränken, aus denen, wie mir scheint, der edle, vornehme Mensch am besten hervortritt.

Thurn am Hart (Krain), 20. Sept. 1848.

Ew. Wohlgeboren!

Nach langem, schweren Seelenkampfe über meine Rückkehr nach Frankfurt oder meinen Austritt aus der Nationalversammlung hatte bereits eine Art patriotischen Pflichtgefühls gesiegt und mich bestimmt, die Rückreise dahin anzutreten. Beim Abschiede übergab mir meine Frau die beigeschlossenen Briefe samt dem mitfolgenden Notenheftchen. Schon unterwegs, vollends aber in Wien, wo ich abermals Gründe und Gegengründe im Freundesrate abwog, wurde es mir zur klarsten Überzeugung, daß mein patriotisches Pflichtgefühl sich in dem Wege, den ich einzuschlagen habe, vergriffen hatte, und daß nicht in der Paulskirche, wo ich so leicht zu ersetzen bin, mein eigentlicher Beruf sei, sondern auf jenen Bahnen, wo ich schon früher nicht ganz erfolglos gewirkt hatte und auch fernerhin noch wirken zu können hoffe. Daß ich in dem großen Augenblicke, wo es sich um die Grundsteinlegung der deutschen Einheit und Freiheit handelte, in der Paulskirche anwesend war, ist der freudige Stolz meines Lebens; ich möchte diese Erinnerung um keinen Preis in meinem Leben missen. Aber daß ich nun Abschied nehme, wo die Detailarbeit, Parteikämpfe und Portefeuillemanöver begonnen haben, wird mir kein Unbefangener verdenken. Ich sandte daher meine Austrittserklärung nach Frankfurt und kehrte hierher zurück, wo ich überdies Verpflichtungen gegen dritte Personen, die mit ihrem Lebensunterhalte an mich gewiesen sind, zu erfüllen, ein durch die Zeitverhältnisse zerrüttetes Vermögen, wenigstens in einigen Trümmern zu retten und neu zu ordnen und so mancherlei Obliegenheiten zu besorgen habe, deren Verwahrlosung mir den gerechten Vorwurf der Gewissenlosigkeit in meinem Privatleben zuziehen müßten.

Ich bin daher bemüßigt, die Beischlüsse durch Freundesvermittlung an Sie gelangen zu lassen, wobei ich aus innigstem Herzen bedauere, daß es mir nicht vergönnt ist, Ihnen und Ihrer verehrten Familie, deren Gliedern Sie mich aufs wärmste empfehlen wollen, meinen Dank, meine Verehrung und Anhänglichkeit persönlich wiederholen zu können. Zugleich füge ich das Ersuchen bei, daß es Ihnen gefällig sein möge, meine bei Ihnen rückgelassenen Papiere (stenographische Berichte usw.) und das Kistchen Zigarren an den Überbringer dieses, meinen Freund und Landsmann Laschen, auszufolgen.

Indem ich mich Ihnen und Ihrer liebenswürdigen Familie zu freundlichem Andenken

empfehle, verharre ich mit der innigsten Hochachtung und den herzlichsten Grüßen

Euer Wohlgeboren
aufrichtig ergebener
A. Auersperg.

Thurn am Hart, 10. Mai 1849.

Innigst verehrte Frau!

Meine liebe Marie wird Ihnen und Ihren lieben Kindern in den beifolgenden Briefen selbst ihren Dank ausgesprochen und die Freude geschildert haben, welche sie bei dem Empfange der so überaus werten und freundlichen Sendung empfand.

Indem ich mich in Freude und Dank ihr anschließe, habe ich nur beizufügen, daß alle Gegenstände wohlerhalten angekommen sind und daß ich den aug- und herzbezaubernden Inhalt dieses reichen Füllhornes in Kistengestalt nicht nach Ihrer eventuellen Andeutung bis zum Namenstag meiner Frau verschlossen halten wollte, weil letzterer erst im September eintritt und der freudige Anblick so schöner und von so lieben Händen verfertigter Geschenke ihr allzu lange vorenthalten geblieben wäre; Sie wissen wohl nicht, wie oft, wie gerne und mit welch sehnsüchtigen Rückblicken wir von jenen in Ihrem Hause verlebten Tagen sprechen und welch inniges Verlangen nach einem möglichst baldigen Wiedersehen Ihres Familienkreises uns beide beseelt. Möchte es uns in besseren friedlicheren Tagen vergönnt sein! Meine Frau war so beneidenswert glücklich in der heiteren Unbefangenheit und Ruhe ihres edlen arglosen Gemütes, unverkümmert Ihre und der Ihrigen Gesellschaft genießen zu können, während an mir jene Mißstimmung über den Gang der Dinge zu nagen begann, die jedes redliche Herz, das seine Lebensideale in immer weitere Fernen gerückt sieht, erfassen muß, während auf mir schon damals die Schwüle der politischen Atmosphäre drückte, die sich nun in Gewittern zu entladen beginnt, und ich daher physisch sowohl wie moralisch kränkelte. Ich habe somit noch Versäumtes nachzuholen, aber wann wird ein so glücklicher Augenblick kommen?

Die Zeichen der Gegenwart geben nur geringe Hoffnung. Der deutsche Einheitsdom scheint noch vor dem völligen Ausbau zur Ruine werden zu sollen, zu einem modernen Babel, dem Sitze der Begriffs- und Sprachverwirrung, von einem Teile der Werkleute verlassen, von den anderen in Hader und Gezänke umtobt. Wann werden sie sich verständigen? Wäre ich Egoist genug, nur an mich denkend und vom Augenblicke zehrend, so könnte ich mich der idyllischen Ruhe unserer Gegend und des überwiegend gesunden Sinnes der Landbevölkerung, in deren Mitte wir leben, in stillem Genusse freuen; aber der Blick nach außen und in die Zukunft verleidet jeglichen Genuß, der übrigens in diesen Tagen auch ein Unrecht gegen die anderen wäre.

Entschuldigen Sie, verehrte Frau, diese geschwätzigen Expektorationen; erlauben Sie mir schließlich, mich Ihnen, Ihren Kindern und Ihrem Herrn Gemahl, dem ich mich herzlichst empfehle, in geneigtes Andenken zurückzurufen, und genehmigen Sie freundlich die Ausdrücke der innigsten Verehrung, womit ich die Ehre habe zu verharren

Ihr dankbarst ergebener
A. Auersperg.

Thurn am Hart, 18. Dez. 1850.

Verehrter Herr!

Erlauben Sie einem dankbaren Ehepaare, das die freundliche Aufnahme, welche es im Sommer 1848 in Ihrem Hause gefunden, noch immer zu seinen liebsten Erinnerungen zählt, sich wieder einmal in Ihr und Ihrer liebenswürdigen Familie wohlwollendes Gedächtnis zurück zu rufen. Möchten die zwei Beischlüsse an dem Weihnachtsbaume, den Sie Ihrer Familie widmen, ein bescheidenes Plätzchen und von Seite Ihrer verehrten Gemahlin eine geneigte Aufnahme finden. Die Poesie hat ja von jeher und ganz besonders in so umwölkten Tagen wie die unsrigen, bei dem zarten sinnvollen Geschlechte der Frauen die mildeste Pflege, den ausgiebigsten Schutz und das wohlwollendste Gehör gefunden.

Indem wir beide uns in Ihr und der Ihrigen freundliches Andenken empfehlen, hochachtungsvoll mit den herzlichsten Grüßen

Ihr
aufrichtig ergebener
A. Auersperg.

Zwischen diesen in unmittelbarem Zusammenhang mit dem Jahre 1848 stehenden Briefen und dem folgenden, letzten, der in meinem Besitze ist, liegt ein Zeitraum von neun Jahren, der reichlich mit den freundschaftlichsten Briefen der Gräfin ausgefüllt ist. Dieser letzte des Grafen, vom 2. März 1859, bezieht sich auf ein ganz überraschendes Familienereignis, auf die nach siebzehnjähriger Ehe erfolgte Geburt des ersten und einzigen Sohnes des Paares, dessen Meldung von uns natürlich mit überschwänglicher Freude aufgenommen worden war.

Graz, 2. März 1859.

Verehrte Frau!

Meine liebe Frau, welcher Sie durch Ihr so freundliches und liebenswürdiges Schreiben eine wahre und große Freude bereitet haben, beauftragt mich, da sie selbst noch nicht schreiben darf und ihren warmen Dank für die ihr in so wohltuender Weise bewährte Erinnerung doch unverzüglich abstatten möchte, bei Ihnen, verehrte Frau, der Dolmetsch ihres innigen Dankgefühles zu sein. Erfreut und gerührt durch die liebevolle Teilnahme, welche Sie und Ihr Herr Gemahl aus Anlaß des uns so sehr beglückenden Familienereignisses auszudrücken so freundlich waren, ist meine Frau, welche mit unwandelbarer Liebe an Ihnen hängt und Ihnen und den Ihrigen die aufrichtigste

Teilnahme und das lebhafteste Andenken bewahrt, Ihnen ganz besonders dankbar für die ausführlichen Mitteilungen über die in Ihrem Familienkreis in letzter Zeit eingetretenen Ereignisse, welche sie mit dem wärmsten Interesse begleitete, Freude und Leid mit Ihnen und den Ihrigen teilend. Da meine Frau, sobald ihre Gesundheit einigermaßen wieder gekräftigt sein wird, Ihnen einen recht umständlichen Brief zu schreiben selbst beabsichtigt und diese Zeilen nur dessen dankbringende Vorläufer sein sollen, so darf ich hiermit abbrechen, zum Schluß mich auf die erfreuliche Mitteilung beschränkend, daß gottlob! sowohl meine Frau als auch der Kleine sich den Umständen gemäß wohl befinden und daß erstere gestern bereits zum ersten Male das Bett verlassen durfte.

Indem ich uns beide Ihrem ferneren freundlichen Andenken empfehle und Ihrem Herrn Gemahl und allen den Ihrigen recht viel Herzliches von uns zu melden bitte, habe ich die Ehre mit der ausgezeichnetsten Hochachtung zu sein

Ihr ergebener Diener
A. Auersberg.

Hiermit schließt der direkte briefliche Verkehr des Grafen mit meinen Eltern, wenigstens ist dies alles, was sich davon noch in meinen Händen befindet. Die Briefe der Gräfin aber sind ein beredtes Zeugnis dafür, daß die im Jahre 1848 angeknüpfte Freundschaft echt und aufrichtig gewesen sein muß, da sie sich Zeit und Raum zum Trotz durch ein ganzes Menschenalter hindurch bewährt hat. Sie wörtlich wiederzugeben wäre hier nicht am Platze. Es genüge zu sagen, daß die Versicherungen rührender Dankbarkeit und unwandelbarer Freundschaft, die sie enthalten, keine konventionellen Phrasen sind. Mit Recht hebt der Graf die heitere Unbefangenheit, das edle arglose Gemüt seiner Gemahlin hervor, die sie in jenen stürmischen Tagen befähigten, dem harmlosen Verkehr in unserem einfachen Familienkreise bescheidene Reize abzugewinnen. Ein Beweis dafür ist das Vergnügen, mit dem sie noch lange Zeit hinaus aller Einzelheiten des täglichen Lebens, des gemütlichen Verkehrs mit uns gedenkt. „Erinnern Sie sich denn auch noch zuweilen der schönen Zeiten," schreibt sie an meine Mutter, „da wir zusammen draußen im Gärtchen Erbsen pflückten und auslösten, wie ich den Kindern Kränze machte und der Kleine so reizend mit seinem Wagen spielte?" Immer wieder kommt sie auf diese Reminiszenzen zurück, die sich neben den ernsten Tagesfragen, die sie in ihren Briefen berührt, vielleicht recht unbedeutend ausnehmen mögen, aber als Bild ihres innersten Wesens doch Wert haben. Im Mai 1849 schreibt sie aus Thurn am Hart unter anderem:

„Ja wohl sieht es schrecklich in unserem armen Österreich aus, namentlich in Ungarn, wo der Fanatismus auf den höchsten Punkt gestiegen und wo es nun so weit gekommen ist, daß man ordentlich mit Sehnsucht einer entscheidenden Schlacht entgegensieht, um doch einmal zu irgendeinem Ende zu gelangen; obschon man dabei denken muß, wie viele tausend Menschenleben dabei hingeopfert werden und dadurch das Glück so vieler Familien für immer gestört wird. Gott gebe unserer tapferen Armee noch ferner Ausdauer, um die beispiellosen Mühseligkeiten zu ertragen, und erleuchte die Führer derselben, daß sie ihre schweren Pflichten mit Klugheit und Energie erfüllen. — Wir leben hier so ziemlich ruhig, so weit man nämlich ruhig sein kann, in dieser ewigen Spannung über den Ausgang des Krieges in Ungarn und in den unangenehmen Verhältnissen, in welche man durch das gänzliche Versiegen aller Ertragsquellen gesetzt wird, wogegen vor der Hand gar nichts geschieht, um diejenigen, welche beinahe ihr ganzes Vermögen verlieren, zu entschädigen. Daher haben wir auch für diesen Sommer gar kein anderes Projekt, als hier zu bleiben, solange es uns möglich ist. Mir wäre das auch am liebsten, denn mit Ausnahme eines Ausfluges zu Ihnen habe ich keinen anderen Wunsch, als hier auf dem Lande zu bleiben, wo meine gewohnten Beschäftigungen sowie auch unser Garten mir viel Ressource bieten. Sie glauben gar nicht, liebe, teure Freundin, welche unsägliche Sehnsucht mich zu Ihnen zieht und wie viele Luftschlösser ich schon gebaut, welche alle damit endeten, wieder einmal eine so frohe, mir unvergeßliche Zeit in Ihrem Hause zu verleben. Das male ich mir denn so deutlich aus, wie ich anschelle und Emilie oder Luise mir ganz erstaunt aufmachen, ich in ihre Arme fliege und dann zu Ihnen eilen würde, und wie herzig und lieb sich der Kleine wundern würde, mich auf einmal wiederzusehen usw. Ach leider sind das nur Luftschlösser, welche sich wohl nicht so bald realisieren werden, und das ist es, was mich bisweilen recht traurig macht. Als ich heute wieder meinen wunderschönen Tisch (ein Geschenk meiner Mutter) mit einer wahren Andacht betrachtete, da kam mir so lebhaft vor, als sähe ich Sie bei dieser herrlichen Arbeit sitzen und der kleine allerliebste Junge neben Ihnen und jede Minute Sie mit einer neuen Frage unterbrechend, während er alle Stühle und Polster zusammenbefestigt, um einen recht schönen Galawagen daraus zu bauen. Unwillkürlich streckte ich die Arme aus, um mein liebes Bübchen an mein Herz zu drücken, und war wohl arg getäuscht, als ich mich so allein sah nach dieser süßen Illusion." —

Dies von beiden Seiten gleich sehnsüchtig erhoffte Wiedersehen blieb auf lange Jahre hinaus ein unerfüllter Wunsch. Erst als im Jahre 1872 ein langwieriges schweres Leiden der Gräfin eine Badekur in Kissingen nötig machte, war uns die große Freude beschieden, sie mit ihrem inzwischen schon ziemlich herangewachsenen Sohn in Frankfurt be-

grüßen zu können. Aber es fiel doch auch ein trüber Schatten auf die Freude beim Anblick der schwer leidenden, traurig veränderten Frau. Aus dem sylphidenhaften, zierlichen, munteren Geschöpf, als das wir sie in der Erinnerung hatten, war eine kaum mehr bewegungsfähige, stark gealterte Frau geworden. Daß diese traurige Veränderung aber nur eine äußerliche war, davon konnten wir uns schon nach der ersten Viertelstunde überzeugen.

Dies erste Wiedersehen im Sommer 1872 blieb auch das letzte. Wohl stellte mir die Gräfin in einem an mich persönlich gerichteten Brief vom September 1879 einen Besuch in Begleitung ihres Sohnes bei mir in Zürich in Aussicht, aber dazu ist es nicht mehr gekommen. Ihre Gesundheit wollte sich, wie es schien, nicht mehr wesentlich bessern und ihr Lebensmut, durch den Tod des Gatten tief gebeugt, nicht mehr wiederkehren.

Bevor ich sie in diesem Schreiben ihren Kummer um den Verlust des geliebten Gatten aussprechen lasse, möchte ich noch Stellen aus früheren Briefen anführen, die von dem überaus innigen Verhältnis des Paares und seinem glücklichen Familienleben zeugen.

„Nicht wahr, meine liebe Freundin, Sie sind mir nicht böse, daß ich nun schon so viel von meinem herzigen Bübchen geplaudert?“ schreibt die glückliche Mutter nach eingehenden Erzählungen von dem Kleinen. „Sie sind ja so gut und interessieren sich so liebevoll für unser Familienglück (das der liebe Gott uns erhalten und beschützen möge), daß ich es schon wagen durfte, dieses liebe Thema ein wenig auszubreiten. Daß ich nun schon seit Mai von meinem Mann getrennt bin, werden Sie wohl aus den Zeitungen wissen und mich gewiß deshalb bedauern, da Sie ja uns beide kennen und deshalb wissen, daß wir keinen andern Wunsch haben, als ruhig beisammen zu leben. Mein Mann, der sich mit großer Mühe von der Wahl ins Abgeordnetenhaus frei gemacht hat, da es sich mit seinen Geschäften und Neigungen nicht vertrug, ist zu seiner großen Überraschung vom Kaiser in das Oberhaus berufen worden, was sich nicht leicht ablehnen ließ, und muß nun, statt seiner Neigung gemäß bei uns zu leben, einen großen Teil des Jahres in Wien zubringen, wodurch für uns eine getrennte Menage entstand, die uns beiden, wie Sie sich wohl denken können, nicht allein nicht zusagt, sondern sogar recht nahe geht. Daß ich mit dem Kleinen mit nach Wien ginge, ist nicht ausführbar, da erstens diese großen Kosten für uns nicht leicht zu tragen sind und auch für unser Bübchen das Stadtleben im Sommer in dem heißen, staubigen Wien eben nicht zuträglich wäre. Mein Mann kommt wohl so oft wie möglich auf Besuch hierher, bringt aber jedesmal soviel Arbeit mit, daß er die ganzen Vormittage angestrengt am Schreibtisch sitzt und daher an ein gemütliches Zusammenleben gar nicht zu denken ist.“

In einem andern Briefe heißt es auch wieder: „Leider hat mein Mann in seiner Eigenschaft als außerordentlicher, vom Kaiser gewählter Reichsrat, welches er weder angesucht noch gewünscht hat, den ganzen Sommer in Wien zubringen müssen, ein Opfer, welches er bringt, dessen Größe niemand ermessen kann, der nicht weiß, *wie* sehr er an seinem Bübchen hängt, und daß er nichts auf der Welt höher schätzt, als ein ruhiges, gemütliches Familienleben. Er kam wohl so oft wie möglich uns zu besuchen, doch war ihm dann nur um so schwerer, wieder abreisen zu müssen, nachdem er ein paar heitere Tage mit uns zugebracht. Gott gebe nur einmal dieser Reichstagsversammlung ein glückliches Ende!“

Nachdem aus diesen flüchtigen Bildern die innere Zusammengehörigkeit des edlen Paares so deutlich hervortritt, ist, was mir die Gräfin im September 1879 schreibt, nachzufühlen und zu begreifen.

„Daß mein Leben seit einigen Jahren ein kummervolles und sorgenreiches war und eigentlich noch ist, wissen Sie bereits, verehrte Frau. Gestern waren es drei Jahre, daß mein geliebter Gatte sein Auge schloß. Seit der furchtbaren Katastrophe hatte ich keine frohe Stunde mehr; der Schmerz, ihn zu verlieren, ist heute noch so heftig wie damals; für solch einen Verlust gibt es weder Zeit noch Ortsveränderung, die das Gemüt trösten oder aufrichten können. Solche Wunden vernarben nie und nimmer. — Mein Sohn ist gottlob! groß und stark geworden, hat diesen Sommer die Matura sehr glücklich überstanden und ist mir in jeder Hinsicht Stütze und Trost. Gott erhalte ihn so brav, wie er jetzt ist!“

Mit dieser wehmütigen Aussprache klingt die durch drei Dezennien aufrecht erhaltene Freundschaft zwischen unsern beiden Familien aus. Bald darauf starb auch sie, die unvergeßliche Lichtgestalt aus meiner frühesten Jugend, gewiß aufrichtig betrauert von allen, die sie kannten. Hätte der Schmerz, sie nicht mehr unter den Lebenden zu wissen, einer Linderung bedurft, so wäre die wenige Jahre darauf in reichem Maß zu finden gewesen. Bei der erschütternden Nachricht, der junge Graf Theodor von Auersperg sei durch einen unglücklichen Sturz vom Pferde ums Leben gekommen, bin ich gewiß nicht die einzige gewesen, die ausgerufen hat: Gottlob, daß dies unaussprechliche Leid der zärtlichen Mutter erspart geblieben ist!

Wilhelm Brandts Ehe.

Von Adalbert Meinhardt.

Der Zigarrenhändler Brandt ging aus dem Kegelklub nach Hause. Es fiel ein leiser, kalter Regen. Er schlug seinen Rockkragen in die Höhe und knöpfte in der nächsten Minute doch den Rock wieder auf, die Uhr zu ziehen. Bei der Gaslaterne konnte er das Zifferblatt lesen — noch nicht zwölf. Was wollten denn die Kegelbrüder? Als ob er sich vor seiner Frau zu fürchten hätte! Was wußten sie davon, wie die Frau war! Sie hätte ihn wohl nur aus Not genommen, weil irgendein anderer sie im Stich ließ, sagten die Kegler. Darauf hatte er auf den Tisch geschlagen: vor seinen Ohren sollt' keiner wagen, das noch einmal zu wiederholen, sonst kriegte der seine Fäuste zu spüren. Sie hätte ihn einfach nur deshalb genommen, weil er ihr gefiel. Weshalb er aber sie nahm, — nun das war klar genug. Weil sie so schön war, so wunderschön, wie er noch kein Mädchen gesehen hatte. Nein keine, nein nirgends, nicht im Theater, nicht unter den geschminkten Puppengesichtern der Singspielhalle, nicht einmal auf den Postkarten und Bildern, die in den Fensterauslagen hingen. — So eine, die so sich hielt, so ihren Kopf trug, die gab's überhaupt nicht zum zweitenmal. Daß er sich auch wohl gedacht, solche Frau in seinem Laden, das müßte rein wie ein Magnetstein alle Männer anziehen und das Geschäft würde alsbald in einen ganz anderen Gang geraten, wenn sie seine Kunden bediente — ja, das war wahr, das dachte er auch. Hatte er gedacht vielmehr. Denn nun — er ließ sie die Kunden ja nicht bedienen. Es paßte ihm nicht, daß sie dem und dem die Zigarren in seine warme Hand legen mußte, der ihre Hand dabei festhalten durfte. Und paßte ihm nicht, daß neulich so ein halberwachsener junger Mensch, der ihn gar nicht ansah, es wagen konnte, sie, seine Frau, zu bitten, sie sollte ihm seine Zigarette anrauchen. Und daß sie es tat! Wie sie dabei ausgesehen hatte, wie ihre Augen und Zähnchen blitzten, wie ihr das Blut vor Vergnügen und Lachen in ihre sonst blassen Wangen hinaufstieg! — Ihm stieg dabei das Blut zu Kopfe, wenn er nur daran dachte. Ohne Besinnen hatte er ihr damals die Zigarette vom Munde gerissen, den Fremden zum Laden hinausgewiesen und die Frau auf ihr Zimmer geschickt. Vier Treppen hoch lag ihre Wohnung. Den Abend blieb er allein im Laden. Den Morgen darauf schickte er nach der Verkäuferin, die er bis vor zwei Monaten, bis zu seiner Heirat, gehabt hatte und die, wie er wußte, jetzt noch ohne Stellung war. Von der ließen sich die Käufer ihre Zigarren und Zigaretten nicht anrauchen; aber sie verstand das Geschäft, nahm es wahr, als wäre es ihr eigenes, sah mit ihren ein ganz klein wenig schielenden Augen immer wie in einer stillen Bewunderung zu ihm auf und hatte sich, das wußte er, im stillen Hoffnung gemacht, daß er sie einmal heiraten werde. Seiner Frau war sie deshalb nicht eben gut gesinnt. „Sie tun ganz recht daran," hatte Fräulein Karolinchen noch heute gesagt, „die Dame nicht mehr hier im Laden zu lassen, es kommen doch so allerhand Leute . . . man weiß nie recht, wer . . . Sie, Herr Brandt und ich, na wir beide kennen das, wir werden ganz gut mit ihnen fertig, aber — die Dame . . ."

Und sie war doch keine Dame! Und sie wollte nicht einmal eine sein. — Deine Frau will ich werden, will kochen, waschen, Zigarren verkaufen, den Laden blank putzen. Alles will ich, — das hatte sie zu ihm gesagt, als er sie fragte. Und er hatte sich nicht gewundert und er hatte nicht weiter geforscht, warum sie das wollte, hatte es nur ganz natürlich gefunden; weil er sie doch so lieb hatte. Und sie hätten auch glücklich werden können, — sie und er, wären sie

nur allein geblieben, irgendwo, meinetwegen da oben im vierten Stock, in ihren beiden Zimmern und der Küche und dem Gardinenverschlag für den Lehrling und der leeren Kammer für . . . vielleicht für später. Glücklich, ganz unsinnig glücklich! Wären die Leute nur nicht gewesen. Die Kegelbrüder, Fräulein Karolinchen, die Zigarren kaufenden Herren und alle Welt. Die verdarben ihnen ihr Glück. Denn jeder, der ihn mit seiner Frau sah, jeder machte so ein Gesicht, dasselbe Gesicht, halb ungläubig, halb neidisch. Bis er selber angesteckt wurde von dem Staunen und selber nicht mehr so recht daran glaubte.

Es war in der kleinen Hinterstube gewesen, hinter dem Laden der Schlachtersleute, bei denen sie zur Miete wohnte. Sie nähte an einem Kinderkleid für das Jüngste der Schlachtersfrau, das vor ihr am Boden spielte.

„Ist es nicht süß?" hatte sie plötzlich ausgerufen und das kleine, blonde, kugelige, rotbäckige Ding von der Erde aufgenommen, auf ihren Schoß gesetzt und geküßt.

„Möchten Sie auch einmal so eines haben?" hatte er zu fragen gewagt. Und das Herz hatte ihm geklopft, ganz oben im Halse, in den Schläfen, überall. Es war ihm schwarz vor den Augen geworden, wie vor einer großen Gefahr, so als stünde er an einem tiefen Graben, müßte hinüber, wollt' sich besinnen und könnte es nicht.

Sie aber war nur aufgestanden, so groß wie sie war, hatte das Kind in die Höhe gehalten, über ihren Kopf, mit sich straffenden Armen, eine ganze Minute lang — es jauchzte und krähte. Dann hatte sie stumm, ohne eine einzige Silbe zu sprechen, das Kleine wieder auf den Boden gesetzt, wo es mit den Zeuglappen spielte, die ihr vom Schoß gefallen waren. Und hatte wieder weiter genäht, als sei nichts gewesen.

Ihm war aber ganz leicht geworden, auf einmal ganz leicht. Und der Graben vor ihm war verschwunden, er war schon hinüber. Besinnen vor dem Sprung? Wozu denn? Der Sprung war lang, lang getan, bevor er es gewußt. Erst als er mitten drin war im Sprechen, da wurde es ihm klar, daß er sein ganzes künftiges Leben diesem fremden, stillen Mädchen in die Hände gelegt hatte. Und wie er das dachte, sah er unwillkürlich auf die Hände. Die waren knochig und gerötet, waren vom vielen Nähen zerstochen, erschienen weder fremd, noch vornehm. Mit dem Blick auf die nähenden Arbeitshände hatte er dann weiter gesprochen.

Sie lehnte sich schweigsam, wie sie meist war, in ihren Stuhl zurück. Und so, ins Leere hinausstarrend, saß sie eine ganze Weile, ohne ihn einmal anzusehen, während er nur sie sehen konnte.

Dann sagte sie mit langsamer Stimme: „Ja, das klingt alles gut und schön. Ja, wenn Sie mich wirklich lieb genug haben! Ja, dann muß ich das wohl tun, wenn Sie es nur nachher nicht bereuen." Die drei Ja, die hörte er noch, die würde er hören, so lang er lebte. Auf einmal war es in ihm wie ein Tor gewesen, das klingend weit aufsprang, und von all den köstlichen Dingen, die dahinter wohlverstaut lagen, hatte er selbst keine Ahnung gehabt. Er war doch nur ein Zigarrenhändler, Wilhelm Brandt; der war er, nichts weiter. Was hatte er denn mit so einer großen Liebe zu tun, von der sie auf dem Theater reden! Das ging ihn alles nichts an, er verstand es nicht einmal, nein, er wollte es auch nicht verstehen. So etwas ist schlecht fürs Geschäft, und das durfte nicht sein. — Also hatte er sich mitten im Sprechen, während die Worte ihm wie ein heißer, schwüler, lauter, leuchtender Strom aus seinen unwilligen Lippen hervorgebraust waren, zusammengerafft, war rasch aufgestanden und hatte die Verlobung gleich den Leuten im Hause erzählen wollen.

Sie hielt ihn aber zurück. „Ich werde es wohl tun müssen, habe ich gesagt. Heute noch nicht. Ein bißchen Besinnen ist gut bei allem."

Das hatte sie zu ihm gesprochen, der sich so gar nicht besonnen hatte. Nicht einmal sich genügend erkundigt, wer sie denn sei. Denn was wußte er im Grunde von ihr? Daß sie Martha Weiß hieß, aus einer kleinen Landstadt stammte, Schneidern gelernt hatte, und weil es ihr hier als Jungfer bei ein paar alten

Damen nicht so recht behagt hatte, nach Amerika gegangen war. Vor zwei Jahren. Was sie alles drüben erlebt, das erzählte sie nicht. Bei der Schlachtersfrau, ihrer Freundin oder Cousine, hatte sie sich eingemietet, um sich ein bißchen auszuruhen. Drüben sei es doch ungemütlich, meinte sie. Ob sie sich genug Geld verdient habe, um lange zu feiern, das sagte sie nicht. Es sah aber beinahe so aus. Denn sie trug sich in ihrer Kleidung, so wie es eigentlich zu ihrer Wohnung nicht passen wollte. —

Darüber dachte er heut wieder nach, als er so langsam vom Kegeln nach Haus ging, durch die Nacht und den Regen. Ob sie reich war, wie reich und wie sie das Geld sich erworben, das wußte er jetzt so wenig wie damals.

Was wußte er von ihr — bis heute, wo sie zwei Monate schon seine Frau war? — Was sie ihm erzählt hatte, erzählen wollte, weiter nichts. Daß sie verlobt gewesen war —, das war er auch einmal gewesen, dafür konnte er ihr keine Vorwürfe machen. Daß ihr die Männer immer nachgingen —, das glaubte er wohl. Daß sie es selten ehrlich meinten, jeder von ihr was haben wollte, aber keiner daran dachte, ihr wohl zu tun, für sie zu sorgen, ihr das Leben schön zu machen, so wie sie es sich wünschte. Deshalb, ‚weil es doch mit dem Heiraten zweifelhaft wär'', hätte sie beschlossen, lieber ledig, ohne viel Sorgen und Herzzerbrechen sich zu vergnügen, so gut wie es ginge. So hatte sie einen Tag gesprochen. Und dann den nächsten: ein Glück, wie ihre Freundin hier, möcht' sie wohl haben — Mann und Kind und ein gutes Geschäft und tüchtig viel Arbeit, bei der man wüßte, für wen und für was. Dazu immer Heiterkeit, immer Frieden, kein böses Wort, nicht mehr sich herumgestoßen fühlen von fremden Leuten, nicht sich abrackern müssen für nichts und für niemand und zum Lohn dann abends auf seinem Bettrand sitzen und weinen, und weinen vor Einsamkeit. Zu Hause sein, endlich einmal zu Hause, wo man hingehört, — ob im Keller, ob unterm Dach, das sei ja dann gleich, — nur, nur zu Hause!

Sie hatte ihn dabei angesehen, als sie so sprach. Damals bekam er das Würgen im Halse, das ihn dann trieb, zwei Tage darauf sie wirklich zu fragen, ob sie's mit ihm probieren wollte. Und als er heimging an dem Abend, an dem sie ihm dreimal ihr „Ja" gesagt, und dann gleich wieder alle drei Ja zurückgenommen hatte, weil sie es noch überlegen wollte, da war ihm das Brennen fortgewesen. So ein Kerl! hat der Courage! fragt mir nichts dir nichts die schönste Person, die er weit und breit zu finden wußte. Und sie sagt ihm ja und sie nimmt ihn am Ende! Das hatte er gedacht. Und war gelaufen und war gesprungen recht wie ein Junge, daß er nur heimkam, daß er sich nur in sein Bett in den Verschlag hinterm Laden verkroch, die Augen zumachen konnte, sie sehen, sie, sie, sie!

Damals war das. Vor einem kurzen Vierteljahr. Noch nicht drei Monate seitdem vergangen. Und heute ging er durch die regenkalten Straßen und dachte auch an sie, sie, sie! Und war ihr Mann, und — —

Wie er im Weitergehen fröstelnd seine Schultern zusammenzog, mußte er so viel denken. Das war sonst nicht seine Sache. Was hatte er mit so schweren Dingen zu tun, wie die Verschiedenheit der Menschen, Geschick und Fügung, freier Wille und Bestimmung. Seinen freien, eigenen Willen hatte er gehabt, so gut, wie nur einer. Vor vier Jahren, als seine Mutter ihm das Geschäft überließ, da sagte sie: „Ein Wille muß sein. Na, Du hast ja einen. Wenn Du 'mal 'ne Frau nimmst, wird die sich Dir fügen, meine Knochen sind dazu zu steif. Nun regier' Du allein." Darauf hatte sie sich die kleine Parterrewohnung gemietet, gerade gegenüber, wo sie von ihrem Fenster aus die Ladentür im Auge behielt und sehen konnte, wer bei ihrem Sohn aus und ein ging. Und hatte von dort auch Martha gesehen.

Wie ihm seine Gedanken im Kopfe immer hin und her schossen! Er hätte lieber an heute nacht denken sollen, an morgen früh, wie das nun mit ihnen zwei werden würde. Aber nein, er konnte nicht, er sah sie immer, sie, wie sie damals ihn angesehen hatte. Und an dem Tag nach jenem Abend, da hatte seine

Mutter ihm zugerufen, als er unter ihrem Fenſter vorüberging: „Du, wer war denn die Dame, die heute ſo früh bei Dir im Laden ſtand? Und war das denn dieſelbe, die nachher ſich die Handſchuhe auszog, Mantel und Hut abgelegt und Deinen Laden geſcheuert hat und das Fenſter geputzt und Staub gewiſcht? Was ſoll denn das heißen? Wie kommt die dazu? So was paßt ſich doch nicht.“

Er aber, — jetzt noch fühlt er den Stolz, mit dem er ſich in beiden Schultern aufgereckt — ſeinetwegen tat ſie das alles! Er hatte mit vergnüglichem Schmunzeln ſeiner alten Mutter Auskunft gegeben: „'ne Dame? nein. Eine Schneiderin, die wahrſcheinlich ſich ein nettes Sümmchen erſchneidert hat. Aber ſo wenig vornehm, wie ich bin. Daß ſie ſchrubben und ſcheuern kann, das ſahſt Du ja ſelbſt wohl. Warum ſie's tat? Na, um mir, Deinem Sohn, es zu zeigen, daß ſie ihre Hände nicht ſchont, ſondern zugreifen will und tüchtig, wie ſich's gehört. Jawohl, ſie, die Dame. Weil ſie meine Frau werden möchte. Denn ſonſt täte ſie's nicht. Ich, ich gefalle ihr nämlich, Mutter. Und ſie mir — ſehr, o! Na, Du wirſt ſie ja kennen lernen.“ — Damit war er weiter gegangen.

Daß ſeine Mutter Hände und Augen jammernd zum Himmel erhoben hatte und nun allen Gevatterinnen vorzeterte: Wie wird das gehen, die paßt ja nicht zu ihm, iſt ja zu ſchön und viel, viel zu vornehm fürs Zigarrengeſchäft! — das wußte er. Aber er konnte darüber nur lachen. Es kümmerte ihn nicht, was ſie ſagte. Es kümmerte ihn nicht, was andere ſprachen. Und wie die Nachbarn ihn von der Seite anſahen, und tuſchelten, wenn er vorüberging, und wie Fräulein Karolinchen ihre ſchielenden Äuglein verdrehte: — „Ja, denn muß ich wohl fort, ja, denn wird das hier alles ganz anders, wenn die Dame hier an meiner Stelle Zigarren verkauft!“ —

Ob es anders werden würde? Herrgott, wie anders! Daß Fräulein Karolinchen weinte, das ſah er nicht einmal. Sah es doch und wußte es wohl, aber ließ es ſich nicht grämen. Die Welt war ja roſenfarb geworden. Eine mit Schielaugen und ſchiefen Schultern gehörte nicht in dieſe neue, ſchönere Welt, in die er gehörte, in der er auf leichten Füßen, wie tanzend einherging, er mit ihr. Mit ihr! Sie hatte ihre drei Ja von dem Abend nicht wiederholt. Aber auch nicht zurückgezogen. Sie ſaß, als er in das halbdunkle Zimmer hinterm Schlachterladen kam, und nähte an einer grau-karierten, wollenen Bluſe: „Die paßt beſſer zum Verkaufen, findeſt Du nicht?“ — Du! ſagte ſie. Er hätte vor ſie hinfallen mögen, platt auf die Erde, — wenn ſo was ſich ſchickte. Er hätte mit ſeinen Lippen den Staub von ihren Fußſohlen fortküſſen mögen, — wenn ſo was ſich ſchickte. Aber es ſchickte ſich eben doch nicht. Man tut ſo was nicht, als ruhiger Bürger. Auf der Bühne, ja — er ging gern ins Theater, ein paar junge Schauſpieler, die bei ihm kauften, ſchenkten ihm öfter Freibillette, — auf der Bühne, da knieten ſie, küßten ſie, tanzten, ſchrien, jauchzten. Aber im Leben, nein. Er hielt ſich feſt in der Hand. Sie ſollte es nicht merken und keiner. Und als Frau Meyer, die Schlachtersfrau, davon anfing, wann ſie denn Hochzeit machen wollten und wie ſie alles einrichten wollten, hatte er ruhig mitgeſprochen, ganz vernünftig, wie einer, der weiß, wo ihm ſein Kopf ſteht, nicht jeden Augenblick denkt, er müßte ihm an die Zimmerdecke fliegen, oder vor die Füße rollen, oder platzen, oder in einem Feuerwerk von lauter rotgoldenen Funken zerſtieben. „Man ſinnig, man ſinnig!“ — das hatte er einmal bei einem wirklichen Feuer den Obmann der Spritzenleute ſeinen Gehilfen zurufen hören. Und jetzt rief er ſich's ſelbſt zu: Vernünftig, vernünftig, Ruhe halten!

Aber wunderlich war das doch, was ſo in einem Menſchenkopf vorgeht. Daſitzen, mit der Frau Meyer ſich gut nachbarlich unterhalten über Mietspreiſe und Ausſichten, eine nette Wohnung hier in der Nähe und dicht beim Zigarrenladen zu finden. Denken, daß Frau Meyer die Verlobung und Hochzeit fördert, weil ſie das Wohnen ihrer Couſine bei ſich im Hauſe unbequem findet. Denken, wie es einem erſt ſein wird, wenn — — wenn ſie zwei in ihrer Wohnung als Eheleute

Sommermorgen.

Gemälde von Elisabeth Justus.

und allein sind. Denken: laß es sie nicht merken, sie lachen sonst, sie begreifen das gar nicht, wie du toll wirst, toll bist vor Wonne! Und das alles in der einen selben Sekunde.

Ja, und nun hier, in dieser Sekunde, auf dem Heimweg zwei Monate später, das alles, den Jubel, die Bedenken, das Sichselbstzusammennehmen, alles noch einmal so empfinden, — nein, nicht nur das allein, dazu noch so viel, so viel mehr, was seitdem gewesen. Dies dumpfe, schwüle und dabei quälend kalte Gefühl von etwas Fremdem und Nahem, das drohte. — Was, wußte er nicht. Es hielt ihn im Nacken, saß ihm im Halse, würgte ihn. Er konnte nur langsam vorwärts kommen, so müde war er. Nicht vom Trinken. Die Kegelbrüder hatten ihn auch damit gehänselt, daß er, seit er Ehemann sei, sein Seidel nicht leer trank. — Er wolle wohl den Kopf frei behalten, damit seine Frau nicht die Überhand kriegte, riefen die einen. Als ob sie die nicht lange schon hätte, höhnten die anderen. Das ward ihm zu viel, und da war er gegangen. „Grüß sie von mir! Und küss' sie von mir auch, das heißt, wenn Du es darfst!" hatten sie ihm noch nachgerufen.

Grüßen, küssen! Ja, wie war denn das alles! Wie war sie und wer war er? Wie hatten sie sich beide verändert in den sieben, acht Wochen?

Er blieb noch einmal stehen bei der nächsten Laterne und zog wieder die Uhr. Fünf Minuten waren vergangen, seitdem er zum ersten Male nachgesehen. Mehr nicht. Er hatte Zeit gehabt, das alles zu denken und durchzuleben, alle Seligkeit, alle Qualen — und nur fünf Minuten waren vergangen.

Er lüftete den Hut unwillkürlich, als ob er seinem armen Kopf damit etwas Klarheit schaffen könnte. Es nachzudenken, was er getan, gesagt, gefühlt, seit damals seine Mutter ihm vom Parterrefenster zugerufen: „Was stellt denn das vor? So was paßt sich doch nicht!" — das schien ihm nicht möglich, es war zu viel!

Denn aus all diesem Glück und all dem wütenden Entzücken, das ihn wie im Fieber geschüttelt hatte, war etwas geworden, was er nicht für möglich gehalten, nicht gedacht und nie geahnt — ein wütendes Unglück. Ein ebenso tolles, unvernünftiges, beißendes, zerreißendes Elend, wie die Wonne vorher. Und daran war nicht sie schuld. Nein, nicht sie!

Wie er dastand, im Regen, unter der Gaslaterne, die sich im Straßenschmutz spiegelte, schoß die elektrische Bahn mit Sausen an ihm vorüber, grinste ihn spöttisch mit all ihren gelben, roten und grünen Lichtern an. Wenn sie dadrin fortfährt! schoß es ihm zugleich durch den Kopf. Sah er denn irgendeinen Wagen, irgendeinen Karren auf der Straße, sah er denn irgendeine Gestalt um die Ecke biegen, daß er nicht dachte: Wenn sie das ist und betrügt mich und läuft mir davon ... Er konnte die Furcht nicht überwinden. Sie paßte nicht zu ihm. Der Gedanke, der war ja das Unglück. Aus dem kam alles, sein Verdacht, sein Unglauben, wenn sie ihm bewies, daß er überall Gespenster sähe, und seine Heftigkeit und Härte, wenn sie nur die Achseln zuckte über seine Eifersucht. „Ich bin doch Deine Frau geworden," sagte sie dann, „was willst Du noch mehr?"

Um Ruhe zu haben, wie sie wieder sagte, war sie seine Frau geworden. Weil es ihr nicht länger gefiel, in der Welt herumzufahren, sich von einer Kundin ausschelten, von der andern loben zu lassen, für die ein Kleid, für jene einen Mantel zu nähen und für die dritte die Nacht aufzusitzen, um die Hochzeitstoiletten fertig zu machen. Weil sie wissen wollte, wo sie daheim war und hingehörte mit ihrer Stille, ihrer nie gestillten Sehnsucht und ihrem viel, viel zu schönen Gesicht.

„Und wenn nun einer gekommen wäre, ein Herr, so ein Herr von dem Stand, wie — — ja, wie Du selbst aussiehst? — hättest Du den nicht lieber als mich genommen?" hatte er wohl gefragt.

Sie aber, mit einem unwilligen Runzeln ihrer dunklen Brauen: „Es ist keiner gekommen. Oder wenn einer kam, — na, dann war er danach. Ich kenne diese feinen Herren, o, gut genug! Und ich danke dafür. Ich will einen vernünftigen Mann, der zu leben hat, weiter

will ich ja gar nichts. Lieben? — ach, weißt Du, ich hab' es gesehen. Und auch wohl gefühlt, als ich jünger war. Was das für Herzzerbrechen macht und wie die Leute davon werden! — — Wie wilde Tiere. Nein, Du, das paßt nicht für einfache Leute. Wenn Du mich haben willst, dann will ich Dich auch. In Ruhe und Frieden und ganz gemütlich."

Und wenn sie das sagte, dann lächelte sie. Und wenn sie so lächelte, wurde er toll. —

Das paßt sich nicht für gewöhnliche Bürgersleute, wiederholte er sich aber und hatte sich richtig zusammengenommen, bis zu der Hochzeit, bis nach der Hochzeit. Die hatten sie bei den Meyers gehalten, in dem Zimmer hinterm Laden. Der Pastor blieb noch nach der Trauung, ließ sich Rotwein und Kuchen schmecken, lobte den einfachen, praktischen Sinn der jungen Frau, die nichts Besseres verlangte, nicht über ihren Stand hinaus wollte, ganz zufrieden wäre, Sorgen und Arbeit mit ihrem Ehemann zu teilen. Dem eben Getrauten klopfte er freundschaftlich auf die Schulter: „Na, lieber Brandt, wir kennen uns ja. Ich werde weiter meine echten Havannas zu zehn Pfennig bei Ihnen kaufen. Aber mit 'nem ganz anderen Vergnügen, als bei Fräulein Schiel-Karolinchen. So eine, was? Ja, Glück muß man haben! Ich gratuliere Ihnen, Brandt, wahrhaftig, man kann Ihnen gratulieren, zu so einer Frau!"

Seine Mutter war dabei, die Schlachtersfrau und noch eine Freundin. Sie schmunzelten alle über sein Glück.

Und er schmunzelte auch. Rieb sich die Hände, dankte für die Ehre, hoffte auf gütige, fernere Kundschaft und empfahl sich mit so vielen Katzbuckeln, wie es sich gehörte, dem Herrn Pastor, der die zwei Stufen von dem tiefliegenden Schlachterladen hinaufstieg und, sein Gebetbuch unterm Arm, im Ornat, wie er war, durch die sonntagsreinlichen Straßen zu seinem Hause neben der Kirche hinüberging.

Und er, Wilhelm Brandt, kam zurück in die Stube hinterm Laden. Und sie setzten sich, und sie aßen zu Mittag. Er wäre still für einen jungen Ehemann, meinte der Schlachter. „Ach, laß Du man, besser still, als zu laut," rief seine Frau. „Du bist ja wie toll an dem Tag gewesen. Martha soll sich lieber freuen, daß sie einen gesetzten Mann kriegt, der richtig zu sprechen weiß, gleich nach der Trauung." —

Und Martha selber, seine Frau jetzt, sah ihn von der Seite an. Sie nahm seine Hand und drückte sie freundlich. Und ließ sie los und ging zu seiner Mutter.

„Mutter," sagte sie, „ich glaube, er bangt sich. Und das weiß ich wohl, Du denkst auch, ich könnt' das nicht, was er von mir braucht. Aber wart' es nur ab, Du wirst es sehen — — wenn er mir hält, was er verspricht, ich, ich halte es gewiß."

Und dann war das so weiter gegangen mit Hin und Her, mit Reden und Antwort, — ganz vernünftig, bis zuletzt. Dann hatte sie ihren Hut genommen: es wäre nun Zeit. Sie sah in ihrem dunkelblauen Wollenkleid, mit dem kleinen, weißen Sträußchen vorn an der Brust nicht so anders aus, als er es bei den Frauen seines Standes gewohnt war. Als sie nun aber ihren Hut aufsetzte mit den großen schwarzen Federn erschien sie ihm wieder fremder. Sie rückte den Hut sich zurecht vor dem Spiegel. „Ist es so gut, ja?" Und als sie ihre Jacke fest über dem Myrtensträußchen zuknöpfte, meinte sie: „So merkt kein Mensch, was heut mit mir los ist." Und dann küßte sie ihre Freundinnen und ihre Schwiegermutter. Der Schlachter als Zeuge und stellvertretender Brautvater meinte, ein Küßchen dürfte er auch wohl begehren. Das gab noch einen Aufenthalt mit Lachen, sich Zieren, Beifallklatschen. Endlich ließen die Frauen sie los. Endlich lief sie die Stufen zur Straße hinauf: „Kommst Du auch, Willi?" Sie hing sich ihm an den Arm: „Du, was denkst Du Dir eigentlich heute? Warum bist Du so stumm? Hast wohl Reue? Na, das hätt' ich wissen sollen!" Und dazu lachte sie ganz leichthin und drückte seinen Arm im Gehen.

So wenig wußte sie von ihm! Ihr schien das Ganze ein vergnüglicher Handel unter zwei ähnlich denkenden Leuten, Verkäufer und Käufer, deren jeder gibt und zahlt, was er gefordert und zugesagt.

Er aber, er ... Ist es denn möglich, daß ein Mensch so was denkt und so was fühlt, wie er an dem Abend? In ihm war etwas wie ein Tier. Er wußte es selber, er war von Sinnen. Er hätte sie in den Arm nehmen mögen, da auf der Straße, und sie zerbrechen in tausend Stücke, sie, ihre Schönheit und ihr sorgloses Lächeln. Er hätte laut heraus schreien mögen und jauchzen vor Glück. Er hätte schluchzen und weinen mögen, weil dieses Glück ja gar kein Glück war, weil sie es nicht fühlte, weil er es ihr nicht sagen konnte. Nicht sagen konnte, denn solche Worte gab es nirgends, die ihr das, das begreiflich machten. Wenigstens er, Wilhelm Brandt, wußte die Worte nicht zu finden. Vielleicht ein anderer, der viel mehr gelernt hat, einer, der Stücke fürs Theater machte, Bücher mit Versen, der hätte es herausgebracht; er konnte nur schweigend die Zähne übereinanderbeißen, nicht aufzuschreien.

„Du," sagte sie auf dem kurzen Wege, — er hörte ihre Stimme schmeichelnd leise noch jetzt durch die Nacht — „Du, Willi, ich freu' mich, daß das alles so gekommen ist. Denn wirklich, ich dachte, mir sollt' nie was recht glücken, ich kriegte nie einen braven Mann. Meine Mutter — der sehe ich ähnlich —, die hat auch so ein Gesicht, daß keiner das so begreifen will, daß sie nur eines Fuhrmanns Frau ist. Ja, das Allerschlimmste, ich muß Dir's nur bekennen, ich selber, ich glaube auch nicht so recht daran, daß ich ein Bauern- und Fuhrmannskind bin, obwohl sie es sagt. Vater — nein —, der ist wirklich zu anders. Er schlägt sie, nun denk' bloß. Und dann sieht sie ihn an, nichts weiter. Und dann tut er, was sie von ihm will. Alles tut er, wie ein Hund, der den Schweif einzieht, und muckt nicht mehr und muß ihr gehorchen. Wenn ich so einen zum Mann hätte, der mich schlägt, und wenn er sich tausendmal vor mir duckte und winselte und um Verzeihung bäte — — —, nein, ich hielt das nicht aus."

„Was wolltest Du denn machen?" fragte er leise.

„O, ich ließe ihm davon. Lieber ins Wasser." Das sagte sie lachend.

Drei Tage darauf hatte er sie geschlagen.

Warum? Weshalb? Wie war das möglich? Seine eigene Frau, die er liebte, die er anbetete, die ihm so hoch stand, so fern, so fremd! ... Er begriff es selbst nicht. Und doch ... er begriff es. Wie er da im Regen heimging, schauderte er in sich zusammen. Ihn fror. Fror, wenn er an sein schönes Weib dachte. In all ihrer vornehmen, fremden Kühle hatte sie daneben gestanden und zugesehen, wie die Leidenschaft ihn geschüttelt. Sie hatte halb erstaunt gelächelt. „Liebst Du mich denn nicht?" hatte er sie ein paarmal gefragt. — „Gewiß," sagte sie freundlich, „warum nicht, wenn Du nett mit mir bist!" — Das war an dem dritten Morgen gewesen. Und dann stand sie auf und wollte in die Küche gehen, um Feuer zu machen. Sie blieb einen Augenblick neben ihm stehen und sah ihn von der Seite an: Warum denn nicht, wenn Du mit mir nett bist!

Da hatte es ihn gepackt, der Zorn und die Wut und dies heiße Etwas in ihm, dem er nicht Worte zu geben wußte — er griff nach ihr ... Sie machte sich los mit leichtem Sprunge, sah ihn an, lachte — und wollte ihm mit der flachen Hand einen Backenstreich versetzen. Vielleicht noch im Scherz, ja, wahrhaftig, sie konnte meinen, er treibe auch Scherz, während ihm bei ihrem Lachen das Herz in Stücke zerbrechen wollte. Und da sprang er auf und da riß er sie an sich, hielt ihre beiden schmalen Hände mit seiner Rechten am Handgelenk so fest gepackt, daß sie sich nicht regen konnte, und schlug mit der Linken auf ihren Nacken, auf ihre Schultern, ihr ins Gesicht. Anfangs hatte sie weiter gelächelt, mit ihren dunkeln, braunen Augen gesucht, ihm in die seinen zu blicken. Er wich dem Blick aus, er wollte sich nicht beherrschen lassen, wie sie selber erzählte, daß ihre Mutter ihren Vater, der vielleicht nicht ihr Vater war, zum Gehorsam zu zwingen pflegte. Nein, er war kein so dummer Bauer, nein, er, Wilhelm Brandt, er litt das nicht, daß sie ihn betrog und lachte. Und als er merkte, wie der lächelnde, spöttische Blick ihm das Herz in seiner Brust schmelzen und um und um drehen wollte, da wehrte er sich, — — er griff sie mit seiner Linken am Halse, er würgte sie, sie stöhnte nur

leiſe. Da ließ er ſie los. Als Junge hatte er von einem Reiter geleſen, der ſein wildes Pferd bezwang, einmal bezwang mit Peitſche und Sporen. Und dann gehorchte es ihm und folgte ſeiner leitenden Hand und bäumte nicht mehr und bockte nicht mehr, ſondern wieherte vor Freuden, ſo oft der Herr zu ihm in den Stall kam. Daran hatte er denken müſſen.

„Du machſt jetzt die Zimmer hier rein," ſagte er zu ihr an dem Morgen, „und kochſt unſer Eſſen. Um zwölf Uhr ſchicke ich den Lehrling herauf. Wenn Du gegeſſen haſt, komm mit ihm hinunter. Dann bleibſt Du im Laden und ich, ich komme herauf, hier zu eſſen."

Sie tat, was er ſagte. Er war der Herr. Und ſie gehorchte.

War es denn das, was er gewollt, daß ſie ſo ſtumm, ſo mit zuſammengebiſſenen Zähnen ihm gehorchte und weiter nichts? Das Pferd, das hatte ja gewiehert, wenn der Reiter, ſein Herr, in den Stall kam, hatte aus ſeiner Hand Zucker gegeſſen. Sie hielt den Kopf geſenkt. In ihren Augen war kein Licht mehr. Sie tat ihre Arbeit, tat ſie läſſig, freudlos und kraftlos. Oben in den zwei kleinen Zimmern ſah es bald verwahrloſt aus. Im Laden lag dicker Staub auf allen Börtern, abgeſchnittene Zigarrenendchen, abgebrannte Zündhölzer lagen am Boden umher. Und die Frau ging mit gleichgültigen, ſchlürfenden Schritten, in alten, loſe hängenden Kleidern. „Na, das hat man ſich denken können," ſagte Fräulein Karolinchen, als ſie einmal zum Beſuch kam. „Für ſo 'ne Dame iſt das keine Arbeit, den Laden zu ſcheuern. Das ſollten Sie lieber dem Lehrling laſſen. Aber ein wenig propperer, ja wirklich, könnte es doch, auch bei einer Dame, hier ausſehen."

Er hatte ſich ein Herz gefaßt, hatte mit ſeiner Frau geſprochen und geſucht, ihr klar zu machen, weshalb er die Herrſchaft über ſich ſelber an jenem Morgen verloren hatte. Sie hatte ihm zugehört, die Achſeln ein wenig gezuckt: „Was hilft das. Ich tu' ja alles, was Du willſt. Wenn Du nett ſein willſt, will ich es auch ſein. Bloß ... ich glaube nicht mehr recht daran." —

Und dann gab ſie ſich ein paar Tage Mühe. Sie gingen mit vorſichtig abwartenden Mienen umeinander herum, ſprachen mit vorſichtig gedämpften Stimmen. Einmal lachte ſie ihn an. Er war glückſelig. Er hätte laut aufweinen mögen, vor ihr hinknien, ſie in ſeinen Armen durch den Laden im Jubel tragen ... Aber ich nächſten Augenblick: — — — ‚meine Mutter, die lacht nur, und dann tut Vater ihr, was ſie will...' Lachte ſie vielleicht auch aus Verſtellung, um ihn unterzukriegen? Er belauerte ihre Mienen. Und da lachte ſie ſchon wieder. Es galt gar nicht ihm. Es galt dem Schauſpieler, dem jungen Menſchen, der draußen vor dem Ladenfenſter vorübergegangen war und nun hereinkam. Sie wählte ihm die Zigarette, die er wünſchte. Sie rauchte ſie ihm an, weil er's wünſchte. Er dankte und fing an engliſch zu ſprechen. Sie antwortete auch ein paar engliſche Worte. Die hatte ſie drüben in Amerika gelernt. Aber er, ihr Mann, er verſtand doch nicht engliſch. Und was ſie dem jungen Menſchen da ſagte, mit ihm vielleicht verabredet hatte, das wußte er nicht. Der Schauſpieler mit ſeiner frechen Zudringlichkeit bog ſich über den Tiſch hin zu ihr, griff nach ihrer Hand, die wollte ſie ihm entziehen, er haſchte ſie aber, nahm ſie, hob ſie an ſeine Lippen und küßte die Hand. Seine, Wilhelm Brandts, Ehefrau, ließ ſich die Hand küſſen, ſo wie auf der Bühne. Und er, ihr Mann, ſtand daneben und ſah es.

Als der Schauſpieler fort war, hatte er dem Lehrling geſagt, eine Viertelſtunde allein die Kunden zu bedienen. Er und ſeine Frau, ſie hätten oben in ihrer Wohnung zu tun. Es war Sonnabend abend, die Zeit, eben vor dem Theater, wo gerade die Leute ſich für den Feiertag verſehen und mehr zu tun war, als oft in der ganzen Woche. Die Frau fragte ihn, weshalb ſie jetzt fort wollten, der Junge würde allein nicht fertig, und das Geſchäft dürfte nicht ſo vernachläſſigt werden. Er ſagte nur: „Komm," ließ ſie vorangehen und folgte ihr die vier Treppen hinauf. Und auf einer jeden Stufe ward es ihm enger im Halſe und heißer. Und auf einer jeden Stufe ſtand in ihm ein neuer Verdacht auf. Und von einer zur nächſten Stufe wuchs ihm im

Herzen ein neues Weh, das schnitt und zerrte und riß und würgte, daß ihm vor den Augen gelbe und grüne und schwarzviolette Lichter tanzten. Und er wußte auch, was es war, das ihm so zusetzte, wußte ganz genau und deutlich, wie das hieß, was er litt. Sie hatten ihn ja alle im voraus schon damit geneckt, sie hatten ihm alle vorher geraten, dem bösen Gast nicht Einlaß zu geben. Aber nun war er drinnen in ihm, und nun würde nichts, nichts, den Teufel wieder austreiben können. Denn der rotschwarze, der grüngelbe Teufel, der ihm vor seinen Augen tanzte, der hieß — — Eifersucht.

An dem Abend hatte Wilhelm Brandt seine Frau in ihre Wohnung im vierten Stock hinaufbegleitet. Und als sie drinnen war, da hatte er ihr gesagt! „So, nun bleib Du hier oben," und hatte hinter ihr abgeschlossen und den Schlüssel mit sich genommen. Und am nächsten Morgen war er drei Straßen weiter zu Fräulein Karolinchen gegangen und hatte sie sehr höflich gebeten, ihre alte Verkäuferinnenstelle in seinem Laden von jetzt an wieder einzunehmen. Fräulein Karolinchen zierte sich erst ein wenig, sie errötete, blickte zu Boden, — mit dem rechten Auge natürlich, das linke sah ihm starr auf die Westentasche. Da hatte er sich bereit erklärt, ihr Gehalt um einen Taler, drei ganze Mark, per Monat zu steigern. Am Montag stand sie schon im Laden hinter der Tonbank. Die Türglocke bimmelte. Ein Käufer nach dem anderen trat ein, forderte seine Sorte, sah sich suchend ringsum, nahm sein Päckchen, zahlte und ging. Er stand daneben und sah all die suchenden Blicke. Er wußte auch, wonach sie spähten. Als aber der junge Schauspieler kam, sich ebenso umsah, wartete, sich noch immer umsah und dann plötzlich nach seinem Hut griff und auf und davon lief, da litt es auch ihn nicht länger hinter seiner Tonbank, auch er griff nach dem Hut und rannte, so wie er war, im dünnen Hausrock hinaus auf die Straße, dem anderen nach. Doch der war verschwunden, er sah ihn nirgends. Da rannte er nebenan die Treppe zu seiner eigenen Wohnung hinauf. Drinnen meinte er sprechen zu hören. Er stieß, er riß die Zimmertür auf. Seine Frau saß allein auf dem Sofa und hatte ein offenes Buch vor sich liegen. Er nahm es ihr fort.

„Wer war eben hier?"

„Niemand, wie Du siehst."

„Du hast laut gesprochen?"

„Ich habe gelesen."

„Man liest doch nicht laut, wenn man ganz allein ist."

„Wenn man so allein ist, dann tut man's: probier' Du's doch, ob Du Dich nicht vor der Stille fürchten würdest, wenn man Dich einsperrt."

„Und was hast Du gelesen?"

„Lies es, da."

Er ging mit dem Band zur Petroleumlampe, die auf dem Tisch stand: Schillers Werke. — „Wie kommst Du dazu?" — Aber er wartete nicht auf die Antwort, schlug das Buch auf und schüttelte es von oben nach unten, ob nicht etwas herausfiel. „Das hat der Schauspieler Dir gegeben, der junge Mensch mit dem schiefen Hütchen und dem frechen Gesicht!"

„So frag ihn doch selber!" rief sie. „Such, Willi, such doch! Er ist ja noch hier!"

„Das lügst Du!" rief er in Wut, daß sie wie zu einem Hund zu ihm sprach und nur wiederholte: „Such, Willi, such?"

Da schlug er sie zum zweiten Male.

„Martha," keuchte er, „Martha, Martha, tu' das doch nicht. Warum willst Du uns beide so unglücklich machen?"

„Ich?" fragte sie mit einer rauhen, bösen Stimme. „Habe ich Dich geschlagen, oder Du mich?"

Er mußte sie loslassen, stand da und wartete, ob sie ihn um Verzeihung bitten werde. — Er hätte sie ja bitten mögen, ihm zu vergeben, hätte es müssen und tat es nicht. Das Buch lag noch auf dem Tisch aufgeschlagen. Nun erst sah er seinen eigenen Namen darin. Es war eins, das er von seinem Lehrer als Konfirmationsgeschenk bekommen hatte. Seine Frau hatte den Band, den er lange vergessen, wohl irgendwo im Schrank gefunden. Und er hatte gedacht ... Aber er bat sie doch nicht um Verzeihung, er konnte es nicht. Warum tat sie auch immer so spöttisch? Das hält

kein Mann aus. Er war und blieb doch einmal der Herr. Wie ihr Vater sich um den Finger wickeln lassen, sobald die Frau ihn einmal anlachte — nein, das tat er nicht, nein, so war er nicht. — —

Er ging hinaus, schloß abermals die Tür zu und schob den Schlüssel in seine Tasche.

Ein paar Tage darauf, als er von seinem Laden nach Haus ging, um zu Mittag zu essen, hatte ihn von drüben, jenseits der Straße, seine Mutter angerufen. Sie hatte das Fenster aufgemacht, was sie im Winter ungern tat, weil ihre Blumen es nicht vertrugen, und schrie so laut, daß alle Vorübergehenden es hörten und zu ihr hinsahen, was sie wollte. Über ihre Blumentöpfe sich in das Schneetreiben, so weit sie konnte, hinausbeugend, winkte sie ihm. Er stapfte durch den Schmutz hinüber, an der elektrischen Bahn vorbei, die ihn beinah angefahren hätte. Aber als er unter ihrem Fenster angelangt war, da machte sie es gerade zu, so daß er zu ihr hineingehen mußte. Er tat es nicht gern. Er war wohl vier Wochen nicht bei ihr gewesen.

„Junge," sagte die alte Frau gleich, „was ist das mit Martha?"

„Hat sie sich beklagt?"

„Nein, das tut sie nicht. Gestern wollte ich sie noch rufen. Aber sie machte, als ob sie nichts sähe. Die und klagen! Ich habe Dir vorher gesagt, sie paßt nicht zu Dir. Daß sie Dich schlecht behandeln würde, das schien mir wahrscheinlich. Aber daß Du sie so behandelst, das hätte ich von Dir nicht erwartet."

„Wenn sie nicht geklagt hat, wie willst Du denn überhaupt etwas wissen? Ich klage doch auch nicht."

Die Alte schüttelte den Kopf: „Aber Junge! Ich habe doch meine zwei guten Augen. Ich seh' das doch alles und jeden Menschen, der hier unter meinem Fenster vorübergeht, ich kann das doch merken, daß da was nicht in Ordnung ist. Wie Du aussiehst! Und wie sie aussieht! Ganz abgezehrt, in ihrer Kleidung so anders als früher. Sie kommt ja auch beinah nicht aus dem Hause. Und im Laden ist sie auch nicht. Was geht denn vor? Die hält das nicht aus. Sie läuft Dir davon oder tut sich was an. Treib's nicht zu weit. Hat sie was getan, irgendwas, was Du vorher nicht wußtest und was nicht recht ist, so laß Du Dich scheiden. Wenn sie aber keine Schuld hat, — und ich glaub's beinah, — wenn Du nur eifersüchtig bist, weil sie eben von 'ner anderen Art und zu schön ist, dann solltest Du Dich schämen, mein Sohn, ja, das sage ich Dir, — dann schäm' Dich."

Er hatte vor der klugen, alten Frau mit gesenktem Kopfe dagestanden, wie früher als Schuljunge. Zu seiner Verteidigung wußte er kein Wort vorzubringen. Was hätte er denn auch sagen sollen? Und er ging von ihr mit einem stechenden Schmerz in der Brust. Die Frau war schuldlos. Das konnte er vor sich selber nicht leugnen. Sie tat, was sie konnte, um sich ihm und seinen Lebenssitten einzufügen. Sie tat, was sie konnte. Nur das konnte sie eben nicht — machen, daß sie anders aussah. Und weil sie so aussah und nicht wie die Frauen, die er sonst kannte, die rechts und links in den Nachbarhäusern wohnten, darum liebte er sie so sinnlos, so verzweifelt, so toll. Und weil sie so war, darum vermochte er ihr nicht zu glauben, sondern schlug auf sie zu in ebenso toller, sinnlos verzweifelter Eifersucht . . .

Nein, seine Frau, die machte ihm nicht, wie die Frauen der Kegelbrüder, laute Vorwürfe, wenn er zu spät kam. Höchstens zuckte sie mit den Schultern, hob ihre schönen, dunkeln Brauen und lächelte ein wenig verächtlich, ein wenig traurig, — nach ihrer Art. Sonst tat sie nichts, sonst sagte sie nichts. Die anderen, die hatten vielleicht ihre Männer lieb. Sie liebte ihn nicht und fürchtete ihn nicht, er war ihr wie Luft. Darum konnte sie so lächeln. Und darum hatte ihn ihr Lächeln so wild gemacht.

Auf dem langsamen Heimwege, bei Wind, Regen und Schnee, dachte er darüber nach. Was war denn an ihm, daß sie gerade ihn lieben sollte? Er war nicht besonders klug, nicht jung, nicht schön. Ja — er mußte es sich gestehen — er verdiente die Frau nicht. Durch Schlagen würde er sie nicht dahin bringen, ihn zu bewundern. Andere Frauen vielleicht — ja das gab es —, die lie-

ben einen, der sie tüchtig prügelt. Nun wollte er von jetzt an versuchen, durch Sanftmut sie zu gewinnen. Ihr Vater gehorchte ja ihrer Mutter, schlug sie und gehorchte ihr trotzdem. Ihm erschien es klüger und besser, sich ohne Widerstand zu fügen. War er's doch, der bat, und sie, die gab. So ist's in der Welt: wer sich bitten läßt, ist immer vornehmer als der, der bittet. Fühlte er sich nicht besser als die armen Schlucker, die zu ihm an die Ladentür kamen, um ein Zigarrenendchen zu betteln? Ob Liebe oder ob Zigarren, — das bleibt schließlich gleich. Er bat, und sie — sie konnte lächeln. Darum war sie reich, darum stand sie hoch und er tief, tief unten. Darum würde er sie nie zwingen, sondern hatte ihr sich zu beugen, zu schweigen, mit Dank nur hinzunehmen, was sie ihm an Liebe gewähren wollte.

Mitten in der Straße stand der Mann still und ballte die Hände. „Ich will!" — sagte er. Was er wollte, das wußte er wohl: sie glücklich machen und glücklich sein! —

Er sah sich um. Wo war er denn? Schon zu Hause? Wirklich? Über den Platz blickte der Kirchturm herüber. Den sah man auch oben vom Stubenfenster. Sie hatte sich gefreut, diese Aussicht zu haben, und gesagt, wie hübsch sie es fände, jeden Tag und zu jeder Stunde den grünen Turm vor Augen zu haben; ja, sie hatte eigentlich deshalb hier die Wohnung gemietet. Er dagegen hatte gemeint: die Wohnung sei ja ganz nett für sie beide. Aber ob nun ein Turm oder kein Turm, — das machte doch die Zimmer nicht größer, den Vorplatz nicht heller. Und nun in der Nacht, wie er so hinaufsah — der Mond schien gerade zwischen den Wolken auf das grüne Kupfer der Säulenrotunde, sie leuchtete hell auf, — nun dünkte ihn der Turm dort oben ein guter Freund, der sein Wörtlein mit für ihren Mann bei der schönen Frau einlegen werde.

Leise schloß er die Haustür auf. Sie hörte es oben gewiß in der Stille. Ob sie sich fürchtete vor seinem Kommen? Nein, sie sollte sich nicht mehr fürchten. Er wollte sich auf den Bettrand setzen und wollte sagen ... Auf jeder Stufe der schmalen Treppen, die er lautlos hinaufstieg, wiederholte er sich die Rede mit anderen Worten. Nur der Schlußsatz war immer der gleiche: ‚Du wolltest Ruhe und Frieden finden, — die sollst Du haben, die sollst Du haben. Ich will ja nichts von Dir, nicht einmal Liebe, nichts, als daß Du da bist, Dich anschauen läßt.'

Das sagte er mit flüsternder Stimme, als ob die Wände es hören könnten, es weitertragen, bis zu ihr hinauf, die im Bett lag und die ihm vielleicht besseren Empfang bereiten würde, wüßte sie, daß er das zu ihr sagen wollte. Aber die Wände längs der Treppe bis zum ersten Stock standen da, grauschmutzig und kalt, wie feindselig, als ob sie nichts hören wollten. Im dritten Stock, — ja, er zögerte, er bangte davor, wieder vor ihr zu stehen, — im dritten sah der Mond durch ein Fenster, spöttisch, hämisch über den Tolpatsch, der sich je hatte einbilden können, was einmal sei, das würde sich ändern, und eine Frau, die ihn gar nicht liebte, sollte ihn plötzlich genau so lieb haben, wie er sie. Im vierten Stock, da hatte er von seiner Rede kein Wort mehr im Kopf, hörte nur noch das Rauschen in beiden Ohren, und die Stille, die ihm noch stiller schien, als sie jemals sonst nachts gewesen.

Er schloß auf. Das Knarren des Schlüssels im Schloß erschreckte ihn und ließ ihn so zusammenfahren, als wäre er ein Dieb und nicht an der Tür seiner eigenen Wohnung. Drinnen so still! — Nein, hinter dem Vorhang das Schnarchen des Lehrlings. Es tat ihm ordentlich wohl, das zu hören. Warum nur? Was war denn heute plötzlich? Er tappte sich zur Zimmertür hin, stand, horchte, hielt den Atem an. Kein Ton, kein Laut. Er legte seine Hand auf den Drücker. Leise, nur leise! Hineinzukommen, ohne seine Frau zu wecken, das wäre gut! Weshalb er sich das eigentlich wünschte, wußte er nicht einmal. Er würde dann morgen erst mit ihr sprechen. Dann war doch noch Hoffnung. Morgen wüßte er vielleicht wieder Worte, ihr wohlzutun, sie zu bereden. Denn heute, da er alles vergessen hatte, was er zu ihr sagen wollte, wenn er nun vor sie hintrat und sie, sie lächelte wieder ... Dann würde

er sich nicht halten können, sie küssen wollen, es nicht wagen, sie wieder schlagen ... Nein, nein, nur das nicht, er wollte nicht schlagen!

Er stand im Wohnzimmer, hielt den Atem, horchte wieder. Nebenan kein Ton. Er tappte sich vorwärts, so lautlos er konnte. Und trat auf etwas. Und es klirrte, knirschte wie Glas.

Hastig zog er die Zündhölzerschachtel aus der Tasche, nahm ein Streichholz, rieb es am Stiefel. Was lag denn da, worauf war er getreten? — Er leuchtete mit der kleinen Flamme auf den Boden: zerbrochener Rahmen, zerrissene Pappe, Glasscherben, das war ja ...

„Mein Bild!" schrie er auf, „mein eigenes Bild!" — Er warf das Streichholz fort, lief in das Nebenzimmer, an ihr Bett, er wollte sie in die Höhe reißen, er wollte sie schlagen. Aber er griff in die Federbetten und griff in nichts.

„Martha, Martha, wo bist Du? Was tust Du?"

Die Petroleumlampe stand auf dem Nachttisch, sie gab keine Helle. Er nahm den Glasschirm ab und sah doch nichts. Oder sah auch ganz gut. Es war nichts da zu sehen, das Bett war ja leer. Auf dem Tischchen bei der Lampe — — da lag ein Zettel:

„Ich hatte Ruhe haben wollen. Nun suche ich sie anders." — —

Er schrie, er wußte nicht was, er rannte in die Kammer zu dem Lehrling: „Wo ist meine Frau?" Und da der dumme, verschlafene Junge ihn nur anglotzen konnte, nichts wußte, rannte er wieder ins Vorderzimmer, suchte in ihrem Bett nach, in seinem, in der Küche, im Schrank, da hingen alle ihre Kleider, in denen sie früher so zierlich gegangen, früher, ehe sie seine Frau war ... Er stieß das Fenster auf, sinnlos schrie er ihren Namen: „Martha, Martha, komm doch nur wieder, ich will Dich nicht schlagen, ich hab' Dich doch lieb! —"

Im Dunkeln unten blieb jemand vor der Haustür stehen. „Ich komme," sagte eine Stimme, „werfen Sie mir nur den Schlüssel herunter." — Er tat's. Er wußte nicht, wer es war, der es sagte. Eine Gehorsam fordernde Stimme. Ein Konstabler? So hat die Polizei sie schon gefangen, sie und den, mit dem sie davon lief? Denn sie ist mit einem gegangen, nicht allein, nicht weil er sie schlug, sondern weil sie ein anderer verführte. O! wär' es doch so, o, wäre sie entflohen und käme zurück! Er will ihr alles, alles verzeihen, sogar sein zerrissenes Bild, wenn sie, wenn sie nur wieder käme. „Martha, Martha, ich tu' es nie wieder, Martha, komm nur zurück!"

Es liefen ihm die heißen Tränen bis in den Schnurrbart, er wußte es nicht, stand da mitten in dem Zimmer und zitterte. Die Petroleumlampe blakte. Er war doch zu spät nach Hause gekommen, seine Kegelklubgenossen hatten ja doch recht behalten, mußte er denken.

Draußen ging die Etagentür, — die hatte er wohl vergessen, zu schließen. Er hörte Schritte und leises Sprechen. Der Lehrling schrie etwas. Was, das konnte er nicht verstehen. Er wollte es auch nicht, warf sich auf den Stuhl am Bett und drückte sich die Federkissen auf beide Ohren.

Aber der Polizeimann — richtig, er war es — kam herein und berührte ihm die Schulter: „Ins Wasser gegangen ..." Das hörte er doch. —

Und dann lag er und wußte nichts und dachte nichts, wühlte sich nur immer tiefer, immer tiefer mit seinem Kopf hinein in die Kissen, die ihn vor dem Denken, Fühlen und Sehen schützen sollten. —

„Steh' auf!" — es war seiner Mutter Stimme, die ihm befahl. Und er gehorchte ihr, wie einst als Knabe. Im Zimmer war es morgenhell, grauer, doch heller Wintertag. So lang hatte er da stockstill gelegen. — „Steh' auf und geh' in Deinen Laden!" sagte die alte Frau. Sie drückte ihm die Hand: „Ja, mein Jung, jawohl, Du tust mir ja auch leid. Aber was ist dabei nun zu machen! Ich sagt' es Dir vorher, das geht nicht gut. Die Frau — sie ist nicht schlecht gewesen. Nur eben — so anders. Und siehst Du, Willi, daher kam das, daß Du sie so — — so anders, so viel zu viel geliebt hast. Und Du wolltest es mir nicht glauben, aber siehst Du, so was, — das paßt doch nicht für Dich." —

Badende Kinder.

Gemälde von Arthur Johnson.

Nordsee-Tagebuch.

Von Eduard Engels.

Jahrelang hatten wir den Sommer mit Segeln auf dem Starnberger See verbracht und es wunderschön gefunden, bei jedem Wind und jedem Wetter ohne viel sportliche Ansprüche auf dem Wasser zu liegen und uns von Sonne und Luft gehörig bräunen zu lassen. Dann war auf einmal ein Vetter von der Waterkant gekommen, hatte uns ausgelacht und uns zu einem Besuch auf seiner Kreuzerjacht eingeladen. Vom Segeln, behauptete er, verständen wir trotz unserer jahrelangen Fahrten noch kaum die Anfangsgründe, unsere kleine Rennjacht, auf die wir so stolz waren, sei längst „auseinandergesegelt", und unser schöner Starnberger See, der ja seine landschaftlichen Reize habe, biete zum Segeln nicht mehr Raum als ein größerer Gutsweiher.

Nun, wir hörten solche Rede recht kleinlaut an, fanden, solange der Vetter anwesend war, nicht mehr den Mut, ein Segel zu hissen, und sagten schließlich aus bloßer Verlegenheit zu, die Einladung nach dem Norden anzunehmen.

Die Nordsee! Nein, es war doch nicht bloß Verlegenheit, wenn wir die Einladung annahmen. Uralte Sehnsucht, seit Kindertagen genährt, selten und nur auf kurze Wochen befriedigt, zog uns mächtiger nach der fernen friesischen Küste, als des Vetters hochgemute Rede von unserer sportlichen Unzulänglichkeit und von den Vorzügen seiner Kreuzerjacht, die beim germanischen Lloyd „Klasse" habe. Wie ich übrigens nachher erfuhr, war die ganze Schmälerung unserer sportlichen Erfahrungen und Geschicklichkeiten nur ein Trick gewesen, uns desto sicherer für die Pläne des Vetters zu gewinnen. Nichts schwieriger, als gute Bootkameraden finden, sagte mir ein erfahrener Sportmann. Jeder Eigner ist froh, wenn er Segelkameraden findet, die ihm sein Schifflein hantieren helfen und willig Freud und Leid mit ihm teilen. Es ist eine alte Erfahrung, daß gute Segelgenossen viel eifriger umworben werden als die Jachteigner, und daß ein leidlich erfahrener Jachtsegler weit mehr Auswahl unter freundschaftsbedürftigen Eignern findet als umgekehrt . . .

In Emden, wohin der Vetter zur Erledigung der nötigen Vorbereitungen vorausgereist war, gingen wir an Bord. Wir fanden einen schönen, stattlichen Kreuzer von etwa zehn Segellängen, der in der Tat unsere Erwartungen nicht enttäuschte. An Deck die üblichen Einrichtungen. Das Innere des Schiffes mit geschicktester Raumausnützung den Bedürfnissen einer mehrtägigen Seefahrt angepaßt. Da gab es vorn in dem weitausladenden Bug eine Klappkoje mit Bank und Schrank für den Matrosen, der die schwereren Arbeiten bei der Leitung des Fahrzeugs besorgte. Hinter dem Mast befand sich eine kleine Kochstelle, an Backbord die Pantry mit dem nötigen Tischgerät und den Mundvorräten. Die anstoßende Kajüte enthielt einen Klapptisch und die üblichen Wandsofas, die nachts auch als Schlafstellen für den Eigner und seine Gäste dienen mußten. Achtern war ein sehr schmales Cockpit eingebaut, dessen Boden mit der üblichen Gräting belegt war. Hinter dem Cockpit gab es dann noch eine verschließbare Öffnung, die zum Verstauen von Gepäck und Gerät im Bugraum diente.

Wir legten sogleich unsere gummibesohlten Segelschuhe an, vertauschten unsere Hüte gegen die sportgerechten blauen Mützen und trieben am Dollartbusen vorüber der Nordsee zu, ehe wir uns dessen noch zu versehen glaubten.

Es war ein trüber, schwüler, grauer Tag, aber je weiter wir vordrangen, um so höher und lichter wurde der Himmel. Schon über dem Watt glänzte die Sonne auf, Borkum und Juist, zwischen denen wir hindurchfuhren, schimmerten in Morgenschönheit, und als wir dann draußen auf dem offenen Meere waren, lachte der blaueste Himmel auf uns hernieder, schäumten und zerstäubten die weißen Wogenkämme in Millionen blitzender Perlen.

Tief aufatmend, sogen wir den kühlen, kristallenen Atem der See ein.

Und seltsam! Während wir in den herrlichsten Tag hineinsteuerten, ballte sich auf dem Festland ein schwarzes Nachtgewölk zum Gewitter zusammen. Blitz um Blitz zuckte hernieder. Aber der Donner vermochte schon nicht mehr zu uns herüber zu dringen — so sicher waren wir bereits vor den Sorgen und Nöten des Festlandes.

Ach, tut das wohl, die Welt einmal so hinter sich zurück zu lassen!

So fern alle Geschäfte und Verpflichtungen, so fern alle Drangsale von Städten, Mauern, Miethäusern, Straßenbahnen, Automobilen, Zeitungen, so fern Politik, Theater, Kunstausstellung, Komiteesitzung, Souper, Ball, Skat, Bierbank. Auf zwei Monate sollen wir nun frei sein, frei, frei, frei! Frei auf dem freien Meere!

Es ist gar nicht zu beschreiben, welche wunderbare Musik das Ohr umbraust, wenn man so, an den Mast eines kleinen Bootes gelehnt, aufs Geratewohl ins Meer hinaussegelt, das alte Europa am Horizont versinken sieht und das Auge fesselloss in die Unendlichkeit hinausschweifen läßt.

Sei mir gegrüßt, du ewiges Meer,
Wie Sprache der Heimat rauscht mir dein Wasser,

Wie Träume der Kindheit seh' ich es flimmern
Auf deinem wogenden Wellengebiet.
O, wie hab' ich geschmachtet in öder Fremde!
Gleich einer welken Blume
In des Botanikers blecherner Kapsel
Lag mir das Herz in der Brust.
Mir ist, als saß ich winterlange,
Ein Kranker, in dunkler Krankenstube.
Und nun verlaß ich sie plötzlich,
Und blendend strahlt mir entgegen
Der smaragdene Frühling, der sonnengeweckte . . .

* * *

Unsere erste Landung erfolgte im Hafen von Helgoland. „Hafen" mag etwas bombastisch für den klingen, der die kleine Insel nie betreten; es liegen aber tatsächlich erstaunlich viele Fahrzeuge vor Helgoland, so daß man, auf der Höhe des Felsplateaus der Insel stehend, wohl in einen regelrechten Hafen hinunterzublicken glaubt. Die große Zahl der Fahrzeuge erklärt sich aber daraus, daß auf keiner Nordseeinsel so eifrig, wie gerade auf Helgoland, gerudert und gesegelt wird. Bei der Enge der Verhältnisse auf dem Inselplateau wie auf dem dichtbesiedelten Unterland sind die Badegäste eben genötigt, die ihnen auf dem Lande versagte Bewegungsfreiheit auf Bootfahrten zu suchen, welch letztere übrigens, dank den wundervollen Fels- und Grottenbildungen der Inselküste, auch unterhaltsamer als irgendeine Kurunterhaltung in irgendeinem Kurort der Nordsee sind. Wie man doch Konzerte, Bälle, Theateraufführungen im Angesicht der See und zu einer Zeit veranstalten mag, die der Erholung von den Existenzformen der Städte und des Binnenlandes dienen soll! Lieber noch den armen Seehunden nachstellen, die Lumme in den Klippen des Gestades aufstöbern, den Sonnenuntergang auf dem Nordrand des Plateaus, umringt von phrasenmachenden Stadtmenschlein, betrachten, als den alten Vater Okeanos mit den Errungenschaften unseres mitteleuropäischen Lebensgenusses schikanieren! Es mag ein wahres Glück für das schöne Helgoland sein, daß es seine 190 Stufen hohe Treppe von dem menschenwimmelnden Unterland nach dem stilleren Oberland hat und daß man schon ein robuster Naturfreund sein muß, um für die großartigen Rundblicke, die man droben, namentlich beim Leuchtturm genießt, die Kletterarbeit einer Viertelstunde mehrmals am Tage zu zahlen.

* * *

Helgoland, Düne, 12. Juli.

Gottfried Keller erzählt irgendwo, wie er einmal als Kind im Walde zwischen nickenden Farnkräutern gelegen sei und eine kleine grüne Eidechse beobachtet habe, die von einem benachbarten Fichtenstumpf zu ihm herüberäugte. Da er sich ganz ruhig verhalten, sei das Tierchen nach und nach heruntergehuscht, über seinen Arm auf seine Brust gestiegen und habe sich zuletzt auf seinen nackten, warmen Hals gelegt. Ganz deutlich habe er da das Pochen des kleinen Herzens empfunden und sich im stillen darüber gefreut, was für ein schillerndes, kostbares Geschmeide er, der Knabe der armen Witwe, um seinen Hals trage . . .

Das Gedicht verursacht den meisten Leuten ein gelindes Gruseln. Aber wenn man so Schritt für Schritt zum Bade in die anrollende Flut hinausschreitet, hier eine Scholle aufscheucht, dort einer blauäugigen Qualle begegnet und zuletzt bis zum Halse in der Millionen Lebewesen beherbergenden Wasserwelt mitten drin steckt — was ist dann das blanke, schillernde Eidechslein im Walde, und wie gerne tummeln sich selbst die Empfindsamsten mit dem so viel garstigeren Getier des Meeres, indem sie der nahenden Welle den Rücken bieten und über sich hereinstürzen lassen, was da kommen mag: Schollen, Quallen, Garnelen, Einsiedlerkrebse, Muscheln, Tang!

* * *

Spiekeroog, 18. Juli.

Einer der Badegäste, der nach dem Abendessen noch eine Strandpromenade gemacht hat, kommt ins Hotel und meldet, ein Meerleuchten sei im Anzug. Wenn man mit dem Stock ins Wasser schlage, zucken kleine Flammen auf; auch die Fußspuren im nassen Sand seien als leuchtende Male sichtbar.

Da die Nacht sehr schwül zu werden verspricht, fahren wir mit unserem Boot hinaus, das Schauspiel auf offener See zu genießen.

Kein Mond, kein Sternlein am Himmel. Wie verirrte Seelchen abgeschiedener Meergeschöpfe huschen die Lichter unseres Fahrzeugs über die schwarzen Wogen. Zuletzt löschen wir auch sie und fahren nun in völliger Finsternis.

Alsbald zeigt sich ein feines, spinnwebzartes Geleuchte auf dem schwarzen Wasser, ein goldener Lichtflor, der in die Länge und Breite sich dehnt, bis zuletzt die ganze See von ihm bedeckt ist.

Und je weiter wir hinausdringen, je mächtiger die Wellen sich bäumen, je gewaltsamer sie zusammenstürzen, um so stärker das Geleuchte. Es wird ordentlich hell, so daß die Bootlichter tatsächlich entbehrt werden können und die anfängliche Beklommenheit der nächtlichen Seefahrer weicht. Man beugt sich über Bord, klatscht mit der Hand aufs Wasser, fängt Wasser in einer Flasche auf und freut sich, wenn das gepeitschte oder gerüttelte Naß in magischer Helle aufstrahlt, so oft man will.

Wenn wir jetzt unsere Mandoline bei uns hätten, die uns bei so mancher Mondscheinfahrt auf dem Starnberger See begleitet hat! Ob man auf der Nordsee auch singen könnte wie daheim auf dem sanften, träumerischen See?

Und während das Boot über das goldene Nordmeer hüpft, nehmen meine Gedanken den Lauf in die Ferne; ich muß an Weib und Kind zu Hause denken, trete in die wohl-

bekannten Stuben, an die wohlbekannten Schlafstätten und komme mir recht sonderbar vor, daß ich zur Nachtzeit auf der Nordsee herum abenteure, dieweil die Kleinen so schön friedlich in ihren weißen Betten liegen und schlafen. Es ist wie ein inneres Meerleuchten, das in meiner Phantasie erglimmt und alles, was ich besitze und einmal besessen habe, übergoldet. Dort ist das Elternhaus mit dem Garten meiner Kindheit, dort liegt der Vater, dort die Mutter begraben, hier lernte ich meine Frau kennen, hier stand die Wiege unseres Ältesten, hier machte die Kleinste den ersten Schritt. Und alles weit in der Ferne, und um mich her Nacht, Meer und Geleuchte ... Ja, wenn jetzt die Mandoline zur Stelle wäre, wenn man jetzt singen könnte!

Ich fuhr durchs Meer auf nächtlicher Bahn,
Da glüht' es rings wie in Flammen,
Und leuchtend hinter meinem Kahn
Schlugen die Wogen zusammen.
Und eine weithin lichte Spur
Bezeichnete meine Wege ...
War's auch ein flüchtiges Leuchten nur,
Es machte den Wunsch mir rege:
Ach, hätt' ich auf meines Lebens Bahn
Solch leuchtende Spur gezogen,
Bevor einst mich und meinen Kahn
Verschlingen die ewigen Wogen!

* * *

Wangeroog, 17. Juli.

Morgens, wenn ich meinen ersten, abends, wenn ich meinen letzten Besuch am Strande mache, immer begegnet mir ein junger Pfarrer aus dem Oldenburgischen. Er, der Ruhige, steht dann irgendwo am Wasser, die Arme auf der Brust verschränkt, und sinnt; ich, der Unruhige, renne den Wellensaum entlang, singe und brause allerhand Phantasien aus.

Wir beide, sagte ich heute, ihn anredend, sind hier die Ersten und die Letzten; nicht ein Fünklein Tageslicht lassen wir uns entgehen, keinen Sonnenaufgang und keinen Sonnenuntergang. Ich glaube, wir passen sogar auf Mond, Sterne und Nordlichter.

Er lächelt mit seinem freundlichen, frommen Pfarrergesicht und sagt: Ich dachte eben darüber nach, wie schön das alte Heidenwort „Carpe diem" doch ist! „Pflücke den Tag" — wie eine Blume sollen wir den Tag behandeln, oder vielmehr wie einen Garten, eine Aue, von deren Blumen wir so viele und so schöne pflücken dürfen, als wir erreichen und verstehen können.

* * *

Baltrum, 19. Juli.

Wenn man die Inselbewohner nach der Geschichte ihrer Insel befragt, so erfährt man überall die gleichen Geschehnisse: In alter Zeit hing unsere Insel mit der Nachbarinsel Soundso zusammen, dann kam die große Sturmflut vom Jahre Soundso, die riß soundsoviele Hektar Land in die Tiefe und schwemmte soundsoviele Häuser hinweg. Auf einer Insel haben sie jetzt schon das dritte Kirchlein gebaut; die früheren, mitsamt dem benachbarten Friedhof liegen auf dem Grund des Meeres. So ist nichts beständig in dieser geängsteten Welt, nicht einmal die Ruhe des Grabes und der Friede des Gotteshauses. Ja, wenn der kraftlose Sand nur Bäume tragen möchte, dann ließe sich schon mehr Dauer erzielen. So aber muß man Dämme und Deiche und Buhnen bauen, und das sind sehr kostspielige Dinge, da alles Baumaterial — wie übrigens auch das der Häuser — weither vom Festland herübergeschafft werden muß. Selbst einen kleinen Garten kann man sich nicht so ohne weiteres leisten. Winters weht der Sturm ihn mit meterhohem Flugsand zu, und hat man den Sand im Frühjahr entfernt, so muß man aus dem Watt erst Schlick und Schlamm herbeikarren, um Humus zu gewinnen. Auf den kleineren Inseln gibt es außer dem Ertrag der Gärten, der Milch der Schafe, den Eiern der Hühner, den Fischen des Meeres keine Nahrungsmittel; man muß alles, was man außerdem braucht, vom Festland herüberholen. War in früheren Jahren zur Winterszeit das Brot ausgegangen, so wurden wohl vom Festland und von der Insel her große Massen Leute aufgeboten, die über das zugefrorene Watt marschierten und einander in der Mitte begegneten, wo dann die einen ihre Lasten ablieferten, die anderen sie empfingen. Ein Glück, daß so viel Strandgut, namentlich Brennholz, angeschwemmt wird, sonst möchte es den ärmeren Insulanern manchmal schlimm ergehen. In den Gesichtern dieser Leute und in ihrem Gebaren ist übrigens etwas, das dem Beobachter sagt: Sorge dich nicht um uns, Landrättlein; wir machen uns nicht viel aus einem bißchen Schicksal, wir sind so still und gefaßt im Unglück wie im Glück, wir sind aus anderem Stoff als du, Badegästlein.

* * *

Hoiho! Hoiho! Da kommt der Wind!
Die Segel auf! Sie flattern und schwellen!
Über die stillverderbliche Fläche
Eilet das Schiff,
Und es jauchzt die befreite Seele.

Ein pensionierter preußischer Hauptmann hat sich uns angeschlossen. Er will jagen. Er hat einen Jagdanzug, hat Handschuhe angetan, hat die Flinte um die Schulter gehängt. Und draußen richtet er sich strack empor, legt an und schießt. Eine schöne, schneeweiße Silbermöwe purzelt herunter. Mich dauert das Tierlein. Der Weidmann schießt wieder. Eine Seeschwalbe fällt. Er schießt abermals. Eine Bergente ist das Opfer. So habe ich niemals schießen sehen. Es ist, als hätte der Tod sich dem Jäger geschworen. Jeder Schuß ein Treffer. Und mich dauert, mehr noch als die Vögel, der arme, glückliche Jägersmann. Ihm hat der Tod sich wirklich geschworen. Ich weiß es von seiner Gattin, die den kranken Mann meinem besonderen Schutz empfohlen hat. Ein

inneres Leiden — keine sechs Monate mehr — und natürlich soll er nichts wissen — natürlich soll er sich seines Lebens freuen, so lange das noch möglich, soll seinem Lieblingssport, der Jagd obliegen, den Tod versenden, den Tod . . .

* * *

Langeroog, 22. Juli.

Ich bin einmal abends in der ganz von Menschen verlassenen Frauenkirche zu München gewesen und habe die Einsamkeit empfunden, die in dem hohen, alten, von einigen wenigen Flämmchen erleuchteten Gemäuer waltet, wenn da und dort von den in Nacht schwebenden Gewölben ein goldenes Ornament wie ein Sternlein herunterblinzelt, die altersgrauen, bestaubten Altäre mit ihren Schnitzereien, Metalleuchtern und Heiligenbildern im roten Dämmer der Ewigkeitslämpchen schwimmen, aus den eisenvergitterten Katakomben unter dem Hochaltar seltsam kühle Lüfte wie Gespenster vergangener Jahrhunderte heraufsteigen, die knienden Ritter am Grabe Kaiser Ludwigs des Bayern eherne Wacht halten und hinter den dicken, trüben, düsterbunten Fenstern der Seitenschiffe die Großstadt mit ihren elektrischen Bogenlampen, ihren Straßenbahnen, Automobilen, Lastfuhrwerken wie ein fernes, halbverklungenes Märchen vorüberraunt.

Auch jene Einsamkeit kenne ich, die droben in den Steinwüsten des Hochgebirges haust, viele hundert Meter über dem letzten Pflanzenwuchs, eine halbe Himmelfahrt über die letzte menschliche Ansiedelung hinaus, wo die schauerlichsten Felsenfratzen von den wüsten Wehen erzählen, unter denen die Erde sie einst aus ihrem glühenden Inneren hervorgetrieben, wo der Himmel sein freundliches Blaulicht abtut und wie die Ohrmuschel eines lauschenden Riesen über dem unverbrüchlichen Schweigen der Steine liegt, wartend, bis der geängstete Wanderer, um die furchtbare Stille zu unterbrechen, ein Lied anstimmt oder ein Hohngelächter aufschlägt.

Die Einsamkeit des Meeres habe ich niemals draußen im Boot, wohl aber auf einer Inselwanderung erfahren. Es wandert sich ja so gut und leicht auf dem von der Flut hartgewalzten Ufersand, und unversehens ist man stundenweit aus dem Bereich der Menschen entronnen, ganz allein mit Wellen, Dünen und Möwen. Diesmal aber war die Wanderung besonders reizvoll. Das Meer hatte eine ganz eigentümliche Färbung, ein undefinierbares Gelbgrün, ganz undurchsichtig, mit schweren dunkeln Schatten in den Höhlungen der Wellenkämme. Darüber ein reicher Wolkenhimmel, der aber mit unglaublicher Schnelligkeit sich verfinsterte, ein tiefes, gleichmäßiges Grau und zuletzt ein schweres Violettgrau annahm, das ich nie zuvor gesehen hatte. Das Merkwürdigste von allem aber war das Verhalten der Insel: wie ein Mensch, dem die Angst das Blut aus den Wangen treibt, wurde sie fahl und fahler und die Halme des Strandhafers zitterten, obgleich kein nennenswerter Wind ging. Daß aber etwas Schreckliches wirklich bevorstehe, verrieten die Möwen und Seeschwalben, die in panikartiger Flucht vom Meer aufs Land geflüchtet kamen. Und dann kam's: Sturm! Ich will diesen Ausbund von Sturm nicht zu schildern versuchen, da ich's doch nicht vermöchte. Genug, es wurde Nacht und war ein Glück, daß die Windrichtung vom Meer aufs Land, nicht umgekehrt ging, sonst hätte mich kein Stemmen und kein Ausschreiten davor geschützt, wie ein losgerissenes Blatt in die Flut hinausgetrieben zu werden. So aber ward ich in die Dünen hineingepeitscht und konnte hier, vor dem ärgsten Anprall geschützt, auf die tobende See hinausschauen und mir eine Vorstellung von der Sturmnot eines einsamen Seefahrers bilden. Merkwürdig: ich empfand dabei weder jenes Gefühl der Verlassenheit, das mich in dem alten Kirchengemäuer peinigte, noch das Gefühl der Beklommenheit, das auf den Steinwüsten der Hochgebirge lauert. Es war im Gegenteil eine wohlige, das Lebensgefühl erhöhende, alle Kräfte aufrüttelnde, eine schier jauchzende Einsamkeit. Ich begriff die Seemannsfamilien dieser Inselwelt, die seit Jahrhunderten ihren Tribut an Habe und Leben entrichten und doch nimmermehr aufs Festland übersiedeln und ein sicheres Landrattengewerbe ergreifen möchten. Irgendwo bei Storm erzählt ein alter Halligmann: „Wenn in Novembernächten der Sturm hier unser Haus gepackt hat, daß wir aufgeschüttelt aus den Betten springen; — wenn wir dann durchs Fenster in Augenblicken, wo eben die Wolken am Mond vorübergejagt sind, das Meer, aber das vom Sturm gepeitschte Meer hier unten am Fuß unserer Werfte sehen, die allein noch hervorragt aus den schäumenden, tobenden Wasserbergen; — Sie glauben nicht, wie erquicklich es ist, sich einmal in einer anderen Gewalt zu fühlen als in der unserer kleinen, regierungslustigen Mitkreaturen!" — Die „andere Hand", das mag's sein, was dem Meere, besonders dem sturmgerüttelten, die immer neuen Getreuen wirbt. Unser binnenländisches Schicksal arbeitet zu diskret, zu spitzfindig, zu diplomatenhaft; es läßt manchen Leuten ihr Dasein ordentlich schicksalleer erscheinen, und was kann ein tüchtiger Kerl sich tüchtigeres wünschen, als ein herzhaft Schicksal? Karl Moor ist aus „diesem tintenklecksenden Säkulum" unter die Räuber geflüchtet; verwandte Geister entlaufen ihren Eltern und werden Schiffsjungen; Leute von mehr Gewicht und weniger Phantasie machen wenigstens eine Seereise oder leisten sich einen Parkettsitz zum „Fliegenden Holländer".

Es ist kein Zufall, daß der Holländer gerade auf einer stürmischen, wochenlangen Fahrt im Segelschiff konzipiert wurde: in den gefährlichen Schären hat Wagner das bleiche Gesicht des schwarzen Mannes leibhaftig auftauchen sehen, dessen Schicksal endlos wie die Welle ist. Alter Naturglaube

wird hier lebendig. Durch alle Sagenkreise, sagt Paul Schubring, zieht die Gewißheit, daß der Mensch den Elementen gehorchen muß, daß diese mächtiger sind als er, daß die Natur Opfer verlangt. Echtes Heldentum zeigt sich da, wo der Mensch sich ganz einsetzt, und wo wäre zu solchem völligen Sicheinsetzen bessere Gelegenheit als auf dem Meere?

* * *

Neuwerk, 25. Juli.

So hübsch das Kreuzen in der See bei Tage ist, so trübe stimmt es bei hereinbrechender Dämmerung, besonders an grauen, nebelbringenden Abenden. Bei Tage liegt man rücklings auf dem Verdeck, schaut in den Wolkenhimmel und sieht die Rosse Neptuns mit ihren weißen Mähnen zur Rechten und Linken am Bootrand emporspringen. Begegnet man einem Schiff, so grüßt man lustig hinüber, als ob man die Leute darauf alle Tage wiedersehen könnte. Des Abends dagegen, wenn der Himmel die letzten roten Lichtnester aus dem Gewölk hinweggefegt hat und ein gleichmäßig trübes Grau die ganze, weite, schwärzliche Wogenfläche überspannt, setzt man sich aufrecht, zieht den Mantel um die Schultern und horcht, da dem Auge jede Beschäftigung entzogen, auf das eintönige, harte Rollen der See, das wie das Rollen eines Eisenbahnzuges klingt, wenn er über eine eiserne Brücke dahindonnert. Begegnet man jetzt einem Schiffe, so grüßt man nicht hinüber; „man will sich dann einbilden, die besten Freunde führen schweigend vorüber, und man verlöre sie auf immer". Die Seemannsphantasie hat diese Stimmung sehr fein in ein Märchen gekleidet: der Fliegende Holländer fährt dann vorüber und sendet den begegnenden Schiffern in einem Boot, das er aussetzt, allerhand Briefe, die nachher niemand bestellen kann, weil sie an längst Verstorbene gerichtet sind. Auch taucht in solchen Stunden wohl das Bild der Stadt Rungholt in der Tiefe des Meeres auf, die vor 600 Jahren von der Flut verschlungen wurde und jetzt mit all ihren Türmen und Dächern auf dem Grunde des Ozeans steht, manchmal wohl noch mit den Glocken ihrer Kirchen läutend.

Mitten im Ozean schläft bis zur Stunde
Ein Ungeheuer, tief auf dem Grunde.
Sein Haupt ruht dicht vor Englands Strand,
Die Schwanzflosse spielt bei Brasiliens Sand.
Es zieht sechs Stunden den Atem ein
Und treibt ihn, sechs Stunden, wieder von hinnen.
Doch einmal in jedem Jahrhundert entlassen
Die Kiemen gewaltige Wassermassen.
Dann holt das Untier tiefen Atem ein,
Und peitscht die Welle und schläft wieder ein.
Viel tausend Menschen im Nordland ertrinken,
Viel reiche Länder und Städte versinken,
Trutz, Blanke Hans.

In ihren Nöten hilft den Schiffern wohl der Klabautermann. Er ist wohl der einzige freundliche Geselle des Menschen in dem ganzen Heer von Spukgestalten, das die Nordsee bevölkert. Als die Schiffer noch etwas romantischer gesinnt waren als heute, zur Zeit Heinrich Heines, erzählte ein Steuermann sehr ernsthaft, man könne den Klabautermann sehr wohl im Schiffsraume hören, wo er die Kisten und Fässer noch besser verstaue oder auch außen am Schiffe, wo er schadhafte Stellen ausbessere. Am liebsten setze er sich freilich auf das Bramsegel zum Zeichen, daß guter Wind zu erwarten sei. Auf die Frage, ob man ihn denn nicht sehen könne, erfolgte die Antwort: nein, man sähe ihn nicht, auch wünsche ihn keiner zu sehen, da er sich nur dann zeige, wenn keine Rettung mehr vorhanden sei. Er setze sich dann auf das Steuer, und wer ihn dort erblicke, finde unmittelbar darauf den Tod in den Wellen. „Der Schiffskapitän," so schließt Heine, „der dieser Erzählung mit zugehört hatte, lächelte so fein, wie ich seinem rauhen, wind- und wetterdienenden Gesichte nicht zugetraut hätte, und nachher versicherte er mir, vor fünfzig oder hundert Jahren sei auf dem Meere der Glaube an den Klabautermann so stark gewesen, daß man bei Tische immer auch ein Gedeck für ihn aufgelegt und von jeder Speise etwa das Beste auf seinen Teller gegeben habe, ja, auf einigen Schiffen geschehe das noch jetzt." —

Wir tanzen auf Wellen um Klipp und Riff,
Wir haben das Schiff nach dem Pfiff im Griff,
Wir können, was kein anderer kann,
Wir haben einen Klabautermann.
Hei, klettert er, sei die See auch groß,
Klabautermann läßt kein Takelwerk los,
Er läuft auf den Rahen, wenn alles zerreißt,
Er tut, was der Kapitän ihn heißt —
Und wißt ihr, wie man ihn rufen kann?
Courage heißt der Klabautermann!

* * *

Wennigstedt a. Sylt, 28. Juli.

In den Dünen von Sylt habe ich einen köstlichen Fund gemacht. Im Sande lag der blanke Schädel eines Riesenfisches, aus dessen leeren Augenhöhlen gelber Klee und blaue Ackerveilchen hervorsproßten. Das Knochengerüst war so fein säuberlich aus seiner fleischlichen Hülle herausgeschält, wie nur See und Sand das zustande bringen. Die Blüten des Goldklees leuchteten so glühend gelb, die des Veilchens so tief violett, wie ich's bisher nur auf den Inseln der Nordsee gefunden habe. Und so lag nun das bleiche Gebein des Meerungetüms unter dem strahlenden, von Lerchenjubel erfüllten Himmel und durfte noch jenseit des Todes und der Vernichtung der Schönheit und dem Leben huldigen.

* * *

Keitum a. Sylt, 1. August.

Überhaupt die Dünen! Man redet immer vom Meere, und ich weiß wirklich nicht, ob nicht die Welt der Dünen großartiger noch

als die des Meeres ist. Tagelang treibe ich mich jetzt auf Sylt, zwischen den Hügeln des Roten Kliff, dem Denghoog, der Grabstätte des Königs Brönz, dem Riesengop, dem Grabhügel von Jerg Nephels Hooger, dem Galgenhügel, der altheidnischen Opferstätte Wedushügel, dem Hünengrab Wilshoop herum und finde da Szenerien, rote oder graue, mit Seedorn und Strandhafer überdeckte Niederungen, die, besonders bei finsterem Himmel, in ihrer großartigen Verlassenheit und Trauer einen wirklich erschütternden Eindruck machen. Unten das starre Gedörn, mehr grau als grün, weiter aufwärts der nickende Strandhafer, mehr fahl als grasfarben, noch weiter oben die nackten, bleichen Sandkuppen, in die der Wind unzählige Gassen gegraben, und endlich über dem ganzen, vom grauen Meer umrahmten Bilde der niedere, wolkenschwere, graue Himmel — wahrlich, wenn dann noch ein Kiebitz nach seiner gewohnten Art mit feindlichem, bänglichen Geschrei dem einsamen Betrachter um den Kopf flattert: ich könnte mir in eine solche Naturszenerie nur die Begegnung Macbeths mit den Hexen als ebenbürtiges Kunstwerk hineindenken.

Macbeth:
Solch häßlich schönen Tag erlebt' ich nie.
Banquo:
Wer sind die dort?
So eingeschrumpft, und wild ihre Tracht?
Sie sehn nicht Wohnern dieser Erde gleich.
Lebt ihr und seid ihr wos
Für Menschen Fragen? Ihr solltet Weiber sein,
Doch wehren eure Bärte mir, zu glauben,
Daß ihr es seid.
Erste Hexe:
Heil dir, Macbeth, Than von Glanus.
Zweite Hexe:
Heil, Macbeth, heil dir, du Than von Kawdor.
Dritte Hexe:
Heil dir, Macbeth, der einst König sein wird.
Banquo:
Was bebt ihr, Freund, und scheint durch das erschreckt,
Was doch so schön klingt?

Und so weiter mit all dem ahnungsvollen Grausen, das nachher in grausen Taten aufgeht . . .

* * *

Langeoog, 3. August.

Auf Langeoog darf man nicht landen, ohne die Vogelkolonie zu besuchen. Überall auf den Inseln trifft man Möwen zu tausenden, selten aber findet man ein Möwennest; hier dagegen müssen sie wohl ihr Standquartier haben, ihre eigentliche Heimat, während sie auf den übrigen Inseln bloß ihren Geschäften nachgehen. Ihr Standquartier ist nun freilich so einfach, daß sie es überall anders genau so leicht aufschlagen könnten, wie just auf Langeoog. Ein Tangbüschel, ein Häuflein zermalmter Schaltiere, jeder nackte Sand genügen der Möwe als Brutstätte für ihre zwei großen, graugrünen Eier. Auch ihr ständiger Hausnachbar, der schwarze Austernfischer, macht für seine Wohnungseinrichtung genau so wenig Aufwand wie sie. Aber in treuer Hut halten beide, Möwe wie Austernfischer, ihr Nest, indem sie ohne Unterlaß in der Luft darüber kreisen, woraus dann, da sie sehr nahe beieinander und in sehr großer Anzahl brüten, ein Vogelschwarm von vielen Tausenden und ein Flügelschlagen, Gackern, Auf- und Niederschweben entsteht, das auf schwache Nerven ordentlich beklemmend wirkt. Auch ist die Gefahr, beschmutzt zu werden, nicht eben gering und der Rat, einen Regenschirm beim Durchschreiten des Brutbezirks aufzuspannen, sehr angebracht. Natürlich darf man die Eier der Möwe so wenig wie diejenigen eines anderen Vogels anrühren, ohne die lebhafteste Sorge, ja den Zorn der Tiere herauszufordern. So zutraulich die Möwe sonst in nächster Nähe über den Kopf des Menschen dahinfliegt und sich selbst durch Winken oder Schießen nicht verscheuchen läßt, so bösartig kann sie werden, wenn man in ihre armselige Wochenstube eindringt oder gar eines ihrer Eier anfaßt. Storm hat das einmal sehr schön geschildert in jener Erzählung von dem jungen Advokaten mit dem „Heckerhut" und dem schönen Töchterlein der Geheimrätin, die beinah ein Paar geworden wären, wenn nämlich der junge Herr sich dazu entschlossen hätte, seinen Heckerhut abzulegen. Die beiden jungen Leutchen wandeln miteinander den Strand entlang, während die Geheimrätin beim Teetisch verweilt. „Er" möchte gern eine Bootfahrt unternehmen, „Sie" fürchtet sich ein wenig vor der Fahrt. So bleibt denn Er irgendwo mit seinen Träumen am Ufer stehen, während Sie Strandnelken und Seewermut pflückt. Nach einer Weile haben sie einander aus den Augen verloren. Er ruft, erhält aber keine Antwort. Er geht suchend eine Strecke am Gestade hin, während über ihm die Möwen gleich ungeheuren Schneeflocken in der Luft tanzten: er findet sie nicht. Endlich, nachdem er eine Düne erstiegen, sieht er sie weitab in einer Bodensenkung im Sande knien. In der scharfen Beleuchtung der schon untergehenden Sonne gewahrt er eines der großen Möweneier in ihrer Hand; sie hält das Ei regungslos ans Ohr, als wolle sie das keimende Leben belauschen. Ihr zu Häupten aber schweben zwei der mächtigen Vögel, die sich aus dem breiten Schwarm der anderen losgelöst haben. Sie stoßen ihre heiseren Töne aus und schlagen wie zornig mit den weißen Flügeln. Unwillkürlich bleibt er stehen: so wild und doch so anmutsvoll ist dieses Bild. Die kniende Gestalt des Mädchens regt sich immer noch nicht. Da schießt eines der ergrimmten Tiere so jäh auf sie herab, als wolle es mit seinem Schnabel ihre Locken packen. Das Fräulein stößt einen Schrei aus, daß selbst die Vögel erschreckt zur Seite stieben; dann schleudert

sie das Ei weit von sich und fliegt auf den jungen Mann zu und schlingt beide Arme um seinen Hals. —

Nur ein Hauch darf beben,
Blitzen nur ein Blick,
Und die Engel weben
Fertig ein Geschick.

* * *

Da wir schon von der Möwe reden, mag auch ein wenig von der Bergente und ein wenig — Jägerlatein! — vom Seehund berichtet werden. Manche Insulaner bringen es fertig, die wilde Bergente wie eine zahme Ente in ihrem Garten brüten zu lassen. Sie graben dann einen halbkreisförmigen Stollen in den Sand und verstopfen das eine Ende mit Reisig. Ist nun die Brutzeit gekommen und hat ein Entenpaar den Stollen rechtzeitig gefunden, so bringt der Enterich seine Frau bis an den offenen Eingang des Asyls, sieht zu, daß ihr nichts abgehe, und entfernt sich wieder. Während nun die Ente dem Brutgeschäft obliegt, läßt sich der Enterich nicht mehr blicken. Er ist verschwunden. Kaum aber sind die jungen Entchen da, so erscheint auch der Enterich wieder auf der Bildfläche, er kreist in der Luft herum, lockt und ruft, bis die Ente mit ihren Kleinen ins Freie heraustritt und den Weg nach dem Meere sucht. Nun findet eine große Begrüßung mit allen Zärtlichkeiten eines Entenherzens statt, man kommt ans Meer, die Kleinen watscheln hinein, und es wird ein Schwimmkursus erteilt, der sich gewaschen hat.

Vom Seehund erzählte mir ein alter Professor aus Hannover, der seit 30 Jahren regelmäßig nach Spickeroog kommt und eine Art Doktor Allwissend in Angelegenheiten des Meeres ist. Den Seehund, sagt er, bekommt man nur dann zu Gesicht, wenn er den Kinderwärter machen muß. Die jungen Seehunde wollen nämlich partout an Land, um im Sande zu spielen und sich in der Sonne gütlich zu tun. Das ist dann allemal eine große Sorge und Aufregung für die Mütter, die in der See bleiben und Wacht halten, damit den spiellustigen Rangen kein Unheil widerfahre. Jubilate, ist das eine Fröhlichkeit und Ausgelassenheit unter den grauschwarzen Bürschlein! Sie sind so lustig, daß sie schier dumm werden vor lauter Lustigkeit. Ein gewandter Inselbewohner, der es versteht, die Bewegungen eines im Sande daherwatschelnden Seehundes kriechend nachzuahmen, kann sich trotz aller Warnungen der Seehundmütter an den tollen Schwarm heranschleichen. Ein Schlag mit der Faust auf die Nase genügt, um so einem armen Seehundjungen das Lebenslicht auszublasen. Natürlich gibt es nach einer solchen Katastrophe sofort eine panikartige Flucht, wobei die jungen Seehunde auf die Rücken ihrer Mütter steigen und sich eilends von dannen tragen lassen, es dauert aber nicht lange, so müssen die Rangen schon wieder spielen.

* * *

Pellworm, 15. August.

Das Schönste in der Nordsee, das Meerhafteste, sind die Halligen. Ich habe sie zuerst auf den Gemälden von Alberts kennen gelernt, die das Naturleben der Hallig zu jeder Tageszeit, bei jeder Beleuchtung, unter jedem Wetter schildern. Der Himmel gestaltenreich, prangend mit ganzen Hochgebirgen von Wolken und Licht, das Land flach, grasbewachsen, im Frühling mit Millionen gelber, blauer, weißer Blumen übersät. Nirgends ein Baum, selten ein Haus, da und dort ein Wassergraben.

Die Halligen sind die Überbleibsel versinkender Küstenstriche. Winzige Erdhaufen, auf denen nichts als Gras gedeiht und die dem Menschen nur insofern noch Wohnstatt gewähren, als er sich Werften baut und auf diesen sein Häuschen errichtet. Da das Wasser aber selbst diese Werften bei hohem Seegang erklettert, so müssen die Baumeister durch besondere Holzkonstruktionen dafür Sorge tragen, daß nach dem Einsturz des Mauerwerks wenigstens noch das Dach und der darunter befindliche Heuboden stehen bleiben, auf welch letzterem die Halligbewohner denn auch in Stunden der Not sich selbst und all ihre Fahrnis in Sicherheit bringen.

Man sollte nun meinen, die Halligleute, die doch jeden Augenblick den Verlust ihrer ganzen Habe fürchten müssen, seien recht primitiv und unwohnlich eingerichtet, seien überhaupt recht ungemütliche, ungastliche Menschen. Genau das Gegenteil ist aber tatsächlich der Fall: nirgendwo findet man an der Nordsee entzückendere Stuben, nirgendwo freundlichere Gastgeber als auf den schleswigschen Halligen.

Von außen ein Giebelhäuschen mit grüngestrichenem Balkenwerk, erinnert die Behausung des Halligmannes im Innern vielfach an Schiffskajüten. Die Betten befinden sich in schrankartigen Nischen. Auf Borten und im Glasschrank stehen porzellanene und silberne Kostbarkeiten. Die Möbel sind aus schwerem Eichenholz geschnitzt, meist uralt und von kostbarer Arbeit. Im größten Raum des Hauses, dem Pesel, hat die Hausfrau ihre Schatzkammer aufgeschlagen: Kiste an Kiste voll duftender Leinwand. Die Sauberkeit, die in den Wohnräumen herrscht, erstreckt sich auch auf die Viehställe; man glaubt, kleine Filialen der Musterwirtschaft des Prinzen Ludwig von Bayern zu Leutstetten vor sich zu haben.

Das Gras der Hallig und das Vieh sind die Erwerbsquellen der Halligleute. Was er an der Wirtschaft erübrigen kann, bringt der Halligmann zu Boot aufs Festland und kauft für den Erlös, was er auf der Hallig um kein Geld bekommen könnte. Besonders für den Winter muß er sich mit Vorräten versorgen, denn gar oft geschieht es, daß er dann von jeder Verbindung mit der Außenwelt abgeschnitten wird.

Neuerdings ist man dazu übergegangen, den Fortbestand der Halligen durch staat-

liche Schutzbauten zu sichern. Eine rechte Faust-Beschäftigung, Spötter reden von einer Tantalus- oder Danaidenarbeit. Aber warum sollten diese Bemühungen erfolglos bleiben? „Einst waren große Eichenwälder an unserer Küste, und so dicht standen in ihnen die Bäume, daß bei Hochzeiten manchmal die Braut ihre Krone vom Kopfe nehmen mußte, so tief hing das Gezweig herab." Warum sollten diese Eichenwälder nicht wieder wachsen, wie sie einst gewachsen sind?

* * *

Husum, 20. August.

Wenn man schon zwischen den Halligen kreuzt, darf man eine Landung in Husum, Theodor Storms Geburtsstadt, nicht unterlassen. Wir fuhren um die Insel Nordstrand herum in die stille Bucht der Husum-Aue und betraten fast in beklommenem Schweigen die „graue Stadt am grauen Meer", fanden ein schönes, altes Rathaus, ein verwunschenes Schloß, einen verträumten Stadtgarten, ein malerisches Gewirr verfallender Patriziergärtlein und eine Fülle anheimelnder, kleiner Häuschen.

Kein Klang der aufgeregten Zeit
Drang noch in diese Einsamkeit.

Auf Schritt und Tritt erlebt man, wie tief und hold das Gemüt des jungen Storm an der Melancholie des langsamen Welkens dieser einst reichen und angesehenen Stadt in jene Natur- und Lebensempfindung hineingewachsen ist, die nachher all seinem Dichten und Schaffen den Stempel aufgedrückt hat. Und nicht nur die „Garteneinsamkeit" und Weltferne, die der Dichter selbst als besonders charakteristisch für seine Muse hervorgehoben hat, auch das Meer gab nach einer richtigen Bemerkung R. M. Meyers jene Stimmung elegischer, unbestimmter Sehnsucht, wie sie manche Verse der Odyssee oder altenglischer Dichtungen atmen, gab der Luft den grauen, versilbernden Ton und den Eindruck der mächtigen Stille. Stille auch sonst in den Straßen der verarmenden Stadt und umher:

Es rauscht kein Wald, es schlägt im Mai
Kein Vogel ohne Unterlaß;
Die Wandergans mit hartem Schrei
Nur fliegt in Herbstesnacht vorbei,
Am Strande weht das Gras.

Dazu noch die stark persönliche Stimmung der nächsten Umgebung: eine alteingesessene Familie mit fremder Blutbeimischung. Ein altes Haus mit winkeligen Treppen und Bodenräumen und Urvater-Hausrat drein gestopft. Und endlich dann die Wehmut des Abschieds, der rauhe Eingriff der Dänen in das Idyll des deutschen Patrioten, die Verbanntenstimmung, die endliche Heimkehr und das innige, innigste Sicheinspinnen in die trauliche Enge der geliebten, nun nicht mehr gefährdeten Heimat ...

Wir haben uns das Wort gegeben, zu Hause wieder einmal die vier grünen Bände Stormscher Dichtungen vom Bücherbord herunterzuholen und die langen Winterabende heuer keinem anderen Erzähler Zutritt in unseren Familienkreis zu gestatten als Storm.

* * *

Föhr, 28. August.

Morgen soll die Heimreise angetreten werden. Ich finde keinen Schlaf, obwohl schon die Mitternacht längst vorüber ist. Von meinem Pfühl schaue ich zum weitoffenen Fenster hinaus. Kristallkühl streicht der Atem der See ins Zimmer herein. Am hohen Himmel funkelt Stern bei Stern. Und ich spähe zum Festland hinüber, richte den Blick auf Norderney, dessen Leuchtturm im ewigen Wechsel aufglimmt und wieder erlischt, einem schlaftrunkenen Auge gleich, das sich schließen möchte und immer wieder zu wachen gezwungen wird. Da dringt vom Ozean her ein einzelner schriller Vogelschrei in die Stille herüber. Ruhlos klingt das, klagend, anklagend, wie das Stöhnen eines Heimatlosen, schlaflos Umgetriebenen. Es ist die uralte Welle, die, während die ganze Erde ruht, an das Gestade rollen und sich wieder zurückziehen muß. Und ich schließe die Augen und fühle im Herzen eine niegekannte Trauer aufsteigen. Was so hold und friedvoll im Glanz der Gestirne zu ruhen schien, ist mir mit eins in ein wirres Knäuel ruhloser Bewegung verwandelt. Nicht nur das Meer, auch der Mond, auch die Sterne, auch die Erde, auch ich selbst ein toller Tanz von Atomen, ein Tummelplatz ruhloser Gewalten, die sich betätigen müssen, ohne zu wissen weshalb, ohne zu begreifen wozu.

Und wieder der Vogelschrei vom Meere herüber, ruhlos, klagend, anklagend, wie das Stöhnen eines Heimatlosen, und immer wieder das Anklatschen der Wogen, die immer gleiche, schwere, jahrtausendalte Meeresarbeit ohne Ergebnis, ohne Sinn und Zweck, und im Herzen ein tiefes Heimweh, fort, fort, dahin, wo Du nicht so völlig überflüssig bist wie hier, dorthin, wo Du Pflichten erfüllen darfst, wo Arbeit auf Dich wartet, wo Weib und Kind Dich empfangen werden ...

* * *

Eine Ansichtspostkarte aus Bremen:

Glücklich der Mann, der den Hafen erreicht hat,
Und hinter sich ließ das Meer und die Stürme,
Und jetzo warm und ruhig sitzt
Im guten Ratskeller zu Bremen.

Wie sich dieses Idyll weiter auswächst, könnt Ihr bei Heine, Buch der Lieder, Seite 202, nachlesen, es ist aber besser, Ihr lest es nicht nach, sintemalen die Erlebnisse dieses Poeten immer ein wenig außergewöhnlich geraten sind und ich Euch die meinen lieber mündlich erzählen will, morgen vormittag, ein paar Stunden, nachdem Ihr diese Karte empfangen. Auf Wiedersehen denn! Auf Wiedersehen!

Singende Mädchen.

Gemälde von Paul Wolff-Zamzow.

Durch Rohhumusbildung verdrängter Wald. Zeichnung von M. v. Prielmayer.

Die Verwesungspflanzen. Von R. H. Francé.

Im Jahre 1824 zog in Gießen ein junger Gelehrter ein, den man an der Universität mit ziemlich scheelen Augen begrüßte. War er doch seiner geistigen Herkunft nach nicht ebenbürtig. Ein self-made-man, der nicht einmal eine regelmäßige Gymnasialbildung sein eigen nannte. Und trotzdem von dem Hochmut beseelt war, mehr wissen zu wollen als seine Zeit. Er träumte von einer Reform der Chemie. Die Chemie aber war damals ein gar kurioses Ding. Ein Professor nahm den jungen Brausekopf beiseite und zeigte ihm geheimnisvoll seine Apparate, als da waren eine hölzerne Tischlade, die von Zeit zu Zeit Quecksilber hervorbrachte, und der „Stein der Weisen", für den die Alchimisten ihre Seligkeit verkauft hatten. Das war ein Apparat, mit dem man die Elemente ineinander verwandeln konnte. Im wesentlichen bestand er freilich nur aus einem langen tönernen Pfeifenstiel .... Der Kurator der Universität aber zeigte dem neuen Professor sein Laboratorium. Das war ein Stübchen, mit vier kahlen Wänden. Vollständig leer starrte es den bestürzten Eindringling an.

So erzählt uns Justus Liebig aus der Leidensgeschichte seiner Jugend. Und niemals können wir die außerordentlichen Verdienste dieses Mannes besser würdigen, als wenn wir diese Dinge kennen und wissen, aus welchen Schwierigkeiten sein Lebenswerk, die wissenschaftliche Grundlegung der Landwirtschaft geboren wurde.

Vor Liebig gab es zwar auch schon eine „Wissenschaft des Bodenbaues", nämlich die „Humustheorie". Aber das war ein scholastisch-mittelalterliches Unding, das zum Glück von den Landwirten nicht befolgt wurde, da es bald zu Hungersnöten geführt hätte. Diese alte sogenannte „Humustheorie" stammte eigentlich von Aristoteles, der Hauptautorität der mittelalterlichen Naturgeschichte, und ist somit ein belehrender Zeuge, wie zähe sich gewisse Anschauungen in die Jahrhunderte forterben. Sie erlangen durch ihre „historische Berechtigung" den Schein solcher Selbstverständlichkeit, daß niemand mehr wagt, an ihnen zu zweifeln. Und das Verdienst der großen Naturforscher, ja es scheint der großen Männer überhaupt, war es stets, daß sie solche allgemein anerkannte „Wahrheiten" zerbrachen und das Richtigere an deren Stelle setzten.

Die Humustheorie beschuldigte alle Pflanzen des Leichenraubes. Sie behauptete, auch die Pflanze könne nur so wie das Tier ausschließlich vorgebildete organische Nahrung zu sich nehmen. Da

ihr aber die Aktivität abgehe, müsse sie sich mit dem organischen Abfall des Lebens, mit den vermoderten Pflanzen- und Tierresten begnügen, die man insgesamt als Humus bezeichnete. Aber der Augenschein widersprach der Lehre. Schon frühzeitig beschäftigte man sich mit der Analyse des Pflanzenkörpers und fand, daß er große Mengen mineralischer Substanzen enthielt, die unmöglich aus dem Humus stammen konnten. Die Asche verbrannter Pflanzen enthielt stets Magnesium, Kalium, Kalk, Eisen; außerdem ließen sich als Bestandteile der lebenden Pflanze auch Phosphor, Schwefel und eine große Menge von stickstoff- sowie kohlenstoffhaltigen Verbindungen ermitteln. Die letzteren schienen allerdings auf den Humus als Quelle ihrer Bildung hinzudeuten, aber wie kam es dann, daß im Ackerboden, dem mit den Ernten doch jährlich soviel organische Substanz entzogen wurde, sich trotzdem von Jahr zu Jahr mehr Humus bildet?

Trotz dieser offenkundigen Widersprüche blieb die Humustheorie unangetastet, bis im Jahre 1840 Liebig in seinem epochalen Werk: „Die Chemie in ihrer Anwendung auf die Agrikultur" ihr den Garaus machte. Mit unwiderleglichen Versuchen und glänzender Logik wies er nach, daß gerade die von der alten Schule als überflüssig, ja als schädlich bezeichneten Mineralstoffe (nebst der Kohlensäure der Luft) der eigentliche Nahrungsquell der Pflanzen seien, daß die unsinnigen Theorien vom Humusbedarf der Gewächse in ihrer praktischen Anwendung geradezu den Ruin der Landwirtschaft zur Folge haben müssen und daß die alte Art des Bodenbaues, die nicht für Ergänzung der dem Lande entzogenen Mineralschätze Sorge trage, einfach langsamer Raubbau sei, der unfehlbar den Acker unfruchtbar machen müsse.

Er konnte diese Überzeugungen nur gegen den heftigsten Widerstand seiner Fachkollegen, unter zahllosen Anfeindungen durchsetzen. Der berühmteste Botaniker seiner Zeit warf ihm Oberflächlichkeit, Leichtsinn und Unwissenheit in den elementarsten Fragen botanischer Wissenschaft vor und scheute sich nicht, öffentlich zu erklären, diese Mängel seien eine Folge von Liebigs mangelhafter Schulbildung. Aber das praktische Leben gab dem Vielgeschmähten recht. Heute sind diese Streitigkeiten vergessen, Liebigs Name gehört zu den edelsten der deutschen Kultur, und die blühende Kunstdüngerindustrie bereichert das Volksvermögen jährlich um Millionen, indem sie nach Liebigs Rat zerriebene Gesteine und Mineralsalze als Ersatz der dem Boden entzogenen Ernten, den Feldern zurückgibt. Das drohende Gespenst früherer Jahrhunderte: die Erschöpfung des Bodens schreckt heute niemand mehr, denn durch die Erkenntnis von der wahren Ernährung der Pflanzen sind wir imstande, den Äckern ewige Fruchtbarkeit zu verleihen. So lehrt man heute jedem Ackerbauschüler.

Und dennoch — die Tragik des menschlichen Geistes zeigt sich auch hier darin: daß Liebig in dem Moment, da er die Wahrheit erkannte, sich auch irrte. So geht es uns immer. Keine Wahrheit wird geboren, ohne daß ihr nicht auch die Eierschalen einiger Irrtümer anhaften. Nach Liebigs Anschauung war der Humus unbrauchbarer Schlackenrest, der für die Pflanze nur Ballast bedeutet — das aber ist ebenso einseitig wie die überwundene gegenteilige Anschauung. Die Natur schließt immer Kompromisse, das Leben ist ein so begehrliches, so um seine Erhaltung banges und so befähigtes Ding, daß es nichts auf Erden unbenützt läßt. Die Pflanze baut ihren Körper aus den Gasen der Luft und den Salzen der Erde, sie weiß sich aber auch oft genug die Verwesungsreste vorübergelebter Wesen dienstbar zu machen. Nur tun das die Getreidepflanzen nicht, und darum hat die Praxis sich auf Liebigs Seite stellen müssen. Aber eine ganze Anzahl anderer, einfacher und komplizierter Pflanzen hat keine andere Aufgabe im Haushalte der Natur, als sich des Humus zu bemächtigen. Dadurch sind sie ein überaus wichtiges Kettenglied im großen Zusammenhange des Naturlebens. Und so kommt auf eine ungeahnte Weise doch wieder der Humus zu Ehren. Von diesem Zusammenhang zwischen dem Leben und dem Humus aber soll dieser Aufsatz handeln.

Der Humus ist — im modernen Sinne — das Ergebnis der Umwandlung des mineralischen Bodens durch die Lebens-

kräfte. Er iſt Erde, die bereits einmal in Organiſationen, in Pflanzen- oder Tierform geprägt war. Man hat dieſe merkwürdige Subſtanz, die für uns wichtiger als Gold iſt, weil alles Leben von ihr abhängt, in trauriger Verkennung der Lebensnotwendigkeiten noch bei weitem nicht ſo ſtudiert, daß wir über alle Bedingungen ihrer Bildung und Wirkung völlig im klaren wären. Namentlich in biochemiſcher Hinſicht müſſen wir uns noch faſt ganz auf einige Gemeinplätze beſchränken. Der Vorgang der Verweſung iſt noch immer in mehr als einer Beziehung geheimnisvoll. Was geſchieht, wenn aus einem Tier oder einer Pflanze das Leben entſchwindet? Am einfachſten kann man die Vorgänge zuſammenfaſſen, wenn man ſagt: der Stoffwechſel wird dann rückläufig. Es ſtellen ſich Veränderungen ein, die nicht mehr aufbauen, ſondern zerſetzen, die „abbauen“, wie der Phyſiologe mit einem merkwürdigen Worte ſagt. Und die vor allem nicht mehr „Zweckmäßiges“ zuſtande bringen. Aus den hochzuſammengeſetzten organiſchen Verbindungen werden einfachere. Aber wie? Das geht nicht ohne Pflanzen. Und hier beginnt die Durchbrechung der Liebigſchen Anſchauungen. Zu ſeiner Zeit wußte man noch nichts von ſaprophilen Bakterien. Mit dieſem Namen bezeichnet man die Spaltpilze, die an der Humifikation der Lebensreſte unermüdlich arbeiten. Winzige Kokken, Stäbchen und Schraubenſpaltpilze (Spirillen und Vibrionen) ſind raſtlos tätig, um die Elemente eines verweſenden Körpers frei zu machen. Sie ſpalten ſich nicht nur ſelbſt, ſondern auch die Materie, an die ſie herantreten. Sie ſcheiden eigenartige Stoffe aus (man nennt ſie Enzyme), die den Abbau hochzuſammengeſetzter Eiweißverbindungen zur Folge haben. In raſcher Folge wandeln ſie die zu Peptonen, Fettſäuren und den ſchrecklichen Leichenalkaloiden (Ptomaïne); aber bald gewinnen harmloſere Verbindungen die Oberhand. Das einſt feſte Gebilde verhaucht nun zu Schwefelwaſſerſtoff; Kohlenwaſſerſtoff und Kohlenſäure ſteigen auf, Ammoniak und Waſſerſtoff entweichen, und ſo kehren zum Schluß reine Elemente dorthin zurück, woher ſie gekommen ſind, um für ein Weilchen, mitgeriſſen und verſchlungen in das Getriebe beſeelter Körper, teil zu haben an den Freuden und Schmerzen des Lebens. Am Ende der Verweſung ſteht reines Waſſer, die Urbeſtandteile der Luft und die der Erde, eben jene Trias, aus der das Leben der höheren Pflanze ſeine Wunderbauten zu errichten weiß. Die niedere Pflanze, der Spaltpilz aber iſt das notwendige Zwiſchenglied in der Kette und darum für den Kreislauf des Lebens nicht weniger wertvoll als die höchſten und befähigteſten Lebeweſen.

Juſtus Liebig. Gemälde von Trautſchold. Aus der Sammlung authentiſcher Bildniſſe im Verlage der Photographiſchen Geſellſchaft, Berlin.

Freilich genügen ſie nicht allein, denn die Humusbildung iſt auch noch von anderen Faktoren abhängig. Die Natur iſoliert ihre Geſchöpfe nicht; ſie zwingt

sie zu sozialem Leben, und in wunderbarer Weisheit ist dieses Zusammenleben so geordnet, daß alle Teile davon Nutzen haben. Ein heimliches Gesetz gegenseitiger Hilfe läßt sich aus allen Tatsachen der Natur herauslesen. Nicht nur die Tiere sind auf die Pflanzen angewiesen, sondern auch die Pflanzen bedürfen einander. Und nicht nur das; die Pflanze bedarf auch der Tiere. In dem unterirdischen Ernährungsleben verbünden sich ununterbrochen Pflanzen und Tiere zu gegenseitigem Nutzen, zu einem Schauspiel, vor dessen tiefdurchdachter innerer Zweckmäßigkeit menschlicher Witz schal erscheint. Das erhellt sich schon, wenn man nur einige Szenen daraus an sich vorüberziehen läßt.

Die Verwesung schreitet nur unter ganz besonders günstigen Umständen bis zur vollständigen Auflösung vor. In den meisten Fällen werden ihre Produkte schon früher von den Verwesungspflanzen, die man mit einem wissenschaftlichen Sammelnamen Saprophyten nennt, ergriffen und den höher organisierten Gewächsen zugeführt. Von dem Stadium, in welchem dies geschieht, hängt das Aussehen der natürlichen Landschaft in einer Weise ab, von der der Naturunkundige keine Ahnung hat. Ob ein Bergeshang mit düsteren Fichten bestanden ist oder mit reichgegliedertem, buntem Laubwald, ob sich in der sanften Mulde zu seinen Füßen ein einförmig ärmliches Moor breitet oder die tropische Überfülle eines Sumpfes, ob die weiten Fluren lachende Wiesen tragen und das harmonische Gepräge einer Parklandschaft, oder ob sie von dem rotvioletten Schimmer der zwar nicht minder schönen, aber um soviel ärmeren Heide übergossen sind, ob an diesem Orte sich schwere Ähren wiegen oder nur ein kümmerliches Kartoffelfeld spärlichen Nutzen gewährt — das alles hängt von dem Grade der Verwesung, von der Art der Saprophyten ab, die in jenen Böden unterirdisch walten. Im wesentlichen von der Antwort auf die Frage, ob sich an der Zersetzung Bakterien oder höhere Pilze beteiligen.

Die Pilze sind nämlich die Verwesungspflanzen par excellence. Mißachtet, mindestens unterschätzt, von dem Alltag nur in wenigen Formen gekannt, sind sie unsere großen Wohltäter, die uns mit Nahrung versorgen, uns Wälder zur Erholung und Nutzbarmachung zubereiten, vor allem den ungeheueren Ballast, mit dem der Tod täglich die Erde zu ersticken droht, hinwegräumen und in wertvolles Leben zu wandeln wissen.

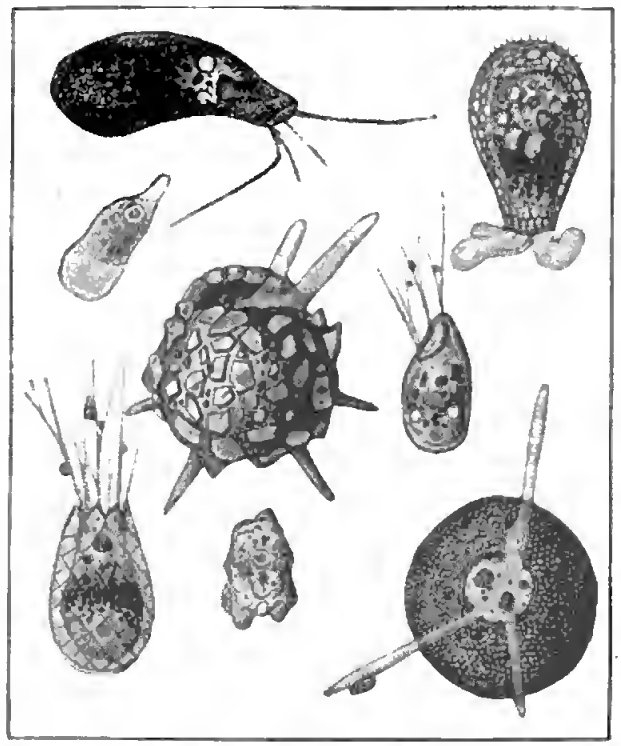
Die bunten, leuchtenden Hüte und Schirme, die allenthalben in Laub- und Nadelwäldern prangen, gehören dadurch zu den wichtigsten aller „Kulturpflanzen". Wir kultivieren sie nämlich geradezu, wenn wir einen Wald anlegen. Denn fast die Hälfte aller bekannten höheren Pflanzen ist in ihrem Leben auf sie angewiesen.

Wenn auch die Gebildeten noch sehr sporadisch von diesen merkwürdigen Tatsachen wissen, so hatte doch die tiefe, weil auf innerster Erfahrung beruhende Naturkenntnis des Volkes schon längst ein praktisches Wissen darüber erworben. Ein altbekanntes Geschäftsgeheimnis der Trüffelzüchter besagt, daß an baumlosen Orten keine Trüffeln gedeihen. Die Sache sprach sich so lange herum, bis zwei deutsche Botaniker ihr systematisch nachgingen. Und was fanden sie? Daß das Volk recht hat, weil die sich weithin im Boden verzweigenden Pilzfäden der Trüffeln mit den Baumwurzeln in innigem Verbande stehen. Sie verspinnen sich mit den feinsten Wurzelzweigen der Kiefern unlöslich. Weitere Nachforschung ergab alsbald, daß die Wurzeln fast aller Waldbäume, namentlich der Buchen, Eichen, Birken, Fichten und Tannen in ähnlicher Weise „verpilzt" seien, und heute wissen wir, daß sich Pilze und höhere Pflanzen dadurch einen unschätzbaren gegenseitigen Dienst erweisen. Alle die mannigfaltigen Schwämme des Waldes, die Fliegenpilze, Eierlinge, Erdsterne, Ziegenbärte, Bovisten, Morcheln und wie sie sonst noch heißen, beteiligen sich an der Bildung dieser Pilzwurzel (Mykorrhiza); ihre Ausrottung wäre eine schwere Schädigung des Waldes, dem hauptsächlich durch sie die Segnungen des Humusbodens zugänglich gemacht werden.

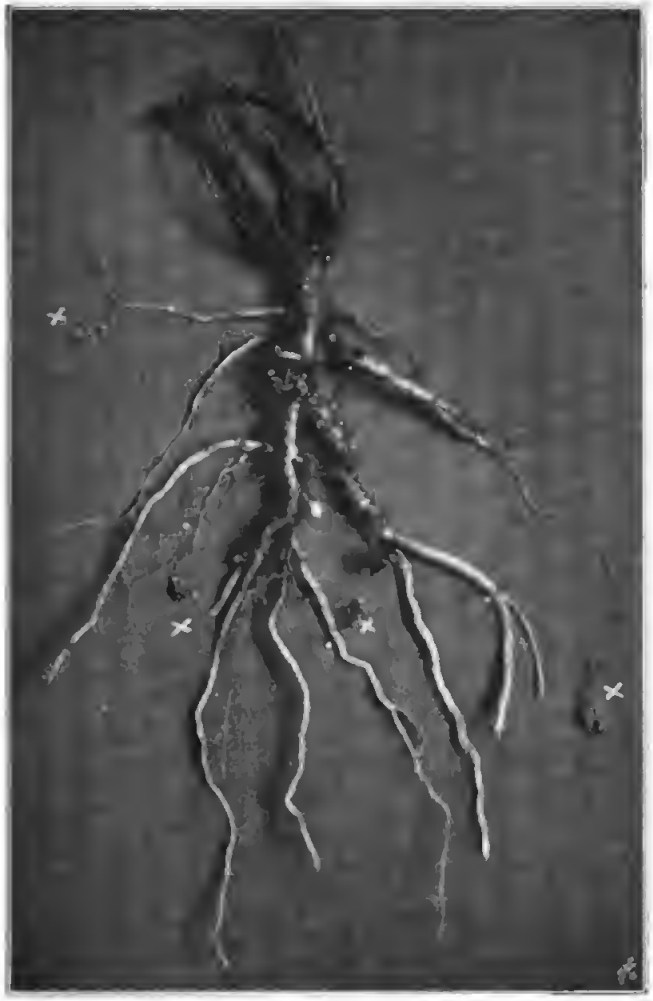
In welcher Weise? Die Pilze als echte Saprophyten haben die Fähigkeit, auch solche Zersetzungsprodukte verwesen-

der Pflanzen und Tiere in sich aufzunehmen, mit denen die Wurzeln der Bäume und Kräuter nichts anzufangen wissen. Indem sie sich nun auf das innigste mit den feinsten Wurzelfäden verspinnen, mit ihnen gewissermaßen eine unlösliche Lebensgemeinschaft, eine „Pflanzenehe" (Symbiose), wie man die Sache genannt hat, eingehen, können sie mit der höheren Pflanze in einen Stoffaustausch treten, der beiden Teilen zugute kommt. Sie geben der Wurzel einen kostbaren Stoff, nach dem alle Pflanzen geizen, nämlich stickstoffhaltige Verbindungen, die sie der Verwesung entrissen haben, und empfangen dafür Abfallsprodukte des Stoffwechsels, die das höhere Gewächs leicht entbehren kann. Unter Umständen artet freilich dieser Freundschaftsbund zweier Pflanzen in eigentümlicher Weise aus, die aber den Sinn der Mykorrhizenbildung trefflich erläutert, weshalb sie hier eingehender geschildert werden soll.

Es gibt in tiefen Wäldern, im ewigen Dunkel, das auf ihrem Grunde lastet, einige feenhaft zarte Blumen, die es gar nicht nach dem Lichte drängt, wie sonst ihre Schwestern. Das sind die Moderorchideen. Sie kleiden sich wie Pilze, gelblich-fleischfarben erscheint die Korallenwurz (Coralliorrhiza), bräunlich-violett oder ganz weiß die Nestwurz (Neottia Nidus Avis), deren Wurzelfasern oft bis zur Täuschung vollendet ein Vogelnestchen nachahmen. Es ist überhaupt ein etwas tückisches Gewächs, diese so unschuldig erscheinende Orchidee. Man hat behauptet, daß sie den Pilzen Fallen stelle und ihre Gefangenen verzehre. Der Vergleich ist zwar etwas zu kühn, enthält aber doch eine gewisse Wahrheit. Denn das Vogelnestchen und viele seiner Genossen in Wald und Wiese gehen mit den Wurzelpilzen bereitwillig die bereits geschilderte Pflanzenehe ein, sie ziehen die harmlosen Pilzfäden sogar in das Rindengewebe ihrer Wurzeln hinein, lassen sie dort breit und kräftig werden — zum Schlusse aber saugen sie ihnen heimtückischerweise die Lebenssäfte aus. Die gemütliche Ehe verwandelt sich so unvermutet in einen Kriminalfall; wie im Menschenleben ist auch hier die Grenze zwischen Freundschaft und Egoismus kaum zu erkennen. Aber, indem man sich neuerdings mit der Sache beschäftigte, erkannte man, daß es vielleicht doch nur ein Freundschaftsverhältnis sei, nur so seltsam innig, daß sich die beiden Lebensgenossen vor lauter Zutunlichkeit buchstäblich auffressen. Es ist höchste Gegenseitigkeit, die kaltblütig ein Stück des eigenen Körpers opfert, damit die anderen sorgloser leben können. Das Wurzelpilzchen wird von der Orchidee zuerst gastlich empfangen und darf von ihren Säften trinken, bald muß es jedoch die Zeche bezahlen und vom eigenen Leib ein Stückchen hergeben. Die eingedrungenen Pilzfäden werden an gewissen Stellen der Wurzel verdaut und von der Orchidee einfach aufgelöst, an anderen lösen sie die Zellen der Wurzel auf. Die Orchidee vermag so durch ihren Pilzvasallen den Humus des Bodens direkt aufzunehmen. Das ist für sie der eigentliche Sinn der



Die Bodenbearbeiter der Natur.



Lupinenwurzel mit Bakterienknöllchen (X).

Mykorrhizenbildung, und in diesem Sinne ist der alten Humustheorie denn doch eine gewisse Berechtigung zuzubilligen, von der freilich ihre einstigen Vertreter nichts ahnten.

Die Verwertung der Humusstoffe ist nur an eine Bedingung geknüpft. Der Humus muß den Wurzelpilzen zusagen. Und das ist der Punkt, an dem die Pflanze der Mithilfe der Tiere bedarf und sich von der Güte des Klimas auch in ihrer Ernährung abhängig machen muß. Es gibt nämlich sehr verschiedene Arten von Humus. Und die entscheiden über die Existenz des Waldes, der Moore und der Heide.

Wie das im näheren zugeht, kann man nur sehr schwer anschaulich machen, denn es ist ein sehr verwickeltes Zusammenspiel verschiedenster Ursachen. Da wären vor allem die Bodenbakterien und der Cladosporiumpilz. Beide sind Saprophyten, aber von sehr verschiedenen Qualitäten und Lebensansprüchen. Die einen lieben Wärme, der Pilz liebt kühles Klima; demgemäß arbeiten sie auch in sehr verschiedener Weise.

Es gibt Bodenbakterien, die der Landwirtschaft unersetzlich sind. Ohne sie würden wir verhungern. Sie lassen fast keinen organischen Stoff unverwertet. Hochmolekulare Eiweißkörper verwesender Organismen werden durch sie zerlegt — die Abscheidungen, die im Stalldünger eine so große Rolle spielen, werden durch sie in Pflanzennahrung verwandelt. Eine Bakterienart reicht sie in geeigneterer Form der anderen. In der scheinbar lebloſen Tiefe zu unseren Füßen regt es sich rastlos wie in einer großen Fabrik. Und wie die Arbeiter einer Glashütte sich in die Hände arbeiten, wie der glühendflüssige Glasball von Hand zu Hand geht, ausgeblasen, gewälzt, geformt, abgeschnitten, durchgearbeitet, gekühlt, geschliffen und graviert wird, bis er als glänzende Karaffe gebrauchsfertig ist, so werden auch Abfall- und Verwesungsprodukte von den Bodenbakterien immer mehr vervollkommt und schließlich „gebrauchsfertig" den höheren Pflanzen oder den Wurzelpilzen übergeben. Der Harnstoff wird durch sie zu Ammoniak gemacht — das Ammoniak wird sofort weiter verwendet. Bakterien oxydieren es zu Nitriten und Nitraten, die bessere Pflanzennährstoffe sind als die Ammoniaksalze. Durch das Salpetersäurebakterium wird das Ammoniak zu Salpetersäure umgearbeitet, diese wieder zu salpetriger Säure und zu freiem Stickstoff. Der Stickstoff aber gerät in den Bann der Knöllchenbakterien (Bacillus radiacola), die ihn zu Eiweißstoffen ver-

arbeiten, diese aber den grünen Pflanzen dadurch dienstbar machen, daß sie gleich als Ganzes in die Wurzeln zahlreicher Gewächse (namentlich Schmetterlingsblütler) einwandern und von den Wurzelzellen ebenso verdaut werden, wie die Wurzelpilze von der Nestwurz.

Andere Bakterien hingegen geben sich nur mit Elementen ab; die einen scheiden aus Boden und Verwesungsresten Eisen ab, die anderen reduzieren Schwefel — fast jede Bodenart hat ihre besonderen Bakterien, die Ackererde hat eigene, der Waldboden hat andere, der Schlamm der Sümpfe beherbergt spezielle Arten, in jedem Wasser, sei es süß oder salzig, leben diese Wesen, die in einer fast unbegreiflichen Kette alle Rohstoffe vorbereiten zur Aufnahme durch das höher organisierte Gewächs.

Aber diese Bodenbakterien spenden ihre Wohltaten nicht immer und überall. Sie stellen eigensinnige Forderungen. Nie siedeln sie sich an zu kalten Orten an. Nur wenn sie eine größere Zahl warmer Tage zur Verfügung haben, vermehren sie sich so stark, daß ihre Wirkung augenfällig wird.

Wo Ungunst des Klimas oder mangelnde Durcharbeitung des Bodens sie zurückdrängen, macht sich eine andere Art der Bodenflora breit, die dem Bodenbesitzer weniger angenehm ist. Das sind die Cladosporiumpilze und ihre Verwandten. Man kann leicht ihre Bekanntschaft machen, wenn man im Buchenwalde dem Boden etwas Aufmerksamkeit schenkt. In vielfacher Schicht lagern da die verwesenden Blätter übereinander, und nie wird man in den tieferen Schichten lange suchen müssen, bis man von weißen und braunen Pilzfäden umsponnene Blätter findet. Wiederholen wir die Untersuchung in torfigem Grunde, so erweist sich, daß die schwarze, so zäh zusammengebackene Masse sogar zu ganz erheblichem Teile aus dem Filz dieser dunklen Pilzfäden besteht.

Neottia Nidus Avis.

Der Cladosporiumpilz und seine Verwandten sind auch Saprophyten; doch nähren sie sich von den verwesenden Blättern in so eigener Art, daß sie den meisten grünen Gewächsen die Ansiedlung erschweren. Die Zersetzung der Abfallstoffe wird durch sie aufgehalten, sie machen den Boden „roh". Eine Menge organischer Säuren (Humussäuren) wird bei Anwesenheit dieser Bodenpilze festgehalten, der gesunde Wald- oder Ackerboden wird dadurch unfruchtbar. Denn nur wenige Pflanzen können sich in diesem unzulänglich vorbereiteten Erdreich erhalten. Buche und Fichte bilden auf ihm mit Hilfe der Mykorrhiza zwar noch Wälder, aber diese haben immer die Neigung, in Heide oder Moor überzugehen.

Diese Dinge sind den Praktikern wohlbekannt — wenn auch nicht in ihren Ursachen, so doch in den Wirkungen. Landmann und Forstwirt unterscheiden genau zwischen Mull und Torf, zwischen gutem und Rohhumus. Der erstere ist ein Produkt der Bakterien, der letztere das mißlungene Erzeugnis der Bodenpilze. Mullböden sind die berühmte schwarze Ackererde, der Gartenboden der Lombardei, die Weizenfelder Ungarns, das „tscherno zem" (schwarze Erde) Rußlands, die gesegneten Kornkammern Mitteldeutschlands. Die Rohhumusböden aber machen die Länder arm. Die traurigen Kartoffelfelder im Norden oder in den Hochlagen unserer Mittelgebirge, die melancholischen Moore und Heiden Norddeutschlands, die einförmigen Fichtenwälder der skandinavischen Reiche, sie sind in letzter Instanz eine Folge der Cladosporiumvegetation unter der Erde.

Wir haben daher alles Interesse, das Gedeihen der Bodenbakterien zu begünstigen und ängstlich über ihr Wohlergehen zu wachen. Deshalb muß uns auch die Durcharbeitung des Bodens am Herzen liegen, denn sie begünstigt das Gedeihen des Bakterienflors außerordentlich. Und außerdem er-

leichtert sie den Wurzeln höherer Pflanzen die Existenz und beschleunigt schon in rein mechanischer Weise den Ablauf normaler Verwesung, auf den, wie uns neuerdings immer klarer wird, alles ankommt.

Auf den Ackerfeldern übernimmt menschlicher Fleiß die mechanische Durcharbeitung und Lüftung des Bodens. Das Umstürzen der Stoppel, das Pflügen, im Gartenbau das Umgraben der Erde bezweckt nichts anderes, als die Verwesungsreste zu verteilen, damit die auf ihnen sich ansiedelnden Bakterien das ganze Erdreich gleichmäßig mit ihren wertvollen Erzeugnissen durchtränken. Außerdem erreicht man, daß die mineralischen Substanzen durch den erleichterten Luftzutritt rascher verwittern und daß sich die Feuchtigkeit gleichmäßig verteilt. Auch die Brache, die Bodenruhe, die man dem Acker von Zeit zu Zeit gönnt, zielt darauf ab, den Bodenbakterien Zeit zur Arbeit zu lassen und die Verwitterung neu herangezogener Mineralstoffe abzuwarten.

Moderorchideen.

Auf unbearbeitetem Boden aber besorgt die Natur alle diese Arbeiten bedeutend gründlicher, nur entsprechend dem großzügigen Maßstab ihres Waltens, auch bedeutend langsamer. Wir kurzlebiges Geschlecht können es nur nicht erwarten, denn sonst könnten wir uns auch in der Landwirtschaft ausschließlich auf die Bodenbearbeitung der Natur verlassen. Wer sind nun die Arbeiter der Natur, die hilfsbereiten Vasallen der Pflanzen? Es sind Wesen, an die man wahrlich nicht denkt. Die Amoeben und Wurzelfüßler des Humusbodens sind es, die Insekten der Walderde und die Regenwürmer.

Wer schon einmal im Waldesschatten aufmerksam den Boden beobachtete, weiß, wie dort alles lebt. Kleine schwarze Springschwänze hüpfen hin und wieder, Blattläuse und winzige Spinnen kriechen bedächtig umher, Käferchen und Milben strömen aus und ein aus den zahllosen Spalten und Rissen, die da in das Erdinnere führen. Und wer einmal ein wenig feuchten Waldhumus unter dem Mikroskop untersucht, sieht ihn mit Erstaunen belebt durch Tausende von Rädertieren, Bärtierchen, Fadenwürmer, Wurzelfüßler, Infusorien und Amoeben. Die einzige Lebensaufgabe dieser ganzen wimmelnden Schar ist, die Verwesungsstoffe wieder in brauchbare Lebenssubstanz umzuarbeiten, einfach dadurch, daß sie den Abfall verzehren. Sie durchwühlen ununterbrochen den Boden, sie zerlösen jedes Körnchen in seine feinsten Elemente, sie verdauen die ganze Erde und gestalten sie so organisch durch.

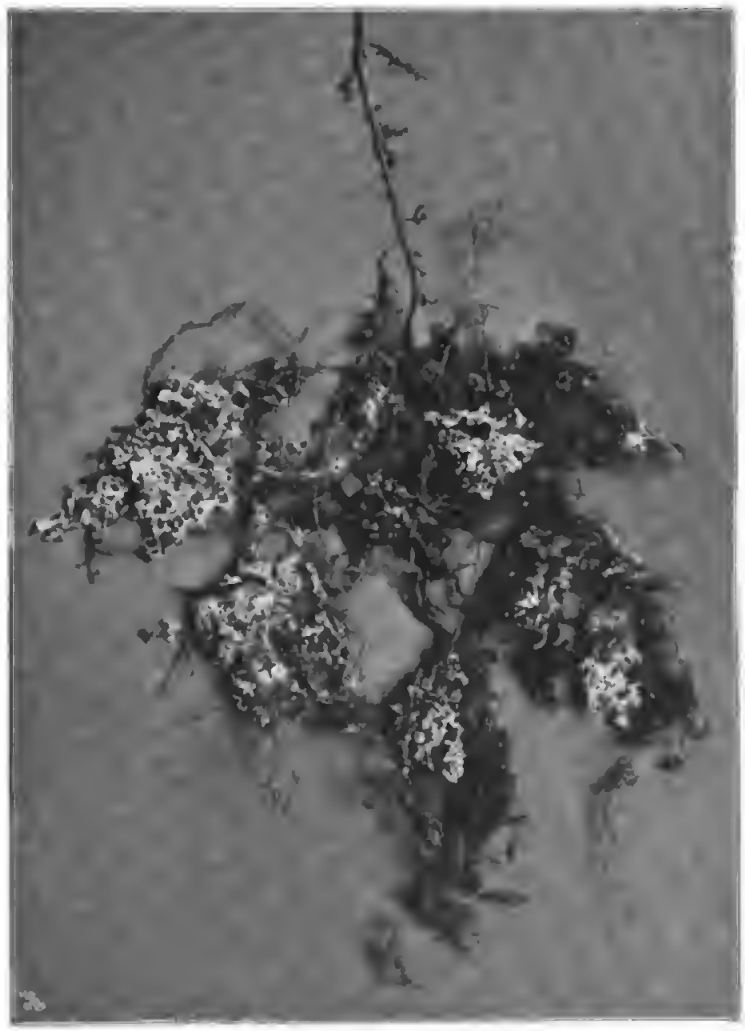
Das ist eine Bodenbearbeitung, an die kein Spaten, kein Sieb noch Pflug heranreicht. Und was diese Millionen im kleinen, das besorgen die Regenwürmer im größten Maßstab. Sie teilen sich mit den mikroskopischen Pflanzen brüderlich, um die Erde für höheres Pflanzenleben herzurichten. Die Regenwürmer leben bekanntlich von Erde, die sie ununterbrochen durchkauen, um die modernden organischen Reste darin für sich zu verwerten. Da sie aber in jedem fruchtbaren Boden zu Tausenden vorhanden sind, so kann man sich leicht vorstellen, in welch vollkommener Weise durch sie die Erdkruste bis tief hinab umgeschaufelt wird, und daß sich in der ganzen lockeren Erdschicht, in welcher die Pflanzen wurzeln, keine Handvoll Erde findet, die nicht durch den Magen dieser scheinbar so unbedeutenden Wesen gewandert wäre. Es ist auch mit den Regenwürmern so wie mit den Menschen — einzeln schwach und bedeutungslos, ändern sie durch ihre Masse das Antlitz der Erde.

Denn nach allen diesen Vorkenntnissen sieht man es leicht ein, wie die ganze Vegetation von der Zubereitung des Bodens, von der Existenz der Saprophyten

und der Tiere des Bodens abhängt. Die Vielgestaltigkeit der heimatlichen Natur liegt nun wie ein offenes Buch vor uns. Man versteht nun den lieblichen Wechsel zwischen Wäldern, Heiden, Mooren und üppigen Wiesen. Dort, wo heftige Winde unmittelbar zum Boden gelangen und ihn austrocknen, verschwinden die Regenwürmer und das Kleingetier. Denn in dem zusammengebackenen Boden können sie nicht mehr arbeiten. Die Pflanzenreste bilden in ihm einen schlecht gelüfteten Filz, in dem nun die Bodenpilze Einzug halten. Aus dem krümeligen Mull wird Rohhumus, und damit muß die Vegetationsdecke des Bodens wechseln. Ist es eine trockene Stelle, dann siedeln sich mit Vorliebe die bescheidenen Heidekräuter an, und aus Wald und Wiese wird schwermütig schöne Heide. Ist die Stelle geeignet zum Wasserzusammenfluß oder sehr vielen Niederschlägen ausgesetzt, so bedeckt sie sich langsam mit Moosen. Zuerst kommen mannigfach gestaltete Astmoose, schließlich aber triumphiert immer das einförmige Torfmoos. Es entsteht ein Hochmoor. Oder wenn früher lieblich bunter Laubwald grünte und nun durch unvorsichtige Kahlschläge oder andere lokale Ursachen die Regenwürmer vertrieben werden, kommt jetzt die Fichte oder die Kiefer oder bestenfalls die Buche, die auch noch, unter sonst günstigen Verhältnissen auf „sauerem" Boden gedeihen kann. Stets aber tritt mit dem Verschwinden der Regenwürmer und ihrer Genossen eine Verschlechterung des Bodens und Verarmung der Landschaft in jedem Sinne ein.

* * *

In der bunten Reihe der Naturbilder, die da vorbeigezogen sind, steht aber etwas Tieferes, das sie in bedeutsamem Sinne einigt. Und das ist die Einheit der Natur. Eine philosophische Lehre, die uns das unterirdische Pflanzenleben mitgibt. Welch merkwürdige Zusammenhänge walten nicht zwischen höherer und niederer Pflanze, zwischen Pflanze und Tier, zwischen dem Gedeihen der Menschheit und dem der Bodenbakterien! Die entferntesten Dinge werden durch die Natur zu einer Kette zusammengeschmiedet, zu jener Kette, durch die sie das Leben auf Erden aufrecht erhält. Die Dinge drehen sich in einem



Mykorrhiza der Buche.

Kreis. Alles kommt wieder, in verwandelter Geſtalt, mit geſteigerten oder gebundenen Kräften, aber im Weſen unverändert. Die Elemente aus Luft, Waſſer und Erde binden ſich zu lebendiger Geſtaltung und löſen ſich wieder zur völligen Freiheit; die belebten Geſtalten ſinken nicht für immer in Verweſung und Moder, ſondern faſt unmittelbar nach dem Tode wandern ſie in neues Leben ein, werden an der Kette des Lebens als Saprophyten wieder nutzbar und ſind keinen Tag für die Exiſtenz des Alls verloren. Die lebenden Weſen bilden eng zuſammengehörige Gruppen, die nur durcheinander beſtehen können. Und durch ihre Leiber wandert in raſtloſem Kreislaufe die Materie und predigt uns im tiefſten Sinne des Wortes das ewige Leben. Die grünen Pflanzen nehmen die Verſtorbenen aus dem Boden auf und verwandeln die toten Stoffe zur lebendigen Subſtanz. Wenn dieſe wieder abſtirbt, gerät ſie in den tieriſchen Körper und wird durch ihn in den Zuſammenhang neuer Formen geriſſen. Durch dieſe Vorbereitung wird die Materie tauglich, von den niederen Pflanzen aufgenommen zu werden, und dieſe führen ſie wieder den höheren zu.

So wandelt dasſelbe Atom durch die Jahrtauſende, bald tot, bald belebt, bald als Spaltpilz, bald als Tier, bald als Baum oder Blume, und verkündet uns die größte und tröſtlichſte aller Wahrheiten: daß Leben und Tod eigentlich ein und dasſelbe ſind, und nur wechſelnde Zuſtände, die ſich ununterbrochen im Reigen drehen.

Ein Bild.

Hinterm Dorfteich trauern Erlen,
Ihre Zitterzweige fließen
Tief ins Waſſer, und die Schmerlen
Blitzend durch die Blätter ſchießen.

Lauernd fährt die Waſſerſpinne
Drüberhin, dämonenleiſe;
Hält ſie beutefiebernd inne
Schwingen kleine Wellenkreiſe.

Einer Kate Uferbalken
Saugen naſſer ſich und naſſer,
Und das ſcharfe Aug' des Falken
Späht herunter auf das Waſſer.

Droben ſchwimmt er, hoch im Blauen,
Flitzt herab voll Mördertücken
Und er gräbt die ſpitzen Klauen
Tief dem Karpfen in den Rücken.

Breite Blätter, grüne Linſen,
Stillen Waſſers dumpfer Brodem,
Durch des Ufers ſtarre Binſen
Weht des Mittags ſchwüler Odem.

Ewald Gerhard Seeliger.

Dienstboten einst und jetzt.

Ein kulturhistorischer Rückblick. Von Richard Zoozmann.

Nicht tot zu machen sind Sprichwörter und Redensarten, und mag man auch immer wieder darauf hinweisen, daß die vox populi nur höchst selten der vox dei entspricht und daß die durch den jahrhundertelangen Gebrauch geheiligten Phrasen meist wenig Wahrheit enthalten, ja je weniger desto häufiger sie des Wohlklanges oder der Bequemlichkeit halber in allen den Fällen im Munde geführt werden und über die Zunge laufen, wo uns gerade kein anderes oder besseres Schlagwort zu Gebote steht. Eine solche stehende Redewendung ist das Wort „von der guten alten Zeit", das meistens, wenn es gesprochen wird, von einem Seufzer begleitet zu sein pflegt. Jeder Seufzer über die gute alte Zeit ist aber eine Anklage gegen die neue schlechte, die allerdings durchaus nicht so schlecht ist, als man gemeinhin annimmt. Das lehrt die Geschichte im großen und im kleinen. Wir haben keine Hexenverbrennungen, keine Foltern und Verstümmelungen schuldig oder unschuldig Angeklagter mehr und was sonst dergleichen liebliche Auswüchse der guten alten Zeit waren. Wenn man heute Menschen verbrennt, sind sie tot, und wenn man ihnen die Glieder abschneidet, tut es das Messer des Operateurs. Und man braucht nur das Gebiet der Technik, der Erfindungen und Entdeckungen zu überblicken, um den gewaltigen Fortschritt gegen einst zu konstatieren.

Nur der Mensch an sich mit seinen Fehlern und Vorzügen ist — soweit er nicht von der Kultur beleckt wurde — im Grunde derselbe geblieben, obwohl sich sein Gesichtskreis gegen den unserer Urahnen schier unendlich vergrößert hat.

Um dies zu beweisen, will ich nur eine Gruppe von Menschen zum Gegenstande dieser kleinen Plauderei machen und zu einer näheren Untersuchung vor die Lupe nehmen: ich meine die Dienstboten.

Immer und immer wieder begegnen wir den Klagen über diese nötigen, aber das Leben verbitternden Störenfriede unseres Hausfriedens und unserer heimischen Gemütlichkeit. Besonders in den Großstädten ist mit ihnen kein Auskommen mehr. Fleißige, treue, anhängliche und zuverlässige Dienstmädchen würde der findigste Diogenes heute vergeblich suchen — hört man klagen — und wenn er statt der Laterne eine Nernstlampe nähme!

Endlos sind die Jeremiaden verzweifelter Hausfrauen über zerbrochenes Porzellan, zerchlorte Wäschestücke, verbrannte Braten und unpünktlich nach Hause kommende Linas, Minnas, Marthas oder Amandas und was sie sonst für wohlklingende Namen tragen mögen, deren Sinnesbedeutung zu dem Wesen und Können ihrer Besitzerinnen oft in dem schreiendsten Widerspruche steht!

Wie oft hörten wir schon den Stoßseufzer: „Ach, wie gut hatten es unsere Groß- und Urgroßmütter in den patriarchalischen Zeiten, da es noch keine Freizügigkeit gab, da die Kontrakte jährlich lauteten, der Lohn gering war, keine Fabriken lockten und die Schönheiten vom Lande zur Familie gehörten. Da wurden die Mägde alt und grau im Hause der Dienstherrschaft, und sie fühlten sich wohl dabei! Ach, wo sind sie hin, die schönen Tage der guten alten Zeit!"

Aber gemach, meine Damen! Dem ist nicht so! Solange es Dienstboten gibt, gab es auch Ärger über sie. Und vielleicht fühlt sich die Hausfrau von heute getröstet, wenn sie erfährt, daß diese Kalamität keine Erfindung unserer neuen schlechten Zeit ist, sondern ein schon vorhandenes Erzeugnis der guten alten Zeit war! Zum Beweise dessen führe ich ein 320 Jahr altes Zeugnis an, dessen Glaubwürdigkeit seines Alters und seines Verfassers wegen unanfechtbar genannt werden muß. Vor mir liegt ein alter umfangreicher Foliant, der mir heute beim Durchstöbern meiner Bibliothek wieder einmal in die Hände fiel, und dessen nach dem Geschmack damaliger Zeit etwas langatmigen Titel ich den Leserinnen der Kuriosität halber nicht verschweigen, aber in gekürzter Form wiedergeben will. Er lautet:

„Theatrum Diabolorum, das ist: Warhaffte eigentliche ond kurtze Beschreibung Allerley grewlicher, schrecklicher vnd abschewlicher Laster, so in diesen letzten, schweren, vnd bösen Zeiten an allen Orten vnd Enden fast bräuchlich, auch grausamlich im schwang gehen usw. usw. Allen Treuwhertzigen, denen jrer Seelen Heyl vnd Seligkeit angelegen, mit gantzem Ernst vnd höchstem Fleiß zu betrachten usw. Gedruckt zu Franckfurt am Mayn, durch Peter Schmid. Anno M·D·LXXXVII (1587)."

Dies anmutige Werk von den „schweren vnd bösen Zeiten" besteht aus zwei umfangreichen Teilen von über 600 und etwa 800 Seiten; es schildert das verderbliche Treiben von dreiunddreißig die Menschheit beherrschenden Teufeln und gibt die Mittel an, ihr Wirken unschädlich zu machen. Auch die Entstehungsgeschichte dieses Teufelstheaters ist interessant und lehrreich, und es sei mir gestattet, ein paar Worte darüber zu verlieren.

In der guten alten Zeit des Jahres 1555 unternahm es der bekannte Dr. Andreas Musculus, Professor zu Frankfurt a. M. und Generalsuperintendent der Mittelmark, ein frommer und gelahrter Herr, die Tracht

der Schlitz- und Pluderhosen von der Kanzel herab scharf mitzunehmen und als eine grewliche, abschewliche Teufelsmode zu brandmarken. Er gab diese Predigt, da sie sich bei den einsichtigen Elementen seiner Zuhörer großen Beifalls erfreute, im folgenden Jahre — 1556 — im Druck heraus, und zwar unter dem schönen Titel: „Vom zerluderten, Zucht- und Ehrverwegenen pludrigen Hosenteufel; Vermahnung vnd Warnung." Dies Schriftchen erlebte (1557 und 1563) noch zwei Auflagen. Alsbald trat dieselbe Erscheinung zutage, die wir heute noch bei erfolgreichen Büchern verzeichnen können: es fand Nachahmer! Andere Geistliche folgten ihm mit ähnlichen Schriften unter ähnlichen Titeln. So entstanden in kurzen Zwischenräumen ein Tanzteufel, ein Saufteufel, ein Buhlteufel, ein Gesindeteufel und andere mehr. Als diese anmutige Gesellschaft auf ungefähr zwanzig Mitglieder angewachsen war, wurde sie von dem rührigen und geschäftsklugen Buchhändler und Drucker Sigmund Feyerabend, dem wir eine schier unerschöpfliche Reihe auch besserer und wertvollerer Bücher verdanken, gesammelt und in ein großes Buch gesperrt, das unter dem Titel: Theatrum Diabolorum um 1569, sodann, um vier weitere Teufelsbrüder vermehrt, 1575 in einem starken Foliobande erschien. Unsere Vordern müssen viel Zeit und einen erstaunlich guten Magen gehabt haben, der auch die trockensten Lesefrüchte verdaute; denn als dieser dickleibige Teufelsfoliant verschlungen und nirgendmehr aufzutreiben war — vielleicht haben ihn rachsüchtige Dienstboten des darin enthaltenen Gesindeteufels wegen verbrennen und vernichten helfen — erschien er, um weitere zehn neue Teufel vermehrt, im Jahre 1587 in eben den beiden starken Foliobänden, die ich vor mir liegen habe. Seitdem ist er nicht wieder erschienen, vermutlich weil sich der Geschmack des Publikums geändert hatte. Jedenfalls ist diese letzte Ausgabe die vollständigste und beste — auch in dem schönen großen Druck sauberste — und bildet einen interessanten Beitrag zur Sittengeschichte in der zweiten Hälfte des XVI. Jahrhunderts.

Lassen wir die Ehe-, Hoffahrts-, Kleyder-, Schmeichel-, Spiel-, Neid- und andere Teufel beiseite und wenden wir uns heute allein dem „Gesindteuffel" zu, „darinnen acht Stücke gehandelt werden, von deß Gesindes Vntrew, welche allhie nachfolgend verzeichnet sind durch M. Peter Glaser, Prediger zu Dreßden. Erstlich: wie der Teuffel das Gesinde beweget, daß sie sich gar nicht zu Dienste begeben sollen.

Zum andern: daß sie lieber Gottlosen, denn Gottseligen Herrn vnd Frauwen dienen.

Zum dritten: wenn sie Dienst zugesagt, daß sie nicht anziehen sollen.

Zum vierdten: so sie schon angezogen, daß sie nicht bleiben, vnd den Dienst nicht außhalten sollen.

Zum fünfften: ob sie gleich die zeit jres Diensts außhalten, daß sie doch in jhrem Dienste nicht thun was sie schuldig sind.

Zum sechsten: daß sie nicht die lenge an einem ort dienen sollen.

Zum siebenden: wenn sie vom Dienst abgezogen, daß sie wider jre vorige Herrn vnd Frauwen reden vnd thun.

Zum achten: was sie bewegen solle, daß sie in jrem Dienste treuw vnd fleissig seyn sollen."

Man ersieht aus dieser Inhaltsgabe schon, daß der Herr Prediger oder seine brave Frau alle dieselben Eigenschaften schon an ihren Dienstboten kennen zu lernen Gelegenheit hatte, die unsere heutigen Hausfrauen ihnen nachrühmen. Wie heute noch begann die Not schon beim Anzuge der holden Küchenfee, denn auf Seite 195 lesen wir:

„Nachdem die Knechte vnnd Mägde sich zu Dienst versprochen, stossen jhnen bißweilen, wie sie meinen, bessere Dienste für, vnd finden sich Leute, welche auß anregung vnd anhätzunge deß Teuffels jhnen die Dienste verleydigen, versprechen die Herren vnd Frauwen, vnd halten jhnen für, grosse verdrießliche vnnd beschwerliche Arbeyt, der sie bey jhnen werden abwarten müssen, schlagen jnen andre bessere vnnd leichtere Dienste für, entweder bey sich selbst, oder bey andern. Vnd wirt also das Gesinde offt dahin gebracht, daß es den Dienst auffsagen oder auffkündigen lässet, schicken den Herren vnd Frauwen das Gelt wider, welches sie darauff genommen. Ziehen entweder an frembde vnd andere örter, oder so mans nicht nachgeben wil, stellen sie sich krank, vnd bleiben eine zeitlang daheym oder anderßwo biß die Herren andere gemieten; darnach werden sie bald wider frisch vnd dienen andern. Es soll aber das Gesind wissen, daß es grosse Sünde damit begehet, denn erstlich handelt es treuwloß vnnd helt nicht was es zugesagt ... vnd zum andern sollen die Kopler, welche das Gesinde bereden, wissen, daß sie gröblich sündigen wider Gott vnd die liebe Nechsten."

Welche Hausfrau hat diese Erfahrung nicht gemacht? Und gleich auf der folgenden Seite lesen wir des wackern Pastors bewegliche Klage über die mangelhafte Ausdauer der Mägde bei ihrer Herrschaft und die Neigung, kontraktbrüchig zu werden.

„Wenn das Gesinde angezogen ist, vnd sie sehen, daß sie nicht bessere gelegenheit haben, denn zuvor, vnd so gute Tage, wie sie jhnen haben träumen lassen, sondern sehen vnd hören, daß andere Herren vnd Frauwen eben so wol als die vorigen haben wöllen, daß sie fur den lohn arbeiten sollen, vnd daß sie nachlässigkeit vnd verwarlosung nicht dulden noch leiden können, sondern straffen sie darumb, da deucken sie, wie sie mögen loßwerden, lauffen entweder darvon, oder machens vnd erzeigen sich also, daß man sie solle oder auch wol muß ziehen lassen, wil man anderst grosses schadens, mancherley verdrießligkeit, vnd beschwerung vberhaben

(enthoben) seyn. Vnd wenn die arbeitt am nötigsten ist, da man sie am wenigsten vnd vbelsten entrahten oder entberen kan, sind sie am allermutwilligsten, thun vnd lassen was sie wöllen, vnd so es die Herren nicht leiden wöllen, darumb reden oder sie ein wenig deßhalben züchtigen, setzen sie jnen bald den Stul vor die Thür vnd sprechen: Diene ich euch nicht, so gebet mir meinen Lohn vnd schaffet euch ander Gesinde. — Gehen darauff dervon, verklagen die Herren. Vnd man findet auch Oberkeit, welche dazu hilfft, daß man solchem losen Gesind das lohn geben vnd nicht furhalten (vorenthalten) soll, damit denn die boßheit des Gesinds gestärcket wirdt . . . Etliche auch, damit sie vom Dienste, der jnen nicht gefellet, loß mögen werden, gebrauchen tück vnd list, stellen sich kranck, ligen einen tag oder etliche im Bette . . . damit man versuchet werde, sie heimzuschicken."

Genau wie heute noch! Auch unsere „Oberkeit", alias hochwohllöbliche Polizei, duldet nicht, daß man den Lohn „furhalte", vielmehr noch Kostgeld gebe und um Gottes willen nicht etwa die Wahrheit: „Susanna lügt, nascht und ist unsauber" ins Dienstbuch schreibe! Also auch damals hielt die Oberkeit den Mägduleins schon die Stange! Ebenso weiß der Herr Glaser von dem übeln Verhalten eines Dienstboten zu melden, der sich in gekündigter Stellung befindet, alles widerwillig und, um die Herrschaft zu ärgern, schlecht und falsch ausführt, „da ihm ja nun nichts mehr passieren kann". So sagt der Dresdner Seelsorger:

„Es ist auch das Gesinde jetzt so klug und Nasenweiß geworden, daß sie alles besser wissen und können wöllen, denn Herrn vnd Frauwen, vnd wöllen jmmer was anders thun an deß statt, daß jnen befohlen wirt, oder aber thun das befohlene nicht so bald als mans haben will, sondern thun zuvor was anders: das ist ein sehr verdrießlich Ding."

Alles wiederholt sich nur im Leben — sagt Schiller — und das trifft auch bei den Dienstboten zu, die es sich in Abwesenheit ihrer Herrschaft bequem machen, „denn" — fährt unser Gewährsmann fort — „so pfleget auch viel Gesinde nur in Gegenwertigkeit der Herren vnd Frauwen fleissig zu seyn; so bald aber dieselbige den Rücken wenden, leget sich aller fleiß, gehen von der arbeit zum gesöffe, stehen müssig oder stürtzen die Arm vnter. Etliche auch, so die Herren weit darvon oder weg gereyset sind, legen sich am hellen liechten Tag nider vnd schlaffen."

Ist es nicht ganz so, wenn man diesen Schmerzensschrei liest, als habe der Herr Glaser das Verhalten unserer Dienstmädchen während der Sommerreise der Herrschaft vorgeahnt? Und wie benimmt sich das Gesinde nun den gerechten Vorwürfen gegenüber? Seite 198 und 199 belehrt uns darüber: „Etliche, so sie gescholten werden, schelten sie wider auffs allerärgiste, saget man jnen ein Wort, so sagen sie jrer zehen dagegen vnd wöllen kurtzum das letzte behalten . . . item, wenn sie gestrafft werden, schmollen vnd zürnen sie ein tag oder etliche, wöllen kein wort reden, hangen das maul oder werffens auff, schlagen nach sich die Thüren mit gewalt zu, werffen Krüge vnd Kannen, Töpffen, Tigel vnd Pfannen, Schüssel vnd Teller vnd alles vber ein hauffen, vnnd wil man Friede im Hause haben, so muß man stillschweigen. Ja, etliche sind so mutwillig, wenn man sie strafft oder schilt, so rechnen (rächen) sie sich an den armen Kindern, da kühlen sie jhr Mütlein, zwacken vnd schlagen sie heymlich."

Und über die schwatzhaften Mägde erfahren wir:

„Das Gesind sol verschwiegen seyn vnd nichts auß dem Hauß wäschen . . . Wenn du zu andern Leuten kompst, soltu bey jnen blind, taube vnd stumb seyn, das ist, du solt nicht alles, was im Hauß geschicht, sehen, hören, vilweniger nachreden vnd außbreiten wöllen. Aber das Gesind pflegt jetzt alles auß dem Hauß zu wäschen, vnd wenn sie etwas verschweigen solten vnnd bey sich behalten, dächten sie, es würde jhnen das Hertz abdrucken. Darumb gehen sie auch bißweilen zu andern Leuten mit den Kindern spielen. Deßhalben können sie, wenn sie außgeschickt werden, nicht wider heymkommen; denn zu wem sie kommen vnd welches bekanntes sie sehen, dem müssen sie verkündigen, was im Hauß geschehen sey. Vnd offtermals liegen (lügen) sie zehenmahl mehr darzu; bißweilen sagen sies auch denen, wider welche was im Hauß ist geredt worden, vnnd richten Feindschafft an zwischen Freunden vnd Nachbarn, oder so sie zuvor Feinde gewesen, machen sie den Widerwillen darmit desto grösser, richten mehr Gezänck, Gebeissz vnd Hader an."

Aber der Strafprediger ist auch gerecht und weiß, daß die Schuld des Zwietrachtstiftens oft genug bei den Herrschaften liegt, die das Gesinde fremder Herrschaften zum „Auspacken" anhalten. Denn er setzt hinzu:

„Darzu helffen auch offt viel Gottlose vnd fürwitzige Leut, die alles wissen wöllen . . . vnd wo sie eine Magd sehen . . . so müssen sie jhnen standhalten vnd fragen alles auß, was Herrn vnd Frauwen machen oder fürhaben, was sie von diesem oder jenem sagen, wie jhnen diß oder jenes gefalle, biß daß sie auß jhnen bringen, was sie erfahren vnd wissen wöllen."

Natürlich merkt eine seelenkundige Hausfrau sofort, ob ihre Fee aus der Schule — will sagen: Küche oder Kinderstube — geschwatzt habe; und stellt Frau Geheimrat die Zwischenträgerin zur Rede, so „gönnt sie der Herrschaft nicht das Maul. Denn der Teuffel hats itzt dahin bracht, daß vom Gesind kein gut Wort gefellt. Werden sie gefragt, so wissen sie nicht, ob sie antworttten sollen, man darf sie wol einmal oder drey fragen, ehe man ein wort auß jnen bringt. Vnd ob sie gleich antworten, so sagen sie Mum

Mum, daß einer nicht weyß, obs gehauwen oder gestochen ist, wenden das Maul ab, kehren jnen den Rücken zu, vnd gönnen jnen nicht das Angesicht, oder antworten mit schnorrenden, porrenden, hönischen vnd schnüppischen Worten, auch offt in gegenwertigkeit ehrlicher Leute vnd Gäste, daß sich die Herschafft dafür schämen müsse, daß sie es hören solle".

An einer anderen Stelle klagt unser Gewährsmann über die Naschhaftigkeit des Gesindes, das zudem bei den Herrschaften, die ihnen nichts an Tranck vnd Speiß furhalten, desto sündhaffter sey.

„Wie die gantze Welt darüber klaget, findet man jetzt wenig treuw Gesinde, vnd darff fast niemands dem Gesinde die Schlüssel vertrauwen, ja sie machen jnen (sich) wol selbst Schlüssel. Benaschen erstlich alles was in Töpffen, Schüsseln vnd anderswo ist, vnd verderben offt das andere, was sie lassen bleiben, wie denn manche Kost vnd Speis dadurch verderbet wirt, wenn man mit Fingern drein tauchet vnd darauß naschet. Etliche stelen sonst allerley, was zu essen dienet, als Eyer, Butter, Milch, Käß, Speck, Fleisch, Mehl, Obst vnd dergleichen, vnd lassen sich bedünden, dieweil es solch ding ist, das zu essen dienet, so sey es keine Sünde." (Mundraub.)

Noch ein paar charakteristische Äußerungen über andere Untugenden seien hier kurz erwähnt:

„Etliche dienen nicht gern bey eynsamen stillen Leuten vnd viel vnlieber bey den Kirchendienern. Denn daselbst . . . müssen sie sich zumal eyngezogen halten, darumb pflegen die Mägde zu sagen: ich mag nicht auff der Pfarr dienen, denn da darff einer weder zu Plane, das ist vber Feld zun Lobetänzen, noch in die Spinnstuben zum Rocken gehen." Was es mit den Lobetänzen und Spinnstuben zuweilen auf sich hatte, namentlich in bezug auf freies Benehmen, ist füglich bekannt und bedarf hier keiner Erörterung. „Auff den Lobetänzen — sagt Glaser an anderer Stelle selbst — tragen sich offt grosse Hader vnd grewliche Todtschläg zu . . . vnd sonderlich in Rockenstuben, da sie bey einander sitzen biß in die sinckende Nacht, vnd zu ihnen die vollen Bauwersknecht kommen, vnd nur von vnzucht vnnd schlammichten Zoten reden' darnach gehen sie mit jhnen heym . . ."

Wer denkt da nicht an die heutigen Tanzböden und Vergnügungslokale? Die Formen wechseln, die Dinge bleiben! — Auch heute soll es noch vorkommen, daß die Hausherren den Hausfrauen gegenüber das Gesinde in Schutz nehmen. Wenn das Dienstmädchen etwas falsch gemacht oder etwas zerbrochen hat „vnd die Frauw sie darumb schilt, so sagen sie: wenn es so grosser Schaden wer, wurde der Herr wol auch darumb reden" — aber Glaser setzt hinzu — „gleich als hetten die Herren nichts anders vnd nötigers zu thun, denn sich mit dem Gesinde zu schelten".

Bravo, Herr Glaser, das ist Sache der Hausfrau! — Aber am schlechtesten ist das Gesinde, das sich noch verantwortet und sagt: „Es köndte jhnen selbst widerfahren (nämlich, wenn sie etwas zerschlagen haben) vnd warumb sie selbs nicht darauff gesehen, waren sie doch auch selbs mit dabey gewesen. Sie wöllen nicht bedencken" — ruft Glaser entrüstet aus — „wenn Herren vnd Frauwen alles selbs thun wolten, daß sie keines Gesindes bedürfften". Und er schließt mit dem Stoßseufzer, der gewiß jeder Haußfrauw aus der Seele gesprochen ist:

„O wie könte das Gesind so gute Tage haben vnd manches Schelten vnd straffens vberhaben seyn, wenn sie es nur köndten vber das Hertze bringen, daß sie sich gegen Herren vnd Frauwen demütigten!" —

Im Germanischen Nationalmuseum zu Nürnberg befinden sich die Wirtschaftsbücher des Nürnberger Ratsherrn Paul Behaim, der peinlich und gewissenhaft alle häuslichen Vorkommnisse darin notiert hat. Nach seinem Tode führte sie seine Gattin Magdalena, geborene Roemer, fort, und diese Notizen gewähren einen höchst fesselnden Einblick in die Bedürfnisse, in das Hauswesen und die kleinen und großen Wirtschaftssorgen einer gutsituierten bürgerlichen Familie aus der Zeit von 1550 bis 1570. Von den Notizen über die Behaimschen Dienstboten sei hier nur einiges erwähnt, was gewissermaßen die praktische Bestätigung bildet zu den theoretischen Ausführungen Glasers.

Wir erfahren, daß Madame Behaim ihre Köchin Susanne, die nur ein Vierteljahr im Hause war, „fahren ließ, umb das sie so gar faul vnd langksam gewest". Mit der Köchin Klara hat sie vier Monate auskommen können, dann wurde sie am 10. Februar 1561 „geurlaubt, dieweilen sie gar faul, frech vnd nichtsnutz gewest ist". Das Untermägdlein Endlein war nur von Lichtmeß 1562 bis Laurenzi zu gebrauchen, dann war mit ihr kein Auskommen mehr, „umb daß sie gar so kindsch unachtsam gewest vnd ir nichts zu vertrauwen war umb grosser ungeschigklichkeit halber". Ein andermal schreibt Behaim, daß die Köchin Els zu Lichtmeß 1562 in Dienst genommen ward, aber „nach dem ir mutter gestorben, hat sie vil vrsachen furgewendt (vorgegeben) nit zu pleiben, darumb hat sie meyn weib am 20. marcio 1563 faren lassen". Auch mit den Kindermädchen hatten die braven Behaims ihre schweren Sorgen. Am längsten, nämlich ein gantz Jar, von Lichtmeß 1565 bis Lichtmeß 1566 hat die Margrett ausgehalten, dann „hat sie meyn weib müssen faren lassen, umbdas sie ein gar grober püffel ist gewest". Die Margrett scheint auch das „Karnickel" gewesen zu sein, dessentwegen die Köchin Ketterle (Kätchen) entlassen wurde, da sich beide nicht vertragen konnten, „sie is boß (böse) gegen andern maiden gewest vnd hat sonst nichts kennth (gekonnt)." Überhaupt ist auch schon damals die Unverträglichkeit zwischen den Dienstboten ein häufiger Entlassungsgrund gewesen.

Die Untermagd Werble aus Bamberg wurde nach einem Jahr „geurlaupt, da ſie ſich mit der Köchin nit hat vertragen gekont“, und die Untermaid mit dem ſchönen Namen Juliana ebenfalls nach einem Jahr (1563 am 29. julij), „da ſie ſich mit der kindsmaid nit hat konnen betragen“. Der Kindsmaid Magdalena waren bei Behaims zu viel Kinder; vermutlich hatte ſie ſich beim Dienſtantritt (Laurenzi 1564) danach nicht erkundigt, wie es heute unſere vorſichtigen Kindermädchen tun. Sie wurde Laurenzi 1565 „geurlaupt, umbdes ſie unter mein Kindern allein einem Kind, dem Friederich, iſt obgelegen vnd ir die andren zu viel ſeind geweſt, ihrer zu warten“. Auch Magdalenas Vorgängerin Eva war als Kindsmädgen nicht zu gebrauchen, weil ſie „gar ſo poshaft vnd hefftig war“.

Andere Notizen Behaims beweiſen allerdings, daß es auch damals wie heute gute, treue und zuverläſſige Dienſtboten gab. Darum ſollen unſere braven Hausfrauen den Kopf nicht hängen laſſen und den Mut nicht verlieren. Und wenn man gerecht ſein will, darf man nicht unerwähnt laſſen, daß es neben ſchlechten Dienſtboten auch ſchlechte Herrſchaften gibt: — Wie der Herr ſo das Geſcherr, ſagt ein altes Wort. Und manche Dienſtboten wußten auch ſchon damals ein Lied zu ſingen von böſem Hausregiment.

Ach! die Welt iſt gantz verkehrt,
Dienen iſt kein Lauß mehr werth,
Wer will ſich ſo bitter nehren,
Und ſein beſte Zeit verzehren?
Es tractirt mich ja mein Frau,
Als wann ich wär nur ein Sau.

So ſingt beim Spinnen die Dienſtmagd Urſchl. Und eine andere beklagt ſich noch bitterer:

Sie iſt der Mägden wahre Plag,
Kein Magd bei ihr lang bleiben mag.
Sie lauft ihnen mit Scheiten nach,
Daß ſie verübe ihre Rach,
Weit beſſer iſt es betteln gehen,
Als in dergleichen Dienſte ſtehen.

Worauf Liesl erwidert:

Die meine ſchilt den gantzen Tag,
Daß bey ihr niemand bleiben mag.
Nimt man ihre Willen nicht in acht,
So ſchilt ſie, daß es blitzt und kracht —

Und Miedel macht mit der Klage über den Geiz ihrer Frau den Beſchluß:

Man kan auch eſſen was man will,
So dünckt es ſie, es ſey zu viel —
Der Menſch frißt doch kein Hobelſpähn,
Gott hat ihm geben andre Zähn.

Das iſt alſo die Kehrſeite von der Medaille. Doch müſſen wir der Wahrheit die Ehre geben und betonen, daß die Stimmen über ſchlechte Herrſchaften bei weitem nicht ſo zahlreich ſind als die über ſchlechte Dienſtboten. Dies mag allerdings zum Teil darin ſeinen Grund haben, daß die Dienſtboten damaliger Zeit des Leſens und Schreibens nicht kundig waren. So ſind ihre gewiß vorhandenen und oft berechtigt geweſenen Klagen im Winde verweht, was zu bedauern iſt, da ohne ſie das Zeitbild von der Dienſtbotenfrage nur einſeitig zu entwerfen iſt. Da ich bei den Klagen wider das Geſinde die Quellen, aus denen ich ſchöpfte, anführte, ſo verlangt es die Gerechtigkeit, daß dies auch bei den oben zitierten wider die Hausfrauen gerichteten Verslein geſchehe. Dieſe entſtammen dem bei Andreas Heyinger 1713 in Wien erſchienenen Buche in Quarto: „Mala Gallina, Malum Ovum, das iſt: Wie die Alten ſungen, ſo zwitzern die Jungen. Contikollum hundert Ausbündiger Närrinnen ꝛc. ꝛc. in hundert ſchönen Kupffern moraliſch vorgeſtellt, allen Ehr- und Klugheit-liebenden Frauenzimmern zur luſtigen Zeit-Vertreib und wohlgemeinten Warnung.“ Die Schreibart erinnert ſtellenweiſe an Abraham a Santa Clara, den berühmten Wiener Hofprediger, der auch über Herrſchaft und Dienſtboten mancherlei Witziges und Lehrreiches geſagt hat. Das Buch der hundert Närrinnen dürfte jedenfalls in mehr als einer Hinſicht intereſſant ſein.

Sommerſtrand.

(Südbretagne.)

Weiße Wolken im Blauen,
Weiße Segel im Grauen
Der ſilberſchimmernden Bucht —

Hingeſtreckt auf den Dünen
Weiße Frauen im Grünen —
Ferne der Inſelchen Flucht.

Möwen im Auf und Nieder,
Helle Lacher und Lieder,
Kinder am leuchtenden Strand.

Segnend in ſtiller Gebärde
Hoch über Waſſer und Erde
Gottes ſtrahlende Hand.

Wilhelm Holzamer.

Neues vom Büchertisch. Von Carl Busse.

Otto Julius Bierbaum, Prinz Kuckuck. Zwei Bände (München 1907, Georg Müller). — Hermann Hesse, Diesseits (Berlin 1907, S. Fischer). — Johannes Schlaf, Frenderchen und Anderes (Leipzig, Grethlein & Co.). — Karl Hans Strobl, Bedenksame Historien (Berlin 1907, F. Fontane & Co.). — Fritz Philippi, Adam Notmann (Berlin, G. Grote). — Hanns von Zobeltitz, Ihr laßt den Armen schuldig werden (Jena 1907, H. Costenoble).

Otto Julius Bierbaum, der lyrische Posaunenengel, hat eine Reihe von Gedichten geschrieben, die bleiben werden. Sie sind warm, schlicht, menschlich, gehen im Matthias Claudius-Ton oder steigen keckfröhlich und schmetternd in die Höhe. Pausbäckig und robust, sinnenfroh, doch auch besinnlich zeigt sich so der Lyriker in seinen besten Stücken. Aber man muß diese Stücke suchen: sie stehen — Rosen und bunte Bauernblumen — unter steifen, geschwollnen Georginen und allzu billigem Wucherkraut. Gar zu leicht verliert sich Bierbaum nach oben in eine bombastische Gespreiztheit (— „ich dreh' mich wie ein Pfau" —); nach unten in eine spielerische Nichtigkeit. Die beiden Hoffmänner, der zu üppige Hofmann von Hofmannswaldau, und der zu dürftige Hoffmann von Fallersleben, sind die Extreme, zwischen denen er sich bewegt. Hält er sich aber zwischen beiden mal in der Schwebe, so freuen wir uns eines vollen, silbernen Glockentones, mit dem er sich dann in die Nähe unsrer Besten stellt.

Seine Prosa beweist, daß der Vers doch auch für ihn die natürliche Sprache seiner Seele ist. Wenn er diese alles etwas erhöhende, adelnde und reinigende Form verläßt, geschieht es leicht, daß die flotte Derbheit den Anstrich des Plumpen und gewollt Kraftmeiernden erhält, das Nichtige zum Gewöhnlichen wird und die Natürlichkeit sich durch übermäßige Betonung der Naturalia auszuweisen glaubt. In Bierbaums vielgelesenen humoristischen Romanen ist der Humor stets in Gefahr, im Bierulk zu ersaufen, weil der Erzähler gar nicht genug unterstreichen kann und alles viel zu nachdrücklich unter die Nase reibt. Derbheiten, bei denen man zuerst schmunzelt, werden so ausgiebig breitgetreten, daß der Witz aufhört. Deshalb ziehe ich mir gewisse Stoffe doch in der Behandlung Otto Erich Hartlebens vor, der dafür viel mehr aristophaneischen Geist mitbrachte und in einer heiter lächelnden Freiheit darüber stand, während der derbere Bierbaum immer zur Hälfte im allzu Irdischen stecken bleibt. Auch die etwas unruhige Geschäftigkeit, die dieser Dichter im letzten Jahrzehnt entwickelte, schien für seine eigne Entwicklung und die Literatur im allgemeinen nicht recht günstig. Überbrettl und lyrisches Theater, Operntexte und journalistische Automobilfahrten durch Italien, literarische Gründungen und weiß Gott, was noch alles — es war ein bißchen reichlich! Am schlimmsten aber war doch die Selbstgefälligkeit, mit der sich dieses Talent in Geschichten erschöpfte, die zwar von bürgerlicher Moral nicht angekränkelt waren, aber leider ebensowenig von einem höheren literarischen Ehrgeiz. Es schien mir Pflicht, dagegen scharf Front zu machen. Jeder Dichter durchlebt Perioden, in denen ihm nichts dienlicher ist als Stachel und Sporn, als ein scharfer Hieb.

Nun hat sich Bierbaum an einen großen Zeitroman gemacht, und wenn man bei diesem Werke auch aus dem Kopfschütteln und den ästhetischen Bedenken nicht herauskommt, — das eine bleibt doch erfreulich, daß er sich damit endlich wieder mal ein höheres Ziel gesteckt hat, nach dem zu ringen des Schweißes der Edlen wert ist. Das mag von vornherein betont werden.

Der Titel hat wieder das leise Geschwollene: „Prinz Kuckuck. Leben, Taten, Meinungen und Höllenfahrt eines Wollüstlings." In einem Zeitroman von Otto Julius Bierbaum (München 1907, Georg Müller). Zwei ausnehmend starke Bände von zusammen fast 1000 Seiten liegen bis jetzt vor, und da die „Höllenfahrt" noch immer fehlt, so wird sich mit der Zeit auch ein dritter Band dazu finden. Wegen dieser Korpulenz seines Prinzen entschuldigt sich der Erzähler, und er fügt auch sonst noch mancherlei hinzu, was wie eine Entschuldigung aussieht. Vor allem spricht er so viel über Kunst und Sittlichkeit und verteidigt sich von vornherein so gegen diejenigen, die sein Werk unmoralisch finden könnten, daß man stutzig wird.

Aber gehen wir gleich auf dieses Werk ein: es soll ein Stück Zeitspiegel sein, es soll den Geist jener großen und merkwürdigen Epoche fassen, die von der heute im Anfang der Vierziger stehenden Generation durchlebt worden ist. Niemand wird leugnen, daß auf allen Betätigungsgebieten des menschlichen Geistes, besonders in Kunst und Literatur, sich gerade während dieser Zeit interessante und rapide Entwicklungen vollzogen haben. Sie zu überschauen, künstlerisch zu klären und als großen Rahmen für ein Einzelleben zu benutzen, war eine hohe und schwere Aufgabe. Bierbaum hat sie nicht gelöst, weil er schon in der Anlage einen auffallenden und für ihn ganz charakteristischen Fehler machte. Den nämlich, daß er sich von vornherein einen „Helden" wählte, der nicht in einem einzigen Zuge für die Generation oder für die Zeit, die dargestellt werden soll, typisch ist, — einen Helden, der

Der Seemann.

Bronze von G. v. Bochmann jun.

im Grunde ein dummer, eitler Triebmensch ist und dem zu jeder Stunde seines Lebens raschelnde Unterröcke lieber sind als Weltanschauungen. Aber gerade das damalige Geschlecht hatte einen wohl häufig fehlgreifenden, doch immer lebendigen Idealismus, der den Aufschwung unserer Dichtung ja erst ermöglichte. Das weiß Bierbaum sehr gut, und er selbst fordert Respekt für die damalige Jugend. Trotzdem erreicht er mit seinem Roman das gerade Gegenteil von dem, was er erreichen möchte. Denn indem er die Zeit mit einem „Helden" verknüpft, dessen Gehirn nach seinen eigenen Worten faul ist, dessen Sinnenfreudigkeit zur „viehisch geistlosen Sinnlichkeit" wird, der überhaupt nur fähig erscheint, das Äußerliche der großen Geistesbewegung zu erfassen, der sich eigentlich nur wohl fühlt in den öffentlichen Häusern der verschiedensten Länder und Städte, — indem er das tut, sage ich, zieht Bierbaum die Zeit von dazumal nolens volens zu seinem Wollüstling hinunter, und wenn es heute noch wie vor zwanzig Jahren hartnäckige und verbissene Gegner der jungen Generation gäbe, so könnten sie triumphierend die Waffen, um uns totzuschlagen, aus diesem Werke holen. Denn auch die beiden Vertreter der Jugend, die neben dem „Helden" stehen, sind wenig erquicklich: hier der perverse, neid- und giftgefüllte Karl Kraker, dort der „Führer der Modernen", Hermann Honrader, der das Gegengewicht halten und nach der Anlage ein sympathischer, hochstrebender Mensch sein soll, aber nichts ist als ein blasser Moraltrompeter, eine zweibeinige Abstraktion ohne Farbe.

Bierbaum hat mit leiser Beklemmung wohl selber gefühlt, daß er am Ende mehr ein Zerr-, als ein Spiegelbild der Zeit gegeben hat. Diese Zeit, sagt er, „ragt nicht in ungebrochener Größe" in den Roman hinein. Aber er entschuldigt das damit, daß sie eben nur in ihren Beziehungen zu seinem Helden erscheine und daß dieser Held" eben — kein Held sei. Das ist eine allerliebste Spiegelfechterei. Denn schließlich: wer hat denn Bierbaum genötigt, solchen „Helden" aufzugreifen? Ich sagte ja extra: er wäre in keinem Zuge für die Zeit typisch! Nein, er hat ihn gewählt, weil er bewußt erkannt oder unbewußt gefühlt hat, daß er der Aufgabe, einen Typus, einen Geistesmenschen zu schaffen, nicht gewachsen war. So wenig gewachsen, daß Hermann Honrader, der in einem Zeitroman im Mittelpunkt stehen müßte, selbst als Nebenfigur von ihm nicht lebendig gemacht werden konnte. Indem er jedoch den Prinzen Kuckuck ins Zentrum stellte, und zwar aus keiner anderen Nötigung als aus der seines Könnens und seiner Neigung heraus, drehte sich die Scheibe; er konnte in seine alte Fahrtrinne rutschen; nur daß sich vor die geistigen Werte, um welche die damalige Jugend rang, mehr und mehr die ganz individuellen ausschweifenden Sinnengelüste des Helden schoben, und daß nicht mehr die Dachkammern, in denen die jungen Poeten mit glühender Stirn von neuen Idealen träumten, in den Vordergrund rückten, sondern die „maisons" von Hamburg, Leipzig, Paris, London, Rom, in denen ein ausgehöhlter Millionär herumwüstete.

Denn auch darin ist Henry Felix Hauert, der „Held", ganz individuell, daß er über zehn Millionen verfügt. Nebenbei ist er der Sohn einer amerikanischen Jüdin; um die Vaterschaft streiten sich ein Tatarenfürst und ein genialisch-exaltierter Musikus. Er wird erst als Bauernbube in Bayern erzogen, dann von einem Millionär adoptiert, der pädagogische Experimente mit ihm macht und ihn gründlich verbildet, um schließlich unter die Vormundschaft „gefrorner Christen" in Hamburg zu geraten. Von hier geht er zur Universität, gibt eine ziemlich kläglich endigende Gastrolle in einem Jenenser Korps, pflegt eine Zeitlang in Leipzig als Mäcen moderner Dichter und Herausgeber des „Morgensterns" seine Eitelkeit und zieht dann, ein neuer Casanova, auf der Jagd nach immer wilderen Ausschweifungen durch die Welt, begleitet von dem tiefer angelegten, aber völlig perversen Karl Kraker. Dieser gedenkt ihn umbringen zu lassen, wird aber statt dessen von ihm selbst ins Jenseits befördert. Wahrscheinlich wird Herr Henry Felix dann die schöne Bertha heiraten, um endlich, von Ausschweifungen erschöpft, in unheilbaren Größenwahnsinn zu verfallen. Schon jetzt wird er manchmal davon überschattet, hält sich für einen Habsburger und deutet so nach seiner Weise das Geheimnis seiner Geburt.

Otto Julius Bierbaum macht selber kein Hehl daraus, daß er dieses liebenswürdige Früchtchen dumm, eitel, ausgehöhlt, komödiantenhaft, frech, manchmal in seinen Trieben viehisch findet. Aber ist das nicht ein wahnwitziger Widerspruch: ein Dichter, der seinen Helden verachtet und uns trotzdem zwingen will, ihn durch drei Riesenbände zu begleiten? Auch das hat Bierbaum empfunden: deshalb behandelt er neben Prinz Kuckuck das größere Thema der Zeit. Aber es ist schon gesagt, wie sich das Bild dieser Zeit durch Verknüpfung mit solchem Helden notgedrungen verzerren muß, besonders da die geistigen Bestrebungen und Tendenzen — pädagogische, religiöse, spiritistische, antisemitische, literarische, allgemein kulturelle — doch immer mehr neben, als in der Handlung stehen. Denn die Handlung beherrscht ja doch hauptsächlich Prinz Kuckuck. Sie ist dadurch gewiß amüsanter und für das Publikum schmackhafter geworden. Sie reizt auch dadurch, daß sie hinter vielen einzelnen Gestalten Persönlichkeiten unserer Zeit ahnen läßt. Sie arbeitet endlich skrupellos mit alten Romaneffekten. Bei den romantischen Verhältnissen des Helden, vornehmlich bei dem geheimnisvollen Auftauchen seiner rich-

tigen Mutter, glaubt man ab und zu, nicht bei einem modernen Autor zu sein, sondern bei Eugen Sue.

Zur Orientierung der Leser sei am Ende hinzugefügt, daß der „Prinz Kuckuck" nichts weniger ist als ein Buch für junge Mädchen. Auch viele Erwachsene werden es in moralischer Hinsicht degoutant finden. Aber das muß dem Einzelnen überlassen bleiben. Der Kritiker, der ja kein Sitten-, sondern ein Kunstrichter ist, hat moralische Werte nur in ihrer ästhetischen Umsetzung zu beurteilen, was hier geschehen ist. —

Hat Bierbaum, der die Vermischung der Stil- und Gattungsarten in der Dichtung ablehnt, sich bemüht, einen Roman ganz ohne Lyrik zu schreiben — er hat die Lyrik sogar zu gründlich unterdrückt —, so zeigt der junge Hermann Hesse auch in seinem neuen Buche die schöne, warme, lyrisch-herzliche Färbung seiner Prosa, die wir seit dem „Peter Camenzind" kennen und lieben. In den fünf kleinen Erzählungen, die er unter dem Titel „Diesseits" vereinigt hat (Berlin 1907, S. Fischer), tritt er wieder als stiller Gast in den seligen Garten seiner Knabenzeit und spürt den Tagen nach, da „alles wartet, alles sich vorbereitet, alles träumt und sproßt in einem feinen, zärtlich drängenden Werdefieber". Er hat die Keuschheit, Herzlichkeit und Zartheit, die vorsichtigen und frommen Finger, um die Schleier heben, um auch uns wieder zurückführen zu können in das Gärende und Gespannte, Ahnungsvolle und Bedrängende der Knabengefühle. Wie vor diesen jungen Menschen, dämmernd noch, seltsame Schauer erweckend, hohe Wunder verbergend das Land der Liebe zum erstenmal emportaucht, hob es sich einst auch vor uns, und gleich ihnen haben wir in halb unverstandenen Empfindungen gezittert. Es liegt in der Natur der Sache, daß für den derben Geschmack, der immer nach Stoff sucht, welchen er verschlinge, gerade solche Erzählungen äußerlich ergebnislos sein müssen. Und die einzige Geschichte, die einen tragischen Abschluß hat, die „Marmorsäge", gefällt mir am wenigsten — sei es, daß leidenschaftliche Akzente dem zarten Poeten nicht liegen, sei es, daß die erste Leidenschaft des jungen Weltweisen eben doch in keinem rechten Verhältnis steht zu dem freiwilligen Tode des Mädchens. Wunderschön ist dagegen „Der Lateinschüler" — ein kleines Prachtstück, in dem jeder Zug sitzt und in dem Hesse uns schöne, fröhliche Menschenbilder in ihrer freien Natürlichkeit ohne sie aus dem Rahmen äußerer Dürftigkeit zu lösen, nahe gebracht hat. Schon um dieser Erzählung willen sollte jeder Freund des „Peter Camenzind" auch dieses Buch lesen.

Über die herzliche Wärme der Hesseschen Sprache, die schlicht ist und dabei doch an eigener Fülle trägt, brauche ich nicht mehr zu reden. Sie erinnert an die Sprache Gottfried Kellers, ist aber, ohne unkräftig zu werden, zarter und lyrischer. Eben deshalb kann sie dem Feinsten und Innersten nachtasten, dem Leben und Weben in Herz und Natur liebreich folgen. „Der laue Wind," heißt es an einer Stelle, „tat mir wie eine Mutterhand, vor dem hochgelegenen Fensterchen flüsterten und dunkelten die großen runden Kastanienbäume, ein leichter Felderduft wehte hin und wieder durch die Nacht, und in der Ferne flog das Wetterleuchten golden zitternd über den schweren Himmel. Ein leises fernes Donnern tönte je und je herüber, schwach und von fremdartigem Klang, als ob irgendwo weit weg die Wälder und Berge im Schlafe sich regten und schwere, müde Traumworte lallten." —

Man fühlt den großen Abstand, wenn man von Hermann Hesse zu Johannes Schlaf kommt, obwohl dieser einstige literarische Milchbruder von Arno Holz sein Bestes auch in der lyrischen Prosa zarter Naturstimmungen gegeben hat. Aber während man sich Hermann Hesse gefangen gibt, weil man wohl fühlt, daß seine Zartheit und Schlichtheit auf dem Untergrund der Fülle und Stärke beruht, folgt man Johannes Schlaf doch stets mit halbem Mißtrauen in dem sicheren Empfinden, daß die Zartheit, die er bestenfalls einmal bietet, die Zartheit der Schwäche ist. Es nutzt nichts, wirkt sogar peinlich, wenn er, gleichsam um sich selbst und seine Leser darüber hinwegzutäuschen, plumpe, grobe, berlinernde Redensarten einstreut. Um so mehr fällt nur sein Mangel an jeder inneren Ruhe und Stärke auf.

Sein neues Buch: „Frenderchen und anderes" (Leipzig, Grethlein & Co.) soll Novellen enthalten. Tatsächlich bringt es nur Skizzen. Und das ist gut so. Denn Schlaf ist völlig unfähig, irgendeine Form, die Energie erfordert und geschlossen sein muß, zu erobern oder zu füllen. Seine Romane sind deshalb unlesbar — eine große, gallertartige, verlaufende Masse, angefüllt und vollgestopft mit Reflexionen und Schilderungen. Seine Novellen werden zu abgerissenen Skizzen oder gleichfalls zu einer alle Dämme überlaufenden Schilderungssuppe. Und seine Gedichte können ebensowenig je eine Form finden. Es fehlt überall das Knochengerüst, und so haben wir hier wirklich eine kleine Tragödie vor uns, einen Mann, dem die Hölle gewisse halbe Talente bescherte, einen Lyriker, der keinen Vers machen, einen Novellisten, der nicht erzählen, einen Romanschriftsteller, der nicht gestalten kann. Es war kein Zufall, daß gerade dieser Johannes Schlaf sich mit Arno Holz zu gemeinsamer dichterischer Arbeit zusammentat: sie ergänzten sich gegenseitig. Holz, der verstandesmäßige Theoretiker, der Willensmensch, dem das ergänzende weiche und weibliche Element mangelt; Schlaf, der dieses Weiche und Weibliche in reichstem Maße besitzt, aber jedes formgebenden Künstlerwillens, jeder männlich-kompositorischen Kraft bar ist.

Blättert man sein Skizzenbuch durch, so sieht man schon an seinen „Helden", wes Geistes Kind er ist. Sie sind alle anormal, haben alle einen Knacks weg, sind in absonderlicher seelischer Verfassung, in der sie unerklärliche Entschlüsse fassen, oder streifen direkt das Idiotische. Man weiß nicht recht, was man mit ihnen anfangen soll. Vornehmlich an der letzten und längsten Skizze, „Eine seltsame Wanderung", und ihrem peinlich-befremdlichen Helden kann man alle seine Sünden reichlich abbüßen. Wer sich hinterher noch nicht freut, daß er keinen Schlafschen Roman zu lesen braucht, für den hat diese Welt überhaupt keine Freuden mehr.

Mit Vergnügen geht man da zu den „Bedenksamen Historien" des jungen Österreichers Karl Hans Strobl über (Berlin 1907, F. Fontane & Co.). Ein kluger Erzähler, der den Wert eigenartiger und seltsamer Stoffe zu schätzen weiß und der über eine merkwürdig bewegliche, manchmal etwas bizarre und exotische Phantasie verfügt. Er sagt einmal: „Ich sehnte mich danach, einem meiner lieben Freunde aus vergangenen Zeiten zu begegnen: Nabupolassar, mit dem ich auf Kamelen durch die Wüste ritt. Oder Artaxerxes, mit dem ich im Mondschein auf dem Dache des Palastes zu Susa saß. Oder Katharina von Medici, die mich liebte und töten wollte. Oder die Maintenon, der ich fünfzehn Jahre als Beichtvater diente. Oder Hoffmann, mit dem ich auf phantastischen Drachen die Luft durchsegelte. Alle Zeiten und Menschen bunt durcheinander; alle Farben und Töne des Alls in meinem trunkenen Hirn."

So bekommen wir denn oft farbenglühende Visionen vorgesetzt, und je orgiastischer, tropischer, rauschvoller sie sind, um so mehr triumphiert der Erzähler. Da ist eine Geschichte: „Die kleine Fama" — nein, keine Geschichte, sondern ein in Glut und Farben strahlendes Bild: die letzten Orgien eines halb wahnsinnigen Herzogs des ancien régime, der alle Wollust des Todesgrauens, alles Raffinement der Verwesung an sich genießt, und als Rahmen um dieses Bild die Flammen der großen Revolution, die rings die Schlösser fressen. Da sind andere Geschichten, in denen Strobl wirklich auf phantastischen Drachen dem Gruselhoffmann nachfährt, in denen er Poe zu übertrumpfen sucht und alle Dämonen der Hölle losläßt — gespenstig-grausige Phantasien, wie sie in Österreich jetzt Mode zu werden scheinen. Man fühlt sich befremdet und doch gepackt, von dem Stofflichen gefesselt, von einer seltsamen Phantasie in wunderliche Strudel gezogen, von der energischen Darstellung dabei sicher gehalten und vorwärts geführt.

Doch aber wird man nicht übersehen dürfen, daß uns nur selten aus diesen Arbeiten eines starken Talents rechte Ergebnisse zuwachsen. Denn diese Arbeiten sind fast nur auf Kopf und Phantasie gestellt, konstruiert, und zwar glänzend konstruiert von einem scharfen Verstande, in Glut und Farben getaucht von einer ausschweifenden, orgiastischen Phantasie. So geht trotz aller Flammen, die sie werfen, eine innere Kälte von ihnen aus, und unser Herz wird nicht warm dabei, wird überhaupt nicht berührt. Wir sehen geistreichen, die Sinne berauschenden Spielen zu, aber auf die Dauer brennt einem der Kopf dabei, und man hat die Sehnsucht nach einem Menschen. Vielleicht befriedigt uns Karl Hans Strobl auch diese Sehnsucht einmal ...

Um ein anderes Buch bin ich seit vielen Wochen etwas schwankend im Kreise herumgegangen wie die Katze um den heißen Brei. Es heißt: „Adam Notmann", verbirgt die Bezeichnung „Roman" etwas schamhaft hinter dem Untertitel: „Ein Leben in der Zelle" und rührt von Fritz Philippi her (Berlin, G. Grotesche Verlagsbuchhandlung). Genau vor einem Jahre pries ich an dieser Stelle desselben Dichters Skizzenbuch: „Unter den langen Dächern." Aber ich sagte damals, daß ich einen Roman von bemeldetem Poeten ebensowenig lesen möchte wie einen Roman von Rosegger. Nun ist der Roman doch da, und ich hab' mich doch herangetraut.

Ein Roman? Je nun — ebenso gut könnte man wohl sagen: eine Skizze im Romanumfang. Eine Erzählung, die sich inhaltlich etwa zu Wilhelm Specks „Zwei Seelen" stellt und auch von Frenssens „Hilligenlei" manches aufgenommen hat. Ein Zuchthäusler, der in seiner Zelle sein ganzes Leben an sich vorübergleiten sieht und vor dem Tode sich zu seinem Heiland zurückfindet. Über dieses Heilandsbild wird auch von dem Pastor Philippi viel gesprochen wie von dem einstigen Pastor Frenssen, und der Gefängnispfarrer sagt einmal: „Unsere stillen Studierstuben sind Münzstätten, und wir sind nach langer Zeit wieder einmal an der Arbeit, das alte echte Gold vom Heilandsglauben neu auszumünzen und ihm die Jahreszahl und den Stempel der Zeit aufzudrücken, daß es draußen umwandern kann von Hand zu Hand." Über Kirchenhähne und Schulmeister fällt dazwischen manches gute Wort, ohne daß daraus eine salbungsvolle Predigt würde. Aber allerdings — auf Seite 81 steht der Satz: „Wenn ein Pfarrer einmal nicht predigt, ist das geradeso eine Ausnahme, als wenn daheim auf dem Strome die Flößer — die Wasserschnaken — nicht fluchen. Beide können nicht anders." Und wenn ich den Roman „Adam Notmann" noch einmal durchblättere, so merke ich, daß der Pfarrer Fritz Philippi am Ende auch für sich selbst recht haben könnte. Denn er stellt nicht eigentlich als Dichter das Leben des Zuchthäuslers dar, sondern er redet und ringt mit seinem Adam Notmann wie ein Beichtvater, bis er ihn schließlich überwunden hat. Und wir werden mehr als dreihundert Seiten lang durch Leben, Schuld und Sühne des Helden nicht so geführt, als — wenn der Ausdruck erlaubt

ist — durchgeredet. Fortwährend spricht der Autor oder irgend etwas, was seine Stelle vertritt, auf den Gefangenen ein, apostrophiert ihn, kämpft mit ihm, und aus dem Taumel allzuvieler Worte steigen nur blaß und zerfließend einzelne Bilder, Szenen, gewisse Gipfelpunkte der Handlung auf, die eigentlich dargestellt werden sollte, des Lebens, das schließlich hier in der Zelle endet. Das meinte ich, als ich sagte, die Skizzenform wäre hier auf den Roman übertragen. Und es bedarf keines Wortes, wie sehr ein solcher Rederoman allmählich ermüdet. Der Kopf brummt einem schließlich nicht weniger, als wenn man eine vier Stunden lange Ansprache über sich ergehen lassen muß.

Daß auf dieser und jener Seite mal ein scharf geschnittenes Profil aus dem Wortnebel auftaucht, ist bei Fritz Philippi am Ende verständlich. Aber daß man zwei an sich so harmlose Nebenfiguren wie die beiden ewigen Studenten, Herrn Kipf und Herrn Mümmler, geradezu mit einem Aufatmen der Erlösung begrüßt, ist doch ein merkwürdiges Wetterzeichen. Ein Wetterzeichen, welches besagt: Wenn Du, Poet aus dem Westerwald, uns jemals mit einem Roman bezwingen willst, so schnalle Dir die brausenden eigenen Geistesschwingen vorher lieber ab und versuche nicht zu fliegen, weil das Geräusch Deiner Flugmaschine uns ewig ablenkt und fast vordringlich die Stimmen der Menschen verschlingt. Lerne statt dessen Dich selbst zurückhalten und in ebenem Schritt wandern, wie es die anderen tun. Oder ohne Bild: Komm aus der Unruhe des Redens zur Ruhe des Darstellens und Gestaltens!

Es wäre schade, wenn Fritz Philippi am Worte, ob dieses Wort auch noch so fein und kräftig sei, sich erschöpfen und hängen bleiben würde! —

Angemerkt sei zum Schlusse noch ein neuer Roman von Hanns von Zobeltitz: „Ihr laßt den Armen schuldig werden" (Jena 1907, Herm. Costenoble) — ein Roman, dessen Beurteilung sich an dieser Stelle aus den nahen Beziehungen des Autors zu diesem Blatte verbietet, dessen publizistischen Erfolg — er hat in kurzer Zeit drei Auflagen erlebt — man aber feststellen darf. —

Zwei Gedichte von A. von Berchthold.

Mir klingt im Ohr ein altes Lied.

Sie ging, aus schwerem Traum erwacht,
Hin durch die dufterfüllte Nacht,
Still, wie ein Silberwölklein zieht —

Von Wasserrosen einen Kranz
Trug sie im aufgelösten Haar, —
Und um sie — bleich und wunderbar —
Floß hin des Mondes kühler Glanz.

Und zitternd lag sein reines Licht,
Auf ihrer Stirne, schmerzgebeugt,
Auf ihren Wangen, tränenfeucht,
Auf ihrem lieben Angesicht .....

Entsagung.

Du hast mir's angetan, Frau Pflicht,
Mit Deinem stillen Angesicht —
Mit Deinen treuen, kühlen Händen,
Die mir im Buch die Blätter wenden ...

Fernher jubelt der Sommertag —
Fernher lockt es vom Rosenhag —
Fernher flutet's golden herein — —
Wir sitzen und sehn ins Buch hinein ...

Sag' Du, Frau Pflicht — ist aus der Tanz —,
Du reichst mir sicher der Sieger Kranz?
Wir werden wandeln im goldenen Licht?
— In Deinem Buche lesen wir nicht?

Das neue Kurhaus in Wiesbaden. Von Prof. Thiersch-München. Aufnahmen von Karl Schipper in Wiesbaden.

Illustrierte Rundschau.

Das neue Kurhaus in Wiesbaden von Prof. Dr. F. v. Thiersch-München. — Speisezimmer von Adelbert Niemeyer-München. — Korbmöbel von Theodor Reimann-Dresden. — Erzeugnisse der Porzellanfabrik Ph. Rosenthal & Co., A.-G. in Selb und Kronach, Oberfranken. — Zu unseren Bildern.

Im Monat Mai wurde in Wiesbaden der Prachtbau des neuen Kurhauses in Gegenwart des Kaisers und anderer Fürstlichkeiten feierlich eingeweiht. Damit hat die prächtige Taunusstadt das schönste Kurhaus der Welt bekommen. Selbst der Glanz des Millionenbaus in Ostende mit dem weltberühmten Konzertsaal verblaßt vor den Zaubern dieser neuesten Luxusschöpfung. Genau ein Jahrhundert lang hat an derselben Stelle das alte Kurhaus gestanden. Unter der Regierung des Herzogs Friedrich August von Nassau war es in den Jahren 1808—1810 entstanden. Die Pläne hatte damals der Bauinspektor Zais geliefert. Nach mehrfachen Erweiterungen behielt das Haus seit etwa fünf Jahrzehnten dieselbe Gestalt. Der neue Bau verdankt seinen Entwurf einem Preisausschreiben, aus dem der Münchener Prof. Dr. Friedrich v. Thiersch als Sieger hervorging. Seit dem Jahre 1904 ist unermüdlich an dem neuen stolzen Wahrzeichen der berühmten Bäderstadt gearbeitet worden. Es ist erfreulich, daß das vornehme Stilgefühl der Schöpfer dieses Riesenbaus sich so distret den altklassischen Formen der erhalten gebliebenen Kolonnaden angepaßt hat. Die Fassade des neuen Kurhauses ruft gewissermaßen die römische Vergangenheit Wiesbadens, des alten Mattiacum, ins Gedächtnis. Überaus harmonisch mutet der Bau, der aus weißgelbem Pfälzer Sandstein besteht, den Beschauer an. Einen besonderen Reiz verleiht ihm die lebende Umgebung: der zwischen den Kolonnaden liegende Blu-

Freske von Fritz Erler im Muschelsaal des neuen Wiesbadener Kurhauses.

Digitized by Google

mengarten mit seinen uralten Baumalleen und klingenden Springbrunnen. Die Glanzpunkte des Riesenbaus sind die Wandelhalle, die beiden Konzertsäle, der Wintergarten — Muschelsaal — mit den hübschen Storchschen Friesen und Fritz Erlers fünf großen, farbigen Fresken, sowie die Konversationssäle. Eine weitere Flucht intim ausgestatteter Räume bilden die Lesezimmer, der Spielsaal (für Schach usw.), die Restaurationssäle, der mit gelber Seide ausgeschlagene Billardsalon. Auch die gärtnerische Neugestaltung des Parkes, des berühmten Wiesbadener Schmuckkästchens, ist sehenswert. Den vielen Tausenden von Wiesbadens Kurgästen ist jedenfalls ein ganz unvergleichlicher Vereinigungspunkt geboten, und ein Werk ist entstanden, das in den Augen der unzähligen Fremden nicht nur der deutschen Baukunst, sondern auch dem ganzen Reich zur Ehre gereichen kann.

Speisezimmer. Entworfen von Adelbert Niemeyer, ausgeführt von den Werkstätten für Wohnungseinrichtung in München.

Unter ganz anderem Gesichtswinkel als der großartige Monumentalbau mit seinen für festliche Zwecke berechneten Prachtsälen sind die bürgerlich-behaglichen Wohnräume zu betrachten, die Adelbert Niemeyer entworfen hat und die von den Münchener Werkstätten für Wohnungseinrichtung ausgeführt sind. Intime Raumkunst bietet das hier wiedergegebene Speisezimmer, das dem Bewohner unwillkürlich einen Hauch von Lebensfreude vermitteln muß.

Sommerlich und lichtfreudig präsentieren sich auch die Korbmöbel, mit denen der Dresdener Theodor Reimann seine Veranda ausgestattet hat. Es ist erstaunlich, welche Wandlung auf diesem Gebiet vor sich gegangen ist: wie die künstlerische Bearbeitung auch dem einfachsten, früher fast verächtlich behandelten Material so großen Reiz abzugewinnen vermag. Die mit Daunen und Leder gepolsterten Stühle, der schmucke Umbau, der praktische runde Tisch mit der Doppelplatte — alles ist leicht und handlich, dabei infolge gediegener Arbeit doch dauerhaft.

Den Abschluß unserer heutigen Wanderung bildet ein Ausflug nach Selb und Kronach in Oberfranken. Vielen unserer Leser ist die auf S. 615 abgebildete Fabrikmarke der Firma Ph. Rosenthal & Co. bekannt: schmückt sie doch unzählige feine Service, die diese Firma im Verlauf des letzten Vierteljahrhunderts auf den Markt gebracht hat. Wer die Ausdehnung der Fabrik heute kennt, wird erstaunt sein, zu erfahren, daß sie im Jahre 1880 von dem jetzigen Generaldirektor der Gesellschaft, dem Kgl. bayer. Kommerzienrat Philipp Rosenthal, im Schloß Erkersreuth bei Selb als be-

Aus einem Speisezimmer. Entworfen von Adelbert Niemeyer, ausgeführt von den Werkstätten für Wohnungseinrichtung in München.

Digitized by Google

Veranda mit Korbmöbeln. Von Theodor Reimann in Dresden-N.

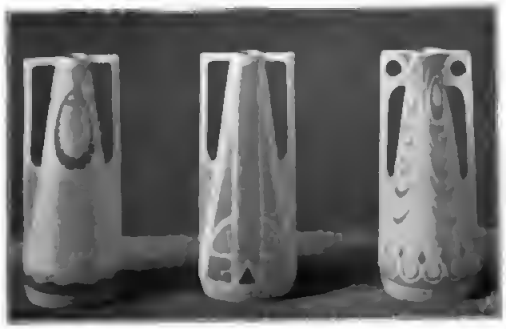
scheidene Porzellanmalerei mit zunächst — vier Arbeitern gegründet worden ist. Es freut uns, heute unseren Lesern ein paar reizende Schöpfungen des berühmten Hauses vorführen zu können. Betrachten wir zunächst die Figurenplatte hier unten. Bis jetzt galt es als äußerst schwierig, wenn nicht unmöglich, auch in Unterglasur-Malerei Gesichtszüge charakteristisch wiederzugeben, weshalb man bisher auch in der Porzellan-Unterglasur-Malerei stets landschaftlichen Motiven den Vorzug gab. Durch viele Versuche hat es die Porzellanfabrik Ph. Rosenthal & Co. soweit gebracht, daß die Farben stehen und nicht fließen, wodurch das Festhalten charakteristischer Züge ermöglicht wird. Die folgende Seite zeigt dann einen originellen Blumenkübel. Die Steinmassen in Naturfarben, die Steinböcke mit Figuren sind in stumpfen Farben gehalten, bei denen ein helleres und ein dunkleres Braun vorherrschen. Jeder einzelne Faun hat seinen besonderen Gesichtsausdruck, was die humorvolle Gesamtwirkung wesentlich erhöht. Überaus fein ist die Zeichnung des Ganzen. Bei den Tafelservicen „Botticelli" und „Madelaine" sind

Fabrikmarke von Ph. Rosenthal & Co. in Selb in Bayern.

Blumenpflückende Frauen. Platte in bunter Unterglasur-Malerei. (Wiesenfläche mit weißen und roten Blumen, umkränzt von Buschwerk und Birken.) Von Ph. Rosenthal & Co. in Selb in Bayern.

als besonders charakteristisch für die künstlerische Note der Fabrikation die schönen Linien hervorzuheben. —

Der durch die Überfülle des in diesem Heft Gebotenen für den Schluß nur kurz bemessene Raum duldet leider kein besonderes Eingehen auf den Reichtum an Kunstbeilagen und Einschaltbildern. Die Kunstblätter nach Prof. Max Liebermanns Gemälden bilden einen Teil des Bildschmuckes zu Hans Rosenhagens kritischer Würdigung des Berliner Meisters: so unser Titelbild, das Mädchenbildnis, die Ölstudie zu dem Bilde „Klöpplerinnen", „Flachsscheuer in Laren", „Reiter am Strande", die Ölstudie zu dem Gemälde „Kinder, die zur Schule gehen". — Ulrich Hübners sommerlich anmutendem Gemälde „In Zeuthen" folgt Albert Lamms „Tristan" — des Dramas der Liebe und der Leidenschaft letzter Akt. Sommerliche Vorwürfe voll Licht und Stimmung bieten Elisabeth Justus' „Interieur" und Arthur Johnsons „Badende Kinder". Eine famose Bronze steuert G. v. Bochmann jun. zum Bildschmuck des Heftes in seinem „Seemann" bei, „Dünen mit Heidekraut" führt A. J. Heymans vor. Über blumige Wiesen unter klarem Sommerhimmel schreiten Paul Wolff-Zamzows „Singende Mädchen". Einen lange nachzitternden Akkord von süßen Harmonien löst dieses Bild aus; nicht ohne feinen Reiz ist die Sentimentalität, die in seinen Untertönen liegt. H.



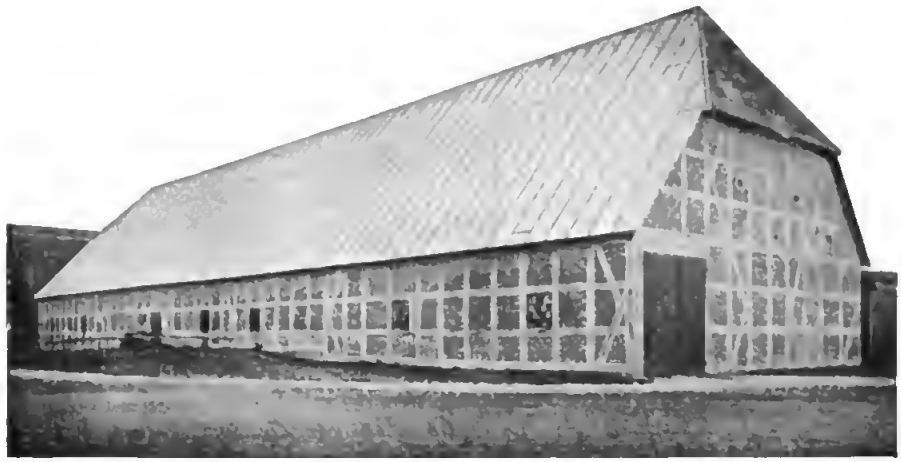
Kleine Vasen in Unterglasur-Malerei. Von Ph. Rosenthal & Co. in Selb in Bayern.

Blumenkübel, in Unterglasur-Farben gemalt. Von Ph. Rosenthal & Co. in Selb in Bayern.

Tafelservice „Botticelli". Dekor: Kobalt (bleu royal) mit echter Goldverzierung. Von Ph. Rosenthal & Co. in Selb in Bayern.

Service „Modeloine". Dekor: Kleine aus Gold bestehende Punkte mit hellblauen Röschen; Henkel mit Lorbeermotiv. Von Ph. Rosenthal & Co. in Selb in Bayern.

Nachdruck verboten. Alle Rechte vorbehalten. Zuschriften an die Redaktion von Velhagen & Klasings Monatshesten, Berlin W 50. — Für die Redaktion verantwortlich: Hanns von Zobeltitz in Berlin. — Für Österreich-Ungarn Herausgabe: Friese & Lang, Wien I. Verantwortlicher Redakteur: Carl von Vincenti, Wien III, Richardgasse 1. Verlag: Velhagen & Klasing in Berlin, Bielefeld, Leipzig, Wien. Druck: Fischer & Wittig in Leipzig.



Alte Rohrdach-Scheune, mit Ruberoid eingedeckt, auf dem Rittergut Bietzeſt bei Latendorf i. Mecklenb., zur Fürſtl. Schaumburg-Lippeſchen Zentralverwaltung gehörig.

Fortſchritte in der Herſtellung leichter Bedachung.

Von Dr. E. Luhmann, Halle.

ATK. Die Dachpappenfabrikation, welche faſt ausſchließlich das Material für leichte Dächer lieferte, hat ſich während einer langen Reihe von Jahren in einem ſtagnierenden Zuſtande befunden. Seitdem Häusler das Holzzementdach erfand und ſeitdem das Doppelpappdach in Anwendung kam, um die Mängel der Pappbedachungen tunlichſt zu vermindern, ſind in der Herſtellung der Teerdachpappen und in den Eindeckungsmethoden mit dieſem Material weſentliche Fortſchritte nicht zu verzeichnen. Man kann ſogar von einem Rückſchritte in dieſer Induſtrie inſofern ſprechen, als die in den Dachpappefabriken zu verarbeitende Rohpappe im Laufe der Zeit ſich immer mehr verſchlechterte. Die Schuld hierfür iſt den Rohpappefabrikanten hauptſächlich zuzuſchreiben, welche nach und nach immer ſchlechtere Materialien verwendeten. Als die beſſeren Wollungen in der Textilinduſtrie vorteilhaftere Verwendung fanden, blieben für die Rohpappefabriken nur die Wollabfälle und auch dieſe wurden mit der Zeit zu einem nicht geringen Teile noch durch billigere vegetabiliſche Faſerſtoffe, wie Baumwolle, Werg, Hanf, Jute, Holzſchliff, Stroh uſw. erſetzt. Arge Verfälſchungen mit Sand und erdigen Stoffen, um das Gewicht der Pappe zu vergrößern, waren nicht ſelten. Da die Wolle ein gegen Verwitterung recht widerſtandsfähiges Material iſt, ſo mußte die Dachpappe um ſo mehr an Haltbarkeit verlieren, je mehr der Wollſtoff in der Rohpappe durch leicht verwitternde Pflanzenfaſerſtoffe erſetzt wurde. Die Fabrikanten der Dachpappe trifft der Vorwurf, daß ſie kritiklos die Ware kauften, welche am billigſten war.

Die Hauptſchwäche der Teerdachpappe iſt aber in dem Imprägnierungsmaterial, dem Steinkohlenteer, zu ſuchen. Um dieſes zu erklären, müſſen wir auf die Beſtandteile und die Eigenſchaften dieſes Nebenproduktes der Gasanſtalten und Kokereien etwas näher eingehen. Der Steinkohlenteer iſt ein Gemiſch zahlreicher Körper mit ſehr verſchiedenen Siedetemperaturen bezw. Schmelzpunkten. In leichtflüchtigen, ähnlichen Kohlenwaſſerſtoffen der Benzolreihe, gemiſcht mit ſauerſtoffhaltigen Phenolen, Säuren, Baſen uſw., ſind feſte, ſchmelzbare pech- und aſphaltartige Stoffe aufgelöſt. Die Siedepunkte bezw. Schmelzpunkte der einzelnen Körper liegen um ſo höher, je größer der Kohlenſtoffgehalt derſelben iſt. Ein Teil dieſer Beſtandteile, namentlich die Phenole, iſt im Waſſer etwas löslich; ſehr viele verflüchtigen ſich an der Luft, während die zurückbleibenden durch Oxydation Veränderungen erleiden.

Digitized by Google

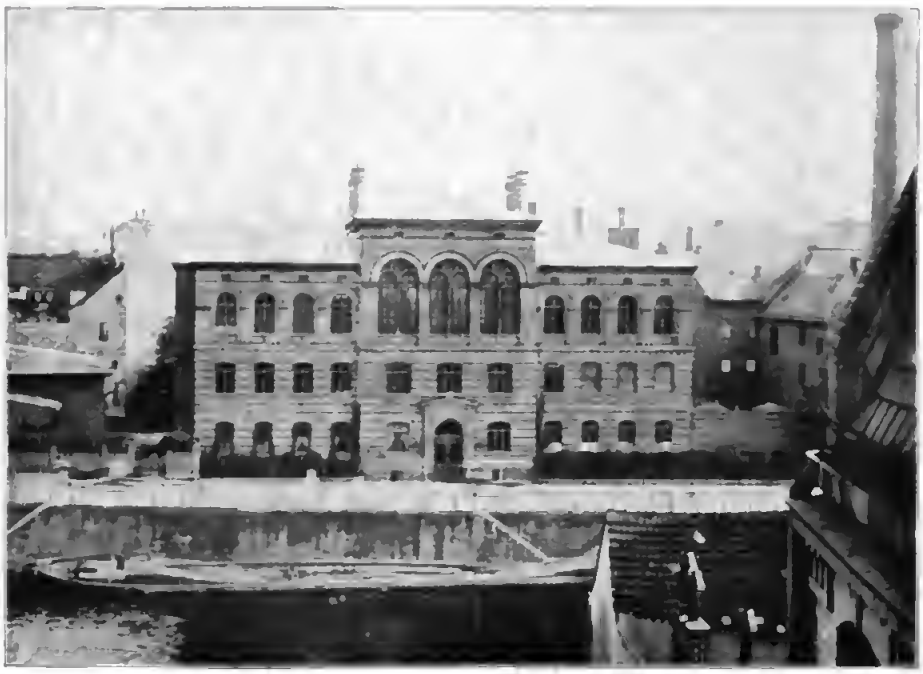
Diese Eigenschaften sind für die mit Steinkohlenteer getränkte Dachpappe sehr verhängnisvoll. Auf dem Dache bietet diese der atmosphärischen Luft eine große Berührungsfläche dar; bei Regenwetter wird die ganze Fläche mit Wasser bespült, und bei Sonnenschein ist sie den Wärmestrahlen unausgesetzt preisgegeben. Folgende Veränderungen sind daher unvermeidlich. Die flüchtigen Öle des Teers verdunsten in nicht sehr langer Zeit und lassen eine spröde, poröse Masse zurück, aus der das Regenwasser nach und nach die Phenole auslaugt, sofern sie noch nicht verflüchtigt sind. Auf die zurückgebliebene poröse Asphaltsubstanz wirkt in der Sonnenwärme der Sauerstoff der Luft oxydierend ein und erzeugt im Wasser lösliche Zersetzungsprodukte; siehe Luhmann, Die Fabrikation der Dachpappe usw., Seite 137—140. Es ist dies die Ursache von der Erscheinung, daß das von Pappdächern ablaufende Regenwasser, besonders das erste nach längerem sonnigen Wetter, dauernd durch organische Stoffe verunreinigt ist, so daß es zu hauswirtschaftlichen Zwecken nicht verwendet werden kann. Infolge der atmosphärischen Einwirkungen wird die Teerdachpappe immer poröser, härter und spröder, so daß die unendlich vielen durchbiegenden Bewegungen bei Wind und Sturm an zahlreichen Stellen, namentlich in der Nähe der Nagelköpfe, kleine Risse, welche das Wasser durchlassen, hervorrufen. Durch öfter wiederholte Anstriche ist zwar das Pappdach eine Reihe von Jahren dicht zu halten; aber seine Dauer ist doch eine begrenzte. Besser konserviert sich das in der Herstellung entsprechend teuere Doppelpappdach, wenn durch sorgfältig ausgeführte Drahteinlagen die schädliche Einwirkung des Windes verhindert wird.

Eine andere üble Eigenschaft der Teermasse, welche zum Imprägnieren oder auch zum Streichen dient, ist ihre dickflüssige und in der Sonnenwärme dünnflüssige Beschaffenheit. Dieselbe macht die Anwendung des Sandes, sowohl zum Bestreuen der Dachpappe als auch der frisch gestrichenen Dächer, erforderlich. Trotzdem ist das Herabfließen des Teers, welcher die Dachrinnen und die Abflußröhren verschmiert und verstopft, nicht immer zu vermeiden. Auch der üble Teergeruch ist keine angenehme Zugabe. Durch das Besanden wird das Gewicht der Dachpappe ganz erheblich vergrößert. Manche Fabrikanten verstehen es, recht viel Sand auf die Flächen ihrer Dachpappe zu bringen, damit diese trotz der dünnen Rohpappenlage möglichst stark erscheint. Dem schweren Gewicht entsprechend werden die Transportkosten durch den Sand erheblich verteuert. Auf dem Dache selbst wird durch das öfter wiederholte Bestreichen und Bestreuen mit Sand eine immer dicker werdende Kruste erzeugt, die das Dach sehr schwer macht und die den Übelstand, daß immer neue Risse entstehen, doch nicht verhindern kann.

Verfasser hat vor langen Jahren schon in der ersten Auflage seines Werkes: „Die Fabrikation der Dachpappe und der Anstrichmasse für Pappdächer usw.", sowie auch in der zweiten Auflage desselben (siehe Seite 136—140) die Mängel der Steinkohlenteer-Dachpappe hervorgehoben und Verbesserungsvorschläge gemacht, welche leider nicht befolgt worden sind. Die Fabrikanten suchten die Rohpappen möglichst billig zu erhalten und legten keinen Wert darauf, daß dieselben auch aus guten, dauerhaften Stoffen hergestellt wurden. Den billigen Steinkohlenteer durch Zusätze zu verbessern oder durch bessere, aber teuere Materialien zu ersetzen, dazu konnte sich keiner entschließen, weil er nicht den

Villa des Herrn Major E. B. R. Swiney, Garhwal Rifles, Caraville Lansdowne, Indien.
mit Ruberoid eingedeckt.

Digitized by Google



Kgl. Französisches Gymnasium, Berlin, mit Ruberoid eingedeckt.

Mut hatte, das Risiko für Neuerungen zu übernehmen. Als die Zustände immer schlechter geworden waren und die Pappdächer recht viel von ihrem früheren Ansehen verloren hatten, haben in Deutschland, dem Beispiele des Auslandes folgend, intelligente Unternehmer es gewagt, für leichte Dächer ein Material, welches mit den Fehlern der Teerdachpappe nicht behaftet ist, herzustellen und einzuführen. Dieses neue Bedachungsmaterial ist das Ruberoid, welches seit ungefähr einem Jahrzehnt in Hamburg fabriziert wird. Da dieses Erzeugnis den so oft ausgesprochenen Prinzipien des Verfassers entspricht, so sollen nachstehend nähere Mitteilungen darüber gemacht werden.

Ruberoid ist ein lederartig zähes, biegsames, trockenes Bedachungsmaterial, welches aus einer wollstoffreichen, mit einer besonderen Komposition getränkten Filzpappe besteht. Die einzelnen Bestandteile des Ruberoids, sowie auch der Ruberoid-Anstrich und Klebemassen, welche zur Herstellung der Dächer und Isolierungen dienen, sind von wesentlich anderer und besserer Beschaffenheit, als die der gewöhnlichen Teerdachpappe, wie aus nachstehendem zu ersehen ist.

Während in der zu Dachpappen verarbeiteten Rollenpappe, wie bereits oben näher erörtert worden ist, der Wollstoffgehalt auf 20 Prozent, ja sogar zuweilen auf 10 Prozent heruntergesunken war, wird zum Ruberoid nur ein möglichst wollstoffreiches, gut verfilztes Material mit geringem Aschengehalt verwendet.

Die Eigenschaften, sich leicht und fest zu verfilzen, schwer zu verbrennen, durch Verwitterung erst in langer Zeit zerstört zu werden und gegen Säuren ziemlich unempfindlich zu sein, machen die Wollhaare zu einem Material, welches für die Rohpappen am besten geeignet ist. Die daraus hergestellte Rollenpappe besitzt infolge der vortrefflichen Verfilzung reichlich weite Hohlräume, weil die Härchen sich nicht, wie bei der platten vegetabilischen Faser, fest aneinander legen. Daher ist die Aufsaugefähigkeit für viskose Flüssigkeiten bei der Wollfilzpappe besonders groß.

Die Mängel des Steinkohlenteers werden jedenfalls die Veranlassung gegeben haben, die Verwendung desselben zum Inprägnieren des Ruberoids ganz auszuschließen. Auch Steinkohlenpech (Teerasphalt) ist nicht zugesetzt. Es war die Aufgabe zu lösen, die Tränkungsmasse aus solchen bituminösen Stoffen zusammenzusetzen, welche mit den Fehlern des Steinkohlenteers nicht behaftet sind. Sie mußte vollkommen unlöslich im Regenwasser und unempfindlich gegen die Einwirkung von Licht, Luft und Säuren sein. Ihr Schmelzpunkt mußte so hoch liegen. daß die Masse durch Sonnenwärme, sogar in tropischen Ländern, nicht in den flüssigen Zustand übergeführt werden kann. Auch durfte

Schloß des Grafen von der Schulenburg, Angern (Bezirk Magdeburg), doppellagiges Ruberoiddach.

sie keine flüchtigen Öle enthalten, damit nicht durch Verdunsten derselben das Hart- und Pröswerden der damit getränkten Filzpappe eintreten kann. Diese Aufgabe wurde vollkommen gelöst. Die Ruberoid-Tränkungsmasse ist geruchlos. Ihr fehlen die flüchtigen Stoffe, und ihr Schmelzpunkt liegt erheblich über der Sonnenwärme, auch in den heißesten Sommertagen. Das Wasser, sowie auch der Sauerstoff der Luft und stärkere Säuren vermögen keine auflösende oder zerstörende Wirkung auf die Imprägnierungsmasse auszuüben. Wie diese zusammengesetzt ist, muß mit Rücksicht auf die Konkurrenz Geheimnis der Gesellschaft bleiben. Daß die erwähnten Eigenschaften vorhanden sind, ist durch Versuche vielfach festgestellt worden.

Bei der Herstellung des Ruberoids kommen zwei Sorten von bituminösen Kompositionen zur Verwendung, die Imprägnierungsmasse und die Deckmasse. Erstere ist etwas weicher. Nachdem die Wollfilzpappe damit getränkt ist, werden mit der zweiten härteren auf beiden Flächen derselben dichte Deckschichten gebildet. Der Schmelzpunkt der härteren Masse liegt etwa bei 100 Gr. Celsius.

Ähnliche Zusammensetzung, wie die beiden erwähnten Präparate, hat auch die Ruberoid-Klebemasse. Dieselbe ist so präpariert, daß sie bei gewöhnlicher Temperatur flüssig ist, aufgestrichen aber schnell zu einer elastischen Masse erhärtet. Sie wird dazu verwendet, die Ränder der einzelnen Bahnen dicht und unzerreißlich fest aufeinander zu kleben. Da die Masse sich im streichbaren Zustande befindet, so braucht sie nicht angewärmt zu werden. Die Arbeit damit kann also leicht auf dem Dache und ohne Feuersgefahr ausgeführt werden. Die zum Erhitzen der Anstrichmasse benutzten Kesselfeuerungen auf den Teerpappdächern waren bekanntlich zuweilen die Ursache von Brandschäden. Auch zu Isolierzwecken kann diese Klebemasse vorteilhafte Verwendung finden.

Wenn wir zum Schluß das Ruberoid und das Ruberoiddach mit der Teerdachpappe und den damit hergestellten Bedachungen, deren Eigenschaften wir oben bereits geschildert haben, vergleichen, so sind für die ersteren folgende Vorzüge zu verzeichnen. Von großer Bedeutung ist der auf die Flächen des Ruberoids aufgetragene Überzug aus schwer schmelzbarer Masse. Diese ist frei von flüchtigen Ölen, nicht porös, unempfindlich gegen die Einwirkung von Luft, Wasser und Säuren und unveränderlich in Form und

Eine Ruberoidstadt in Italien.
Mit Ruberoid eingedeckte Baracken, welche von der Kgl. Italienischen Regierung infolge des Erdbebens in Sinapoli (Süditalien) erbaut wurden.

Digitized by Google

Ostseebad Kahlberg bei Danzig, Kaiserhof, mit Ruberoid eingedeckt.

Beschaffenheit. Der Überzug schützt nach Prinzip des Doppelpappdaches die mit weicherer, aber ebenso widerstandsfähiger Tränkungsmasse durchdrungene Ruberoidpappe und macht es überflüssig, die mit Ruberoid hergestellte Bedachung noch mit einem besonderen Schutzanstrich zu versehen, wie solches bei einem Teerpappdache immer erforderlich ist. Das Ruberoid ist elastisch genug, um alle Bewegungen und Biegungen, welche durch Temperaturschwankungen und Wind verursacht werden, ohne Schaden auszuhalten. Es übertrifft in dieser Beziehung die Teerpappe, welche auf dem Dache mit der Zeit hart und zerbrechlich wird. Dagegen behält das Ruberoid seine Elastizität dauernd, da es keine stofflichen Veränderungen erleidet. Nach bisherigen Erfahrungen ist von dem Ruberoiddache eine langdauernde Haltbarkeit zu erwarten, da bis zu zwölf Jahre alte Dächer, ohne in der Zeit einen Schutzanstrich erhalten zu haben, dicht geblieben sind, und in der Beschaffenheit des Materials kaum eine Veränderung zu bemerken war. Ein Vorzug des Ruberoids besteht auch darin, daß es bei Dächern jeder beliebigen Neigung, ja sogar zum Bedecken senkrechter Wandflächen verwendet werden kann. Das Ruberoiddach bleibt stets sauber. Von demselben fließt in der Sonnenwärme nicht, wie bei den Teerpäppdächern, etwas ab, was die Dachrinnen und Röhren verschmieren und verstopfen könnte. Das vom Ruberoiddache abfließende Regenwasser wird nicht durch organische Stoffe verunreinigt und kann zum Waschen und sonstigen hauswirtschaftlichen Zwecken verwendet werden. Das Ruberoiddach verbreitet keine lästigen Gerüche, wie das Teerdach; es hat ein gefälliges Aussehen, das durch farbige Anstriche noch verbessert werden kann. In Betreff der Feuersicherheit verhielt sich das Ruberoiddach, wie das Teerpappdach, wie durch zahlreiche Brandproben durch Sachverständige konstatiert worden ist. Von Behörden und von den Feuerversicherungsgesellschaften wurde das Ruberoiddach als harte Bedachung anerkannt.

Salpeterfabrik E. Eger, Harburg (Elbe), mit Ruberoid gedeckt.

Muster, Drucksachen und Kostenanschläge werden auf Anfragen kostenlos von der Ruberoid-Gesellschaft m. b. H., Hamburg 63 und Berlin W. 79, Nollendorfstraße 13, gesandt.

Digitized by Google

Über ein für den Haushalt wichtiges Buch.

„On ne sait manger qu'en France" — „man weiß nur in Frankreich gut zu essen," sagen die Pariser mit Vorliebe, und die Engländer brüsten sich noch mehr ihrer meist recht schlechten Nationalküche. Welch eine Überhebung! In Wirklichkeit ist die deutsche Küche, zumal die für das gute bürgerliche Haus, die beste von allen, und daß sie das ist, ist nicht zuletzt das Verdienst der ausgezeichneten Kochbücher, die wir besitzen. Von diesen wieder ist eines der anerkannt besten

Davidis-Holle, Praktisches Kochbuch, mit acht farb. Beilagen und 151 Abbildungen im Text. Elegant gebunden 4.50 Mark (mit Karton zum Aufbewahren).
(Bielefeld und Leipzig, Verlag von Velhagen & Klasing.)

Das vortreffliche Buch nennt sich mit Recht: Praktisches Kochbuch. Es ist absolut nach der Seite der Praxis hin aufgebaut, es gibt nur in ihr bewährte, erprobte Rezepte — an 2000, nebenbei bemerkt. Der jungen Hausfrau ist das Buch eine nie versagende, zuverlässige Stütze; der schon erfahrenen bietet es unzählige neue Anregungen und wertvolle Winke. Ein ausführliches Register erleichtert das Auffinden jedes Rezeptes, die Abbildungen dienen — z. B. für das Tranchieren — in zweckmäßigster Weise der Anschauung. Wenn Davidis' Kochbuch auch eingehend über die feinere Küche orientiert, so ist es doch vor allem für die Bedürfnisse des Bürgerhauses verfaßt. In der Küche keines guten Hauses, in der schmackhaft gekocht und rationell gewirtschaftet werden soll, dürfte dies „Musterkochbuch", wie man es wohl genannt hat, fehlen.

Aus dem Inhalte dieses Musterkochbuches seien die wichtigeren Kapitel angegeben:

1. Allgemeine Vorbemerkungen über den Herd, das Kochgeschirr, Aufbewahren der Vorräte, Erkennen guter Ware, Anrichten und Verzieren der Speisen, Menge der Zutaten usw.
2. Suppen (122 Rezepte in 6 verschiedenen Gruppen).
3. Gemüse- und Kartoffelspeisen (Gemüse 127 Rezepte, Kartoffelspeisen 34 Rezepte).
4. Fleischspeisen aller Art (301 Rezepte in 7 Gruppen).
5. Pasteten (55 Rezepte).
6. Speisen von Fisch und Schalltieren (160 Rezepte).
7. Selten vorkommende in- und ausländische Speisen (27 Rezepte).
8. Warme Puddinge (45 Rezepte).
9. Aufläufe (59 Rezepte).
10. Plinsen, Omeletten, Pfannkuchen usw. (55 Rezepte).
11. Eier-, Milch-, Mehl-, Reis- und Maisspeisen (37 Rezepte).
12. Gelees und Gefrorenes (51 Rezepte).
13. Verschiedene kalte süße Speisen (67 Rez.).
14. Dunstfrüchte (54 Rezepte).
15. Salate (54 Rezepte).
16. Klöse und Füllsel (71 Rezepte).
17. Saucen (110 Rezepte).
18. Backwerk (228 Rezepte).
19. Vom Einmachen der Früchte usw. (144 Rezepte).
20. Vom Einmachen und Trocknen der Gemüse (20 Rezepte).
21. Wurstmachen, Einpökeln und Räuchern des Fleisches (50 Rezepte).
22. Warme und kalte Getränke (73 Rezepte).
23. Mannigfache Gerichte für Frühstücks- und Teetisch (36 Rezepte).
24. Kaffebereitung (5 Rezepte).
25. Obstweine, Essig, Liköre (23 Rezepte).

Ferner: Über **Verwendung von Resten, Hinweisung auf schnell zu machende Speisen, Krankenspeisen, Vorschneiden des Fleisches,** Anordnungen zu einer größeren Gesellschaft, Speisenfolge, der tägliche Tisch, Servietten falten, Kunst des Wirtschaftens, Erklärung der Kochkunst-Ausdrücke.

Digitized by Google

Bildnis.

Gemälde von Raffael Schuſter-Woldan.

Velhagen & Klasings Monatshefte

Herausgeber: Hanns von Zobeltitz und Paul Oskar Höcker

XXI. Jahrgang 1906/1907 — Heft 12. August 1907

Biedermeier. Von Prof. Dr. Ed. Heyck.

Unsere Gegenwart, der das Wort Kultur zur Mode, aber nicht zum Inhalt geworden ist, wollte ihrer hin- und hertappenden Unsicherheit ein Denkmal setzen und verfiel auf die Biedermeierei. Die Ära des beginnenden XX. Jahrhunderts, die ein ungeahntes Reichwerden und Mächtigwerden der Deutschen erlebt, deren kapitalistischer Hochentwicklung die soziale Frage am Halse hängt wie die Pantherkatze der Kißschen Amazone am Berliner Museum, diese neue Ära unserer Nation, die Männer braucht mit Mark in den Knochen und Phosphor in den Gehirnen — die promeniert in lächerlicher Verkleidung als ihre eigene Großtante, die redselig wichtig tut mit ihrem engen kattunen Spenzerchen und, wenn sie das zweite Schälchen Kaffee eingeschenkt erhalten hat, zuckersüße Augen macht und seufzt wie ein wissendes Zöfchen aus der guten alten Zeit.

Aus München, dem deutschen Vorort für maskierte Redouten und isolierte Lebensinseln, kam diese neueste Tändelei, und seit Jahren ist sie den Lesern der höchst schätzenswerten „Jugend" aus deren Buntbildern bekannt. Im letzten Grunde wurde sie aber nicht erst in München geschmackshistorisch wiederentdeckt, sondern dies geschah, schon vor manchem Jahre, in dem geschichtlichen Lande der höfischen und bürgerlichen Galanterie, des porzellanenen vieux Saxe und des Partikuliers Bliemchen.

Das früheste Zeichen des wiedererwachenden Sinnes für das, was man heute Biedermeier nennt, war im Jahre 1885 „Als der Großvater die Großmutter nahm, ein Liederbuch für altmodische Leute", dieses ganz originale und ganz plötzliche Meisterstück vereinigter literargeschichtlicher Kenntnis und archaisierender Ausstattungsmimicry mit Anlehnung an das endigende XVIII. Jahrhundert, die nun jetzt nach zwanzig Jahren ihre Nachahmungen innerhalb des ganzen Buchhandels gefunden hat. Und da alles nicht gänzlich Oberflächliche in Kultursachen gute Weile braucht, bis es zuletzt in Berlin begriffen wird, dann aber „nicht zu knapp", so hat in unseren Tagen diese sächsisch-münchnerische Welle die fleißige und geschäftige Reichshauptstadt erreicht.

Man baut und kunstgewerbelt in Biedermeier, macht Ausstellungen davon, alte und neue; die jungen Dichter steigen, wie die einstmaligen Incroyables, in langgeschößten Röcken und ungeheuren Halsbinden einher, nur daß bei ihnen die Krawatten schwarz sein und das letzte Streifchen Weiß verschlingen müssen; biedermeierisch gesonnene Herren und Damen vereinigen sich in den größten Festlokalen der Stadt, und angehende Kunstdoktoren halten dabei Vorträge, die, wenn sie Stil haben sollen, natürlich nicht ohne eine ziemliche Portion angelernten Dandismus sein dürfen.

Denn der Vortrag ist ja das Typische für die Stadt der Intelligenz.

Sie wünscht die Dinge nie so sehr nur genügsam mitzuleben, als sie womöglich zu verstehen; sie möchte, wenn sie eine allerneueste Meinung hat, in nicht allzu auffälliger Form auch erfahren, um was es sich eigentlich handelt, und will, pünktlich wie die Polizei, wenn etwas sich produziert, wissen, wann es geboren ist und wie seine Eltern mit Vornamen hießen.

Und so kommt schließlich der gesunde Menschenverstand doch gerade von der Stadt Nicolais aus wieder obenauf und beißt die Dinge, die der hinzudrängende Dusel ein paar Wochen oder Monate lange mit mehr denn geräuschvollen Kassenstürmen gefeiert hat, am letzten Ende von hier aus tot. Überbrettl, Isadora, Maeterlinck, d'Annunzio . . . der Rest ist die schaurige Parodie im Metropoltheater.

Qu'est-ce que c'est que ‚Biedermeier'? Wer es im Grunde nicht weiß, weiß es natürlich heutzutage ganz genau, und wer das Wort genauer zu bestimmen in der Lage sein sollte, den bringt es in Verlegenheit. Als geflügeltes Wort ist dieses Lebewesen Biedermeier vor kaum drei Jahren ausgekrochen und hat sich immer noch nicht so gehäutet, daß man sagen kann, wie es nun eigentlich ganz richtig aussieht. Aber als verborgener Engerling hat es doch schon recht lange existiert.

Selbstverständlich ist der Ursprung von Biedermeier in „Biedermann" zu suchen. Bis an und über das Ende des XVIII. Jahrhunderts zeigt sich dieses Wort in seinem ehrbaren, treufesten Sinn. So bei Klopstock, Mathias Claudius, und oft bei Schiller. „Kommt mit (nach Küßnacht)! 's ist jeder Biedermann geladen." Aber schon damals verrät sich bei den unpathetischen Geistern die zwar nur leise und feine Ironie. Bei Lessing, und danach bei Goethe.

Wenn einen würdigen Biedermann,
Pastorn oder Ratsherrn lobesan,
Die Wittib läßt in Kupfer stechen.

Diese ironische Anwendung verstärkte sich dann durch die Absichtlichkeit, womit zur Zeit der Befreiungskriege und danach von den Deutschen der Jahnschen Tonart das für den geläufigen Sprachgebrauch schon einigermaßen überlebte Wort ‚bieder' mit Eifer zur Geltung gebracht, und anderseits durch die entsprechende Absichtlichkeit, womit es von der Börneschen und Heineschen Denkart veralbert wurde. Und wiederum eines Tages später hat man der ganzen Zeit, den Jahrzehnten nach den Befreiungskriegen, den Namen nach jenem Worte gegeben. Nur sagte man nicht mehr Biedermann, Biederleute, sondern machte noch deutlicher, daß man etwas Spezifisches meine, man machte aus dem ironischen Accent aigu einen Accent grave und sagt gleich Biedermeier.

Wer hat es zuerst getan? Ich kann es nicht angeben. Um 1886 finde ich das Wort Biedermeier in feineren geschmacksgeschichtlichen Abhandlungen bereits angewendet als etwas, das der Leser kennt, oder doch als etwas, das er ohne weiteres verstehen wird. Viel Anteil an der Popularisierung, wenn nicht gar am Aufkommen des Wortes, hat ohne Frage der badische Amtsrichter, Dichter und Humorist Ludwig Eichrodt (1827—1892) gehabt. Seine Satire, die durch die joviale Herzensgutmütigkeit dieses trefflichen Mannes wohl um die scharfe Deutlichkeit, keineswegs aber um ihre Feinspürigkeit und Originalität gebracht wurde, hatte mit am früheſten in Deutschland den sicheren Fühler für die greuliche Alexandrinerei der Literaturgelehrten gehabt, und so entstanden für die „Fliegenden Blätter" der sechziger Jahre seine reimklitterischen Ergüsse und „großen deutschen Literaturballaden" des Schulmeisters weiland Gottlieb Biedermaier. In Eichrodts komisch-metrischen Spuren wandelnd ist dann weiterhin ein neuerer Biedermeier mit ei in der Münchner „Jugend" als pedantisch-philiströs tuender Barde der Zeit- und Kulturereignisse aufgetreten. Sicher ist durch die „Jugend" der Begriff Biedermeierei am direkteſten zu denen gekommen, die neueſtens etwas allgemein Verstandenes aus dem Worte gemacht haben.

Es fragt sich nur abermals, „was" eigentlich. Was ist Biedermeierstil? Wo sind für letzteren die stilgeschichtlichen Vorbilder zu finden? Denn trotz aller

Anläufe zu etwas endlich Eigenem sind wir ja im ganzen auch jetzt noch nicht weiter, als daß das überhaupt Haltbare und Brauchbare doch immer irgendwie, mittelbar oder ganz unmittelbar, im schon einmal Gewesenen wurzelt. In den allermeisten Fällen wird mechanisch übernommen und entlehnt: auf dem Wege jener viel zu vielen geschichtlichen Kenntnisse, die uns auf allen Gebieten eingetrichtert werden und die ja, bei minder geistloser Handhabung, gewiß unendlich nützlich und erzieherisch sein könnten, in denen aber auch allzuleicht die Gefahr liegt, daß durch die erstickende Fülle des antiquarischen Wissens, durch die reichliche Disposition über bequem zur Hand liegende Bücher und Mappen, wo man Rat, Ideen, Motive, Vorbilder entleihen kann, eben der eigene Gedanke und die eigene Phantasie verkümmern, der innere Zwang zu neuschöpferischer Kraft und Persönlichkeit eingelullt wird. Mit anderen Worten, wir haben durch das ganze XIX. Jahrhundert, welches die historische Methode und den Eklektizismus, auch für die Künste, erblühen ließ, vorhandene ältere Stilformen kopiert, und tun es noch. Wir kopierten um die vierziger Jahre herum, zur Zeit der Neuromantik, die Gotik, in Landschlössern und Stadthäusern, Kirchengestühlen und Bücherborten, weiterhin plagiierten wir die italienische, französische, holländische und deutsche Renaissance, also ganz nach der kunstgeschichtlichen Reihenfolge, kokettierten mit dem gravitätischen Barock, wozu sich nicht alles eignet, und bald auch mit dem höfisch-feinen Rokoko, wovon dasselbe gilt. Und heute haben wir uns, mit berechtigter größerer Zuversicht der Benutzbarkeit für unsere bürgerlichen Verhältnisse, jener Stilepisode in die Arme geworfen, da das XVIII. Jahrhundert das Gefühl für das Rokoko zu verlieren begann, da es ihm unheimlich wurde bei der aristokratischen Exklusivität, da die Kulturmächte des ancien régime selber, Louis XVI. und Marie-Antoinette voran, einlenkten in die begehrende bürgerliche und „natürlich"-vereinfachende Zeitströmung und einen vergeblichen, weil allzu spät kommenden und oberflächlichen Versuch der Ausgleichung und Versöhnung der obersten Gewalt und der von ihr bestimmten äußerlichen Formen mit den Lebensbedingungen der unteren Schichten unternahmen. Mit dem aber, was so in Baukunst, Stil und Tracht um 1780 entstanden ist, erfassen wir einen Hauptteil von dem, was heute jenen vorschwebt und von jenen kopiert wird, die für ihre Hervorbringungen das Wort Biedermeier aufgenommen haben. Schnellfertig und nicht ganz richtig aufgenommen; denn nach dem vorhin Gesagten war dieses Wort zunächst nicht für die Periode nach dem Rokoko, also die *vor* dem Empire, sondern für die nach dem Empire geprägt worden: als das letztere auch als Stil mit in den Sturz Napoleons I. gerissen wurde und nun kein Mensch in Deutschland, dem seit je an die Modediktatur des Auslandes gewöhnten Lande, mehr wußte, wonach man sich jetzt eigentlich zu richten habe.

Der Ausdruck Biedermeier für den Geschmack um 1780 und für dessen modernste Wiederbelebung ist also nicht ganz richtig. Aber er ist auch nicht ganz falsch. Es besteht nämlich dennoch, und das ist es, was diese Zeilen darlegen möchten, ein Zusammenhang zwischen der Dekorationsweise und der Tracht um 1780 und derjenigen der Leute nach 1815, die inzwischen das antikisierende Empire mitgemacht hatten und nun wieder ohne die Palmetten und Mäanderstäbe, die goldenen Saumbesätze an den schneeweißen Kleidern und die mit Goldbronze ornamentierten Möbel auskommen sollten.

Sehen wir uns, um jene These erweisen zu können, zunächst die zwischen das Rokoko und die Revolution eingeschobene kurze Spanne des späten XVIII. Jahrhunderts genauer an. Ihre Kennzeichen sind die Mut gewinnende Opposition gegen die Höfe und gegen die alte tyrannisierende Staatsform französischen — nicht fridericianischen — Inhalts, die Auflehnung zugleich gegen die preziöse und kapriziöse, wenn auch vielfach höchst geistvolle Verkünstelung alles Natürlichen, die der Inhalt der Rokokokultur gewesen war. Damals erhob sich ein erstes, zwar noch eigentümlich resigniertes Eigengefühl des so lange Zeit in rückgratloser Nichtigkeit vor Hofmenschen, Adel und Beamten

erstorbenen Bürgertums. In diesen Regungen liegt die Abwendung von der höfisch-französischen Geschmacksherrschaft und die neue stürmische Liebe zu den Lebensformen Englands. Aber nicht bloß hierin; der Vorgang erfolgt doch auch umgekehrt aus der Logik, daß immer eine tüchtigstarke und politisch gebietende Nation, wie es England inzwischen geworden war, auch für ihre inneren Lebensbedingungen und für ihre Kulturerscheinungen Eroberungen machen wird. Diese alle tragen in England das Gepräge des deutlichen Widerspruchs gegen Frankreich, desselben Widerspruchs, nach dem man auf dem Festlande begehrt, um ein neues Vorbild an der Stelle des entthronten Milieus der Pompadour und Dubarry zu besitzen. In England gilt neben einem realistisch gesunden, keineswegs verhöfischten Landadel ein tüchtiges, unabhängiges, behaglich lebendes Bürgertum, und in England gilt auch die „Natur", zu der man jetzt nach so viel ungesundem und unsittlichem Raffinement zurückverlangt. Dort wohnt man in Landhäusern und lebt auf dem Lande, reitet, jagt, tummelt sich, spielt die altgermanischen Ballspiele auf dem grünen Rasen; dort zuerst haben Männer wie Locke und Floyer es nicht nur in Schutz genommen, daß die Jugend und die einfachen Leute auf dem Lande des Sommers im kalten, freien Wasser badeten — für den sonst gewiß nicht so moralischen Kontinent unerhörte, unsittliche Dinge —, sondern diese Männer hatten solches Baden sogar für die gebildete, anständige Gesellschaft empfohlen und damit die Neuerung des von England ausgehenden sommerlichen Seebadbesuches eingeleitet. An England lehnt sich alles an, was, wie Montesquieu neue Staatsformen, wie Rousseau und Basedow pädagogische „Natur", wie Voltaire und die Enzyklopädisten Erkundung des Natürlichen, Aufklärung, wie das ganze Bürgertum eine Selbstberechtigung des „dritten Standes" (neben Adel und Klerus) fordert. Die englischen bürgerlichen Romane, Richardsons Clarissa, Goldsmiths Vicar of Wakefield und andere werden zu den profanen Familien-Evangelien Frankreichs und Deutschlands, in beiden Ländern beginnen die jungen Stürmer und Dränger in ihrer Tracht zu anglisieren. Der ländliche englische Reitanzug — Frack, gelbe Weste, gelbes Beinkleid, Stulpstiefel anstatt der französisch-höfischen Schnallenschuhe, und anstatt des Dreispitzes der Zylinder, die echt englische Versteifung des puritanischen Rundhutes, der wieder seinen Ursprung in dem kalvinistischen Holländerhut der Rembrandtzeit hat — wird ein zur Schau getragenes Bekenntnis politisch und persönlich moderner, sozialrevolutionärer Lebensauffassung. Das Rokoko hat die leichten, hellen, seidigen Stoffe geliebt, hat sie bei den Männern gestickt, bei den Frauen geblümt, mit Girlanden und Festons ornamentiert; die neue Richtung setzt ihnen die einfarbig dunklen, ernsten Stoffe entgegen, blau und braun, die englischen Tuche, und zum ersten Male in der Kulturgeschichte will, durch Einfluß des englisch-nordamerikanischen Quäkertums und der europäischen Begeisterung für Benjamin Franklin, das Schwarz zur männlichen Feiertagstracht werden.

„Sozialrevolutionäre Lebensauffassung". So erschien es ihnen selber und erschien es denen, die sich in Frage gestellt fühlten. Das ancien regime spürt aus all diesen Anzeichen die unklare Drohung. Schon lagert über der ganzen Zeit, schwül und dumpf, wenn auch nur ahnend, nicht tatbegehrend, ein Schubartisches: „Da liegen sie, die stolzen Fürstentrümmer, ehmals die Götzen dieser Welt!" Man erinnert den Sturm im Wasserglase, den Goethes Keckheit erregte, als er in der englischen Tracht seines empfindsamen Werther sogar an den weimarschen Hof ging. Uns heute erscheint das alles unendlich harmlos, ja spielerisch, bei den meisten schwärmerisch und rührselig verzagt. Und das blieb es, auch objektiv betrachtet, durchaus noch.

Denn wie sollte man so im Handumdrehen die innerste Verweichlichung in Körper und Charakter, den Feminismus wieder losgeworden sein, den das Rokoko seinen Menschen anerzogen hatte? Devot freilich will man nun nicht mehr sein, und so wandelt sich das altgewohnte Sichergefühl der fügsamen Demut in eine schwelgerische Empfindsamkeit, die verlorene Bewunderung nach oben in einen

verzärtelnd überstiegenen Freundschaftskult, der all diesen Menschen von ungefesteter, noch keinen männlichen Halt in sich allein findender Persönlichkeit ein übertreibendes Bedürfnis ist. Und in einen entsprechend verzärtelnden Kultus der als etwas Wiedergeschenktes gefeierten Natur. Auf unendlichen Tränenfluten der Empfindsamkeit treibt alles gestaltlos dahin, Freundschaft, Liebe, Idylle und Andacht der Naturbegeisterung. „Ich bin hinausgegangen zu beten und ich weine", so kündet Klopstocks Ode des Frühlings Herrlichkeit. Die durch das Zeitalter der Aufklärung entrechtete oder verstörte Seelenregung des Religiösen ist es, die sich in diesen Gottesdienst der umgebenden Natur flüchtet und glückselig die alten Töne der kindlichsten Frömmigkeit wiederfindet.

Süße heilige Natur,
Laß mich gehn auf deiner Spur;
Leite mich an deiner Hand
Wie ein Kind am Gängelband

singt Fr. L. Stollberg. Und seltsam aufmerksam machend für den Kulturhistoriker stellen sich gleich in der nächsten Strophe die Hyperbeln des vergessenen Marienkultus ein, die sinnlichen Gleichnisse, das Hangen in Himmelslust an dem von Unzähligen gepriesenen „Busen der Natur".

Das ganze neue Verhältnis zur Natur ist und bleibt eine kraftlose Sentimentalität. Hangende Trauerweiden pflanzt man an den See im neuen, nun nicht mehr französisch verschnittenen, geschorenen, sondern englisch „natürlichen" Garten und Park; die verschiedensten Bäume züchtet man zu weichen Trauergestalten um. In den Gärten stellt man, wo einst das Rokoko den „Esprit" mit Tempelchen und Büsten berühmter Geister gefeiert hatte, jetzt sinnleere, lediglich empfindsame Totenurnen auf Sockeln auf, an denen ein sandsteinener Genius im Relief die Fackel senkt. Künstliche Ruinen baut man als Sinnbilder der Vergänglichkeit, und wie die Gärten wimmeln die Stammbücher von hineingemalten Gruftpyramiden, Grabsteinen und anderen „Denkmälern der Freundschaft", mit Blumenkränzen umwunden und mit Versen begleitet, die fast immer das Thema „Wann einst mein Staub die Urne füllt" in herzlicher Ergriffenheit des Schreibers oder der Schreiberin variieren. Ein Hüttchen wünscht sich der adlig geborene Dichter, ein natürliches, bäuerliches Gärtchen, „nicht geschorene Boskette, keine Hagebuchenwand; . . . statt Kanäl' und Gartenteiche einen Röhrenbrunnentrog", Maientanz mit den heiteren Dörferinnen nach der Weidenpfeife Schall, und als Holdestes ein ländlich Weibchen, „das der Treue zur Belohnung auf mein Grab einst Veilchen streut". Überall das Beglücktsein durch Hain und Flur und Philomenens Gesang, das bewußte Ausspielen der Idyllen in Bescheidenheit, aber auch in Freiheit, gegen die einzig bisher an den Höfen angesammelte, von ihnen verwaltete und diktierte Kultur. Um diese Zeit erblüht als bezeichnende Neuerung im geselligen Vergnügen der Spaziergang der Familien an schönen Tagen aufs Dorf, wobei dann die Kinder den gemahlenen Kaffee und die Bäckerware nachtragen dürfen und wo draußen, im Garten einer sozusagen befreundeten Bäuerin oder des Gemeindewirts, frische Milch gekauft und in schwärmerischer Beglücktheit getafelt wird.

Eines — oder vielmehr zweierlei — hat man mit dem Rokoko nach wie vor gemeinsam: die leicht zutage liegende Sinnlichkeit und, davon unterschieden, die gewissermaßen selbstverständliche Allerweltsliebelei. Eine feinere Scham des ernstlichen, unverbrauchten Herzens hält diese stete Disposition zur Verliebtheit auch jetzt noch nicht zurück, und das Ingredienz von Getue, Spiel, losem Gerede bleibt wesentlich. Aber man hat ja in allem die Absicht, natürlicher zu werden, und gesunder. So kleidet sich denn, zusammen mit allen sonst neuartig verwandelten Träumereien und Tändeleien, auch die Liebe ins ländliche, dörfliche Gewand. Das ergibt nun, in der vorsichtigeren Distanz, die „holde Schäferin", um die sich nicht zum ersten Male in der Geschichte der menschlichen Lyrik eine liebenswürdige Phantasie webt. Aber es ergibt auch, minder der Wirklichkeit entrückt, den von der Zeitströmung ermutigten und von den noch eingeschüchterten und bescheidenen jungen Bauern und Knechten auf dem Lande nicht unnötig grob durch-

kreuzten, sentimentalisierenden Hang zu den dörflichen Töchtern: aus einer Vereinigung erfreuter Erkenntnis ihrer Ehrlichkeit, Naivität, ihrer manches überdauernden, gewissermaßen seelischen Unschuld mit anderseits wieder jener Geschmackssinnlichkeit, die hier das ersehnte Gesund-Natürliche findet und sich urwüchsig angesprochen fühlt. Mag dieser kuriose Platonismus, der es vielleicht am wenigsten in der Nähe mancher Studentenstädte bleibt, sich mit seinen Regungen frei offen bekennen, wie bei den meisten, oder mag er, wie in Joh. Heinr. Voß' kleineren Bauernmädchenidyllen, sich in das Wohlwollende verstecken, wobei er erst richtig lüstern wird, er gehört einmal dazu. Seltsame Resignationen der Zeit, die soeben die höchste Überfeinerung in allen Genüssen einer aristokratischen Lebewelt gepriesen hat. Aber diese Bescheidung ist bewußt, indem sie Reaktion ist; sie streicht absichtlich jede geschichtlich und ständisch erwachsene Kultur aus, weil ja diese seit Rousseaus Naturzustande und seit dem biblischen Paradiese die Menschen auf hundertgestaltige Weise abhängig gemacht hat.

Noch rinnt und rauscht die Wiesenquelle,
Noch ist die Laube kühl und grün,
Noch scheint der liebe Mond so helle,
Wie er durch Adams Bäume schien.

Für eine Spanne ist man wieder einmal glückselig und begeistert. „O reizet die Städter zum Neide, ihr Dörfer voll hüpfender Freude!" Natürlich sind es alles Städter, die das singen. Und zur Idylle der Freuden darf auch hier die trauernd süße Empfindsamkeit, die Urne nicht fehlen; nassen Auges sinkt man einander über Höltys Elegie auf den Tod eines Landmädchens in den Arm.

Die niedrigen Häuser von damals mit den kleinen Scheiben, die ungeheuchelt empfindsamen Menschen darin, der Freundschaftskranz überm Leichenstein, die Urne — das gehört zusammen und es darf nicht voneinander gelöst werden. Deshalb ist es so schrecklich, wenn die Biedermeierei von heute an den ungeheuren Mietsburgen des „hochherrschaftlichen" Kurfürstendamms mit der Urne und den Kränzen der Wertherzeit um sich wirft. Der ganze Geschmack von damals ist einheitlich Bescheidenheit, Weltflucht, Resignation. Daher der Verzicht auf alles Dekorative zugunsten der einfachen, sinnvoll ländlichen Blume, der Verzicht auch auf das Ornament im häuslichen Umher. Wie die kleinen Häuser ganz simpel geradflächlich geworden sind, so nun auch die anspruchslosen Möbel. Und nicht bloß geradflächlicher, sondern auch geradliniger, geometrischer. Man ahnt nicht das Empire, aber die Möglichkeiten für dieses. Die geistvolle Kaprize als Stil, das Rokoko, ist vorüber. Allenfalls legt man ein unauffälliges Holzmuster in die Fläche ein, macht Marqueteriearbeit an den schmalen Spiegeln und den kleinen Nähtischchen. Aber das ist schon recht vornehm. Der Bürger, der mittlere Beamte hat jetzt gutenteils tannenes Hausgerät, viel simpler, als der Bauer, der noch altererbten schweren Hausrat von Voreltern bewahrt. Die Polstermöbel beschränken sich auf einen oder zwei der tiefen, breitwangigen, geblümten Großvaterstühle. Kleider und Schuhe müssen lange halten; auf die Stiefel, die noch aus ehrlich mit Eichenlohe gegerbtem Leder sind und nicht mit fressenden Wichsen geputzt werden, rechnet man fünf, sechs Jahre. Wer als Arzt oder Kaufmann über Land muß, dem ist es nicht zu gering, zu gehen; allenfalls hat er, wie der Beamte, seinen Reitgaul, den die Hausmagd mitbesorgt, ein Bedienter aber, wie ihn der Edelmann und Junker hat, wäre unerhört. Der Glanz der Familie ist, was die Hausfrau in Kästen und Truhen aufbewahrt, das Leinenzeug. Ist ein Vermögen von Bargeld da, so bleibt es für die Söhne unangerührt. Den Stolz des Hauses macht es aus, daß dies alles so ist, nicht aber, daß man sich den Leuten zeigt und über seinen Stand hinauswill.

Auch in Frankreich vollzieht sich diese bewußt bürgerliche und bescheidene Wendung. Aber nervöser, als in Deutschland, wo man sorglos, mit einem Gefühl von Befreiung, die neuen Stimmungen begrüßt, sich gütlich tut, daß die Zufriedenheit Mode geworden ist und vergnüglich ihre mit Maßen gegönnten Freuden preist, vom Pfeifchen und vom Knaster bis zum Pfänderspiel und lieben

vollen Becher. In Frankreich ist doch die Angst dahinter. Zu der Stimmung aus Ludwigs XV. Zeit, „après nous le déluge!", reicht es jetzt nicht mehr. Hals über Kopf wird man ganz unaristokratisch; vom Hofe herunter markiert man die Frau der einfachsten Stände, die kein Geld für seine komplizierte Kleider und keine Zeit für Frisuren hat. Die Haube und die große „Dormeuse" werden mit einmal von Damen getragen, die stundenlang am Putztisch sitzen; man geht im fußfreien Rock, wie eine Landarbeiterin oder Magd, „à la Suzanne", nimmt den „Caraco", die große Überjacke der Bürgermädchen um und legt über den bisher unerläßlichen tiefen Ausschnitt der vornehmen Stände das Fichu, das Brusttuch, das die Bäuerin über das Mieder schlingt oder mit den Enden in dieses hineinschiebt. Vollends in Trianon lebt Marie Antoinette mit ihren Damen und Kavalieren gänzlich als Schäferin.

Es hält die Revolution nicht auf. Und damit die Ära der unendlichen „Beschlüsse". Einer von ihnen ist der, sich antik zu kleiden, um sich den Republikanern der Geschichte, den Griechen und Römern, auch im Kostüm — und der Hauseinrichtung — anzugleichen, und der Maler David nimmt die Durchführung der Neuerung ebenso eifrig wie phantasielos in die Hand. Er setzt sie durch bei der über die neuen Möglichkeiten entzückten Frauenwelt, nicht aber in der Tracht der Männer. Doch erst die Architekten Percier und Fontaine erschaffen nach dem Tohuwabohu der neunziger Jahre einen wirklichen Stil, das Empire, das über die kaiserlichen Waffen noch hinaus sich ganz Europa, gerade auch Rußland, erobert. Indessen dieser antikisierende Stil ist tatsächlich, in seinen Lorbeermotiven und cäsaristischen Emblemen, derart persönlich Napoleonisch, daß es keine bloße Pedanterie ist, wenn die alliierten Mächte, die endlichen Besieger Bonapartes und Wiedereinsetzer der Bourbonen, ausdrücklich die Abschaffung des Empirestils ihre Sorge sein lassen. Aber das „Was nun?" vermögen sie nicht zu dekretieren. Dies Feld bleibt frei. Und da nun beginnt, im älteren Sinne, die Biedermeierzeit.

Nicht ohne Konsequenz versucht die „Restauration" von Frankreich aus das Rokoko, als den Bourbonenstil, neu zu beleben. Aber es bleibt vergeblich. Zu einer so unendlich feinen Kunst, die unmittelbar Gefühl ist wie die Musik, gehört notwendig die allersicherste Tradition, und die ist verloren, die Menschen, die sie hatten, sind tot, und das kann der beste Wille nicht ersetzen. Was nun derartig unternommen wird und vorgibt, das Rokokoornament zu sein, ist schaudererregend. Dennoch — oder drum — behauptet es sich im fügsamen deutschen Publikum immerhin mit mehr Erfolg, als im allgemeinen beachtet oder verstanden wird. Das angeleimte unsinnige Geschnörkel, das bis um 1860 als Abschluß oben auf den vertikalen Schreibsekretären und Büffets, den Stuhllehnen, den form- und trostlosen, geschweiften Sofas saß, das ist der letzte Ausläufer dieses Versuchs, den graziösesten aller Stile mit Gewalt zu restaurieren. — Inzwischen haben es Schinkel einerseits, Münchener Baumeister anderseits unternommen, anstatt des recht oberflächlich gewesenen Empire die echte Griechenkunst für die stilistischen Entbehrungen der Zeit fruchtbar zu machen. Aber so Wertvolles auch entsteht, so edel in seiner Vornehmheit und Schönheit es uns jedesmal anspricht, wenn wir auf Wanderungen um die Residenz der Friedrich Wilhelme her den Schinkelschen Bauten und Gärtenauszierungen begegnen, zu einem Zeitstil vermag diese allzu noble Kunst nicht zu werden. Dazu kann sie nicht genügend in das noch nicht ästhetisch empfindungsgebildete, mit seinen Kanapeeschnörkeln ganz zufriedene Publikum eindringen. Was mehr ausmacht, als der andere Umstand, daß ihm auch der in den Befreiungskriegen bewußt gewordene deutsche Sinn hätte entgegenstehen müssen.

Denn dieser bleibt doch eigentlich in allem praktisch ratlos, vom Deutschen Reiche, das nicht wird, bis zum geliebten deutschen Rock, als den man — die polnische Schnürjacke trägt. Dieser neue deutsche Geist, der nun vorhanden ist, hat hauptsächlich ethischen und vorbereitenden Wert. Er hat dem Feminismus des XVIII. Jahrhunderts, dem weichlichen Ge-

misch von Rührseligkeit und Sinnlichkeit ein Ende gemacht; diese neue deutsche Jugend der Wehrpflicht, diese jungen Turner und Wanderer nach Jahnschem Sinn, diese neue, an Fichte und Arndt erzogene Studentenschaft sind im Innersten männlicher, daher achtungsvoller vor Mädchen und Frauen, und sehr viel keuscher geworden. So die Jugend. Nicht ganz das gleiche gilt von der älteren Generation, die die Empire- und Rheinbundzeiten mitgelebt hat. Es bleibt von letzteren auch über 1815 hinaus gar manches nach, was die Sittenschilderer pessimistisch macht, noch mehr als nötig, wie meistens. Ein Hausen milder Wendungen für böse Dinge, die je nachdem der Wissende richtig versteht, der Unschuldige nicht, ist mit Nachwirkung bis auf den heutigen Tag aufgekommen, als Einfluß der französischen Kunst sich gefällig auszudrücken. Viel Hübsches, was einst der Geselligkeit genügt hatte, ist untergegangen; in ganz Deutschland grassiert das von der jäh entstandenen Gesellschaft der Revolution und des Directoire mangels sonstigen Inhalts so geliebte Hasard; kein Kurort, kein besseres Bad ohne Pharaobank, um sie werden sie besucht; und in den Häusern meint man sich mindestens mit L'hombre, Whist usw. unterhalten zu müssen. Die politischen Stürme haben auch in Deutschland, namentlich den Rheinbundstaaten, die Standes- und Vermögensverhältnisse erheblich verschoben, und überall, wo neuartige Schichten jetzt wohlhabend sind, spürt man ihren viel größeren Hang, dies zur Geltung zu bringen, als es den alten, in Tradition stehenden Ständen wichtig gewesen war. Wodurch dann wieder die minder Wohlhabenden mitgerissen werden, so daß sie über ihre Mittel leben oder deren freudlose Enge durch das ganze Leben hindurch bedrückend empfinden. Man möchte, vermißt und will auf allen Gebieten viel mehr, als früher, aber man ist subjektiv nicht so glücklich mehr. Aus alledem werden dereinst in positiver Wendung neuartige Gewinne für das Kulturleben der Nation hervorgehen, aber vorläufig trägt die Zeit das Gepräge eines ziemlich verworrenen und ratlosen Übergangs.

Der Deutsche dieser Zeit weiß ja nicht einmal genau, wen er eigentlich nachahmen soll. In Hamburg und Hannover ist man englisch, in Bremen holländisch, in Lübeck dänisch-holsteinisch, am Rhein und vielfach in Süddeutschland französisch, in Württemberg schwäbisch, in Dresden in Zumengungen wienerisch; in Wien ist noch am ehesten eine gewisse, aber auch wieder nicht schlechtweg als deutsch anzusprechende autochthone Bürgerkultur in Bestand; in München fängt man überhaupt erst an, das große Residenzdorf in eine Stadt zu verwandeln, und was man in Berlin ist, ist auch sehr schwer zu bezeichnen, obwohl der junge Heine und andere behaupten, daß man dort gardepreußisch sei. Die Wirkung von Weimar auf die Kultur der Nation — vom Lesen spreche ich nicht — liegt in noch heute nicht zu Ende zu sehenden Fernen.

So weit nun doch Geschmacksmoden einheitlich durch Deutschland gehen, läßt sich allerdings ihr Ursprung aus der Franzosenzeit aufdecken, oder auch aus der Wertherzeit, die vor ihr war. Hier können wir in der Tat dasjenige bezeichnen, was den Biedermeiern um 1825 noch mit den Lesern des Werther und Siegwart gemeinsam geblieben war und was es zu gewissem Grade rechtfertigt, daß man jene Wortprägung neuerdings ausgedehnt hat. So z. B. ist geblieben der Blumenkultus der Idyllenzeit. Die Sommerblumen des dörflichen Bauerngartens behaupten sich im Garten der städtischen Familie, und es gehört zu den sympathischsten Seiten der modernen künstlichen Biedermeierepisode, daß befürwortende Stimmen in gleicher Richtung laut geworden sind, also gegen den landläufigen Unsinn, aus jedem kleinen Villengarten eine Landschaftsgärtnerei, einen Park in Duodez machen zu wollen. Die natürliche Blume ist auch wieder das Ornament der Biedermeierzeit, jetzt allerdings in einer greuelvollen Anwendung. Denn die Damen, die nun alle für das Spinnrad zu vornehm geworden sind, das zu der familiären und geselligen Häuslichkeit um 1780 noch geschnurrt hatte, hantieren jetzt mit dem Mode gewordenen Stickrahmen und Stramin. Und so entstehen diese dick gestopften Rücken-

kissen mit dem wollenen Blumenbukett, die es allein zu nennen genügt, um eine endlose Perspektive aufzutun auf faden- oder perlengestickte Schreibmappen, Bürsten, Taschen, vom Zigarrenetui bis zum Reisesack und Fußsack, auf unzählige andere Nützlichkeiten und Überflüssigkeiten, lieblich oft, sie zu empfangen, schrecklich, sie zu haben.

Ferner gehen ziemlich einheitliche Grundzüge durch die Tracht der Biedermänner, und auch hier finden wir das endigende XVIII. Jahrhundert vor der Revolution in wesentlichen Kennzeichen wieder. Damals waren die englischen Entlehnungen — die Werthertracht — auf dem Festlande oppositionell, revolutionär gewesen. Jetzt waren sie es nicht mehr. Zwar nicht Englands wegen, das durch die langjährige Kontinentalsperre seinen empfangenden und gebenden Zusammenhang mit dem Kostümcharakter des Festlandes fühlbar eingebüßt hatte. Sondern weil es im Wesen der Neuerungen liegt, sich das Ganze zu erobern, von unten nach oben so gut wie von oben nach unten. Moden scheinen dazu da zu sein, daß sie unter allen Umständen von allen mitgemacht werden, auch von den Ablehnenden, wie vieles andere auch. Das männliche Incroyablekostüm der Revolution war eine gewollte, überbietende Karikatur des englischen Herrenanzuges mit den Stulpstiefeln gewesen; seit es auf seine grotesken Übertreibungen verzichtet hatte, trug diese Tracht der Königsmörder der ganze aristokratische und loyale Kontinent. Die Vornehmheit, die der Incroyable geckisch ins verwildernde Gegenteil verwandelt hatte, deuteten nun wieder blanke Messingknöpfe an. Derart kostümiert erschien man zur Zeit des Wiener Kongresses im Prater, mit blauem, kurzbrüstigen Frack und gelben Nankinghosen. Mochte man die langen Pantalons jetzt auch über den Stiefeln tragen, statt in ihnen, das Wesentliche war ihr vorläufig endgültig erscheinender Sieg über die einst korrekten Kniehosen und über die seidenen Strümpfe mit den Schuhen. Gleichzeitig hat der Zylinder, einst das schärfste Zeichen demokratisch-jakobinischer Gesinnung, alles besiegt, Dreispitz, Napoleonshut und loyalen Schiffhut. Auch die dunklen Farben des Rocks oder Fracks haben ihren Sieg behauptet. Wer sich nicht vornehm genug für Blau fühlt, trägt Braun — couleur de puce, wie es einst in Frankreich sofort getauft worden war — oder Olivengrün; ferner, ganz feierlich, trägt man jetzt das Schwarz. Ein nach oben sich erweiternder, starker, haariger Zylinder, ein Wäschekragen mit stechend spitzen, hohen Ecken, eine richtige, breite Halsbinde, wie wir sie am ehrwürdigsten noch an Bismarck sahen, der sie aus seiner Jugend selbstgetreu beibehielt, ein sich auf seine Taille viel zu gut tuender Frack mit breitem, hohlen Kragen, gelbe Hose, und dann der affenartige Favoritbart vor beiden Ohren — dieser englischen Ursprungs nach 1815 — als überzeugendstes Merkmal vorhandener oder angestrebter Vornehmheit, das ist das Bild des deutschen wohlgekleideten und stilgerechten Modeherrn gegen 1830, woraus sich bei Ersatz des Fracks durch einen schweren Oberrock oder häuslichen Schlafrock, des Zylinders durch eine beschildete Mütze, auch das Bild des minder anspruchsvollen Biedermeier, von dem die Modejournale weniger reden, ergibt.

Vollends kann das Interesse für die Tracht der Biedermeierin nur ein ironisches sein. Sie trägt ein weißes oder helles Kleid, das quand même noch immer das des Empire ist. Weil man eben kein anderes Gebrauchsmuster weiß. Nur ist es bis zur Unkenntlichkeit entstellt. Ein Rock wie ein rundlich herabhängender Sack, unten herum mit breitem, überreichlichen Besatz. Das gibt ihm die Wirkung, daß er gerade über den Füßen übermäßig schwer erscheint und sich in Widerstreit zu aller Grazie der Bewegung stellt. Dabei gucken diese Füße reichlich von den Knöcheln ab unter dem weitabstehenden Rock heraus, wie die kurzen Füße der Schwimmvögel. Ungraziöse Puffärmel um die Schultern lassen die Arme nach Empiretradition bloß, über welche beim Ausgang lange gelbe Handschuhe gezogen werden. Das nützt nicht viel; mit diesen Handschuhen nicht anders, als ohne sie, sehen diese Damen wie ängstliche Dienstmädchen aus, die sich unglaublich ungeschickt herausgeputzt haben. Diese Tracht mit den kurzen Puffärmeln

wird erst nett, als sie, nicht durch Garnierungen überladen, tatsächlich zu den Dienstmädchen kommt, bei denen sie nun heute wieder im Aussterben ist, da ja alle Volkstracht, Amtstracht und Berufstracht immer der mehr oder minder dauerhafte Rückstand aus irgendeiner vorher verschollenen Mode ist. Alles, was die Damenmode an jener verlegenen Tracht im Verlauf des Jahrhunderts weiter experimentiert hat — wieder zugefügte Ärmel, Niedriglegung der Taille, Wiedereinführung des zunehmenden und allmählich übermäßigen Schnürens, Verlängerung des Rocks und dessen steigende Aufbauschung bis zur Krinoline hin —, auch das alles ist nichts als ziel- und ratlose Willkür. Zum ersten Male in der Kulturgeschichte gilt seit 1815, daß die Tracht der zivilisierten Menschen jede Beziehung auf sie selber, ihre Art und Gedankenwelt, verloren hat, in der puren Sinnlosigkeit ihre Gesetze hat. Daher auch wird sie, zumal bei den Männern, immer kleinlauter, immer melierter und grauer, bis zur Absage an die Farbe, die um die Mitte des Jahrhunderts schon das Gebiet des ganz Unbestimmten erreicht.

Das ist, diese Biedermeierei, die nicht wußte, was sie wollte, oder wenn sie es wußte, es nicht zu erreichen vermochte, das neueste Vorbild, dem sich die hastende Effekthascherei der Gegenwart ergeben hat. Freilich mit wenig Effekt. Nie ist der Eklektizismus, die von Anleihen lebende Geschmacksarmut seit 1815, zu so schwachen Ergebnissen gekommen. Und um so eher mag sich die Hoffnung stärken, daß endlich einmal aus der neuen, der selbständigen Kultur, die nirgends mehr abgeschrieben und abgeguckt wird, etwas werden muß. Was wir brauchen, sind keine Biedermeier, sondern Persönlichkeiten. Nach Persönlichkeit drängt es aber allerorten und auf jede Weise. In dieses Gebiet gehören auch die schon experimentell sich äußernden Bestrebungen, die für den selber denkenden, minder von Modelaunen abhängigen Menschen eine entsprechende äußere Erscheinung — Eigenkleider, wie man es bei den Frauen nennt, und frische, gesunde und mannhaftere Kleidungen auch für das heute minder fortschrittliche Geschlecht — zu finden verheißen. Sie haben zwar auch noch nichts Wesentliches oder gar Durchschlagendes gefunden; aber sobald nur ihr Erfolg sich zeigt, wird er sich um so weniger gehemmt sehen, in je albernerer Weise daneben der tuerische Dandismus der Zeit sich produziert.

Ruhe des Herzens.

Wie heimlich glüht ein Bild
Aus langer Dämm'rung:
Ein Sommerabend war's
Im Heimatsdorfe;

Noch lag ein Sonnenhauch
Auf Dach und Giebeln,
Und hell stand schon der Mond
In leerer Straße;

Der Nachbar sprach ein Wort
Von Tau und Regen,
Er sprach zu seinem Weib
Drin in der Kammer;

Er zog das Fenster an,
Es klang der Riegel;
Ein erstes Sternlein trat
Aus lichtem Dunkel.

Aus fernen Gärten klang
Ein Mädchenlachen;
Ein letzter Nachhall dann
Und letzte Stille.

Und all die Sommerwelt
Ging wie ein Atem
Geruhig ein und aus
Durch meine Lippen. — —

Nun weiß ich's, da mein Haar
Beginnt zu bleichen:
Was damals ich geatmet, war
Das Glück.

Otto Ernst.

Terrakottaportal für Stadtbaurat Ludwig Hoffmann.

Aus der Gemeindeschule in der Pankstraße zu Berlin, 1906.

Georg Wrba.

Von Friedrich Fuchs.

Neue Winde wehen — auf den verschiedensten Verwaltungsgebieten. Die Exzellierung eines privaten Bankdirektors zum offiziellen Kolonialdirektor war ein Ereignis von tiefeinschneidender Bedeutung — wie man bekanntlich dann stets zu sagen pflegt, wenn gerade das Äußerliche an einem Falle besonderes Aufsehen macht. So war auch, als in einem Ressort des preußischen „Ministeriums der geistlichen ꝛc. Angelegenheiten" die Berufung Bruno Pauls zum Leiter der Unterrichtsanstalt am Berliner Kunstgewerbe-Museum zur königlich bestätigten Tatsache wurde, ein Umstand, daß dieser in eine verantwortungsreiche staatliche Erzieherstelle Berufene einer der künstlerisch angestammten Mitbesitzer des bösen „Simplizissimus" war, die Hauptsensation des Tages und der Woche.

Als vor einiger Zeit die Kunstnotiz in den Blättern erschien, daß der Münchener Bildhauer und Professor Georg Wrba an Stelle des ausscheidenden Geheimen Hofrats Professors Johannes Schilling an die Kunstakademie in Dresden berufen sei, wurde sie nicht mit ganz so lebhaftem Gemurmel kommentiert, weil da die Nebenumstände nicht im selben Maße das Interesse der breiten Öffentlichkeit herausforderten. Um so außerordentlicher mußte das eine Überraschung zumal für alle diejenigen, die zur Kunst in irgendwie näherer Beziehung stehen, sein, als ihnen jene Zeitungszeile zu Gesicht kam; und der Grad freudiger Genugtuung oder — je nach dem kunstpolitischen Standpunkte — stutzender Mißbilligung wird im ersten Augenblicke von keinem genau zu bemessen gewesen sein. Denn bei der Vorstellung von der Tragweite dieses Personenwechsels stiegen zu viele der verschiedensten Gegensätzlichkeiten jäh durcheinander auf, als daß man sie gleich auf einmal fest begreifen konnte; und dann beim mählichen Erwägen verschärften sie sich erst recht.

Daß hier an die langjährige akademische Wirkungsstätte eines nun fast Achtzigjährigen ein noch zu keinem Lehramt staatlich Approbierter gestellt wurde, der gerade erst seine dreißig jungen Jahre zählte, ist schon kein äußerliches Moment mehr. Denn in diesem bezifferbaren Abstande drücken sich notwendig Kontraste künstlerischer Grundanschauungen aus, die sich mit alt und jung nicht im entferntesten bezeichnen lassen. Weiterhin ist der Nachfolger dessen, der vom ersten Schritt ins künstlerische Leben von weisen, hochmögenden Lehrern, von Hähnel und

Wrba.

Digitized by Google

Rietschel, als begabtes Landeskind nicht nur behütet und unterwiesen, sondern auch, in ganz selbstverständlicher Kontinuierlichkeit, mit Brot und Titel wohlversorgt worden war, — ist also sein Nachfolger, den man heute erst als einen sieben Jahre selbständigen Bildhauer in der Chronik verzeichnen kann, hervorgegangen aus der Schule des künstlerischen Gewerbes; und sein unprotegierter Name ist zu Rang und Klang gekommen durch die Entscheidungen über die Erzeugnisse anonymer Wettbewerber.

Aber selbst diese beträchtlichen Umstände müssen noch nebensächlich und äußerlich erscheinen, wenn man erst anfängt, sich die Unterschiede im Empfinden dieser beiden Bildner, in den Lebensbegriffen und Gefühlen, wovon sie jeder für sich in ihren Taten seelisch durchdrungen meinten, also gewissermaßen in ihrer spezifischen Eigenart zu verdeutlichen; vom Ausdruck, von der Formgebung im Augenblick noch ganz abgesehen. Der Unterschied zwischen Schilling,

Diana. Silberstatuette. Im Besitz des Bayerischen Staates. 1901.

dem Schöpfer des Germaniadenkmals droben auf dem Niederwald, und etwa zwischen dem Urheber des Bismarckmonumentes drunten bei Hamburg wäre längst nicht so drastisch, wie der in dem hier gegebenen Falle. Denn hier gibt es noch äußerlich sichtbare Zusammenhänge desselben Kultus. Bei Wrba, dem Schöpfer der stimmungsvollen Stadtbrunnen von Nördlingen, Kempten und Aschersleben aber ist es bis jetzt nicht angebracht, von etwas anderem zu reden, als von der Konsequenz einer nationalen reinen Form, unter Ausschluß jeder patriotischen Phrase.

Das mit der Phrase ist beileibe kein Vorwurf, der sich gegen irgendeinen Einzelnen persönlich richtete. Die ganze borussische Plastik von Schadow und Rauch bis herab auf die Siegesallee und ungefähr sämtliche Kaiser- und Kriegerdenkmäler des deutschen Reichsgebiets sind dabei pflichtschuldigst einzubegreifen. Ja, unter dem Zwange der Logik bleibt nichts anderes übrig, als zu sagen, daß auch Hildebrand und Tuaillon in den bezüglichen Fällen keine Ausnahme bilden. Denn wenn der Volksstolz, den Kaiser-, Kanzler- und Schlachtendenkermonumente doch unumwunden zum Ausdruck bringen sollen, in griechisch-römischer Sprache mit antikisch-klassizistischen Allüren den Bewohnern Deutschlands verständlich zu machen gesucht wird, so geschieht das auf diese Methode nicht in einer einheitlich erfüllten Form, es verbleibt vielmehr ein Hohlraum, etwas Nichtssagendes oder für das harmlos verlangende Gemüt Unverständliches und Unbefriedigendes. Daher die Bezeichnung Phrase. Und diese besteht, gleichviel von welcher Bildhauergröße die üblichen Ausschreibungsbedingungen des Denkmalkomitees glänzend innegehalten worden seien.

Die patriotische und die ästhetische Genugtuung sollten vor solchen Monumenten von Rechts wegen eins sein. So eins, wie die Gefühle der Volksgenossen gewesen sein müssen, die einst die Akropolis und das Forum bevölkerten. Wenn übrigens die Feldherrnstatuen Gottfried Schadows, wie sie auf den eigentlichen klassischen Bodenstellen Berlins stehen, unsere künstlerischen Ansprüche durch ihre

Brunnen mit Kriegerdenkmal in Nördlingen. Erster Preis einer Konkurrenz 1900, enthüllt 1902.

edel schlichte, strenge Echtheit so völlig einwandlos befriedigen und zugleich unseren ganzen vaterländischen Stolz erwecken, dann liegt das einzig daran, daß zwischen jenem altpreußischen Geiste und unseren Idealbegriffen von antikem Tugendtum eine gewisse Parallele besteht.

Wem hätte es aber nicht schon einen

wehen Stich ins Herz gegeben, sobald er den heimlichen Zauber, das harmonische Bild eines altehrwürdigen Städtchens vernichtet sah durch die neuzeitliche Kundgebung der loyalen Bürgerschaft in Gestalt eines durch uniformierte Porträtähnlichkeit, landläufig antike Allegorik und überzeugende Naturtreue der militärisch-symbolischen Attribute gleich ausgezeichneten Kaiser- oder Kriegerdenkmals mitten auf dem Marktplatze!

Detail vom Kemptener Brunnen.

Zur ganz besonderen Mehrung von Georg Wrbas Ruhm kann es dienen, daß der Beschauer des Nördlinger Brunnens, solange er nicht Zeit hatte die Inschriften zu studieren, erst ausdrücklich darauf hingewiesen werden muß: diese „mittelalterliche Fontäne" (mit Verlaub) sei auch ein — Kriegerdenkmal, und zwar aus dem Anfang des XX. Jahrhunderts. Rekte ist der Entwurf dazu aus einer für diesen speziellen Zweck ausgeschriebenen Konkurrenz mit dem ersten Preise gekrönt und zur Ausführung bestimmt worden. Die Nördlinger durften sich diese ehrliche Schmeichelei, diese aufrichtige Huldigung vor dem Kunstgeiste ihrer bürgerlichen Vorfahren schon gefallen lassen. Immerhin ist es ihnen doch als gutes Verdienst anzurechnen, daß sie wußten, was sie davon zu halten hatten. Gäbe es irgendwo ein Ziermonument, das den Sinn eines Volkes in Waffen: Trutz und Frommheit so rein und lebhaft bloß durch seine geziemenden Maße und Formen verkörperte?

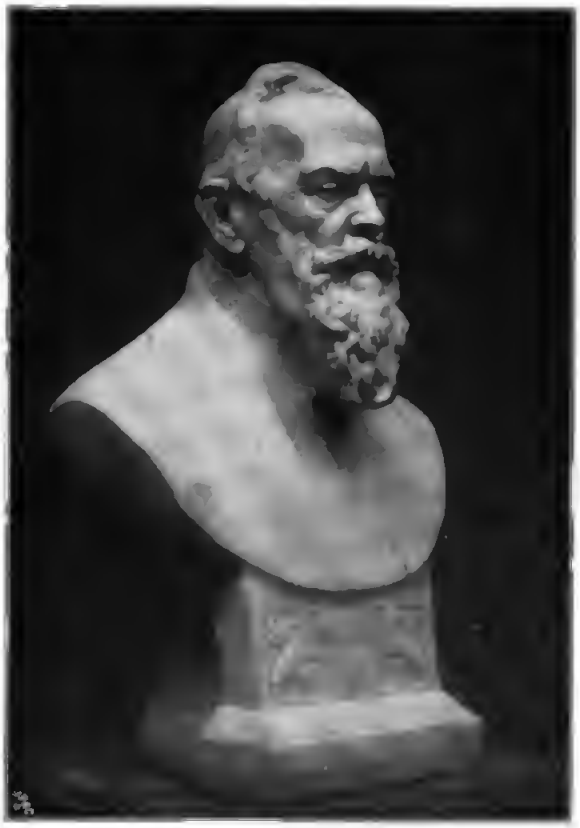
Modell eines Löwen vom Neuen Leipziger Rathaus. 1904.

Der Raum ist knapp, der mir hier gewährt ist, um über das Werk des Fruchtbarsten, Vielbeschäftigtsten der jüngsten deutschen Bildhauerschaft mich auszulassen; und da ja die Abbildungen an diesem Platzmangel die Schuld tragen, so mögen sie eben ihre Pflicht erfüllen, von dem blühenden Wachstum dieser üppigen, köstlichen Formenfülle, so gut es geht, einen Schimmer zu geben. Es wird einem zwar schwer, auf die Lust des innigen Beschreibens solch einer herrlich-heiteren Welt von Formgedanken zu verzichten, aber das wichtigste bliebe doch, daß wir die Hauptwesenszüge der Persönlichkeit, die diesen ungewöhnlichen Reichtum hervorbrachte, ungefähr begreifen; daß wir das Herz in dieser wahrhaftigen Bild-

St. Magnusbrunnen in Kempten. Erſter Preis einer Konkurrenz 1902, enthüllt 1905.

nernatur gewahren und den Geiſt, der dieſem kräftigen Sinnen die Richtung auf ein beſtimmtes ideales Ziel wies. Alles dies ſuchen wir freilich nur aus der Anſchauung des Skulpturalen zu gewinnen.

Man braucht es auch nicht ſchwarz auf weiß von ihm zu haben, um überzeugt zu ſein, daß es Wrba auf die Wiedererweckung eines Verſtändniſſes für die echten deutſchen Geſtaltungsgeiſter ankommt, der handwerklich künſtleriſchen Schöpfungsinſtinkte, die jahrhundertelang



Büste des Prinzregenten Luitpold von Bayern. 1905.

für sich in selbstgewisser Eigenheit die ernstesten und muntersten Wunder wirkten, bis sie sanft und sicher einschlummerten über der Erlösung der Bildhauerei von allem Übel des Steinklopfens und anderer erniedrigender Handleistungen.

Diese Tendenz scheint man ja denn auch in Dresden, wo die Stimmen Wallots und Gurlitts in die Wagschale fallen, als zeitgemäß erkannt zu haben, so daß man sich der zielbewußten jungen Kraft aus München resp. Berlin zu Auffrischungszwecken kühn entschlossen versicherte. Denn trotzdem den Dresdnern der Haustein vor der Tür wächst und trotzdem man dort in der Repräsentation mit großartigen internationalen Skulpturenausstellungen vorangegangen ist, stand auf der Brühlschen Terrasse doch noch an vielen Steinen, über manchem Portal die Devise des unumschränkten klassizistischen Akademismus eingegraben: Semper idem. Daß Georg Wrba als einer aus der Streikgruppe jener Münchener Akademiebesucher, die ihre handliche Wissenschaft mehr der gewerblichen Vorbildersammlung des Bayerischen National-Museums und der Praxis auf dem „Bau" denn den Modellierkursen einer Eberleklasse verdanken, nunmehr zum akademischen Dozenten antiakademischer Weisheit ernannt wurde, ist ein Geschehen von höchst befriedigender Folgerichtigkeit.

Wrba ist also keiner von den Durchschnittlichen, lediglich der „Konpatzerei" Ergebenen, sondern er ist zur Hälfte Baumeister. Und wie als Bildhauer der stärkste Tektoniker, so als Architekt der herzhaft Modelnde, der frisch Formende, dessen Einfälle weniger im Dunstkreis der Bureaulampe auf dem Reißbrett eine künstlich hypothetische Form annehmen, sondern im Sonnenschein vor grünen Bäumen in ihren Umrissen, Gliederungen und Schwellungen natürlich erwuchsen. Wer, auf dem Fassadengerüst werkelnd, den Straßeneffekt seiner Plastik zu ermessen hatte, der

Büste der Frau A. P.
Im Besitz des Bayerischen Staates. 1905.

Digitized by Google

schätzt die praktischen Lehren der Himmelsbeleuchtung; und der wichtigste Teil von Wrbas Atelier in München war eine Wiese an der Isar hinter dem Englischen Garten. Sicherlich verbürgte ihm dies Freilichtverfahren die Sicherheit seiner Erfolge ebenso sehr, als es ihm die bei erdenklichster Gewissenhaftigkeit schnelle Bewältigung seiner drängenden Aufträge und Unternehmungen ermöglichte. Denn vor umständlichen Korrekturen, Fehlschlägen und nicht wieder gut zu machenden Versehen hatte er sich dergestalt besser zu wahren gewußt. — Neben dem technischen Gewissen ist ein hervorstechender Charakterzug seiner Künstlernatur die Freigebigkeit, die, obwohl im künstlerischen Sinne gemeint, doch unmittelbar als humane Liebenswürdigkeit anspricht. Er ist ein Spender von unerschöpflicher Lust und Laune, der sich nicht genug tun kann im erfinderischen Anbringen köstlicher, das Herz entzückender Schmuckgedanken. Indem wir aber in die Lage versetzt sind, diese erheblichen Schönheitsmengen rein und unbeschwert zu genießen, müssen wir um so höher die weise Ökonomie, den Takt und das Geschick einschätzen, womit dieser Reichtum in angemessenen Portionen verteilt wurde. Denn an welchen seiner vielverzierten Werke störte eine Überfülle? In verschiedenen Fällen, besonders ja bei den drei Stadtbrunnen (die alle wie der historische in Nürnberg das denkwürdige Prädikat „der schöne" verdienten), wird der Eindruck von Üppigkeit höchst einfach mit durch die malerisch gestimmte, lukrative und ganz unvorgeahnte Verwendung verschiedenen echten Materials, von Bronze und Stein, bedingt. Und wenn, wie in Kempten, die Innenwölbung des tabernakelmäßigen Brunnengehäuses noch reiche malerische Verzierung aufweist, dann verträgt das Werk dies als eine diskrete Zugabe, als einen unaufdringlichen Reiz mehr. Seine Künstlergedanken sind oft auf das lieblichste versteckt, verkapselt, daß man sie mit heiterem Bedacht auspackt, wie eine geheimnisvolle Präsentschachtel. So stehen die Hauptfigürlichkeiten, durch Säulen verdeckt, unter den verdunkelnden Baldachinen. Und dazu das Sprudeln, Plaudern der Wässerchen.

Entwurf für Ansbach. 1906.

So haben denn die Nördlinger, die Kemptener und Aschersleber den besten Griff getan. Denn ganz gewiß auf billigere und zuverlässigere Weise als durch irgendein Reiterstandbild von trivialer Monumentalität wird durch solch Wrbasches Kleinod reichhaltiger Formpoesie der Wohlstand eines Gemeindewesens repräsentiert, worauf es Stadtvätern nebenbei immer ein wenig ankommen soll, und ganz mit Recht. Unerfind-

lich aber ist es, aus lokalpatriotischen wie ästhetisch-praktikablen Gründen, daß die Stadt München nicht auf das Angebot des Schäfflertanz-Brunnens eingegangen ist, wohl seines glücklichsten Wurfes — nein, leider nur Entwurfes.

Welche Zahl verlockendster Projekte ist nicht noch diesem Schöpferdrange entsprungen, neben dem Unzähligen, was dauernd feste Gestalt bekommen hat!

Wer angesichts dieses Erfindertums bei Wrba noch von barem Eklektizismus redet, der hat dafür private Gründe. Sein Glaubensbekenntnis hätte dieser neudeutsche Meister öffentlich genug abgelegt: daß er zu unseren hohen alten Meistern betet. Aber braucht man deswegen gleich ein Nachbeter zu sein, ein Gedankenloser? Seit wann wäre Wrba ein Purist oder Kopist? Hat er sich auf bestimmte Stile eingeschworen, um sie in ihrer historischen Reinheit imitativ, wieder auf-„leben" zu lassen? Oder nimmt er nicht vielmehr das gute Deutsche, wo er es findet, jedoch um seine freie Nutzanwendung daraus zu ziehen? Nein, er ist nicht nur einer, der mit freudehellen Augen Feinzüge am Alten neu entdeckt, sondern der mit seiner Schwärmerei und Intelligenz auch Nochniedagewesenes erfindet, erschafft. Mindestens könnte ein jeder an der Hand der mannigfaltigsten Leitziele zugeben, daß bloß mit der fröhlich unbedenklichen Vereinung sogenannter heterogenster Stilelemente Wirkungen von merkwürdigster Eigenart erzielt worden sind. Wie in Nördlingen romanische und gotische Anklänge zusammen einen Akkord von eigentümlich charaktervoller Färbung geben, oder anderswo ein von antiken Pilastern gestütztes Zwiebeldach eine höchst behaglich stimmende Mischung darstellt, so fast an jedem anderen Werke eine kühn gewagte, aber in ihrem eigenen Liniencharakter durchaus selbstverständlich, völlig harmlos und ungezwungen wirkende Zusammenstellung. Denen aber, die durchaus ein hehres Prinzip gegen ein Wiederanknüpfen an simple deutsche oder gar wilde Überlieferungen (statt an antike oder sonstwie sanfte) als gegen eine minderwertige Wählkunst in Anwendung bringen müssen, sei in Anbetracht der ziemlichen Wahrscheinlichkeit, daß jedes Zweiglein von Kunst aus einem alten tiefgewurzelten Stamme gesprossen ist, ergebenst die Frage vorgelegt: wer oder was ist originell? Und noch eine weitere Rätselfrage, nämlich an die des täglichen Kulturfortschritts Beflissenen, welche in ihrer mir persönlich unbegreiflichen Nervosität das Zeitrad mit den allerneuesten Errungenschaften gar nicht schnell genug gedreht bekommen können: was ist das wirkliche, das allein seligmachende Moderne?

Büste von Th. Kronberger. 1906.

Das archaistische Frisieren, das Kokettieren mit Primitivitäten, was außer Wrba jener ganze Münchener Kreis hier und da zur Schau trug, waren Jugendlichkeiten, die längst überwunden sind, Eierschälchen, die längst nicht mehr am Gefieder des Ausgewachsenen haften. Auch etwaige fremde Federn, mit denen

sich unbewußt wohl mal einer geschmückt hatte, sind wie weggeblasen.

Nicht bloß, wenn man alles beisammen sieht, was der Bildnerdrang Wrbas gestaltet hat, sondern von jedem einzelnen Stück, ja, insbesondere von den Details ist man derart lebhaft amüsiert, daß sich die Meinung bilden könnte: am Bestreiten dieser köstlichen, großartigen Unterhaltung sei vornehmlich ein starkes Erzählertalent, wohl gar eine Anekdotenjägerlust beteiligt. Wer sich aber erst Rechenschaft über die Gründe seines heiteren Behagens — oder je nachdem seines ernsten Gefesseltseins — gibt, wird feststellen, daß er dieser kräftigen Künstlerpotenz beinahe eine Schwäche angedichtet hätte, die einen Nichtsalsbildner kompromittieren müßte. Und sieht man speziell auf die Motive und deren etwaiges literarisches Gedankentum hin das ganze Werk Wrbas durch, dann kann die reuige Erkenntnis nicht ausbleiben, daß der Witz und seine Pointe, sowie die sämtliche Phantastik immer nur in der bildhauerischen Form und nirgendwo anders als in dieser Form enthalten sind, daß nämlich niemals Geschichten vorgetragen werden mit ulkig zugespitzten oder gemütvoll sich verbreitenden Handlungen, sondern überhaupt nicht von Erzählerei zu reden ist. Noch mehr: sortiert man die Motive nach der Verwandtschaft, dann stellt sich heraus, dieser durch Unerschöpflichkeit und Abwechslung überraschende Meister tummelt ein dauerhaftes Steckenpferdchen. Denn die am meisten hervortretenden Figürlichkeiten tun unentwegt alle dasselbe: sie reiten, sind rittlings auf Tiere gesetzt, allerdings auf sehr verschiedene. Diana auf der Hindin, Europa auf dem Stier; die Knaben in Kempten auf Steinbock, Hirsch und Einhorn; in Aschersleben auf Karpfen, Hummern, Robben, Schildkröten; und als ich jüngst in die Berliner Werkstatt blickte, waren soeben zwei Jünglinge mit geflügelten Widdern und Löwen für eine Warenhausfront des Westens beritten gemacht. Ein Nichtsalswitzler würde mit der oftmaligen Wiederholung einer Pointe schwerlich so ausgiebigen Beifall zu ernten vermögen.

Unser zoologisches Interesse ist es ebenfalls kaum, auf die durch die Vorführung

Büste des Geh. Baurat Prof. Dr. ing. Hugo Licht. 1906.

der so mannigfaltigen Tierarten unsere Befriedigung zurückzuführen wäre. Und nicht einmal das Getändel zwischen Kind und Tier ist als unfehlbares Anziehungsmittel klüglich oder weidlich ausgenutzt worden.

Keine Neckereien, keine Drolligkeiten. Im Gegenteil, er läßt die Geschöpfe, die manchmal überhaupt nur zwanglose Fabelwesen eigener Produktion sind, getrost vegetieren; die Menschlein schauen ins Blaue, und die Tierlein speien Wasser. Das einheitlich Sensationelle an Wrbas Plastik geht daher einzig aus von den Beziehungen der Formen, wie sie der trotz ihrer Gedankenlosigkeit so berücksichtigenswerten Natur entnommen und, dem jeweiligen Kunstzweck entsprechend, umgewandelt worden sind. Von Witz und Humor, ja von Dramatischem ist aber überall da zu reden, wo Kontrastliches nebeneinander steht; und dieses Gegensätzliche in klarer Ausdrücklichkeit durch die absolute plastische Form wirksam zu machen, hat eben Wrba das hierzu so notwendige geniale Gefühl an den Tag gelegt.

Hoffmann, der Berliner Stadtbaumeister, hat vielleicht persönlich nicht einmal ganz wissen können, was er an Unterstützung gewonnen hatte, als er den Münchener im Frühjahr 1906 durch Garantierung eines hohen Jahresverdienstes zur Übersiedelung nach Berlin bestimmen konnte. Denn mehr als alles willige Verwenden seines vielsicheren Könnens für die baulichen Illustrationszwecke konnte dem aus Grimm, Bechstein oder Andersen dekorativen Beziehungsreichtum schöpfenden Architekten mit dem still steten Widerstand gedient sein, womit der betraute Bildhauer, statt wohlfeile Ideenpoesie zu kolportieren, eitel Formenwonne aus seinem Geiste erschuf. So ist selbst all das Figurenwerk, was an den Portalrahmen der Gemeindeschulen in der Pankstraße das Kinderauge ergötzen und zu eigentlich selbständiger Phantasietätigkeit anregen muß, von einer musterhaften, einer japanischen Enthaltsamkeit in bezug auf Bilderbogenjux. Nicht anders am Lichtschen Rathaus in Leipzig, wo z. B. über dem Eingang zum Ratskeller die feistgeschwellten Formen weinselig biederer Pokulantenköpfe die Lokalbeziehungen gemeinverständlicher ausdrücken, als alle abgedroschen deutliche gambrinische und bacchische Kommersbuchbezüglichkeit.

Sein bedeutendster Beitrag zu dem Leipziger Prachtbau sind aber die beiden Löwen zu seiten des Hauptportals. Hier läßt sich vor allen Dingen die echt bildhauerische Darstellungstendenz erkennen, die aus dem Material die Gestalt herausgewinnt, daß die Vollendung in Marmor nie auch nur eine entfernte Ähnlichkeit mit der in Bronze oder bloß in anderem Stein haben würde. Bei jenen Löwen handelt sich's um Untersberger Muschelkalkstein, dem Material auch der Messelschen Wertheimbauten, an denen Wrba ja ebenfalls geholfen hat. Da fühlt man den Block; keine Ausladungen sind dem granitharten Gestein zugemutet; wenig ist vom Block weggeschlagen: eine ausgezeichnete materielle und gedankliche Geschlossenheit ist erzielt. Dafür jedoch ist zum Ausgleich die rundliche Massigkeit durch detaillierende Vertiefungen reich belebt und die löcherige Struktur des Gesteins als seines eigentümlichsten Reizes zu malerisch dekorativer Wirkung ausgenützt.

Brunnen zu Aschersleben. 1906. Gestiftet vom dortigen Verschönerungsverein.

Wenn an diesen Leistungen sich die skulpturale Begabung Wrbas erweist,

Otto von Wittelsbach. Brückenstandbild in München. Architektur von Theodor Fischer. 1906.

dann dokumentiert sein Otto von Wittelsbach zu München seinen starkentwickelten tektonischen Sinn am besten. Das Reiterstandbild ist eine Architekturbekrönung, ein völlig homogener Fortsatz und Abschluß des eisbrecherischen Brückenbauwerkes von Theodor Fischer. Es ist ja auch aus Quadern gefügt, und die Fugen sind sichtbar gehalten. Bei dem da oben braucht's keine Furcht, daß er wackelt und herunterfällt, was man bei all den aufgeschraubten Bronzesoldaten sonst besorgt. Gleichwohl als plastische Schöpfung eine völlige Selbstbedeutsamkeit.

Wieder — und zwar am allerstärksten — offenbart sich an dieser ja außerdem ko-

lossalen Reiterfigur die spezielle Leidenschaft des Plastikers für den herrlichen Zusammenwuchs der zweierlei organischen Körper, von Mensch und Roß.

Auf einem Entwurf für Ansbach, abermals einer Europa, ist das Motiv nun wieder wundervoll neu variiert; die Dame berauscht sich am sicheren Dahingetragenwerden! Prachtvoll männlich dagegen der Sitz des Prinzregenten, einer Kleinbronze, die wie alle ihresgleichen die kunstbewußte Vereinfachung der Formen zugunsten der Silhouettenwirkung zeigen. Doch mit der jüngeren Bronzebüste Th. Kronbergers gelangt er zu der reifern Einsicht, daß intime bewegliche Formcharakteristik gegen eine oberflächlich dekorative Manierierung den Vorzug habe. Auch seine neueren Marmorbüsten, die des Baurats Licht zunächst, weisen gegen die früheren wertvolle Veränderungen auf, indem die erst so generalisierend glatte Materialbehandlung von einer feinfühliger tastenden Formgebung überholt ist. Die Büste des Prinzregenten, die, von 1905, schon längst nicht mehr in so hohem Grade die Glätte zeigte, hat er doch noch neuerdings überarbeitet und vervollkommnet; auch dadurch, daß er den Sockel gänzlich veränderte. Denn dieser hatte, wie bei noch einer Zivilbüste, eine Lösung von einer nicht abzuleugnenden leisen Komik, insofern sie herbeigeführt erschien aus der Tragkraft der steifgestärkten, vierfach leinenen Hemdbrust. — So, als einer, der nie gleich mit sich zufrieden ist, schreitet er fort.

Die Selbstbiographie des Künstlers (handschriftlich) lautet: „Bin geboren am 3. Januar 1872 in München und dort auch Bürger." Diesen einfachen Wortlaut empfand ich als von einem prachtvollen Inhalt. Denn darin drückt sich die Bodenständigkeit mit derjenigen Bewußtheit aus, die in der Geschichte der deutschen Kunst die prächtigsten Charaktere ausgeprägt hat.

Dekorative Bronzegruppe für die Kapelle des Virchow-Krankenhauses in Berlin. 1906.

Der Alchimist. Gemälde von David Teniers d. J. in der Dresdener Galerie.

Der Stein der Weisen. Von Hanns von Zobeltitz.

Acht stück volgen der Alchemei
Rauch: aschen: vil Wort vntrew
Erseufftzen vnd schwere Arbeit
Onwird: arbeit vnd noturfftigkeit
Wiltu der Dinger sein frey
So hüt dich vor der Alchemei.
Virgilius von Salzburg. 1518.

Der kluge Virgilius von Salzburg spricht mit dem Verslein, das diesen Zeilen als Motto vorangesetzt ist, nur aus, was die Erfahrung aller Zeiten lehrte: Die Geschichte der Alchimie ist eine Geschichte der Enttäuschungen. Aber sie ist doch auch ein gut Teil Kulturgeschichte, und es ist nicht damit getan, kurzerhand von den Jüngern der Alchimie nur als von Betrügern oder betrogenen Betrügern zu sprechen. Daß es deren gab ist gewiß. Ihnen gegenüber aber steht die ungeheure Zahl ernster Männer, die im heißen, nach ihrer Überzeugung auf wissenschaftlicher Grundlage fußenden Streben das große Geheimnis zu lösen trachteten, mindere Metalle in Gold zu verwandeln. Und für sie spricht die unleugbare Tatsache, daß mindestens anderthalb Jahrtausende hindurch diese Verwandlung allgemein für möglich erachtet wurde. Theologen, Juristen, Naturforscher von Ruf glaubten an sie. Man hielt sie auch keineswegs für sündhaft Tun, sondern meinte sogar, daß der rechte Adept auch ein frommer Mann sein müßte. Noch Martin Luther sprach mit Achtung von ihr, noch ein Gelehrter von Weltruf wie Leibniz verschmähte die Beschäftigung mit ihr nicht, und noch aus dem XVIII. Jahrhundert liegen Protokolle vor, in denen ernsthafte Männer, an deren Zuverlässigkeit und gutem Glauben kein Zweifel möglich ist, bekundeten, daß in ihrer Gegenwart unter Beobachtung aller Vorsichtsmaßregeln gegen Betrug, die Transmutation, die Metallverwandlung, glücklich vollzogen und das gewonnene Gold als echt erfunden worden sei. Und dann ist die Alchimie die große Vorschule der wissenschaftlichen Chemie gewesen; sie zeitigte die ersten wirklichen Laboratoriumsarbeiten und lehrte durch die eingehendere Beschäftigung mit den verschiedensten organischen und anorganischen Stoffen deren Eigenschaften kennen.

Man hat die Alchimie bis in das Altertum, besonders das ägyptische, zurückführen wollen. Das scheint aber irrig und beruht augenscheinlich darauf, daß die zahlreichen Schriftsteller unter den Adepten in dem Streben, ihrer Kunst recht tiefsinnige, geheimnisvolle Unterlagen zu geben, künstlich

Alchimistisches Laboratorium des XV. und XVI. Jahrhunderts. (Mit Kapellenherd und Wasserbad.) Aus dem Deutschen Museum in München.

Beziehungen zum Altertum konstruierten. Sie reklamierten Moses unter Bezugnahme auf die Verbrennung des goldenen Kalbes als Alchimisten; sie behaupteten, das Goldene Vlies sei eine auf Tierhaut geschriebene Anweisung für den „Prozeß", d. h. die Metallverwandlung gewesen, und noch Ende des XVII. Jahrhunderts, als der Glaube an die Alchimie sich schon im Niedergang befand, deutete der Duisburger Professor v. Toll den ganzen Olymp alchimistisch um, indem er z. B. Pluto als kohlensaures Kali, Phöbus als Schwefel, Herkules als Kochsalz auffaßte. Allmählich schufen sich die Adepten aber eine Art besonderer Schutzheiligen in der Gestalt des Hermes Trismegistos, des Dreimalgroßen. Er galt als Verfasser einer geheimnisvoll dunklen Anleitung zur Transmutation, der Tabula smaragdina, die sich Jahrhunderte hindurch des höchsten Ansehens erfreute, obwohl niemand ihren uns in lateinischer Sprache erhaltenen Text zu deuten vermochte. Nach diesem Hermes sprach man auch kurzweg von der „hermetischen Kunst".

Aller Wahrscheinlichkeit nach ist die Alchimie in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung entstanden; Griechen, zumal in Ägypten lebende, waren die Urheber. Von ihnen übernahmen sie im VII. Jahrhundert, nach der Eroberung von Alexandrien, die Araber und bildeten sie aus. Der gelehrte Araber Abu Musa Dschabir, meist Geber genannt, war, wenn man will, der erste wissenschaftlich gebildete Alchimist. Auf ihn, der im IX. Jahrhundert lebte, lassen sich zum großen Teil die späteren „Prozesse" zurückführen. Ganz im allgemeinen gesagt beruhten die Vorstellungen, die ihn und seine Nachfolger beherrschten, etwa auf folgendem:

Alle Metalle, nahmen sie an, sind zusammengesetzte Körper, zusammengesetzt aus gewissen Grundstoffen in verschiedener Reinheit und verschiedener Mischung, unter denen Schwefel und Quecksilber eine besondere Rolle spielen, wobei beide jedoch nicht als gemeiner Schwefel und gemeines Quecksilber gedacht wurden, vielmehr als sulphur und mercurius von hochveredelter Art. Gestützt auf die Aristotelische hoch in Ansehn stehende Lehre, daß in den verschiedenen Stoffen nicht so die Materie selbst als die Eigenschaften der Materie verschieden seien, hielten die Adepten nur die Umwandlung des einen Metalls in ein anderes edleres für möglich, wenn die Reinheit der Einzelstoffe gesteigert und deren Zusammensetzung verändert würde. Dies beides aber sollte eine, von tausend Sagen umwobene „Medizin" bewirken, die mit dem geschmolzenen unedlen Metall in Berührung gebracht wurde. Und zwar unterschied man

zwischen der Medizin erster Ordnung, die nur vorübergehende, der zweiter, die schon beständigere, und der dritter Ordnung, die ewig dauernde Veränderungen hervorzurufen imstande war. Letztere hieß das Elixier, die Tinktur (auch die rote Tinktur), das Magisterium und später der Stein der Weisen, der lapis philosophorum. Ein winziges Pröbchen der Tinktur genügte, um in einer verhältnismäßig sehr großen schmelzenden Masse unedlen Metalls, etwa Blei, derartige Veränderungen hervorzurufen, daß sie sich ganz oder zum größeren Teil in das reinste Gold verwandelte.

Die Tinktur herzustellen, gab es unzählige Anleitungen. Aber alle diese Rezepte sprechen wohlweislich in Rätseln und Allegorien, und je größer die Autorität eines Alchimisten war, desto verwickelter, unerklärlicher, widerspruchsvoller waren gewiß seine Weisungen. Den gläubigen Adepten galt dies auch als durchaus erklärlich: denn, sagten sie sich, die rückhaltlose Offenbarung solch eines Geheimnisses, dessen Erkenntnis und Ausnützung nur ganz wenigen, von Gott Auserwählten vorbehalten sei, müsse als sündhaft angesehen werden.

Immerhin lassen sich doch einige Andeutungen geben, wie man sich die Herstellung der Tinktur dachte. Im allgemeinen scheinen nämlich die Wege, welche die Jünger der Kunst einschlugen, eine gewisse Übereinstimmung untereinander gehabt zu haben, so verschieden ihre einzelnen Stationen waren. Zuerst kam es darauf an, die sogenannte Materia prima zu finden; gerade über diese aber gingen die Ansichten weit, weit auseinander, ja es gibt wohl kaum einen Stoff, der dafür nicht in Frage gekommen ist von den verschiedensten Erden bis zu den ekelhaftesten Dingen. Wobei denn auch gelegentlich Entdeckungen von allgemeinster Wichtigkeit gemacht wurden, wie die Herstellung des Porzellans und die Erzeugung des Phosphors.

Hatte man aber die rechte Materia prima — und jeder Adept, der es ernst mit seiner Kunst nahm, glaubte dem natürlich mindestens nahe zu sein — so mußte aus ihr ein wieder höchst geheimnisvolles Etwas herausdestilliert werden, das meist als der Merkur der Weisen oder als der Drache oder als der rote Leu bezeichnet wird. Diesem Etwas mußte ein weiterer Stoff, der noch viel mehr zum Raten aufgibt, beigemischt werden, das philosophische Gold. Diese Mischung wurde einem chemischen Prozeß in einem Glasgefäß, dem philosophischen Ei, unterworfen, bei dem sie erst schwarz wurde — „zum Rabenhaupte", wie der Kunstausdruck lautet, dann weiß — „zum Schwane", bis sie bei stärkerer Erhitzung in hundert Farben schillert — als „Pfauenfeder" — und schließlich (so besagen wenigstens die meisten Weisungen) glänzend rot wurde. Probatum est!

Unendlich lang ist die Reihe der uns heut noch bekannten Alchimisten — unendlich viel größer noch muß also die Zahl derer gewesen sein, die Hab und Gut, Fleiß und doch auch Wissen daran setzten, den lapidem philosophorum zu finden. Als die größten Alchimisten des Mittelalters galten der deutsche Dominikaner Albertus Magnus (1193 bis 1280), der Franzose Arnold Bechuone (um 1280), der erste, der dem Stein der Weisen auch medizinische Eigenschaften zumaß; es folgen Roger Baco, Reymund Lullus und endlich Basilius Valentius (um 1600), dessen gefeierte Schriften übrigens einen gewissen Thölde zum Urheber zu haben scheinen. Weiter reklamierte die Alchimie den Theophrastus Paracelsus (geboren im Jahre 1493) für sich, den berühmtesten Arzt seiner Zeit, und aus dem XVII. Jahrhundert den hochbedeutenden Chemiker Runkel, der freilich zugleich die Schwindeleien betrügerischer Adepten aufs bitterste tadelte. Als letzte der großen Autoritäten, die sich entschieden für die Möglichkeit der Metallverwandlung aussprechen, bezeichnet man meist den gelehrten Forscher Boerhaave, der von 1718 an als Professor der Chemie in Leyden wirkte.

Der feste und allgemeine Glaube an die Alchimie hätte aber wohl nicht Stich gehalten, wenn nicht immer aufs neue Zeugen aufgetreten wären, die mit aller Bestimmheit behaupteten, einem glücklich durchgeführten „Prozeß" selbst beigewohnt zu haben. Und wenn man auch den größten Teil dieser Zeugen als Betrüger oder betrogene Betrüger ansehen will, so bleibt doch ein Rest, der einen vor unerklärliche Tatsachen stellt. Ein Rest, der es mindestens verständlich und entschuldbar macht, daß die geldbedürftigen Fürsten dieses Zeitalters der Alchimie immer aufs neue an die geheimnisvolle Kunst glaubten — und immer aufs neue getäuscht wurden.

Mehr als eine Komödie, aber auch mehr als eine Tragikomödie spielte sich in diesen Beziehungen zwischen den Höfen und den Adepten ab.

Der größte Gönner der Alchimisten war in Deutschland Kaiser Rudolph II. (1576 bis 1612). Während der Religionszwist Deutschland zerfraß, saß der untätig auf dem Hradschin in Prag, lebte seinen Liebhabereien, ein Fremdling in seinem Reich, suchte die Sterne zu deuten und arbeitete im Laboratorium mit seinen Hofalchimisten. Seine Leibärzte, Martin Ruland, Thaddäus von Hajek, waren bekannte Adepten; seine vertrauten Kammerdiener mußten in die Kunst eingeweiht sein; außerdem aber fand sich an seinem Hofe ein wechselnder Schwarm jener Jünger der Geheimwissenschaft ein, wie sie damals in Scharen, heimlich und öffentlich, Europa durchkreuzten. Schmeichlerisch warben sie um des Kaisers Gunst, sprachen ihm die Adeptenkrone zu und nannten ihn den deutschen Hermes Trismegistos. Rudolph scheint wiederholt selbst geglaubt zu haben, im Besitz der echten und rechten Tinktur ge-

wesen zu sein. Ein dritter seiner Ärzte, Matthias Erbe von Brandau, berichtet: „Es pflegen Ihre Majestät dieselbe bisweilen in einer silbernen breiten Blechbüchse zu tragen, mit rotem Sammet überzogen. Der diese Tinktur gesehen, berichtet mich, daß sie graue Aschenfarbe und sehr schwer gewesen von Aufrichtung ☉io des Ingresses wegen, wie es der Kunst Brauch ist."

Die größte Rolle am Prager Hofe spielten eine Zeitlang zwei Engländer, Dr. John Dee und Edward Kelley. Ein ganzer Sagenkranz schlingt sich um diese beiden Adepten. Angeblich hatte Kelley, früher Notar in London, in einer kleinen Stadt in Wales die Tinktur, in einer Elfenbeinkugel verborgen, durch Zufall gefunden. Er kam nach Prag, machte durch seinen übermäßigen Aufwand großes Aufsehn und wurde an den Hof gezogen. In Gegenwart des Leibarztes Hajek und eines französischen Arztes, Nicolaus Barnaud, verwandelte er angeblich ein Pfund erhitztes Quecksilber durch ein Gran seiner Tinktur in reines Gold, wiederholte den Prozeß vor dem Kaiser, der ihn zum Freiherrn erhob und ganz in seine Dienste nahm. Nun aber wiederholte sich, was in der Mehrzahl dieser Berichte typisch ist: Kelley hatte seinen Vorrat von Tinktur verbraucht, kannte das Geheimnis ihrer Herstellung nicht und vermochte daher den Kaiser nicht weiter zu befriedigen. Er wurde in den Kerker geworfen, brach bei einem Sturz das Bein und starb kurz darauf.

„Ach, wo mag seine Tinktur sein?
Sie ist noch nicht erfunden
Bis auf die heutigen Stunden —"

heißt es in einem zeitgenössischen Lied.

Ein zweiter deutscher Fürst, der persönlich laborierte, war der Kurfürst August I. von Sachsen (1553 bis 1586). In einem Schreiben rühmte er sich selbst: „Soweit bin ich nun in der Sache gekommen, daß ich täglich aus acht Unzen Silber drei Unzen gutes Gold machen kann." An sein Wissen glaubte das Volk um so mehr, als nach seinem und seines Sohnes Christian, auch eines eifrigen Adepten Tode, im kurfürstlichen Schatz große Massen Gold gefunden wurden. Aller Wahrscheinlichkeit nach stammten diese freilich aus den damals ungeheuer ergiebigen Freiberger und Annaberger — Silberbergwerken.

Jedenfalls wurden von dem Dresdner Hofe die alchimistischen Versuche in so umfangreicher Weise betreiben, wie wohl nirgend anderswo. Kurfürst August hatte für sie ein eigenes großartiges Laboratorium — das Goldhaus genannt — erbauen lassen und wurde von seiner Gattin, der „Mutter Anna", mit leidenschaftlicher Hingebung bei allen Bemühungen unterstützt. Im „Goldhaus" wirkte zuerst ein gewisser David Bluthner, der sich vergiftete, nachdem er seine Betrügereien entdeckt sah; dann Sebald Schwertzer, der angeblich „alle Tage 10 Mark Rheinisch Gold gemacht" und noch unter des Kurfürsten Nachfolger tätig gewesen ist. Ihm wurde der wachsende Reichtum des Dresdner Hofes vornehmlich zugeschrieben, und er ist jedenfalls einer der wenigen Hofalchimisten, die sich längere Zeit in der Gunst ihrer Herren zu erhalten wußten. Auch als er nach dem Tode Christians in Ungnade fiel, machte man ihm nicht, wie das sonst allgemein üblich war, den Prozeß, sondern entließ ihn. Er ging nach Prag zu Kaiser Rudolph und wurde von diesem geadelt und zum Berghauptmann in Joachimsthal ernannt. Man möchte fast annehmen, daß er mindestens ein tüchtiger Berg- und Münzbeamter gewesen sei. Charakteristisch erscheint, was über seine Abschiedsaudienz bei dem Regenten Sachsens, dem Herzog Friedrich Wilhelm von Altenburg, berichtet wird. Der habe ihm gesagt: „Ich habe jetzt mehr zu tun, als auch Eurer Bärenhäuterei zu gedenken —" worauf Schwertzer erwiderte: „Man wird hinfüro bey dem Churhause Sachsen Laternen anstecken und solche Bärenhäuterei suchen, aber nicht finden."

Man nahm dann auch später in Dresden die alchimistischen Versuche wieder auf. Unter anderen wurde auch der schon erwähnte Runkel berufen, ohne daß er Erfolg gehabt hätte. Er berichtet selbst, wie die alten Rezepte verloren gegangen seien, und spricht seufzend von Verschuldungen und Sünden und unschuldig vergossenem Blut, durch das das Kurhaus sich schuldig gemacht habe, so daß Gott die Gaben von diesem genommen habe — „wie GOttes Direction so wunderlich im Geben und Wiedernehmen ist".

Das „unschuldig vergossene Blut" bezieht sich vermutlich in erster Linie auf Seton.

Dieser Schotte Alexander Seton war der berühmteste Adept der ganzen Zeit.

Nach den vorliegenden Berichten trat er auf deutschem Boden zuerst 1603 in Basel auf. Professor Joh. W. Dienheim aus Freiburg i. B. erzählt, wie er dort seine Bekanntschaft machte und wie er, der die Alchimie bis dahin stets mißachtet habe, aus einem Saulus ein Paulus geworden sei. Mit einem anerkannten Baseler Gelehrten, einem Dr. Zwinger, der einige Tafeln Blei mitbrachte, wurde der Prozeß gemeinsam vollzogen; sie nahmen bei einem Goldschmied einen Schmelztiegel, kauften unterwegs gemeinen Schwefel, wobei Seton nichts von alledem anrührte; auch nicht, als auf sein Geheiß Blei und Schwefel eingesetzt und die Masse durch Umrühren gemischt wurde. „Unterdessen scherzte er mit uns. Nach einer Viertelstunde sagte er: ‚Nun werft dies Briefchen in das fließende Blei . . .' In dem Papier war ein schweres, fettiges Pulver. Es hatte etwas Zitronengelbes an sich; aber man mußte Luchsaugen haben, um es auf einer Messerspitze wahrzunehmen. Wir taten, wie er geheißen, obwohl wir ungläubiger waren als Thomas selbst. Nachdem die Masse noch eine Viertelstunde gekocht hatte

und mit einem glühenden Eisen umgerührt worden war, mußte der Goldschmied den Tiegel ausgießen. Aber da hatten wir kein Blei mehr, sondern das reinste Gold, welches nach Prüfung des Goldschmiedes das ungarische und arabische Gold an Reinheit weit übertraf. Es wog ebensoviel, als vorher das Blei gewogen hatte. Ich erhielt ein fast vier Dukaten schweres Stück, welches ich zur Erinnerung an das große Schauspiel aufbewahre." Dieser Bericht Dienheims wurde später, wie immerhin erwähnt sein mag, von Dr. Zwinger vollständig bestätigt.

Seton begegnen wir dann an verschiedenen Orten, in Straßburg, in Offenbach, Köln, Hamburg und München, und hören überall, van den verschiedensten, scheinbar untadelhaften Männern, daß er vor ihren Augen die Transmutation glücklich durchführte. Dann treffen wir ihn am sächsischen Hofe, und hier ereilte ihn sein Schicksal. Er weigerte sich, das Geheimnis dem Kurfürsten zu verraten, wurde in den Turm geworfen und entsetzlich gefoltert. Aber auch unter den Marterqualen schwieg er. Aus dem Gefängnis durch einen anderen Adepten, den Polen Sendivogius, befreit, floh er mit diesem nach Krakau und starb hier an den Folgen der Tortur. Der Erbe seiner Tinktur wurde Sendivogius, der damit am Hofe des Herzogs Friedrich van Württemberg anfangs große Erfolge erzielte, aber — wieder die gleiche Geschichte! — in Verlegenheit kam, als die Tinktur erschöpft war, denn das Geheimnis ihrer Herstellung hatte Seton mit ins Grab genommen. Er verübte allerlei Betrügereien und starb 1646 gänzlich verarmt.

Während wir schon den von überraschend vielen Zeugen bestätigten Prozessen Setons wie Rätseln gegenüberstehen, steigert sich das Unerklärliche, wenn man die Berichte liest, die J. A. van Helmont, der bedeutendste Chemiker des XVII. Jahrhunderts, ein Mann strenger Wissenschaftlichkeit, über von ihm selbst ausgeführte Metallverwandlungen gibt, oder wenn wir erfahren, daß auch J. Fr. Helvetius, der Leibarzt des Prinzen von Oranien, im Jahre 1666 eine Transmutation erfolgreich vollzog. Selbst Professor Dr. Kopp, der Verfasser des besten modernen Werkes über Alchimie (Heidelberg 1886), bemerkt: „Sollten solche Männer, wie van Helmont und Helvetius, aus Irrtum oder absichtlich Unwahres angegeben haben? Weder das eine noch das andere war doch vernünftigerweise anzunehmen."

Dabei ist den „Prozessen" beider Gelehrten wiederum eigen, daß sie die Bereitung des Steins der Weisen nicht kannten. Beide hatten winzige Bruchteile der Tinktur geschenkt erhalten: Helmont von einem irischen Edelmann, namens Butler, Helvetius von einem Unbekannten, der — wie es scheint — ihn, einen heftigen Gegner der Alchimie, bekehren wollte.

Zumal der sehr ausführliche Bericht des Helvetius ist außerordentlich interessant. Der Fremde zeigte ihm in einem Elfenbeinbüchschen drei Stücke des Steins der Weisen, je etwa von Nußgröße, glasartig und von schwefelgelber Färbung; er zeigte ihm weiter fünf tellergroße Goldbleche, auf denen fromme Sprüche eingraviert waren und die Worte: „Ick ben gemackt den 26. August 1666." Eine Transmutation in Helvetius' Gegenwart vorzunehmen lehnte er ab. Auf vieles Bitten gab er dem Gelehrten aber endlich ein Stückchen „ja groß wie ein Rübsensamen". „Ich sagte: mein Herr, das gar kleine Stücklein wird wohl nicht genung seyn, vier Gran Bley damit zu färben. Gab er zur Antwort: Gieb mir das wieder her. Wie ich es ihm wieder eingehändigt in der Hoffnung ein größeres zu bekommen, theilt er solches mit dem Nagel an seinem Daumen, warf ein Theil davon in das Feuer, das andere wickelte er in ein blaues Papier ein, und stellete mir solches wieder zu, sagend: Da hast Du annoch genung davon." Der Fremde belehrte ihn noch, wie er den Prozeß vornehmen solle, daß das Stückchen Stein in gelbes Wachs eingehüllt werden müsse, ehe es in den Schmelztiegel komme, und erzählte auch, daß die Bereitung der Tinktur nicht länger als vier Tage währe und nur drei Gulden koste. Helvetius vollzog, nachdem der Mann sich mit dem Versprechen wiederzukommen (das er nicht hielt) entfernt hatte, den Prozeß und verwandelte wirklich anderthalb Lot Blei in Gold, das der General-Münzwardein der Staaten, Porelius, prüfte und als Edelmetall von höchster Reinheit erkannte. Über die ganze Transmutation berichten übrigens auch der Professar der Chemie J. C. Barchusen in Leyden und Spinoza, ohne irgend den geringsten Zweifel an der Wahrhaftigkeit des Helvetius anzudeuten.

Haben wir es hier mit Männern zu tun, deren Ehrlichkeit oder sagen wir mindestens: Gutgläubigkeit volles Vertrauen verdient, so gab es freilich zu jenen Zeiten Adepten in großer Zahl, die offenbare Schwindler waren. Auch von ihnen werden ja viele scheinbar gelungene Transmutatianen berichtet; es läßt sich aber fast immer mit positiver Bestimmtheit nachweisen, daß sie durch irgendwelche Taschenspielerkunststücke vor oder während des Prozesses wirkliches Gold in den Schmelztiegel zu praktizieren wußten.

Die Labaranten waren unerschöpflich in ihrem betrügerischen Erfindungsreichtum. Sie verwendeten Schmelztiegel mit doppelten Böden und Rührstäbe, die eine geheime Höhlung hatten; sie deckten den Tiegel, sobald sie ihre Tinktur hineingetan, mit einem Stück Kohle zu, das im Innern eine mit schwarzem Wachs verklebte Goldmasse barg, welches dann infolge der Hitze von selbst in den Tiegel floß, sie wußten aber vor allem allerlei Legierungen hervorzubringen, die den Schein der Echtheit an sich trugen.

Übrigens scheuten die Fürsten selbst bisweilen nicht vor der Benutzung solchen alchimistischen Goldes zurück; so privilegierte Heinrich VI. von England die Alchimie ganz offiziell, ließ das durch sie gewonnene falsche Gold hübsch sauber prägen und — möglichst außer Landes verwerten.

Die Herren Hofalchimisten lebten eine Zeitlang auf Kosten derer, „die nie alle werden", in Saus und Braus und verschwanden dann entweder oder endeten im Kerker, ja unter Henkershand — sie alle namentlich aufzuführen, langt der Raum nicht. Nur wenige sein genannt: So der Peter Wenzel Seyler, der sich in Kaiser Leopolds I. Gunst zu setzen wußte und von dem jene große Medaille stammt, die, mit 41 Bildnissen der Habsburger geschmückt, heut noch in Wien aufbewahrt wird, aber längst als schwer vergoldetes Silber erkannt ist. So der berüchtigte Ph. Sömmering, der es bei dem Herzog Julius von Braunschweig sogar zum Kirchenrat brachte, aber schließlich mit glühenden Zangen zerrissen und geviertteilt wurde. So Don Manuel Caëtano, Conte de Ruggiero, den Friedrich I. von Preußen 1709 in einem Anzug von Flittergold an einem unecht vergoldeten Galgen henken ließ. Herzog Friedrich von Württemberg, der ständig eine Anzahl Laboranten hielt, verfuhr mit ihnen recht summarisch: zwei seiner Adepten — A. Reiche und A. Stocker — wanderten ins Gefängnis; nicht weniger als vier — Honauer, Neuschler, Montanus und Müller — kamen an den Galgen. Auch im kleinen Bayreuth wurde ein gewisser Krohnemann, nachdem er zehn Jahre hindurch sein Wesen getrieben hatte und sogar in den Freiherrnstand erhoben worden war, gehenkt, wobei den Galgen ein Plakat mit der sinnigen Aufschrift zierte:

Ich bin zwar, wie Mercur wird fix gemacht, bedacht —
Doch hat sich's umgekehrt, und ich bin fix gemacht!

Übrigens gehört anscheinend in die Reihe der Betrüger auch J. F. Böttger, der später auf dem Umweg über die Alchimie eine historische Berühmtheit ganz anderer Art erlangte. In seine Jugendgeschichte spielt aber ein Adept hinein, dessen besondere Erwähnung getan werden muß: der Grieche Lascaris nämlich, der nach der Meinung seiner Zeit einer der wenigen Auserwählten gewesen sein soll.

Lascaris tauchte in den ersten Jahren des XVIII. Jahrhunderts in Deutschland auf, gab vor, Archimandrit eines Klosters auf der Insel Mytilene zu sein, sammelte für die Christen in türkischer Gefangenschaft, verschenkte aber auch große Summen — und des öfteren Teile der in seinem Besitz befindlichen Tinktur. Er selbst scheint den Prozeß selten ausgeführt zu haben, aber aus verschiedenen Orten wird, fast übereinstimmend, von der Wirksamkeit seiner Gaben berichtet, ähnlich wie ein Menschenalter früher von dem mysteriösen Adepten Irenaeus Philaletha. Von Lascaris soll auch der junge Böttger, damals Lehrling bei dem Apotheker Zorn in Berlin, einige Tinktur erhalten haben; in Gegenwart seines Lehrherrn, der einer der angesehensten Pharmazeuten war, und der Prediger Winckler und Borse vollzog er jene nachmals berühmt gewordene Transmutation, die zuerst die Aufmerksamkeit König Friedrichs I. auf ihn lenkte; dem jungen Mann kam es aber nicht mehr geheuer in Berlin vor, er entfloh nach Sachsen, wo er gute Aufnahme fand, noch einige Male — solange sein Vorrat anhielt, wie man annimmt — mit Erfolg laborierte, um dann schließlich bei seinen Versuchen, die rechte Materia prima selbst zu finden, die Herstellung des Porzellans zu entdecken.

Etwas später als Lascaris machte ein anderer Adept, namens Sehfeld, in Deutschland großes Aufsehen. Er trat anscheinend zuerst in Wien auf, wo er bei dem guten Franzl, dem Gemahl der Kaiserin Maria Theresia, der selbst im geheimen laborierte, in Ansehen stand, dann gefangen gesetzt wurde, weil er nach angeblich glücklichen Erfolgen das Geheimnis seiner Tinktur nicht verraten wollte, schließlich entkam und nur noch einmal, in Halle, auftauchte. Hier lernte ihn 1750 ein Gehilfe in der Apotheke der Franckeschen Stiftungen, namens Reussing, kennen und erhielt von ihm ein graues, nicht glänzendes Pulver. Fast genau, wie einst bei Helvetius, meinte Reussing, das Quantum, etwa der dritte Teil der Füllung eines kleinen Ohrlöffels, sei nicht genug; worauf der Adept erklärte, es sei noch zu viel, das Pulver zurücknahm, die am Löffel hängenden Stäubchen mit Baumwolle abwischte, die Baumwolle in ein Papier wickelte und dieses Reussing wiedergab. Mit diesen winzigen Resten vollzog Reussing, in Abwesenheit des Adepten, den Prozeß und verwandelte glücklich 2½ Lot Silber in 8 Lot reinsten Goldes. Hier stehen wir wieder, bei der unleugbaren Lauterkeit des Berichterstatters, der später Apotheker in Löbejün bei Halle war, vor einem Rätsel, wie auch Prof. Kopp betont. Das Gold kaufte der Hallenser Goldschmied Lemmerich für 36 Taler.

In der zweiten Hälfte des XVIII. Jahrhunderts flaute das Interesse an der Alchimie wesentlich ab. Die Fürsten begannen einzusehen, daß der Stein der Weisen ihre Schatzkammern nicht zu füllen vermochte; auch Friedrich der Große gehörte zu ihnen, der einst, auf sehr kurze Zeit, eine Frau v. Pfuel in Potsdam als Adeptin beschäftigt hatte, aber trocken erklärte: „Man wird dadurch nicht reicher." Die ernsteren Gelehrten der Zeit sprachen sich mehr und mehr gegen die Möglichkeit der Transmutation aus, andere überhäuften die Alchimie mit scharfem Spott, wie es einst schon Erasmus von Rotterdam getan hatte.

Gegen Ende des Jahrhunderts aber schien sich plötzlich noch einmal ein Umschwung zu

Digitized by Google

vollziehen. Die Geheimgesellschaft der Rosenkreutzer schrieb auch den Stein der Weisen auf ihr Panier, ihre Anhänger laborierten eifrig, und ihre mystischen Häupter wußten den Glauben zu verbreiten, daß sie Meister der „hohen, der göttlichen Kunst" seien. Hier überwog der offenbare Betrug, ein Betrug, der um nichts besser war, als derjenige des berüchtigten Grafen St. Germain († 1780) und des nicht minder übel beleumundeten Cagliostro († 1795). Beide Hochstapler großen Stils gaben sich selbstverständlich auch als begnadete Adepten aus.

In dieser ganzen Bewegung tritt aber schärfer als ehedem neben der Alchimie als Goldmacherkunst die Bedeutung des Steins als gesundheits- und lebenserhaltendes Mittel auf. Der Glaube daran reicht zwar, wie schon einmal erwähnt, weit zurück. Schon im XIV. Jahrhundert hieß es in einer französischen Schrift vom Stein der Weisen:

„Que guerit toute maladie
Et qui l'a jamais ne mendit:
Qui en a une once et un seul grain,
Toujours est riche et toujours sain!"

Scharlatane von der Art St. Germains und Cagliostros schlugen daraus aber mit besonderer Gewandtheit Kapital. Jener versicherte gelegentlich, daß er dank seines Elixiers Christus und die Apostel gut gekannt und Petrus häufiger über seine Heftigkeit Vorstellungen gemacht habe, und Cagliostro gab, wesentlich bescheidener, sein Alter auf etwa 500 Jahre an.

Das Interesse an der Alchimie erfuhr jedoch etwa zu gleicher Zeit noch von einer anderen Seite her eine Auffrischung. In dem hochangesehenen „Reichsanzeiger", der damals zu Gotha erschien, stand im Oktober 1796 ein Aufruf der „Hermetischen Gesellschaft". Die Verfasser nannten sich nicht; sie forderten nur — in sehr ernster Weise — alle Freunde der Alchimie zur gemeinsamen Arbeit auf. Es knüpfte sich an diese erste Veröffentlichung eine lange Reihe weiterer, die anonyme Gesellschaft versuchte auch die Herausgabe eines eigenen Blattes, allmählich schlief die Sache aber wieder ein. Heut weiß man, daß die treibenden Persönlichkeiten ein Pfarrer Bährens und — der Dr. Kortum waren, der Verfasser der köstlichen Jobsiade. Beide meinten es sehr ernst und wollten durch die Anwendung des ganz modernen Mittels der Publizität etwaige wirklich Wissende um deren Kenntnis schröpfen. Mindestens Bährens laborierte auch eifrig, während Kortum mehr Theoretiker war. Übrigens wies er seinen Kollegen, wie aus ihrem auf der Universitätsbibliothek Göttingen aufbewahrten Briefwechsel hervorgeht, darauf hin, daß die Materia prima vermutlich die Steinkohle sei, die sich ja in der Tat im nächsten Jahrhundert des Dampfes, freilich in anderer Weise, zur größten Quelle alles Reichtums entwickelte. Interessant ist, daß sich ungefähr gleichzeitig auch Goethe mit Alchimie beschäftigte, nicht etwa nur als Vorstudie für die Hexenküche im Faust, sondern aus ernsthaftem Verlangen nach der „jungfräulichen Erde". Es hat einen gewissen pikanten Beigeschmack, daß er seine ersten alchimistischen Studien mit einem Fräulein Susanna Katharina von Klettenberg gemeinsam trieb —, der jungen Dame, aus deren Worten und Briefen er später die in „Wilhelm Meisters Lehrjahren" eingeflochtenen „Bekenntnisse einer schönen Seele" schöpfte. Dieses Fräulein von Klettenberg war nämlich, um ganz modern zu sprechen, „erblich" alchimistisch belastet — als die Großnichte eines Herrn von Klettenberg, der sich längere Zeit als Hofalchimist der besonderen Gunst König Augusts des Starken erfreut hatte, sogar zum Kammerherrn und Amtshauptmann avancierte, aber schließlich 1720 als Betrüger hingerichtet worden war.

Die Anhänger der „Hermetischen Gesellschaft" waren, wie man meist annimmt, die letzten Ausläufer der „hohen Kunst". Nicht ganz mit Recht, denn vereinzelt wurde auch ferner fortlaboriert und — wird im geheimen wahrscheinlich heute noch experimentiert. Dann und wann traten auch am Ende des XVIII. Jahrhunderts noch einzelne Alchimisten an die Öffentlichkeit und vollzogen vor Zeugen Transmutationen. Am bekanntesten wurde Dr. James Prince, ein sehr angesehener reicher schottischer Arzt, dessen angeblich geglückte Prozesse 1782 das größte Aufsehen erregten, der sie aber nicht wiederholen konnte und durch Selbstmord endete. Die Akten darüber, ob er ein eitler Betrüger war, scheinen mir noch nicht geschlossen. Wenn man die über seine Transmutationen veröffentlichten Berichte liest, in denen immer wieder die Schwierigkeit, Gefährlichkeit, Lebensgefährlichkeit der Gewinnung seiner Tinktur betont wird, taucht unwillkürlich, freilich nur als eine ganz lose Vermutung, die Möglichkeit auf, daß bei ihm der Stoff eine Rolle gespielt haben könnte, der heut als Radium die Welt in Staunen versetzt.

Die Fülle der Rätsel, die der Stein der Weisen, Wesen und Art der Alchimie und ihrer Jünger uns aufgegeben, ist riesengroß. Auch für den, der nicht gleich Kiesewetter in seiner „Geschichte des Okkultismus" ziemlich unverhohlen sich zu der Ansicht bekennen mag, daß es wirklich Adepten gegeben habe — wenige zwar nur —, die im Besitz der Tinktur gewesen seien. Etwa in dem Sinne, daß jedes Jahrhundert nur drei echte Adepten gehabt habe, wie es Professor Schmieder in seiner „Geschichte der Alchimie" (1832) annimmt, von denen jeder das Geheimnis nur einem Nachfolger überliefert habe.

Nahe liegt ja vor allem die Frage, warum die erfolgreichen Adepten — angenommen, es hätte solche gegeben — ihr Geheimnis sorgsamst verhüllten, warum sie nicht in umfassender Weise für sich selber davon Gebrauch machten oder es mit Unterstützung der

ja so willfährigen Fürsten ausbeuteten. Oberflächlich betrachtet, kommt man leicht zu der Antwort: gerade weil sie das nicht taten, kann es keine glücklichen Jünger der Alchimie gegeben haben. Wenn man aber näher zusieht, steigen gegen eine solche Auffassung doch auch allerlei Bedenken auf.

Ganz abgesehen davon, daß sich fast durch die ganze Geschichte der Alchimie die Überzeugung verfolgen läßt, ein echter Adept sei — aus religiösen oder auch nur moralischen Motiven — zur Wahrung des Geheimnisses unbedingt verpflichtet; abgesehen auch davon, daß gerade so mancher anscheinend erfolgreicher Adept sich unter schwersten Folterqualen seine Kenntnis nicht entreißen ließ, hatten im Zeitalter der Alchimie deren Jünger die gewichtigsten äußerlichen Gründe, ihr geheimes Wissen zu verbergen, ja oft ihre Person. Schwindler mochten um augenblicklichen Wohllebens die Gefahr in den Kauf nehmen, die die Gunst der Höfe bot, Eitle um der äußeren Ehren willen; sie hofften wohl, sich noch rechtzeitig dem Kerker und der Marterkammer durch Flucht entziehen zu können, und oft gelang ihnen das ja auch. Gerade solche Adepten aber, die es ernst mit ihrer Kunst meinten, die, wollen wir nur annehmen, im Besitz des „Steins" zu sein meinten, standen stets unter der Drohung, daß der gnädigste Herr sie eines Tages auf die Streckbank spannen lassen möchte, um selbst in den Besitz ihres Rezeptes zu gelangen, unabhängig von ihnen seine Schatzkammer füllen zu können.

Aber auch den Adepten, die sich wohlweislich von der gefährlichen Umgarnung der Höfe frei hielten, drohten viele Gefahren. Vor allem die, daß sie bei jedem Versuch der Verwertung etwa wirklich „tingierten" Goldes in größerem Maßstab dem ausgesetzt waren, wegen Falschmünzerei angeklagt zu werden. Sie konnten nicht, wie man es heute darf, ein beliebiges Quantum Goldes in eine Münze einliefern; das Münzregal der Fürsten und Städte hatte sehr strenge Bestimmungen. Und wenn sie wirklich bei den Goldarbeitern Absatz fanden, so handelte sich das immer nur um kleinere Beträge. Außerdem aber, so scheint es, wußten die Adepten sich am meisten von guten Freunden und Genossen umlauert und gefährdet; die Geschichte der Alchimie erzählt von vielen Mordtaten, die um der Tinktur willen ausgeführt worden sind.

So wäre wohl, wenn man will, recht gut zu erklären, warum gerade diejenigen Jünger der Kunst, denen man erfolgreiche Transmutationen zuschreibt, sich den fahrenden Leuten zugesellten, warum sie bald hier, bald dort auftauchten, um dann wieder alle Spuren hinter sich zu verwischen. Und menschlich erklärlich wäre wohl auch, daß sie trotzdem bisweilen bei einem anerkannten Gelehrten, einem Arzt, einem Pharmazeuten vorsprachen, um gerade ihnen von ihrer Kunst überzeugende Beweise zu liefern.

Dem sei nun, wie ihm wolle: die Wissenschaft hatte über die Alchimie gerichtet, sie verfemt, sie lächerlich gemacht.

Aber worüber nicht alles hat die Wissenschaft gerichtet?! Wer vor einem halben Jahrhundert die Herstellung künstlicher Diamanten für möglich erklärt hätte, wäre wahrscheinlich auch verlacht worden — und doch liefert sie heute, wenn auch vorläufig nur als Splitter, der elektrische Glühofen. Wer vor zwanzig Jahren erklärt hätte, es gäbe eine Möglichkeit, den Inhalt einer verschlossenen eisernen Kassette zu sehen, würde sicher dem Spott anheimgefallen sein. Und doch lehren es uns die Röntgen-Strahlen. Diese Beispiele ließen sich ins ungemessene vermehren.

Auch die Wissenschaft wandelt sich.

Und es will fast scheinen, als ob sie heute schon der Möglichkeit der Metallverwandlung ganz, ganz anders gegenüberstehe, als vor zwei Jahrzehnten. Die Lehre von den Atomen ist augenscheinlich in einer Umwandlung begriffen, die Lehre von der Unzerlegbarkeit der alten Elemente ist hinfällig geworden. Wesentlich auf sie aber baute sich die gänzliche Verurteilung der Alchimie auf. Vielleicht — wer kann es wissen!? — erleben wir noch, daß die Wissenschaft die Golderzeugung wieder für möglich erklärt — vielleicht freilich auch, daß das „künstliche" Gold teurer zu stehen kommt, als das der Erde abgewonnene. So daß dann, im anderen Sinne, doch noch gelten würde, was einst ein betrübter Alchimist von sich gesagt haben soll: „Propter lapidem bona mea dilapidavi!"

Nachts im Hochtal.

Stürzend Gewässer von schwindelnden Höhn,
Schäumende, brausende Ache!
Jauchzst Du in Wonne wie Harfengetön?
Grollst Du wie Donner in Zornesgestöhn?
Sing Deinen Sang mir — ich wache!

Stürmende Tochter des ewigen Firn,
Rauschst Du von Reue und Rache? —
Rausche mir Ruhe ins fiebernde Hirn,
Hilf mir das Rätsel des Lebens entwirrn!
Sing Deinen Sang mir — ich wache!

* * *

Fern mir im Hochtal zerstäubt nun Dein Schaum —
Immer noch rauschst Du mir, Ache!
Schreck' ich zur Nacht aus verworrenem Traum,
Lausch' ich Dir durch den unendlichen Raum —
Sing Deinen Sang mir — ich wache!

Ernst Scherenberg.

Fast ein Adler. Roman von Ida Boy-Ed.

(Schluß.)

Brausend fuhr der Ostwind durch den goldenen, blanken Sonnenschein. Ganz einsam jagte ein dünnes Wölkchen, das kaum seinen flockigen, fast durchsichtigen Körper zusammenhalten konnte, über den sehr blauen, sehr reinen Himmel dahin. Der ungeheuere Raum gewann durch das winzige Dasein des rasch segelnden Wölkchens an Weite und Majestät. Wie die Weite der leidenschaftlich bewegten Flut durch den kleinen Dampfer, dem der Wind die Rauchsäule vom Munde des Schornsteins riß und der Fahrt vorauswirbelte.

Bettina saß am feinsandigen Strand, der wie ein crêmefarbiger Samtteppich war und gegen dessen köstlich geglätteten, festen Stoff immer die Wogen heranliefen, seinen Saum abwuschen und mit einem geschweiften Rand von Seegras, Steinen, Muschelwerk versahen.

Der starke Wind kam gerade herangefahren und schüttete feine, prickelnde Salzatome in ihr Gesicht.

Und die Wogen spielten Orgel, mit großen, monotonen, rauschenden Toneffekten, als übten sie eine Begleitung mit immer wiederkehrender Klangfigur.

Bettina hatte das offene Buch auf dem Schoß. Aber sie sah dem einsamen Wölkchen in der mächtigen Höhe zu, bis sie den Kopf hätte ins Genick legen müssen, um es weiter verfolgen zu können.

Dann schaute sie dem Dampfer entgegen, der wie alle Tage um diese Zeit heranschnaufte, die Lübecker Bucht durchmessend und dreimal von seiner Bahn abbiegend, um in Front der kleinen Ostseebäder Grömitz, Kellenhusen und Dahme zu halten. Da krabbelten dann ängstlich lachende Menschen Boot um Boot aus, um sich zum Strand hinüberrudern zu lassen. Hatte er, ein gutmütiges, kleines, schwarzes Fabelwesen, so Menschen verschlungen und ausgespien, hielt er sich geradeswegs auf die Insel Fehmarn zu.

Nun steuerte der Dampfer in den Hafen. Und die kleine, flache Landzunge, ob sie schon gleich nur aus Sand und Rasennarbe bestand, die sich in der Nähe des Hafens aus dem Ufer herausstreckte, nahm Bettina den Blick auf das ganze Schiff. Nur Schornstein und Mastspitzen sah sie sich vollends gegen den Kai zu schieben, wie Wanderer, die nun ihr Ziel erreichten und nah davor im Gang ermüden.

Bettina fand, daß dies schon ungemein viel Unterhaltung und Ablenkung gewesen sei, von dem königlichen Nichtstun und Nichtsdenken, dem sie sich allnachmittäglich ergab. Sehr früh am Morgen wurde gebadet, gefrühstückt und dann gearbeitet. In dem einsamen Gehöft am Strande, in dem von seinem Besitzer ein paar Stuben für Sommergäste eingebaut worden waren, hausten sie fast allein. Von Ende Juni bis Anfang August wohnte noch ein Volksschullehrer mit seiner Frau da. Es waren verständige, natürliche Menschen gewesen, mit denen Rupert und Bettina gern ihre Mahlzeiten teilten. Nun waren sie fort, und die Stube stand leer.

Bettina fühlte eine Frische und ein Leben in sich, wie seit fast einem Jahr nicht mehr.

Sie vermied es zurückzudenken ...

Und war sich nicht bewußt, daß man nicht zu vermeiden braucht, was nicht mehr ist ...

Auch Rupert hatte sein körperliches Wohlsein in dieser erhabenen Freiheit ganz wiedergefunden, und eine Gefahr, daß Giftstoffe in seinem Blut zurückgeblieben sein könnten, war nicht mehr vorhanden.

Die Morgenstunden füllte auch er mit Arbeit aus, er hatte einen ganzen Handkoffer voll Bücher, Broschüren, Papiere aller Art mitgebracht und schien Aufzeichnungen und Notizen, die er im Laufe des letzten Jahres über verschiedene Materien gemacht, zu wissenschaftlichen Artikeln zu verarbeiten. Wenigstens schloß Bettina das aus den Blättern und Nachschlagewerken, die sie auf seinem zum Schreibpult umgewandelten, rustikalen Holztisch liegen sah, auf der eine gewaltige Tintenflasche das Schreibzeug vertrat.

Digitized by Google

Seine Stimmung war auch ein wenig heller geworden. Aber dennoch: ganz der alte Rupert war er noch nicht wieder.

Dem hatte immer ein stilles, freundliches Licht im dunklen Auge geglänzt und den verschlossenen Ernst des Gesichts zur Milde abgewandelt. Er war ein Mensch von schwerer, aber nicht düsterer Art gewesen.

Und voll Bitterkeit dachte Bettina manchmal, ob sein ganzes Mannesleben einsam bleiben sollte, weil ihm einmal das glatte, kalte, bunte Eidechslein über den Weg geschlüpft war . . .

Die Landgerichtsdirektorin Ostertag hatte leider auch angefangen sich mit der Frage zu beschäftigen, ob Rupert Hagestolz bleiben wolle, ohne von den Gründen etwas zu ahnen, um derentwillen er es bisher geblieben war.

Auf der Herreise hatte man es ja erlebt. Bei dem dreitägigen Aufenthalt in der Heimat lud die Landgerichtsdirektorin nicht weniger als fünf junge Mädchen ein und nahm Rupert vorher beiseite, um ihm anzudeuten, was für Vorzüge die, was für welche jene habe — und daß alle fünf, dafür stehe sie ein — jede, jede von den Fünfen bereit seien ihn zu nehmen.

Infolge davon saß Rupert schweigsam, bedrückt und aufs äußerste gelangweilt den ganzen Abend in dem Kreis, beständig von der Landgerichtsdirektorin daraufhin beobachtet, ob er mehr mit der blonden Lisabeth Kamenitz oder lebhafter mit der niedlichen, kleinen Käte Müller sich beschäftigte.

Aber er hatte sich mit keiner beschäftigt. Klagend stellte die Landgerichtsdirektorin dies am andern Tag vor Bettina fest, nicht ohne einen leisen, kleinen Seufzer über die Undankbarkeit der Geschwister Halske, um die sie sich fort und fort soviel Mühe gäbe.

Freilich, ihr Patenkind Jüly Rothhaller war nicht zwischen den Fünfen gewesen. Die konnten sie natürlich nicht einladen. Vielleicht hätte es bei James Rothhaller, der noch immer untröstlich war, peinliche Herzenswunden aufgerissen, wenn er seine Schwester mit Halskes zusammen gewußt hätte. Und gerade Jüly paßte für Rupert wie keine mehr . .

Wenige Tage nach der Durchreise der Geschwister traten Ostertags ihre Fahrt nach Tirol an.

Inzwischen war aber etwas geschehen, das auf Bettina sehr erleichternd, ja geradezu beglückend wirkte.

James Rothhaller hatte sich doch getröstet und sich mit einer ehemaligen Schulfreundin Bettinas verlobt, einem prächtigen, hübschen, wohlhabenden Mädchen.

Aus dem Brief, den die Landgerichtsdirektorin Ostertag vor ein paar Tagen, gleich nach ihrer Rückkehr aus den Dolomiten, an Bettina darüber geschrieben, ergab sich etwas sehr Drolliges.

Sie schien beinah verletzt, daß Rothhaller sich getröstet hatte. Sie hatte seine Treue zu oft vor Bettina ausgespielt und kam sich nun blamiert vor. Sie verminderte den Wert der Partie, die er machte, obschon selbst böser Wille nichts an seiner Wahl hätte aussetzen können. Aber was der böse Wille nicht kann, kann manchmal der gute . . .

Sogleich stellte sie auch Betrachtungen darüber an, daß es nun am Ende doch noch etwas werden könne mit Jüly und Rupert.

Und verhieß ihr Kommen. Vielleicht sogar mit Jüly.

‚Sie wird doch nicht!‘ dachte Bettina geängstigt.

Die bloße Vorstellung, daß sich die an Plänen immer so reiche, unternehmungslustige Frau nun stark mit ihnen beschäftigte, genügte schon, um die uferlose Ruhe der letzten Zeit wieder mit allerlei Hecken und Dornbüschen abzugrenzen.

Seitdem sah Bettina auch den Dampfer nicht mehr so ganz als bloßes Spielzeug für ihr Auge an, nicht mehr nur als Staffage auf dem großen Bilde des Meeres.

Wenn die blauen Wogen brausend hochschwollen und immer wieder zusammensanken, wenn die weißen Schaumstriche bis weit hinaus die unruhvolle Flut musterten und die vollbeladenen Holzschiffe, die vom Norden her kommend auf ihr dahinzogen, sich wie dicke, alte Damen immer tief verneigend und schwerfällig wieder aufrichteten — dann dachte Bettina ein bißchen schadenfroh: ‚Vielleicht fürchtet sie die Seekrankheit.‘

Bildnis.

Gemälde von Raffael Schuſter-Woldan.

Wenn das Meer in stiller Wehmut lag unter einem grauen, schweigsamen Himmel, wie ein Wesen, das von Leiden zerbrochen ist oder in Müdigkeit alle Kraft verlor, so daß die Wasser am Bug des Schiffes, der sie durchschnitt, nur ganz leise aufschwollen — dann war Bettina vergnügt und wußte: solche Naturstimmung reizte die lebhafte Frau keinesfalls zu einer Reise.

Und wenn gar graue Regenwolken unterm Himmelsgewölbe hingen und sich vergeblich dort festzusaugen versuchten, während der Sturm sie immer weiter jagte und unter diesem düsteren Spiel die Tiefen des Wasser schwarzgrün zu werden schienen; wenn eilige Tropengüsse, gleich breiten, vibrierenden Nebelstreifen Himmel und Meer verbanden, sich im Fallen immer weiter schiebend — dann fühlte Bettina: heut sind wir vor ihr sicher.

Und dies alles trotzdem sie etwas von der Frau hielt. ‚Sie gehörte offenbar zu denen,‘ dachte Bettina, ‚die man bequemer von fern achtet.‘

Gerade heute nun, wie sie auf dem crêmefarbenen Samt des warmen, hellen, feinen Sandes saß und es sich königlich wohl sein ließ, dachte sie gar nicht an Frau Ostertag.

Ein anderer, lieber, geehrter Gast sollte kommen. Andresens Ferien hatten begonnen. Er dachte sie mit Tochter und Schwiegersohn und seinem ersten Enkelkind zu verleben, die sich irgendwo in Thüringen niedergelassen hatten.

Vorher aber wollte er acht Tage den Geschwistern Halske schenken.

Er hatte sie sehr lieb gewonnen.

Rupert war an den Hafen gegangen, um den Professor zu empfangen und ihn dann ins Städtchen zu geleiten, wo er im stattlichen Hotel Wisser absteigen sollte. Die Unterkunft draußen in einem der Strandgehöfte hatten sie für zu bescheiden gehalten.

Gerne hätte Bettina sich dem Bruder angeschlossen, um sich am Kai mit aufzustellen und dem verehrten Mann schon gleich zuzuwinken, aber sie merkte rasch: Rupert wollte ihn erst allein haben.

Nachher sollte Andresen herauskommen; der Weg — dreiviertel Stunden — würde ihm nicht zu lang sein. Auch er arbeitete in den Ferien durch Bewegung etwas gegen seine Neigung zur Fülle an. Als dies im Winter zwischen ihm und der Landgerichtsdirektorin bei Bettina am Abendtisch einmal zur Sprache gekommen war, hatte die Frau begeistert gerufen: „Wir haben uns gefunden, Herr Professor!“

Da nun der Dampfer sich ganz in den Hafen hineingeschoben hatte und für Bettina auch Masten und Schornstein hinter Häusern und Bäumen verschwanden, rechnete sie etwas die Zeit nach: das Abendessen mußte durch mindestens eine Schüssel vermehrt werden — sonst gab es meist geräucherte Fische, Brot, Butter, Eier, auch wohl Schinken oder Wurst anstatt der Eier — man mußte mit Frau Krag, der Wirtin, sprechen, es mußte heute Eier und Schinken geben. Umkleiden wollte Bettina sich auch noch. Sie trug sonst hier ihre ältesten Röcke und Blusen auf. Heute sollte aber mit dem flotten, roten Musselinkleid Staat gemacht werden, darin sie sich wie eine Pariser Modedame vorkam, obschon es nur ein ganz bescheidenes Sommerkleid war, das aber hier in der Einsamkeit so farbenfreudig und elegant wirkte.

Nun, anderthalb Stunden und mehr würden immer noch hingehen, ehe Rupert und Andresen hier sein konnten. Von Eile also keine Rede ...

Und darüber rann Bettina die Zeit.

Endlich, viel später, als sie glaubte, erhob sie sich, reckte die ein wenig lahm gewordenen Glieder und stampfte durch den feinen Sand schräg hinüber zu dem Gehöft, in dem sie wohnten. Es war ein Bauernhaus mit langgestrecktem Strohdach und Giebelhölzern, die sich kreuzten und in Pferdeköpfen endeten. Die schienen einander anzuglotzen mit geöffneten Mäulern, und ihre Augen bestanden aus einem runden, kleinen Loch in der Silhouette. So hoben sie sich schwarz ab von dem weiten Hintergrund. Eine mächtige Ulme drängte sich noch ans Haus, das ihrem Wuchs nicht erlaubt hatte, sich in majestätischer Rundung nach Ulmenart auszubreiten. Was sich an der Hausseite des Baumes an Zweigen vorgewagt hatte, war immer

abgehauen worden. So glich sie ein wenig einem einarmigen, alten Kriegsmann.

Ihre rechte Seite aber streckte sie weit aus über ein paar Tische und Stühle, an denen die Sommergäste essen konnten, wenn sie sich auch bei den Mahlzeiten vom fast nie ganz rastenden Wind umstreichen lassen mußten.

Hinter Haus und Ulme gab es ein Bauerngärtchen mit ein paar gemütlichen Apfelbäumen darin und Gemüserabatten.

Bettina fand diesen Garten entzückend. Wenn vorn der Wind dem Haus gar zu kräftig ins zufriedene, alte Bauerngesicht blies, konnte man hier hinten immer sitzen, mit dem Rücken warm an der Wand und den Blick über die flache Insel hinüber zum Horizont, an dem die Wellenlinie eines gelben Stoppelfeldes dem weiten Himmel als untere Rahmenleiste diente. Aber wenn man so hinaus sah, war es angenehm, zu wissen: von der Höhe jenes Stoppelfeldes sah man schon wieder Massen und über die freundlichen Fluten des Fehmarnsundes hin zum holsteinischen Ufer, die grünlila verdämmerten, und wo man an besonders hellen Tagen in feinen, kaum erkennbaren Pastellfarben ein winziges Städtebildchen entdecken konnte: Heiligenhafen.

Bettina erwog nun, ob man heute abend hier essen könne, und ob der Schutz vor dem Wind ausreichend sei, um später, wenn es erst zu dunkeln beginne, hier eine Lampe auf dem Tisch brennen zu können.

Frau Krag, die Wirtin, trat herzu, faltete die Hände vor dem Magen über dem blau und weiß gesprenkelten Staatskleid und erwog mit Bedacht, dann aber riet sie doch zu der Stube. Dabei sah sie mit ihren braunen Vogelaugen Bettina stetig und ernsthaft an.

Und dann sagte sie, auf den sandigen Fahrweg deutend, der von Burg her durch das offene Feld seine tiefen Furchen als graue Linien heranschlängelte: „Die kommen all."

Ein Wagen näherte sich von dort. Mühsam zog das Pferd die kleine offene Break auf dem tiefen Fahrweg hinter sich drein, und es ging nicht ohne wiegende Bewegungen des Fuhrwerks ab.

„O nein," sagte Bettina erleichtert, denn sich nun überraschen lassen, ehe alles fertig war, das wäre doch ein bißchen beschämend gewesen; „es ist auch eine Dame auf dem Wagen. Vielleicht noch Badegäste."

„Ach —" sprach Frau Krag, womit sie ihre ganze Vorfreude auf etwaigen weiteren Verdienst ausdrückte. Im übrigen hielt sie wieder die Hände vor dem Magen gefaltet, was offenbar ihre Gebärde beschaulichen Nachdenkens war.

Auf dem heranschwankenden Wagen hob nun eine Hand ein weißes Taschentuch in die Luft und schwenkte es, als zöge ein siegreiches Heer ein und müsse mit Enthusiasmus begrüßt werden. Die Hand gehörte zu der Gestalt, die Bettina und Frau Krag von weitem für einen starken Mann gehalten hatten.

Und nun wußte Bettina aber auch schon, wer das war, und ihr Herz wurde ihr ein bißchen groß.

Jetzt ließ sich auch das zu Indianerfarbe verbrannte Gesicht der Landgerichtsdirektorin erkennen.

„O — das ist je 'ne Frauensperson," sagte Frau Krag mit einem ganz kleinen Erstaunen.

Bettina lief entgegen. In einem drolligen Gemisch von Freude und Ärger. Sie hatte ja die Frau, die durch ihre Kindheit schon gegangen war, lieb, vielleicht nur aus Tradition; aber dennoch ertrug sie sie schwer. Und das schlimmste, dümmste: das junge Mädchen, das neben Frau Ostertag saß, schien wirklich Jüly Rothhaller zu sein.

„Guten Tag, mein Kind," schrie die Landgerichtsdirektorin vom Wagen herunter, „na, was sagst Du? Das nennt man doch Freundestreue!"

In ihrem Lodenkleid, das verschossene Tirolerhütchen auf dem Kopf, kletterte sie nun herab.

„Hier ist mein Patenkind Jüly. Na, Jüly — Ihr kennt Euch doch von früher, seid doch in die gleiche Schule gegangen, wenn Du auch vier Jahre jünger bist."

Bettina sagte freundlich guten Tag, und Jüly erwiderte es mit einiger Befangenheit.

„Sie hat an Bord zu mir gesagt, sie sei 'n büschen bange vor Euch, Ihr wäret

so klug. Na, Jüly ist auch nich auf'n Kopf gefallen."

„Aber Tante!" sagte Jüly etwas verlegen.

Sie war doch gewiß ein weltgewandtes Mädchen, sicher erzogen, gewöhnt, sich in jeder Gesellschaft zu bewegen. Wenn sie nun so merkwürdig unfrei war, hatte es wohl einen Grund. ‚Um Gottes willen,' dachte Bettina, ‚gewiß hatte Frau Ostertag unterwegs soviel von Rupert gesprochen, daß Jüly eine Absicht merken mußte. Dies konnte einfach furchtbar werden, das ganze Behagen stören.' Bettina nahm sich vor, ihr zu helfen.

Sie sah das Mädchen freundlich an. Jüly war recht hübsch geworden, in keiner Weise eine ungewöhnliche Erscheinung, aber eine sehr angenehme, milde. Gut gewachsen, mittelgroß, mit freundlichen blauen Augen und einem allerliebsten kleinen Grübchen in den Wangen, sobald sie lächelte. Bettina mochte auch ihre Haare gern leiden, gelbblondes Haar, das etwas kraus war und sich nie recht ordnen ließ.

„Wissen Sie wohl noch, wie wir Großen in der Schule Sie verzogen und Ihnen die Zopfschleife an Ihrem dicken, rauhen Zopf oft wieder hübsch festbanden?"

„Ja, er saß nie ordentlich," sagte Jüly.

„Jüly ist sonst das ordentlichste Mädchen, das ich kenne," pries Frau Ostertag.

Und dann sagte sie, sie würden acht Tage bleiben. Acht sei billiger als vier. Weil man für acht Pension nehmen könne. Ob Platz im Hause sei. Ja? Gut, also rasch, rasch die Stuben in Ordnung.

„Das hat je nu in gar keine Weise Eile," sagte Frau Krag.

„Ja, erst der Abendtisch. Und umziehen muß ich mich auch noch. Ihr habt wohl Andresen auf dem Dampfer und Rupert am Kai getroffen und wißt also ..."

„Du kannst Dir ja denken, wie ich mich freute, als wir den Professor an Bord trafen, und ich sagte zu Jüly, da lernst Du gleich einen der bedeutendsten Männer der Gegenwart kennen. Aber ich hab' ja immer Pech. Kaum verließen wir die Trave, kam der gräßliche Sturm auf, und ich befand mich! ... Übel ist kein Wort, um das zu bezeichnen. Ich löste mich auf, kann ich wohl sagen, war kein Mensch mehr."

„Aber es scheint, Sie befinden sich wieder wohl."

„Völlig! Sowie ich das Land betrat. Ich danke aber Gott, daß mein Mann nicht dabei war. Erstens hatte er es vorausgesagt, und zweitens hätte er sich zu sehr um mich geängstigt. Na, aber nu wollen wir mal ins Haus. Jüly muß sich auch noch umziehen."

„Ich dachte eigentlich nicht, Tante."

Sie hatte einen hellgrauen Rock und eine weiße, elegante Leinenbluse an und sah mit Gürtel und blauer Krawatte, als sie nun den Staubmantel abnahm, frisch und hübsch aus.

„Du ziehst mindestens einen weißen Rock an," befahl Frau Ostertag, „weiß steht Dir glänzend. Und dann hilfst Du Bettina den Abendtisch schmücken; Bettina soll sehen, daß Dir das Hausfrauliche gut steht."

Jüly wurde rot.

‚Nein, dies geht einfach nicht an,' dachte Bettina und nahm sich vor, irgendein gerades, frohes Wort mit Jüly zu sprechen, das die Unbefangenheit herstellte und alle Zaunspfahlwinke der Landgerichtsdirektorin ins Spaßige verschoben. Denn nur dann waren sie ertragbar.

„Hier ist es ja ideal," stellte die Frau fest. Und als sie vors Haus gingen und am Rand des breiten, crêmefarbenen Sandteppichs standen, auf dessen Saum die heraneilenden Wogen sich warfen, wiederholte sie mit wahrhaft monumentalem Stimmenklang: „I—de—al!"

Dann verzog sie sich ins Haus, in das der Kutscher unterdes das Gepäck getragen.

Bettina zog sich flink um und half dann der mit unberührter Gelassenheit arbeitenden Frau Krag, die eine wohltuende Empfindungslosigkeit gegenüber der Zeit hatte.

Alles ward noch vor der Ankunft der Herren fertig. Vorn in der Stube, deren Meublement nur aus Sofa, Tisch und Stühlen bestand, war der Tisch gedeckt. Auf dem Sofa saß nie ein Mensch, die hohe Polsterung auf fabelhaft federnden Spiralen hätte das zu einem ruhelosen

Vergnügen gemacht. Von der blaugrau tapezierten Wand sah das Kaiserpaar in Oldruck rechts und links von einem Ovalspiegel herab.

Auf dem Tisch stand in der Mitte die noch unangezündete Lampe, denn noch war es Tag, aber der Schatten der Ulme draußen lag schon als langes, schwarzblaues Tuch auf dem Stoppelfeld, das bis nah ans Haus kam. Und so würde man bald Licht brauchen. Prachtvolle bunte, sehr dicht gebundene Blumensträuße standen in Biergläsern rechts und links von der Lampe. Und darum, als warmtöniges Stilleben, der bronzeglänzende geräucherte Aal, die tiefgelben Flecke der halben Eier in ihrem weißen, härteren Rand, die fahlroten Scheiben des Landschinkens und gerillten Stiche der Butter auf einem gläsernen, grünen Teller in Weinblattform. Und alles mit Zweiglein von Petersilie hübsch geputzt und in beruhigend reichlichem Maß gehäuft.

Bettina ging hinaus und sah den Weg entlang.

„Sie kommen, sie kommen!“ rief sie den offenen Fenstern zu, wo hinter den weißen Mullgardinen sprechende Stimmen erschollen und Frau Ostertag darlegte, wie weit sie es in der Kunst, Gepäck zu sparen, gebracht hatte.

Und dann ging sie den beiden Männern entgegen.

Andresen mit seiner behaglichen Erscheinung und dem blonden Bart und den blitzenden, fröhlichklugen Augen sah gar nicht erholungsbedürftig aus. Nie getrübte Frische schien zu seinem Wesen zu gehören.

Nun war er noch zufriedener mit der Welt als sonst, denn er fand seine jungen Freunde in einem Zustand, der ihm gefiel. Rupert in kraftvoller Männlichkeit, Bettina wunderhübsch mit dem gebräunten Teint und den leuchtenden Augen und dem flotten, roten Kleid.

Er erzählte, daß ihm die Seekrankheit der Landgerichtsdirektorin eigentlich nicht unangenehm gewesen sei, denn nun habe er die wahrhaft köstliche Fahrt über die rauschenden Wasser bei blauem Himmel und brausendem Wind recht ungestört genießen können und nur mal ab und an ein Wort mit dem Fräulein zu reden brauchen. Was ihm übrigens keine Last gewesen sei, denn es scheine ein nettes Fräulein, ohne Ziererei, frisch, ein bißchen im Genre seiner eigenen Tochter.

„Ja, und wir müssen Jüly alle helfen,“ sagte Bettina, „denn Frau Ostertag brennt alle paar Minuten ein bengalisches Feuer ab, um sie vorteilhaft zu beleuchten.“

Andresen lachte in sich hinein, denn auch ihm hatte die Landgerichtsdirektorin zugeraunt:

„Das ist die geborene Frau für Rupert. Extra für ihn nehm' ich sie mit. Sie ahnt es natürlich nicht.“

Aber Jüly hatte so nahe dabei gestanden, daß es gewiß war: sie mußte gehört haben ...

Rupert seufzte voll Überdruß.

Da waren sie auch schon am Hause, und Frau Ostertag erschien mit Jüly als Gefolge.

„Kommen Sie, Herr Professor — kommen Sie an den Strand,“ sagte die Landgerichtsdirektorin, die gleich tat, als käme es ihr zu, die Honneurs von Fehmarn zu machen.

Nachher bei Tisch wurde es trotz aller Befürchtungen Bettinas sehr gemütlich.

Schließlich war ja die Landgerichtsdirektorin gewöhnt, geistig bedeutende Männer anzuerkennen und vor ihnen eine Sordine auf ihr Wesen zu setzen. Ja, sie konnte die klugen und interessanten Mitteilungen eines Mannes schwelgend als Hörerin genießen, wobei sie schon vorweg das Vergnügen des späteren Wiedererzählens empfand.

So hing sie mit ihren Blicken an Andresen.

Nur zuweilen, wenn das Gespräch allgemein wurde, ermunterte sie Jüly: „Sei doch nicht so still.“

Und setzte dann, zu Rupert gewandt, hinzu: „Sie kann sonst so eine herzerquickende Munterkeit haben.“

Oder: „Nicht, Jüly, das ist herrlich, sich so belehren zu lassen. Du hast ja so viel Freude an höheren Interessen.“

Ja, es war gewiß sehr schwer für das junge Mädchen.

Mit heimlichem Erstaunen bemerkte Bettina aber, daß Jüly sich gegen all dies faustdicke Lob zu wappnen begann.

Ihre Haltung drückte eine unwillkürliche, sehr taktvolle Zurückhaltung aus, und zu jeder neuen, hervorragenden Eigenschaft, die sie haben sollte, lächelte sie ein wenig.

Sogar Rupert schien auf die Art, wie Jüly sich betrug, aufmerksam zu werden. Mehr als einmal sah er sie freundlich an.

Und endlich fiel auch der eine Name, den Bettina immer vermieden hatte — den auch Rupert vermied — den sie zwischen sich begraben hatten, wie auf stillschweigende Verabredung. Als würde sein Klang die feierliche und freudige Stille dieser großen Einsamkeit zerstören.

Die Landgerichtsdirektorin fragte: „Na, und Ammon? Haben Sie Ihren Frieden mit ihm gemacht?"

„Das fragen Sie? Haben Sie denn gar nicht gelesen . . ."

„Ach, wir lesen bloß juristische Sachen. Mein Mann sagt immer: alles andere ist nebensächlich. Und im Sommer, wo man nicht in Gesellschaft geht, hört man so wenig — da bleibt man immer 'n bißchen in der Kultur zurück."

„So, so. Da ist Ihnen auch wohl die Publikation Ihres jungen Freundes hier unbekannt geblieben"? Und er klopfte Rupert auf die Schulter.

Eine Publikation von Rupert? Bettina bekam Herzklopfen — auf der Stelle — kaum sprach man von ihm — von ihm — —

Sie sah ihren Bruder an.

Und er wich ihrem Blick nicht scheu aus. Sicher und offen sah er sie an.

„Und Du schwiegst davon — zu mir!" sprach sie erregt.

„Wozu davon sprechen?" sagte er.

„Gegen Ammon?" fragte die Landgerichtsdirektorin.

„Gegen das Cancrol," antwortete Rupert kalt.

„O Gott — er ist ein so bezaubernder Mensch!" rief sie.

Andresen nahm das Wort. Er erzählte, daß sein Artikel damals doch als Weckruf weitere Tragkraft gehabt, als man habe hoffen können. Daß Rupert dann in seiner Rekonvaleszenz mit allerlei sehr schwierigen Versuchen begonnen habe, um dem Wesen des Cancrols auf die Spur zu kommen. Sein Freund, der Professor Zimmerer von der Hochschule, einer der ersten Chemiker Deutschlands, habe sich an diesen Arbeiten beteiligt. Und endlich sei es dann gelungen, klar festzustellen, daß die Bestandteile des Cancrols völlig indifferenter Natur seien und niemals imstande sein könnten, auf Karzinome die mindeste Wirkung zu haben, Da ein bewußter Betrug bei Ammon ausgeschlossen sei, läge offenbare Selbsttäuschung vor, entstanden aus dem Glauben an die vermeintlich entdeckten Protozoen und der zufälligen Vernichtung irgendwelcher Gebilde durch die Einspritzung in krankes Gewebe.

Ruperts Artikel, der sich auch durch leichtflüssigeren Vortrag ausgezeichnet habe, als er ehedem wohl seinem Stil zu eigen gewesen, habe enormes Aufsehen gemacht. Und man könne annehmen, daß damit das Cancrol nun seinen Todesstoß empfangen habe.

„Gott, dann hat die ganze Herrlichlichkeit ein Jahr gedauert?" fragte die Landgerichtsdirektorin bedauernd.

„Für eine Täuschung ist ein Jahr eine furchtbar lange Lebenszeit," sagte Andresen, „sie bedeutet Ewigkeiten für Leidende, Hoffende, Verzweifelnde."

In Bettinas Herzen war Sturm.

Jäh war er ausgebrochen und brauste nun über die lange, künstliche Stille hin.

Alle Erfahrungen, alle Erkenntnisse, die in harten Leidenszeiten sich ihr aufgedrängt hatten, wurden für den Augenblick von diesem Sturm hinweggefegt.

Der Schreck warf sie zurück — wie ein unvermutet niederrauschendes Unwetter — hinab — bergabwärts —

Wären all diese Zeugen nicht gewesen, vielleicht hätte sie Rupert angepackt — bei seinen Schultern hätte sie ihn fassen und schütteln mögen und ihn fragen — Auge in Auge — mit brennenden Blicken in seine Seele hinableuchtend: ‚Um der Wissenschaft willen? In Wahrheit nur um sie? Oder aus Rache? Aus Eifersucht?'

Aber sie mußte suchen sich zu fassen.

„Und nun?" fragte sie zitternd, „was sagt er? Wie nahm er es auf? Wissen Sie was davon?"

Andresens blaue Augen blitzten sie merkwürdig scharf und aufmerksam an.

„Er hat es mit der von ihm zu er-

wartenden klugen Haltung aufgenommen und einen Artikel veröffentlicht, in welchem er die Verbesserungsfähigkeit und -bedürftigkeit des Cancrols zugibt und von seiner fortdauernden Weiterarbeit an dem Mittel spricht, an dessen endlichen Sieg er doch fest glaube. Es war die geschmackvollste Form des Rückzugs. Und übrigens heißt es, er sei mit neuen großen Arbeiten in ganz anderer Richtung beschäftigt."

„Und die Klinik?" fragte Frau Ostertag. Sie war ja darin gewesen und hatte deshalb eine Art Eigentumsgefühl daran.

„Blüht ertragreicher als je. Der vor einem Jahr rasch eingerichtete und gemietete Neubau wird am ersten September wieder aufgegeben. Nur noch ein paar ganz zähe Gläubige oder sowieso Hoffnungslose sollen als Patienten im Hause sein. Die eigentliche Klinik hat immer den alten, bedeutenden Zustrom."

„Fabelhaft!" sagte sie.

„Ja," meinte Andresen behaglich, „dies ist eins der famosesten Meisterstückchen, die ich in meinem ganzen Leben hab' beobachten können. Wie Palingers Ruf als Kliniker neu beleuchtet und der Welt in Erinnerung gebracht ward, im Maße als der Ruhm des Cancrols schwand! Es war feinste, allerfeinste Reklamekunst. Und dann der Glücksfall dazu ..."

„Auch noch?! Was denn für einer? Jüly, hör zu. Dies ist alles rasend interessant. Und wo Du doch ein so enormes Interesse für alles Medizinische hast ..."

„Ich?" sagte Jüly erstaunt und ablehnend dazwischen.

„Na, die Berufung Palingers zum Großfürsten Iwan Feodorowitsch, die kühne Diagnose, die alle Gutachten der übrigen Ärzte umwarf, und die Bestätigung der Diagnose durch Ammons Analyse. Und dann die rasche Genesung des Großfürsten. Ja — sie können schon was — und sie arbeiten gern im vollsten Licht — Geschmacksache — vielleicht lassen sie sich auch noch mal bei der Arbeit kinematographisch aufnehmen."

„Sie haben gewiß ein Bombenhonorar gekriegt."

Er nickte.

„Und Orden. Das versteht sich. Und nun all die reichen, großen Russen als Klientel."

„Ach," sagte die Landgerichtsdirektorin wehmütig, „wenn ich doch das Geld hätte! Ich reiste gleich ins Himalaya-Gebiet."

Rupert sah seine Schwester an, mit guten, bittenden Blicken.

Denn er merkte wohl, wie voll heimlicher, kaum gebändigter Unruhe ihr Wesen war.

Und er hatte gewähnt, sie habe sich ganz wiedergefunden ...

Die furchtbare Lebensfähigkeit einer Liebe in einem Frauenherzen erschütterte ihn.

Sie fühlte endlich den warnenden, herzlichen Blick.

Aber sie erwiderte ihn mit Trotz. Es erbitterte sie, daß Rupert Heimlichkeiten vor ihr gehabt habe. Ihr schien: hätte sie nur gewußt, würde es sie nicht so stürmisch überrascht haben, würde sie kaltes Blut bewahrt haben.

Frau Krag ging umher und nahm ab, mit unerschütterlichem Wesen, ernst, wichtig und dennoch ohne jede Raschheit.

„Sollen noch Pflaumen sein? Ich hab' welche!" fragte sie.

„Aber natürlich," sagte Frau Ostertag.

„Nach der Milch? Und nach der Seekrankheit," mahnte Jüly halblaut.

Sie lachte schallend auf.

„Praesente medico," sagte sie und nickte Rupert zu, der nur die Achseln zuckte.

Dann fiel ihr ein: „Das war aber niedlich von Dir, Jüly. Sie ist ein umsichtiges Mädchen, immer weiblich besorgt um ihre Nächsten," erzählte sie Rupert und streichelte dabei Jülys Wangen.

Die natürliche Munterkeit des Mädchens wallte plötzlich auf und triumphierte über die Verlegenheit.

„Ja, ich bin ein Engel. Schon fühl' ich, wie mir die Flügel wachsen. Beim nächsten Lob werden sie ganz groß, und dann flieg' ich weg. Das heißt: morgen früh mit'm Schiff. Du sollst sehen, Tante..."

„Bravo," sagte Andresen lachend, und Frau Ostertag mußte mit lachen, obschon sie dachte: ‚Ich werd' Jüly nachher unter vier Augen mal fragen, was so 'ne Antworten sollen.'

Bettina stand auf.

„Wollen wir nicht hinausgehen?“ fragte sie heftig.

„Aber die Pflaumen?“

„Ach ja, laßt uns ins Freie,“ sagte auch Andresen.

Frau Ostertag hatte einen erlösenden Einfall.

„Ich steck' mir welche ein und eß' sie draußen.“

„Wir wollen nach Sternschnuppen sehen,“ sagte Jüly und zog Bettina mit sich.

Sie gingen voraus an den Strand.

In der Nähe des Ufers erglänzte die Flut wie Steinkohle, und blanke Reflexe blitzten zuweilen aus ihrer schwarzen, schweren Masse. Weiter hinaus verschwand jede Bewegung in dem Schlund der tiefen und mächtigen Finsternis der Nacht. Die Wogen liefen noch unaufhörlich gegen den Strand, aber sie waren ein wenig bescheidener geworden und rauschten mit friedlichem Ton.

Der Himmel wölbte sich so hoch, so groß, so weit, daß das bißchen Erde nur wie ein kleiner Standort war, auf dem man eben Fuß fassen konnte, um von ihm aus in die Unendlichkeit zu schauen.

Die beiden Mädchen setzten sich in den Sand. Sie zogen die Knie an und falteten ihre Hände darum.

So saßen sie und sahen hinaus und hinauf in die blaue Finsternis des Himmels und in das gelbsilberne Pünktchenheer, das ihn musterte.

Nun zog in stolzen Bogen ein fallender Stern über den Himmel hin, glänzend und groß, vorüber an all den winzigen flimmernden Punkten, horizontwärts, und verschwand im Raum.

„Und ich wollte mir recht was wünschen,“ sagte Jüly, die den glückbringenden Moment dazu verpaßt hatte.

„Haben Sie einen bestimmten Wunsch?“ fragte Bettina.

„Was für einen! Daß Papa und Mama mich mit nach Italien nähmen! Das wär' doch fein — nicht,“ sagte Jüly.

„Warten wir also auf die nächste Sternschnuppe.“

Sie starrten himmelan, als hingen da oben Erfüllungen wie reife Äpfel, die jeden Augenblick herunterfallen können.

„Ich dachte,“ sagte Bettina nach einer kleinen Pause vorsichtig, „Sie hätten sich einen Mann gewünscht — wie die meisten Mädchen tun.“

Jüly wurde rot. Aber das konnte niemand sehen. Bettina mit ihrem Feingefühl spürte aber doch, daß der Ton der Antwort ein wenig unfrei klang.

„Nein. Ich wünsch' mir keinen Mann. Wenigstens noch nicht. Und ganz besonders laß' ich mir keinen von Tante Ostertag aufreden oder mich von ihr einem anpreisen. Sie können sich nicht vorstellen, wie das abschreckt.“

Bettina konnte es sich sehr gut vorstellen. Aber weil ihre Erfahrung den Bruder Jülys betraf, konnte sie es gerade ihr nicht gut erzählen. Sie sagte: „Ja, Psychologie ist kein Fach, in dem Frau Ostertag ihr Examen bestände. Aber wissen Sie: man muß es humoristisch nehmen. Wollen wir?“

Jüly lachte leise — wie befreit.

„Ach ja — das wollen wir.“

Sie hatten sich verstanden. Von Jüly war die peinliche Angst genommen, daß Bettina oder gar Doktor Rupert Halske selbst denken könne, sie habe sich, um den Zweck wissend, hierher bringen lassen. Bettina wußte nun, daß Jüly nicht daran dachte, Frau Doktor Halske zu werden. Und sie wollte es noch heute abend Rupert stecken, damit er sich völlig unbehelligt fühle.

„O mein Gott,“ hörten sie nun Frau Ostertag sagen, „ich glaub', Jüly hat nicht mal 'ne Jacke angezogen. Sie ist ja sehr fester Gesundheit. Aber bloß aus Vorsicht — weil ich doch die Verantwortung hab' — bitte, lieber Doktor, holen Sie die Jacke. Sie hing in der Stube, wo wir aßen, an der Tür. Jüly zieht sie an; wenn Sie sie ihr bringen, tut sie es sofort.“

„Nein,“ rief Jüly aus der Dunkelheit, „ich brauch' keine Jacke, ich will keine. Ich will nicht.“

Die Frau vergaß einen Augenblick ihr Programm und sagte ärgerlich: „Das sieht Dir ähnlich.“

Darauf folgte ein helles Lachen. Munter klang es in die Nacht hinein.

Und Rupert dachte, obschon Jüly ihm lästig war wegen der Anpreisungen: ‚Was

für ein angenehmes, frisches, erquickliches Lachen das Mädchen hat.'

Nun nahmen auch die drei Platz im Sand. In einer Reihe saßen sie alle, wie in einem Parterre, und schauten dem majestätischen Schauspiel zu, das die Nacht gab.

Über das weiße Nebelgeäst der Milchstraße weg, über den Grund des blauschwarzen, gelbsilbern gepunkteten Himmelsraumes hin schossen in keckem, raschen Bogen oder in ruhevoll stolzem und weiten Flug Sternschnuppen, als zöge es sie meerwärts hinab.

Sie saßen alle in andächtigem Schweigen. Nur ab und an ließ Frau Ostertag mit kräftigem Schwung einen Pflaumenstein von ihren Lippen hinausfahren auf den feuchten Saum des Strandes, gegen den die Wogen liefen. —

Später geleiteten Bettina und Rupert den Professor durch die Nacht zurück zum Städtchen. Es war ein gutes, schweigsames Wandern, und sie lauschten den Stimmen, die die schwarze Luft erfüllten, den raunenden Nornenstimmen der See.

Auch zurück fanden die Geschwister nicht gleich den Weg zu einem Gespräch, obgleich sie seit dem Abendessen förmlich danach lechzten, nur endlich allein sein zu dürfen.

Das weite Feld, durch das ihr Weg führte, troff vom schweren Tau der Nacht. Die Luft wehte ihnen feucht und salzig entgegen.

Schließlich begann Rupert vom Nebensächlichsten.

„Obgleich man der Ostertag nie ganz böse sein kann, ist es doch eine rechte Störung, daß sie kam."

„Das weiß Gott," sagte Bettina noch zerstreut.

„Und noch dazu Jüly Rothhaller mitzubringen — und sie so taktlos herauszustreichen . . ."

Nun erwachte Bettinas Lebhaftigkeit.

„So deutlich als es möglich war, haben Jüly und ich uns ausgesprochen. Und uns prachtvoll verstanden. Sie denkt nicht daran, Frau Ostertags Schachfigur zu machen. Also lachen wir — Jüly und ich sind übereingekommen, es als Spaß zu nehmen."

„So," sagte Rupert nachdenklich. Nun, das war ja recht angenehm, recht erleichternd. Es hätte auch sehr verletzend auf ihn gewirkt, wenn das Mädchen im Einverständnis mit der Frau gewesen wäre. —

Wieder gingen sie einige Minuten schweigend.

Dann hielt Bettina es nicht mehr aus. Sie stand still, sie erfaßte des Bruders Arm.

„Sag' mir nur dies eine," begann sie leidenschaftlich, „warum schwiegst Du vor mir davon?"

„Ich meinte, Deine Gedanken müßten endlich einmal Ruhe haben . . ."

„Haben die Deinen sie?" fragte sie heiß.

„Ich?" fragte er — als frög' er sich selbst.

Und dann sagte er leise vor sich hin:

„O, wie ich diese Frau hasse . . . Und möcht' so gern freikommen von dem Haß."

Ja, wie Bettinas Seele erfüllt war vom trüben Leben einer Liebe, die nicht sterben konnte, so war es die seine vom Haß.

Wo war der Unterschied? Bettina sah keinen.

„Und Deine Arbeit gegen ihn — sag' mir's — sieh — ich will es auch vergessen — morgen nicht mehr wissen — nur sag' mir's: Haß oder Wissenschaft?"

„Komm, Bettina," sprach er fest und brüderlich und nahm ihre Hand, „komm weiter — Du bist wieder außer Dir."

Sie ging neben ihm her und suchte sein Gesicht in der Nacht. Aber sie sah es nur hell und in seinen einfachsten Formen. Was darüber hinwandelte, konnte sie nicht erkennen.

„Du weichst mir aus," sagte sie heftig.

„Nein. Es ist ganz einfach, was ich Dir sagen kann. Ganz einfach — ja. Ich litt sehr — siehst Du, ich konnte nicht glauben. Aber die vieljährige Gewöhnung zu bewundern war so lebendig und machte unsicher — und manchmal war ich versucht doch zu glauben. Und dann dachte ich, daß die Eifersucht mich zum Gegner mache. Aber seit ich gewiß weiß — seit ich mit Zimmerers Beistand seine Entdeckung genau erkennen und bewerten durfte — weiß, daß sie in Wahrheit eine bunte Seifenblase ist —

Wärterin mit Kind.

Gemälde von Raffael Schuster-Woldan.

ja, Kind — siehst Du, seitdem ist mir wunderbar ruhig. Mir ist, als hätte ich vor mir selbst meine Reinlichkeit und Anständigkeit wieder — wenigstens als Gelehrter . . ."

‚Als Mann nicht,' dachte er bitter. ‚Nein, nicht als Mann.'

Denn eine hatte ihn schwach gesehen — von lockenden Blicken und lüsternen Bewegungen hatte er sich verführen lassen, seines Freundes Weib zu küssen. Er wußte wohl: ihr war's nicht mehr als ein heimlicher, kecker Spaß . . .

Aber gerade das machte es niedriger als große Schuld aus großer Leidenschaft.

Und er zitterte vor dem Augenblick, der ja doch einmal kommen mußte, wenn er sie wiedersähe und in ihrem Lächeln ein vergnügtes, bedeutungsvolles, gemeinsames Wissen lesen mußte . . .

Und dagegen bewaffnete er sich fort und fort im voraus mit seinem Haß. —

Nun folgten die Tage, die beinahe gar keinen Inhalt zu haben schienen. Der lachenden Sonne konnte man keine düsteren Stimmungen entgegensetzen. Mit Wind und Wellen trieben die schwersten Gedanken fort. Bettinas Seele fand ihre scheinbare Ruhe wieder.

Der Professor segelte stundenlang mit Rupert und Jüly, und mit dem derben, festen Boot und scharfgeblähten Segeln ging es weit hinüber, bis zur mecklenburgischen Küste. Bettina blieb, ein Opfer der Rücksicht, neben Frau Ostertag am Strand sitzen. Die langweilte sich mit Heroismus. Sie befühlte sich täglich Brust und Hüften, die entschieden wieder stärker wurden, weil man sich zu wenig Bewegung machen konnte. Denn strandauf und -ab zu stampfen oder auf flachen Wegen über Feld zu gehen, war ihr reizlos. Es stand bei ihr fest: wenn nicht unglücklicherweise der Professor immer mit im Boot wäre, kämen Rupert und Jüly eines Tages verlobt von der Segelpartie zurück. Aber sie hatte ja immer Pech. Auch mit ihren vernünftigsten Plänen.

Im übrigen bestand zwischen Bettina, Jüly und Rupert so etwas wie eine heitere Freimauerei, die ihre Geheimbündelei uneingestanden, aber deutlich gegen die Frau des Landgerichtsdirektors und ihre Verlobungspolitik richtete.

Alles zwischen ihnen wurde so gut und so herzlich, daß Bettina manchmal, wenn die beiden im gleichgestimmten Schritt vor ihr her durchs Feld wanderten, dachte: ‚Ohne die plumpen Absichten und Wünsche der Frau hätten die beiden sich vielleicht gefunden.'

Zusammen, wie sie mit Andresen gekommen waren, reisten sie auch wieder ab. Frau Ostertag lud Rupert und Bettina zu einer Rast auf der Durchreise ein, wo sie drei Tage als ihre Logiergäste bei ihr wohnen könnten. All ihre Hoffnungen in bezug auf Jüly und Rupert knüpften sich flink an diese drei Tage, und so ging sie unenttäuscht weg, noch von Bord aus winkend und Mitteilung hinüber zum Ufer rufend, als der Dampfer schon im Bassin zwischen den Steinmolen hinkroch. „Wink doch auch, Jüly!" mahnte sie zwischendurch.

Aber Jüly winkte nicht, und im Ärger über diese törichte Zurückhaltung übersah Frau Ostertag, daß Jüly die Augen voll Tränen hatte, und ahnte nicht von fern, daß das Mädchenherz in diesem Moment von einer wahren Erbitterung gegen sie erfüllt war. —

Bettina und Rupert gingen zusammen zurück.

„Nun haben wir noch schöne, stille, gute zehn Tage für uns," sagte Bettina glücklich.

Er aber schwieg. Er dachte, daß es doch so friedlich und gesellig gewesen sei, Jüly lachen zu hören und neben der schlanken Gestalt, die so fest und aufrecht dahinging, durchs Feld zu wandern. —

Sie hatten keine Ahnung davon, daß unterdes auf seinem gelben Rad der Mann im dunkelblauen Rock, mit der roten kleinen Ledertasche, dagewesen war.

Frau Krag sagte ihnen auch nichts davon. Depeschen spielten in ihren Vorstellungen gar keine Rolle, sie erweckten ihr gar nicht den Gedanken an eilige oder wichtige Dinge. Sie lüftete die Betten der Abgereisten auf den Tischen unter der Ulme, indem sie Stück für Stück gelassen hinaustrug. Als die Geschwister vorbei kamen, nickte sie ein wenig

und ſagte in ungewöhnlicher Geſprächigkeit: „Nu ſind ſie weg.“

„Ja,“ ſagte Bettina, „nun ſind ſie abgereiſt.“

Es war den Geſchwiſtern, als müßten ſie ſich erſt auf ſich beſinnen, die Abreiſe der Freunde und die vergangenen Tage noch in ſich nachklingen laſſen.

Aber endlich, nachdem ſie eine Weile im Sand geſeſſen und geſehen hatten, wie der Dampfer als Rauchpünktchen am Horizont verſchwand, endlich ſagte Rupert, er wolle ſich ein Buch holen.

Bettina, den Kopf etwas wendend, rief ihm noch nach: „Bitte, bring mir auch was zu leſen mit.“

Aber Rupert kam nicht wieder. Mit blaßlila Farben übermalte der ſinkende Abend den Himmel und färbte das Meer dunkler. Es wurde Zeit ins Haus zu gehen. Rupert mochte ſich wohl drinnen feſtgeleſen haben.

Langſam, ihren Matroſenhut in der Hand, ging Bettina zum Haus hinüber, mit jenen ſteigenden Schritten, die das Waten durch den Sand erzwingt.

Sie ſah im Vorbeigehen dann in Ruperts Zimmer.

Und ſah ihn ſitzen — ſtarr und düſter. —

Sie ſtürzte hinein.

„Was haſt Du?“

Er ſah auf. Nicht erſchreckt — nicht abwehrend. — Nur wie verſteinert in Erſtaunen über die furchtbaren, über die ungeheueren Überraſchungen des Lebens.

Er machte eine Bewegung. Sie genügte, um Bettinas Blick auf eine Depeſche zu lenken, die da lag.

Sie riß das kleine, mit eiligen Bleiſtiftbuchſtaben beſchriebene Blatt an ſich.

Und ſie ſchrie auf ...

Dann fiel ſie neben ihm in die Knie und umklammerte ihn, als ihren Schutz, als den Wiſſenden ...

Sie zitterte vor Entſetzen. Sie preßte ihr Geſicht dicht an ſeinen Arm ... als ſtehe das Fürchterliche hier im Zimmer und werde auch ſie packen, wenn ſie ſich nicht verberge ...

XI.

Viele Monate waren vergangen. Aber oft kehrten die Stunden jener Hochſommernacht für Bettina wieder. Sie erlebte ſie von neuem, wenn ſie im Halbſchlaf lag, wiſſend, daß ſie träume, und doch gequält vom ſtarken Leben des Traumes. Durch die Geſpräche der Menſchen hindurch vernahm ſie manchmal das dumpfe Rauſchen des Meeres, wie ſie's in jener Nacht gehört hatte ...

In der grandioſen Einſamkeit der Nacht war ſie hin und her gewandert, immer hin und her am Ufer, gegen das die Wogen liefen.

Das ſchwarze, raſtloſe Waſſer tat ihr wohl und weh. Es redete immerfort zu ihr. Sie verſtand ſeine Sprache nicht — ſo wenig wie die des Lebens. Aber es nahm der Einſamkeit das Schweigen des Todes.

Und immer dachte ſie: ‚Wally kann es nicht hören — nie mehr — nie mehr — nie mehr ...‘

Die fürchterliche Fauſt hatte ſie niedergedrückt und würgend hinabgeſtoßen in den Abgrund, daraus kein Lebender ſich wieder zum Licht empor hebt.

Wally war tot.

Und zuletzt war es, als meldeten die Wogen es, eintönig, immer im ſelben Fall der geſchäftsmäßig, melancholiſchen Stimme, wie Boten, die es von Haus zu Haus tragen: ‚Sie iſt tot — ſie iſt tot ...‘

Bettina dachte in jener Nacht keinen gefaßten, klaren Gedanken. Ihr Verſtand ſagte ihr nichts. Nicht, daß es vielleicht eher ein Wunder geweſen ſei, wenn die Nachricht gekommen wäre: ſie iſt wohl und glückliche Mutter. Nicht, daß dieſe Frau ſchonungslos gegen ihren geſegneten Leib gefrevelt hatte. Sie ſah nicht Wally geſchnürt, ſchamlos im Tanz durch den Saal raſen.

Sie fühlte nur mit Entſetzen: ſie iſt tot.

So jung noch — und ſchon tot.

Alle Kränze der Eitelkeit aus ihrem Haar genommen und darauf nun die Totenkrone.

Eine ungeheuere Barmherzigkeit erfaßte ihr Herz ... vielleicht mit Wally — vielleicht mit allem Lebenden, das unter der Allgegenwärtigkeit des Todes zittert ...

Und die Furcht vor dem Leben warf ſie faſt nieder.

Aber ſie war eine Gewalt, mit der man ringen kann.

Ein anderes überfiel sie — ein Entsetzen, das sie beinahe zerbrach ... das dämonische Entsetzen vor sich selbst.

Denn auf einmal, mitten hinein in ihr Grauen und in ihre Barmherzigkeit sagte eine Stimme: „Er ist frei ..."

Bettina lief ... die Stimme blieb hinter ihr ... es gab kein Entrinnen ...

Die Wogen meldeten es nun, rastlos und geschäftig. Wie sie als Boten vorher den Tod angesagt, so rauschten sie jetzt: er ist frei — er ist frei ...

Sie lief hinein ins Land.

Und blieb von einem großen Schreck gepackt stehen ...

Überm flachen Land, im Dunst des Horizontes, gigantisch groß, kupferrot und in getrübtem Glanz, schob sich der Vollmond empor. So nah, als wolle er sich an die Erde heranschieben.

Wie ein ungeheuerer Wächter, der sein Riesenhaupt über den Rand der Welt erhebt, um nach all dem Schmachvollen zu sehen, was sich in ihr begibt.

Nein, diese Nacht konnte nicht in ihrer Erinnerung auslöschen ...

Auch nicht das erste Wiedersehen und den Tag, wo man Wally zu Grabe trug.

Sie waren damals sofort abgereist und ohne Aufenthalt nach Berlin. Über diese Notwendigkeit waren sie sogleich einer Meinung gewesen. Vor der Welt, vor Erasmus Ammon selbst, vor Wallys Eltern gab es keine andere Haltung als diese.

Und der Verlauf der Dinge gab dann ihrem Vorgefühl recht.

Es war eine glänzende Trauerfeier. Erst im Hause in der Stülerstraße. Dann, nach langer, marternder Fahrt, auf dem Matthäikirchhof, wo die van Holten ein Familiengrab besaßen.

Der arme Papa von Wally weinte wie ein Kind. Er versuchte gar nicht erst das mannhafte Bestreben sich zu fassen. Neben ihm und dem allgemeinen Mitleid, das sich ihm zuwandte, verschwand die Frau beinahe, die selbst in ihrem Gram noch sich beleidigt fühlte, weil ihr als Mutter doch die erste Stelle zugekommen wäre.

Erasmus Ammon stand neben dem Sarge der jungen Frau. Er sah sehr bleich aus, gefaßt, sehr ernst.

Die Augen der Menge hingen an ihm. Stolzer und vornehmer sah er aus als alle Männer. Und die Schar der auserlesenen Namen und bekannten Persönlichkeiten war nicht klein.

Er ertrug die Beobachtung der vielen, die immer auf den Schmerz neugierig sind, mit der Unbefangenheit eines Fürsten, der die Blicke der Zudringlichen nicht mehr spürt.

Viele dachten vielleicht: da läge sein Glück. Mancher vielleicht dachte: die junge tote Mutter, die ihr Kind nur im Sarg im Arm hielt, hätte es im Leben kaum anders denn in gelegentlichen Launen an sich gedrückt.

Andere erwogen vielleicht bei sich, daß diesem glänzenden Mann auch noch das Unglück zum Vorteil ausschlage, und daß er Wallys Million als Erbe des Kindes erbe, das einen halben Tag die Mutter überlebt hatte ...

Oft war es Bettina, als habe sie all diese Gedanken von den Stirnen der Trauerversammlung gelesen.

Manches Wort solchen Inhalts, manche Rede, die breit ausspann, was sich ihr so als kurze, schreckhafte Vorstellung aufdrängte, fiel auch wohl im Lauf der kommenden Monate in ihr Ohr. —

Kurz hatte Erasmus ihr damals die Hand gedrückt — fast fremd an ihr vorbeisehend.

Und mit Rupert hatte er eine rasche Umarmung gewechselt — wie sie schicklich war zwischen Jugendfreunden ...

Ein paar Tage nachher ging Bettina dann zu den Eltern. Die Mutter Wallys lag krank zu Bett und klagte Bettina vor, daß alle Menschen täten, als hätte nur ihr Mann eine Tochter verloren.

Den Vater Wallys fand Bettina in voller Beschäftigung. Er sprach von einer großen Stiftung, einer Wally Ammon-Stiftung. Die Zinsen einer Million sollten armen Witwen zugute kommen.

Ein Haufen von Zeitungen umgab ihn. Gleich Laken, grau mit weißen Rändern waren sie anzusehen, in die die Schere einer Flickfrau schon säuberlich Vierecke geschnitten. So lagen sie auf Tisch und Stühlen.

Herr van Holten schnitt die Berichte über die Beerdigung heraus und klebte

sie in sein Album. Und während ihm die Tränen über sein längliches, dickes, bärtiges Gesicht rannen, las er es Bettina voll Genugtuung vor, „daß man in der Berliner Gesellschaft die pikante, geistsprühende, elegante Frau lange nicht vergessen werde" — „daß die Teilnahme sich in ungewöhnlichem Maße dem glänzenden, berühmten Forscher zuwende, der sein Glück so tragisch verloren habe".

Und Bettina war, als höre sie Wally lachend sagen: „Papa hat ja sein Album." —

Bald nach diesen Tagen, die merkwürdig äußerlich und ernüchternd auf Bettina wirkten, kam das Leben in einen ruhigen Fluß.

Rupert trat seine Tätigkeit bei Andresen wieder an und war der freundlich-ernste, gute Bruder von ehedem.

Er war genesen. Seine Seele war frei geworden von Wally. Sein Haß auf sie war an ihrem Sarge erloschen. Wie hätte es auch anders sein können.

Andresen, der auch die Veränderung sah, schob alles auf die gute Luft von Fehmarn und auf das nette, natürliche, vergnügte Mädchen, das die Ostertag damals hingebracht hatte. Aber zu dieser Voraussetzung schüttelte Bettina den Kopf. Gerade weil die Ostertag sie gebracht hatte, war das nichts . . .

Im Herbst erschien Bettinas Buch. Sie selbst war vor Stolz und Glück außer sich, als sie es in Händen hielt. Sie dachte einen Tag lang ohngefähr: die Welt hielte den Atem deshalb an, alle Gebildeten sprächen nur von ihrem Buch, es sei das Interesse, das die Gegenwart beherrsche.

Aber ganz rasch wußte sie, daß sich kein Mensch darum kümmerte. Daß es verschlungen wurde von der Unmenge Bücher, die jeder Tag gebiert.

In den Zeitungen standen wohl da und dort kurze Notizen darüber. Dann hörte auch das auf.

Aber Bettina entmutigte das nicht. Und in der ganzen stattlichen Bücherreihe der Bibliothek, die Rupert und sie ererbt und zusammengekauft hatten, sah sie immer gerade den Buchrücken ihres Werkes aufblinken, als wolle es sie grüßen.

Dann aber, eines Tages im Dezember, kam Rupert strahlend nach Haus und legte eine Zeitung vor Bettina hin. Das Feuilleton darin bildete eine Besprechung ihres Buches. Es war eine Hymne. Der Kritiker „entdeckte" sie als neue Dichterin. Er lobte ihre feinen, stillen Naturbilder. Die schlichte Wahrheit ihrer Menschen. Die Ehrlichkeit und Anschaulichkeit der Sprache.

Als der erste Freudenrausch vorüber war, dachte Bettina nach, wie es gekommen sein möchte, daß gerade dieser Mann ihr Buch genau gelesen habe. Sie dachte nach: sie hatte ihn — er war ein Mann von literarischem Ruf — dann und wann bei van Holtens gesehen und mit ihm sich unterhalten.

Hatte er ihre Person im Gedächtnis behalten? Hatte Herr van Holten ihn gebeten, ihr behilflich zu sein, falls einmal die Gelegenheit käme?

Sie erfuhr es nie. Aber sie erfuhr bald die Wirkungen. Durch den Artikel aufmerksam gemacht, hatten ein paar Menschen das Buch gelesen. Und dann sagte es einer dem anderen: das ist was!

Ein paar Wochen später war es eines von den Büchern die „man gelesen haben muß". Und Bettina lernte kennen, was es heißt: Erfolg haben!

Sie wurde mit Bitten um Beiträge von allen großen Journalen und Monatsheften überhäuft und verkaufte für namhaftes Honorar eine Novelle, die sie auf Fehmarn geschrieben.

Ihr Buch lag im März schon im zehnten Tausend vor ihr, und Rupert sagte mit seinem immer etwas zurückhaltenden Lächeln: „Jetzt brauchst Du mich nicht mehr."

Sie umarmte ihn, und ihr war, als habe sie alles ihm zu danken und als würden sie nun erst recht zusammenbleiben, als dürfe und könne niemand und nichts sie trennen.

In der leidenschaftlichen Unruhe, die sie jetzt mehr und mehr erfüllte, war es ihr ein rettender Gedanke, sich das auszumalen: zwei friedliche, abgeklärte Menschen, Bruder und Schwester, der Wissenschaft und Kunst lebend, still und unangefochten, während das trüb gärende Leben fern brandete und mit keiner Welle an ihre Insel heranspülte . . .

Aber Rupert wußte wohl, warum die leidenschaftliche Unruhe in ihr wuchs ... Und wachsam, gespannt, unklar, ob er fürchten oder hoffen solle, was werden zu wollen schien, beobachtete er die Schwester.

Er als Arzt kannte das Naturgesetz, daß Rückfälle gefährlicher sind als die Krankheit selbst.

Die ersten beiden Monate nach Wallys Hinscheiden sahen die Geschwister nichts von Erasmus Ammon. Vielleicht hatte Ruperts Artikel gegen das Cancrol doch das Band zerrissen. Oder die Trauer spann den jungen Witwer ein.

Sie wußten es nicht. Und manchmal schien es Bettina fast wie ein Symbol, daß man sich zuletzt an einem Grabe gesehen.

Dann, eines Abends, trat er unvermutet bei ihnen ein.

Er saß an ihrem Tisch, wie einst in den guten alten Jugendtagen. Es war gerade, als habe es gar keine Wally gegeben. Als habe sich nicht inzwischen das äußere Geschick des einen zum Glanz und Reichtum gewendet.

Er sprach auch offen mit Rupert über seine Entdeckung.

Und es stand ihm wohl an, wie er sie mit Eifer und Offenheit immer noch verteidigte, eine neue Erfolgsepoche für das Cancrol voraussagte, falls er erst dazu kommen werde, sich weiter damit zu beschäftigen. Für den Augenblick sei er freilich mit andern, höchst wichtigen und auf den Erreger der Blinddarmentzündungen bezüglichen Arbeiten beschäftigt.

Sie stritten sich herum wie in den alten Zeiten.

Und wie damals saß Bettina dabei und ob sie gleich den Blick auf ihre Handarbeit gerichtet hielt, sah sie doch immer den blühenden roten Mund zwischen den blonden Barthaaren und die weiße Stirn und die feurigen Augen darunter. Wie lauter Schmeichelei drang diese wohllautende Stimme in ihr Ohr.

Oft kam er wieder. Immer öfter. Er war der erste, der Bettina zu dem Artikel gratulierte. Er nahm teil an dem Erfolg ihres Buches und genoß ihn mit, als sei er sein Glück.

Und in den Nächten lag Bettina und holte ihr Gedächtnis herbei, damit es ihr sage: schon einmal hat seine Stimme so geschmeichelt und sein Auge so geworben in Zärtlichkeit und Siegerglanz ...

Damit es ihr vorrechne: die, um derentwillen er über Dich hinweg ging, liegt erst ein paar Monate unter der Erde ...

Damit es ihr helfe, gelassene Mienen zu zeigen und zurückhaltenden Stolz.

Was trieb ihn hierher? Waren ihm die Abende zu einsam, und verbot ihm die Trauer sich Geselligkeit zu suchen? Kam er aus dem alten Anhänglichkeitsgefühl heraus, das ihm vielleicht in ernsten Stunden neu erwacht sein mochte?

Leitete ihn die Begier, sich doch noch wissenschaftlich mit Rupert und Andresen zu verständigen?

Peinigte ihn jenes Trotzgefühl, das gerade die Anerkennung der Widerstrebenden begehrenswerter scheinen läßt als alle anderen Erfolge?

Oder kam er ihretwegen! Jetzt schon?

Der Gedanke beleidigte und berauschte Bettina zu gleicher Zeit ...

Und in bangen Nächten, wenn der Rausch sie siedend überflutete und in ihrem Blut das Verlangen nach dem Glück und dem Mann brannte, dann war ihr, als müsse sie sich verstecken, weil sie plötzlich das Riesenhaupt des Vollmondes kupferrot und trübe sich am Rand der Finsternis erheben sah, drohend — als ein Wächter ...

Monat reihte sich an Monat. Nach außen hin glichen sie alle einander.

Aber ihr Inhalt war wie das leise Schwelen eines Feuerfadens, dessen Glutpünktchen sich langsam, langsam dem Sprengstoff nähert. —

Endlich kam in diese gefährliche Stille eine Episode frischen Lebens.

Rupert trat bei Bettina ein und sah merkwürdig hell aus.

„Wen hab' ich getroffen?"

„Geistreiche Frage," scherzte Bettina.

„Jüly. Und denk': sie sind seit acht Tagen hier, sie und ihre Eltern, auf der Rückreise von Italien."

Bettina dachte an die Sternschnuppe und den harmlosen Wunsch, den Jüly daran hatte knüpfen wollen. Sie lächelte.

„Und hat in all den acht Tagen keinen Moment Zeit gehabt, mich aufzusuchen?"

„Das warf ich ihr auch vor," sagte Rupert fast eifrig, „aber da sah sie mich so gerade und klar an — Du weißt ja, wie sie einen angucken kann — und meinte bloß: ‚Konnt' ich wohl?' Wir dachten beide an die Ostertag, das ist gewiß. Obgleich wir es nicht sagten."

‚Ei, ei,' dachte Bettina mit glücklichem Herzklopfen.

„Aber nun hast Du sie doch gleich eingeladen?"

„O, ich will nachher sofort bei ihren Eltern einen Besuch machen. Das muß ich doch. Und dann etwas verabreden für heut abend. Und morgen könnten sie uns dann ja besuchen — was meinst Du — zu Tisch?"

Er bat fast. Als könne er Bettina die Störung nicht zumuten. Und war doch der Herr im Haus. Und einen Besuch wollte er machen — aus freien Stücken! Es war wohl das erstemal, denn sonst mußte Bettina solche konventionelle Notwendigkeit in langen Bitten und Reden ihm beibringen.

So war man denn zusammen — an diesem Tage und an dem folgenden. Es blieb unentschieden, ob die Rothhallers wußten, daß ihr Sohn James sich jemals vergeblich um Bettina beworben hatte. Sie verrieten so gar keine Befangenheit und Empfindlichkeit, daß Bettina dachte, es sei möglicherweise seinerzeit mehr Gerede von der Ostertag gewesen, mehr ihr Plan und Wunsch, nach beiden Seiten hin voll Energie vertreten, als ein wahrer Herzenswunsch von James.

Der freundlich zeremoniöse Konsul Rothhaller und die mütterlich gewandte, kluge Frau verstanden sich sehr gut mit Bettina. Sie gaben sich alle drei ohne Mühe den Schein, als fänden sie Ruperts und Jülys Benehmen gegeneinander das Selbstverständlichste und Alltäglichste von der Welt. Daß Rupert ganz Berlin plötzlich nur von dem Gesichtspunkt aus ansah, was es etwa Jüly noch bieten könne, nahmen sie sehr unbefangen. Aber sie hatte leider schon alles gesehen, und so mußte es bei dem Abreisetermin bleiben. Nicht eine Stunde wurde zugegeben.

Und dann geschah das Außerordentliche, daß Rupert eine Stunde der Arbeitszeit versäumte, weil er die Familie am Bahnhof noch sehen müsse — es seien doch Landsleute, sagte er entschuldigend, als müsse er sich ihrer annehmen, wie ein Schöppenstädter etwa des andern, wenn er ihn hilflos in der Wüste Sahara träfe. Er fand auch, daß Bettina durchaus der Konsulin Rothhaller Blumen an die Bahn bringen müsse.

Das tat Bettina und sah, daß dies nur deshalb hatte sein müssen, weil Rupert einen Strauß für Jüly brachte und vielleicht allein etwas verlegen damit geworden wäre.

Bettina fühlte, daß ihr die Augen feucht wurden.

Sie hatte es sich ja immer gedacht, daß es humoristisch zugehen werde, wenn Rupert endlich sein Herz entdecke — als schwerfälliger, prachtvoller Mensch, der er war.

Und sie sah: das unreine Feuer, das ihm einmal durch die Brust hingeglüht war, hatte die ursprünglichen Farben seines Wesens doch nicht versengen können.

Wie beglückend das war . . . Und doch auch wie beängstigend, daß er Jüly davongehen ließ, ohne die entscheidende Frage getan zu haben.

Denn in der Heimat würde sich die Neugier der Frau Ostertag auf diese Berliner Tage werfen und mit zudringlichen Fragen würde sie Jüly fortscheuchen von den lieblichen und zärtlichen Gedanken . . .

Aber vielleicht benutzte er noch diese allerletzten Augenblicke zu einer Aussprache.

In dem Gedanken ging Bettina mit den Eltern Jülys voran, den grauen Bahnsteig entlang, bis zum letzten Wagen.

Rupert und Jüly schritten auch in der Haltung von Menschen zusammen einher, die Geheimes und Entscheidendes besprechen. In der Tat sagte aber Rupert nur sehr ernst und wichtig: „Was für einen schönen Reisetag Sie haben."

„Ja," antwortete Jüly, „man merkt schon den Frühling."

Und dann er wieder: „Mir ist immer, als hätte ich noch etwas Wichtiges zu sagen . . ."

„Mir ja auch . . ."

Da fiel es ihm ein. Sehr vertraulich bat er: „Nicht wahr, Sie sorgen dafür,

daß die Ostertag nichts von unserem Zusammentreffen erfährt?"

Jüly wurde rot und antwortete leise: „Das hab' ich mir schon vorgenommen..."

Und dann sahen beide so glücklich aus, so zufrieden, wie zwei Menschen, die nun alles voneinander wissen.

Aber weil er Bettina nachher nichts zu sagen hatte, erkannte sie wohl: das bindende Wort war zwischen beiden doch nicht gesprochen worden.

Draußen vor dem Bahnhof trennten sich die Geschwister. Rupert nahm den nächsten elektrischen Wagen, der ihm die Verbindung nach dem Wilhelmskrankenhaus bot, und Bettina beschloß zu Fuß zu gehen.

Der Frühlingstag machte so träge und so genußsüchtig.

Alle Stubenluft und alle Arbeitspflichten erschienen als grausame, menschenunwürdige Zumutungen. Und die Parkwärter, die die Kanten der Wege sauber herrichteten, schienen den bevorzugtesten Beruf zu haben, weil sie ihn in freier Natur ausüben durften.

Bettina ging einher in einer gehobenen und erregten Stimmung — ihr war, als müsse sich jeden Augenblick etwas sehr Schönes und Glückliches begeben und sie habe aus irgendeinem Zusammenhang das Anrecht, dergleichen zu erwarten.

Übrigens waren offenbar alle Menschen von solcher spannungsvollen Freudigkeit erfüllt. Auf den Wegen war es voll, niemand schien einen andern Lebenszweck zu haben als mit vergnügten Mienen spazieren zu gehen. In der Siegesallee war es bunt von Gestalten, fast wie am Sonntag. Die Wagen auf dem Fahrdamm fuhren ohne Eile. Auf den weißen Marmorgestalten, die vor den grünen Wänden des Tiergartens Schildwach hielten, prallte die Sonne. Und oben am Himmel standen ein paar dicke weiße Wolken wie ungeheuere gemalte Eisbären auf einem blauen Glasfenster.

Bettina schlug den Weg nach dem Goldfischteich ein, den noch keine Schatten umdüsterten, denn das erste Grün sprenkelte nur als Knospen Busch und Baum.

Immerfort dachte sie: ‚Rupert wird nun glücklich werden!'

Sie gönnte es ihm. Ob es wohl einen Menschen auf der Welt gab, dem man es mehr gönnen konnte?

Und doch war dabei eine Wehmut in ihr, die ihr das Herz zersprengen wollte: Ein Verlangen auch glücklich zu werden... nicht vom Frühling ausgeschlossen zu sein. Und eine so süße, quälende Unruhe — gerade wie einst, in jenen Tagen, als die Liebe neben ihr zu gehen schien...

Sie sah eine Weile im grünbraunen, glänzenden Wasser dem Gleiten und Huschen der kupfrig-gelben Fischleiber zu. Neben ihr stand eine Spreewälderin mit runden, wippenden Röcken und dem weißen, breiten Tuch auf dem Kopf. Das Mädchen ließ ein paar kleine Jungens Brotkrümchen in den Teich werfen. Unfern ging kurze Wegstrecken eine junge Dame im Glanz eines neuen Frühjahrskostüms immer hin und her. Aber sie sah abgespannt aus und holte alle Augenblick ihre Uhr hervor. Endlich kam ein Herr, er erinnerte Bettina ein bißchen an den Assessor Burchardt, so jugendlich und wichtig zugleich trat er auf. Sie hörte das Wort „verzeih" und „so lange gewartet" — sie sah einen Klageblick und ein zärtliches Trostlächeln.

‚Ich kann hier nicht stehen und Rendezvous' beobachten,' dachte sie und ging aufs Geratewohl weiter. Daß es in der Richtung der Stülerstraße zu war, wußte sie nicht oder beachtete es nicht.

Um eben diese Zeit kam auch Erasmus Ammon von seinem Hause her durch den Tiergarten. Der schöne Tag lockte ihn, den Weg zu Fuß zu machen, und er wollte einen befreundeten Kollegen aufsuchen, der in der Hinderfinstraße wohnte.

Er erkannte schon von weitem die wohlgestaltete Erscheinung und er dachte: ‚Meinetwegen?'

Aber nein, ihn um diese Tageszeit bei einem Spaziergang anzutreffen, konnte kein Mensch voraussetzen.

Das wäre auch nicht Bettina — hier hoffend umherzuwandern — wie ein Backfisch, der darauf ausläuft, dem Angeschwärmten zu begegnen.

Wie schön sie war. Schöner geworden, seit damals auf der Mendel. Reifer, selbstbewußter. Nun, sie hatte ja auch große Erfolge, stattliche Einnahmen. Sie war eben eine Persönlichkeit geworden.

Wer jetzt um sie warb, durfte des Neides vieler Männer sicher sein und der interessierten Aufmerksamkeit von „ganz Berlin".

Er lächelte in sich hinein.

Nun erkannte sie ihn, und heißes Rot flammte über ihr Gesicht.

Gerade war ihr Herz so weit geöffnet, für die Liebe — für die Torheit. Gerade hatte die aufrührerische Frühlingsluft alle vernünftigen und bürgerlichen Gedanken um ihre Erbgesessenheit gebracht. Gerade dachte sie: ‚Das Glück flattert in der Luft herum, man muß nur die Kühnheit haben es zu fangen.'

Und da stand der Mann vor ihr, an den sie immerfort dachte, indem sie sich immerfort sagte: ‚Ich denke nicht an ihn.'

„Guten Tag, Bettina," sprach er und hielt ihr die Hand hin.

Er lächelte in ihre Augen, in ihr Herz hinein lächelte er, und sein Blick war werbende Liebkosung.

Er fand, daß ihr der große schwarze Federhut sehr gut stünde, und sah mit einem Blick, daß ihr rehfarbenes Schneiderkleid nicht mehr „aufgearbeitet" und „nach Provinz" aussah. Das gesellte seinem Wohlgefallen noch mehr Befriedigung bei.

Ihre Hand zitterte in der seinen.

„Ich komme vom Bahnhof," sagte sie etwas hilflos, denn sie wußte mit einem Male, daß sie sich in der entgegengesetzten Richtung ihres Nachhausewegs befand. Und ihr war, als habe sie sich darüber zu schämen, dafür zu entschuldigen.

„Es ist so schön heute — nicht wahr, man glaubt wieder an Leben und an Glück?" fragte er bedeutungsvoll.

Und immer hielt er noch ihre Hand.

„Ich habe Eile," brachte sie heraus und entzog ihm ihre Hand.

Ihr Benehmen schien ihm wie das Geständnis, daß sie ihre Sicherheit vor ihm verloren habe. Ganz und gar . . .

‚O Du . . .' dachte er und sah sie an — verlangend — verheißend — wie ein glücklicher Eroberer.

„Wie schade," sagte er, „ich habe auch Eile. Sonst hätte ich eine gemeinsame Wanderung vorgeschlagen — hinein in den schönen Tag — wissen Sie noch, wie gut wir Schritt halten können? — Wissen Sie noch?"

Die wiederholte Frage — im drängenden, zärtlichen Ton, machte Bettina erbeben.

Als sie weiterging, war ihr geradezu körperlich schwach — und ihre Gedanken waren ganz schlaff — sie wagten nicht sich zu rühren — stumpf und ergeben, wie unter der Last eines Schicksals schwiegen sie — —

Dies begab sich an einem Mittwoch. An den beiden folgenden Tagen war Rupert von einer solchen Unruhe wie Bettina ihn noch nie gesehen. Sie kannte doch sein Wesen und wie es sich sonst gegen seelische Bewegungen verhielt: dann wurde es wie gelähmt. Und am Sonnabend morgen fragte er plötzlich: „Würdest Du es mir sehr übel nehmen, wenn ich heut mittag verreiste? Nur auf vierundzwanzig Stunden. Ohne daß Du weißt wohin?"

Bettina fiel ihm um den Hals.

„Reise, mein alter Junge. Und wohin es auch sei — meine heißen Wünsche gehen mit Dir."

Sie hielten sich stumm umschlossen. Rupert klopfte sie ein bißchen auf den Rücken, beruhigend — zärtlich und doch — ja doch ein bißchen nebenher.

Und plötzlich fühlte Bettina, daß sie dem Bruder fortan nicht mehr der wichtigste Mensch auf der Welt war.

Sie lächelte, solange er sie noch sah.

Aber nachher wurde sie von einer großen Erregung erfaßt.

‚Wenn Rupert heiratet, steh' ich doch fast allein — hab' nur noch soviel Anteil an seinem Leben als ich mir suche, als er und seine Frau mir gönnen. Ich gehöre wohl zu ihrem Leben. Aber nicht notwendig. So soll es sein. So hab' ich es mir immer für ihn gewünscht.'

Das dachte sie mit immer klarerer Übersicht der Zukunft.

‚Ich habe meine Kunst,' sagte sie sich.

Aber Unruhe und Bekümmernis wuchsen. Sie malte sich ihr Leben aus und schmückte es mit sehr hübschen, bunten Dingen: Reisen, eine niedliche Wohnung, anregende Geselligkeit und vor allen Dingen Arbeit . . . Ja, so würde es sein. Wie reich. Wie schön.

Und während sie diesen Gedanken nachhing, war es ihr immer, als belöge sie

Am Herdfeuer. Gemälde von Jozef Israels.

sich selbst, als baue sie sich da ein bißchen Theater auf und würde doch niemals agieren auf dieser Szene, die sie sich so schön herrichtete.

Wollten ihre geheimsten Wünsche nicht anders?

Sehnte sich ihr Blut nicht nach den Küssen eines roten Mundes?

War sie in ihren Träumen nicht schon glückselig gewesen als das Weib des Einen — und sind nicht Träume Eingeständnisse ...

Und diesmal log sein stummes Werben nicht, das fühlte sie.

Warum?

Da durchzuckte es sie: ‚Weil ich nicht mehr eine von niemand gekannte, arme kleine Doktorstochter aus der Provinz bin — weil ich Erfolge habe ...'

Sie erblaßte. Und wieder wurden ihre Gedanken so seltsam schlaff, wie nach der schwülen Begegnung in der verführerischen Frühlingswelt vor drei Tagen.

Es war gut, daß es eine Menge zu tun gab, im Haus und am Schreibtisch. Ernas Nachfolgerin war weit von Vollkommenheit entfernt, und Bettina mußte immer wieder belehren und helfen. Dann gab es eine Korrektur zu lesen, und der Nachmittag brachte noch eine reichliche Post. Einen Brief von der Ostertag: Empörung über Jüly, die sich nach ihrer italienischen Reise noch nicht bei ihr habe sehen lassen, obgleich sie schon volle achtundvierzig Stunden wieder zurück sei, und daß, alles in allem erwogen, Jüly doch am Ende nicht die rechte Frau für Rupert abgäbe, denn wo keine Dankbarkeit sei, sei auch kein Herz. — Dann eine Bitte um ein Autogramm, natürlich von einem österreichischen Backfisch. Und noch ein Brief von unbekannter Hand.

Unterzeichnet: Marie Schneider? Bettina wußte nicht gleich, wer das war.

Aber dann schoß es ihr rot ins Gesicht: Das war die Beamtenfrau, die ihr damals im Sanatorium Delmar das von zornigem Gram erfüllte Herz geöffnet hatte, um derentwillen sie dann zu Erasmus ging.

Oft hatte sie noch an diese Frau gedacht, deren schmerzliches Geschick sie von den wohltätigen Händen des alten Herrn van Holten nach Möglichkeit gemildert glaubte.

Aber zu fragen hatte sie nie gewagt. Das hätte zu weh getan.

Und in der letzten Zeit fürchtete sie sich noch mehr vor der Erinnerung an jene Stunde ... Aus ihr war sie in jubelndem, siegendem Stolz hervorgegangen — frei — fast in Adlerfreiheit ...

Und nun?

War das nicht wie ein Zeichen? Kranke Herzen sind abergläubisch. Und Bettina wurde rot vor dem Brief, als sei er ein Mensch.

Sie las.

„Hochverehrtes Fräulein! Es ist nun schon fünfviertel Jahr her, seit Sie so gütig zu mir waren und mir versprachen, bei Herrn Professor Ammon irgend etwas für mich zu erwirken. Sie schrieben mir dann ja auch, daß der sehr reiche Schwiegervater Ammons sich meiner annehmen würde, und daß Sie hofften, man werde mir durch ihn die Kurkosten zurückerstatten.

Arme und Unglückliche tun am besten, sich schweigsam zu verhalten, und so habe auch ich geschwiegen, trotzdem Ihre Versprechungen oder die, die man Ihnen für mich gemacht hatte, nie erfüllt worden sind. Es hat sich keine Seele um uns gekümmert.

Nun ist mein Mann schon ein Jahr tot. Ich kämpfe mit äußerster Not, hab' ich doch unser Alles geopfert, um ihm damals die Cancrolbehandlung zuteil werden lassen zu können. Ein Versuch, einen bürgerlichen Mittagstisch für Handlungsgehilfen zu halten, ist gescheitert. Ratlos, mittellos stehe ich da. Meine Verwandten haben getan, was sie können. Aber nun können sie auch nicht mehr. Hätte ich nur ein kleines Stück Geld oder einen laufenden Zuschuß, würde ich mich als Schneiderin etablieren, wofür ich wohl Talent hätte und auch am Platz Chance ist.

Ich will Ihnen selbst nicht mit Bitten kommen, geehrte Dame. Sie sagten mir damals, Sie seien nicht bemittelt.

Aber ich habe gelesen, daß Herr van Holten eine Wally Ammon-Stiftung begründet hat, im Betrag von einer Million, für bedürftige Witwen.

Und so schwer es ist, gerade für mich ist, mich darum zu bewerben — glauben Sie, das Mutterherz wird auch mit solcher Demütigung fertig. Eher als mit der Gewißheit, die Kinder Not leiden zu sehen.

Ich schreibe an die Verwaltung der Wally Ammon-Stiftung, in der neben einem Stadtrat und zwei Stadtverordneten Herr van Holten sich die Hauptstimme vorbehalten haben soll, wenn die Zeitungsnotiz nicht schwindelt. Und Sie, hochverehrtes Fräulein bitte ich, befürworten Sie mein Gesuch.

Vielleicht befürwortet es auch Herr Professor Ammon. Er hat ja nun selbst kennen gelernt, was es heißt, die geliebte Ehehälfte verlieren. Aber freilich, was es heißt Sorgen haben, weiß er nicht.

Verzeihen Sie die Dreistigkeit, aber wenn einem so das Wasser bis an den Hals steht, kommt man vor Angst um. Und antworten Sie bald Ihrer ergebenen Marie Schneider."

Bettina nahm den Brief — ihre Hände, kalt, unsicher umhertappend, fanden endlich einen Umschlag, um ihn hineinzutun. Dann schrieb sie, in großer Schnelligkeit, einen Brief dazu an Herrn van Holten. Ihre Feder schien von einer maschinellen Einrichtung über das Papier geschoben zu werden — ohne Pause —

Und erst, als dies geschehen war, als alles hinausgegeben war mit dem Befehl „sofort zur Post", als auch der von Marie Schneiders Hand beschriebene Umschlag zusammengeknüllt im Papierkorb lag, als nichts mehr auf der Schreibtischplatte an die Zuschrift erinnerte — dann erst kam Bettina zur Besinnung.

Sie ging im Zimmer hin und her. Sie lauschte auf die vielen Stimmen, die zu ihr sprachen.

Da war eine, die schrie immerfort: „Erbärmlich — erbärmlich — —"

Und sie war wie von Hohn durchtränkt, diese Stimme.

Dann wollte eine andere etwas erklären. Die sagte: „Er log nicht, als er es versprach, er meinte es ernsthaft. Seine Eitelkeit ertrug es nicht, vor Dir ohne Großmut zu scheinen. Er versprach es nicht aus Barmherzigkeit, sondern um Deinetwillen. Und deshalb vergaß er es, als Deine Blicke nicht mehr auf seine Handlungen warteten.

Da schrie die erste wieder: „Ja, erbärmlich — erst recht erbärmlich."

Vor Entsetzen über das vernichtende Wort schwiegen alle Stimmen.

Bis ganz vorsichtig eine milde sich äußerte — mit dem Vorrecht der Schwäche, mit dem Anspruch auf Gehör, das die Verzärtelten haben . . . und diese klagende, milde Stimme flüsterte: „Nun, ja, er hat nicht schön in dieser Sache gehandelt. Aber große und wichtige Dinge beschäftigten ihn immer. Und gerade damals stand er in so schwerem Kampf mit der Gegnerschaft. So läßt sich seine Vergeßlichkeit entschuldigen."

Kalt kam eine andere dazwischen und fragte klar: „Würde er's auch vergessen haben, wenn es eine Sache gewesen wäre, die ihm öffentliche Anerkennung hätte bringen können?"

Da lachten alle anderen Stimmen mit einem „Nein, nein!" auf.

Nur die milde, zärtliche nicht. Die wollte barmherzig sein, sie konnte nicht anders — sie trat für das Leben einer Liebe ein . . .

„Ja," gab sie zu, „er ist ein Mensch wie alle. Er hat Fehler. Hast Du keine? Muß nicht die Liebe ihren Beruf darin suchen, mit den Fehlern zu kämpfen, sie zu ertragen, wenn sie sie nicht besiegen kann? Eine Frau kann viel. Sie kann auch einem Mann seine Eitelkeiten aus der Hand nehmen, wenn sie es klug und langsam beginnt. Seine erste Frau konnte ihn nur herabziehen — hilf ihm, sei Du es, die einen großen Menschen aus ihm macht — in Wahrheit den, als den Du ihn einst sahst . . ."

„Nein," sagten schroff die kalten, klaren Stimmen, „nein, Du weißt, daß Dir das niemals gelingen wird. Aber Du bist in ihn verliebt — Du sehnst Dich nach seinem Kuß . . . Das ist Deine Schwäche . . ."

Bettina sank endlich auf dem Stuhl am Fenster nieder und starrte vor sich hin und dachte immer: ‚Ich kann nicht — ich kann nicht . . .'

Und wußte selbst nicht, was sie nicht könne: nicht entsagen oder ihm nicht gehören.

Da kam das Mädchen herein.

„'ne Depesche," sagte sie und gab Bettina das zusammengefaltete kleine Papier.

Sie riß es auseinander und las: „Ein glückseliges Brautpaar grüßt die treue Schwester. Jüly und Rupert."

Sie brach in Tränen aus und weinte lange. Die Tränen hatten schon in ihren Augen gewartet — — Plötzlich drückte ihre Einsamkeit sie. Sie fürchtete sich vor ihr. Sie mußte auch über Ruperts Glück sprechen.

Andresen war heut nach Halle gefahren zu seiner Tochter. Er hatte ihr selbst neulich Abend erzählt: „Sonnabend besuch' ich meine Kinder."

So fremd, so allein in der ungeheuren Stadt . . .

In der Heimat besprach nun jedermann voll freudiger Anteilnahme das neue Brautpaar. Man lebte doch menschlicher im engeren Rahmen.

Da fiel ihr Erna ein. Frau Erna Jarkowski. Im Augenblick war sie draußen, nahm Hut und Jacke und rief dem Mädchen zu, sie gehe nur für ein paar Minuten fort.

Die „Vorkost- und Kartoffelhandlung" des Herrn Jarkowski befand sich drei Häuser weiter in einem Halbkeller, zu dem man vier Stufen hinabgehen mußte. Dann sah man sich gleich in dem geräumigen Verkaufsraum, zwischen Eierkisten und Kartoffelfässern. Und hinter der Tonbank, auf der unter Glasglocken auch allerlei Aufschnittwaren standen, hantierte Frau Erna. Sie trug jetzt eine gewaltige rotblonde Haartolle und einen Knoten hoch auf dem Wirbel. Aber diese kühne Modefrisur stand ihr nicht so fein, wie das weiße Rüschenmützchen früher. Das rauschende, appetitliche, hellblaue Kattunkleid hatte sie aber beibehalten, weil sie es für das Geschäft am passendsten fand.

Sie freute sich immer, wenn Fräulein kam, und Bettina sprach oft vor, machte selbst häufig die kleinen Einkäufe für den Abendtisch. Erna wurde nie intim, sie behielt einen gewissen Respektston bei, während Herr Jarkowski in den Halskes beinahe so etwas sah wie Familie seiner Frau, was Bettina und Rupert übrigens viel Spaß machte.

Es war noch leer im Kellerladen. Die Abendlauferei nach Aufschnitt und Eiern, Butter und Käse habe noch nicht begonnen, sagte Erna, und was es denn sein solle. Nichts — sie bringe nur eine Neuigkeit, antwortete Bettina.

Frau Jarkowski war ein wenig zerstreut. Drinnen in der Stube, straßenwärts neben dem Laden, saß ihr Mann und besprach mit einem Geschäftsfreund einen wichtigen Handel; sie horchte immer mit halbem Ohr auf die Stimmen — ob sie ärgerlich, ob sie zufrieden klangen. Denn ihr Mann versprach sich keinen kleinen Vorteil davon, den Geschäftsfreund „festzukriegen", wie er es nannte.

„Eine Neuigkeit?" fragte sie und stand ein bißchen fürstlich da, die Faust auf die Tonbank gestemmt, das rotblonde Haupt sehr erhoben — was aber vom Horchen kam.

„Ja. Mein Bruder hat sich verlobt. Ich wollt' es Ihnen gleich sagen, weil ich weiß, daß Sie Anhänglichkeit für uns haben."

Die Faust erschlaffte, und das hocherhobene Haupt verlor seine gespannte Haltung und wandte sich ganz Bettina zu.

„Ach — nee —" sagte Frau Jarkowski langsam. Und sah ein paar Sekunden sinnend ins Unbestimmte, und viel törichte und doch so schöne Gedanken fielen ihr wieder ein, die sie einst gehabt — und sie seufzte — mit jenem Seufzer, der ihrem jetzigen Mann verdächtig vorgekommen war.

Sie lächelte ein bißchen. Halb wehmütig — aber auch halb zufrieden, daß dies erst kam, wo sie schon fein versorgt war.

„Wer is es denn?"

„Jüly Rothhaller."

„Ach die . . ." Erna war grenzenlos enttäuscht. Ihr Mann sagte oft: wat der Doktor Halske is, der muß eine aus de Tiergartenstraße nehmen, mit viel Jeld. Und nun bloß Jüly Rothhaller — die Erna noch ganz gut kannte, denn Jüly war bei Trude Schindler viel aus- und eingegangen, als Erna noch bei Konsul Schindlers diente, und 'ne Schön-

heit schien die kleine Jüly zu jener Zeit nicht werden zu wollen.

„Ich bin sehr glücklich," sagte Bettina aus ihrem vollen Herzen heraus.

Erna fingerte an der Wage herum und sah ihrem Spiel zu.

„Ich gratuliere vielmals," sprach sie, „wenn sie Herrn Doktor man glücklich macht. Das verdient der Mann — das weiß Gott."

Sie reichte nun Bettina über die Tonbank weg die Hand.

„Sie wird es gewiß," versprach Bettina treuherzig.

Herr Jarkowski erschien in der von Warenregalen umrahmten Tür. Er sah heiß, eifrig und befriedigt aus. Er beorderte hastig Bier, nickte Bettina vertraulich zu und verschwand wieder.

Dies lenkte Ernas Gedanken auf die angenehmen Realitäten des Lebens — denn es schien: das Geschäft kam in Ordnung.

Während sie rasch Bier und Schnaps mit Gläsern auf ein Tablett zusammenstellte, sah sie schon das Freundliche an Ruperts Wahl.

„Wie nett," sagte sie, „nu kriegen wir noch 'ne Landsmännin her. Und hoffentlich zieht die junge Herrschaft in diese Gegend, damit ich die Kundschaft bekomme. Und Fräulein sollten nun auch man heiraten. Allein kann man ja nicht bleiben. Und zu viel rumwählen muß man auch nicht. Ihre Fehler haben se alle. — Bloß unser Herr Doktor ja nich," setzte sie mit einem träumerischen Nachhall einstiger Gefühle, im unbewußten Respekt vor ihnen, hinzu.

Und mit dem Wort konnte Bettina nach Hause gehen ... Es schien so nüchtern, aus den Plattheiten des Lebens heraus zu bestätigen, was ihr die milde, nachgiebige Stimme vorhin zugeflüstert — daß wir nur alle Menschen seien ...

Mit einem Gefühl qualvoller Ruhelosigkeit kehrte sie heim. Während sie den Hut an den Nagel hängte und die Jacke auszog, kam das Mädchen aus der Küche und sagte: „Der Herr Professor ist drin — ich sagt' ihm, daß Fräulein gleich retour kämen."

Also Andresen war doch in Berlin! Das war nun wie ein Geschenk. Mit jemand sprechen dürfen, der warmen Herzens Anteil nahm — von dem man immer das Gefühl hatte, daß er errate und verstehe, auch wo man schwieg ...

Sie strich sich ein wenig das Haar aus dem Gesicht und dachte flüchtig: ‚Wie seh' ich aus — so heiß — so aufgeregt ...'

Und riß die Tür auf.

Da wandte sich der hohe, schlanke Mann, der am Fenster gestanden hatte, um.

„Sie!" sagte Bettina, „Sie ..."

„Warum so aus den Wolken gefallen?" fragte er heiter.

Sie stand regungslos, immer noch nah vor der Tür, deren hohes, weißes Viereck als Hintergrund ihrer Gestalt. Ihr Herz klopfte, als sei es krank.

Sie dachte — das kam ihr in dem Moment, wo sie ihn sah: ‚Ich will's ihm sagen — das von der Frau.'

Und dann: ‚Nein — er erfährt es ja durch Herrn van Holten, daß ich es weiß.'

Ihn beschämt zu sehen — das hätte sie zu sehr beschämt.

„Was haben Sie, Bettina?" fragte er nun allmählich erstaunt.

„O," sagte sie hastig und kam heran und gab ihm flüchtig eine kalte Hand, „Verzeihung — ich bin aufgeregt — ich bekam eben eine Depesche von Rupert — er hat sich verlobt — in der Heimat — ja, verlobt."

„Was — Rupert?! Das ist eine Überraschung! Und eine frohe! Da will ich ihm doch gleich einen Glückwunsch hindrahten! — Man darf doch schon? Und auch Ihnen, liebe Bettina, wünsch' ich, daß Sie ihn glücklich sehen ... Weiß ich doch, wie Sie ihn lieben."

„Ich glaube, daß er glücklich wird. Sie ist ein gesundes Menschenkind — hat eine einfache, gradgewachsene Seele. Was etwa noch fehlt — was etwa an Auswüchsen wäre — er wird sie schon erziehen."

„Ach — das meint man so. Nicht jede Frau läßt sich erziehen," sagte er mit einem bedeutungsvollen Seufzer.

„O ja, Liebe kann alles," sagte Bettina. Und ohne daß sie es wollte, klang es scharf und auch sehr bedeutungsvoll.

Sie wußten es voneinander: sie dachten an Wally ...

„Ich kam um eine Nachricht zu bringen,"

sagte Erasmus Ammon nach einer kurzen Pause, die so bedrohlich erfüllt von allerlei Gedanken schien, daß er sie lieber rasch abschloß.

„Mir?"

„Eigentlich Rupert. Denn es ist was Wissenschaftliches. Und diesmal hoffentlich gehen er und Andresen mit mir. Aber ich weiß, Bettina — Sie nehmen doch auch Anteil an mir — nicht wahr — mein Gefühl kann sich nicht so täuschen — meine Erfolge freuen Sie ..."

„Wenn es echte sind," sprach sie mit blassen Lippen.

Sie setzte sich. Ihre Knie waren ihr so schwach. Nun saß sie, fast einer Leidenden gleich im tiefen alten Lehnstuhl am Fenster.

Draußen schlich der Abend heran. Frühzeitiger, als an den sonnigen Tagen vorher. Denn der graue Himmel ließ jetzt einen feinen, stillen Regen herniederrieseln.

Fern auf Feld und Wald mochte sich nun die sanfte Melancholie eines feuchten Frühlingsabends senken, gleich der grundlosen Traurigkeit eines Liebenden. Jene süße Traurigkeit, die alle Herzen verführt mitzuklagen.

Hier in den Straßenadern, die den steinernen Riesenkörper der Stadt durchzogen, brachte der feine Regen nur Störung und Schmutz und Stimmungslosigkeit.

Schwer, in schwarzen, quellenden Wölkchen arbeitete sich der Rauch aus den Lokomotiven in die nasse Luft, während sie aus- und einglitten. Und der gläserne Rücken der Bahnhofshalle glühte schon auf vom Licht, das ihn innen erhellte.

Der Mann ging noch einmal im Zimmer hin und her. Dann blieb er bei Bettina. Er zog sich einen Stuhl heran und setzte sich nah zu ihr, fast Knie an Knie.

„Ich fühle, Sie wollen sagen, daß Ihnen der kurze Erfolg des Cancrol kein echter war. Liebste Bettina — selbst wenn ich mich geirrt hätte — was mir noch keineswegs gewiß ist — es war dennoch ein Erfolg: es hat meinen Namen durch die ganze Welt getragen und mein Vermögen verdoppelt."

‚Ja so — so!' dachte Bettina. ‚Und all die, die umsonst gehofft haben? Die unerhört litten, weil sie doppelt verzweifelten? Die alle, die Du wirtschaftlich geschädigst hast? Die, die weinen? Fühlst Du nicht, daß Dein Erfolg durch ihr Herzblut, ihr Geld schleift ...'

Sie schloß die Augen. Sie wollte das vornehme, kluge Gesicht nicht sehen, nicht den roten Mund und die feurigen Augen ...

„Sie wissen," fuhr er lebhaft fort, „ich denke die Versuche fortzusetzen. Jetzt aber hab' ich eine neue Entdeckung gemacht. Eine nicht minder wichtige. Ich habe den Erreger der fast zur verbreiteten Plage gewordenen Blinddarmentzündung entdeckt. Palinger ist enthusiasmiert, kann ich Ihnen sagen. Und diesmal ... ich weiß gewiß — diesmal finde ich Andresen und Rupert neben mir. Es ist kein Zweifel."

„Das — das ist ja — sehr interessant," sagte Bettina und hörte der anderen Stimme zu — einer jener klaren, kalten Stimmen, die vorhin auf sie eingeredet. Und die sprach jetzt wieder höhnisch: ‚So schließt sich ein Geschäft an das andere an ...'

Er hatte mehr Mitfreude erwartet, eine andere Äußerung als dies gequälte: das ist ja sehr interessant.

Aber er begriff plötzlich.

Sie war so erfüllt von Ruperts Verlobung. Es mußte sie näher angehen, als andere Schwestern von der Verlobung ihrer Brüder betroffen werden. Sie lebte mit ihm als seine Hausgenossin. Seit zwölf Jahren waren sie ganz ineinander aufgegangen.

Nun stürmten so viel Fragen auf sie ein. Vielleicht Furcht vor der Schwägerin, die ihr aufgedrängt wurde. Vielleicht Angst vor dem Verlust des Heimrechtes am Herd des Bruders?

Arme, törichte Bettina.

Ahnte sie denn nicht — fühlte sie denn nicht, daß eine andere Heimat ihrer wartete? Begriff sie denn nicht, daß nur Schicklichkeitsgründe ihn abhielten, schon jetzt das werbende, erlösende Wort zu sprechen? Daß er nur das Trauerjahr abwarten mußte?

Aber Frauenherzen sind so voll törichter Ungeduld. Sie zermartern sich an Dingen, die ein Mann leicht erträgt. Ihm genügt das Wissen. Sie wollen aber auch hören ...

„Verzeihen Sie mir, liebe Bettina, daß

ich von meiner Wissenschaft spreche in einem Moment, wo Ihr Herz so voll ist. Ihre Gedanken sind bei Ruperts Verlobung. Ich versteh' es. Sie fürchten sich davor, Rupert zu verlieren?"

„O nein. Ich verlier' ihn nicht. Ich liebe auch seine Braut. Und ich habe meine Kunst," sagte sie leise.

Er nahm ihre eisige Rechte in seine weißen, warmen Hände und drückte sie zärtlich. Sie fühlte sein Knie an dem ihren.

Ein Zittern lief durch ihren Körper hin.

„Ja," sagte er leise wie sie, „Ihre tiefe, schöne Kunst, auf deren Erfolg ich stolz bin, als seien es meine eigenen — Aber nicht sie allein soll Ihr Leben ausfüllen, Bettina ... Es wird ja ein Tag kommen, Bettina — bald — in ein paar Monaten — wo ein Mann, der Sie liebt — der sie schon liebte, ehe unerbittliche Weltklugheit und Rücksicht auf seine Wissenschaft ihn zwang, um eine andere zu werben ... wo dieser Mann Ihnen sagen darf: sei mein ..."

Die flüsternde Männerstimme ward heiser. Die Vorstellung, daß er dies kluge, schöne, gereifte, vom Glanz des Erfolgs umstrahlte junge Weib bald — bald in seine Arme ziehen dürfe, entflammte ihn — das Feuer, das er noch zu dämpfen dachte, überraschte ihn — die männliche Begier ward stärker als alle Rücksicht auf die Tote und ihren Vater ...

Und sie waren ja auch allein ... Warum nicht in süßer Heimlichkeit jetzt schon den Bund schließen ... Warum nicht schon heute diesen Mund küssen und diesen leidenschaftlichen Liebesleiden die Erlösung bringen ...

Der Regen rann — leise und fein — Bettina horchte ihm nach und horchte hinaus in die sinkende Dämmerung auf das dumpfe Rollen der Züge und das monotone Geräusch der Straße.

Immerfort ging es — immerfort — die Welt hielt in ihrem lauten, gehetzten Lauf nicht inne ... Niemand stand und wartete atemlos: was wird geschehen?

Sie horchte auch der heißen, werbenden Männerstimme nach, die so schmeichlerisch flüsterte, daß die Nerven davon schlaff wurden und das ganze Wesen sich in Traum aufzulösen schien — —

So hatte er auch jener anderen zugeflüstert, die nun tot unter der Erde lag ... Und all dies zärtliche Werben war erlogen gewesen. Wirklich erlogen? O nein, nicht völlig — denn da war viel in jener anderen, was zu ihm gepaßt hatte — er verstand sich mit ihr in so vielen Dingen des Lebens so gut — so erschreckend gut ... Und nun verleugnete er sie schon und verriet ihr Andenken — wie er sie ja auch im Leben verraten hatte, mit jedem Gedanken, der noch zu Bettina ging.

Denn sie — Bettina — hatte er vorher geliebt — die verführerische Stimme schwor es ihr zu ...

Und hatte auch sie verraten und war trotz seiner Liebe über sie fortgegangen ...

Häßlich — klein — aber man verzeiht — vergißt ...

Die Erinnerung daran versinkt — wird verzehrt von dem flammenden Glück einander endlich zu besitzen.

Man kann die Augen schließen gegen alles — alles —

Man muß es fort und fort im Leben. Nur durch Zugeständnisse ist es erträglich. Warum es nicht machen wie tausend und abertausend Mädchen, die heiraten, um dem großen Geheimnis des Lebens auf den Grund zu kommen — oder die nur die bessere Stellung als Frau haben wollen — oder die recht gut all die Mängel im Charakter des Mannes erkennen aber darüber wegsehen, weil sie verliebt sind, weil es sie nach seinem Kuß verlangt — wie es sie verlangte nach diesem Mund ... Warum nicht —

Frau Erna Jarkowski sagte plötzlich laut mit dem breiten Ton der platten Allerweltsweisheit: Ihre Fehler haben sie alle ... Förmlich Körper und Klang hatte diese Stimme in ihrem Ohr ...

Die weißen, warmen Männerhände faßten ihre Hand noch fester — so als zögen sie sie an sich — und Bettina fühlte ... auch das Männergesicht näherte sich dem ihren ... Einen Herzschlag lang — eine todesbange, schwüle Pause ... ein letztes Ringen ... und ein heißes Aufbegehren ...

Sie sprang auf ... So jäh — daß

es war, als stieße sie ihn, der sie küssen wollte, hart zurück.

„Nein," sagte sie, „nein."

Und sie faltete die Hände vor ihrem Munde und starrte ihn an in der Dämmerung. Und wie sie Schritt um Schritt zurückwich vor ihm, sprach sie es noch einmal: „Nein — nein ..."

„Bettina!" rief er, „was soll das ..."

Sie versuchte sich zu fassen.

Aber sie fand keine klaren Worte.

Flammend wollte sie ihm sagen, wie sie geliebt, gehofft, gelitten — wie sie geglaubt hatte und wie er selbst, er selbst mit eigenen Händen das Bild von Größe zerstörte, das sie von ihm im Herzen trug ... Und wie sie niemals eines Mannes Weib werden könne, wenn ihre Liebe nicht auch noch seine Fehler verstehe und wenn ihre Achtung nicht stärker sei als seine Schwächen.

Sie wollte ihm sagen: all Dein Glanz ist mir nicht glänzend und die Höhe, darauf Du stehst, ist mir nicht hoch genug, denn Du bist nicht frei auf ihr ...

„Gehen Sie," sagte sie, „ich bitte ... gehen Sie fort aus meinem Leben ..."

Da begriff er. Er wurde so bleich, und der Schlag traf ihn so plötzlich, daß er nichts wußte und hörte als sein eigenes, rasendes Herzklopfen ...

„Bettina," begann er, „wissen Sie was Sie tun ..."

„Ich weiß es."

Noch stand er zögernd. Er versuchte allerlei zu denken: an Herbigkeit, die sich erst nach langem Kampfe ergibt — an kleine Weiberrache, die erst strafen will für Sehnsuchtsleiden — an ein künstlich kokettes Vorspiel, das den Sieg süßer machen soll — — das huschte durch sein Hirn — und verging wie Seifenblasen ...

Denn er wußte vor wem er stand ... Zorn wollte in ihm aufbegehren. Aber eine schwere Erschütterung flutete über den Zorn weg.

Und er wußte es: an dieser Niederlage konnte er in seinem Gedächtnis nicht mit eiserner Stirn vorbeigehen ... Ihm war, als müsse sie ihn ewig erröten machen ...

Seine Eitelkeit wehrte sich verzweifelt, und sie wollte das letzte Wort haben — sie mußte — sie lechzte danach, noch einen Klang auszulösen, einen schönen, wehmutsvollen Klang, der in ihrer Seele nachhallen sollte — der wie ein Vorwurf werden mußte.

„Leben Sie wohl, Bettina. Und haben Sie Dank, noch einmal heißen Dank für alles, was Sie mir gewesen sind — was mir Ihr liebes, altes Heimatshaus in meinen besten Jugendstunden gewesen ist."

Seine Stimme bebte.

Aber an ihrem Ohr gingen die Worte vorüber wie leerer Klang.

Sie hörte nichts mehr wie das leise Zufallen einer Tür.

Nun war er fort — fortgegangen aus ihrem Leben, wie sie ihm geheißen hatte...

Sie stand und sah. Da war nichts wie das weiße, stumme Feld der Tür, das durch die tiefe Dämmerung schimmerte.

Ihre Augen brannten — ihre Glieder flogen.

Sie fiel wieder in den Stuhl, in dem sie vorher gesessen und bang und schwül seine Nähe gespürt hatte wie eine Gefahr ...

Nun war keine mehr — keine ... nie mehr ...

Sie weinte ... Sie drückte ihr Gesicht in die Lehne. Und weinte immer stärker. Lange, lange.

Und von den Tränen zerbrach allmählich das eiserne Band, das ihr Herz umspannt hielt ... dies Herz, das erstarrt gewesen war wie vor Staunen über den eigenen Mut ...

Durch ihr Wesen ging eine Erschütterung, die alles umwarf, was bisher groß und wichtig und unbezwingbar geschienen.

In ihr stieg eine Empfindung auf, überraschte sie, berauschte sie — eine neue Würde! Und die war stärker noch als der heiße Schmerz.

Und vor dieser neuen Würdigkeit wagte er nicht mehr laut aufzuweinen, denn die schien ihn zu fragen: Was hast Du denn verloren? Was?

Einen Wahn. Nicht Dich selbst! Nicht viel — nein, nicht viel — nur einen Wahn ...

Ein unaussprechliches Gefühl von Stolz erhob sich in ihr. Ein Glück, beglänzt von dem Regenbogen, den die neue Sonne auf das Gewölk des Schmerzes warf ... Ein Jubel, in dem noch Tränen tauten.

Sie hatte über sich gesiegt!

Sie war nicht dem kleinen Weiberlos und der kleinen Weiberschwachheit verfallen.

Frei war sie — frei. Emporgeklommen den steilen Weg und auf den Gipfel gelangt, wo man die Adler krächzen hört.

Frei — um zu schaffen. Frei von der Leidenschaft, die knechtet.

Frei — um dem Leben zu begegnen. Und das Leben konnte ihr nun entgegenkommen und ihr all seine tausend Gaben darbringen.

Geprüften Herzens durfte sie das Große von dem Geringen unterscheiden ...

Sie war allein. Tiefe Dämmerung rings um sie. Und nur eine enge bürgerliche Stube.

Draußen keine anderen Töne als die emsig raunenden, nie endenden des Verkehrs. Und keine andere Stimmung, als sacht rieselnder Regen, der auf nasse, schmutzige Straßen sank.

Aber die von grauer Luft durchträumte Stube dehnte sich zur weiten Welt. Und die sickernde Regennässe ward zu leuchtender Sonnenkraft über gewaltigen Geländen von Berg und Meer. Von Schönheit war alles erfüllt, von Weite, von Wundern —

Und alle Schönheit des Lebens wartete auf Bettina ...

Sturmtag.

Ein grauer Tag an meiner Heimat Meer.
Die Möwen duckten an der Kreidelehne.
Unsicht'ge Luft. Nordost. Die See lief schwer.
Auf Stubbenkammer ging die Sturmsirene.

Schneeweiße Rosse jagten an den Strand,
Die Küste scholl von ihrer Hufe Schlagen.
Die Geißel schwang der Sturm, der sie gespannt
Vor seinen achsenlauten Siegerwagen.

Die Buchen trotzten hoch auf schroffem Steil
Dicht, Mann an Mann, den reisigen Schwadronen,
Doch unbekümmert wie des Schicksals Beil
Fuhr seine Klinge in die alten Kronen.

Und eine sah ich, wie ein Held erliegt,
Mit wehem Laut wie von gepreßten Lippen
Den langen Kampf verlieren und besiegt
Entwurzelt stürzen in die Kreideklippen.

Nenn' an, Geschick! Wir stehn Dir bis zum Tod,
Und fielen wir, soll'n unsre Freunde melden
Von unbezwung'nem Trotz in Sturm und Not,
Vom Stolz und Hohne des erschlag'nen Helden.

Erich Ritter.

Kornfelder. Gemälde von F. Overbeck.

Abb. 1. Sonnerat- und Bankivahuhn.

Hühnerrassen und Rassehühner. Von Dr. Edm. v. Freyhold.

Mit acht Abbildungen von Julius Scheuerer in Planegg-München.

Nicht vom bescheidenen, aber wetterharten deutschen Landhuhn wollen wir hier plaudern, noch weniger von dem durch vielfältigen planlosen Rassenmischmasch herabgekommenen biederen Dorfhinkel oder Mistkratzer, dessen Eltern, Großeltern und Altvorderen vielleicht ebensoviel entgegengesetzt gearteten Schlägen angehörten. Auch der gewiegteste Hühnergenealoge vermöchte oft kaum die Stammtafel eines solchen Huhnproletariers mit genügender Sicherheit festzustellen. Da ist es ähnlich wie bei dem struppigen Dorfköter, dessen Ahnengalerie ein buntes Bild von Dackel, Schäferhund, Spitz, Bullenbeißer, Rattenfänger und vielleicht noch einem vornehmen Mops oder Wachtelhündchen der Gutsherrschaft darstellt. Nein, von den Edlen des Geschlechtes Haushuhn wollen wir singen und sagen, vom Gallus domesticus, wie die Zoologen das so überaus nützliche Geflügel nannten. Da aber das Wort Gallus nur den Hahn bedeutet, d. h. die nicht Eier legende, nur krähende Hühnerdrohne, so liegt hier in der Namengebung ein völliges Beiseiteschieben des fleißigen Hennenvolkes vor, — und das war nicht sehr galant von den Gelehrten. Nun, ich bin's ja nicht gewesen und wasche meine Hände in Unschuld, wenn streitbare Kämpferinnen gegen die Vorherrschaft des ewig Männlichen daran Anstoß nehmen.

Wer schon einmal auf einem großen, schön gehaltenen und reich bevölkerten Hühnerhofe war, dem ist gewiß die Vielgestaltigkeit und nicht selten auch der Farbenreichtum und Farbenglanz des wechselvollen Hühnervolkes aufgefallen. Sollten das alles Kinder nur einer einzigen wilden Stammart sein? Wohl auf keinen Fall, doch hat man dafür zurzeit keine völlig sicheren Anhaltepunkte. Das kann auch gar nicht wunderbar erscheinen, da die Zähmung des Huhnes zum Haustier sicher drei bis vier Jahrtausende alt ist. Die Hühner selbst betrachten sich trotz aller Rasseverschiedenheiten als etwas durchaus Zusammengehöriges. Ein Volk großer, ungeschlachter Cochinchina- oder Bramaputra-Hennen

läßt ſich, ohne auch nur mit der Wimper zu zucken, von dem kleinſten Gickelhahn irgendeiner niedlichen Zwergraſſe leiten, unterwirft ſich völlig ſeiner Führung, erkennt in ihm den Gatten, Herrn und Meiſter. Das ſieht dann ſehr drollig und eigenartig aus und ſpricht für gute Zucht im Hauſe von Gallus domesticus. Der entgegengeſetzte Verſuch führt zu dem gleichen Ergebnis. Geſellt man dem ſtattlichſten Hahn irgendeiner großen Raſſe ein Weibervolk von Zwergen hinzu, ſo erkennt er in ihnen Fleiſch und Bein von ſeinem Fleiſch und Bein und erdrückt faſt ſeine ſchmucken, kleinen Weiblein unter der Laſt ſeiner Zärtlichkeiten. Natürlich gelingen ſolche ungleichartigen Verbindungen am beſten bei jungen Tieren, die noch keine anderweitigen „Verhältniſſe“ angeknüpft haben. Ganz anders geſtaltet ſich im allgemeinen die Sache, wenn es ſich um wirklich fremde Arten handelt, um Perlhühner, Pfauen, Truthühner, Faſanen. Dieſe Herrſchaften werden als nicht zur Familie Haushuhn gehörig angeſehen, und morganatiſche Verbindungen mit ihnen gelten nicht als etwas Selbſtverſtändliches, ſondern als Ausnahmen. Dagegen wird ſeitens der Gluckhennen hüben und drüben, ſofern ſie nur gute Brüterinnen ſind, die Annahme untergelegter Eier durch deren Artfremdheit nicht ausgeſchloſſen, ebenſowenig wie ſpäter die Führung der ausgeſchlüpften Küchlein.

Als hauptſächlichſtes Stammtier der zahmen Hühnerraſſen unter den wilden Arten der Gattung Gallus betrachtet man wohl allgemein und gewiß mit Recht das im ſüdöſtlichen Aſien, auf Java und anderen benachbarten Inſeln heimiſche Bankivahuhn, den Gallus bankiva. Im Körperbau, wie in allen ihren Lebensgewohnheiten zeigt dieſe Art eine große Verwandtſchaft mit unſerem Hausgeflügel. Wir ſehen ſie auf Abb. 1 neben dem im Vordergrund links dargeſtellten prachtvollen, nach ſeinem franzöſiſchen Entdecker benannten Sonnerathuhn, dem Gallus Sonnerati, einem Bewohner des oſtindiſchen Feſtlandes. Man darf wohl annehmen, daß vielleicht auch dieſe Art und noch ein paar andere ſämtlich in Aſien heimiſche mit zu den Urahnen unſerer Hühner gehören. Einen ganz eigenartigen Schmuck beſitzt das Sonnerathuhn in den Federn des Halſes und Nackens, deren Schaft an der Spitze zu einer hellorangerot gefärbten dünnen Hornplatte erweitert iſt. Streicht man

Abb. 2. Italiener, Sebright- und Japan-Bantams.

Abb. 3. Dorking und englische Zwerghühner.

leicht mit der Hand darüber, so hört man ein eigentümliches leises Rauschen von der Reibung. Bei allen diesen wildlebenden Arten zeigt das Weibchen nicht nur das zur Genüge bekannte bescheidene Federkleid aller rechtschaffenen Hennen, frei von jeder prunkhaften Auftakelung, — sondern es fehlen ihm auch der schöne hochrote Kamm auf dem Scheitel und die ebenso gefärbten Glocken, die fleischigen Hautlappen am Kinn oder an der Wurzel des Unterschnabels. Die Abbildung läßt das sehr deutlich erkennen. Wir kommen noch auf dieses Fehlen des ursprünglich nur dem Hahn eigentümlich gewesenen Kopfschmuckes zurück. Wie wir sehen werden, hat nämlich die Kultur auch hier die alten biederen und einfachen Sitten und Gebräuche, die schlichten, gesunden Anschauungen beseitigt. Doch davon später.

Wenn wir uns nun den verschiedenen Hausrassen selbst zuwenden, wollen wir uns vom Künstler und seinen Bildern leiten lassen, die mir als führender Faden dienen sollen. Da ist vor allem das stattliche Italienerhuhn, das unsere Aufmerksamkeit fesselt. Abb. 2 zeigt es uns schwarz. Doch hat man davon auch noch alle möglichen anderen Farbenschläge. Ein hoher, aufrechter, tiefzackiger Kamm und stark entwickelte Glocken, beide von hochroter Farbe, zeichnen den Hahn aus. Dazu kommen am Hinterkopfe die Ohrlappen, eine dritte Art fleischig häutigen Kopfschmuckes, bei dieser Rasse fast stets von weißer Farbe. Das Italienerhuhn ist eine vorzügliche Eierlegerin, aber schlechte Brüterin. Mit welchen Mengen von Eiern es uns von seiner Heimat aus versorgt, ist ja bekannt. Leider verträgt es unsere strengen Winter nur bei sorgsamem Schutz. Doch sollen die „Leghorns", ein in Amerika gezüchteter Italienerstamm, weit widerstandsfähiger gegen Kälte sein und die Unermüdlichkeit im Eierlegen beibehalten haben. Wie das im Lauf der Jahrtausende bei den zahmen Rassen allgemeine Hennenmode geworden ist, hat sich auch das Italienerweibchen, vielleicht in einer Anwandlung von Emanzipationsbestreben, Kamm und Glocken, die Zeichen der Männlichkeit und Hahneswürde, ebenfalls beigelegt. Wir sehen es daher auf dem Bilde im Schmucke dieser Anhängsel, unter denen auch die weißen Ohrlappen nicht fehlen. Es ist nur gut, daß dieser Hahn keinen richtigen Schnurrbart trägt; die Hennen hätten sich ihn sicherlich auch wachsen lassen. Übrigens haben sie mit dem Kamm noch keinen ganz vollständigen

Abb. 4. Englische Kämpfer und Bramaputra.

Erfolg aufzuweisen, wenigstens nicht bei der Italienerrasse. Er wackelt nämlich hier etwas schlapp und liederlich zur Seite. Andere Hennen waren auch darin bereits glücklicher. Da ist's auch mit dem steif aufragenden Kamm erreicht.

Von Italien nach Java! Der Sprung führt uns zu der zierlichsten Rasse, den nach der gleichnamigen javanischen Provinz benannten Bantams, von denen es sehr verschiedene Farbenschläge gibt. Neben weißen, schwarzen, Gold- und Silberbantams auch fein gesprenkelte, gestreifte und gewellte, die sperber- und kuckucksfarbigen. Es sind alles niedliche Zwerghühner, hervorragend als Schmuck- und Luxusgeflügel. Abb. 2 bringt das Sebright- und ein japanisches Bantamhuhn. Jenes ward nach seinem ersten Einführer, dem Engländer Sebright benannt, der für eines der schönsten seiner Tiere einen Verkaufspreis von 29 Pfund erzielte, etwa die Kleinigkeit von 580 Mark unseres Geldes. Es kommt in allen oben genannten Farbenabänderungen vor. Vom japanischen Bantam sehen wir ein weißes mit schwarzem Schwanz, eine der schönsten Spielarten. Mit den Bantams verwandt ist auch das englische Zwerghuhn auf Abb. 3, ein niedliches Geschöpf, auffallend durch seine bis zum Erdboden herab befiederten Beine. Da es der zarten Füßchen halber nicht scharrt, darf man es sogar im Ziergarten umherlaufen lassen. Abb. 3 zeigt uns auch in der Dorkingrasse das beste Nutzhuhn der Engländer. Ein stattlicher Hühnerschlag, meist reinweiß oder schön grau gefärbt. Schlank im dünnen Knochenbau, aber muskulös und zartfleischig, ist es von hervorragendem Wert als Masthuhn, bewährt sich aber auf die Dauer nicht eben in dem ihm wenig zusagenden deutschen Klima. Es ist im Gegensatz zu den meisten Hühnern fünfzehig, hat zwei statt nur einer Hinterzehe. Noch eigenartiger ist das englische Kampfhuhn, ein echtes Sportstier, das uns Abb. 4 vorführt. Es zeichnet sich durch den langen spitzen Kopf mit schwachem Kamm aus, durch kräftige hohe, Beine, scharfe Sporne und den mehr nach hinten gerichteten Schwanz. Seine Hauptwaffe in den berüchtigten englischen Hahnenkämpfen ist der Sporn, auf den man oft noch eine scharf geschliffene Stahlspitze aufsteckt! Bei mustergültiger Rassecent-

wicklung zeigen auch die Hennen Neigung zum Spornansatz.

Nun zu den Riesen des Hühnergeschlechtes, den etwas plumpen Asiaten der Bramaputra- und Cochinchinarasse, die auf Abb. 4 und 5 dargestellt sind. Von beiden gibt es mehrere Farbenspielarten. Sie stehen einander verwandtschaftlich nahe. Von ihrer Heimat gelangten die Bramaputras über Amerika zu uns, die Cochinchinesen dagegen kamen auf dem nächsten Wege nach Europa. Der Laie unterscheidet sie leicht am Kamm. Der Bramaputrahahn hat den niedrigen, breiten, korallenartig geformten Erbsenkamm, während dieser Scheitelschmuck beim Cochinchinagockel die einfache, hohe und tief gezackte Form zeigt. Diese Asiaten erreichen ein recht achtbares Gewicht, doch ist ihr Fleisch ziemlich grobfaserig und gilt nicht als besonders feiner Braten. Dabei wird die Fleischmenge durch den starken Knochenbau verhältnismäßig beeinträchtigt. Ganz anders muten uns da schon die französischen Rassen an, La Flèche und Crève-Cœur, wenn sie als saftiger, zarter Braten die Tafel zieren. Wie sie uns ganz eigenartig auf dem Hühnerhof entgegentreten, zeigt Abb. 5 und 6. In der Farbe des Gefieders wechseln sie ab wie die meisten Rassen. La Flèche hat als auffallendes Merkmal den in zwei spitze Hörner auslaufenden Kamm, Crève-Cœur — „Herzeleidhuhn" — in beiden Geschlechtern die breite Federhaube. Diese zwei und noch ein paar andere französische Rassen, z. B. die Houdans, geben vortreffliche, zarte Masthühner. Das „Herzeleidhuhn" erreicht sogar die größte Leibesfülle und Feistheit unter seinen Landsmänninnen. Bei richtiger Rassereinheit ein ganz absonderliches Tier ist das Negerhuhn in Abb. 6. Es stellt dann wirklich den Nigger im Hühnerhaus vor, denn nicht nur das Gefieder, nein auch der zweispaltige Kamm, die Glocken, ja sogar Haut und Knochen sind schwarz. Der übrigens nicht schlechte Braten soll daher mehr eigenartig als einladend aussehen.

Doch wir müssen auch in Amerika Umschau halten, dem wir ein paar hervorragende Hühnerrassen verdanken, und den Weg dahin wollen wir über Hamburg nehmen, wo uns in Abb. 7 die prächtigen Hamburger Goldsprenkel entgegentreten. Sie sind nur einer unter den vielen schönen Farbenschlägen des Hamburger Huhnes. Dieses legt

Abb. 5. Cochinchina und La Flèche.

mit großem Fleiß seine Eier, brütet aber schlecht. Auch als Mastgeflügel empfehlenswert, gilt es in allen seinen Farbenabänderungen als gutes Nutzgeflügel. Vermutlich stammt von ihm das in Amerika gezüchtete Wyandotte-Huhn, die kleinere der beiden neuweltlichen Rassen, die wir auf Abb. 7 und 8 verkörpert sehen. Es sind das die stattlichen graubuntfarbigen Plymouth-Rocks, ein vortreffliches und dauerhaftes Nutzgeflügel sowohl für Eier- wie Fleischgewinnung. Sie verdanken ihre Entstehung einer vielfältigen umsichtigen Kreuzung und zählen sicherlich auch das Bramaputrahuhn unter ihren Vorfahren, haben also teilweise auch asiatisches Geblüt. Wir wir wissen, kam ja das letztgenannte Huhn zu uns auf dem Umwege über Amerika. Seine Beteiligung bei der Züchtung des erst 1879 nach Deutschland gelangten Plymouth-Rock ist also möglich und wahrscheinlich. Auch das allerdings nur Mittelgröße erreichende Wyandotte gilt als eines der besten Nutzhühner und wird auf vielen Geflügelhöfen mit Vorliebe gehalten. Es hat einen ziemlich breiten, aber nicht sehr hohen, gekräuselten Kamm und ist in mehreren schönen Farbenschlägen vorhanden. So hätten wir denn unseren Rundgang vor den Bildern des Künstlers vollendet, wenn nicht noch eine, man darf wohl sagen die schönste aller Luxushühnerrassen unser harrte, das aus Japan stammende stolze Phönixhuhn. Den Hahn davon zeigt uns Abb. 8. Die glänzende Farbenpracht seines Gefieders, namentlich aber die wundervollen Rücken- und Schwanzfedern, die oft die Länge eines Meters und noch darüber erreichen, weisen dem Tier die erste Stelle unter den Prachthühnern an. Es kommt nicht nur goldfarbig, sondern auch kuckucksgrau, gesperbert und selbst silberfarbig vor. Die weiße Abänderung gilt als die seltenste und steht am höchsten im Preise. Bevor wir Abschied nehmen, noch ein paar Worte über Züchtungs- und Kreuzungsversuche im allgemeinen. Die Hühnerrassen, deren es noch eine ganze Reihe anderer gibt, sind nicht nur äußerlich so sehr verschieden gestaltet. Sie zeigen auch eine große Mannigfaltigkeit in ihren inneren Eigenschaften. Nur wer mit Sinn und Verstand die

Abb. 6. Crève-Cœur- und Negerhahn.

Abb. 7. Hamburger Goldſprenkel und Plymouth-Rocks.

Raſſen kreuzt, mit Bedacht und Überlegung die Zuchttiere auswählt, kann gute Erfolge erzielen. Nichts iſt neben der Inzucht zum Herunterbringen von Stämmen geeigneter, als ziel- und planloſer Raſſenmiſchmaſch. Dabei hat die Erfahrung gelehrt, daß ein edelraſſiger Hahn mit weniger guten Hennen gepaart, eine Nachkommenſchaft bringt, die nach abermaliger Kreuzung mit Edelhähnen ſchon vortreffliche Ergebniſſe liefert. Das Umgekehrte iſt weniger empfehlenswert. Die beſten Raſſehennen geben mit minderwertigen Hähnen kaum rühmenswerte Sprößlinge. Und ſo iſt denn ein guter, edelblütiger Raſſehahn doch mehr als eine bloß krähende, faule Hühnerdrohne. Im Ernſt darf man das ſchon um der Millionen ſchmackhafter Backhähndel und feiſter Kapaune willen nicht tun, die alljährlich auf dem Erdenrund verſpeiſt werden. Früher pflegte man bekanntlich junge Hähnchen und Hühnchen durch einen operativen Eingriff zu angehenden Kapaunen und Poularden zu machen. In dieſem Zuſtand hatten die bedauerlichen Opfer menſchlicher Leckermäuligkeit nur noch Sinn für Speiſe und Trank, für Fett- und Fleiſchigwerden, denn von den zarten Trieben der holden Liebe wußten ſie ganz und gar nichts, hatten daher volle Muße ſich recht bald ein fettes, feiſtes Bäuchlein anzumäſten. Jetzt erreicht man den gleichen Zweck wohl überall auf weniger grauſamem Wege. Das hierfür beſonders geeignete junge Raſſegeflügel wird frühzeitig nach Geſchlechtern getrennt. Kleine zarte Anbandelungen hatten noch nicht ſtattgefunden. Die jungen Hähne ſowohl, wie die jungen Hühner, die nur ihresgleichen zu ſchauen bekommen, gewinnen ganz ſchiefe Lebens- und Naturanſchauungen. Von dem Vorhandenſein eines anderen Geſchlechtes hat ſo'n dummes Huhn keine Ahnung, bekommt daher auch keinerlei Gelüſte nach der Gründung eines eigenen Haus- und Familienſtandes. Um ſo eifriger verlegt es ſich auf die Freuden ſeiner Tafel und lohnt den argliſtigen Züchter durch zartes Fleiſch und frühzeitige üppige Leibesfülle. Das ſind die modernen Kapaune und Poularden, arme, liebeleere Geſchöpfe, mit denen wohl kein Dorfhuhn tauſchen möchte. Ganz anders die Laufbahn des fleißigen Legehuhnes. Beſcheiden fing es als junge Odaliske in der Weiberſchar eines ſtattlichen Hahnes an. Klein war anfangs die Zahl der

Abb. 8. Phönixhahn und Wyandotte.

wohl dorthin kleine Ausflüge unternimmt, grämt ein wackeres Huhn gar nicht. Das iſt ihm ſo der natürliche Lauf in der Hühnerwelt, — und kommt einmal ein anderer flotter Hahn gegangen, dann knüpft ſich ſofort ein gegenſeitiges Techtelmechtel an, denn auch der Henne iſt die Treue ein leerer Wahn. Der eigene Hahn freilich duldet ſolche Ungebührlichkeiten nicht, wenn er dazu kommt, und es gibt ſofort Raufereien zwiſchen den Nebenbuhlern. Nach einigen Jahren läßt auch das fleißigſte Legehuhn in ſeinem Eifer nach. Dann wird's Zeit, ihm noch einige Wochen mit recht nahrhafter, reichlicher Fütterung beizuſpringen, damit es noch mit Anſtand und Ehren als Suppenhuhn beſtehen kann. Hat man aber den richtigen Zeitpunkt verpaßt, dann erwacht im Huhn die Hennenrechtlerin. Sie hört ganz zu legen auf, es wachſen ihr die Schwanz- und Nackenfedern ungebührlich lang, ja ſie fängt ſogar an, ſich im Krähen zu üben. Kurz, ſie geht zum Fach der komiſchen Alten über. Hat man dann einen Freund, dem man nicht beſonders wohl will, ſo ſchenkt man ihm den Braten. Aber gut iſt's, ihm für die nächſten Wochen aus dem Wege zu gehen, bis Gras über der Tat gewachſen und der am ſehnigen Hühnerſchenkel ausgebiſſene Zahn des echten oder künſtlichen Gebiſſes vergeben und vergeſſen iſt.

Eier und noch beſcheidener deren Größe. Doch die Übung und das ausgiebige Futter zeitigen von Monat zu Monat ſchönere Erfolge, bis der Höhepunkt erreicht iſt. Dieſer hält wohl bei guter Pflege ein paar Jahre an, und das Legehuhn ſteht noch in Blüte, wenn ſeine zur Maſt verdammten gleichalterigen Geſchwiſter längſt verzehrt und vergeſſen ſind. Daß der Hahn ein lockerer Geſelle iſt, zum Mormonismus ſchwört und eine Schar von Weibern hat, ja daß er auch dieſen gegenüber nicht beſonders auf Treue hält und gern nach den Hennen des Nachbarhofes hinüberſchielt, auch

Vom Schreibtisch und aus dem Atelier.

Ein literarischer Femrichter. Von Paul Heyse.

Ich war gegen Mittag in der kleinen mitteldeutschen Residenzstadt angekommen, wo ich für einen Roman Lokalstudien zu machen wünschte. Das Städtchen liegt reizend an einem hellen Fluß im Schutze schöner Hochwälder, die wenigen Fabriken, die auch hier den Fortschritt der neuen Zeit bekunden, haben sich draußen vor den Toren angesiedelt, im Innern sind Straßen und Plätze so sauber gehalten, als wären sie nur die erweiterten Vorzimmer und Korridore des fürstlichen Schlosses, das etwas erhöht zwischen ihnen aufragt und mit patriarchalischem Wohlwollen auf die niederen Dächer der glücklichen Untertanen herabschaut. Ich gewann den Eindruck des behaglichsten idyllischen Friedens, an dem die Stürme der modernen Welt machtlos vorübergebraust sind, und als ich in der „Hofkonditorei" eine Tasse Tee trank, die mit Vanille gewürzt war, und nach dem Grunde fragend erfuhr, die hochselige Frau Fürstin habe ihn immer so getrunken, freute ich mich an der loyalen Gesinnung der Stadtkinder, die ihren Souveränen über das Grab hinaus Treue halten.

Der Lohn dafür war nicht ausgeblieben. Über jedem dritten Laden hing ein Schild mit der Inschrift „Hoflieferant".

Nachdem ich in der Stadt selbst mich gründlich umgesehen und ihre alten Wälle, auf denen jetzt schöne Baumanlagen Schatten spenden, umkreist hatte, war ich abends ziemlich ermüdet in meinem Hotel wieder angelangt und begehrte nichts, als nach einem frugalen Nachtessen früh zu Bett zu gehen.

Ich hatte aber die Rechnung — nicht ohne den Wirt, aber ohne einen seiner Gäste gemacht.

In dem sehr sauber mit Stuck verzierten Speisesälchen, wo zwischen den obligaten Porträts des regierenden Fürstenpaares auch die Bilder des Kaisers und der Kaiserin hingen, saßen außer ein paar Handlungsreisenden an verschiedenen Tischen eine Anzahl älterer Herren, Honoratioren der Stadt, die sämtlich Stammgäste zu sein schienen.

An einem kleineren Tische war eine Skatpartie im Gange. Ein langer, hagerer Herr in einem etwas altväterischen, bis oben zugeknöpften Rock und losem schwarzen Halstuch stand hinter den Spielern und „kiebitzte". Als ich eintrat und mich an den einzigen noch freien Tisch setzte, bemerkte ich, daß er sich nach mir umsah, mich scharf fixierte und sich dann das Fremdenbuch geben ließ. Er nickte, wie jemand, der eine Vermutung bestätigt findet, wandte sich dann aber dem Spiele wieder zu und schien mich nicht weiter zu beachten.

Doch nur, bis ich mein Mahl beendet hatte und mir eine Zigarre anzündete. Da verließ er den Spieltisch und trat an den meinen heran, indem er sich höflich verneigte.

„Erlauben Sie, verehrter Herr Doktor," sagte er, „daß ich Sie begrüße und Ihnen sage, wie sehr es mich freut, daß Sie meiner kleinen Vaterstadt die Ehre Ihres Besuches erweisen. Darf ich mir die Frage erlauben, ob Sie vorhaben, länger hier zu verweilen?"

„Nur bis morgen früh," versetzte ich, „so sehr mir die Stadt gefällt. Mit wem habe ich die Ehre?"

„Herr Doktor," erwiderte er, „mein Name ist ganz unberühmt" (er nannte ihn) „und kann Sie durchaus nicht interessieren. Vor langen Jahren freilich — da hofft' ich, mir einmal einen Namen zu machen. Dazu hat es nicht ausgereicht. Ich bin in der Herde geblieben, anstatt zum Hirten zu avancieren, und vegetiere nun so — fruges consumere natus."

Ich hatte mir den Mann indessen genauer betrachtet. Sein viereckiger Kopf besaß nur noch wenige schwarze Haare, die über eine Glatze gekämmt waren. Das Gesicht war sorgfältig rasiert, die Augen sahen mit einem klugen, ruhigen Blick unter buschigen Brauen hervor, die große Nase war regelmäßig geformt. Das Anziehendste war der feingeschnittene Mund, den beständig allerlei Fältchen umspielten, sarkastische, melancholische, zuweilen grollende. Man konnte sich kein ausdrucksvolleres Mienenspiel denken. Dabei hatte seine ganze Art, sich zu geben, trotz des altmodischen Anzugs nichts Kleinstädtisches.

Ich fragte, welchem Beruf er sich denn gewidmet habe, in dem es ihm nicht nach Wunsch gegangen sei. Da lächelte er halb verlegen, halb humoristisch.

„Einen Beruf," sagte er, „zu dem sich in unserem lieben Vaterlande nur allzu viele berufen glauben, da doch nur selten einmal ein Auserwählter darunter ist. Mit einem Wort: ich glaubte, ich sei zum Dichter bestimmt."

Als er dies Wort ausgesprochen hatte, ließ er sich auf einen Stuhl, der mir gegenüber stand, nieder und sagte: „Verzeihen Sie — ich will Sie nicht lange belästigen — Leute meines Schlages müssen Ihnen zu Dutzenden vorkommen — auch ist nichts Interessantes an ihnen, aber einen Augenblick möchte es mir erlaubt sein, einen Mann zu betrachten, der das geworden ist, was mir zu werden versagt blieb."

Ich sann darüber nach, was ich erwidern sollte, da mir der Mann für die banalen Phrasen, die man für getäuschte Hoffnungen bereit hält, zu gut schien. Da fuhr er plötzlich fort:

„Daß es mir für immer versagt bleiben würde, habe ich leider zu früh geglaubt. Das Beste an jedem Talent hat mir eben gefehlt: der Mut. Den hat mir jenes bekannte Wort eines der sieben Weisen Griechenlands: Erkenne Dich selbst! in der Brust erstickt. Von allen sogenannten weisen Worten das dümmste."

„Nein," fuhr er fort, da ich lächelte, „es ist mein voller Ernst. Es ist genau so dumm, als wenn man einem Menschen befiehlt, über seinen Schatten zu springen. Denn sehen Sie, wenn ich mich selbst beurteilen soll, wer steht mir dafür, daß ich urteilsfähig bin? Dazu müßte ich erst wieder das Ich, das ich erkennen soll, selbst erkennen und so mit Grazie in infinitum. Eine einfältige Zumutung, so eine moralische Vivisektion an sich selbst zu vollziehen. Denn eben das narkotische Mittel, den Schmerz dabei zu stillen oder doch abzustumpfen, die Eitelkeit, die das Objekt gleichsam chloroformiert, fälscht ja die Untersuchung. Und dann wird noch das verhängnisvoll, daß gerade die Anständigsten, die nicht Eiteln geneigt sind, sich selbst zu unterschätzen, wenn sie zu den Großen hinaufblicken. Ein Anfänger kennt ja auch die richtigen Maßstäbe nicht und weiß nicht, worauf es ankommt, daß man auch immerhin an dem Most, der sich absurd gebärdet, nicht verzweifeln soll, er würde noch einmal einen trinkbaren Wein geben. Freilich gibt es Fälle, wo Selbstkritik kein Kunststück ist. Daß ein lahmer Mensch einsieht, er sei zum Seiltänzer verdorben, oder einer, der kaum zwei mal zwei multiplizieren kann, begreift, er werde es in der höheren Mathematik nie weit bringen — das liegt auf der Hand. Allenfalls auch sittliche Urteile, z. B. daß man Hang zum Trinken, Spielen, Geldgewinnen oder Weiberverführen habe, und daß es wohlgetan wäre, diesen Neigungen entgegenzuarbeiten — solche Selbsterkenntnisse können noch mit einiger Sicherheit gefällt werden. Aber einem Menschen, der ein künstlerisches Talent in sich fühlt, zuzumuten, daß er ergründen soll, wie weit das allenfalls reiche, das ist geradezu unsinnig und kann in vielen Fällen unheilbaren Schaden anrichten. Hier muß man sich blindlings seinem Genius überlassen, numine afflatur ist hier die Parole. Auch ein Irrtum, ein Fehlschlag darf einem nicht weismachen, daß es auf diesem Wege ein für allemal nicht weitergehe; irren ist ja menschlich, und selbst die göttlichsten Menschen haben geirrt. Ein richtiger Künstler aber in seinem dunklen Drange ist sich des rechten Weges wohl bewußt, und wenn kein Weg wäre, der zum Allerhöchsten führte, er soll ihn nur getrost weiter gehen, es ist sein Weg, auf den ihn seine Natur gewiesen hat. Wer aber, wie ein Schulmeister einem Knaben, sich selbst eine Note gibt und erklärt, er sei zum Aufsteigen in eine höhere Klasse nicht reif, werde es wohl niemals werden, der versperrt sich törichterweise eigenmächtig den Aufstieg, der nur gelingt, wenn man sich nicht bloß auf seine Füße verläßt, die nur Schritt für Schritt vorwärts kommen, sondern auf die Flügel, die der Mut und das Selbstvertrauen einem an die Schultern heften — —"

Der Mann gefiel mir immer mehr, und auf das, was er sagte, war eigentlich nichts Triftiges zu erwidern. Nur um noch mehr aus ihm herauszulocken, sagt' ich: „Gewiß, lieber Herr. Aber Sie werden zugeben, daß es doch eine Grenze gibt, wo man selbst erkennen sollte, daß Mut und Selbstvertrauen Illusionen waren, wenn man nicht sein ganzes Leben an eine unerfüllbare Hoffnung verlieren soll."

„Das wird niemand bestreiten," erwiderte er. „Nur sollte man diese letzte Entscheidung nicht übereilen, nicht aus Kleinmut die Flinte zu früh ins Korn werfen, wie ich getan habe. Aber das kann Sie ja nicht interessieren."

„Im Gegenteil," sagt' ich — — doch ich will lieber, um nicht beständig ‚sagt' ich', ‚sagte er' einzustreuen, unsern Wechselreden das ‚Er' und ‚Ich' vorsetzen. Also:

Ich: Im Gegenteil. Es kann mir nichts angenehmer sein, als Näheres von Ihnen zu erfahren. Wenn ich Sie einladen darf, an meinem Wein teilzunehmen —

Er: Schönsten Dank. Aber ich bin Abstinenzler. Der Wein bringt mich immer in eine Stimmung, in der ich Welt und Menschen rosig ansehe. Die Ernüchterung ist dann um so schmerzlicher. Aber wenn Sie wirklich das Schicksal eines in herba verdorrten Kollegen interessiert — es ist nur eins von hunderten, doch wem es just passieret —

Nein, das Herz hat mir's nicht entzwei gebrochen. Es gibt noch immer allerlei Dinge, die zu genießen der Mühe des Lebens wert ist. Freilich so, wie ich mir's als junger Mensch geträumt hatte —!

Ich bin nämlich als einziger Sohn des hiesigen fürstlichen Rentmeisters zur Welt gekommen. Das Einkommen meines Vaters war derart, daß wir mit den bessergestellten Familien der Residenz rangieren konnten. Gleichwohl wollte mich mein Vater nicht studieren lassen, da er kränklich war und, wenn er früh stürbe, die Seinigen auf eine kärgliche Pension angewiesen wären.

Ich besuchte also die Bürgerschule und sollte Kaufmann werden.

Da aber rettete mich Apollo, wie Horaz singt.

Ich war schon ganz früh mit der Versewut behaftet, Gott weiß, wie ich dazu kam. Denn prosaischere Menschen, als meine guten Eltern, konnte es nicht geben, und auch in unserm teueren engeren Vaterländchen wehte

kein literarischer Wind. Trotzdem reimte ich schon als Neunjähriger wie toll und töricht drauf los und verfaßte auch mein erstes Drama, das nur den Vorzug hatte, nicht länger als acht kleine Oktavseiten zu sein. Da aber bekanntlich „Dichter nicht zu schweigen lieben", zeigte ich's meinen Kameraden, und so verbreitete sich der Ruf meiner frühreifen Poetenschaft erst in der Schule und von da aus im Städtchen und endlich sogar bis zu den fürstlichen Herrschaften im Schloß.

Auch da war sonst nicht viel von Dichtern und ihren Gesellen die Rede. Aber der Gedanke, daß von hier aus so etwas wie ein poetisches Wunderkind in die Welt gehen würde, machte doch Eindruck auf die Landesmutter. Der kleine Rentmeisterssohn wurde in das Boudoir Ihrer Durchlaucht geholt, mußte seine Verse vorlesen, wurde bewundert, aufgemuntert und mit Kuchen traktiert.

Ein paar Jahre später bewies das angehende Genie seine Dankbarkeit durch ein Carmen zur silbernen Hochzeit der Herrschaften, und als der Erbprinz bald darauf sich vermählte, durch ein Festspiel, das den halben Olymp allegorisch in Bewegung setzte und ungeheuren Erfolg hatte.

Sie werden im Vorbeigehen vielleicht unser Theater bemerkt haben. Es wurde nur selten darin gespielt, wenn das Personal der nahen Großstadt ein paar Gastrollen bei uns gab, dann immer nur kleinere Schau- und Lustspiele. Doch auch diese regten mich ungemein an, und das übrige tat die Lektüre der klassischen Dramen.

Das beste an jenem Erstlingserfolg war aber, daß meine fürstliche Gönnerin meinem Papa erklärte, sie übernehme die Kosten meiner höheren Ausbildung, ich müsse zunächst das Gymnasium, dann die Universität besuchen.

Sie können denken, wie glücklich ich war.

Aber ich will Sie nicht mit einem ausführlichen curriculum vitae langweilen. Genug, ich kam endlich auf die Universität, studierte natürlich Jura, weil auch Goethe Jurist gewesen war, und vielleicht mit noch geringerem Eifer. Mein Sinnen und Trachten ging darauf, ein großer Dramatiker zu werden.

Ein gnädigstes Stipendium machte es mir möglich, nachdem ich das erste Examen absolviert, die Haupttheater Deutschlands zu besuchen, Wien, Berlin, Dresden. Es war noch die gute Zeit, ich sah Anschütz, die Rettich, den jungen Sonnenthal, in Berlin Döring, Hoppé, die Crelinger, dann die Bayer-Bürck, Dawison, Emil Devrient und wie viele andere. Dabei reifte im stillen das große Stück heran, mit dem ich beweisen wollte, daß alle Gunst und Gaben meiner Wohltäterin nicht an mir verschwendet gewesen seien.

Ich erlebte diese Premiere natürlich an keiner jener größten Bühnen, doch immerhin an einem ansehnlichen Stadttheater, das über ein gutes Personal verfügte. Auch war's nicht eigentlich ein Durchfall. Aber die höfliche Teilnahmlosigkeit des Publikums berührte mich fast schmerzlicher, als ein totales Fiasko getan hätte.

So auch die herablassende Gönnermiene, mit der mich die Presse behandelte. Gegen verdammende Urteile im einzelnen hätte ich mich innerlich zur Wehre gesetzt, mich allenfalls, wenn sie berechtigt gewesen wären, dazu anstacheln lassen, auch die Tugenden dieser meiner Fehler geltend zu machen. Aber die kühle Abfertigung, als ob dieser junge Mensch überhaupt nicht ernst zu nehmen sei, schlug mich dermaßen nieder, daß ich ein paar Wochen lang wie gelähmt herumging und mich mit dem selbstmörderischen Scharfsinn voreiliger Selbsterkenntnis ein für allemal zu den Toten warf.

Ich habe das Manuskript nach langen Jahren wieder einmal angesehen und erkannt, daß ich damals sehr übereilt gehandelt hatte. Es war natürlich kein Meisterwerk, aber es steckte was drin, was nur gerade gar nicht dazu geeignet war, dem Publikum und den Herren von der Kritik zu imponieren. Ich hatte alles vermieden, was bloß theatralisch, nicht dramatisch und dichterisch gewesen wäre, war mit ästhetischer Keuschheit dem Effekt gewissenhaft aus dem Wege gegangen, und da die Schauspieler mir zu helfen gedachten und meinen der Natur abgelauschten Figuren etwas aus ihren Mitteln geliehen hatten, war sogar der einzige Reiz einer gleichmäßigen Schlichtheit und Echtheit verloren gegangen.

* * *

Er sah mit einem schwermütigen Ausdruck vor sich hin, rief dann den Kellner und ließ sich einen Schoppen Wein bringen.

Ich: Warum wollen Sie nicht von meiner Flasche trinken?

Er: Der ist mir zu schwer. Wie gesagt, ich muß meine nüchterne Stimmung möglichst konservieren. Aber wenn ich an mein verfehltes Leben denke, brennt mir's auf der Zunge, das muß ich zu löschen suchen. Ihr Wohl, verehrter Herr!

Wir stießen miteinander an.

Ich: Am Ende hat es Ihr Schicksal doch nicht so schlecht mit Ihnen gemeint, da es Sie gleich bei der ersten Ausfahrt auf die rasende See des Theaters, die so viele Opfer verschlingt, schon im Hafen scheitern ließ. Ich zweifle nicht, daß Sie viel Gutes und Schönes zustande gebracht hätten. Aber wie Sie mir Ihre geistige Anlage schildern, so gar nicht dazu angetan, mit den Wölfen zu heulen, wären Ihnen in dieser großen Lotterie wahrscheinlich auf einen Gewinn fünf Nieten gekommen, und die letzte Resignation hätte Ihnen mehr Herzweh gemacht, als die erste.

Er: Darin haben Sie gewiß recht. Und doch — wer eine noble Passion treibt, dem ist eben diese die Hauptsache, nicht, was er dabei gewinnt. Es lebt hier ein passionierter

Jäger — Sie haben ihn vorhin selbst gesehen, der große Herr mit dem Vollbart bei der Skatpartie — nun, der geht beständig auf die Jagd, und es heißt, daß er froh ist, wenn er im ganzen Jahr drei Hasen und sechs Rebhühner schießt. Aber wozu noch darüber lamentieren? Auch wenn ich immer vorbeigeschossen hätte, — auf dem Anstand zu stehen — so hinter den Kulissen —, zu horchen, ob eine Kugel getroffen hat — kurz, das ganze Leben und Treiben bei diesem Geschäft — es hätte mein Blut beständig in Glut und Wallung erhalten.

Na, es war dafür gesorgt, daß es auch so nicht einfrieren konnte.

Vom Theater konnt' ich sobald nicht lassen. Sie wissen, wer einmal tragisches Blut geleckt hat —! Na, da bin ich denn, wenn ich nicht schöpferisch mittun sollte, unter die Kritiker gegangen.

Ich: Hm! Und das hat Sie befriedigt?

Er: Warum nicht? Erlauben Sie mir die Frage: Wie denken Sie von der Kritik? Nicht zum besten, wie mir scheint.

Ich: Je nun, vor einer Institution, die Gott selbst angeordnet hat, muß man doch wohl Respekt haben.

Er: Gott selbst?

Ich: Hat er nicht im Paradiese den Baum der Erkenntnis von Gut und Böse wachsen lassen, doch gewiß in der Voraussicht, daß die ersten Menschen davon essen und ihre Erkenntnis nicht für sich behalten würden? Nun, und zu der Kritik über Gut und Böse gesellte sich naturgemäß doch auch die über Schön und Häßlich, so daß die Leute, die, solange die Welt steht, sich einen Beruf daraus gemacht haben, über alles, was künstlerisch geschaffen wird, ihre Meinung abzugeben, sich jedenfalls Kritiker „von Gottes Gnaden" nennen dürfen.

Er (lachend): Sie scherzen. Aber nein, in allem Ernst: halten Sie den Beruf des Kritikers für überflüssig?

Ich: Etwas, das aus der menschlichen Natur hervorgeht, also eine notwendige Funktion unseres Organismus ist, kann doch wohl nicht überflüssig sein, und wenn es nur ein notwendiges Übel wäre. Freilich, manches ist ja in der Schöpfung vorhanden, dessen besonderen Nutzen wir nicht einsehen. Zuweilen will es mir scheinen, als ob der Hauptvorteil der Kritik nur darin bestehe, daß die Herren Kritiker ihre Meinung loswerden, die ihnen sonst wie jede ungehaltene Rede auf die edleren Teile schlagen würde, daß sie ihre Weisheit an den Mann bringen, ihre Galle lüften können. Solange das ohne persönliche Bosheit geschieht, ohne Schadenfreude, ist das ja auch ganz löblich, da es zur Selbsterhaltung dient. Im übrigen wird der Nutzen der gedruckten ästhetischen Urteile wohl immer in bescheidenen Grenzen bleiben, die beste Kritik nicht viel nutzen, die schlechteste nicht viel schaden.

Er: Wie? Sie glauben nicht, daß das Publikum ein Interesse daran habe, von einsichtigen Kunstrichtern über Wert und Unwert einer Novität aufgeklärt, überhaupt ästhetisch erzogen zu werden?

Ich: Gewiß. Wenn es nur überhaupt erziehungsbedürftig oder -fähig wäre! Was verlangt es aber vom Kritiker? Ein paar Schlagworte, die es in seinen eigenen Äußerungen über ein neues Werk gebrauchen könnte, ein paar weise und überlegen klingende Redensarten, keine allgemeinen Maßstäbe, nach denen sich auch diese Erscheinung messen ließe. Wenn es anders wäre, hätte nicht die Bemühung eines der scharfsinnigsten dramaturgischen Kritiker aller Zeiten eine tiefere Wirkung gehabt und den Geschmack des Theaterpublikums auf lange hinaus gereinigt? So aber ist Lessing die Stimme des Predigers in der Wüste geblieben. Und wer möchte heutzutage Abhandlungen über Stücke und ihre Darsteller im Geschmack der Hamburger Dramaturgie lesen, noch dazu manchmal erst viele Wochen nach der Aufführung? Was das Publikum verlangt, sind jene kleinen, nachts hingeworfenen Referate, natürlich nach der guten oder schlechten Stimmung des Rezensenten gefärbt, und am andern Tage eine möglichst amüsante, witzige, wenn auch boshafte ausführliche Besprechung. Und da der Kritiker literarischen Ehrgeiz hat, braucht er nicht einmal ein böser Mensch zu sein, um lieber geistreich zu tadeln, als warmherzig zu loben, was ja auch viel schwerer ist und kein Leser ihm sonderlich dankt.

Er: Jawohl, die Macht, die durch dies Metier oft ganz Unberufenen in die Hände gelegt wird, verdirbt einen Charakter, der nicht streng in sich gefestigt ist. Man muß auch billig sein. Ein Mensch, der bisher gar nichts bedeutete, von niemand beachtet wurde — auf einmal, wenn er Zugang zu einer Zeitung gefunden hat, müssen so und so viele Leute, die morgens zum Kaffee diese Zeitung lesen, von seinen Meinungen und Urteilen Notiz nehmen. Ist's ein Wunder, wenn ihm dieser plötzliche Umschwung zu Kopfe steigt, er die Macht, die er nun besitzt, mißbraucht und solchen, die vielleicht bisher ihre Überlegenheit ihn haben fühlen lassen, nun seinerseits beweist, daß mit ihm nicht gut Kirschen essen ist? Es ist gar zu verführerisch, sein Mütchen an Wehrlosen zu kühlen. Alfred de Musset hat das so reizend ausgesprochen:

(Und nun deklamierte er mit drolligem Pathos und einem fein sarkastischen Grinsen die Verse:)

„Wie süß ist's, Freund, an nichts ein gutes Haar zu lassen!
Ein totgeborner Geist, der Ohnmacht sich bewußt,
Wie rächt er sich dafür, daß er nichts kann, mit Lust!
Ward ein verdienter Kranz an irgendwen verliehen,
Wie süß, nach Haus zu gehn, die Stiefel auszuziehen,

Den Mann für einen Tropf und Stümper zu erklären
Und über seinen Ruhm ein Tintfaß auszuieeren,
Und steht uns zu Gebot ein dunkles Winkelblatt,
Drin abzuleugnen, was man selbst gesehen hat!
Die höchste Wollust ist die anonyme Lüge."

(Dann, in sich hineinkichernd:) Hahaha! Dem guten Musset scheint ein Rezensent bei einem seiner reizenden Proverbes übel mitgespielt zu haben, so daß ihm die Galle überlief und er den Charakterkopf des hämischen Rezensenten in seiner ganzen Häßlichkeit aufs Papier warf. Indignatio facit versum. Nun, von der Sorte gibt's, Gott sei Dank, nur wenige Exemplare. Die meisten betreiben das Geschäft, wenn sie's nicht bloß, was ja meistens der Fall ist, ihres Unterhalts wegen tun, in der Überzeugung, damit etwas Nützliches und für die fortschreitende Kultur Unentbehrliches zu leisten, als Lehrer und Führer ihrer Zeitgenossen, denen sie es schuldig seien, ihr Licht nicht unter den Scheffel zu stellen. Sie würden es für einen Raub halten, wenn sie den Armen am Geist ihre Weisheit vorenthielten. Vor solchen ehrlichen, braven Leuten, auch wenn sie sonst das Pulver nicht erfunden hatten, hab' ich immer einen aufrichtigen Respekt gefühlt.

Und dann, was sich die hohen Regierungen gefallen lassen müssen, daß der beschränkte Untertanenverstand ihre Maßregeln sich genauer ansieht, ob sie Hand und Fuß haben, das müssen auch die Herren Dichter hinnehmen, ohne zu murren. Wer da bauet an der Straßen, muß sich von jedermann meistern lassen, wenn es auch die liebe Eitelkeit kränkt und den Geschmack des Erbauers nicht ändert. Der alte Ariost war ein kluger Mann, der schrieb bekanntlich außen an sein Häuschen in Ferrara, wo ich's noch selbst gelesen habe:

„Klein, doch passend für mich, doch niemand im Wege, doch ohne
Schmutz, und mit eigenem Geld hab' ich das Haus doch bezahlt" —

was in kürzerer Fassung heißt: „Bleibt mir vom Leibe mit eurer Kritik, ihr Gassenjungen!" Meinetwegen also mag die Kritik auf das Publikum wenig Einfluß haben. Aber sollte sie sich nicht um die Darsteller verdient machen können?

Ich: Um die Darsteller? Haben Sie denn je einen Schauspieler gekannt, für den eine Kritik, die ihn nicht energisch lobte, überhaupt vorhanden war? Der nicht in jedem Journalisten einen persönlichen Feind gesehen hätte? Und man kann's den Herren und gar den Damen nicht einmal verdenken. Die Nachwelt flicht ihnen keine Kränze; diejenigen, die ihnen von der Mitwelt zugeworfen werden, sollen wenigstens keine Dornen enthalten. Und dann, selbst wenn sie belehrt sein wollten, wie selten können sie sich gute Lehren wirklich zunutze machen, als höchstens in äußeren Dingen, falschen Betonungen, schlechten Angewohnheiten? Schon die Auffassung einer Rolle — selbst wenn Alba einsähe, daß er Schrecken einflößen sollte —, die Natur aber hat ihm vielleicht eine zu hohe Stimme und ein sanftes Augenpaar verliehen. Mit dem besten Willen kann er nichts Dämonisches in sein Spiel legen, wie der Herr Kritiker mit Recht verlangt. Und so in hundert Fällen. Nein, lieber Herr, auch die feinen Bemerkungen Lessings über das Spiel gewisser Mimen waren an diesen verloren. Zuletzt kann niemand aus seiner Haut und seiner Länge eine Elle zusetzen, so daß es völlig unnütz ist, einem armen Teufel vorzuhalten, daß einem seine Nase nicht gefällt, weil sie zu seiner Rolle nicht paßt.

Er: Auch das will ich Ihnen im allgemeinen zugeben. Und freilich ist's den Mimen nicht zu verdenken, wenn sie sich höchstens vom Regisseur eine Belehrung gefallen lassen, der doch wenigstens „vom Bau" ist und kein laienhafter Besserwisser. Wenn aber die Kritik für Publikum und Schauspieler unnütz wäre, die Dichter wenigstens sollten doch dankbar sein, einen Menschen zu finden, der es mit ihrem Werk ernst nimmt und es nach wohlbegründeten Maßstäben mißt. Notabene, ich spreche nur von der redlichen und einsichtigen Kritik. Die Mussetschen Neider und Hasser können natürlich nicht in Betracht kommen.

Ich: Redliche und einsichtige Beurteiler? Ja, wissen Sie nicht und haben's an sich selbst erlebt, wie dünn die gesät sind? Ist es nicht eine Tatsache, daß ein Mensch, der seinen Beruf verfehlt und nur eine Primanerbildung erlangt hat, sich immer noch getraut, dramatischen Dichtern, die längst ihren Platz gefunden haben, ihre Hefte zu korrigieren, wobei sie sich gewiß meist für redlich und einsichtig halten? Wie sagte Voltaire zu einem Dramatiker, der sich über die vernichtende Kritik in einer Zeitung beklagte: Qu'est-ce que c'est qu'un journal? Un journal c'est un jeune homme.

Er (lachend): Gewiß, in neun Fällen von zehn. Aber gleichviel, der zehnte verdient doch gehört zu werden, und wenn alle schwiegen und nur die blöde Menge ihr Votum abgäbe, wäre dem Autor doch auch nicht damit gedient. Hat nicht Hegel einmal gesagt: Die Strafe ist das Recht des Verbrechers? Nun, auf die Literatur angewendet, mag das heißen: Die Kritik ist das Recht des Autors.

Ich: Glauben Sie aber nicht, daß die meisten, die ein Theaterstück verbrochen haben, wie alle anderen Verbrecher auf dies Recht gern verzichten würden? Denn auch die Zwecke, die der Strafrichter mit seiner Gesetzgebung im Auge hatte: Abschreckung und Besserung, werden so wenig bei den dramaturgischen Verbrechern wie bei den gemeinen erreicht. Jeder tut, was er nicht

Digitized by Google

lassen kann, zumal er in Verlegenheit ist, welchen Weg zur Besserung er einschlagen soll, da die Ratschläge seiner Erzieher sich oft diametral widersprechen. Und so wird es für den Dramatiker das klügste sein, nur auf sein eignes Gewissen und die Lehre der großen Meister zu lauschen und nach dem Zeitungsgeschwätz in betreff seiner redlichen Arbeit überhaupt nicht hinzuhorchen.

Er: Diesen Rat wird doch aber schwerlich jemand befolgen, dem nicht seine eignen dichterischen Gestalten und was man von ihnen denkt, so gleichgültig sind wie Hekuba. Anfänger nun am wenigsten.

Ich: Jawohl, auch unter meinen längst in Ehren ergrauten Kollegen kenne ich manche, die am Morgen nach einer ersten Aufführung, wo sie über die Mängel ihres Werkes durch das Bühnenbild sich belehrt und daneben auch Freude an sich selbst gehabt haben, sich diese Freude nachträglich trüben und verderben lassen, indem sie sämtliche Zeitungsberichte über ihr Stück lesen. Gewisse schnöde Verunglimpfungen, von Leuten ausgehend, die Grund zur Eifersucht oder sonstigem Mißwollen haben, sind nicht einmal das empfindlichst Schmerzende. Gerade die „redlichen und einsichtigen" Urteiler können am meisten aufregen, wenn sie offenbar irrige Meinungen aussprechen, Mißverständnisse sogar des bloßen Tatbestandes, die mit zwei Worten zu berichtigen wären. Und diese zwei Worte auszusprechen, verbietet das strenge Herkommen, nach dem ein öffentlich getadelter Autor sich nicht öffentlich rechtfertigen darf, wie es wissenschaftlichen Rezensionen gegenüber erlaubt ist. Welchen Nutzen hat also der Dichter von solcher Kritik? Kann er überhaupt selbst einem wohlwollenden Zuschauer zutrauen, über ein Stück, das er nur einmal gesehen hat, vielleicht in einem schauspielerischen Zerrbilde, dennoch besser Bescheid zu wissen, als der Verfasser selbst, der Jahr und Tag mit dem Stoff gerungen und all seine Tiefen und Untiefen kennen gelernt hat? Dem schon bei der Aufführung vollends klar geworden ist, woran es fehlt und aus welchen Gründen? Allerdings — wenn außer dem Votum des Publikums im Theater nichts weiter über eine neue Dichtung verlautete, wär's den Dichtern auch nicht recht; sie wollen's Schwarz auf Weiß haben, wie ihre Leistung gewertet wird. Als ob ein irgend bedeutendes Werk jemals sofort erkannt und anerkannt würde, gerade das genialste nicht seiner Zeit voraus wäre. Von berühmten Beispielen wimmelt's geradezu. Aber auch eine bescheidene Arbeit, die in der ganzen Persönlichkeit des Schaffenden wurzelt, wie kann der Autor erwarten, daß ihr Gerechtigkeit widerfahren solle, ehe die Zeit dieser seiner Gesamtpersönlichkeit gerecht geworden ist? Wieviel Mißurteile bewahrt die Literaturgeschichte, die nur zu erklären sind aus der beschränkten Sehweite des Urteilenden? Hat nicht selbst Goethe von Heinrich von Kleists Dramen einen so unzulänglichen, schiefen Begriff bekommen, weil er das tiefste Wesen dieser ungewöhnlichen Erscheinung nicht aus den Bedingungen seiner Zeit und seines persönlichen Schicksals zu deuten wußte? Und der wohlmeinendste Kritiker, wenn er nicht zu den besonders erleuchteten gehört, sollte sich vermessen, ein vielleicht bescheidenes, aber in seiner Eigenart einziges Werk über Nacht richtig zu taxieren, ohne den Maßstab für die Stellung des Autors zum Geist der Zeit überblicken zu können? Wie oft ist das Unscheinbare, das vom Prahlerischen zuerst in Schatten gestellt worden, später zu Ehren gekommen, weil es echt war und das Echte der Nachwelt unverloren bleibt?

Er: Hm! — Ja! — Allerdings.

Ich: Nun werden Sie's verstehen — wenn ich von mir selbst sprechen darf — daß ich, nachdem ich bei meinen ersten Versuchen all das erfahren und gesehen hatte, wie wenig ich von Rezensionen lernen könnte, was mir nicht mein eignes Bewußtsein oder redliche Freunde schon gesagt hätten, hinfort ein für allemal kein Zeitungsblatt in die Hand nahm, worin von meinen Stücken die Rede war — natürlich auch nicht, wenn ich hörte, ich sei darin gelobt worden. Ich habe mich sehr wohl dabei befunden, und was ich auf dem Gebiet des Dramas im Lauf der Jahre zustande gebracht habe, mag es noch so anfechtbar sein, glauben Sie, daß es besser geraten wäre, wenn ich auf die wohlmeinenden Herren gehört hätte, die mir immer wieder vorhielten, ich sei nur ein Novellist und sollte mich mit dem Theater nicht einlassen? Ich hielt es damit, wie Ihr passionierter Jäger, der im Jahre höchstens drei Hasen schießt. Aber wie er die Waldluft braucht zu seiner Erfrischung, so tut die Luft hinter den Lampen meinen geistigen Lungen wohl. Und da ich niemand damit weh tat, warum sollte ich nicht tun, was ich nicht lassen konnte?

Er: Freilich, wenn ich dies alles, so wie Sie mir's jetzt vorstellen, schon damals, als ich unter die Kritiker ging, bedacht hätte, wäre mir viel verlorene Liebesmüh erspart geblieben. Damals aber war meine Theaterpassion noch auf ihrer Höhe. Da ich den Mut verloren hatte, auf den Brettern selbst mitzutun, in ihrem Dunstkreis mußt' ich doch leben, und wie Sie vorhin gesagt haben: ich mußte den Mund überfließen lassen von dem, des mein Herz voll war, oder ich wäre daran erstickt. So fand ich denn für meine Leidenschaft allerlei hochklingende Namen. Ich glaubte, eine „Mission" zu haben, dem Verfall des deutschen Theaters entgegenzuarbeiten; die Kritik sei das „ästhetische Gewissen" der Nation, und was der schönen Mänteichen mehr waren, mit denen ich meine Liebhaberei als eine sittliche Pflicht drapierte. Das eine aber darf ich mir zur Ehre nachsagen, daß das Goethesche Wort:

„Wer uns am schärfsten kritisiert?
Ein Dilettant, der sich resigniert —"

auf mich keine Anwendung fand. Ja es scheint mir nicht einmal im allgemeinen richtig. Ein Dilettant, der sich nicht resigniert, ist der grausamste Höllenrichter, denn er sieht überall Menschen, die ihm im Wege stehen, die er vernichten möchte, um für seine eignen Erzeugnisse freie Bahn zu haben. Ich dagegen war wirklich nur von dem Streben beseelt, jedem sein Recht anzutun und seine Ehre zu geben, und wo sich ein Unbefugter eindrängte, ihm ruhig, ohne boshaften Witz oder heftige Schmähungen die Tür zu weisen.

Damit versah ich's aber weit.

Ich hatte Zugang zu ein paar Zeitungen erhalten, einer, die an dem Ort, wo ich lebte, erschien, und zwei auswärtigen. Die versorgte ich nun mit meinen kritischen Expektorationen. Es war eine größere Stadt, die ein recht bedeutendes Theater hatte. So war mein Geschäft auch ganz angenehm, da ich vornehmlich Gutes anzuerkennen hatte und oft auch gegen den unsicheren Geschmack des Publikums einen Autor in Schutz nehmen konnte. Da aber meine Kollegen an den anderen Orten zuweilen minder gutartige Leute waren, erhielt ich von den auswärtigen Redaktionen erst Anfragen, dann Ermahnungen, die Feder nicht in Milchsaft zu tauchen, nicht mit pedantischem Raisonnement, das die Leser nur langweile, meine Urteile beweisen zu wollen, sondern pikante Feuilletons zu verfassen. Als ich dies nicht über mich bringen konnte, wurde mir gekündigt. Auch in meinem Wohnort selbst beklagte sich der Herausgeber über meine zu wenig gesalzene und gepfefferte Schreibart, und da er jemand fand, der es besser verstand, das Publikum zu amüsieren, selbst auf Kosten der Wahrheit, so ward ich auch hier verabschiedet.

Ich ging dann fort und versuchte es in anderen Städten — mit dem gleichen Erfolg. Da ich auf Zeitungshonorare nicht angewiesen war — zu dem kleinen ererbten Vermögen kam noch eine Pension, die meine fürstliche Gönnerin trotz der nicht eingetroffenen Hoffnungen auf die Zukunft des Wunderkindes in ihrem Testament mir ausgesetzt hatte — so konnt' ich's mit ansehen, daß ich zu gut war für diese Welt, die die Bretter bedeuten. Ich ließ mich also nicht entmutigen und hoffte mit Goethe, daß das Gute wachse, wirke, fromme, und daß der Tag des Edlen endlich komme.

Sie werden lachen, verehrter Herr, oder mich jedenfalls für nicht ganz richtig hinter der Stirn halten.

Ich hab's denn auch endlich selbst eingesehen, daß ich gegen Windmühlen kämpfte. Noch einen letzten Versuch macht' ich, indem ich in einer Broschüre einmal mit wissenschaftlichem Ernst und, wie ich glaube, dialektischer Schärfe mich über unser modernes Theater vernehmen ließ. Es war aber gerade der Beginn der neuen Ära, des Realismus und Naturalismus, und die ihr angehörten, hatten das Wort in allen Tagesblättern. So fanden sie es zweckmäßig, sich zum Totschweigen meiner Abhandlung zu verbünden, und ich hatte keinen anderen Erfolg von der Sache, als daß ich die Druckkosten bezahlen mußte.

Über meine Wirksamkeit als öffentlicher dramaturgischer Schriftsteller war ich nun endlich aufgeklärt. Die Theaterpassion aber dauerte fort und auch die Empörung über die Unverantwortlichkeit der gewöhnlichen Zeitungskritik. Um nun nicht daran zu ersticken, verfiel ich auf einen sonderbaren Gedanken, der mir auch eine gute Weile half, meinen Gerechtigkeitssinn zu befriedigen.

* * *

Er schwieg ein wenig, trank den Rest seines Weines aus und sagte dann: Schwatz' ich Ihnen auch nicht zu viel vor? Vous l'avez voulu. Übrigens bin ich gleich fertig, und wir können den Herrn Oberkellner erlösen, der schlaftrunken dort auf dem Stuhle hin und her schwankt. Denn mit drei Worten ist es gesagt, was ich anfing, nachdem ich als Zeitungsreferent abgewirtschaftet hatte: ich wurde literarischer Femrichter.

Sie sehen mich groß an. Aber es ist wirklich so: ich verpflanzte das uralte Amt, heimliche Gerechtigkeit zu üben, wo große Sünder sich dem Arm des öffentlichen Gerichts entzogen, auf das Gebiet der Theaterkritik.

Ich lebte damals in Berlin, wo meine früheren Kollegen von der Presse nicht besser und nicht schlechter sind als in anderen großen Städten. Nur durch die größere Menge können sie zuweilen mehr Unheil stiften und ein armes Opfer geradezu erdrücken. Wie singt Basilio?

„Und der Arme muß verzagen,
Den Verleumdung hat geschlagen.
Schuldlos geht er und verachtet
Als ein Ehrenmann zugrund'."

Na, so schlimm kommt es selten. Dafür sorgt die Konkurrenz, denn gegen so und so viel ungerechte Kritiker machen sich doch auch etliche gerechte geltend. Freilich, da, wie wir wissen, das Publikum einen unwiderstehlichen Hang hat, Hinrichtungen beizuwohnen, sind dergleichen Justizmorde sicher, ohne Appellation vor sich zu gehen, was doch auch nur ein schwacher Trost wäre, wenn der arme Sünder erst zu Ehren kommt, nachdem er ausgelitten hat. Die Hoffnung einer fröhlichen Urständ an anderen Bühnen ist ja gering. Berlin erfreut sich nun einmal der unheilvollen Vorherrschaft im Bereich des Theaters.

Da hielt ich's nun wieder für meine „Mission", ein bißchen Nemesis zu spielen, wenigstens den ungerechten Richtern, deren Sentenzen ich freilich nicht umstoßen konnte, ans Gewissen zu schlagen, falls sie ein solches noch besaßen.

Ich verfolgte die Kritik in sämtlichen größeren Zeitungen. Wo ich auf die Be-

Digitized by Google

sprechung eines neuen Stückes stieß, das ungerechterweise, wie mir's vorkam, mit schnöden Witzen verrissen wurde, verfaßt' ich einen Fembrief an den Rezensenten, in dem ich ihm sein Unrecht in ernstem, aber gemäßigten Tone vorhielt. Ich wolle ihn nicht bewußter Verleugnung der Wahrheit zeihen, nur der Leichtfertigkeit. Denn eines so geringen Maßes von ästhetischem Verständnis, daß er wirklich nicht erkannt hätte, wie unzutreffend sein Urteil gewesen, könne ich einen so geistvollen ꝛc. Mann der Feder nicht fähig halten.

Nicht wahr, der alte Idealist tauchte auch in der Maske des wirklichen geheimen Femrichters wieder auf? Ich konnte ja wissen, daß ein Journalist, qui se respecte, anonyme Zuschriften unbesehen in den Papierkorb wirft. „Nicht einmal gelesen!" hätte ich mir mit Gräfin Orsina sagen sollen, und hatte ja selbst Briefe von namenlosen Schreibern stets mit äußerster Verachtung behandelt. Was hätte aber mein völlig unbekannter Name zum Erfolg meines Unternehmens beitragen können? Und ich enthielt mich ja auch aller Schmähungen und Verdächtigungen, mit denen anonyme Briefschreiber sonst um sich zu werfen pflegen. Meine Proteste waren rein sachlich gehalten. Aber freilich, was kommt es Leuten auf Sachlichkeit an, die nur persönlichen Motiven folgen, wenigstens von ihrer eigenen Person die Meinung haben, daß sie unfehlbar sei?!

Daß ich einen sonderlichen Erfolg von meiner geheimen Justiz, eine Besserung der Sünder wenigstens erreicht hätte, konnte ich nicht bemerken. Indessen war ich zufrieden, wenn der Gewissensbiß wenigstens im stillen gesessen hatte, und für mich selbst war's ein Gewinn, mein Herz erleichtert zu haben, pour acquit de conscience.

Ein paar Jahre — ja, denken Sie! wirklich so lange! — trieb ich dies Handwerk, das nicht einmal einen goldnen Boden hatte, wie das der öffentlichen Ankläger und Verteidiger. Was für causes célèbres sind mir nicht alles vorgekommen! Auch um ein paar Dramen von Ihnen habe ich mir auf diese Weise ein verschwiegenes Verdienst erworben. (Ich verbeugte mich.) Manchmal freilich, wenn's einer gar zu bunt machte, hatte ich große Mühe, meinen Grimm zu zügeln. Ich beneidete dann meine Kollegen von der richtigen alten Feme, die mit einem von ihr verurteilten Schuft kurzen Prozeß machten und ihn einfach aufhängen oder ihm das Messer in die Brust stoßen ließen. Ich schrieb dann nur in etwas schärferer Tonart und spickte meine Diatribe mit etlichen blutigen Sarkasmen.

Daß durch das dicke Fell, das die Herren sich angegerbt hatten, keiner meiner eleganten Pfeile durchdringen würde, konnte ich mir allerdings sagen.

Da aber ereignete sich etwas, das der ganzen menschenfreundlichen Tätigkeit ein Ende machte.

Eine junge Schauspielerin, die auf einem Vorstadttheater ihre ersten Schritte tat, war mir von ihrer Mutter, einer alten Freundin aus meiner eigenen Novizenzeit, empfohlen worden, ein liebes, sanftes Kind, eine rechte Unschuld vom Lande, doch mit allerlei Gaben von der Natur ausgestattet, die sie für naive Rollen ausnehmend befähigten. Dazu ein früher Theaterinstinkt, der die besten Hoffnungen erweckte.

Sie gefiel auch gleich bei ihrem ersten Auftreten, in der Presse wurde sie aufmunternd behandelt, ein Kritiker vollends, der sonst der unnachsichtigste war, floß von Lob und Entzücken über, so daß ich ihm vieles abbat, was er bei mir auf dem Kerbholz hatte, und sehr glücklich an die Mutter über ihr Töchterlein schrieb.

Das dauerte etwa eine Woche, dann verdunkelte sich die Sonne der Gunst — jener Rezensent bedauerte, daß er sich zu einem so vorteilhaften Urteil habe fortreißen lassen, und schlug in das volle Gegenteil um, indem er an dieser „neuen Hoffnung der deutschen Bühne" kein gutes Haar ließ und ihre anmutigen Backfischmanieren als schnöde Mätzchen verhöhnte.

Das arme Kind suchte mich auf und klagte mir mit vielen Tränen sein Leid. Gedachter Herr habe sich ihr genähert und sie seiner ferneren Protektion versichert, falls sie sich ein bißchen liebenswürdig gegen ihn betrage, so daß sie Mühe gehabt habe, ihm ihren Abscheu nicht in voller Stärke zu zeigen. Da sei er wütend von ihr gegangen.

Ich tröstete sie, so gut ich konnte, war aber innerlich so empört, daß ich diesmal alle Besonnenheit verlor. Am nämlichen Abend nach dem Theater, wo das Publikum zum erstenmal meinen Schützling kalt empfangen hatte, traf ich im Café auf den Feind und warf ihm, da er sich an meinen Tisch setzen wollte, ohne mich zu kennen, seine ganze Niedertracht ins Gesicht. Er wollte mich erst als einen Menschen, der nicht ganz richtig im Kopfe sei, abschütteln, ich hielt ihm aber sein Betragen ganz unverblümt mit so klaren, scharfen Worten vor, daß alle Anwesenden meine Partei nahmen und ihm nichts übrig blieb, als mich einen Lügner und Verleumder zu nennen, der wohl guten Grund habe, sich zum Ritter dieser gekränkten Unschuld aufzuwerfen und den er mit den Waffen in der Hand mores lehren werde.

Das Duell fand am zweiten Tage statt. Das Gottesurteil fiel nicht ganz zu meinen Gunsten aus, indem ich eine Kugel in den rechten Arm erhielt, die meine Hand lähmte, so daß ich darauf verzichten mußte, noch ferner die Feder zu führen. Ihm aber ging es noch schlimmer. Ich hatte die Genugtuung, daß ich ihm für alle Zeit das Spiel verdarb und durch eine wohlgezielte Kugel ihn außerstand setzte, junge Künstlerinnen für seine Protektion sich jemals wieder tributpflichtig zu machen.

* * *

Digitized by Google

Sarazenenturm.

Gemälde von Albert Wenk.

Photographie und Verlag von Franz Hanfstaengl in München.

Er lachte schadenfroh in sich hinein und sagte dann: Meine Laufbahn als Femrichter war damit zu Ende. Ich hatte sechs Wochen den Arm in der Binde zu tragen und konnte mit der linken Hand nur mühsam meinen Namen kritzeln. Nach Mehr verlangte mich hinfort auch nicht. Ich hatte, wie Don Quixote, da er von seiner hochherzigen Narrheit geheilt worden war, eingesehen, daß die Windmühlen der Rezensenten stärker sind, als meine und jedes anderen Mannes Stahlfeder. So möge denn das Verderben seinen Gang gehen. Hier, in meiner geliebten Vaterstadt, wohin ich mich zurückgezogen, bin ich gegen jeden Rückfall in die unglückliche Theaterpassion gefeit. In unserem Lokalblatt spielen die alten und neuesten Dramen, die Schicksale ihrer Verfasser und Darsteller keine Rolle, und in die anderen paar Zeitungen, die hier im Hotel gehalten werden, blicke ich nie hinein. So lebe ich in meinem friedlichen otium sine indignatione und kritisiere höchstens einmal einen kontroversen Fall im Skat. Aber so ganz ist die alte Liebe nicht eingerostet. Die Tage sind lang. Man kann auch, so hübsch die Umgegend unseres geliebten Nestes ist, nicht beständig spazieren gehen. Wissen Sie, Verehrtester, womit ich mir die Zeit vertreibe?

Ich versicherte, keine Ahnung zu haben.

Er: Ich lerne Griechisch, das heißt, ich lerne es wieder, nachdem ich es seit der Prima so ziemlich ausgeschwitzt habe. Aber zu welchem Zweck, das werden Sie sich nicht träumen lassen: um den Aristophanes im Original zu lesen.

Ich: Gerade den?

Er: Ja, nachdem ich auch den drei großen Tragikern wieder nachgegangen war. Aber so herrlich sie sind, an den „ungezogenen Liebling der Grazien" reicht mir keiner. Die Dronsensche Übersetzung ist ja vortrefflich, ich konnte mich aber nicht damit begnügen, ich mußte ihn in seiner Muttersprache reden hören, und wirklich ist meine Bewunderung für ihn noch gewachsen. In ihm finde ich alles, was die verehrten Modernen sich einbilden, erfunden zu haben: den glänzendsten Realismus, die ungebundenste sinnliche Frische, eine grenzenlose Aktualität, und zu dem allen etwas, das den Heutigen völlig versagt ist: einen poetischen Zauber, einen Reiz der Form, die mit dem Schwersten nur zu spielen scheint, und die himmlischste Heiterkeit bei aller Bosheit, der selbst die Getroffenen und Verwundeten nicht gram sein können. Ja damals, da war's noch eine Lust ins Theater zu gehen, und was man genossen hatte, wurde einem nicht am anderen Morgen verbittert durch eine einfältige oder hämische Kritik. Denn in Athen gab es, Gott sei Dank! noch keine Zeitungen, in denen ein vorwitziger Ephebe, wie der damalige jeune homme hieß, dem alten Dichter wohlweise vorhalten konnte, worin er gefehlt habe und wie er's hätte machen sollen.

Ich: Dafür besorgten die Kollegen selbst untereinander die Kritik. Ihr Liebling Aristophanes hat bekanntlich dem Euripides fast noch übler mitgespielt, als es jetzt dem feindseligsten „Dilettanten, der sich resigniert", erlaubt wäre. Und doch hat er ihm nichts anhaben können, da sich die Volksstimme für den so blutig verhöhnten Tragiker entschied. — Darauf wird es denn wohl auch heutzutage ankommen, so daß man das ganze kritische Wesen und gelegentliche Unwesen nicht allzu tragisch nehmen sollte.

Strahlende Nacht.

„Du sprachst zu mir: Die Nacht ist ganz
Von Stimmen voll und sel'gem Glanz.
Ich habe Stund' um Stund' verwacht,
Doch still und dunkel blieb die Nacht."

„Du bist zu laut und bist zu hell,
Zu frühlingsfroh, zu stark und schnell,
Dem schließt die Nacht die Pforten zu,
Wer stolzer Sieger ist wie Du.

Doch wer da sinkt nach Kampf und Glut,
Verströmend edler Wunden Blut.
Wen viel zu tief der Tag gebrannt,
Dem zeigt sie das enthüllte Land.

Dann ruht, wem schwer das Herz geklopft,
Am Baum, von dem der Friede tropft,
Und spricht wie ich: Die Nacht ist ganz
Von Stimmen voll und sel'gem Glanz!"

Grete Massé.

Der Rhein und die Rheinschiffahrt.

Von Dr. Gustav Klitscher.

Goldig liegt die Morgensonne des Maitages über dem goldenen Mainz. Mit Hochwasser treibt der alte Rheinstrom seine jetzt gelben Fluten in hüpfenden Wellen zu Tal. Das Schiff nach Cöln ist zur Abfahrt bereit. Vom alten Domturm grüßt Glockenläuten herüber. Der große Raddampfer löst sich vom Ufer. Links zieht sich die Ingelheimer Au hin, rechts erscheint Biebrich, dann tauchen die Plätze des gesegneten Rheingaus auf: Eltville, Rauenthal, Schloß Johannisberg, Rüdesheim, Burg Ehrenfels, — das ist die Rheinfahrt, von Tausenden bewundert und viel belobt.

„Dort, wo der Rhein mit seinen grünen Wellen so mancher Burg bemooste Trümmer grüßt, dort, wo die edlen Trauben saft'ger schwellen und kühler Most des Winzers Müh' versüßt, dort möcht' ich sein, bei dir, du Vater Rhein, an deinen Ufern möcht' ich sein." So singt preisend das alte Lied, das wir so oft in froher studentischer Kneiprunde angestimmt haben. Und was es preist, das ist der sentimentale deutsche Rhein, der Rhein der Romantik und Schwärmerei, der Rhein der Burgruinen und des Weins, der Rhein, wo „viel schönre Träume mich umgaukeln, als ferne sie der Sehnsucht Auge sieht". Das ist der Rhein, bei dessen Erwähnung uns seit frühesten Knabentagen das Herz höher schlug, an dem fest und treu die Wacht steht, und von dem Herwegh einst geharnischt rief: „Stoßt an, stoßt an, der Rhein, und wär's nur um den Wein, der Rhein soll deutsch verbleiben." Den alten Ägyptern war der Nilstrom heilig und göttlich. Kein Wunder. War er doch ihr Ernährer und Erhalter. Ohne den Nil gab es kein Ägypten. Wie anders der Rhein und Deutschland! Welchen Nutzen hatte im Grunde der Pommer, der Holsteiner, der Ostpreuße vom Rheinstrom? Gar keinen. Aber er ließ sich für ihn totschlagen. O du lieber, guter, deutscher Idealismus — o du liebes, treues, deutsches Volk! Göttliche, dumme, prachtvolle Herrlichkeit!

Seit den Zeiten der Romantik aber hat der Rhein auch für den an der Waterkant fernab sitzenden Norddeutschen, für den Schlesier und Sachsen, ja für alle Stämme des Vaterlandes eine große praktische Bedeutung erlangt. Er spielt heute im allgemeinen deutschen Wirtschaftsleben eine ganz hervorragende Rolle. Hier handelt es sich nicht mehr um den Rhein der Burgen und Reben, nein, der Rhein der Schleppzüge und Umschlaghäfen, der Rhein der Schlote und Fabriken kommt hier in Betracht.

Fünfzig Häfen dienen auf dem deutschen Rhein zwischen Basel und der holländischen Grenze dem Handelsverkehr. Dem Großverkehr im wesentlichen: Straßburg-Kehl; neuerdings Karlsruhe; Mannheim mit Ludwigshafen; Mainz, Gustavsburg und Kastel mit Amöneburg; Cöln; Mülheim a. Rh.; Düsseldorf und Duisburg-Ruhrort mit Homberg. Als ein Hafen der Rheinschiffahrt ist tatsächlich auch noch Frankfurt a. M. anzusehen, obwohl es nicht mehr am Strome selbst liegt.

Die Häfen in Straßburg, Kehl und Karlsruhe entstanden erst in den letzten Jahren, nachdem durch die Regulierung des Oberrheins und die Vertiefung seines Fahrwassers die Vorbedingungen für einen Verkehr mit größeren Fahrzeugen geschaffen waren.

Der bedeutendste Hafen am Oberrhein aber ist immer noch Mannheim-Ludwigshafen am Einfluß des Neckars in den Rhein. Sind die beiden Städte auch politisch getrennt, so bilden sie wirtschaftlich doch ein Ganzes. Hier hörte bis vor kurzem noch die Großschiffahrt auf. So war hier die natürliche Umschlagstelle für die Güter aus den Schiffen in die Eisenbahn, aber auch die Umschlagstelle aus den großen Rheinkähnen in die kleineren Neckarkähne. An dem großartig angelegten Mannheimer Hafen mit seinem gewaltigen Verkehr kann man so recht die Bedeutung des Rheinstroms für Handel und Wandel erkennen. Es ist kein kleines Stück Arbeit, die Mannheimer Anlagen zu besichtigen. Stunden-, ja tagelang kann man in diesem Gewirr von Lagerhäusern, Speichern, Kranen, über Eisenbahngeleise und Brücken hinweg, umherwandern und hat doch noch nicht alles gesehen. Der Handels- und Umschlaghafen liegt auf dem von Rhein und Neckar gebildeten Dreieck. Nördlich vom Neckar ist dann ein großer Hafen für industrielle Zwecke angelegt. Dazu kommt noch im offenen Rhein eine Kaianlage von 2490 m Uferlänge. Die gesamten Hafenanlagen umfassen 278 ha Wasserfläche und 35 km Verladeufer. Dazu kommen die Hafenbauten von Ludwigshafen mit etwa 21 ha Wasserfläche. Zu Mannheim kann man auch noch den fünf Kilometer oberhalb der Stadt gelegenen Industriehafen Rheinau mit einem Gebiet von 38,89 ha rechnen. Unter einem Industriehafen versteht man einen solchen, der angelegt ist, um der wachsenden Industrie Ansiedelungsplätze mit guter Wasser- und Bahnverbindung zu bieten. Rheinau kommt insbesondere für Kohlenhandel, chemische Fabriken und Eisenindustrie in Betracht.

Digitized by Google

Einen hübschen Überblick über einen beträchtlichen Teil des Mannheim-Ludwigshafener Gebietes hat man von der stolzen Brücke, die die beiden Städte verbindet. Wendet man sich nach Norden stromabwärts, so hat man unmittelbar rechts noch das alte Schloß, parkumrauscht, ein Stück Alt-Mannheim aus der Barockzeit. Dicht neben ihm aber beginnt das neue Leben der Speicher, der Ladestellen und Güterzüge. In langer Reihe liegen die Frachtdampfer und Schleppdampfer und Kähne, die letzteren mit ihren zwei Kranballen an den Masten, die ihnen ein ganz eigenartiges, für den Rhein kennzeichnendes Aussehen geben. 95 Maschinenkrane, die sich auf Schienen an den Ladeplätzen entlang bewegen lassen, sind beschäftigt, die Waren aus den Schiffen heraus oder in sie hinein zu heben. Der stärkste von ihnen hat eine Tragefähigkeit von 30 Tons, die Tonne zu 20 Zentner gerechnet. Wie spielend hantiert sein eiserner Arm mit den mächtigen Lasten, hebt sie, senkt sie, verteilt sie nach rechts und nach links. Ungefähr 100 km Eisenbahngeleise laufen durch die Hafenanlagen und treffen sich in dem mittinnen gelegenen Zentralgüterbahnhof. Schon dieser gewaltige Apparat läßt darauf schließen, wie umfangreich der Güterverkehr hier sein muß. Und in der Tat ist die Ein- und Ausfuhr von 418514 t im Jahre 1872 auf 5296427 t im Jahre 1905 gestiegen. Die wichtigsten Güter erreichen Mannheim zu Schiff vom Unterrhein her. Es sind dies Steinkohlen aus Rheinland-Westfalen und England, sowie Getreide und Hülsenfrüchte aus Norddeutschland und überseeischen Ländern. Daneben kommen in Betracht: Petroleum und Mineralöle, Holz, Fette, Ölsaat, Düngemittel, Zement, Kalk, Koks, Eisen in verschiedener Gestalt, andere unedle Metalle, Teer, Pech, Harz, Asphalt, Erze, Zucker, Melasse, Sirup, Mehl und Mühlenfabrikate u. a. m. Vom Oberrhein und Neckar treffen in Mannheim ein: Mauersteine, Dachziegel, Tonröhren, Erde, Sand, Lehm und Holz. Im Jahre 1905 wurden in Mannheim zu Schiff eingeführt 1487408 t Steinkohlen. Von Mannheim aus wird ein großer Teil Süddeutschlands und der Schweiz mit Kohle versorgt. Wichtiger aber noch ist für die Stadt ihr Getreidehandel. Besonders für Weizen ist sie der erste Handelsplatz Deutschlands. Im Jahre 1903 machte Mannheims Einfuhr an Weizen 36,4% der gesamten Einfuhr ins deutsche Zollgebiet aus und war anderthalbmal so groß als die Hamburgs. Im Jahre 1905 importierte man auf dem Rhein zu Schiff an Getreide 1181476 t, davon Weizen und Spelz 719443 t, Roggen 7281 t, Hafer 127034 t, Gerste 59161 t, Mais 126599 t, anderes Getreide und Hülsenfrüchte 141958 t. Ferner führte es in diesem Jahre auf dem Wasserwege an wichtigeren Gütern ein: Düngemittel aller Art 48916 t, Roh- und Brucheisen 47086 t, andere unedle Metalle 20248 t, verarbeitetes Eisen aller Art 57541 t, Zement, Traß und Kalk 71697 t, Erde, Lehm, Sand, Kies, Kreide 202515 t, Ölsaat 58935 t, Häute, Felle, Leder 63281 t, Holz 184294 t, Instrumente, Maschinen 6867 t, Wein 6267 t, Mehl und Mühlenfabrikate 20477 t, Reis 10809 t, Salz 121234 t, Kaffee, Kakao 17086 t, Zucker, Melasse, Sirup 29520 t, Rohtabak 10308 t, Petroleum 146573 t, Steinkohlen 1487408 t, Teer, Pech usw. 28961 t, Steine und Steinwaren 130750 t. Die Gesamtzufuhr auf dem Wasserwege betrug 1905: 4309306 t, die Abfuhr 987121 t, der Gesamtverkehr also 5296427 t.

Wie um die Neckarmündung herum, so sind auch am Einfluß des Mains in den Rhein eine Anzahl Häfen entstanden. Da ist zunächst am rechten Ufer oberhalb der Mainmündung Gustavsburg, hessisches Eigentum, mit einer Wasserfläche von 9,8 ha, hauptsächlich Industriehafen mit starkem Kohlenumschlag. Der Hafen von Kastel hat 2,5 ha Wasserfläche und dient vornehmlich als Floßhafen. Hier wird das meiste Holz, das den Main herabkommt, zu Rheinflößen zusammengestellt. Außerdem befindet sich hier eine große Schiffswerft. Amöneburg, 3 km unterhalb Kastel gelegen, hat seine Kaianlagen am offenen Strom. Sie sind meist im Besitz der hier ansässigen Fabriken (hauptsächlich Zement und chemische Industrie). Weitaus bedeutender als diese drei Häfen zusammen sind die drei Hafenbecken von Mainz mit ihren 67,4 ha Wasserfläche. Sie dehnen sich unterhalb der Stadt aus nach der Ingelheimer Au zu und werden neuerdings noch weiter vergrößert. Der alte Floßhafen soll Industriehafen werden, im Nordwesten der Stadt entstehen immer neue Fabriken. Besonders bemerkenswert sind im Hafen die großen Kellerräume für Wein. Mainz ist Hauptplatz für den Weinhandel. Im Jahre 1905/6 wurden mittels Eisenbahn angefahren und verfrachtet 127867 t Wein und zu Schiff 11361 t. Es handelt sich hauptsächlich um hessische Stillweine und deutsche Champagner. Die bedeutendsten Abnehmer sind England und die Vereinigten Staaten von Nordamerika, aber auch Belgien, die Niederlande, Frankreich, Skandinavien, ja selbst asiatische Länder kommen in Betracht. Allein 8022 t Wein wurden zu Schiff den Rhein hinab exportiert, während mit der Bahn etwa 6500 t hinausgingen. Auch der Bierexport spielt eine große Rolle. 1905/6 wurden per Eisenbahn ausgeführt 21677 t, zu Schiff 6248 t. Man sieht, Mainz ist keine Stadt für Antialkoholiker.

Seitdem in den Jahren 1883 bis 1886 der Main von Kostheim bis Frankfurt a. M. kanalisiert worden ist und die Kettenschiffahrt von Frankfurt nach Würzburg eingerichtet wurde, hat auch der Hafen von Frankfurt für die Rheinschiffahrt hohe Bedeutung gewonnen. Während sein Gesamtverkehr (Eingang und Ausgang) im Jahre 1882 noch 10058 t betrug, war er im Jahre 1903

auf 1419132 t und im Jahre 1906 auf 1618890 t gestiegen. Neuerdings ist auch Offenbach in scharfen Wettbewerb mit Frankfurt getreten. Dagegen sucht sich nun Frankfurt durch die Anlage eines großartigen Industriehafens im Osten auf dem rechten Mainufer zu schützen, der die Kleinigkeit von 57,4 Millionen Mark kosten soll.

Um all die gewaltigen Gütermassen, von denen die Rede war, auf dem Wasser fortzubewegen, bedarf es natürlich gewaltiger Transportmittel. Während unser Personendampfer auf dem breiten Strom an den gesegneten Hügeln des Rheingaus dahingleitet, ist reichlich Gelegenheit geboten, die Schiffe, die den Frachtverkehr vermitteln, zu beobachten. Ein großer Raddampfer kommt uns entgegen, fauchend und stöhnend, mächtige schwarze Rauchwolken aus seinen beiden, Schloten stoßend. Die rotgelben Bänder die er um die Schornsteine trägt, zeigen, daß er der Mannheimer Lagerhausgesellschaft gehört. Nur langsam kommt er gegen den Fluß an, denn er hat zwei mächtige Kähne im Schlepptau, die so schwer beladen sind, daß sie nur ganz niedrig, scheinbar kaum handbreit, mit ihrer Bordwand über den Wasserspiegel hinausragen. Mittels Schleppverkehrs durch Dampfer werden heute die meisten Güter rheinaufwärts befördert. Dabei wachsen die Kähne an Größe immer mehr. Während die Zahl der kleinen Kähne bis zu 50 t Ladegewicht abnimmt, vermehrt sich die Zahl der ganz großen, die bis 2250 t laden. Wenn man sich klar machen will, was so ein Riese in sich aufzunehmen vermag, bedenke man, daß er die Ladung zweier mittlerer Eisenbahngüterzüge für sich allein überschluckt. Der Schleppdampfer befördert also in diesem Falle vier Güterzüge stromauf. Auf dem Rhein sind fast alle Arten Schiffahrt gebräuchlich, und zwar Ruder-, Segel-, Treidel-, Dampf-, Tauerei- und Schleppschiffahrt. Der Ruderbetrieb spielt natürlich für den Güterverkehr keine Rolle, auch das Treideln, das Ziehen der Schiffe durch Menschen- oder Pferdekraft vom Ufer aus, kommt immer mehr und mehr ab. Nur in der starken Strömung des Binger Loches wird noch öfters Pferdevorspann zu Hilfe genommen. Kleinere Segelschiffe befahren den Unterrhein noch stromaufwärts, während sonst das Segel nur bei Talfahrten in Anwendung kommt. Ein Tauereibetrieb, bei welchem sich die Dampfer an einem im Strom liegenden Tau in die Höhe ziehen, ist nur noch zwischen Bonn und Bingen im Gange. Es wird aber auch hier nur von einer geringen Anzahl von Schiffen ausgeübt. Von ausschlaggebender Wichtigkeit sind naturgemäß die Dampfer. Man hat Raddampfer und Schraubendampfer für den Gütertransport auf dem Rhein, jedoch scheint es, als wenn die letzteren die ersteren allmählich verdrängen, zum mindesten an Zahl überflügeln. Die Raddampfer haben den Nachteil, daß sie stärkerer Maschinen bedürfen als Schraubendampfer, dafür bieten sie den Vorteil geringeren Tiefganges. Neben den Schleppern gibt es auch eine ganze Reihe von Dampfern auf dem Rhein, die selbst Güter laden. Sie dienen hauptsächlich dem Güterschnellverkehr und sind durchgängig Schraubendampfer. Der größte, der Doppelschraubendampfer „Max Honsell", mit einer Länge von 80 m, einer Breite von 9,7 m, einem Tiefgang von 2,5 m und 650 ind. Pferdekräften bei 1300 t Ladefähigkeit, ist der größte Flußdampfer Europas.

Seit den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts ist auch ein direkter überseeischer Verkehr, ohne Umschlag in Holland, mittelst der Rheinseedampfer eingerichtet worden. Sie laufen zwischen Bremen, Hamburg, Stettin, Danzig, Königsberg, anderen deutschen, englischen und russischen Häfen und den Häfen des Niederrheins, können aber stromauf nicht über Cöln hinaus vordringen, da ihr Tiefgang zu groß ist.

Neben der Frachtschiffahrt spielen auch die Personenschiffe auf dem Rhein eine bedeutende Rolle. Sie gehören der „Preußisch-Rheinischen Dampfschiffahrtsgesellschaft" in Cöln, der mit dieser arbeitenden „Dampfschiffahrtsgesellschaft für den Nieder- und Mittelrhein" in Düsseldorf, sowie der „Niederländischen Dampfschiffsreederei" in Rotterdam und vermitteln den Personenverkehr von Mannheim bis zu jenem holländischen Hafen. Die Personenschiffe sind durchgängig Raddampfer, weil diese ruhiger laufen als die Schraubendampfer. Im Jahre 1905 haben die Schiffe der vereinigten deutschen Gesellschaften auf der Strecke Mannheim-Rotterdam 2963685 Personen und 98956 t Güter befördert. Eine Anzahl kleinerer Personendampfer dient dem Lokalverkehr zwischen Cöln, Mülheim, Düsseldorf, Bonn, zwischen Coblenz und Ehrenbreitstein, Mannheim und Ludwigshafen u. a. m. In den letzten Jahren haben sich auch die Motorboote auf dem Rhein eingebürgert, die hauptsächlich für den Fähr- und Personenverkehr, auch für die Zwecke der Strompolizei gebraucht werden. Neuerdings hat man auch den Versuch gemacht, in die Frachtkähne Motore einzubauen, um sie eventuell von den Schleppdampfern unabhängig zu machen. Nach dem Rheinschiffahrtsregister von 1906 betrug der Bestand der Rheinflotte 9262 Segelschiffe (hier sind die Schleppkähne mit eingerechnet) und 1272 Dampfschiffe. In Summa 10534 Fahrzeuge — wahrlich ein stattliches Geschwader und ein Schiffsverkehr, wie ihn kein anderer europäischer Strom kennt. Im Jahre 1884 waren es nur erst 5234.

Vom Niederwald grüßt das Erzbild der Germania herab. Unser Dampfer steuert stromab auf das Binger Loch zu. Der Mäuseturm bleibt links liegen. Wir fahren in die Stromschnellen hinein. Hier ist immer eine der gefährlichsten Stellen für die Rheinschiffahrt gewesen. Es hat bedeutender

Sprengungen und Wasserbauten bedurft, um die moderne Großschiffahrt hier zu ermöglichen. Aber es wäre ein Irrtum zu glauben, daß man den Strom an den andern Stellen seines Laufes ungehindert des Weges ziehen läßt. Etwa seit den zwanziger Jahren des vorigen Jahrhunderts hat man begonnen, den Rhein, der früher ungebändigt durch das Land drängte, hier niederriß und dort aufbaute, überschwemmte und verheerte, durch planmäßige Korrektionsarbeiten in ein festes Bett zu zwingen, und nach fünfzigjährigen Bemühungen ist das gelungen. Diese Uferbauten sind auch für die Rheinschiffahrt von außerordentlicher Bedeutung. In der Strecke des Rheingaus muß das Fahrwasser stets durch Bagger in Ordnung gehalten werden, da der Rhein und Main hier in dem weiten Becken, wo das Gefälle des Wassers nicht erheblich ist, große Mengen Geröll und Sand ablagern. Zwischen Bingen und Bonn, wo der Strom in engem Tal das Schiefergebirge durchbricht, waren viele Felssprengungen nötig, um die für die Schiffahrt beanspruchte Tiefe zu erreichen, so besonders bei Bingen, Bacharach und Oberwesel. Auf dem Niederrhein ist es dann besonders der Buhnen- und Deichbau, der den Fluß begleitet.

Natürlich erfordern diese Arbeiten, die ständig gesichert oder erneuert werden müssen, große Ausgaben. Im Jahre 1905/6 entfielen auf Elsaß-Lothringen 478799 Mark, auf Baden 492640 Mark, auf Bayern 85672 Mark, auf Hessen 189498 Mark, auf Preußen 1140138 Mark und auf die Niederlande 1240435 Mark, in Summa 3627182 Mark. Im ganzen aber haben die beteiligten Staaten aufgewandt in den Jahren 1831 bis 1871: 144138478 Mark und von 1872 bis 1906: 207082073 Mark. Wenn man diese Zahlen betrachtet, wird man das neuerdings hervortretende Bestreben des Staates, auch auf den sogen. natürlichen Wasserstraßen Schiffahrtsabgaben zu erheben, nicht ganz unverständlich finden. Tatsächlich ist der Rheinstrom keine natürliche Wasserstraße mehr, sondern ein durch menschliche Kunst unter Aufwand großer, von der Allgemeinheit gestellter Summen künstlich geschaffener und verbesserter Wasserweg. Erst der Kunstbau des Technikers macht es dem Schiffahrtsinteressenten möglich, den Strom für seine Zwecke zu benutzen. In den großen aufgeführten Summen sind noch nicht die Beträge enthalten, welche die Städte oder Private für ihre Hafenanlagen aufgewendet haben. Diese berechneten sich bis zum Jahre 1903 in Straßburg (städtischer Hafen) auf 10046423 Mark, Karlsruhe (städtischer Hafen) auf 6140000 Mark, Rheinau (Privathafen) auf 4700000 Mark, Mannheim (städtischer Industriehafen) auf 5156816 Mark, Ludwigshafen (pfälzische Eisenbahnen) auf 5128000 Mark, Mainz (städtischer Hafen) auf 10411724 Mark, Cöln (städtischer Hafen) auf 20270000 Mark, Mülheim a. Rh. (städtischer Hafen) auf 2259225 Mark, Düsseldorf (städtischer Hafen) auf 10500000 Mark, Neuß (städtischer Hafen) auf 2013000 Mark, Duisburg (städtischer Hafen) auf 13000000 Mark, in Summa 89625188 Mark. In den letzten Jahren dürften aber wohl noch gut und gern 50 Millionen verbaut worden sein, so daß auch hier eine recht stattliche Schlußsumme herauskommt. Dabei sind die meisten dieser Häfen auf die Zukunft angelegt mit der Absicht, Industrie und Handel erst einmal heranzuziehen. Vorläufig läßt die Verzinsung noch viel zu wünschen übrig.

Drunten im Vorderschiff singt eine Schar von Schülern, die wir an Bord haben, Heines sentimentale Verse — Ich weiß nicht, was soll es bedeuten ... Vor uns ragt der alte Fels trotzig in den Strom. Die Kellner rufen in den Speisesaal hinab: Die Loreley! Und ein paar Internationale tauchen in der Kajütentür auf, um schnell entre fromage et poire einen flüchtigen Blick auf die durch Sage und Sang geheiligte Stätte zu werfen. Ich winke in alter Verehrung eine Kußhand zu der schönen Frau hinauf — Gott grüß das Handwerk!

Natürlich muß die planmäßige Regelung des Verkehrs und die Sorge für die Wasser- und Uferbauten bei einer Behörde liegen, in deren Hand alle Fäden zusammenlaufen. Dies ist die schon auf dem Wiener Kongreß eingesetzte Zentralkommission für die Rheinschiffahrt mit dem Sitz in Mainz. Ihre Arbeit ist hauptsächlich prüfend und vorbereitend. Die allgemein gültigen Bestimmungen, die sie trifft, bedürfen der Bestätigung durch die einzelnen Uferstaaten. Den Jahresberichten, die die Kommission herausgibt, sind die meisten statistischen Angaben dieses Aufsatzes entnommen. Wer sich das Thema noch genauer ansehen will, dem seien die Bücher: Gothein, Geschichtliche Entwicklung der Rheinschiffahrt im XIX. Jahrhundert, Leipzig 1903, und Die Schiffahrt der deutschen Ströme, Leipzig 1905, in den Schriften des Vereins für Sozialpolitik Bd. CII, empfohlen. Selbstverständlich bieten auch die Berichte der Handelskammern in den Rheinhäfen reichlichen Stoff.

Unser Schiff ist am deutschen Eck und der Moselmündung vorbeigeglitten. Das Becken von Neuwied nimmt uns auf. Gegen Abend taucht das Siebengebirge aus dem flimmernden Dunst empor. Fein stehen die grünen Berge gegen den goldigen Glanz des Abendhimmels, durchschnitten vom silbernen Strom. Bonn zeigt sich an durch den gelben Rauch zahlreicher Schlote. Und dann — die Stadt mit dem ewigen Dom. Im Cölner Hafen handelte es sich bis in die letzte Zeit hauptsächlich um einen Umschlagsverkehr. Seitdem die Stadt Cöln aber die Industrie mehr und mehr aufnimmt, wird auch darin eine Änderung eintreten, zumal wenn erst der große rechtsrheinische Hafen fertig sein wird, den die Stadt baut und mit dem sie in engere Beziehung zu dem großen west-

Digitized by Google

deutschen Industriegebiet zu gelangen hofft. Da Cöln Endstation für die Seedampfer ist, die den Rhein befahren, erklärt es sich leicht, daß die Zufuhr stromauf zu Schiff hier eine sehr bedeutende Stelle einnimmt. Im Jahre 1905 wurden bei einer Gesamteinfuhr von 844645 t auf dem Rhein zu Berg 617404 t angebracht.

Der Cöln gegenüber liegende Hafen von Mülheim a. Rh. dient im Gegensatz zu jenem hauptsächlich den Zwecken der benachbarten industriellen Etablissements, an deren Spitze Kabel-, Draht- und Drahtseilfabrikation, sowie Eisenwerke und Metallfabriken stehen. Der Gesamtverkehr zu Schiff betrug im Jahre 1905 392398 t. Auch der Hafen von Düsseldorf hat sich in den letzten Jahren sehr günstig fortentwickelt. Besonders die bedeutende Industrie in und um Düsseldorf benutzt ihn. Der Gesamtverkehr zu Schiff betrug im Jahre 1905 1018929 t. Blickt man von der Stadt nach dem Hafen zu auf die großen gelben Mühlengebäude rechts und die hohen roten Speicherbauten links, so gibt das ein gar stattliches Bild. Auch Neuß hat sich einen neuen Hafen gebaut, indem es den drei Kilometer oberhalb Düsseldorfs abzweigenden Erftkanal vertiefte und für Hafenzwecke einrichtete. Hauptsächlich gelangen auf dem Wasserwege Rohstoffe für seine Industrie nach Neuß. Der Gesamtverkehr zu Schiff betrug 1905 426428 t. Der Verkehr im Hafen zu Wesel, der ebenfalls meist der dortigen Industrie dient, betrug 1905 383823 t.

Weitaus den bedeutendsten Hafen am Ober- und Unterrhein, ja den verkehrsreichsten Hafen Deutschlands überhaupt, bilden die Anlagen, die sich um die Ruhrmündung gruppieren, und rheinabwärts so aufeinander folgen: der Hochfelder eisenbahnfiskalische Hafen, das Duisburger Rheinufer mit Werftanlagen, der als Hafen ausgebaute Duisburger Rheinkanal, der Duisburger Parallelhafen, der Ruhrorter Hafen, der Ruhrorter Eisenbahnhafen. Im ganzen umfassen sie eine Uferlänge von acht Kilometern. Sie vermitteln den Riesenverkehr des hochentwickelten rheinisch-westfälischen Industriegebiets.

Zufällig war es gerade Himmelfahrtstag, als ich das letztemal in diese Gegend der schwarzen Kostbarkeiten kam. Sie hat sich durch allerlei neue Bauten, die hier alljährlich entstehen, nicht unwesentlich verändert. Die Mündung der Ruhr hat man, um Platz für eine Vergrößerung des Ruhrorter Hafens zu schaffen, wieder einmal verlegt, und zwar nach links. Eine stolze neue Eisenbrücke überschreitet den Fluß zwischen Duisburg und Ruhrort. Beide Städte, die längst wirtschaftlich eins waren, sind jetzt auch kommunalpolitisch verbunden. Zu beiden Seiten der Ruhr liegen die zahlreichen großen Hafenbecken. In dieser Feiertagsstille erinnern sie mich unwillkürlich an die Kanäle Venedigs. Aber es ist wohl nur die Stille und das Wasser, die diese Gedanken wecken. Alles andere ist hier so ganz anders als in der Lagunenstadt. Hier ragen keine stolzen Paläste, kein Gondoliere fährt verliebte Paare unter marmornen Balkonen hin — hier sind an den Ufern auf eisernen Trägern die Bahnanlagen erbaut, aus deren Kippwaggons die Kohle direkt in das Schiff gebracht wird, und in der stillen Flut liegen gewaltige Fahrzeuge, leer, gefüllt, halb gefüllt — je nachdem. Viele darunter mit weiß-grünem Anstrich, den Farben der Firma Haniel. Und auch die Waggons sind gefüllt, und um sie herum liegen schwarze Berge in immer neuen Schichtungen. Man fragt sich: kann es so viel Kohle geben? Ist dies Ganze nicht ein modern-realistisches Märchen? Wenn man aber hört, daß die Häfen der Ruhrmündung 1903 10677675 t Kohle ausgeführt haben, dann fragt man nicht mehr, dann glaubt man an die Wirklichkeit. Die gelben, rötlichen, grauen Mengen, die man neben der Kohle sieht, sind Eisenerze. Von ihnen wurden im Jahre 1903 2868085 t eingeführt und mit der Bahn nach den Hochöfen des Industriegebiets weiter geschafft. Die Milchstraße (ein schöner Name von Sternenklang und etwas auffällig in dieser Welt des schwarzen Staubes) bringt mich an den verschiedenen Hafenbecken vorbei bis an den Rheinstrom. Zu Ehren des Tages haben die Schiffe geflaggt, aber die deutschen Farben suche ich vergeblich, obwohl die deutschen Schiffe in der Rheinflotte bei weitem überwiegen. Hier flaggt man mit den Farben der Uferstaaten: Bayern, Hessen, Baden, Preußen usw. — und schwarz-weiß-rot könnte nur ein Elsässer zeigen. Die alte Preußenflagge, weiß mit schwarzem Rand und dem schwarzen Adler in der Mitte erinnert an längst vergangene Jugendzeiten. Ist sie doch bei uns im Norden durch die Reichsfahne auf dem Lande fast völlig, und auf dem Wasser gänzlich verdrängt worden.

Als ich abends wieder nach Düsseldorf kam, herrschte festliches Treiben in den Straßen der schönen, frühlingsbunten Stadt. Mit Blumen und Fahnen waren die Häuser geschmückt. Man wollte eine Ausstellung eröffnen. Fürstlichkeiten wurden erwartet. Aus den Schenken tönte heiterer Gesang. In einer stimmten sie Simrocks alte Warnung an: An den Rhein, an den Rhein, zieh nicht an den Rhein — ich aber dachte: doch, zieht doch an den Rhein! Nicht nur, weil die Burgen so schön grüßen und die Nix' aus dem Grunde taucht — nein, um den Rhein der Arbeit, des Fortschritts, des Werteschaffens und des Wohlstands einmal mit eignen Augen zu sehen, an dem der trinkfrohe, begeisterte Reisende sonst achtlos vorüber zu fahren pflegt. Man wird erkennen, daß seine praktische Bedeutung für das gesamte deutsche Vaterland neben den Imponderabilien seiner Romantik einen ehrenvollen Platz behauptet.

Digitized by Google

Schweigen. Erzählung von Karl Erdm. Edler.

Barnabò 1384 severamente punì un giovane, perchè soltanto si era sognato d'aver ucciso un cinghiale. Litta.
(Barnabò bestrafte 1384 streng einen jungen Mann, bloß weil er geträumt hatte, einen Eber erlegt zu haben.)

Es war am St. Barnabastage 1384. Barnabò Visconti, der Gewaltherrscher von Mailand, zog seinem Namensheiligen zu Ehren von der Burg Trezzo auf die Eberjagd aus. Das war die rotglühende Leidenschaft in diesem eisigkalten Menschenrätsel, vor dessen Ruchlosigkeit Kaiser und Päpste, Fürsten und Völker zitterten. Es gab keine Untat, die er ungetan gelassen hätte, wofern ihm jemand an seine Jagd rührte. Die glasigen Raubvogelaugen spähten nach unerhörten Martern aus, wenn das bebende Volk von Mailand bei der Pflege und Ernährung seiner 5000 Eberjagdhunde einmal auch nur das mindeste versah. Ein Rudel dieser bange behüteten Tiere zersägte jetzt die Luft des Burghofes mit an- und abschwellendem Gekläffe. Dazwischen vernahm man Pferdewiehern, Rufe und Reden durcheinander wimmelnder Jäger, Diener und Knechte, und wie ein Echo des wirren Getöses von unten das Rauschen der Adda. Die Auslese des mailändischen Adels harrte zu Pferde Barnabòs. Er hatte sie zur Jagd befohlen, und sie hatten gehorcht, um jetzt zu lauschen, was er weiter befehlen würde. An ihrer Spitze hielt der jugendliche Azzo degli Albizzi, einer Seitenlinie des vornehmen florentiner Adelsgeschlechtes entstammend, die nach Mailand ausgewandert war. In seiner Riesengestalt einten sich Kraft und Ebenmaß zu vollendeter Mannesschönheit. Aus dem scharfgeschnittenen Gesicht von der Farbe gebräunten Golderzes blitzten die Augen zornmütig über das Gewühl von Menschen und Tieren.

Da ward auf der Burgaltane der purpurne Vorhang zurückgeschlagen. Vor ihn trat ein schlankes Weib, hochgewachsen, von königlicher Haltung. Weich schmiegte sich die weiße Seide des Kleides an den Leib; darüberhin fielen die beiden Enden des perlendurchwirkten Gürtels bis an den Saum nieder; Antlitz, Arme, Hände, der schön emporgeschwungene Hals schimmerten weiß, nur ein wenig wärmer angehaucht als die Silberseide des Gewandes. So leuchtete sie aus dem Purpurgrunde wie ein schöner, lichter Geist hervor. Nur über ihrem Herzen dunkelte es düster und lohte es zuweilen schaurig auf. Dort ringelte sich, mit schwarzer Seide gestickt, eine Viper, die ein Kind verschlingt, das Wappenschild des Herrscherhauses Visconti; aus den Rubinen der beiden Schlangenaugen sprühten Feuergarben. Doch auch ohne dieses Zeichen hätten die hochgezirkelten Brauen, die feingeschweiften Nasenflügel, die stolze, strenge Miene, die hoheitsvolle Haltung die Viscontitochter verraten. Es war Beroarda, eines der zahllosen Kinder Barnabòs, an denen er — der einzige menschliche Zug in diesem Unmenschen — mit zärtlicher Liebe hing, für die er durch unerhörte Greuel unerhörte Reichtümer zusammenscharrte, Städte und Länder an sich riß, mit Kaiser und Papst Krieg führte. Gleichwohl war selbst diese Vaterliebe und deren Betätigung nur eine Art vergnüglichen Zeitvertreibes nach der Arbeit. Der eigentliche und einzige Zweck seines Lebens, des Lebens seiner Untertanen und des ganzen Fürstentums Mailand blieb die Eberjagd. Im Gewand und mit dem Gebaren eines schlichten Jägers hatte er auch die Mutter Beroardas getäuscht. Sie war bei der Geburt der Tochter gestorben. Durch sie mochte Beroarda ein noch lauterer Absenker des Langobardenvolkes sein, das aus dem germanischen Norden zum Po herabgewandert war. Denn goldfarben legten sich die reichgewellten Haare dieser Viscontitochter um Stirn und Wangen wie luftbewegte reife Ährenfelder, und darüber hin glänzte die Himmelsbläue der — Augen. Sie war Barnabòs Liebling, weshalb er sie auch mit einer alten Muhme auf seinem Jagdschloß Trezzo festgesiedelt hatte. So fand er vor und nach seiner geliebten Jagd ein geliebtes

Kind und bei ihm ein warmes Willkommen in einem wohlgepflegten Heim.

Wie sie so voll Selbstgenügen in das Getümmel des Hofes niederschaute, schienen die stolzgespannten Lippen zu raunen: ‚Ich bin die Tochter Barnabòs, vor dem Ihr alle dort unten in Schrecken erstarret, und ich bin in dem sprichwörtlich schönen Viscontigeschlecht die Schönste und Herrlichste, vor der Ihr alle dort unten in Verzückung erstarret!‘

Unten aber waren die Augen Azzos degli Albizzi voll Ingrimm auf die ihm verhaßte Viscontiviper geheftet, wie sie sich tiefschwarz durch die Silberseide hinschlängelte, genau über dem Herzen der Frau an der Altanbrüstung. Da hob diese die dämmerungsvollen Wimpern und traf mit der blauesten Lichtgewalt ihrer Augen in seinen haßsprühenden Blick. Überflutet von der strahlenden Himmelsbläue schwammen seine Augen mit einemmal in weichem Glanze. Darüber sänftigte sich die herbe Hoheit ihrer Miene durch ein unbeschreiblich holdes Lächeln. Sie versuchte auch gar nicht, es zurückzuhaschen, sondern lächelte weiter, da er sein Roß in einem kühnen Seitensprung der Altane näher zwang und, das Barett abnehmend, sich verneigte. Aus dem Strauße, den da oben lange, feine Finger so fest zu umklammern schienen, glitt plötzlich eine weiße Rose in das gelüftete Barett nieder.

Eben jetzt trat Barnabò in den Hof. Nichts regte sich mehr, jeder Laut verstummte. Auch das huldselige Lächeln oben erlosch. Selbst die Lilienhand lag so still und unschuldig auf der Brüstung, als wüßte sie nicht, was sie getan, als hätte sie nicht einem Jäger nagenden Unfrieden geschaffen und den Tieren des Waldes ungestörten Frieden vor seinem sonst treffsicheren Spieße. Aber sie verriet sich doch noch am Abend nach der Jagd, als sie sich in seine harte Mannesfaust barg, weich und leicht wie ein Nesthäkchen, das sachte mit den Flügeln zuckt und doch nicht davonfliegen mag. Als dann vollends die Lippen deutlich sagten, was die Hand bloß gestammelt hatte, vermeinte er schon diese Stimme allein lieben zu müssen, dunkel und weich wie brauner Sammet, tief und feierlich wie der hinwegschmelzende Nachhall von Kathedralglocken. Dann zeitigten Sonnen und Monde einen Tag, da der stolze, schlanke Leib ihm näher schauerte, die Lippen heiß an den seinen atmeten und die weichen Arme ihn umhalsten. So leicht lag sie an seiner Brust, und doch drückte die Süße der Last den riesenhaften Mann auf die Knie und sein glühendes Gesicht in die kühlende Seidenfrische ihres Gewandsaumes.

Seitdem raunten seine Lippen keine Verschwörungspläne mehr gegen den Tyrannen, sondern küßten den Mund seiner Tochter. bis er sich rötete wie Wein aus Purpurtrauben. Die Arme, die jegliche Waffe meisterhaft handhabten, vergaßen jene Pläne auszuführen und umschlangen den schönen Leib der Geliebten. Seine Augen spähten nicht mehr, wo am leichtesten Bresche zu legen wäre in die Mauern der Viscontipaläste, die von Seufzern übersättigt und von Blut vollgesogen waren; sie schauten bloß sehnsuchtsheiß, ob aus einem ihrer Fenster die holde Viscontitochter herabwinke.

Alles dies spiegelte sich in den Adleraugen Barnabòs und stürzte in deren Tiefe. Er kannte den Mann. Wie Treiber das versteckte Wild, hatte er dessen Meinung und Absicht aus den verborgensten Schlupfwinkeln hervorgejagt, um sie zusammenzuscheuchen, wo er sie haben wollte. Er versah sich seiner Feindschaft, seit er in einer argwöhnischen Laune dessen gesamte Sippe ausgerottet hatte. Nachträglich erschien ihm der zufällig übriggelassene erst recht als der gefährlichste des Geschlechtes durch seine schaffende Glut und Tatkraft, durch Wagemut und Waffenruhm, auch wohl durch sein leidenschaftliches Wesen, das im Aufbrausen jegliche Schranke niederriß. Sein sprühendes ritterliches Feuer riß das Heer im Kampfe mit sich fort, aller Augen hingen bewundernd an seiner machtgebietenden Gestalt, die Herzen des Volkes flogen ihm zu, seine Guttaten gingen von Mund zu Mund und warfen Angel und Widerhaken in dankbare Gemüter. Er mußte jedenfalls vernichtet werden, jedoch, mit Bedacht auf die Anhänglichkeit von Heer und Volk, durch einen Zufall. Barnabò verstand es

Im Schreibzimmer Friedrichs des Großen in Rheinsberg.
Gemälde von A. Schmidt-Michelsen.

meisterhaft, dergleichen unglückliche Zufälle herbeizuführen. Diesmal hatte er eigens hierzu die Eberjagd am Sankt Barnabastage angesagt. Da geschah es, daß dem todgeweihten Mann noch eine Rose zugeworfen wurde. Barnabò, dem nichts entging, hatte auch das gesehen, und wie Azzo die Blume an seinem Herzen barg. So wurde die weiße Blüte zum Schild, unter dem dies Herz weiterpochen durfte. Barnabò erschien es als Hochgewinn, statt einen Gegner zu vernichten, ihn durch die starken Bande des Blutes seinem Willen anzuketten. Und er gab ihm Beroarda zum Weibe.

Jedoch völlig traute der Fürst von Mailand nie und niemand. Der Argwohn bohrte und zerrte in ihm weiter, auch wenn er eingeschlummert zu sein schien. Zur ersten Verstimmung kam es bereits nach dem Vermählungsfeste, als Azzo sich seine Selbständigkeit wahrte, indem er als eigener Herr auf seinem ererbten Grund und Boden an der Adda hausen und sich nicht als Tochtermann Barnabòs auf dessen Burg Trezzo ansiedeln wollte. Was dieser als willenloses Werkzeug in seiner Eisenfaust handhaben wollte, versagte beim ersten Versuch und entglitt seinen Fingern. Mit der Zeit kam es, daß Azzos vertrauensselige Offenheit gegen den Vater seines geliebten Weibes Gedanken über Rechte des Volkes und Pflichten der Herrscher bloßlegte, die sich vor dem Gewaltherrn Mailands hätten scheu in die dunkelsten Winkel verstecken sollen. Ein anderer hätte sie längst mit dem Galgen oder — wofern der Fürst eben gnädig gelaunt war — mit dem Zerspalten der Zunge büßen müssen. Dazu kam, daß Azzo mit zäher Treue an den alten Freunden hing, die Barnabò niemals als seine eigenen Freunde angesehen hatte. Auch hielten nach wie vor Volk und Soldaten an ihrem Abgott fest, ihm huldigend und zujauchzend, wo er sich zeigte, ja selbst wenn er neben dem Fürsten einherritt. Neidgeschwollene Ohrenbläser, die Azzo Weib, Ruhm und Ansehen mißgönnten, hetzten die Raubtiernatur Barnabòs vom Ruhelager auf. Sein Lieblingssohn Ambrogio heischte wütend Rache, weil ihn der Riesenarm Azzos im öffentlichen Wettkampf mit Schwert und Lanze niedergerungen hatte. Als Azzo vollends es geradezu ablehnte, mit seiner eigenen von ihm besoldeten Reiterschar einen grausamen Strafvollzug auszuführen, war sein Maß übervoll geworden. So hoch hatte es überhaupt die versengende Ungeduld Barnabòs noch bei keinem anwachsen lassen, am wenigsten bei einem Mitglied der Familie. Denn seit jeher hatten die Visconti am unbarmherzigsten gegen ihr eigenes Haus gewütet und mit Gift und Dolch schrecklich in ihm aufgeräumt.

Eines Abends gelangte in Azzos Burg vom Podestà des benachbarten Monza die Botschaft, daß man am nächsten Tage über neue Schleusen des Addakanals verhandeln und seinen Rat, als den des wichtigsten Anrainers, nicht missen wolle. Azzo ritt am Morgen nach Monza. Beroarda hatte, des herrlichen Sonnenscheines wegen, mit ihm reiten wollen, unterließ es jedoch auf seine Bitte, in schonendem Bedacht auf den zu erwartenden Kindersegen.

Der Tag schien kein Ende nehmen zu wollen. Als endlich der Wolkenbrand des abendlichen Himmels verloschen war, stieg sie in den Baumgarten hinab und durchwandelte ihn bis zum westlichen Mauertor, durch das Azzo heimkehren mußte. Aber über dem Wege nach Monza schlief eine schwermütige Stille, und weiterhin versank sein lichter Streifen in dämmerungsschauriges Dunkel. Aus dem Abgrund, wo die Adda den Burgsitz netzte, rauschte es schwer ausholend und abschwellend wie der Atem eines schlummernden Riesen. Von der schwarzen Tiefe kroch die Nacht herauf. Dann kam der Mond und ließ seine Silberflut durch die schwarze Einsamkeit rieseln. Beroarda lehnte am Torpfeiler. Sie schaute auf die Monzastraße hinaus, wie sie sich jetzt von dem Mondlicht vollsaugte und mattschillernd gleich einer opalfarbenen Schlange durch das Dunkel der Büsche zu ihr heranwühlte. Aus der Ferne aber quoll dicht hinter ihr her ein schwarzes Rätsel und wälzte sich ihren unheimlichen Windungen nach, immer mehr anschwellend, wie nächtliche Sturmflut, die das Land ertränkt. Der

Windhauch, der ihm voranlief, wehte seltsame Töne herüber, zerblasenen Ausklang von Klagen und Schreien.

Beroarda stand mit weit aufgetanen Augen und lauschte. Eiskalt überkroch es sie, als sei die schwarzgestickte Viscontiviper auf ihrem Herzen lebendig geworden. Da nahte es bereits vernehmbar: dumpfer Fußtritt herandrängenden Volkes, verwirrtes Gemurmel, dann und wann das sachte Klirren eines Waffenstückes. Zuletzt stürzte es zu einem allgemeinen betäubenden Tosen ineinander. Der Menschenschwall wuchs immer gewaltiger heran, bis er unübersehbar vor der hohen Frauengestalt am Tore brandete.

Aller Augen richteten sich auf sie. Das Brausen verschlüpfte mit einem Male in der Finsternis. Unter ihrem schreckensstarren Blicke wagte sich kaum ein tieferer Atemzug hervor. Rechts und links von ihr spreitete sich die nachtdunkle Volksmasse zäh auseinander. Es war, als ob eine unsichtbare Hand die schweren, schwarzsammetnen Vorhänge einer Gruftkapelle auseinanderschlüge. Dort lag auf einer Bahre Azzo degli Albizzi mit verstümmeltem Arm — seine rechte Hand hatte er in Monza gelassen.

Beroarda taumelte. Das innere Erbeben stieß eine jähe Glut aus ihrem blassen Gesicht hervor, aus den Augen Blitze, aus den verzerrten Lippen einen gräßlichen Schrei. Dann aber sanken ihr davon die Knie ein, und ihr Leib fiel wie aufgelöst über die Bahre hin. Erschauernd standen alle, keiner regte sich — ein versteintes Volk, hier beim Flackern herbeigeschleppter Fackeln in unheimliche Grelle heraustretend, dort in noch unheimlichere Schatten verdämmernd. Auch Azzo lag stumm. Beroarda hatte den Arm um seinen Nacken geschlungen; sie schaute in seine Augen, wortlos, aber das ganze Antlitz eine einzige Frage voll lechzenden Durstes. Er stillte ihn auch, gleichfalls wortlos, und doch mit furchtbar beredter Antwort. Er sah sie mit jenem Blicke des grimmigsten Hasses an, mit dem er am Sankt Barnabastage in Trezzo die Viper über ihrem Herzen betrachtet hatte. Jedoch Neues war beigemengt: eine solche Kraft zurückstoßenden Abscheus, daß sie emporfahrend zur Seite wich, ins Dunkle hinein, wohin die Blitze der Augen nicht mehr nachdrängen konnten, sondern nur noch in der Erinnerung wie feuersprühende Räder vor ihren Augen tanzten.

Dies hielten die Umstehenden für ein Zeichen, die Bahre hineinzutragen. Kopf an Kopf drängte das Volk nach. Niemand wehrte ihm sein uraltes Recht des Eintrittes in ein Unglückshaus, so daß es Säle und Hallen, Gänge und Stiegen füllte. Auch die Flamme der Rede, die sich beim Anblick des schmerzdurchzuckten Weibes scheu geduckt hatte, züngelte jetzt allgemach wieder auf, bis der langhallende Schrei hineinblies: „Barnabò hat's getan!“ Das stürmte sofort die Flämmchen zum Riesenbrand auf: überall gab es nur noch ein Prasseln von zusammenlohenden Verwünschungen, Flüchen, Drohungen, von wildentfachter Aufreizung zu Aufruhr und Mord gegen den blutrünstigen Wolf, der den getreuen Hund verstümmelte, um die unbehütete Lämmerherde zerreißen zu können. Sie dachten nicht daran, daß das Junge des reißenden Wolfes mitten unter ihnen stand, daß sie in die Ohren dieses stolzen Weibes etwas Gräßliches tröpfelten, etwas, was sie nie vorher gekannt, wovon sie nicht einmal geträumt hatte — die Scham.

Dann ward es plötzlich stille. Vor Beroarda stand ein alter Mann, Uccio Sanello, der vielgerühmte Arzt von Monza. Er sagte: „Der Podestà berief mich. Ich traf ihn bleich und zitternd, so daß ich flugs nach seinem Puls tastete. Aber er stammelte abwinkend: ‚Ich bin verloren, falls ich's unterlasse, und doch...‘ Dabei legte er die Finger auf die Lippen. Hierauf bedeutete er mir, im Vorsaale zu warten. Als man mich hereinrief, lag der edle Herr Azzo festgestrickt auf dem Foltertisch, umstanden von Gerichtsschergen. Der Podestà stotterte schlotternd, wegen Wildfrevels an der Eberjagd des Fürsten sei Azzo degli Albizzi dem Gesetze verfallen. Er müsse ihn der rechten Hand berauben. Um dem edlen Herrn, dem er viel Dank schulde, Weh und Nachweh möglichst zu ersparen, solle ich ihm die Hand so abnehmen, wie eben ein Arzt auf dem Schlachtfeld oder am

Krankenlager kunſtgemäß ein unrettbares Glied beſeitigt. Weigere ich mich, ſo müſſe er die Hand vom Henker gröblich abhauen laſſen. Da tat ich's mit ſchaudernder Barmherzigkeit. Hierauf verſorgte ich die Wunde, wie es mich tauſendfache Erfahrung unter der Herrſchaft dreier Visconti nur zu gut gelehrt hat." — Auch er ſorgte nicht darum, ob ſeine Worte etwa die gefährliche Wolfsnatur in der Tochter Barnabòs wecken könnten; er ſah in ihr bloß das ſeelenwunde Weib des leibwunden Mannes.

Beroarda erwiderte nichts. Lautlos und bleich glitt ſie durch das Gewühl des Volksaufruhrs dem Gemache zu, in das man Azzo geſchafft hatte. Mit heftig gebietender Gebärde wies ſie alle hinaus und kniete an der Bahre hin, in den Augen abermals die bohrende, ſaugende Gewalt der Fragen. Die ſtummen Lippen aber umſpielte es hilflos, ratlos, verſtändnislos, wie bei einem Kinde, das ſich im finſteren Wald verlaufen hat. Da brach die wilde Faſſung Azzos zuſammen gleich einem künſtlichen Damm vor Naturgewalten. Die geſtaute Sturmflut des Zornes wälzte ſich um ſo unbändiger hervor, als ſie ſich bloß in Reden ausſtürzen und nicht zugleich in Bewegungen oder Gebärden abſeits verfließen konnte. Denn in weiſem Vorbedacht hatte Uccio Sanello nicht allein den Arm, ſondern den ganzen Mann unbeweglich an die Bahre gebunden, deſſen leidenſchaftlich auffahrendes Ungeſtüm er wohl kannte. In den Ohren der Tochter Barnabòs war jetzt nur noch ein betäubendes Brauſen von Worten über den Vater, der Greuel zu ſeinem Behagen bedürfe und Blut, um lächeln zu können. Zuletzt dröhnte es wie Hammerſchläge: „Und mir, dem vertrauensſeligen Tochtermann, drückt er treuherzig die Hand, deren Abhauen er bereits befohlen hat. Doch nein, er befiehlt nicht, er verweiſt den Podeſtà bloß auf ſein Geſetz, das den Jagdfrevel mit dem Tode bedroht. Ja, er bittet den Podeſtà ſogar, nicht auf der vollen Strenge des Geſetzes zu beſtehen, ſondern im Gnadenwege ſtatt der Todesſtrafe bloß die Einbuße der rechten Hand zu veranlaſſen. Azzo Albizzi habe ja nicht tatſächlich gewildert, ſondern nur davon geträumt, daß er einen Eber erlegt habe. ... Geträumt, hörſt Du, Tochter des gnadenreichen Barnabò?" Wie einen wuchtigen, ſcharfkantigen Stein ſchleuderte er ihr die Frage ins Geſicht. Zurückgebogen faßte ſie ihren Kopf mit beiden Händen, gleichſam zuſammenraffend, was da an Denken und Fühlen in tauſend Trümmer zerbrach. Er aber fuhr fort: „Nur geträumt? Gewiß. Der unglückſelige Träumer beſitzt nämlich ein geliebtes Weib, dem er, wie dem lieben Gott, alles anvertraut. Denn dieſes Weib beſitzt eine ſinnbeſtrickende Stimme, mit der ſie vom erſten Augenblick an ſein Herz betört hat, mit der ſie ihm ſeither alles abfragt, ſogar ſeine Träume. O, nicht für ſich in ihrer wunſchloſen Uneigennützigkeit, nur für den Vater, um ſeinen todbringenden Argwohn zu mäſten. Nicht umſonſt iſt die menſchenverſchlingende Viper das Wappenbild dieſes doppelzüngigen Geſchlechtes. Das empörte Volk da draußen ſieht ſein einziges Heil darin, wenn dieſe ganze Schlangenbrut zertreten wird; ich allein war ſo wahnwitzig, von einer Viscontitochter etwas anderes zu erwarten als — Gift."

„Nieder mit Barnabò!" raſte es eben wieder durch die Hallen wie Windsbraut und Donnerrollen.

Beroarda ſtreifte die Hände vom Geſicht. Hoch reckte ſie ſich auf, wie erwachend, völlig verwandelt, das ganze Weſen abgekühlt und übereiſt. Auch das weiche Schimmern der Augen war vorüber. Ein hartes, ſcharfes Licht ſchien aus verengerten Pupillen in weite Fernen zu leuchten, und mit zeitweilig hervorwimmelndem Geſprühe das Dunkel der Zukunft zu durchhellen. In eiligen Schritten erreichte ſie die Seitentüre, rief den Unterbefehlshaber von Azzos Söldnerſchar und flüſterte ihm zu: „Die dort draußen ſich am lauteſten gebärden, ſind von Azzos Feinden hierzu gedungen. Beim Morgenimbiß werden ſie dem Fürſten unſere Burgverſchwörung ſchildern. Abends fällt Azzos Kopf unter dem Beil. So eile! Alle Soldaten aus den Söldnerhäuſern an die Tore! Kein Menſch darf vor Sonnenaufgang aus der Burg! Unter Deinen Reitern

greife die sechs tüchtigsten heraus, dazu aus dem Nebensaal den alten Uccio Sanello! Führe sie hierher! Sofort!" Dann riß sie die Truhen auf, entnahm ihnen die Säckel gemünzten Goldes, warf eine dunkle Decke über die Bahre, und über ihr helles Gewand einen erdfarbigen Reitermantel Azzos. Zuletzt drückte sie mit den feingedrechselten Prinzessinhänden und mit der Kraft eines starkgliedrigen Mannes gegen die Zypressentäfelung der Wand, bis sich das Pförtchen des geheimen Ganges auftat, der zum Addaufer hinabführte.

Der wunde Mann lag stumm und teilnahmlos, wie betäubt. Er hätte seine Beroarda gar nicht mehr erkannt. Das war nicht mehr die goldhaarige, blauäugige Langobardin, nicht mehr das in Liebe zerschmelzende Weib. Da regte sich die echte Tochter des Viscontistammes, mit einemmal herausgeblüht durch die zeitigende Kraft der Gefahr. Wie doch die furchtbare Entscheidungsminute alles das ans Licht hervorzwang, was dieses entsetzliche Fürstenhaus auch an Größe in sich vereinte: die silberhelle Klarheit des urplötzlich ersonnenen und schon in allen Einzelheiten durchdachten Rettungsplanes, die stählerne Willenskraft, die sturmvolle Energie, das klammerfeste Zugreifen.

Als man am folgenden Abend Barnabò die Flucht meldete, als man ihm mit zagen Entschuldigungen schilderte, wie hierbei nur Beroardas Scharfsinn und selbstsicherer Starkmut alle irregeführt und überrumpelt habe, zitterte jedermann vor einem Wutausbruch. Aber um Barnabòs müde, verachtende Lippen irrte bloß ein seltsam trauriges und doch stolzes Lächeln, da er sagte: „Sie ist eine Visconti." Alles atmete erleichtert auf. Man verstand. Man mußte sie in Frieden lassen. Man durfte sie nicht verfolgen. Übrigens wäre das auch vergeblich gewesen. Zu dieser Stunde hatten die Flüchtlinge von Lecco aus bereits den Lariosee durchfahren und verloren sich im Rhätischen Gebirge.

Sie fanden freundliche Aufnahme bei Beroardas Freundin, der Gattin eines Edelmannes, der sie als Gesandter in Mailand kennen gelernt und in diesen Landstrich heimgeführt hatte. Ein wohnliches Kastell ward ihnen eingeräumt, hoch am Felsen klebend und gleichwohl vor den Blicken der Reisigen unten in einer Bergfalte heimlich verkrochen. In der Alpenluft heilte Azzos Arm erstaunlich schnell. An seiner Seelenwunde dagegen fraß der Eiter weiter um sich und tiefer. Zeitlebens hatte er mit kühnen Kriegstaten dem Kriegsruhm nachgejagt: in seiner Schwerthand lag der ganze Inhalt seines Daseins beschlossen. So war er mit der Hand zugleich um Gehalt uud Zweck des Lebens ärmer geworden. Aus blendendem Lichtglanz war er jählings in schwarze Nacht, aus einem sonnigen, von Marmorpaläften umstandenen Platz in ein finsteres Schmalgäßchen geraten — die Gegenwart um sich eine schaurige Enge, als Zukunft vor sich die zwei endlos fortlaufenden Steilmauern, über sich den dünnen blauen Himmelsstreifen zur schmerzreichen Erinnerung an die Vergangenheit. Er staunte, daß alles andere unverändert geblieben war. Sonne und Mond gingen ihren Weg oben, Wind und Wasser unten. Die Hochberge, die doch wie bloße Traumgesichte am Himmel dämmerten, wankten nicht und stürzten nicht. Auch das weiße Nebelbild, das sich tagsüber und nächtens über seine Bahre, später über sein Lager gebeugt hatte, war nicht zerronnen, sondern glitt mit geisterhaft sachtem Schreiten an ihm vorüber. Das war die Frau, die ihn mit ihren Armen umschlungen hatte, um ihm hinterrücks den frischen Ruhmeskranz vom Haupte zu streifen. Auch alle künftigen Blumen zu neuen Siegesgewinden für den Kriegshelden hatte der Gifthauch der Viscontiviper bis in die tiefsten Wurzelfasern vernichtet. O, wie er sie haßte!

Beroarda schien ihre Kraft in der Rettung des Mannes verausgabt zu haben. Haltlos irrte sie seitdem umher in einem gewitterschwülen Helldunkel von Unschuld und Schuld, von Liebe und Reue. Schlaflos durchsann sie die Nächte, wie sie ihr ganzes Wesen in ein vollwertiges Gegengewicht gegen Azzos Argwohn zusammenfassen, wie sie damit ihn und sich aus der Tiefe ihres Elends emporschnellen könnte. Als einer scheuen

Frage von ihr einmal wieder nur das düstere Aufflackern seines Blickes antwortete, stand sie plötzlich ohne Regung, mit starren Augen, horchend. Es war mit einem Male da, wie nach dem Durchstoßen einer unübersteigbaren Mauer: durch die Bresche überblickte sie den steinigen Dornensteig, den sie hinanklettern müsse. Im selben Augenblicke lag es auch schon unabänderlich als Entschluß in ihrem Sinn, den mühseligen Erlösungsweg einzuschlagen; schon fühlte sie sich dazu berufen und stark genug, ihn zu Ende zu pilgern. Und wieder aus solchem starken Glauben entschwang sich eine Ekstase, die sie über sich selbst emporriß. Wie von einem eiligen Windhauch angeweht, stand sie plötzlich dicht vor Azzo und sagte: „Jenen Unheilstraum habe ich harmlos lachend erzählt, wie eben ein Kind seinem Vater vorplaudert, um seinen Trübsinn aufzuhellen. Von der Jagd zu hören, macht ihm jedesmal Freude. Wie konnte ich ahnen, was folgte? Nur Arglist und Verleumdung Deiner Feinde hat ihn gegen Dich aufgestachelt. Ihr Opfer ist Deine Hand. Der Kopf ward verschont, nicht weil der Jagdfrevel ein bloßer Traum gewesen ist, sondern weil mein Vater mich kennt und mich liebt. Er weiß, daß auch ich sterbe, wenn Du stirbst. Das Herrscherhaus Visconti wäre längst vom Erdboden verweht, wenn es im aufruhrsüchtigen Mailand jene auch nur mit der linken Hand hätte weiterleben lassen, die es selber nicht weiterleben lassen wollten. Und so bin ich unschuldig und doch schuldig, weil ich geredet habe, wo ich hätte schweigen können. So will ich denn fortan schweigen, wo ich reden könnte. Aber auch wo ich reden möchte, will ich schweigen: in den schmerzlichsten Stunden des Lebens und in freudigen, wofern mir noch eine solche beschieden wäre. Abbüßen will ich damit meine Schuld und Deine Qual. Es ist ja so wenig — meine törichte Rede gegen Deine Schwerthand!“ Sie hatte gesprochen, ohne daß die Stimme sank oder stieg, eilte oder säumte, betonte oder hinglitt. Jemand anderer schien aus ihr zu reden, etwas Fremdes, Gewaltiges, Übermenschliches, das die Worte wie unverrückbare Quadern übereinandertürmte, etwas Furchtbares: die fixe Idee.

Es war seltsam. Azzo, der sich seit seinem Unglück mit Grauen weggewendet hatte, sobald Beroarda redete, empfand jetzt die wortlose Stille mit Grauen. Die schauerliche Leere um ihn her war einst von einer Stimme vollauf ausgefüllt worden, weil er sie reden und singen und wieder reden hieß und sich an ihrem Klange nicht satthören konnte. Wenn er aber jetzt in die quälende Öde horchte, bis der Nachklang verschollener Worte oder verhallter Gesänge in seinem Ohre summte, schlug er grimmig mit der linken Faust gegen das Getäfel oder auf ein Waffenstück, um ihn zu übertäuben. Denn das war dieselbe Stimme, die dem Henker die Träume seines Opfers erzählte. O, wie er sie verabscheute! Allgemach stellten sich mit fortschreitender Gesundung solche Grübeleien selber beiseite. Der zurückkehrende Tätigkeitsdrang verausgabte sich in Fechtübungen mit dem linken Arme. Wie der zweitgeborene Sohn nach dem Hinscheiden des Stammhalters, sollte die linke Hand das Erbe der rechten antreten und eine vollwertige Schwerthand werden. Ja, er mühte sich, in immer strafferer Anspannung deren Kraft ins Riesenhafte zu höhen. Er tat dies rastlos, nichts anderes um sich sehend, hörend, beachtend, auch er im einengenden Banne einer fixen Idee: Barnabò sollte dereinst zu fühlen bekommen, daß in einer linken Hand die Stoß- und Schlagkraft zweier Fäuste aufgespeichert lauern könne.

Beroardas Antlitz hatte seither einen hellen Schimmer. Es war der Abschein des himmlischen Feuers, das sie befallen hatte und die wirre Finsternis ihres Lebens ordnend durchleuchtete. So wuchs das beschränkt Kindische ihres Gelübdes in dieser Tochter eines gewaltigen Geschlechtes zu schlichter Größe. Der Schrecken über die Verstümmelung des Mannes hat ihre Zunge gelähmt — so erzählte man. Schüchtern nahte ihr die Ehrfurcht, das Mitleid wagte sich nie zu ihr heran. Wie vordem ihr Wort, lenkte jetzt ihr Wink, was sie umgab oder was von außen nähertrat. Wo es eingehender Anweisung bedurfte, verzeichnete sie ihren Willen auf einen der Pergamentstreifen,

die im Bündel an ihrem Gürtel hingen. — Das Gelübde war erst wenige Tage alt geworden, als ihm die Schicksalsmächte bereits die härteste Probe auferlegten. Dies geschah, als man der jungen Mutter ihr neugeborenes Söhnlein reichte. Wie ein Blumenkelch im Sonnenstrahl, sprangen ihre Lippen auf zum Ausruf wonnigen Entzückens. Doch im selben Augenblick sanken sie in plötzlicher Erschlaffung zusammen ...

Sie schwieg. —

Aber in ihren Augen dunkelte etwas herauf wie eine bange, demütige Bitte an das winzige Wesen, ihr zu verzeihen, daß sie stumm blieb. Nur zaghaft wagte sie es an ihr Herz zu drücken. Kaum hatte sie jedoch in dem Gesichtchen ihre eigenen blauen Augen und über ihnen schon den schwarzen Haarschopf des Vaters entdeckt, als sich ihr Blick aufhellte. Ein Lächeln hauchte scheu über ihre bleichen Wangen — das erste seit dem Unglück von Monza. Es strahlte nicht heraus, es schimmerte bloß hindurch, der abgeschiedene Geist eines Lächelns, der die Stätte seines vergangenen Daseins wiedersehen wollte.

Und geisterhaft verschwand es auch alsbald vor dem lauten Tosen der Welt, dessen Echo in diesen Tagen das stille Gebirgstal erreichte. In Pavia lebte ein Mann, der den immer lauernden Verdacht Barnabòs unter allen Menschen hatte am meisten fürchten müssen. Dies war der Sohn und Erbe seines Bruders, Giovanni Galeazzo Visconti. Darum heiratete er bald nach dem Tode seiner Gemahlin, der französischen Königstochter Isabella, die Tochter Barnabòs, Katharina. Daß dies keineswegs genügte, um dessen Argwohn einzuschläfern, wußte er aus dem warnenden Beispiel Azzos degli Albizzi. Er tat also ein übriges: er lebte zurückgezogen wie ein Einsiedler, furchtsam abgeschlossen wie ein Feigling, frommen Übungen und Kasteiungen hingegeben wie ein Mönch. So erschien er nicht allein ganz und gar ungefährlich, sondern als verschrobener Tugendbold sogar recht lächerlich. Ja, er wurde nachgerade für Barnabò und seine Sippe ein unerschöpflicher Born der drolligsten Erzählungen und ergötzlichsten Scherze.

Als er wieder einmal von Pavia aus eine Wallfahrt zur Madonna in Varese unternahm, bat er den Oheim und Schwiegervater, ihn auf dem Heimwege bei Mailand begrüßen zu dürfen. Barnabò, der sich von der Begegnung einen ausgiebigen Spaß versprach, ritt ihm mit einem kleinen Gefolge entgegen. Sobald sie einander begrüßt hatten, rissen die frommen Wallfahrer plötzlich unter ihren Pilgermänteln Waffen hervor, überfielen Barnabò und schleppten ihn gefangen nach seinem Lieblingskastell Trezzo. Giovanni Galeazzo zog in Mailand ein, gab die Paläste Barnabòs der Plünderung des Volkes preis und bemächtigte sich unter seinem Zujubeln der Herrschaft.

Als Beroarda die Kunde vernahm, reckte sie sich sprungbereit gleich einer gereizten Löwin, die Züge von aufbrausendem Zorn durchwühlt, die Lippen zu einem Racheschrei gekrümmt wie einen gespannten Bogen, von dem der Pfeil eben losschnellen will ...

Sie schwieg. —

Das Gramgeschick, das an ihrem Kindesherzen und an ihrer leidenschaftlich stolzen Viscontiseele zehrte, ging indessen unbeirrbar seines Weges weiter. Giovanni Galeazzo war nicht danach geartet, bei einem Werke, das er so fein geplant und mit so meisterlicher Ränkekunst durchgeführt hatte, nachträglich den blöden Zufall mitspielen zu lassen. Der Tiger war in die Falle gegangen, aber er rüttelte dermaßen ungebärdig an den Käfiggittern von Trezzo, daß er sie etwa mit Nachhilfe anderer von innen oder von außen durchbrechen konnte. Eines Morgens wurde Barnabò tot auf seinem Lager gefunden. Einen Dolchstich entdeckte man nicht, also war das andere Familienmittel der Visconti verwendet worden — Gift.

Bei der Schreckensnachricht überstürzten Tränen die Augen Beroardas, krampfhaft ward die Brust von innen gerüttelt, die Lippen zuckten, um die Erschütterung in schluchzenden Wehklagen nach außen abrinnen zu lassen ...

Sie schwieg. —

Giovanni Galeazzo verlegte sich seitdem nachdrücklich darauf, sein Unrecht mit dem Schein des Rechtes zu übertünchen. Der Zustimmung des plünde-

rungsfrohen Volkes hatte er sich bereits beim Einzuge versichert. Nun verkündete er eine allgemeine Amnestie, überhäufte alle Adelssippen, gegen die Barnabò gefrevelt hatte, mit Gnaden, und berief die Verbannten oder Flüchtlinge nach Pavia, wohin er seine Residenz von Mailand verlegt hatte. Unter ihnen war auch sein Schwager Azzo degli Albizzi. Dieser folgte dem Ruf ohne Säumen. Er hegte für den Mann, der den verhaßten Barnabò beseitigt hatte, warme Dankbarkeit. Gedämpft wurde sie einigermaßen bloß dadurch, daß ein anderer ihm die Rache vorwegnahm, die er so eifrig vorbereitet hatte, und zu deren Ausführung er sich eben anschickte.

Sobald Beroarda vernahm, daß man nach Pavia an den Hof des Thronräubers und Mörders Barnabòs aufbrechen werde, fuhr sie tannengerade vom Sitz empor. Mit einem heftigen Ruck des Kopfes schleuderte sie die Goldhaare, die eben aufgelöst an den Armen niederhingen, über den Nacken zurück, wie eine Löwin, die zornentbrannt die Mähnen schüttelt. In den Augen lohte es sengend auf, über die Lippen wühlten sich Abscheu und Haß empor ...

Sie schwieg. —

Giovanni Galeazzo, der sich als der listigste der Visconti erwiesen hatte, bewährte sich fortan als der größte dieses Fürstengeschlechtes. Kunst und Wissenschaft blühten auf wie nie zuvor. Er baute den Palast in Pavia — den glänzendsten Fürstensitz, die Certosa —, das herrlichste Kloster, den Dom in Mailand — das großartigste Gotteshaus des damaligen Europa. Durch ein unvergleichliches Ränkespiel verflocht er die Nachbarherrscher in gegenseitigen Hader, wiegelte gleichzeitig deren Völker zur Empörung auf, und bemächtigte sich dann durch seine Condottieri ihrer zerrütteten Länder. Bald hatte er nahezu ganz Oberitalien erobert. Aber noch Größeres, immer Größeres hatte er vor Augen. Zu den Krönlein, die er bereits den benachbarten Fürsten herabgestreift hatte, gedachte er die übrigen einzuheimsen, immer weiter südwärts langend, bis er die ganze Halbinsel als einheitliches Reich unter sein Zepter gezwungen hätte. Schon streckte er die Hand nach der Königskrone von Italien aus, als ihn die Pest hinwegraffte.

Azzo sah mit Bewunderung zu dem Herrscher auf, der seinen Staat zu nie vorher geträumter Macht emporhob, und dessen Adlerflug, immer weiter und höher kreisend, dem erhabensten Ziele zustrebte. Er war ein Kind seiner Zeit, die sich an den ruhmreichen Erfolgen eines Gewaltmenschen berauschen konnte, ohne an der Ruchlosigkeit der Mittel auch nur den mindesten Anstoß zu nehmen. Giovanni Galeazzos Scharfblick durchspähte die begeisterte Anhänglichkeit seines Schwagers, und er machte ihn zu seinem Vertrauensmann. Er betraute ihn mit Aufträgen, deren Entwicklung und Ziel sonst niemand erfahren durfte, schickte ihn als Gesandten mit geheimer Vollmacht aus, wollte seine Anwesenheit in Zeiten und an Orten, wo sich große Dinge entschieden, niemals missen, nützte in Schlachtgefahren seine Kriegsbegabung. Für seine weitschauende Staatskunst, für seine Künstlerlust an dem feingesponnenen Gewebe von Überrumpelungen gewann Azzos Tätigkeit dadurch einen unschätzbaren Wert, daß dieser über die eigentliche Ansicht und Absicht des Fürsten sowie über sein eigenes Vorhaben oder vollendetes Werk niemals auch nur eine Silbe verlauten ließ. Nie wurde sein Name genannt — man sah bloß die geleistete Arbeit; der sie getan hatte, blieb stumm, als ob er nicht dabei gewesen wäre. Er hatte in Monza gelernt, daß man jederzeit schweigen solle, selbst gegen die vertrautesten Wesen, sogar über Träume. Daß man auch jederzeit schweigen könne, selbst in den wonnigsten und in den wehesten Stunden, hatte er Beroarda abgesehen. Ohne sich dessen bewußt zu werden, war er ein aufmerksamer Lehrling in ihrer strengen hohen Schule des Schweigens gewesen.

So hatte denn der schweigsame Einhändige weit mehr zu schaffen, als sich der Zweihändige jemals hätte träumen lassen. Daher kam es auch, daß er zumeist auswärts weilte. Und das war ihm lieb. Sein Heim war ihm durch sein Weib verleidet. Er hätte sich von ihr geschieden, wenn nicht das Kind ge-

wesen wäre. Er liebte es leidenschaftlich. Unter der Mutterpflege sah er es geradezu wunderbar gedeihen und bangte, daß es in fremder Obhut verkümmern könnte. Wie wenig indes diese widerwillige Anerkennung für die Mutter seine Abneigung gegen die Frau beeinflußte, zeigte eine Begegnung mit Uccio Sanello in Monza. Dieser erkundigte sich vor allem nach der tapferen Frau, die ihn damals als Arzt gewaltsam auf die Flucht mitgerissen hatte. Als er dann mit überströmender Bewunderung der Erinnerung nachging, wie sie in jener Schreckensnacht klug und kühn ihren wunden Gatten gerettet habe, erwiderte Azzo mit schneidender Schärfe: „Seid Ihr dessen so sicher? Mich vor Barnabò gerettet? Oder nicht etwa eher Barnabò vor dem wutentflammten Volk, das von meiner Bahre weg auf Mailand losstürmen wollte? Wie wildes Getier in einem Käfig hat man es damals so lange eingesperrt, bis der große Bändiger in Mailand gewarnt werden und zur Peitsche greifen konnte. Den Mann aber, der den Aufruhr — wenn auch nicht mit dem verstümmelten Arm, so doch mit dem Kopfe — hätte lenken können, beseitigte man inzwischen hurtig weit abwegs ins Gebirge. Mein alter, lieber Freund, ich bin Euch so herzlich dankbar für die Liebe, mit der Ihr mich betreut habet, und trotzdem hege ich gegen Euch ein garstiges Gefühl — den Neid. Ihr besitzet nämlich, obzwar Euere Haare schon weiß sind, doch noch den echten, frommen Kinderglauben."

Kehrte Azzo einmal nach Pavia zurück und kam er hier zu kurzem Atemholen, bemächtigten sich seiner die Frauen: man wußte, daß er neben Beroarda hinlebe, nicht mit ihr. Da mühte sich denn manches der entzückenden Weiber am Hof und in der Stadt mit jeglichem Aufgebot von Natur, Kunst und Künstelei, daß der schöne ritterliche Riese mit ihr neben Beroarda frohgemut dahinlebe. Ja, aus Haß gegen das stolz in sich beruhende Wesen seines Weibes, schienen sie sich das Wort gegeben zu haben, ihn alle vereint mit dem Zauber ihres Liebreizes unentrinnbar zu umzingeln und ihn dann einzeln rettungslos zu berücken.

Beroarda hörte es, merkte es, sah es, auch ward es ihr geflissentlich zugetragen. Ob sie dabei litt, was sie dabei litt, hat niemand erfahren . . .

Sie schwieg. —

Beroardas Stammessinn konnte sich doch eines gewissen Stolzes nicht entschlagen, wie sie so die Gestalt Giovanni Galeazzos immer gewaltiger emporwachsen und alle anderen überschatten sah — er war ein Visconti. Jedoch ihr Kindessinn blieb unberückt, und nie verwuchs das Herz über dem, was er ihrem Vater angetan hatte. Wo sie konnte, wich sie ihm aus. Sie lebte zurückgezogen abseit des Hofes und der großen Schaukel, an deren himmelan steigendem Ende derzeit sämtliche Gegner Barnabòs sich hochmütig aufblähten, während dessen Anhang an dem andern Ende erdwärts sank. War sie einmal gezwungen, an einer öffentlichen Feier teilzunehmen, öffneten sich vor der Heranschreitenden von selbst die Reihen; um sie entstand plötzlich eine große Leere und Stille, als sei da irgendein überirdisches Wesen unter die Menschen getreten. Ihre Schönheit entzückte, ihr Stolz und ihre königliche Haltung schüchterten ein, ihr feierlicher Ernst schreckte zurück. So ragte sie, in einem weiten Abstand von der Menge umgeben — eine hochstämmige herrliche weiße Rose, aber duftlos aufgeblüht aus einer zypressenverschatteten Gruft. Traf sie hierbei mit Giovanni Galeazzo zusammen, so trieb ihn wohl die Erinnerung an das Geschehene, in ihrem Gesicht zu forschen, wie er es bei einer andern Barnabòtochter, seiner Gemahlin Katharina, zu tun pflegte. Er suchte darin nach etwas vorsichtig Niedergehaltenem, klug Zurückgedrängtem, nach einem heimlich weiterglimmenden Funken. Beroarda war ein leidenschaftliches Weib, aber ihres Mannes Glück und Leben hing davon ab, was der harmlos lächelnde Fürst aus ihrem Antlitz ablas. Da waren indes nur die großen blauen eisigblickenden Augen, die rätselhafte Ruhe auf der glatten Stirn und den blassen Wangen, die stolzgeschwungenen regungslosen Lippen . . . .

Auch ihr Antlitz schwieg. —

In ihr Herz vermochte der feine

Im Park. Gemälde von Prof. W. Leistikow.

Menſchenkenner und Menſchenfänger nicht zu blicken. Sonſt hätte auch ſie eines der beiden Familienmittel der Visconti an ſich kennen gelernt, und der kleine Azzo wäre binnen kurzem mutterlos geworden. Aber er würde ſie nicht ſonderlich vermißt haben; in der Kindesſeele hätte ihr Andenken nicht einmal ſo bleich fortgeſchimmert wie ein in Himmelsfernen verdämmernder Stern — weil ſie eine ſtumme Mutter war. Sie wußte es, und es war ihr tiefſter Schmerz. Dürſtend ſaugte ſie das reizvolle Bild des Kindes ein, die zarte Hautfarbe, das üppige Haar, die Augen, die wie Vergißmeinnicht blauten, die Wangengrübchen, in denen rote Knoſpen aufblühten, die winzigen Fingerchen, wie ſie luſtig in der Luft umhergriffen, den lieblichen Mund, in deſſen Winkeln Schelmerei und Lächeln Verſtecken ſpielten. Es war etwas hold Entfremdetes und doch wieder ihr eigenes Selbſt, nur an die Sonnenſeite geſtellt, zur hellen Freude verklärt, etwas, bei deſſen Anblick ſie ſich friſchgebadet und erneut fühlte. Wenn ſie abends das Kind in ihren Armen zur Ruhe wiegte, wiegte ſie zugleich die kummerſchwere Vergangenheit in den Schlummer ein, und ſein Lächeln überſtrahlte alles Trübe der gegenwärtigen Stunde. Sie hatte es Tag und Nacht um ſich, ihre Liebe und Zärtlichkeit umſchmiegte es wie ein wohligwarmes Bad.

Allein der kleine Azzo war ein großer Freund alles lauten Weſens. Mit ſchmetterndem Jubelgeſchrei begrüßte er Trompetenſtöße und Pferdegetrappel, Pfeifen und Trommeln, Schellengebimmel und Glockengeläute — je ohrenfüllender, deſto lieber. Deshalb ſchaute er unverwandt auf die Lippen der Mutter.

Er wartete.

Es waren redſelige Lippen ohne Laute, Lippen, auf denen ſüße Seufzer ohne Hauch gebannt lagen, wunderbare Melodien ohne Stimme, rührende Lieder ohne Worte. Und auch ſonſt war von der holden Muſik ihrer Stimme etwas zurückgeblieben in der bewegten Anmut ihrer Glieder, im Schwung und Rauſchen ihrer Gewänder, in der Miene, in den großen blauen Augen. Allein Azzo verſtand dieſe ganze herzergreifende Harmonie nicht.

Er wartete.

Schließlich kehrte er ſich jedesmal enttäuſcht der Amme oder der Wärterin zu, denen ſo luſtig klingende Dinge aus den Lippen hervorkollerten, ſobald ſie redeten, und ſo ſchön klingende, wenn ſie ſangen. Beroarda mußte zuſehen, wie der kleine Leib ſich von ihr abbog, wie die Ärmlein ſich den dienenden Frauen begehrlich entgegenſtreckten, wie er ihnen mit den Füßchen leidenſchaftlich zuſtrampelte. Ihre Lippen regten ſich unwillkürlich, zu reden, zu ſingen . . .

Sie ſchwieg. —

Eines Tages war der kleine Azzo mißgelaunt. Unluſtig ſchaute er auf das Spielgerät neben ſich und auf das Abendſüppchen vor ſich. Er rührte beides nicht an. Nur ſeine Stirne rührte er zeitweiſe an, wonach er jedesmal unluſtig auf die Hand ſchaute, die ganz leer war und aus dem Köpfchen das nicht weggenommen hatte, was er darin nicht haben mochte. Indem Beroarda ſtreichelnd über den ſchwarzen Haarſchopf fuhr, fühlte ſie darunter eine glühende Stirne. Haſtig warf ſie auf einen Pergamentſtreifen den Namen des Pavianer Hofarztes hin und übergab ihn mit heftig antreibender Gebärde dem Majordomus. Der Arzt kam und bereitete eine Arznei. Er kam auch an den folgenden Tagen mit neuen Arzneien. Allein das Fieber ſtieg, die Kraft nahm ab. Azzo war mit ſeiner Reiterſchar in geheimer Sendung des Fürſten ausgeritten — man wußte nicht, wohin und auf wie lange. Beroarda war allein mit dem ſtöhnenden Kind. Auf ihren ſtummen Lippen verdrängten einander abwechſelnd unausgeſprochene ſüße Liebkoſungen und erſtickte Verzweiflungsſchreie. Sie vermochten den Schleichſchritt des furchtbaren Schnitters nicht zu hemmen.

Mit dem Dunkel ſtieg die Angſt. Nächtens kauerte ſie mit immerwachen Augen zwiſchen ſeiner Senſe und dem Kinde, auf daß er es nicht heimlich überfalle. Der Mond füllte das Gemach mit bleichem Grabesſchimmer. An ſeiner glänzenden Scheibe flogen draußen ſeltſame Gewölke vorüber, durch das fahle Totenlicht der Krankenſtube ſeltſame

Schatten. Beroarda kannte sie. Das waren die Riesenschatten ihrer Sippe, Barnabò und die andern Schauergestalten der Visconti. In blutiger Pracht waren sie einst dröhnend über die Erde hingestampft, wie halbverwischte graue Dämmerwolken schwammen sie jetzt hinter ihr und vor ihr hin. Inmitten lag, vom Fieber aufgezehrt, der jüngste Sproß des Viscontistammes, und nach seinen Klagelauten, wie nach einer Reigenmusik, umschwebte die unheimliche Geisterschar hurtiger oder langsamer sein Lager. Da beschlich sie der Gedanke, daß auf ihr zusammengehäuft aller Frevel des ganzen Schreckensgeschlechtes laste, daß es an ihr sei, ihn jetzt an ihrem Kinde abbüßen zu müssen.

Plötzlich begann das Nachtgevögel, das im Mondlicht des Gartens hockte, zu flattern, Rosse stampften, der Türklopfer donnerte — Azzo war heimgekehrt. Der Gespensterreigen zerstob, verdämmerte, rann auseinander. Aber dicht hinter ihm drängte der Sensenmann nach und schob sich über die Schwelle herein. Das Kind wimmerte, es rollte die Augen, es warf sich in Krämpfen umher.

Beroarda stürzte hinaus an die Brüstung der Stiege, über die Azzo eben heraufstieg. Tief vorgebeugt, schrie sie hinab, daß es an Decke und Wand widerhallte: „Azzo, das Kind stirbt! Den Arzt aus Monza! Auf's Pferd! Du selbst! So schnell reitet keiner wie ein Vater um sein Kind.“ Sie lauschte: weite Sätze die Treppe hinan, an ihr vorüber, in die Kinderstube — eine kurze Weile Stille — dann wieder ein Dahinstürmen an ihr vorbei, niederwärts verhallende Schritte, Waffenklirren, Rossewiehern, dröhnender Galopp.

Zurückeilend schickte sie um den Hofarzt. Sie merkte es nicht, daß Diener, Knechte und Frauen des Haushaltes wie versteint standen und sie anstarrten. Sie wußte nichts davon, daß jenes Gelübde, das sie als Einschlag in das Gewebe ihres Lebens schon fest verwebt hatte, soeben von ihr durchrissen worden war. Und doch hatte es sich lange Zeit so unbiegsam, so widerstandskräftig bewährt, wie aus Eisenfäden ineinandergedichtet, stark genug, die Brust gegen Lust und Leid undurchdringlich zu umpanzern. Nur gegen das Hämmern des schmerzdurchwühlten Mutterherzens erwies sich solches Panzergewebe schwach wie ein Spinnennetz. Sie wußte auch dann nichts davon, als sie in die Knie sinkend, dem Kinde leise Worte zuflüsterte, in Zärtlichkeit zerschmelzende Lockrufe vom Tode hinweg ins Leben hinein. Sie wußte selbst zuletzt noch nichts davon, während sie mit hochgereckten gefalteten Händen himmelan Gebete rief, jetzt in bangem Stammeln, wie ein verhungerndes Bettelkind, dann wieder laut mahnend wie jemand, der sein Recht heischt.

Darüber geschah es, daß der kleine Azzo abließ, die Augen zu rollen und den gequälten Leib in Krämpfen zu krümmen. Es war das Unerhörte, das noch nie Dagewesene, was das fieberbetäubte Bewußtsein auflockerte, — diese Stimme, heller als die Kirchenglocken von Pavia, lieblicher und süßer, als wenn Amme oder Wärterin ihre schönsten Lieder sangen, sanfter und weicher streichelnd als selbst die Mutterhand.

Da erst kam es Beroarda zum Bewußtsein, daß sie ihr Gelübde gebrochen hatte. Trotzdem geschah es, daß die Frau, die sich dem Schweigen angelobt hatte, eine Nacht und einen Tag unablässig mit ihrer Stimme wider den stummen Sensenmann kämpfte.

Als Azzo am folgenden Abend mit Uccio Sanello aus Monza im Eilritt heransprengte, begegnete er beim Palasttore den Hofarzt. „Euer Kind ist gerettet, Herr,“ sagte dieser. Dann wandte er sich zu Sanello mit den Worten: „Alter Freund, Ihr könnt jetzt nichts mehr dazutun, sowie ich früher nichts habe dazutun können. Die Todesgefahr des Kindes hat der Mutter die Stimme zurückgegeben, die Stimme der Mutter hat das Kind dem Leben zurückgegeben und es zuwege gebracht, das Seelchen, das schon halbwegs im Jenseits war, in unser Diesseits zurückzurufen.“

Während die beiden Ärzte Verlauf und Behandlung der Fieberkrankheit durchsprachen, schritt Azzo der Kinderstube zu. Als er sachte die Türe öffnete, kniete Beroarda neben dem Krankenlager. Sie sang. Das Kind lächelte dazu mit

Digitized by Google

den Lippen, mit den Wangengrübchen, mit den Augen, mit dem ganzen Gesichtchen. Es waren farblose Lippen, schmale Wangen, überwachte Augen, und doch blühte das alles unter dem Gesang im hellen Entzücken auf wie eine blasse Rosenknospe im Morgenrot.

Er stand und lauschte. Da war sie wieder, die Stimme, dunkel und weich wie brauner Sammet, tief und feierlich wie der hinwegschmelzende Nachhall von Kathedralglocken. Da war er wieder, der Gesang, dessen Töne gleich Purpurfaltern ihn umgaukelten, herrlich schillernd emporstiegen, an der Decke zögernd verschwebten. Die zarten, feinen Schwingungen harften über alle Saiten seines Herzens hin und regten in ihnen ein süßschauriges Mitklingen auf. Das übertönte alles andere, alle Erinnerung zerfiel und zerbröckelte davon. Es zwang, ohne daß er sich dessen bewußt ward, den starken Mann auf die Knie neben das singende Weib. Doch auch so mußte sich die Riesengestalt noch tief zu dem Lager hinabbeugen. Gleichwohl schien dies noch nicht tief genug zu sein. Denn der kleine Azzo packte den schwarzen Haarschopf des großen Azzo und schlang ihn mit einem goldigen Haarsträhn Beroardas in seinem Fäustchen zusammen. So riß er die beiden unter lustigem Kichern zu sich heran. Es war das erste laute Lachen seit seiner Erkrankung, und holte die ersten Tränen aus den glühendtrockenen Augen der Mutter.

Da vernahm sie neben sich das heiß emporquellende Wort: „Vergib!“ Sie wandte sich zur Seite, dem Ohre nicht trauend, unter der herrischen Stirn einen scheuen, erschrockenen Blick. Doch auch in seinen Augen sah sie mitten durch ihre Tränen die Bitte heiß emporquellen. — „Wie darf denn ich?“ schluchzte sie auf. „Nur Du, Du allein hast zu vergeben!“ Und wie ein schuldbewußtes Kind zitternd, flehte sie um Erbarmen, weil sie ihr Gelübde des Schweigens gebrochen hatte, das sie sich zum Opfer für ihn auferlegt hatte.

Er zog sie empor und hielt sie an seiner Brust fest, indem er sagte: „Es war eine Zeit, da ich Dich zu hassen vermeinte. Der Schicksalsschlag von Monza hatte meine Liebe betäubt. Weißt Du, wann sie wieder aufwachte? In jener Stunde, da auch von Dir alles andere abfiel und nichts übrig blieb als eine Mutter und ein Weib, das zu ihrem Mann um Hilfe für ihr Kind schreit. Deine Stimme hat nicht allein meinen Sohn, sondern auch meine Liebe wieder ins Leben zurückgerufen. Vergib, daß ich so lange an Dir gesündigt mit einem Starrsinn, der sich wie ein Widerhaken verbohrt hatte und nicht wieder loskonnte! Vergieb, mein vielgeprüftes armes Weib!“

„Ich bin so selig,“ stammelte sie, „daß mir doch noch eine demütige Ährenlese von Deiner Liebe übrig bleibt nach dem Ernteschnitt von Monza.“

„Keine Ährenlese, Beroarda — eine neue reichere Saat!“

St. Ulrichlied.

St. Ulrich in der Mühle,
In Morgensonnenkühle,
Wir haben goldene, schwere Tag',
Der Herrgott ob uns Segen sag'!
St. Ulrich in der Mühle.

St. Ulrich in der Mühle,
Da stehn zwei braune Stühle,
Da steht ein alter Birnbaumtisch,
Wir essen Schwarzbrot, Speck und Fisch,
St. Ulrich in der Mühle.

Kein Kaiser und kein Konig
Kann seinen goldenen Honig
Verschmausen Trum auf Trümlein,
Wie wir ganz frisch vom Imlein,
Wir schlecken an den Waben
Und müssen's sauber haben.

Was sagt die Sonne heute?
Ihr seid zwei rechte Leute,
Nur hängt ihr mir im Grunde
Zu oft am Honigmunde,
Und heißt euch Schatz und König
Und singt mir noch zu wenig.

St. Ulrich in der Mühle,
Wir haben ein goldbrauns Kühle,
Wir haben ein junges Rößle,
Wir leben ins Herrgotts Schlößle.
St. Ulrich in der Mühle.

Ludwig Finckh.

Das kleine Lotto.

Eine Strafpredigt von Balduin Groller.

Nur keine Heuchelei und keine Scheinheiligkeit! In einem jeden von uns — sagen wir: in den meisten von uns — steckt ein kleiner Spielteufel, und ein jeder von uns — sagen wir: die meisten von uns — freuen sich diebisch über einen müheloſen Gewinn und ärgern sich über einen Verluſt. Ich meine sogar, daß die nicht einmal gar so sehr zu beneiden sind, die darüber hinaus sind, sich über einen kleinen Verluſt zu ärgern. Der Ärger gehört mit dazu und ist sehr wichtig. Wäre der Ärger nicht dabei, dann wäre es auch aus mit dem ganzen Reiz des Spiels. Es muß sich durchaus nicht immer um das schnöde Geld drehen. Auch das harmloſe Billard und das königliche, allen menschlichen Leidenschaften scheinbar so entrückte Schach kann die Leute in die Rage bringen, kann das stolze Triumphgefühl des Siegers oder die tiefe Niedergeschlagenheit des Beſiegten vermitteln. Der Ärger gehört dazu, weil sonst auch die Freude ausbleiben würde.

Wenn nun aber auch in jedem von uns ein Spielteufelchen steckt, so folgt daraus freilich noch nicht, daß wir es ohne weiteres frei schalten und walten lassen sollten und dürften. Darüber ist kein Wort weiter zu verlieren. Denn wohl ein jeder hat es schon ein- oder das anderemal am eigenen Leibe erfahren, was das für ein gefährliches Teufelchen ist, gefährlich zumal, wenn gerade in den hitzigsten Momenten nicht genug kühle Beſonnenheit aufgebracht werden kann, ihm entsprechende Hemmungen entgegenzuſetzen. Die Lockung ist groß, — it's naughty, but it's nice, wie die schalkhaften Amerikanerinnen sagen —, eben weil wir mehr oder minder von diesem Teufelchen beſessen sind, weil in uns allen etwas vom Spieler steckt, vom guten Spieler oder vom schlechten.

Ganz unermeßlich ist das Unheil, das durch den Spieltrieb schon in die Welt gebracht worden ist, und darum wäre es wohl das einfachste und vernünftigste, alle Glücksspiele abzuschaffen und so den gefährlichen Trieb mangels jeglicher Anregung schön langsam absterben zu lassen. Wenn es nur ginge! Es geht aber nicht. Der Trieb wurzelt zu tief, als daß er ausgerottet werden könnte. Ich habe von unglücklichen Nordpolfahrern gelesen, mit denen eine Eisscholle durchgegangen war. Sie trieben Tage und Wochen auf dem Eismeer dem voraussichtlich sicheren Tode entgegen. Und da machten sie sich aus dürftigen Papierfetzen ein Spiel Karten zurecht und trachteten, sich ihre Armseligkeiten gegenseitig abzugewinnen. Bei Bret Harte spielen auf der Prärie Leute, die vielleicht in der nächsten Stunde schon einen Kampf auf Leben und Tod zu gewärtigen haben, so lange Karten, bis sie den Schellenkönig vom Herz-As nicht mehr unterscheiden können. Ein zum Tode verurteilter Verbrecher macht in seiner letzten Nacht mit dem willfährigen Gefängniswärter in seiner Armesünderzelle eine Kartenpartie. Der Wärter mogelt, und es kommt zu einem wilden Streit, der mit einer Kataſtrophe endet. Das hatte vor Jahren ein junger Schriftsteller mit grandios grimmigem Humor geschildert. Ich wettete, daß er in kurzer Frist ein berühmter Mann sein werde. Er hat aber *mich* bemogelt. Ich habe seither von ihm weder etwas gehört noch gelesen.

Der Spieltrieb muß also — kein Zweifel — eingedämmt werden. Der Staat hat es übernommen, für uns zu sorgen. Er schützt uns vor uns selber, auf daß wir uns nicht zugrunde richten. Das würde ihm nicht passen. Er verbietet gesetzlich die gefährlichen Glücksspiele. Schön. Es ist nicht angenehm, sich in allem und jedem bevormundet zu wissen, und man möchte neben anderen Freiheiten auch die genießen, gelegentlich auf eigene Verantwortung selbst eine Torheit begehen zu dürfen, aber schließlich — der Endzweck muß respektiert werden. Der Schaden, den der Spielteufel anrichtet, ist zu groß und zu offenkundig, als daß es anginge, ruhig und mit verschränkten Armen zuzusehen, wie die Leute in ihrer Verblendung sich scharenweise ruinieren und nicht nur sich selbst, sondern auch ihre Angehörigen ins Elend bringen.

Der Staat als Hüter der materiellen Wohlfahrt des Volkes, als Hüter der Moral sogar — man kann sich das schon gefallen lassen. Dann aber sei der Staat auch wirklich der Hüter der Wohlfahrt, dann halte er selber auf seine eigene Moral, und dann vor allen Dingen mogele er selber nicht. Diese Forderung — es ist eine sittliche Forderung — drängt sich einem förmlich gewalt-

Digitized by Google

sam auf, wenn man das „Kleine Lotto“ ins Auge faßt, wie es auch heutigen Tages noch — im XX. Jahrhundert! — vom österreichischen Staate betrieben wird.

O, der Staat ist moralisch! Er verbietet die Hasardspiele und setzt drakonische Strafen auf die Übertretung des Verbotes. Nur ein Beispiel. Nicht ein künstlich konstruiertes, erfundenes oder effektvoll hergerichtetes, sondern einfach aus der Praxis herausgeholt: Zwei Buben spielen auf der Straße mit einem Kreuzer „Schrift oder Wappen“. Ein Sicherheitswachmann ertappt sie dabei und nimmt ihnen das „Nationale“ ab. Die Sache kommt vor das Gericht. Der eine der Jungen ist der Sohn eines Vaters, der nicht österreichischer Staatsbürger ist. Der Richter verhängt die Ausweisung über ihn. Ein landesverwiesener Schulbub! Was heißt das? Doch nichts anderes, als daß die Eltern mit fort müssen. Sie hatten sich in Wien angesiedelt, hatten da ihre Beschäftigung, ihren ehrlichen Erwerb, ihre Existenz gefunden. Das ist doch hirnrissig. Der Richter war kein Idiot; er konnte nicht anders; er muß sich an das Gesetz halten.

Der Staat, der die Unmoral des Glücksspiels so grausam bestraft, hätte nun, sollte man meinen, und wie bereits angedeutet wurde, auch seinerseits gewisse moralische Verpflichtungen. Dieser selbe Staat ist aber selber Bankhalter bei einem Hasardspiel, wie es unmoralischer, um nicht zu sagen verbrecherischer und nebenbei blödsinniger und ungünstiger, ja so völlig aussichtslos für seine dupierten Partner in der ganzen Welt nicht wieder vorkommt — mit Ausnahme von Italien, wo das kleine Lotto ebenfalls noch im Schwung ist.

Um den richtigen Standpunkt zur Würdigung des „Kleinen Lottos“ zu gewinnen, müssen wir uns erst einen flüchtigen Überblick über das Hasardspiel überhaupt verschaffen. Das entscheidende Merkmal des Hasard- oder Glücksspiels ist das, daß dabei die Entscheidung weder durch Nachdenken noch durch Geschicklichkeit beeinflußt werden kann, sondern daß sie ausschließlich abhängig ist vom blinden Zufall. Wenn zwei oder mehrere sich zu einem Hasardspiel zusammensetzen, so sind im allgemeinen — sans accident — die Aussichten und Möglichkeiten für Gewinn und Verlust für alle Teilnehmer gleich. Das accident wäre hier, daß einer etwa mogelte. Ungünstiger stellt sich die Sache schon für die Spieler, die es mit der Spielbank in Monaco aufnehmen. Dort muß die Bank gewinnen, und die Spieler in ihrer Gesamtheit müssen verlieren, was natürlich nicht hindert, daß der einzelne gelegentlich einen gewaltigen Riß machen und einen großen Coup landen kann. Auch das gereicht der Bank zum Vorteil. Wäre das nicht, dann könnte sie gleich zusperren. Die Gewinner sind die Lockvögel. Ohne diese säße keiner mehr auf.

Bei aller sittlichen Entrüstung muß zugegeben werden, daß die Bank in Monaco durchaus ehrlich und korrekt spielt, und daß der Vorteil, den sie vor den Spielern voraus hat, an sich nicht allzu erheblich ist. Ziffernmäßig ausgedrückt beträgt er bei der Roulette 2,7 Prozent. Er ergibt sich durch das „Refait“, das wirksam wird, wenn die Kugel auf Zéro fällt. Neben den Fächern für die Zahlen von 1 bis 36 gibt es auch eines für 0, das den Vorteil für die Bank bildet. Von je tausend Francs also, die das liebe Publikum aufs Spiel setzt, sind nach einem mathematischen Gesetz, das nicht mit sich handeln läßt, immer siebenundzwanzig Francs der Bank verfallen. Den einzelnen Spieler, der für seine tausend Francs deren zwei-, sechs-, zwölf- oder gar sechsunddreißigtausend zurück erhält, mag das vielleicht wenig stören, sicher ist es doch, daß bei der Tages- oder Wochenabrechnung die Gesamtheit der Spieler verloren haben muß. Die Bank hat aber noch andere Vorteile, die sich ziffernmäßig nicht so einfach ausdrücken lassen: sie ist durch die Übermacht des Kapitals von Haus aus die stärkere. Wenn zwei Partner sich zu einem Hasardspiel niedersetzen, wird caeteris paribus immer der die besseren Chancen für sich haben, der besser bei Kasse ist. Weiter: der Bank geht nicht nur das Geld niemals aus — wenn sie wirklich einmal gesprengt wird, so ist das nur ein hübscher Theatercoup, der weiter gar keine praktische Bedeutung hat —, sie hat auch noch den unermeßlichen Vorteil voraus, daß sie eigentlich eine Maschine und keinerlei Gemütsbewegungen unterworfen ist. Sie arbeitet weder nach einem „System“ und wird auch sonst von keinem anderen Aberglauben beeinflußt. Sie ist frei von der Spielerleidenschaft, sie kennt die tödliche Angst nicht und nicht die halsbrecherische Verwegenheit. Ihr schlägt das Gewissen nicht, und weder Furcht noch Hoffnung blenden sie, und keine menschliche Torheit stört und verwirrt sie bei der Lösung des mathematischen Exempels, den Leuten das Geld abzunehmen.

Es ist einleuchtend, daß ein Kulturstaat so gefährliche Lasterhöhlen nicht dulden darf, leider muß es aber gesagt werden, daß es bei dem Hasardspiel, zu dem er sich selber niedersetzt, dem „Kleinen Lotto“, bei weitem nicht so loyal zugeht wie bei der Roulette in Monaco. Er begnügt sich nicht mit 2,7 Prozent, sondern zieht seinen Partnern einfach das Fell über die Ohren. Es gibt überhaupt keinen so grausamen und gefährlichen Partner wie den Staat. Schon die andere große Spielgelegenheit, die er duldet, weil er Nutzen aus ihr zieht, der Totalisator, bietet der ungeheuren Masse der Spieler weit ungünstigere Chancen als die Bank von Monaco. Der Totalisator ist noch in weit günstigerer Lage als die Bank. Er ist auch eine Maschine und er spielt überhaupt nicht. Er kann niemals verlieren, während die Bank sehr wohl verlustreiche Tage haben kann und

sich dann damit trösten muß, daß die Statistik schließlich doch zu ihrem Recht kommen wird. Er nimmt nur die Einsätze entgegen und macht seine Abzüge. Den Rest verteilt er wieder unter die Spieler, die also nur unter sich und gegeneinander gewettet haben, nicht aber gegen den Totalisator. Unzählige Gerichtsverhandlungen beweisen, welche furchtbaren Verheerungen der Totalisator anrichtet. Die Abzüge, die er für sich beseitigt, betragen — es ist nicht überall gleich — rund zwanzig Prozent, also den fünften Teil des Gesamtbetrages der Einsätze.

Man stelle sich die Sache einmal so vor: Das Publikum ist eine geschlossene Genossenschaft von tausend Menschen, die eine Million Mark oder Kronen daranwagen wollen. Ein Meeting von fünf Tagen. An jedem Tage wird durch die einzelnen Genossenschaftsmitglieder die volle Million eingesetzt. Nach fünf Tagen wird der Totalisator im Besitze der vollen Million sein; die Genossenschaft — da kann ihr keine Macht der Erde helfen — wird die volle Million verloren haben. Wenn die Geschichte sich in Wirklichkeit nicht so drastisch abspielt, so liegt das lediglich daran, daß das Publikum eben keine geschlossene Genossenschaft ist und daß sich immer wieder neue Zuzügler finden, die nicht alle werden. Der Effekt bleibt aber doch derselbe: das Publikum wird immer und mit voller Sicherheit ausgeplündert. Dabei ist auch der Totalisator bei weitem nicht das hirnverbrannte Glücksspiel wie das „Kleine Lotto". Erfahrung, Verständnis, Sach- und Fachkenntnis, die sich allerdings immer nur bei einer verschwindenden Minderheit finden, können die Gewinnchancen, die für den Unkundigen vielleicht auf eins zu zehn stehen, auf eins zu zwei und selbst auf ein noch günstigeres Verhältnis herabdrücken, so daß schließlich weder bei der Bank von Monaco noch beim Totalisator die Spieler in so furchtbar beschämender Weise die Gelämmerten sind wie beim „Kleinen Lotto".

Sehen wir uns das Ding einmal an. Es ist von wahrhaft kindlicher Einfachheit. In einer Urne oder Glastrommel befinden sich die Nummern 1 bis 90. Es ist bekannt, daß an einem bestimmten Termine ein Waisenkind unter entsprechender obrigkeitlicher Bewachung hintereinander fünf Nummern herausziehen wird. Da strömen nun die Spieler und die Spielerinnen im ganzen Reich zu den tausend und tausend Lottokollekturen, um ihr Geld auf jene Nummern zu setzen, von welchen sie hoffen, daß sie herauskommen werden. Der eine wettet auf den ersten Ruf Estratto, die anderen auf Ambo, Terno, Quaterno oder Quinterno. Die schöne Erfindung stammt aus Italien. Bei den Ergänzungswahlen in den Großen Rat wurden aus neunzig Namen fünf ausgelost. Auf diese fünf Namen wurde gewettet, und damit wurden die Leute auf eine Idee gebracht, das „Kleine Lotto" war erfunden. Österreich genießt die Ehre, der einzige Staat in Europa, außer Italien, zu sein, in dem es noch besteht. Die Sache ist bei weitem nicht so harmlos, wie sie aussieht. Der Spieltrieb steckt einmal in der Menge, und die Aussicht auf mühelosen Gewinn lockt mit magischer Gewalt zunächst diejenigen, so da mühselig sind und beladen, also die allerärmsten Schichten. Es sind die blutigen Heller armer Frauen, die sauer verdienten Kronen der Arbeiter, Bauern, der kleinen Handwerker, die der Staat an sich zu ziehen kein Bedenken trägt. An den Tagen der Lohnauszahlung macht das Lotto das beste Geschäft.

Das „Kleine Lotto" ist eine endemische Krankheit in Österreich. Ich will nicht sagen, daß das ganze Volk von der Krankheit der Spielwut ergriffen ist, sicherlich ist es aber der gesamte Pöbel. Ich würde das Wort nicht gebrauchen, wenn ich damit wirklich nur die armen Leute meinte. Der Pöbel reicht weit hinauf. Es spielen alte Weiber beiderlei Geschlechts aus allen Ständen. Das gemeinsame Merkmal ist jene Seligkeit, die durch die besondere Armut im Geiste gewährleistet wird. Es gehört nämlich wirklich eine eigentlich schon ganz unerlaubte Dosis von Dummheit dazu, sich an einem solchen Spiele zu beteiligen, im Vergleich mit dem die allerwildesten Hasardspiele, also selbstverständlich auch die Roulette und der Totalisator, ganz unerhörte Vorteile bieten. Wir haben gesehen, daß der Spieler in Monaco 2,7 Prozent seines Kapitals verlieren muß, beim Totalisator so an zwanzig Prozent. Beim „Kleinen Lotto" liegen die Verhältnisse viel, viel ungünstiger, geradezu himmelschreiend. Ich bitte: Es setzt einer auf eine Nummer. Kapriziert er sich auf den ersten Ruf, so stehen seine Chancen wie 1 : 90. Im Gewinnfalle hätte er also Anspruch auf neunzigfaches Geld; tatsächlich bezahlt wird nur siebenundfünfzigfaches. Oder er wettet darauf, daß seine Nummer sich überhaupt unter den fünf gezogenen befinden werde. Dann hätte er ein Recht auf achtzehnfaches Geld, er kriegt aber nur vierzehnfaches. Das ist noch glänzend, und beim Ambo ist es auch noch nicht gar so arg. Diese beiden Spielmethoden sind verhältnismäßig harmlos. Die Einsätze sind der Mehrzahl nach sehr geringfügig. Da ist der Staat noch freigebig und er schafft sich dadurch die notwendigen Lockvögel. Die gelegentlichen kleinen Gewinne liefern die erwünschten stärkeren Reizungen. Beim Terno wird die Sache schon ernster, da müßte der Gewinn schon ein sehr bedeutender sein, und da wird der Bankhalter beträchtlich zurückhaltender. Der Spieler hat beim Terno 11748 Chancen gegen sich. Bezahlt wird ihm im Glücksfalle 250faches Geld. Noch schlimmer wird es beim Quaterno. Er hätte Anspruch auf 511038faches Geld und erhält nur 5000faches. Beim Quinterno endlich müßte er nach der Wahrscheinlichkeitsrechnung 43949268mal setzen, um einmal zu gewinnen, er kriegt aber, wenn er die phänomenalsten Kartoffeln haben

sollte, nur 61000faches Geld. Das sind doch Spannungen zwischen dem rechnungsmäßigen Anspruch und der tatsächlichen Leistung, die ausreichen sollten, jeden vernünftigen Menschen von einem solchen Spiele abzuhalten. Der Staat macht doch sein Geschäft. Denn die Leidenschaft des Spieles und die vernünftige Erwägung schließen sich gegenseitig aus. Nur eine Frage wäre hier an den Staat, der sein Geschäft macht, wohl berechtigt: Wie viel Jahre Zuchthaus hätte er für den privaten Bankhalter in Bereitschaft, der sich unterfangen hätte, die Bevölkerung unter solchen Bedingungen zu rupfen?

Aber selbst die hier angedeuteten Vorteile und Sicherheiten genügen dem Staat als Spielbankhalter noch nicht. Er ist keine Maschine und kriegt gelegentlich Angst. Es braucht nur irgend etwas Sensationelles zu geschehen, es stirbt eine hohe Persönlichkeit, oder es wird ein besonders grauenhafter Mord begangen, dann rücken die Lotto-Weisen in Scharen an, um die auf diese Ereignisse passenden Nummern zu setzen. Verläßliche Auskunft darüber gibt ja das „Ägyptische Traumbuch", und es ist beschämend, es sagen zu müssen, daß in Österreich im Laufe der Zeiten vielleicht kein anderes Buch solche Auflagen erlebt und solche Verbreitung gefunden hat, wie das „Ägyptische Traumbuch", das Belehrung darüber erteilt, was Geburt und Tod, was Zahn- und Bauchweh, was der Mord, der Jude und die große Angst für Nummern bedeuten mit Rücksicht auf die „Kleine Lotterie". Wenn nun da die Scharen anrücken, da freut sich der Staat wohl über das gute Geschäft, aber gleichzeitig geht ihn selbst die große Angst — ich glaube Nr. 90 — an. Wie, wenn das Traumbüchel doch recht behielte?! Er hat ein ebenso einfaches wie probates Mittel, sich zu schützen. Er „sperrt" einfach gewisse Nummern und Nummern-Kombinationen. Das heißt soviel, daß auf sie keine Gewinne ausbezahlt werden.

Soweit die Vorteile des Staates. Damit sind aber die Nachteile der Spieler noch keineswegs erschöpft. Es kann einer sogar die richtigen Nummern erraten haben, und da kann ihm noch mancherlei passieren. Hier so einige Alltäglichkeiten aus der Praxis: Gespielt wird im ganzen Reich, in der Großstadt wie in den entlegensten Nestern. Der Spieler kommt in eine Lottokollektur, wo gewöhnlich schon zahlreiche Kundschaften sich drängen, die ihr Geld loswerden wollen. Endlich kommt er an die Reihe und gibt seine Nummern an. Diese werden in eine große Liste eingetragen, und er kriegt einen Zettel, Riskonto, auf welchem seine Nummern ebenfalls verzeichnet sind. Das Verfahren ist sehr einfach, aber, wie Hunderte von Prozessen beweisen, nicht ebenso verläßlich. Man kann sich denken, daß das Amt der Nummerneintragung nicht glänzend dotiert ist, und daß es für gewöhnlich nicht besonders hervorstechende Intelligenzen sind, die dafür gewonnen wurden. Es kann in dem Geschäftstrubel leicht geschehen, und ist schon oft geschehen, daß die Nummern in der Liste und auf dem Riskonto nicht übereinstimmen. Im allgemeinen ist ja das auch furchtbar gleichgültig, aber bös wird die Sache, wenn einer wirklich einmal gewonnen zu haben glaubt und die Nummern stimmen dann nicht. Dann kriegt er natürlich nichts bezahlt. Oft ist es auch schon vorgekommen, daß so ein Aufschreiber — es kann auch eine Aufschreiberin sein — das Geschäft „in sich" macht, allerdings nicht ganz vollständig. Er oder sie stellt zwar den Riskonto aus, trägt aber die Nummern nicht in die Liste ein. Die eine Hälfte dieses angenehmen und ziemlich sicheren Insichgeschäftes wird prompt besorgt. Das Geld wird eingesteckt, aber nicht abgeführt. Kommt es aber einmal ausnahmsweise zum Zahlen, dann erklärt sich der Staat nicht für verpflichtet, und der glückliche Spieler wird unbeschadet der strafrechtlichen Prozedur mit seinen Ansprüchen auf den Aufschreiber oder die Aufschreiberin verwiesen, die natürlich trotz des gelegentlichen Mogelns nicht in der Lage sind, Lotteriegewinne auszuzahlen. Die zweite, nicht unwichtige Hälfte des Insichgeschäftes bleibt also unerledigt. Noch etwas kann geschehen und geschieht häufig. Gesetzt wird immer so lange als möglich bis zum Schluß des kleinen Spieles, also bis knapp vor Abgang der letzten Post, die die Listen nach der Zentrale, wo die Ziehung stattfindet, bringen soll. Die Listen müssen natürlich vor der Ziehung zur Stelle sein, sonst wäre ja den Betrügereien Tür und Tor geöffnet. Nun kann sich aber eine Schneeverwehung begeben oder sonst ein Bahnunfall, oder eine brave und manchmal nur etwas zerstreute Postmanipulantin dirigiert Listen, die für Linz bestimmt sind, nach Graz, oder die für Prag bestimmten nach Wien. Auch dagegen ist kein Kraut gewachsen. Die Listen treffen nicht rechtzeitig ein, und wieder kann es geschehen, daß einer, der wähnte, glücklicher Gewinner zu sein, mit seinem Talent dasitzt und Trübsal blasen muß.

Und trotz alledem und alledem ist die Zahl der Spieler Legion. Zu unserer Ehre sei es gesagt, sie nimmt stetig ab in dem Maße, als die Kultur fortschreitet und die Neuschule ihre Wirkungen geltend macht. Mit inniger Freude stelle ich fest — man kann an die Innigkeit glauben; denn es ist eine Dosis Schadenfreude dabei —, daß die Einkünfte des Finanzministeriums aus diesem unrühmlichen Geschäft immer geringer und geringer werden. Aber noch immer ist es fürchterlich genug, noch immer ist die Zahl Legion. In dem Staatsvoranschlag für das Jahr 1907 für die im Reichsrate vertretenen Königreiche und Länder hat der Finanzminister an Staatseinnahmen aus dem „Kleinen Lotto" mehr als dreißig Millionen, genau 30540500 Kronen eingestellt. Natür-

lich bleibt ihm nicht soviel rein. Der Betrieb ist teuer. Es müssen für die Verwaltung und die Gewinne mehr als achtzehn Millionen ausgegeben werden, und nur die Differenz verbleibt als Reingewinn. Aus der Statistik der Spieleinsätze lassen sich kaum Schlüsse auf den Kulturzustand der betreffenden Königreiche und Länder ziehen. In Niederösterreich werden im Jahre vierzehn Millionen in die Lottokollektur getragen, im Salzburgischen nur eine Viertelmillion, das arme Galizien liefert nahezu dreieinhalb Millionen, das noch ärmere Dalmatien nur 70000 Kronen, Böhmen 6,8 Millionen. Es scheint also nicht sowohl der Stand der Kultur, als die Dichtigkeit der Bevölkerung den Ausschlag zu geben, und da steht Böhmen noch immer sehr respektabel neben Niederösterreich mit der Haupt- und Residenzstadt Wien da.

Man glaube nur nicht, daß die berufenen Faktoren der Volksaufklärung, die Männer der Wissenschaft, die Presse und zahlreiche Volksvertreter der Fortwucherung dieser Landplage immer ruhig zugesehen haben. Ihre verderblichen Wirkungen waren und sind ja zu offenkundig. Der unsinnigste Aberglaube wird fortwährend genährt, fortwährend werden durch die Leidenschaft des Spieles arme Familien völlig zugrunde gerichtet, fortwährend werden Verbrecher förmlich gezüchtet. Es ist schon eine ganze Bibliothek gegen das „Kleine Lotto" geschrieben worden, und es wäre ein Unrecht, hier eines Mannes nicht zu gedenken, der sich die Ausrottung der Lottopest förmlich zur Lebensaufgabe gemacht hatte und der darüber gestorben ist, ohne das Ziel seiner heißen Wünsche auch nur von weitem erblicken zu können. Das war der Reichsratsabgeordnete Dr. Roser, der durch neunundzwanzig Jahre bei jeder Budgetdebatte eine groß angelegte Rede wider das Lotto hielt. In den neunundzwanzig Reden ist eine geradezu erschütternde Fülle von Material über die verwüstenden Folgen dieses vom Staate betriebenen Glücksspiels beigebracht. Es ist ein unwiderlegliches Tatsachenmaterial, und niemals ist auch nur der Versuch einer Widerlegung gemacht worden. Noch mehr und noch bezeichnender: noch niemals hat sich ein Finanzminister oder ein anderer Anhänger der Regierung gefunden, der sich soweit erniedrigt hätte, um den Fortbestand des Lottos auch nur mit einem Argument der Moral, der Logik, der Volkswohlfahrt und Volkswirtschaft rechtfertigen zu wollen. Seien wir nur gerecht. Das ist niemals geschehen, und niemals wurde es auch nur versucht, ein solches Argument vorzubringen. Alles wurde anerkannt, alles wurde zugegeben, die Schande wurde nicht geleugnet. Allen Erwägungen der Politik, der Volkswohlfahrt, der Redlichkeit und der Menschlichkeit, jeglicher Regung des Ehrgefühls stand nur die eine Behauptung gegenüber: der Staat kann auf diese Einnahme nicht verzichten!

Der Geist des XX. Jahrhunderts vermag sich mit dieser Ausrede auf die Dauer nicht abzufinden. Er macht seine Forderung geltend. Er duldet nicht, daß der Staat sich hinwegsetze über die Gebote der Ehre und der Moral. Und so erleben wir es vielleicht doch noch, daß er seinen kategorischen Befehl durchsetzt: Schluß des kleinen Lottos!

Im Efeu.

(Landslip, Insel Wight.)

So friedlich hat mich Efeu eingesponnen,
Als wie in einem Grab im Heimatland,
Und so vergessen bin ich und versonnen,
Als ob ich längst die letzte Ruhe fand.

Doch Sonnen funkeln in den dichten Ranken,
Und weiße Wolken wehen drüber her,
Und um mich raunt's, und seine alten Schranken
Küßt unten laut und unsichtbar das Meer.

Und wär' ich tot — würd' ich zu Eurem Schweigen,
Ihr Wolken fliegen, Eurer Welt des Scheins?
Nein, nein, mein Meer, ich würde niedersteigen,
Zu Deinem Rauschen, und Dein Lied sei meins!

Walther Unus.

Digitized by Google

Im Hausboot. Gemälde von E. Debat-Ponsan.

(Copyright 1907 by E. Debat-Ponsan.)

Schloß Chantilly im Jahre 1781. Gemälde von Henri de Cort in der Galerie zu Chantilly.

Chantilly. Von W. Fred.

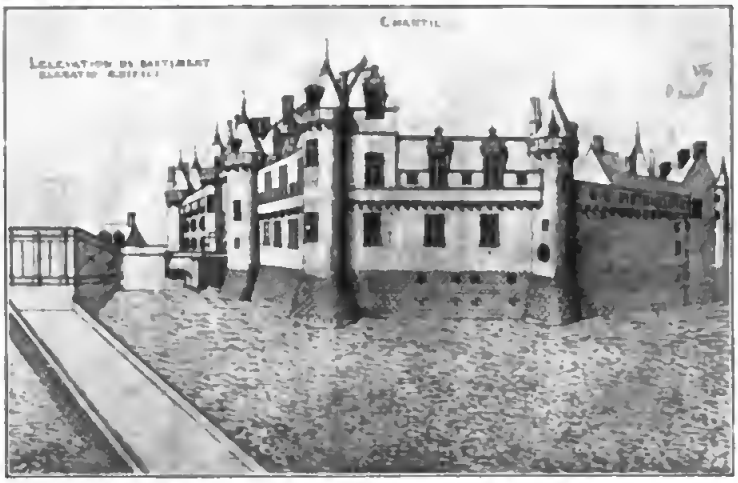
Derbytag in Chantilly! Es ist jener Pariser Frühling, wenn die Sonne die dünne Luft im feinsten Gold erzittern läßt, die Bäume überreich von grünen Blättern leise wehen und aus allen Gegenden von Paris die Menge hinausströmt auf die englischen, grünen Wiesen, wo die schnellsten Pferde den größten Preis des Jahres erjagen sollen. Ein Zug nach dem andern fährt aus der Gare du Nord durch die Vororte, die kleinen Fabrikstädte, die sich an Paris gliedern, dann durch den dichten Wald, durch weite, sonnige Gärten und wiederum über Waldland in einem hohen Bogen über die Kronen der starken jahrhundertealten Bäume hinweg und entläßt dann die Menge auf dem kleinen Bahnhof der Stadt Chantilly, die an diesem Tage in jedem Jahre ihre bewegtesten Stunden lebt. Eine Stadt von 4000 oder 5000 Einwohnern und eigentlich doch nur ein großes Dorf und gar nicht von französischem Charakter. Kaum hat man die ersten Häuser der großen Straße hinter sich, so steht die englische Kirche da, und dann reiht sich Herrensitz an Herrensitz, und neben den weißen, eleganten Bauten französischer höfischer Architektur sieht man die Formen jener Landsitze, wie sie sich großbritannische Edelleute oder Bürger auf der anderen Seite des Kanals ausdenken und zum Sitz ihres häuslichen Lebens machen.

In der Tat, Chantilly erinnert mehr an das Leben der englischen Provinz als an das französischer Bourgeoisie. Denn hier haben sich die Besitzer großer Rennställe angesiedelt, hier werden am frühen Morgen die Pferde auf die Bahnen und Wiesen geführt, hier geht jene dem Uneingeweihten geheimnisvolle Früharbeit der Pferdezucht vor sich, die die monatelange Vorbereitung zu den glänzenden Schauspielen der Renntage bilden, an denen dann Chantilly Paris, das was man „ganz Paris" nennt, zu Gaste hat. In den Straßen, auf denen man an Wochentagen englischen Jockeis, Züchtern begegnet, vor den Häusern, wo englische Tierärzte, englische Zahnärzte, englische Sattler, englische Apotheker und englische Bars einlogiert sind, geht heute alles vorbei, was aus der großen Stadt die Freude an den schnellen Pferden, dem Spiel, den schönen Kleidern und den neuen Hüten, dem Reiz reich bewegter Geselligkeit und nicht zuletzt der Glanz

Schloß Chantilly mit Pavillon Jean Bulant und der Kapelle (Südseite).

eines jungen Frühlingstages herausgelockt hat. Die Damen in ihren neuesten Kleidern — keine mag eines tragen, das schon vorher ein Auge erblickt hat —, die Herren im feierlichen Kleid, dem Gehrock, den glänzenden Zylinder auf dem Kopfe, oder kostümiert als eifrige Sportsmen in dicken, großkarierten englischen Anzügen und das Fernglas über die Schulter gehängt, steigen in die Droschken, die für diesen einen Tag, aus der ganzen Gegend herbeigeholt, die vornehmen Leute vom Bahnhof zum Rennplatz bringen sollen. Sonderbare Gefährte: Pariser Lohnwagen mit Gummireifen und Pneumatiks und daneben eine richtige Landkarosse, das Milchpferd vorgespannt, Selbstkutschierer, knarrende, müde Wagen aus fast schon historischen Zeiten —, sie alle nehmen heute für hohes Geld Gäste. Zwischen den Wagen und neben ihnen aber die ganze Straße und dann die Wiesen erfüllend der große Haufen von anderen Besuchern, die zu Fuß ihren Weg suchen, keine Sonne scheuend und nur manchmal ängstlich den Blick zum Himmel richtend, ob er ein Einsehen haben wird und für den heutigen Tag den Regen sparen. Allerlei kraus gemengtes Volk führt dieser Tag auf die stillen Wiesen von Chantilly, führt sie auf den „Pesage", wo der Eintritt einen goldenen Louis kostet und dafür alles zu sehen ist, was Paris an großer und halber Welt hat, eine Revue der Moden, und auf die „Pelouse", wo das Volk weniger der Pferdezucht als den Gewinsten des Totalisators geneigt ist und der „Favorite" nicht als das schnellste, edelste Pferd der diesjährigen Rasse, sondern als der Vermittler von einigen Fünffrankenstücken betrachtet und geehrt wird. Zwischen der großen Welt auf der einen Seite und dem dichten Haufen auf der anderen, liegt die Rennbahn. Dort er-

Herr Anne de Montmorency.
Zeitgenössischer Stich.



Schloß Chantilly unter den Grafen Condé. 1530—1687.
Nach einem zeitgenössischen Stich.

eignen sich die sportlichen Geschicke des Tages. Und wenn auf der einen Seite das Bild belebt ist durch die freie Grazie schön gepflegter, wunderbar geschmückter Frauen, die tausenderlei Spiele, die zwischen den Geschlechtern, den mannigfachsten Kreisen der Gesellschaft auf der Wiese, auf den Tribünen, in den Logen vor sich gehen, so ist auf der anderen das Leben erregter, wilder, lauter. Geht man auf der einen Seite zwischen den Bäumen im Halbdunkel die Pferde ansehen, die kleine Jungen auf dem Waldboden vorreiten, und glaubt dem flüchtigen Blick ein Urteil über den künftigen Sieger abverlangen zu dürfen, so drängt sich auf der anderen Seite vor den Kassen, den vielen Verkaufsstellen süßer Schokolade, gelber Limonade ein wirrer Haufen. Glücksritter, Arbeiter im schwarzen Kittel, Männer, Frauen, Kinder, die zum Teil schon frühmorgens hinaus gewandert sind, ihr Frühstück selber mitgebracht haben und nun warten, daß die Glocke zum Start ruft und die Jockeis in ihren bunten Jacken auf die Pferde steigen, der Kampf beginnt und dann endlich auf der großen Tafel die Nummer jenes Pferdes aufgezogen wird, auf das sie gerade gesetzt haben. Und wird der vermeintlich sichere Sieger im letzten Augenblick geschlagen, kommt ein „Outsider" der „zehn-, zwanzigfaches Geld zahlt", wie der Jargon sagt, den hier vom kleinsten Jungen an alle beherrschen, so antwortet dem dumpfen, mühsam abgetönten Murmelgrollen der vornehmen Tribünen von der Pelouse her lautes Wutgeheul; mancher Jockei, mancher Starter hat sich von der wetterwendischen Volksgunst heute bejubeln, morgen „Bandit" und ärgeres schimpfen lassen müssen ...

Der Große Condé.
Zeitgenössischer Stich von N. Poilly.

Jenseits der erregten Spieler hüben und drüben aber liegt von einem leisen Sonnennebel umsponnen das Schloß Chantilly, historischer Boden und bis vor wenigen Jahren Herrensitz eines der letzten französischen Granden, des Duc d'Aumale. Der hat es dem Institut de France vermacht, und jetzt ist's ein Museum, Sehenswürdigkeit, Schrein schöner Bilder, dem Leben selbst entfernt. Ein schönes Bild, auf das zwischen Wettgesprächen und Flirt, Modetratsch und erregter Spielleidenschaft hie und da ein zerstreuter Blick fällt. Da liegen die weißen Mauern des alten geraden Schlosses, der silber-

Gobelin aus Schloß Chantilly.

glänzende Kanal, auf dessen Insel das alte „Manoir" stand und jetzt der neue Herrensitz und das Musée Condé stehn, und rückwärts dehnt sich der Park. Weit und von mannigfacher Art, französisch, ein kleines Versailles mit Teichen, Statuen, Philosophenalleen, Göttertempeln und Rokokostimmung. Und zweihundert Schritte weiter englischer weiter Rasen, ein kleiner Hyde-Park. Hier lebte man allerlei Leben. Vor 100, 150 Jahren bewegte sich in anderem Rhythmus, anderen Vergnügungen geneigt, das tout Paris, toute France des XVIII. Jahrhunderts, graziöser, anmutiger, heiterer trotz allen Wolken der Zukunft als die Renngesellschaft, die heute nach Chantilly kommt und sich kaum Gedanken macht über den Hauch der Luft und Lust von damals, der vielleicht leise noch über den Wipfeln der schönen, schönen Bäume schwebt.

* * *

Verlassen wir Rennprogramme, schreiende, von der Leidenschaft gepeitschte kleine Leute, elegante Frauen, gehen wir mitten durch die Menge, ihre seltsame Zusammensetzung ein letztes Mal in all ihrer Kuriosität genießend, und schreiten nun am Rand der Wiesen längs des kleinen Kanals zum Schlosse hin. Ein sanftes Wasser grenzt die Welt draußen von Park und Schloß ab. Einmal war's ein tiefer Graben, Festungsschutz, was heute Zierat, vielleicht bis vor kurzem, solange Chantilly noch Privatbesitz war, ein Symbol der Abtrennung von der misera plebs draußen war. Wie ein Inselschloß sehen die weißen Gebäude aus. Und wie man geht, wohin man sich wendet, schieben sich die Fassaden der einzelnen Trakte anders ineinander, geben ein stets geändertes Bild. Schön ist's immer. Vielleicht nicht groß,

Ballett vor Ludwig XV. in Schloß Chantilly am 5. November 1722.
Nach einem zeitgenössischen Stich.

nach höchsten Maßen geschätzt, schließlich ja auch zum stärksten Teil ein neues Werk, im XIX. Jahrhundert aus allerhand Motiven französischer Renaissance zusammengeflochten. Aber edel, elegant, vornehm. Mag's nun die Sonne des Frühlings oder der letzte Schimmer des schon absterbenden Herbstes sein, der im Wasser die Reflexe der weißen Mauern, hohen Fenster, Kuppeln spiegeln läßt, in jeder Stunde, in der ich Chantilly gesehen habe, war's ein köstlicher Reiz. So steht man lange und gerne draußen, bevor man die große Ehrenpforte öffnen läßt, über eine kleine Brücke geht und nun zur großen Terrasse steigt, auf der ein bronzener Ritter steht: Anne de Montmorency, einer der ersten Herren von Chantilly, vielleicht der erste großzügige Bauherr dort. Rechts liegt dann langausgestreckt das Chateau d'Enghien, Fenster an Fenster, Stube an Stube ernst und schmucklos gereiht, — Wohnungen. Das gibt ganz gut den Sinn der Bau- und Lebenskunst des XVIII. Jahrhunderts, daß man für die normalen Dinge der Tage, für die Notwendigkeiten des Daseins einfach ein geräumiges Riesengebäude hingestellt hat, damit im Schlosse selbst für Kurzweil, Fest, Glanz und jegliches Spiel der Herren und Damen ungenierter und prunkvoller Raum ist. Links aber geht's durch eine stolze Ehrenpforte zu den beiden Schlössern, dem alten und dem neuen, die ineinander verwachsen, durch Gänge, Höfe geschwisterlich verbunden sind. Im neuen „Chateau", das der letzte Herr, der Herzog von Aumale, erbauen ließ, sieht man die Bilder, Statuen, Bücher, Kunstschätze aus allen Zeiten malerischer Blüte, die ein großer Herr unserer Zeit zusammengesucht hat, nicht so sehr nach den Besonderheiten oder Launen einer höchst eigenartigen Persönlichkeit, sondern nach einem kultivierten Gefühl für große Tradition, für französische Kultur, für die vielen Beziehungen, die sein Geschlecht und dessen Vorfahren zu den großen Epochen der Vergangenheit hatten. Hier atmet man jene Luft des zweiten Kaiserreiches, einer nicht sehr starken, gar nicht widerstandsfähigen Generation, die aber viele oft recht feine Interessen gehabt hat und es aufs beste verstand, kurz vor dem Absterben noch einmal alle Register großer Hofmusik spielen zu lassen. Ein wenig savant, ein wenig gentil-homme, der die alten Tage betrauert und dabei doch vom Leben von Zeit zu Zeit hart genug angefaßt, um nicht jenseits der Wirklichkeit zu stehen, hat dieser Herzog von Aumale in Chantilly halb es wollend, halb unfreiwillig seinem Werk den Charakter

Louis II., Prinz von Bourbon, genannt der Große Condé. Gemälde von David Teniers dem Jüngeren in der Galerie zu Chantilly. Nach einem Kohledruck von Braun, Clément & Cie. in Dornach i. E.

Digitized by Google

Die Madonna aus dem Hause Orleans. Gemälde von Raphael in der Galerie zu Chantilly. Nach einem Kahledruck von Brann, Clement & Cie. in Darnach i. E.

seiner Natur und Generation ausdrückend, eine Stätte geschaffen, die zugleich Museum, historisches Monument, zugleich Residenz eines modernen Herrn ist, der manches Regime, manche Erschütterung sozialer Umwälzungen zu spüren bekommen hat. Bevor noch die Gedanken an die alte Geschichte Chantillys rühren und welke Stimmungen des XVII. und XVIII. Jahrhunderts ihren etwas süßen Duft aufsliegen lassen, erinnert man sich des Lebens dieses letzten Erbes der Condés, in deren Haus man ist.

Nun stehen wir auch im Chatelet, das noch aus der Zeit jenes Anne de Montmorency ist, dessen Reiterbild draußen wenig anderes als den Typus eines höfischen Kriegers aus dem XVI. Jahrhundert gibt. Gehen langsam, die noch laue Atmosphäre kaum geendeten Menschenlebens atmend, durch die Zimmer, in denen der Herzog, dieser Sohn König Louis Philipps, mit Frau und Kind gewohnt hat, bis ihm Erbe nach Erbe wegstarb. Er ist 1830 in den Besitz des Schlosses getreten, das auszubauen, umzuformen, wieder zur Residenz eines großen Herrn und Erben altfranzösischer Größe zu machen, sein Lebenswunsch und Werk war. 1830 — fast wundert man sich, daß dieses Jahr und unsere Zeit durch das Leben eines kaum Verstorbenen verbunden werden konnte, eines, dessen Zigarrenspitze aus Weichselholz noch auf dem Tische liegt, dessen silberne Uhr am Nagel hängt. Auf den Kommoden dieser Zimmer, die ein viertel Rokoko, dreiviertel Biedermeierluft und Biedermeierton haben, stehen noch die Photographien mit zärtlichen Widmungen guter Verwandten. Große Namen, blutige Erinnerungen — hier ist's ein Album von Familienbildern, Onkel, Neffe, Nichte, der liebe Cousin — das ist die andere weichere Seite der Weltgeschichte.

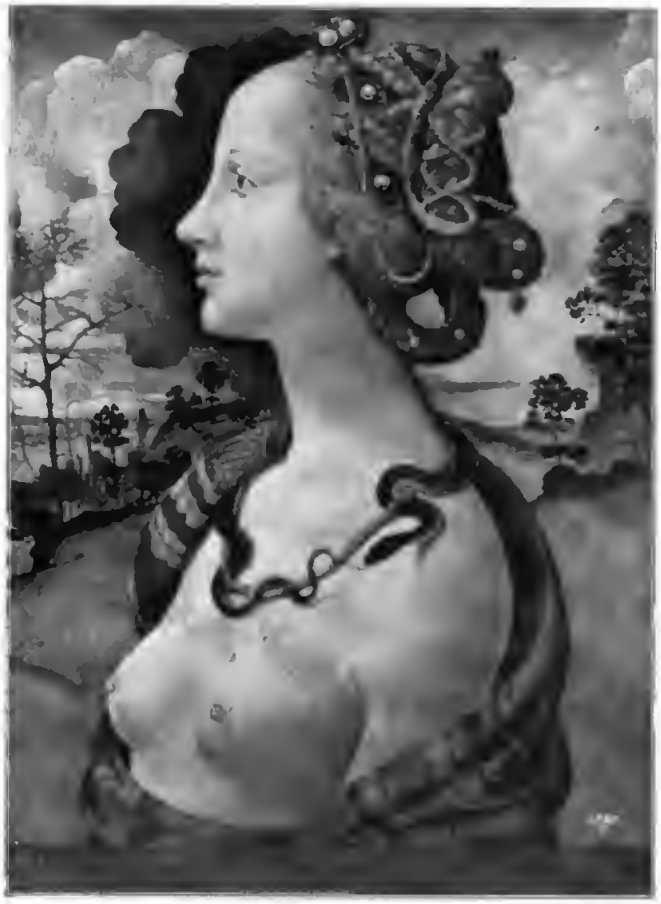
Vor den Revolutionstagen bekommt Henri d'Orléans das Schloß, lebt dort, wenn er nicht im Kriege steht, in Afrika in vielen Schlachten seinen Mann in der Armee stellt. Er macht das Schloß, das er als Ruine übernimmt, mählich bewohnbar, nützt jeden Tag, bis 1852 ein Befehl des Prinzen Louis Napoleon den Orléans zwingt, seinen Besitz zu verlassen, zu veräußern. Englische Bankleute, die Herren Coutts, ihre Bevollmächtigten Marjoribanks und Antrobus werden Herren des Schlosses, das Zaren und Kaiser bewohnt, alle Ludwige besucht haben, in dem manche Seite der politischen Geschichte Frankreichs gelebt worden ist. Sonderbar genug klingen diese Citynamen neuer Romantik in solchem

Zuſammenhang. Zum erſten Male hat die bürgerliche Welt eine nähere Beziehung zu Chantilly als die treuer Diener, künſtleriſcher Helfer zu ſein. Immerhin — die Herren mit den fremdklingenden Namen ſehen ſich nach einem Bewohner um, deſſen Art ſolcher Reſidenz entſpricht: der engliſche Botſchafter mietet Chantilly, bis die Orléans zurückkehren dürfen und dann in den Jahren zwiſchen 1876 und 1882 der Duc d'Aumale das neue Schloß dem alten beifügen und das Muſée Condé ſammeln und aufſtellen kann.

Noch einmal aber muß der Herr aus dem Lande. Er iſt unter Grévy aus den Liſten der Armee geſtrichen worden, in der er ſich tapfer genug geſchlagen hat, beantwortet dieſe Schmach mit einem ſtolzen Brief und wird des Landes verwieſen; unter dem Dekret ſteht die Unterſchrift: General Boulanger. Die beiden Namen klingen ſchlecht zuſammen. Als der Herzog wieder zurückkehren darf, hat er nur noch die Sorge, ſein Schloß vollendet, das Muſeum untergebracht, die Bibliothek geordnet, die Gärten faſt im alten Glanz zu ſehen, und vermacht den Beſitz noch lebend dem Inſtitut de France. Ein Grandſeigneur, einer der letzten. — —

Der Herbſt. Gemälde von Sandro Botticelli in der Galerie zu Chantilly. Nach einem Kohledruck von Braun, Clément & Cie., Dornach i. E.

Das alte Schloß, unter deſſen Baumeiſtern auch der berühmte Manſart, der Erbauer der Place Vendôme, nicht fehlt, verlangt ſo wenig wie der neue Bau viel Beſchreibung. Sie ſind beide vornehm, haben ſchöne Höfe, viele Salons, große Säle. Von manchem runden Erker ſieht man hinaus auf den Park, auf ein ſtilles Haus mit grünen Läden, drüben jenſeits der Kanäle, die das Land durchziehen, auf den reichen Wald. Jagdtrophäen erinnern an die Lebensweiſe früherer Tage, an Reſte höfiſcher Haltung. Der letzte Herr von Chantilly war eher ein Rennenthuſiaſt. Er hat die Blüte von Chantilly herbeigeführt und aus dem exkluſiven Vergnügen einiger Sportsmen eine große und öffentliche Angelegenheit gemacht. Rennen in Chantilly, das war, als er anfing ſich drum zu kümmern, eine ſchwierige Sache. Tagelang reiſte man, tagelang blieb man dann. Jagte und freute ſich der ſchnellen Pferde. Die Preiſe waren noch keine ſechszifferigen Zahlen, und an den Markt der Wettleidenſchaften rührte weder Gedanke noch Wunſch. Kehrte man damals von Wald und Wieſe heim, ſo ſaß man in weißgoldenen Salons und übte jene abſterbende Kunſt, die das zweite Kaiſerreich als — vorläufig — letzte Epoche inne gehabt hat: zu ſprechen. Wie viele kleine geiſt-



Bildnis der Simonetta Vespucci. Gemälde von Antonio Pollajuolo in der Galerie zu Chantilly. Nach einem Kohledruck von Braun, Clément & Cie., Dornach i. E.

reiche Worte mögen durch jenen Salon des singes geflogen sein, der selbst ein Witz ist? Denn die Flächen der Wände sind von den gekrümmten Gestalten grotesker Affen bemalt, die ins Kleid vornehmer Leute des XVIII. Jahrhunderts gesteckt sind und zum Kostüm auch deren übergraziöse Gesten und Tournüren mitbekommen haben. Sonst sagen ja die Möbel der alten Zimmer alle nicht viel. Ein Schreibtisch ist die gute Kopie eines königlichen — so sehen kleine Herrscherträume, vielleicht Selbstironien aus; niedrige Stühle, Bergères und viele Bilder. Die sind denn auch die Hauptsache. Sie führen die Welle der Erinnerungen und Impressionen herbei. In langen Gängen, kleinen Kabinetten, in Salons und nicht zuletzt in schweren großen Mappen, die jedes Gravürenfreundes Herz unruhig zittern lassen, ist hier ein Bilderatlas französischen Heroismus, französischer Galanterie, Anekdoten- und Memoirenkrams aufgespeichert. Da sieht man François I., den Vater der Künste, dem die Frauen nur selten Zeit zum Regieren ließen, und der nicht besser charakterisiert werden kann als in dem kleinen Satz: Il était fort curieux de sçavoir l'amour; ein paar Zimmer weiter hängt das Bild des behäbigeren Henri, der ein Edikt erläßt, in dem er wünscht, fast befiehlt, daß seine Untertanen sich wohl fühlen. Viele Male sieht man den großen Condé, Feldherr, Frondist, Freund und Feind der Herrscher. Seine Taten sind abgemalt, sogar jene, die den Rebellen zeigen; nur reißt die Muse der Geschichte diese Ruhmesblätter aus dem Buch der Historie und wirft sie zur Erde. Byzanz in Chantilly. Die feinen, scharfen Gesichter der Orléans, junge und alte. Viele Frauen verwandter Stämme, Rokoko- und Louis XVI-Kleider und Gesichter und Coiffuren von der einfachen, fast männlich barettartigen toeque bis zu den unglaublichen „poufs des sentiments", die ganze Skulpturen, Panoramen, Panoptikumfiguren auf die Häupter und Haare der eleganten Damen verpflanzten. Molière, die Philosophen, schließlich Bonaparte. Und der letzte Herzog in Biskra, als Europa für die Orléans zu klein wurde ...

Im neuen Schloß sieht man nebst solchen Dokumenten die große Kunst. Das Musée Condé hält seinen Rang neben mancher Residenzsammlung. Es birgt ein paar Schätze allerersten Ranges, Italiener natürlich. Jene drei Grazien des Raffael, um deren philosophischen Sinn die Bilderdeuter geraume Zeit schon streiten, an denen die malerisch Gesinnten einfach die zarte, weiche Koloratur, die linden For-

Digitized by Google

Das Frühstück im Freien.

Gemälde von Nicolaus Lancret in der Galerie zu Chantilly.
Nach einem Kohledruck von Braun, Clément & Cie. in Dornach i. E.

Digitized by Google

men von drei nackten Frauen bewundern. Und dann, auch vom großen Raffael, eine Madonna mit dem Kind, einfach, edel, eines der schönsten Werke des Meisters, die man, weil sie schon im alten Palais Royal war, die Madonna des Hauses Orléans nennt (das Jesu-Kind ist vielleicht das schönste der Raffael-Zeit). Die Arme hat auch vor der Revolution flüchten müssen und ist dann 1869 um die Lappalie von 150 000 Franken zurückgekauft worden. Heute gäbe Amerika gern das Acht- und Zehnfache ...

Frühe und späte Italiener reihen sich an. Sonderbar genug mutet hier in diesem Rahmen und umfangen von der französischesten aller französischen Atmosphären die Kunst primitiver italienischer Quattrocentisten an. Giotto, Sienesen, Botticelli. Die dünnen Frauen einer anderen Welt. Ihre Eleganz ist die des Geistes. Ihre Sinne, raffiniert auch sie, schweben zum blaßblauen, goldgetönten Himmel. Der Herbst des Botticelli, ein reiches Bild. Die Simonetta Vespucci des Pollajuolo: ein schönes Weib, zum Glück nicht regelmäßig schön, kein Typus, sondern eine Persönlichkeit, ein Rätsel, eine Sphinx mit wundervollem Hals. Man weiß ja auch nichts Rechtes von dieser Freundin des Giulio dei Medici, die jung starb und wie der Chronist bemerkt: dem Tode zulächelte. Wenn man einmal ein kleines Gedicht schreiben wird über das Lächeln der Renaissance, dann bekommt neben dem geheimnisvollen Spiel der Lippen jener Mona Lisa auch Simonetta auf dem Bilde des Pollajuolo ihren Ruhmesplatz. Sie paßt hier noch am besten in die Nachbarschaft gallischer Hofdamen, Simonetta, die früh vom Tod geholte Freundin des Mediceers.

Man kann manche Viertelstunde von Bild zu Bild gehen. Italiener, Niederländer. XIV., XV., XVI. Jahrhundert. Heilige, profane Werke. Emails, Öl, Aquarell. Berühmtes und Unbestimmtes. Hier hätte es wenig Sinn ein Museum zu katalogisieren. Bleiben wir ein wenig bei den Franzosen des XVIII. Jahrhunderts, die hier Heimatsrecht vor allen anderen haben. Da hat Lancret eines jener verlockenden Frühstücke im Freien gemalt, das ebensogut wie in Versailles in Chantilly hätte abgehalten werden können, zwischen Bosketten, vor Statuetten auf einer reinlich gehegten, von schützenden Hecken umsäumten Wiese. Oder ein Bild vom Reiz der Schaukel; oder Reiter und Jäger; Ball, Tanz, Liebe und Liebelei. Oft genug ist Chantilly selbst gemalt, in niederländischer Spiegelung, ein wenig dunkler und ernster als es wohl damals wie heute war. Oder in reizenden kleinen bunten Blättern, die mehr Tagebücher, Memoiren, Notizen sind als Kunstwerke und nur aufs liebenswürdigste die Tage jener graziösen Chantilly-Leute des XVII. und XVIII. Jahrhunderts erzählen. Da sieht man sie Federball spielen, das Tennis von einst; Ringewerfen, wie's heute nur noch auf ländlichen Kirmesfesten geübt wird; sehr stolz mit Pfauen um die Wette eitel und prunkvoll sein, fast Räder schlagen vor Selbst-

Die Serenade. Gemälde von Jean Antoine Watteau in der Galerie zu Chantilly. Nach einem Kohledruck von Braun, Clément & Cie. in Dornach i. E.

gefühl; Boot fahren auf seichten Kanälen und den Anlegeplatz, wo die Kähne sittsam standen, grandios le port nennen; dem Mond in jungen Sommernächten entgegengehen, in wehmütig gestimmter Gesellschaft, wie es die fremde letzte Königin, die arme Marie Antoinette allzu gerne tat. Und dann in versteckten kleinen Göttertempeln sitzen, Venus vor sich, was man noch heute im schönen Park zu tun vermag.

Louis Joseph von Bourbon, Herr von Chantilly. Zeitgenössischer Stich.

Dort, wo noch manches erhalten ist, wie es der ruhmreiche Gartenbaumeister Le Nôtre anlegte, verweilen wir, den Blick in alle Fernen sendend, und gedenken der Vergangenheit.

Das neue Schloß, umglänzt von der letzten Herbstsonne, entschwindet den Blicken, und nun steht vor dem Auge der Phantasie das winzige Haus mit runden Türmen, das den Anfang dieser Herrlichkeit bildete. Allmählich wächst es erst, wird weiter, bekommt den Park und die Ehrenhöfe, in denen Reiter sich tummeln, Kaleschwagen ritterliche Gäste absetzen.

Die erste Kunde von einem Herrensitz in Chantilly weist ins IX. Jahrhundert. Herr Guy, Conte de Senlis, Grand Bouteiller de France, ist im XII. Jahrhundert der vornehmste Herr der früheren Geschlechter. Eine Zeitlang will dieser Besitz keinem Hause Glück bringen, keines wird so recht heimisch, bis im XV. Jahrhundert die Montmorencys kommen und jenes alte Schloß bauen, das bis in die Revolutionstage stand. Der letzte Montmorency, der Enkel des Erbauers, wird als Rebell enthauptet. Von seiner sanften, schönen Frau werden wir noch einem Lebenszeichen im Park begegnen. Chantilly kommt nun in die Hand der Condés, geht reichen Zeiten entgegen. Die Epoche materieller, künstlerischer, ja philosophischer Bedeutung hebt an. Dieselbe Geisterwelt, die das Schloß Rambouillet umstrahlt, ergeht sich in Chantilly. La Fontaine, La Bruyère kommen hin. Vorher haben die Ruhmestaten und Kriegespläne des großen Condé — Ludwig II. von Condé — die Hallen gefüllt. Zwischen den Feldzügen, den Emeuten, den Rebellionen, nach eiliger Flucht und schwer erstrittener Heimkehr gibt es dann Feste, wie sie großartiger kein Königsschloß gesehen hat. Eines schildert in den berühmten Briefen an ihre Tochter Madame de Sévigné. Es hat durch eine spezifische Tragödie des XVIII. Jahrhunderts seinen Ton bekommen. Ludwig XIV., endlich wieder einmal mit dem großen Condé versöhnt, kommt zu Gast. Mit Hof, Gefolge, Lager. Was Frankreich an Eleganz, Geist, Galanterie besitzt, ist mit ihm da; Theater, Ball, Jagd, Gelage — alles gelingt. Nur ist's schwer, für so viele Leute in Chantilly gebührende Nahrung zu finden. Vatel, der berühmte Vatel, vielleicht der größte Küchenchef aller Zeiten, ein Klassiker der Gastronomie, der damals in des Condé Diensten steht, tut sein möglichstes. Trotzdem, eines Abends fehlt an zwei Tischen der Braten. Zwar nur beim Gefolge und ein Gang unter einem Dutzend, aber fehlt doch. Kein Zuspruch kann Vatel trösten; und ärgere Sorge drückte sein Herz. Die Fische für den nächsten Tag wollen nicht kommen. Er hat vor Tagen schon Boten an alle Häfen geschickt; es scheint nichts gefruchtet zu haben. Ein neuer Tag. Ein paar lumpige Fische sind da, kaum genug für einen Tisch. Er ist im Schloß herum, fragt immerzu. Schließlich sagt einer: Das war die Ausbeute aus allen Häfen. Vatel geht in sein Zimmer, zieht den Degen hervor, stemmt ihn an die Tür und rennt ihn sich in den Leib. Zwei Stöße dringen nicht tief genug, der dritte macht ihn kalt. Inzwischen sind die Fische da, man sucht im ganzen Schloß nach

Der Duc d'Aumale. Gemälde von Benjamin Conſtant.
Nach einem Kohlebruck von Braun, Clément & Cie. in Dornach i. E.

bilden. Ställe für Hunderte von Pferden — heut ſtehen ſie leer. Sein Sohn Louis-Joſeph, der letzte Condé, erlebt die Revolution. Sie verſchont Chantilly nicht. Hier wie an vielen Orten feiert man jene Feſte für die déesse de la Raison, unter deren Weihe ſo viel Barbarei geſchah. Zuerſt dient das Schloß als Spital und Kaſerne; es wird vandaliſch gehauſt, ſchließlich das ſchöne alte Haupthaus zertrümmert, geſchleift. Als Ludwig-Joſeph zurückkommt, ſieht's anders aus denn zwei Jahrzehnte früher, als er den künftigen Zaren empfangen hatte. Es war ihm damals ein ſonderbarer Einfall gekommen. Als ſie bei feſtlich geſchmückter Tafel ſaßen, fragte er den Gaſt, wie ihm der Saal gefalle. Der Fürſt ſagte: Nur in Chantilly gibt's ſolche Hallen. Woraufhin die Vorhänge weggezogen werden und der Gaſt die Pferde ſchnauben, wiehern hört und entdeckt, daß man in der Kuppel mitten im Stall drin die Feſttafel gedeckt hatte. Ein wenig geſchmackvoller Scherz. Sein Erdenker büßt ihn hart genug. Als der Gaſt wiederkommt und ihn der letzte Condé nun durchs wirkliche Schloß führt, muß man Regenſchirme über die beiden halten, denn die Decken, Wände, Mauern ſind undichte Ruinen. — Was dann folgte, hat man gehört. Es beginnt die moderne Tätigkeit des Duc d'Aumale.

... Mancherlei Geſchick hat ſich alſo hier abgerollt. Heut gehen friedliche Beſucher, Liebhaber ſchöner Dinge, wiſſensdurſtige Reiſende, verliebte Leute durch

Vatel, ſprengt ſchließlich ſeine Tür auf, findet ihn tot. Alles iſt verzweifelt. Selbſt der König macht ſich Vorwürfe, daß er zu viel Ballaſt mitgebracht hat. Aber bald iſt Vatel vergeſſen, die Feſte werden weiter gefeiert, ein anderer beſorgt die Küchenſtrategie. Nur Madame de Sévigné notiert: „Je ne sais comme j'ai le courage de vous parler d'autre chose que de Vatel" ...

Der nächſte Condé iſt Ludwig Heinrich von Bourbon, der mächtige Miniſter Ludwigs XV. Auch ihm ſcheint keine ſtete Sonne. Eines Tages wird er, mit ihm ſeine Freundin, Madame de Prie, verbannt; ſie vergiftet ſich. Er ſtirbt früh, hat aber doch das Schloß erweitert, um jene mächtigen Ställe, die eine der größten Sehenswürdigkeiten Chantillys

Schloß und Park. Den Zärtlichen bleibt gewiß manche Sekunde Zeit in den vielen Pavillons, die den Park beleben, zu denen man auf gebogenen Wegen über Brücken und Stege kommt. Sie rasten beim kleinen Haus der jeux de paume, das erhalten geblieben ist, noch lieber wohl beim Haus der Sylvie. Dort lebt das Andenken einer schönen Frau und eines Poeten. Sylvie, so nannte ein Liebender Marie Felicie des Ursins, die sanfte Frau jenes Montmorency, der die Untreue gegen den König mit dem Haupte büßte. Der Poet war Herr Théophile de Viau, der, ein gallischer Ovid, wegen leichtfertiger Verse zum Tode verurteilt war und den die Herzogin hier verbarg. Dafür taufte er sie Sylvie und sang ihr Lieder. Das Haus der Sylvie ist ein lieber kleiner Pavillon, in dem jetzt allerhand Chinoiserien stehen. Er ist umweht von Romantik, historischer und wohl auch unhistorischer. Jedenfalls ist noch ein berühmtes Liebespaar mit ihm verknüpft: im Jahre 1724 liebte dort das schöne Fräulein de Clermont, die Schwester des Herzogs, einen Herrn vom Hofe, M. de Melun, bis der jäh auf einer Hirschjagd getötet wurde. Ein fait divers, eine Lokalnotiz aus dem XVIII. Jahrhundert. Man wird entlassen mit dem Hinweis auf ein Schicksal allen Zeiten eigen: Zwei Leute lieben sich, es soll nicht sein. Ob's Chantilly, 1724 ist, Paris, Montmartre, Quartier latin, Berlin, irgendeine kleine Stadt — dieser Schmerz gräbt überall die gleiche Furche. Hier im Hause der Sylvie steht jeder Besucher plötzlich den Herzogen — und ihren Schwestern ganz nahe.

Und nun durchschreiten wir die Ehrenpforte, und ein letzter Blick umfängt das Inselschloß, den Park, die Wiesen, Sonne und Wald.

Im Tiergarten.

Der Tag entschlief.
Auf des Olympiers mächt'gem Lockenhaupt saß
Ein satter Spatz
Mit struppigem Gefieder
Und pfiff,
Wobei er vergnügt den frechen Schnabel
Am Firnenschnee der Marmorsteine schliff;
Dann guckt er schief
Hochmütig auf das Volk hernieder,
Das sich erging, lustwandelnd, um den Platz
Und Götterschönheit still ergriffen mit den Augen maß.
In goldnem Wipfellaub ertrank der Wolken Zug.
Er aber tschilpte noch ins Fliehn der Abendröte,
Indem er selbstgefällig mit den Flügeln schlug:
„— Es ist doch schön um den Gedankenflug,
Wir beide, ich — und Goethe."

Ad. Holst.

Schneewittchen. Gemälde von B. Müller. Photographie der Verlagsanstalt Fr. Bruckmann in München.

Von guten und bösen Zwergen.

Ein Versuch zur Naturgeschichte der Unterirdischen. Von Georg Busse-Palma.

Es gibt wenig rechtschaffene Märchen, in denen die lieben Unterirdischen, die wir Zwerge, Pucks oder Wichtelmännchen nennen, nicht eine Rolle spielen. Sie sind uns vertraut von Kindesbeinen an, und dennoch wissen wir beschämend wenig von ihnen. Ihre Naturgeschichte ist noch nicht geschrieben, ihre Sprache blieb unerforscht, und um ihr religiöses Bekenntnis hat sich selbst der eifrigste Missionar noch nicht gekümmert! So ist es vielleicht nicht unverdienstlich, wenn ein Freund der treuesten Bewohner unserer Volksphantasie im nachstehenden versucht, durch das Zusammenfügen der in hundert Erzählungen verstreuten Berichte über ihr Wesen und Wirken, die Kenntnis der Oberirdischen von den Unterirdischen zu verbreitern. —

Von den Ursprüngen des Zwergengeschlechts wissen wir ebensowenig, wie über die Ursprünge der Menschheit. Von den wenigen Vermutungen, die es darüber gibt, soll die der Gelehrtenwelt hier in erster Linie erwähnt werden, so offenkundig ihre Haltlosigkeit auch ist.

Die Herren Professoren behaupten, daß unsere Landstriche, zur Zeit, als die germanischen Völkerschaften sich darüber verbreiteten, von einer kleinen, kümmerlichen Urbevölkerung bewohnt waren, die, zu eisernem Widerstand unfähig, sich mehr und mehr in Wälder und Erdhöhlen zurückzog. Dort trieben die kleinen Leute scheu und verborgen ihr heimliches Wesen, das den weitaus höher gebauten Fremdlingen natürlich unheimlich genug vorkam. Überlegen in der Kenntnis ihres ererbten Landes; überlegen in handwerklichem Geschick; überlegen an Schlauheit, der Kraft der Schwachen; furchtbar mitunter durch die Heimtücke, die sie wohl aus Notwehr schon den fraglos recht rüpelhaften Riesen gegenüber entwickeln mußten: erhielten die Autochthonen in den Augen ihrer abergläubischen Verdränger schnell einen dämonischen Anstrich. Die altgermanischen Großmütter drohten ihren unartigen Enkeln mit ihnen, und die Enkel wurden selber Großeltern und drohten weiter. Je seltener die armen Buschmänner Europas nun wurden, desto freieren Spielraum hatte die Phantasie und stellte sie sich immer kleiner und seltsamer vor. Selbst das Aussterben half ihnen nichts! Die Knaben des neuen Herrenvolkes sahen sie dennoch unzählige Male. Wenn die Nebel vom Flusse herüberbrauten, standen sie auf der Wiese und nickten mit den verrunzelten Greisengesichtern und wiegten ihre langen, weißen Bärte; und in geheimnisvoller Walddunkelheit sah man sie reglos am Wege sitzen. In Form und Tracht nicht unähnlich Baumstümpfen mit rissiger, brauner Borke!

Leider widerstreben viele der vom wirklichen Zwergvolke bekannten Tatsachen auf das energischste dieser so plausibel klingenden „Erklärung"! Der Raum verbietet es mir, alle zu erwähnen. Es dürfte aber auch genügen, wenn ich mir eine einzige Frage in aller Bescheidenheit gestatte: — „Ist es möglich, daß Nachkommen von Menschen, die doch zweifellos ebenso wie wir ein hartes, nur im langsamen Wachstum verände-

Digitized by Google

liches Knochengerüst hatten, die Fähigkeit erwerben, sich in rascher Aufeinanderfolge bald in der Höhe eines Steinpilzes und bald in der eines zehnjährigen Knaben zu präsentieren?" — Ich meine: selbst der verwegenste Darwinist wird das verneinen müssen, und damit stürzt die ganze „gelehrte" Hypothese in ihr Nichts zusammen! Denn gerade die Fähigkeit, in verschiedenen Größen zu erscheinen, wird von vielen und glaubwürdigen Menschen den Zwergen nachgerühmt!

Die Wissenschaft hat also vorbeigeschossen. Leider aber die einzige, bis auf den Ursprung greifende Volkserzählung auch!

Der Herr Christus soll nämlich, so heißt es darin, einmal zu einer Frau gekommen sein, die zehn Kinder, fünf schöne und fünf häßliche, hatte. Der häßlichen schämte sie sich und verbarg sie in einem tiefen Keller. Als Jesus nun nach Begrüßung der schönen Kinder sich nach den anderen erkundigte, verschwur sich die herzlose Mutter, keine weiteren zu haben. Da soll Jesus seine Hand mit den Worten erhoben haben: Unter die Erde hast Du sie verstoßen, so sollen sie auch unterirdisch bleiben in Ewigkeit! Und die fünf blieben unter der Erde und wurden die Stammeltern der Zwerge, die deswegen so klein sind, weil ihre Ahnen beim Wachsen immer oben mit dem Kopfe anstießen.

Es ist klar, daß diese Erzählung schon aus ethischen Gründen unannehmbar ist! Ehe ich an einen Herrn Jesus glaube, der arme Kinder, die doch sicherlich mit Kopfnüssen in die Tiefe getrieben worden sind, noch extra dafür bestraft, eher verzichte ich überhaupt auf eine Schöpfungsgeschichte und begnüge mich mit dem, was ich selber von Fidlesitchen vernommen habe. Viel ist es ja nicht, aber in Ermanglung ...

Zu beiden Ufern der Havel lagen dicke, unaufhörlich wachsende Nebelstreifen, als wenn ganz weißes Wasser übergetreten wäre. Ich ging über die Wiese meinem Hause zu, und der Nebel kroch lautlos auf dem Bauche neben mir her und hatte mich bald überholt. Da sah ich plötzlich den alten Zwerg Fidlesit vor mir sitzen. Er hatte einen grauen Rock an und ein dreieckiges Hütchen auf und verwandelte sich nicht, wie gewöhnlich, beim Näherkommen in eine kleine korrumpierte Vogelscheuche. Er blieb vielmehr ruhig auf dem Feldstein und stand mir freundlich Rede und Antwort.

Als ich ihn jedoch über die Urgeschichte seines Volks befragte, schüttelte er bedauernd den Kopf. „Ich bin schon aus den Schuljahren heraus, beinahe siebenhundertfünfzig alt, aber darüber weiß ich selber nichts! Früher hieß es, daß wir wie Maden aus dem Kadaver des Urriesen Ymir gekrochen wären. Aber in unserer aufgeklärten Zeit ... Spaß! — Das einzige, was ich sicher weiß, ist das, daß wir schon in Deutschland waren, als noch kein Bier existierte. Und solange bleiben wir, bis das letzte Faß gebraut und ausgetrunken ist."

Weiteres war nicht von ihm zu erfahren. Immerhin ist aber schon die Gewißheit, daß die Zwerge bereits in prähistorischer Zeit bei uns ansässig waren und bis ins Aschgraue zu bleiben gedenken, von historischer Bedeutung. —

— — — — — — — — — — — — — — —

Die Zwerge zerfallen ebenso wie die Menschen in verschiedenfarbige Rassen. Es gibt schwarze, graue, braune oder rote, und grüne und weiße Zwerge, die aber nicht räumlich geschieden sind, sondern oft genug auf demselben Landstrich nebeneinander wohnen. Je heller sie von Farbe sind, desto freundschaftlicher ist ihr Verhältnis zur Oberwelt. Die grauen und schwarzen sind gefährliche Tückebolde, vor deren Umgang energisch gewarnt werden muß.

An Größe scheinen sich alle ungefähr zu gleichen, wenn die Angaben über ihre Statur auch oft auseinandergehn. Manchmal werden sie in Daumenlänge beschrieben, zu anderen Malen wieder in der Größe kleiner Kinder. Ja sogar von Tischhöhe wird gelegentlich gesprochen, aber es ist keine Frage, daß es sich dabei um Flügelmänner des ersten Zwerggarderegiments handelt, die bei Berechnung des Durchschnitts nicht in Betracht kommen. Ihre schon erwähnte Dehnungsfähigkeit erschwert jede Schätzung auch ungemein. Ich persönlich halte dafür, daß ihre normale Höhe eine halbe Armlänge beträgt, die sie aber, da sie mit doppelten Knochenplatten versehen sind, nach Bedürfnis vergrößern oder verkleinern können, indem sie sich selber als Ausziehtische oder Chapeauclaques behandeln. Ihre sonstigen hervorstechenden Körpereigentümlichkeiten sind kurze, häufig krumme Beinchen und ungewöhnlich große Dickköpfe.

Ihre Wohnungen sind des öfteren gar kurios gelegen. Wenn sie auch größtenteils in Bergen und Waldhöhlen nisten, so hat man sie doch auch schon unter den Dielen herrschaftlicher Schlösser, ja sogar unter Pferde- und Kuhställen angetroffen! Da kam es denn bei einiger Undichtigkeit des Bodens mitunter vor, daß ihnen etwas Übelriechendes in die Stuben tröpfelte, worüber sie sich bitterlich beschwerten. Wenn ihre Bitten keine Abhilfe herbeiführten, zwangen sie den Besitzer durch hartnäckigen Schabernack dazu, und mancher Bauer erkannte zu spät am Verfall seines Viehs, daß es besser gewesen wäre, ihnen im Guten zu willfahren!

Überhaupt darf man aus den primitiven Eingängen zu ihren Wohnstätten keineswegs schließen, daß es darin duster oder gar unsauber sei! Im Gegenteil sind ihre Räume größtenteils köstlich eingerichtet. Große Hallen wölben sich in der Tiefe; die Wände sind von Gold, die Fußböden aus purem Silber; und Edelsteine, die in die Decke eingelassen sind, leuchten wie tausend Kerzen und spiegeln sich farbig in poliertem Edelmetall! Bei der monarchischen Staatsverfassung der Zwerge fehlt es in größeren

Digitized by Google

Niederlassungen auch nie an dem Königsthron. Ganz aus milchweißem Opal geschnitten, ziert er die Mitte des geräumigsten Saales. Mächtige Buckel aus heilkräftigem Smaragd schmücken ihn oben, und das grünleuchtende Gestein zieht sich in schlanken Arabesken durch den Opal über die geschweifte Armlehne nach unten. Auch die Kronen und Zepter der weisen, weißbärtigen Zwergfürsten sind von unschätzbarer Schönheit: aus weißem Diamant mit burgunderrotem Rubin in kunstvoller Einlage. Der Reichtum der Zwerge ist ja unermeßlich, und das Wertvollste gebührt dem König um so rückhaltloser, als weder Adel noch sonstige privilegierte Stände bei ihnen zu finden sind.

Heiterem Lebensgenuß durchaus nicht abgeneigt, weisen sie Musik, Tanzvergnügen und sogar gelegentliche Schlemmereien keineswegs von der Hand. Genaue Angaben über die Instrumente, die von ihnen selber gespielt werden, haben wir leider nicht. Nur von dem kleinen König Goldemar, der auf Hardenstein an der Ruhr als Hausfreund des Burgherrn lebte, wissen wir, daß er die Harfe wundersein zu schlagen wußte. Sie müssen aber auch noch anderes zu spielen verstehen, denn oft genug geigt es und fiedelt es, bläst es und schmettert es in lieblicher Lustigkeit aus ihren Höhlen und auf ihren Tanzwiesen. Und wer ein Sonntagskind ist, kann sie dann sehen, wie sie mit silberhellen Jauchzerchen die Hütchen in die Luft werfen und die Beinchen hinterher.

Manchmal locken sie aus Anlaß großer Bälle auch menschliche Musikanten in ihre unterirdischen Wohnungen und lassen sie dort aufspielen, was Bogen und Saite hält. Die Glücklichen, denen dies zuteil wurde, wußten hinterher gar nicht genug zu sagen, wie unendlich niedlich es aussah, wenn die zierlichen Fräulein und Herrlein sich kokett im Menuettschritt voreinander verneigten oder in inniger Walzerumarmung Brust gegen Brüstchen drückten. Die sonst so schlichte Kleidung ist bei solchen Anlässen natürlich auch von entsprechender Feierlichkeit. Die Herren erscheinen in kurzen Höslein und eng anliegenden Wämsern aus rotem Tuch, in Schuhchen aus grünem Glas und in Wadenstrümpfen aus feinster Spinnenseide. Als kavaliermäßigen Umhang tragen sie dazu locker über der Schulter ein spanisches Mäntelchen aus weißem Mausefell, und die Nebelkäppchen sind fein in die Formen eines venezianischen Baretts gebracht. Die Kleider der Damen dagegen sind so glänzend und durchsichtig, als ob sie aus Flügeln der Wasserlibellen zusammengenäht wären, und weil das genierlich sein könnte, tragen sie Höschen und Hemdchen aus froschgrüner Seide darunter, die zierlich mit silbernen Atlasbändchen durchflochten sind! An feurigen Blicken und berauschendem Kleiderraffen ist natürlich auch kein Mangel, denn die Liebe ist unten wie oben und von ihren zappelnden Ergebnissen haben viele deutsche Edelfrauen erzählt, die ihren unterirdischen Schwestern in Kindesnöten beistehen mußten!

Daß ein so geselliges Völkchen auch den Tafelgenüssen nicht abhold ist, ist selbstverständlich. Einige Stämme sollen sogar eigene Viehzucht treiben und Schäfchen hegen, die nicht größer sind als Kaninchen, und Hühner, die unsere Sperlinge nicht übertreffen. Gewöhnlich geben sie sich aber damit nicht ab, sondern begnügen sich mit dem, was Wald und Feld ihnen bietet, oder was sie — traurig zu sagen! — den Menschen diebsen können. Hinter oberirdischer Speise lecken sie sich nämlich dreimal die Lippen, und mancher Braten hat ihnen schon geschmeckt, für den irgendein Tyras oder Miezmartinichen unverdiente Haue bekommen hat. Auch den Weinkeller verschonen sie keineswegs, was mancher rotnasigen Dienerehre zur Genugtuung gesagt sei. Abgesehen von diesen feineren Sachen haben sie eine besondere Vorliebe für junge Erbsen und hausen in den reifenden Feldern oft wie Heuschrecken.

Ein Verzeichnis der Speisen, die es bei der Hochzeit des letzten Zwergkönigs auf Sylt gab, ist uns interessanterweise erhalten geblieben. Obwohl es einen ausgesprochenen Küstencharakter trägt, mit einem binnenländischen Zwergmenü also nur wenig Ähnlichkeit haben dürfte, will ich es hier doch wiedergeben:

Heringsmilch,
Roggen,
Geröstete Sandspierlinge,
Gesalzene Eier,
Iltisbraten,
Austern,

und als Dessert Heidelbeeren und Moosbeeren. Als Getränk wurde Met verabreicht, und bis in die tiefe Nacht hinein stießen die Gäste mit den goldenen Becherlein an und riefen: „Hurra die Braut!“ —

Originell und kurios anmutend waren auch die Geschenke, die bei dieser Hochzeit dem glücklichen Pärchen verehrt wurden. Der erste brachte einen Fingerhut, der andere ein Fischnetz, der dritte eine Mausefalle, der vierte einen krummen Nagel, der fünfte einen Türschlüssel, der sechste ein Nasentuch — kurz, alles Dinge, die uns verwunderlich armselig vorkommen. In Wirklichkeit waren sie für die Zwerge aber keineswegs armselig! Gold und Edelsteine hatten sie nämlich überreichlich genug, und so schätzten sie das höher, was mühsamer zu erwerben war: Menschenarbeit, die doch erst gestohlen werden mußte! —

In den Reden, die bei der Überreichung fraglos gehalten worden sind, wird das wohl auch gebührend hervorgehoben worden sein. Leider hätten wir sie selbst als Ohrenzeugen nicht verstehen können, denn in bezug auf ihre Sprache tappen wir völlig im Dunkeln. Da sie im Verkehr mit uns immer oberirdisch reden, wissen wir nur, daß ihre

Digitized by Google

eigene Sprache, hastig gesprochen, dem Geschnatter junger Gänse ähnlich klingen soll.

Einige der bei ihnen üblichen Namen will ich jedoch anführen. Vielleicht daß ein junger Sprachgelehrter sie näher untersucht und damit den ersten Schritt zur Beseitigung unserer diesbezüglichen Unwissenheit tut!

Sie lauten: Hippelpipel, Deuto, Fidlefit, Dekel Dakel Dummeldei, Finn, Eske, Labbe, Habje, Pilatje, Muggastutz, Hahnenkiterle und Giragingerle. Auch eine „Mutter Pump" finde ich erwähnt, die ihren Namen aber wahrscheinlich einem dankbaren Studenten zu verdanken hat.

— — — — — — — — — — — — — —

Über den Charakter der Zwerge habe ich früher schon einiges angedeutet. Je heller ihre Hautfarbe ist, desto gefälliger und gutmütiger sind sie. Und, gottlob! ist die Mehrzahl der bei uns wohnhaften hellfarbig, wenn der ständige Aufenthalt unter der Erde und der heiße Atem des Schmiedefeuers — Schmieden ist ihr bevorzugtestes Handwerk! — auch alle ein bißchen, mehr oder minder, angebräunt hat.

Die guten alten Zwerge, die unser liebes Schneeweißchen hüteten, stehen durchaus nicht vereinzelt da. Wir wissen von vielen, die ungerufen aus der Erde stiegen und sich voller Mitleid armer Wöchnerinnen annahmen, ebenso wie sie sich in rührendem Vertrauen oft genug an die Menschen wandten, um die gleichen Dienste zu erbitten.

So lebte zum Beispiel am Ausgang des XV. Jahrhunderts auf der Burg Falkenstein eine Frau Anna von Asseburg, die uns das folgende merkwürdige Erlebnis überliefert hat.

Einst lag sie schlaflos an der Seite ihres Gemahls, als sie aus einer Zimmerecke mit einemmal ein seltsames Geräusch vernahm. Dorthin blickend sah sie auf der Diele einen feinen Lichtglanz, der immer stärker wurde, bis plötzlich gegen zwanzig einen Fuß hohe Männlein daraus emportauchten, von denen das eine an ihr Bett trat. „Anna, komm und hilf meinem kreißenden Weibe, sonst stirbt es!" sprach es zu ihr, und die anderen, die bescheiden an der Wand stehen geblieben waren, riefen bittend: „Hilf, hilf!" — Trotz ihres anfänglichen Schreckens warf sich die Burgfrau einen Mantel über und schlüpfte mit den nun fröhlich die Hütchen schwenkenden Männlein durch die Dielenöffnung, die sich im Augenblick so erweiterte, daß sie bequem durch konnte. Durch einen langen, hellerleuchteten Gang geleitete sie ihr Führer in ein großes Gemach, in dem viele Zwerge standen, die sie mit tiefer Verbeugung grüßten. Das durchschritten sie und gelangten in ein zweites, in dem ebensoviel weißgekleidete Weiblein sich vor ihr neigten, bis sie endlich in das Zimmer der Kreißenden selber kam, die von klagenden Zwerginnen umringt war. Die ganze Umgebung fiel vor der Ritterfrau auf die Knie und hob die Händchen zu ihr auf. Frau Anna zögerte auch nicht lange. Sie half der Kreißenden, so gut es ging, und bald hielt sie ein winziges, feingebildetes Knäblein, einem Wachsbilde gleich, der glücklichen Mutter hin. Da tanzten alle Weiblein vor Freude, man hörte eine leise, liebliche Musik, die Männlein kamen tanzend und springend mit ihren kleinen Frauen und wirbelten sich einige Male schnell im Kreise herum. Die hilfreiche Ritterfrau aber erhielt zum Dank drei goldene Becher, an die das Glück ihres Hauses geknüpft ist und von denen zwei noch heute aufbewahrt werden sollen!

In ähnlicher Weise ist noch eine ganze Reihe anderer Adelsfamilien — z. B. die Alvensleben, Haugwitz, Hoya, Maltzahn und Rantzau — zu glückbringenden Bechern, Ketten und Ringen gekommen, mit denen die Unterirdischen ihre Dankbarkeit für erwiesene Gefälligkeiten zum Ausdruck brachten.

Überhaupt ist Dankbarkeit und Gerechtigkeitssinn ein ganz hervorstechender Zug der kleinen Leute. Ob man ihnen nun wie der Schneidergesell zu Cöln im Kampf gegen eine Kröte beisteht, oder ihnen, wie der Schmied an der Wupper, ein Hütchen aus dem Wasser fischt: sie vergelten alles auf das gründlichste und stehen denen, die ihnen einmal wohlgetan haben, auf das nachdrücklichste bei. Wenn man auf die Dauer Vorteil von ihrer Dankbarkeit haben will, darf man es aber beileibe nicht ebenso machen wie der erwähnte Schmied, dessen Historie hier zur Warnung mitgeteilt sei.

Nachdem das dankbare Zwerglein, dem er den Hut aus der Wupper geholt, ihm nämlich eine geraume Zeit hindurch alle Arbeit auf das herrlichste geleistet hatte, dachte er sich: Es ist doch nur recht und billig, daß ich ihm wieder mal eine Freude mache. Er ging also nach Solingen zu dem besten Schneider und sprach: „Meister, macht mir einen Anzug, wie ihn die Junker zu Cöln tragen, vom allerfeinsten Stoff, ganz von Samt und Seide. Er darf aber nur so groß sein wie dieses Maß!" Damit gab er ihm die Länge des Männleins. Als der Anzug fertig war, hing er ihn auf ein Stühlchen neben dem Amboß und stellte einen kleinen Spiegel daneben. Als es dann Nacht wurde, verbarg er sich, um zu beobachten, was das Männlein wohl dazu sagen würde. — Kaum hatte das die Kleider erblickt, so warf es Schurzfell und Hammer beiseite und betrachtete sie mit Freude und Erstaunen. Alsbald fing es an, sie anzulegen. Dann bewegte es sich wie ein eitles Mädchen vor dem Spiegel hin und her und sprach: „Ei, wie schön mir das weiße Höschen paßt, ei! wie schmuck mir das blaue Samtröcklein steht!" Zuletzt setzte es auch den Federhut auf und steckte den kleinen Degen an. Da wußte es sich vor Freude kaum noch zu lassen und sprang immerzu auf einem Bein umher. Plötzlich aber fiel sein Blick auf Eisen und Amboß, und es blieb wie angewurzelt stehen. „Nein," sagte es endlich, „mit dem

Schmieden ist es nun vorbei! Solche gemeine Arbeit ziemt sich nicht für einen schmucken Junker wie ich es bin." Und ritsch ratsch flogen Schurzfell und Hammer in die Kohlen, und das frischgebackene Junkerlein ging auf Nimmerwiedersehn zur Türe hinaus. —

Das Gesicht des Schmiedes, mit dessen bequemen Zeiten es nun ein Ende hatte, war gewiß sehenswert! Aber es ist ein ehernes Zwerggesetz, das auch dann gilt, wenn die liebe Eitelkeit außer Spiel bleibt: schenkt man ihnen etwas, dann halten sie sich für abgelohnt und verschwinden. Auf einen nicht extra bedungenen Lohn rechnen sie niemals, sondern nur auf das, was ihnen als gutes Recht zusteht. Wird ihnen das allerdings verweigert, dann sind sie in ihren kleinen Seelen bitterlich empört.

So waren z. B. arme Harzbewohner lange Zeit hindurch gewöhnt, sich das Kochgeschirr zu ihren Festlichkeiten von den Zwergen zu leihen, die nichts anderes als saubere Rückgabe und einen kleinen Anteil am Festbrei dafür verlangten. Als nun einmal ein Schmutzian das Ausgeliehene nicht nur leer, sondern obendrein besudelt zurückbrachte, waren die empfindsamen Herzen dadurch so niedergeschlagen, daß sie das Land überhaupt verließen. Sehr zum Schaden der Bevölkerung! Denn die Kleinen hatten oft gar lieblich mit ihren Kindern gespielt und denen, die sich in ihre Wohnungen verirrten, nicht nur nichts zuleide getan, sondern sie obendrein noch reichlich beschenkt! — Mit den Zwerggeschenken ist es allerdings eine eigene Sache: größtenteils bestehen sie aus welkem Laub, das sich erst hinterher in harte Taler verwandelt, oder aus Tannenzapfen, die zu Golde werden, wenn man sie bereits auf Nimmerwiedersehn fortgeworfen hat! —

Einigen Kindern jedoch, die aus Übermut in ein Zwergloch gekrochen waren, ist dieser Ausflug unheimlich genug bekommen. Als sie nämlich wieder herauskamen, hatten sie eisgraue Bärte! Mehr als ein halbes Jahrhundert war während des ihnen so kurz vorgekommenen Aufenthalts unter der Erde über ihre Helmat dahingegangen, so daß sie niemand mehr erkannte und die Polizei sie als lügnerische Vagabunden zum Tore hinausjagte!

Ich glaube aber, daß es sich dabei um graue Zwerge gehandelt hat, die überhaupt bösartig oder doch zum mindesten sehr frivol sind. Auf deren Konto ist es auch zu setzen, daß einst ein Mädchen zu Sachsa gefangen genommen und arg mißhandelt wurde, weil es den Bäckern, die ständig über Brotdiebe klagten, den Rat gegeben hatte, Kümmel in den Teig zu mischen, was die kleinen Leute absolut nicht vertragen können. Nur ein einziger Stamm vermag so zubereitetes Brot zu essen, und dessen Angehörige tragen demzufolge auch den schönen Namen „Kümmelzwerge", durch den sie übrigens fälschlicherweise in den Verdacht besonderer Schnapsliebhaberei gekommen sind. —

Am allerbösesten haben die Grauen aber einer Frau mitgespielt, die kurz nach dem Wochenbett und noch vor dem Kirchgang an einer Lustbarkeit teilgenommen hatte. Die schleppten sie in ihre Höhle und zwangen sie, Rüben zu säugen, was, wie mir scheinen will, eine schmerzhafte Beschäftigung sein muß!

Jeder Schaden, den die Unterirdischen hier und da den Menschen zufügen, wird im allgemeinen reichlich durch das viele Gute wettgemacht, das sie dafür wieder bei anderen Gelegenheiten auf das freigebigste austeilen. Daß sie nur in relativ seltenen Fällen ohne besondere Veranlassung kommen, ist ja erklärlich. Selbst der Reichste muß heutzutage bei der immer stärker werdenden Zahl von armen Teufeln den Daumen auf den Beutel halten, wenn er sich nicht demnächst selber in die Liste derer von Habenichts einschreiben will.

Da sei es denn zu Nutz und Frommen aller wirklich Bedürftigen gesagt, daß man von ihnen auch Vorteil ziehen kann, ohne sie sich vorerst durch eine Guttat verpflichtet zu haben, zu der ja sowieso nur den wenigsten Gelegenheit geboten wird. Man braucht z. B. nur in einer Vollmondnacht einen ihrer Tanzplätze aufzusuchen. Wenn ein feines Rauschen, Wispern und Surren uns ankündigt, daß die dank ihrer Nebelkappen Unsichtbaren mitten im Pläsier sind, dann nimmt man eine Handvoll Erbsen oder kleiner Steinchen und wirft sie in den heimlichen Trubel hinein. Was von dem Menschenwurf getroffen wird, müssen sie, einem mystischen Gesetz nach, liegen lassen, und damit hat man sie in der Gewalt! So machte es ein Bauer aus Bornim und fand nach der Flucht der Zwerge auf dem Platz ein Glöckchen, wie es die Kleinen an ihren Mützen zu tragen pflegen. Am andern Morgen kam das Männlein, dem es gehörte, als alter Jude verkleidet, mit Kaftan und Peises, in das Haus des Bauern, feilschte um die Glocke und kaufte sie schließlich für zweihundert Goldgulden. Ein ehrenwerter Preis! Was? — Aber nur gemach: wenn der glückliche Finder kein schlichter Bauer, sondern ein gerissener Kavalier gewesen wäre, hätte sich der angebliche Handelsmann auch bis auf zweitausend und darüber schröpfen lassen! —

Für den, dem die Verwandlung des Zwerges in einen alten Juden seltsam erscheint, sei hier übrigens nachgetragen, daß die Unterirdischen alle möglichen Gestalten annehmen können, wenn diese nicht gar zu sehr ins große gehn und wenn die Notwendigkeit es erheischt. In Froschform sind sie mehrfach gesehen worden, aber am liebsten erscheinen sie als Eidechsen, worauf ich besonders aufmerksam machen möchte. Diese Tierchen sieht man ja ziemlich oft, und wenn

Digitized by Google

grade mal ein Zwergkönig darunter ist ... das gäbe eine gar nicht zu verachtende Bekanntschaft!

Einen Übelstand hat das angegebene Mittel allerdings. Man führt den Herrn des erbeuteten Gegenstandes dadurch nämlich unbedingt zu sich ins Haus. Und wenn sich zufällig ein kleines Kind darin befindet, kann man mit einemmal zu einem waschechten Wechselbalg kommen.

Die Mutter entfernt sich vielleicht nur für einen Augenblick. Flugs sind die Unterirdischen da, nehmen das zappelnde Menschenkind unter den Arm und legen einen von ihnen in die warme Wiege. Einen um etwas dickeren Kopf hat der nun freilich, aber sonst ist er ebenso klein und runzlig, und welche Mutter würde wohl auf eine anscheinende Veränderung hin solch Kindlein gleich zum Tempel hinaustun? Es wird im Gegenteil gehegt und gehätschelt, bis seltsame Vorgänge selbst den Ungläubigsten stutzig machen. Die Tafel ist gedeckt, mächtige Schüsseln mit Fleisch und Brei stehen darauf. Für ein Kurzes bleibt das hilflose Wiegenkind allein im Zimmer. Husch! ist es auf, und wenn nach zehn Minuten die Hausfrau zurückkehrt, gähnen ihr nur noch die leeren Schüsseln entgegen. Aber erst die zehnte denkt dabei an den Dicktopf, der verträumt und harmlos an seiner großen Zehe spielt oder friedsam am Luller lutscht!

Gegen einen solchen Betrug gibt es nur ein einziges, absolut wirksames Mittel. Hat man nur den allergeringsten Verdacht geschöpft, tue man etwas, was trotz Ben Akiba noch nicht da war oder doch möglichst absurd ist. Dadurch zwingt man die Untergeschobenen nämlich zum Sprechen und zum Selbstverrat. Eine Bäuerin, die Unrat gemerkt hatte, setzte zum Beispiel eine Eierschale aufs Feuer und begann, Bier darin zu brauen. Gleich erhob sich das Kindchen und sprach lachend:

Siebenmal habe ich den Bremerwald abbrennen sehen!
Aber Bier in Eierschalen kochen, hab' ich doch noch nicht gesehen!

Natürlich wußte die Bäuerin da, was für ein Gast das war, verdrosch ihn unmenschlich und hieb solange, bis die Unterirdischen auf das Jammergeschrei herbeigestürzt kamen und ihren Balg wieder gegen das rechte Kind eintauschten.

Die Neigung der Zwerge zu Kindern und erwachsenen Menschenmädchen ist überhaupt ein eigenes Kapitel. Ich will die Moralität der kleinen Leute nicht verdächtigen, aber es ist doch eigentümlich, daß der schon als Harfenspieler erwähnte König Goldemar ausgerechnet bei einem Ritter wohnte, der eine wunderhübsche Schwester besaß! Nicht minder eigentümlich sind die oft wiederholten Klagen der Landbevölkerung über das Verschwinden ihrer Frauen und Töchter! Ausdrücklich erwähnt wird eine Vorliebe für Menschenmädchen bei den Zwergen auf Sylt, deren König an dem Tage, an dem das mitgeteilte Menü gegessen wurde, übrigens ein Friesenmädchen heiratete!

Den Zwergen auf Sylt sollten ihre Verführungskünste aber übel bekommen!

Eines Tages, nachdem die Unterirdischen durch einen ihnen zugelaufenen Meermann, namens Ekke Nekkepenn, in punkto Mädchenraub noch ärger als vorher kompromittiert waren, wurden die großen Leute nämlich so zornig auf sie und taten ihnen so viel zuleide, daß der Zwergkönig Finn sich veranlaßt sah, eine Volksversammlung am Erhebungshügel zusammenzurufen. Als alle erschienen waren, blies er die Backen auf und sagte: „Der Meermann hat uns viel Verdruß gemacht. Der Sadrach plagt ihn! Er wollte ein Menschenmädchen betören und war zu dumm dazu. Seitdem sind die Braderuper und alle Kämpfer auf Sylt böse auf uns, weil sie uns auch diesen Versuch in die Schuhe schieben. Sie wollen uns nichts mehr leihen und nichts mehr geben als tote Hunde und Katzen. Sie lassen uns nirgends in Frieden und schlagen uns bei jeder Gelegenheit. Was wollen wir nun anfangen? Ihr antwortet wie Bundes Dörte, die sagte: Nichts! — Ich aber sage: Reise! (Wir müssen uns ermannen, uns erheben!)" — „Reise! Reise!" rief nun die ganze Versammlung. — „Ich sage: Wir müßten unsere Messer und Zähne wetzen und unsere Äxte und Hämmer wieder ausgraben und dann kämpfen wie die Flöhe!" — „Kämpfen wie die Flöhe!" wiederholten alle begeistert. Damit war der Kriegsbeschluß fertig, und ein erbitterter Kampf zwischen großen und kleinen Leuten brach los.

Aber ach! Wenn die Zwerge nur friedlicher gewesen wären! Die Großen nahmen allerhand schimpfliche Mittel zur Hilfe, den Gestank von Meerschweinchen, die sie wie chinesische Stinkbomben zwischen die Unterirdischen schleuderten, und sogar veritable Hunde, und so kam es, daß die ganze Zwergmacht schließlich vernichtet wurde und der König Finn sich noch auf dem Schlachtfelde selber entleiben mußte.

Die wenigen, die von seinem Volk übrig geblieben waren, sollten später aber einen noch tragischeren Tod finden. Sie hatten sich in das Haus des versoffenen Riß Schmidt in Morsum zurückgezogen, der alles aufbot, um auch sie zu vernichten. Lange Zeit waren seine Bemühungen vergebens, bis eine alte Frau, die in ihrer Jugend oft mit den Zwergen gespielt hatte, ihm mitteilte, daß die Unterirdischen nirgends hinausschlüpfen könnten, wo ein Kreuz oder etwas dem Kreuze ähnliches davor stünde. Sie riet ihm also, er solle vor jede Tür seines Hauses ein Wagenrad stellen und das Haus in Brand stecken. Dann würden die Zwerge sämtlich darin verbrennen. Riß Schmidt tat das, und als das Haus in Flammen stand, wollten die Zwerge fliehen, fanden aber keinen Ausweg vor all den Kreuzen,

welche die Wagenräder bildeten. Sie streckten die kleinen Händchen zwischen den Speichen hinaus und baten kläglich um Hilfe. Aber die Morsumer ließen sie ruhig verbrennen. Zuletzt gewahrten die Zwerge in der Nähe des brennenden Hauses die alte Frau, die den Rat zu ihrem Untergange gegeben hatte. Da riefen sie vorwurfsvoll: „Gespielin, Gespielin, wie hast Du uns verraten!“ — Das war das letzte, was man auf Sylt von den Unterirdischen gehört hat.

Zum Glück für unser Gewissen sind an anderen Orten noch genug am Leben geblieben, denn sonst könnten wir Menschen uns ohne Schamröte gar nicht mehr ansehen. Ein anderes, aber nicht unähnliches Mittel haben unsere Vorfahren jedoch viel, viel öfter und nur allzu wirksam zur Anwendung gebracht.

Ich will die diesbezügliche Sage schlicht und ohne Einleitung für sich selber reden lassen.

Es war einmal eine fromme Witwe, die hatte sieben Töchter, die sie in Sorgen erzog. Gute Zwerge nahmen diese Kinder oftmals mit sich in den Berg und spielten mit ihnen und ernährten sie, wenn die Mutter bei der Arbeit auf dem Felde war. Die Frau hat es wohl gewußt und gern gesehen. Der Pfarrer aber hat sie sehr gescholten und ihr geheißen, die Kinder zurückzuholen, hat ihr auch einen Bannspruch mitgeteilt, dem die Zwerge gehorchen müssen. Als sie nun eines Tages früher vom Felde kam und ihre Töchter nicht zu Hause fand, ist sie zum Zwergloch gegangen und hat sie gerufen, wie der Pfarrer ihr befohlen hatte. Da haben die sieben Mädchen an sieben verschiedenen Stellen die Köpfchen aus der Erde gesteckt und die Mutter recht wehmütig angesehen. Als diese nun aber den Bannspruch gesagt, sind die Köpfchen wieder zurückgesunken, und mit den Zwergen hatte die Mutter ihr eigen Fleisch und Blut für immer verstoßen. An den Stellen, wo die Kinder zuletzt sichtbar waren, sind aber sieben silberhelle Quellen hervorgesprudelt.

Ich weiß nicht, ob ich recht habe, aber mir scheint, als ob dieser Sage eine tiefe, melancholische Bedeutung innewohnte. Vielleicht soll diese Mutter nichts Geringeres darstellen, als das deutsche Volk selber, das mit der Verfluchung seiner alten Naturreligion viel von seinem eingeborensten Wesen von sich stieß! Und die sieben Quellen? — Das wären dann wohl die Märchen und Sagen, die aus diesem toten, längst vergessenen Glauben heraus, heute und ewig frisch und erquickend, unser ganzes Leben durchfluten.

Das Dorf.

Nach einem Dorf am Bergeshang
Mit sonnenhellen Scheiben
Fühl' ich den ganzen Sommer lang
Ein wunderliches Treiben.

Mir ist, als ob das spitze Dach
Des Kirchturms leise winkte,
Sein goldner Knauf mit jedem Tag
Verlockender erblinkte,

Als blühte dort ein Paradies
Mit blumenreichen Gründen,
Als müßt' ich alles, was ich ließ,
Dort schöner wiederfinden.

Doch jag' ich ihm vergebens nach:
Wie ich auch schreite, schreite,
Stets leuchten Dorf und Kirchendach
In märchenhafter Weite ...

Walther Schottelius.

„Zu Platz." Von Charlotte Niese.

Mine, Mine, sei doch mal etwas freundlich!" sagte Herr Sörensen beinahe täglich in der Privatstunde zu Mine Könnemann.

Und fast jedesmal erhielt er dieselbe Antwort: „Ich mag nicht, Herr Sörensen. Ich mag überhaupt nichts!"

Dann seufzte unser guter Lehrer, strich über seinen kahlen Scheitel und schüttelte dazu mißbilligend den Kopf.

„Versündige Dich nicht, mein Kind. Du hast es gut auf dieser Welt. Und nun schreibe sechsmal auf die Tafel: Zufriedenheit das schönste Kleid!"

Herr Sörensen wußte natürlich ganz genau, daß es eigentlich hieß: Bescheidenheit das schönste Kleid. Aber er richtete die Sprichwörter nach seinem Wohlgefallen ein; und das kann man auch, wenn man Lehrer ist, und jeden Tag in der Woche eine Menge von Kindern auf die Pfade der Weisheit und Tugend leiten muß.

Mine Könnemann schrieb auch getreulich ihre Sätze über die Zufriedenheit. Aber ihr Gesicht wurde nicht freundlicher, und ihre Verdrossenheit blieb die gleiche. Wir wunderten uns alle über sie; denn wir konnten ihre Unzufriedenheit nicht begreifen. Die Stunden bei Herrn Sörensen waren wirklich sehr nett; und wenn sie einmal ausfielen, dann war es noch netter. Und man lernte eine ganze Menge von Dingen. Gesangbuch- und Bibelverse, Geographie und ein wenig Geschichte. Tafel- und Kopfrechnen waren allerdings keine so angenehmen Beschäftigungen; aber wenn man nur ein ziemlich aufmerksames Gesicht machte, die Lippen dazu bewegte, oder einige Zahlen auf die Tafel schrieb, dann gab es immer einige kluge Jungen, die ihre Aufgabe lösten und mit lauter Stimme verkündigten. Selbst hatte man inzwischen an ganz etwas anderes denken können.

Obgleich ich Mine Könnemann einmal ausführlich die Vorzüge dieser Methode auseinandersetzte, so war sie doch abweisend wie immer.

„Ich mag doch nicht rechnen, und auch nicht schreiben!"

„Was magst Du denn überhaupt?" fragte ich.

Sie starrte mich mit ihren großen, düstern Augen an und fuhr ungeduldig durch ihr fahlblondes, wirres Haar.

„Nichts. Nicht das allergeringste!"

Da war es also natürlich, daß wir Mine Könnemann aus dem Wege gingen oder sie nicht weiter beachteten.

Sie war auch nicht aus unserer Stadt, sondern aus Feldkirchen, einem etwa eine Stunde entfernten Dorf. Aus demselben Ort, wo die hübsche alte kleine Kirche stand, in der die häßliche kleine Madonna von der Decke hing. Herr Sörensen hatte uns eine wunderhübsche Geschichte von dem aus Holz geschnitzten Bild erzählt, und seit der Zeit sprachen wir immer mit Achtung von Feldkirchen und seiner Kirche.

Aber Mine lachte nur höhnisch, als wir sie nach dem Schatz fragten, den ihre Kirche besonders bekannt machte.

„Davon weiß ich nichts; es ist alles nicht wahr!"

Eine Äußerung, die von übereifrigen Kindern Herrn Sörensen hinterbracht wurde, der sich darauf veranlaßt fand, Mine Könnemann nachsitzen zu lassen. Denn jedes gute Kind mußte glauben, was der Lehrer sagte.

Mine saß gleichmütig nach: an demselben Tag, an dem auch verschiedene andere Sünder ihre Vergehungen abbüßten. Auch ich war darunter, sowie einige Jungen, die in der Stunde plötzlich ganz aus Versehen einem Sperling und einer Maus die Freiheit gegeben und die Lernzeit damit hingebracht hatten, diese Tiere wieder einzufangen.

Nun saßen wir denn zu vieren in dem großen Klassenzimmer und mußten Strafarbeiten machen, die Sonne schien lustig in den Raum, in dem es immer nach Staub und sonderbaren Dingen roch, und Herr Sörensen kam gelegentlich in die Tür und sah nach, ob wir auch fleißig wären.

Denn er aß um diese Zeit zu Mittag, und angenehm für ihn war es natürlich

nicht, in dieser kurzen Ruhezeit auch noch Delinquenten beaufsichtigen zu müssen. Aber solche Gedanken beschwerten uns damals noch nicht. Wir murrten über seine Grausamkeit; und Svend Knudsen, einer von den Jungen, nahm seinen eben wieder eingefangenen Sperling in die Hand, um ihm aus lauter Verdruß den Hals umzudrehen und ihn dann Herrn Sörensen aufs Pult zu legen.

Aber gerade, als er die Henkerbewegung machen wollte, erhielt er einen so kräftigen Schlag an den Kopf, daß er den Sperling fliegen ließ und sich in stummem Staunen umsah.

Hinter ihm stand Mine Könnemann mit zornsprühenden Augen.

„Halunke!“ schrie sie. „Tierquäler, Spitzbube, Däne!“

Noch eine ganze Flut von Schimpfworten ergoß sich über Svend, der nun seinerseits böse wurde und allmählich aufstand, um das freche Mädchen zu schlagen. Da hörte man Herrn Sörensens Stimme, der weggegangen war, um seine Suppe zu essen und uns nun einmal wieder betrachten wollte. Mine huschte auf ihren Platz, und Svend beugte sein hochrotes, von blonden Haaren umrahmtes Gesicht über das Schreibheft.

Als sich Herr Sörensen wieder entfernt hatte, stand Svend auf und ging auf Mine zu.

„Nun schlage ich Dich tot!“ drohte er.

Sie lächte höhnisch. „Meinetwegen, Du Tierquäler! Aber einmal kommst Du doch in die Hölle, und dann wird Dir der Hals umgedreht!“

Svend, der schon seine rechte Hand zum Schlag erhoben hatte, ließ sie wieder sinken.

„Es war bloß ein Sperling!“ murmelte er.

„Herr Sörensen hat gesagt, alle Geschöpfe sind gleich vor Gott, und wer sie quält, kommt in die Hölle!“

Ich für meine Person entsann mich nicht, daß Herr Sörensen so etwas gesagt hatte. Aber wie Mine mit ihrem trotzigen Gesicht vor dem Jungen stand und ihn drohend ansah, da ließ er den Kopf hängen und schlich auf seinen Platz zurück. Und der andere Schüler, der die Maus in der Tintenlade hatte, lief ans Fenster und ließ sie hinausfallen.

Herr Sörensen erschien von neuem, sah nach der Uhr und erklärte, unsere Strafarbeiten morgen nachsehen zu wollen. Damit hatte die Nachsitzstunde ihr Ende erreicht, und ich lief schnell davon, ohne mehr an Mine und den großen Jungen zu denken, den sie so straflos hatte schlagen dürfen. Ich kannte ihn auch kaum. Er war der Sohn eines der dänischen Beamten, und wir sahen ihn nur in der Privatstunde.

Als ich ihn aber an einem der nächsten Tage bei meinem Freunde, dem Krämer traf, wo ich ein mir gemachtes Geldgeschenk in Schokolade umsetzte, da fragte ich ihn doch, was er sich denn kaufen wollte.

Er stand nämlich unschlüssig vor einem Kasten voll von Johannisbrot und betrachtete dann wieder die Schieblade, in der herrliche Feigen lagen.

„Magst Du Johannisbrot?“ fragte er plötzlich.

Ich schüttelte den Kopf. „Feigen sind viel schöner.“

Da erstand er ein Viertelpfund Feigen, und mich überkam ein sehr angenehmes Vorgefühl.

„Willst Du mit mir entlang gehen?“

Aber er war schon davongelaufen, und ich sah enttäuscht hinter ihm her.

Am nächsten Tage schenkte mir Mine Könnemann eine Feige.

„Ich habe eine ganze Tüte voll!“ erzählte sie. „Svend Knudsen hat sie mir geschenkt, und er sagt, er will mir noch mehr schenken!“

Nun wunderte ich mich aber doch sehr, und am Ende der Stunde ging ich auf Svend zu.

„Weshalb hast Du Mine Könnemann die Feigen geschenkt? Sie hat Dich doch so arg geschlagen.“

Svends blondes Gesicht wurde sehr rot, und er radierte eifrig an einem Tintenfleck. Als ich jedoch meine Frage lauter wiederholte, zuckte er die Achseln.

„Mine Könnemann ist sehr mutig,“ erwiderte er.

Ja, mutig war Mine, das hatte seine Richtigkeit. Sie war es auch, die ein Bild von Herrn Sörensen auf die Wand-

Digitized by Google

tafel zeichnete. Von der Seite gesehen, mit einem dicken Kopf und sehr kurzen Beinen, und so ähnlich, daß wir unseren Lehrer gleich erkannten und noch nicht zu Ende mit unserem Lachen waren, als Herr Sörensen selbst vor seinem Konterfei stand und mit wahrhaft schrecklicher Stimme fragte: „Wer diese Sudelei begangen hat, der trete vor!“

Alle saßen wir totenstill und wagten kaum zu atmen, aber Mine Könnemann erhob sich und sagte trotzig: „Das Bild ist sehr ähnlich, Herr Sörensen, und ich habe es gezeichnet.“

Dann kam Mine Könnemann nicht mehr in die Privatstunde. Ihre Eltern meinten, sie könnte auch in Feldkirchen etwas lernen, und der tägliche Weg in die Stadt war ja auch weit. Einige von uns wollten wissen, daß Herr Sörensen ihretwegen einen Brief an die alten Könnemanns geschrieben und erklärt hatte, sie dürfte ihm nicht mehr vor Augen kommen; aber das war nicht wahr und nur eine Klatschgeschichte.

Denn als wir im nächsten Herbst eine Schultour nach Feldkirchen machten, die mit einem Kaffee in einer der Wirtschaften und der Besichtigung der Kirche enden sollte, da erschien gleich zu Anfang des Kaffeefestes Mine Könnemann und lud Herrn Sörensen und einige der Kinder ein, nachher noch ein bißchen zu ihren Eltern zu kommen.

Herr Sörensen sagte gleich zu. Er hatte sein Bild natürlich lange vergessen, und ich und meine zwei Brüder nahmen die Einladung gleichfalls mit einigen anderen Schulgenossen gern an. Vorher aber wanderten wir alle in die Kirche, wo Herr Sörensen uns das alte Muttergottesbild zeigte und dabei seine Lieblingsgeschichte erzählte.

Nämlich die Geschichte von dem bösen Dänenkönig Erich, der vor etlichen hundert Jahren unsre Insel erobert und ihren dichten Wald abgebrannt hatte. Aber er hatte sich nicht allein mit dem Verbrennen der Bäume begnügt. Viele Hunderte von Männern, Frauen und Kindern hatte er hinschlachten lassen, und wahrscheinlich würde nichts Lebendiges auf der Insel geblieben sein, wenn nicht die Mutter Gottes in der Kirche zu Feldkirchen plötzlich angefangen hätte, zu weinen. Und es waren keine Tränen von Wasser, sondern von Blut gewesen, die langsam aus den Augen des Holzbildes geflossen waren. Nicht allein die Priester der Kirche, auch die dänischen Edlen und Ritter, die von dem Wunder erfahren und sich ins Gotteshaus gedrängt hatten, sahen es mit eignen Augen. Ja, der König selbst, der erst ungläubig gelacht hatte und mit spöttischen Worten die Kirche betrat, mußte sehen, wie bei seinem Erscheinen ein ganzer Strom von Blut aus den Augen des Bildes floß.

Da kam über alle Krieger eine große Angst. König Erich aber fiel auf die Erde und bat die Heilige um Verzeihung für seine Missetat. Das Blutvergießen hatte ein Ende. Wer jetzt noch lebte und sich verborgen hielt, durfte wieder ans Tageslicht kommen, und ihm geschah nichts; wie auch die Gefangenen wieder freigegeben wurden. Aber die einst bewaldete, blühende Insel war ein rauchender Schutthaufen geworden; und es dauerte viele Jahre, bis sich wieder Häuser auf den öden Flächen erhoben und Korn gepflanzt wurde.

Schon oft hatte Herr Sörensen diese Geschichte erzählt, und wir kannten sie ganz genau. Wie er jetzt aber unter dem kleinen Muttergottesbild stand und davon berichtete, wie ihre blutigen Tränen die ganze Insel gerettet hatten, da überkam uns ein Schauer der Ergriffenheit. Ehrfurchtsvoll betrachteten wir das kleine Holzbild, das in einem vergoldeten Strahlenkranz hing und uns aus schwarz funkelnden Augen unverwandt zu betrachten schien. Gerade als dächte es darüber nach, ob wir auch artig wären, und ob wir auch eine Wallfahrt nach Jerusalem machen würden, wie der König Erich, dem nach der Zerstörung der Insel nichts mehr glücken wollte und den sein böses Gewissen endlich auf die Sühnefahrt trieb. Aber er wurde krank in Italien und kam nicht bis ins Heilige Land. In seiner Sterbestunde rief er nach der Gottesmutter mit den blutigen Tränen und flehte sie an, ihm gnädig zu sein.

Es war wirklich eine Erholung, aus der dämmerigen Kirche zu treten und

Digitized by Google

nicht mehr in die funkelnden Augen des Holzbildes sehen zu müssen. Draußen auf dem Kirchhof war es besser. Da blickte man auf die weiten, abgeernteten Kornfelder, auf die Weiden mit den Kuhherden darauf, auf das ganze stille, friedliche Land, wo man nichts sah von Tränen und von Blut. Mine Könnemann war mit in der Kirche gewesen. Sie hatte zwar wieder ihr altes, verdrießliches Gesicht gemacht, aber doch schweigend alles mit angehört.

Nun lief sie neben mir her.

„Sollst mit zu Vater und Mutter kommen. Die haben braune Pfeffernüsse und Milch und Punsch! Ja, Du sollst mitkommen, aber Du —" hier wandte sie sich plötzlich um und sah Svend Knudsen an, der langsam hinter uns herschritt, „Du darfst nicht in unser Haus! Du alter Däne, Du gräßlicher Kerl!"

„Er hat Dir doch Feigen geschenkt, Mine!" sagte ich, während Svend sie mit großen traurigen Augen ansah. Ungeduldig riß sie mich mit sich. „Er ist ein Däne, gerade wie König Erich. Dänen sind schlechte Menschen!" Svend machte nun durchaus keinen schlechten Eindruck; und Herr Sörensen war ja auch ein Däne. Aber das alte dunkle Bauernhaus von Vater und Mutter Könnemann nahm bald unsre Aufmerksamkeit so sehr in Anspruch, daß wir die ungastlichen Worte vergaßen. Zuerst kam man nämlich in einen Stall und dann in die Küche, die zugleich Wohnstube war. Bunte Töpfe und Teller standen in den Wandbrettern, und schönes Messinggeschirr funkelte über dem weiten Herd. Herr und Frau Könnemann waren stille Leute. Sie setzten ihren Gästen zu essen und zu trinken vor, und Herr Sörensen mußte in einem großen Lehnstuhl mit gestickten Kissen sitzen; aber sie sagten nicht allzuviel. Herr Sörensen war sehr lustig. Er hatte solche Schultouren so gern, und er freute sich immer, wenn er seine Geschichte von König Erich und der Muttergottes erzählen konnte.

Als Mine ihm ein Glas Punsch einschenkte, schlug er sie leicht auf die Schulter.

„Nun, Mine, bist Du noch immer so unzufrieden?"

Mine sah ihn mit einem trotzigen Blick an; zog sich aber ohne Antwort zurück. Doch ihr Vater ergriff das Wort.

„Sie is ein büschen eigen, unser Mine," sagte er halb entschuldigend. „Sie mag hier nich sein; und hier is es doch gut, nich, Mutter?"

Er sah seine Frau an, die nun bedächtig nickte.

„Ja, Herr Sörensen, Mine is nu einmal so. Was unser Jungens sind, die haben das nich so an sich. Die wissen, sie haben es am besten hier auf die Insel. Aberst en Mine —" sie steckte langsam ein Stück Pfefferkuchen in den Mund.

„Mine kommt auch noch zurecht!" tröstete Herr Sörensen. „Sie ist ja noch jung."

„Ja, ich mein' auch!" Herr Könnemann fiel ihm in die Rede; „die kommt noch zu Platz. Was mein' Schwester war, die war auch so gelungen. Immer wollt' sie etwas anders, und wollt' nich auf die Insel bleiben. Und is in Kiel gewesen, und Schleswig, und Husum und Eckernförde. Immer stand ihr Sinn nach die Fremde."

„Und nun?" fragte Herr Sörensen, als Herr Könnemann innehielt.

„Sie is zu Platz gekommen!" sagte er feierlich. „Hat ein Mann mit ne gute Brotstelle in Vadersdorf, und hat'n Preis for ihr fettstes Schwein gekriegt. Ja, Mine kommt auch noch zu Platz!"

Und darauf stießen Herr Sörensen und Vater und Mutter Könnemann mit den kleinen Punschgläsern an, während am Nebentisch Mine spöttisch zu dieser Veranstaltung lachte.

„Ich komme noch lange nicht zu Platz!" versicherte sie. „Hier mag ich nicht sein, und ich mag nirgends sein!"

Und mit ihren düstern Augen sah sie in das leise glimmende Feuer des Herdes.

* * *

An dieses glimmende Feuer, an die ganze Bauernküche mußte ich denken, als mir nach Jahren einmal ein Bild begegnete.

Es hieß: „Eine Küche", war flott gemalt und trug den Namen „Wilhelma Könnemann."

An Mine Könnemann hatte ich so lange nicht gedacht, daß mir der Name

Unterharzlandschaft. Gemälde von Richard Thierbach.

nichts sagte, aber die Küche mit den bunten Geschirren und den Messinggeräten meinte ich wieder zu erkennen, und dann fiel mir natürlich auch Mine ein.

War sie nun wohl als Malerin „zu Platz" gekommen?

Als ich noch über diese Frage nachdachte, kam sie selbst in die kleine Bilderausstellung, die in einem unsrer Badeorte stattfand, und die, wie der Badekommissar behauptete, jüngern Talenten den Weg bahnen sollen. Wilhelma Könnemann war ein langaufgeschossenes Mädchen geworden. Man mußte sie für viel älter halten, als sie in Wirklichkeit war. Ihr Gesicht trug noch immer denselben unzufrieden suchenden Ausdruck; ihre Kleidung war unordentlich, ihre Sprechart wenig entgegenkommend. Wir erneuerten unsre alte Bekanntschaft; aber sie schien sich nicht über das Zusammentreffen zu freuen. „Überall trifft man Bekannte!" sagte sie übellaunig. „Eben läuft mir Svend Knudsen über den Weg. Wissen Sie noch, wer das war? Ein großer, dicker Junge mit blonden Haaren. Nun ist er Handlungsreisender geworden und trinkt den hiesigen Brunnen gegen einen Katarrh. Dabei sieht er aus wie's ewige Leben!"

„War Svend Knudsen nicht ein alter Bewunderer von Ihnen?" erkundigte ich mich.

Mine machte ihr finsteres Gesicht. „Davon weiß ich nichts mehr. Jetzt würde ich ihn bewundern, wenn er mir ein Bild abkaufte. Aber er hat kein Geld. Niemand kauft Bilder heutzutage, und ich habe so viele auf Lager!"

Sie erzählte mir, wie sie beinahe aus dem Elternhaus weggelaufen wäre, um das Malen zu lernen.

„Zu Haus konnte ich es nicht aushalten. Sie sprachen alle von Kühen und Schweinen, von Füttern und Melken. Ich mußte weg. Endlich hat Mutter mir mein Erbteil ausgezahlt. — Vater ist lange tot — und ich bin in die Welt gezogen. Nun kann ich etwas malen; aber ich verkaufe keine Bilder, und mein Erbteil ist verschwunden!"

Dann frischten wir alte Erinnerungen auf. Von Herrn Sörensen sprachen wir, von seinen Stunden und davon, ob er wohl noch alljährlich eine Schultour mache. Denn er schwang sein Schulzepter wie einst und war damals noch in guten Jahren.

Auch von der Muttergottes mit den blutigen Tränen sprachen wir, und Mine wurde plötzlich ganz aufgeregt. „An sie habe ich lange nicht gedacht. Eine weinende Madonna — ein Wunder —" nachdenklich blickte sie in die Ferne.

„Vielleicht male ich einmal ein Bild davon — vielleicht —" Sie seufzte ungeduldig. „Ich kann so wenig!"

„Sie werden schon ‚zu Platz' kommen," tröstete ich sie. Denn jetzt war mir auch wieder eingefallen, was Vater Könnemann von seiner Tochter gesagt hatte.

Dann sah ich Mine noch einige Male am Brunnen wieder. Meistens lief sie dort allein umher und betrachtete die Badegäste mit ihrem unzufriedenen Blick. Gerade als wollte sie sie empfinden lassen, welch gewöhnliche Gestalten und Gesichter sich hier ihres Lebens freuten. Nur einmal begleitete sie ein stattlicher, blonder Herr, der eifrig auf sie einsprach und dem sie etwas unfreundlich zu antworten schien.

„Herr Svend Knudsen hat ein sehr angenehmes Äußere," sagte ich zu ihr, als wir uns am Tage vor meiner Abreise noch einmal in der Ausstellung trafen.

Mine zuckte die Achseln.

„Er sieht nicht übel aus, ist aber sehr oberflächlich. Spricht nur von Geschäften und davon, wieviel er jährlich verdient."

„Ist das nicht eine wichtige Frage?" erkundigte ich mich; die Malerin aber sah an mir vorüber auf ein Bild, das eine italienische Landschaft darstellte.

„Ich muß noch nach Italien," sagte sie eifrig und hastig. „Dort muß ich meine Madonna malen; noch kann ich nichts."

Das war das Letzte, das ich in langen Jahren von Mine Könnemann hörte und sah. Ich vergaß sie auch und dachte erst wieder an sie, als ich in Feldkirchen in dem kleinen Gotteshaus stand und mir von neuem die hölzerne Madonna ansah, die noch immer an ihrem alten Platz hing und mit ihren schwarzen Augen ins Leere starrte.

Sie schien mir häßlicher geworden zu

sein als damals, wo Herr Sörensen ihre Geschichte erzählte, obgleich dies wohl nicht möglich war. Aber wie ich das bunte Bild und seinen goldnen Strahlenkranz betrachtete, da fiel mir ein, ob Mine wohl schon ein Bild von der Madonna gemalt habe. Und dann ging ich zu dem kleinen Bauernhof, wo die Könnemanns gewohnt hatten; aber das alte dunkle Haus war verschwunden, und an seiner Stelle stand ein ganz gewöhnliches, das von roten Ziegeln erbaut war.

Der alte Kasten war so baufällig gewesen, daß man ihn hätte abbrechen müssen, sagten die jetzigen Besitzer, und die alte Küche war natürlich auch nicht mehr da.

Herr Christoph Könnemann, der jetzt den Hof hatte, war Mines Bruder. Als ich ihn nach seiner Schwester fragte, wurde sein gleichmütiges Gesicht finster.

„Ich weiß nichts!“ erwiderte er, und seine junge Frau, die neben mir stand, blinzelte mir hastig zu.

„Von Mine mag er nichts hören!“ vertraute sie mir nachher an, als sie mich in ihre beste Stube führte, in der sogar ein Pianino stand. „Sie war doch auch immer so gelungen und wollte was andres, als sie kriegen konnte. Nun, wo Schwiegermutter tot ist, hat sie wohl schon vier Jahre lang nicht geschrieben, und wir wissen nicht, wo sie ist. Und Christoph, was mein Mann ist, hat sie noch zweimal gebeten, einmal herzukommen. Weil er doch von einem Witwer wußte, der eine Frau suchte, und weil es mein leiblicher Vetter war, glaubte ich auch, daß er Mine vielleicht genommen hätte. Aber sie hat nicht einmal geantwortet.“

„Hoffentlich lebt sie noch!“ meinte ich, und Frau Könnemann nickte.

„Voriges Jahr ist sie noch am Leben gewesen. Da hat einer von unsrer Verwandtschaft sie gesehen. Der war nach Italien geschickt worden, weil er es so auf der Brust hatte, und da hat er Mine in irgendeiner Stadt getroffen. Ich weiß nicht mehr, wie die Stadt hieß, und wie alles war, habe ich vergessen; aber Mine soll gar nicht nett gewesen sein; hat sich nicht um den Landsmann gekümmert und ist sehr intim mit einem sonderbaren Maler gewesen. Deshalb ist mein Mann böse auf sie, und Schwiegermutter hat in den letzten Jahren auch gemeint, sie käme nicht mehr zu Platz!“

Da dachte auch ich nicht mehr an Mine Könnemann, und als ich eines Tages in der Via Sistina in Rom ein kleines Campagnabild erstand, das, wie der Kunsthändler versicherte, schon zwanzigmal und darüber verkauft worden war, weil es so billig wäre, da dachte ich nicht, daß das kleine verschlungene M. K. in der Ecke den Namen meiner ehemaligen Schulgenossin bedeutete. Aber als ich dasselbe Bild noch einmal, aber mit einer kleinen Änderung haben wollte, traf es sich, daß ich im Laden desselben Händlers mit einer sehr schlecht gekleideten, hagern Persönlichkeit zusammenkam, die ich, nach einigem Hin- und Herreden und dann mit großem Erstaunen, als Mine Könnemann erkannte.

Sie war nicht so überrascht wie ich.

„Nach Rom kommen alle Menschen,“ sagte sie. „Auf der Spanischen Treppe bin ich schon zweimal Herren begegnet, die mit mir bei Herrn Sörensen Privatstunde hatten. Aber sie sahen mich nicht an; und ich bin auch an ihnen vorübergegangen.“

„War Svend Knudsen dabei?“ fragte ich.

Wir saßen zusammen im Café Aranjo, und Mine, die keinen Wert mehr auf den Namen Wilhelma zu legen schien, trank mit Vergnügen eine Tasse Schokolade.

Sie schüttelte den Kopf, und ihr mageres Gesicht nahm den alten düstern Ausdruck an.

„Er ist lange verheiratet. Vor Jahren hat er mir einmal geschrieben, ob ich nicht mit ihm in Briefwechsel treten wollte. Damals war er noch ledig, und vielleicht dachte er —“ Sie hielt inne. Ein feines Rot ging über ihr Gesicht.

„Ich antwortete ihm kurz und unfreundlich, wie das ja leider immer meine Art war. Und damals hatte ich andre Dinge im Kopf und glaubte, anderswo mein Glück gefunden zu haben.“ Von neuem schwieg sie, bröckelte an einem Stückchen Kuchen herum und zuckte endlich die Achseln.

Digitized by Google

„Weshalb soll ich Ihnen die Geschichte nicht erzählen? Die Sache ist lange her; und ob jemand davon weiß, ist ganz gleichgültig. Also, als Knud mir schrieb, hatte ich gerade einen Freund, und er war ein Maler mit viel Talent. Er konnte weit mehr als ich; denn das haben Sie wohl schon an den Bildern gesehen, die Signor Titoni für zwanzig Lire das Stück verkauft — er gibt mir zehn dafür —, daß ich nicht über das Handwerksmäßige in der Kunst hinausgekommen bin. Zu der Zeit aber glaubte ich immer noch, daß etwas Besonderes aus mir werden würde. Ich hatte viele Gedanken und Pläne, und mein Freund, der Maler, bestärkte mich in meinen Hoffnungen. Wir sind viel zusammen gewesen, haben miteinander skizziert und gearbeitet und uns endlich verlobt. Gerade zu der Zeit, als Svend mir schrieb; da mußte ich ihm also unfreundlich antworten, obgleich —"

Sie sprach den Satz nicht zu Ende.

„Meinem Freund Paul ging's damals schlechter als mir. Er hatte viele Entwürfe im Kopf; aber seine Bilder, die er auf die Ausstellungen nach Deutschland schickte, blieben unverkauft. Ich dagegen bekümmerte mich nicht um die Ausstellungen, sondern malte Kopien von bekannten Bildern, kleine und große, die ich an die Kunsthändler oder an die Fremden verkaufte. Und weil ich billige Preise hatte, ging das Geschäft nicht schlecht, und ich konnte meinen Freund Paul von meinem Verdienst mit unterstützen. Er nahm's auch an; denn wir wollten uns ja heiraten, und was mein war, sollte sein werden."

Mine lehnte sich in ihren Stuhl zurück und schwieg eine Weile. Dann rückte sie ihren verbogenen Hut zurecht und sprach weiter.

„Aber damals wollte ich nicht immer kleine billige Bilderchen malen; ich hatte noch meine Pläne. Ich wollte eine Madonna malen, eine weinende Muttergottes. Nicht so häßlich, wie die bei uns zu Haus; sondern eine schöne, sanfte Frau, die das Kriegselend hindert und vor der sich die Wildesten beugen. Das war mein Lieblingsgedanke, und ich sprach oft darüber mit Paul, der mir genau zuhörte und sich erzählen ließ, wie ich es mir dachte."

Hastig sprach sie weiter.

„Und nun können Sie sich vielleicht denken, wie's wurde. Andre Leute sind bekanntlich immer klüger, als man selbst. Während ich noch an meinem Bild pinselte und nicht recht damit zurecht kommen konnte, stahl Paul mir meinen Gedanken, malte das Bild, ohne es mir zu sagen, schickte es nach Wien auf die Ausstellung und erhielt die kleine goldne Medaille dafür. Es soll sehr schön geworden sein. Eine weinende Muttergottes, die über einem Schlachtfelde schwebt und bei deren Anblick der Kampf ein Ende hat. Das Bild ist gleich nach Amerika verkauft worden, und Paul wohnt jetzt in Deutschland und ist ein gesuchter Maler geworden. Er hat eine vornehme Dame geheiratet, und es soll ihm sehr gut gehen."

Mines Ton war scharf und trocken geworden.

„Ich hätte ihm gern alles gegönnt," fuhr sie fort. „Vielleicht hätten wir nicht zueinander gepaßt, und vielleicht war ich viel zu dumm für ihn. Aber, daß er mir nichts sagte, kein Wort, daß er aus Florenz ging, ohne von mir Abschied zu nehmen, daß ich von seinem Bilde und seinem Glück nur von andern erfuhr, das, das —" Sie lachte freudlos.

„Und an Knud konnte ich jetzt doch nicht wieder schreiben. — Ach, was rede ich Ihnen alles vor. Es geht Sie ja nichts an, und ist schon so lange her! Aber wissen Sie noch, wie Herr Sörensen immer zu mir sagte: Mine, Mine, Zufriedenheit, das schönste Kleid? Ich denke so oft daran, deshalb bin ich vielleicht jetzt halb und halb zufrieden geworden, male meine Bildchen und freue mich sogar manchmal an ihnen. Denn große Gedanken und Pläne habe ich nicht mehr; es ist etwas in mir entzwei gegangen."

„Sie sollten in die Heimat zurückkehren!" sagte ich nach einer Pause.

„Ach Gott —" Mine seufzte. „Ich kann mir so gut denken, wie es sein würde. Zuerst würden sie alle sehr nett mit mir sein, vielleicht auch sehr mitleidig. Allmählich aber würde ich ihnen doch lästig werden. Mein kleines Erbteil habe ich längst verbraucht; mein

älterer Bruder hat mir sogar zweimal Geld geschickt, wozu er nicht verpflichtet war und was ihm wohl sauer genug geworden ist. Denn er hat nicht viel und sitzt schwer auf seiner Stelle. Und wenn er auch immer gegen mich gut sein wollte, und seine kleine Frau auch — ich kenne sie ja von früher her —, so würden sie doch nach und nach vielleicht ein wenig ungeduldig werden und sich ärgern, daß ich nicht den ganzen Tag über die Schweine sprechen kann und über die Kühe. Und daß ich nicht zu Platz gekommen bin und in irgend eine gute Wirtschaft geheiratet habe, in der ein Butterversandgeschäft ist oder eine Geflügelzucht. Nein — ich möchte nicht wieder heim. Dann müßte ich doch auch in unsere kleine Kirche gehen und das Muttergottesbild betrachten. Und daran denken, daß ich es nicht habe malen können, sondern ein anderer, dessen Herz vielleicht ebenso böse war, wie das des Königs Erich. Aber über ihn weint niemand blutige Tränen. — Nun aber wollen wir von andern Dingen reden. Waren Sie schon auf dem Aventin bei Sonnenuntergang, oder darf ich Sie einmal dorthin begleiten? Ich habe noch einen ganz ordentlichen Hut und ein feines schwarzes Kleid; Sie werden sich meiner nicht zu schämen brauchen!"

In den nun folgenden Frühlingsmonaten sah ich recht viel von Mine Könnemann. Sie wohnte nicht weit von der Via Sistina: in der Capo di Cava, wo die alten düsteren Häuser stehen und wo ganz oben auf dem Dach die Rosen und Kamelien blühen. Mine hatte im vierten Stock ein Zimmerchen, in dem es nicht besonders ärmlich und auch nicht sehr unordentlich aussah und von dem man einen weiten Blick auf Rom hatte; hier malte sie ihre billigen Bildchen, kochte sich ihr Essen und nahm Besuch entgegen. Denn sie hatte einen ziemlich ausgedehnten Bekanntenkreis, der sich aus allerlei wunderlichen Gestalten zusammensetzte, von denen jeder einzelne das Wort Schiffbruch auf der Stirn geschrieben trug. Maler und Malerinnen, Bildhauer und Musiker, bei denen von der Kunst nicht viel mehr übrig geblieben schien, als der Hunger. Und für alle hatte Mine noch immer eine Tasse Tee, ein Stück Brot, eine Lira.

„Ich bin noch längst nicht so arm, wie Sie denken," sagte sie einmal zu mir. „Und in diesem Jahr habe ich soviel Bilder zu malen, wie seit langem nicht."

Dabei fuhr sie mit der Hand über die Stirn.

„Wenn die Augen nur nicht manchmal so müde würden! Nun — vielleicht reichen sie noch aus!"

Damals machte ich ihr allerhand Vorschläge, was sie tun sollte, um sich noch einen andern Erwerb zu schaffen; aber sie ging nicht darauf ein.

„Lassen Sie mich nur. So zufrieden, wie in dieser Zeit, bin ich eigentlich noch niemals gewesen. Ich glaube, es kommt daher, weil ich immer so müde bin."

Mir fiel auf, wie abgespannt sie aussah; aber sie erklärte, sich sehr wohl zu fühlen. Ich konnte also nur dafür Sorge tragen, daß sie einige Bilder zu besserm Preise verkaufte, und da ich die Bekanntschaft einer englischen Dame machte, die sich für Mines Schicksal interessierte, so ging ich eines Morgens ganz früh zu ihr, um sie auf den Besuch dieser neuen Gönnerin vorzubereiten.

Doch ihre Zimmertür war verschlossen, und ich stieg die schmalen Steintreppen unverrichteter Sache wieder hinunter, um in der Haustür auf Mine zu stoßen. Sie kam von der Straße her und sah traurig und müde aus.

„Heute nacht ist eine kleine Freundin von mir am Fieber gestorben!" berichtete sie. „Sie war noch ganz jung und hat in Rom eigentlich nur gehungert, aber deshalb brauchte sie doch nicht zu sterben — ans Hungern gewöhnt man sich schließlich. Aber das Fieber —" Sie schüttelte sich unwillkürlich. In diesem Augenblick kam ein Postbote auf sie zu und gab ihr einen Brief.

„Signorina Könnemann?"

„Ein Brief für mich?" Mine machte große Augen und betrachtete den Brief von allen Seiten. „Niemand schreibt mir eigentlich noch!" sagte sie, wurde aber plötzlich etwas verlegen und ver-

abschiedete sich so hastig von mir, daß ich ihr meine Bestellung nur nachrufen konnte.

Sie erwiderte, daß sie einmal bei mir vorsprechen würde, aber sie erschien nicht, und als ich eine Woche lang vergebens auf sie gewartet hatte, ging ich einmal wieder zu ihr hin. Da lag sie in ihrem kleinen schmalen Eisenbett und sah mich mit wunderlich glänzenden Augen an.

„Endlich kommen Sie einmal! Ich wollte Ihnen so gern etwas erzählen; aber ich bin stark erkältet! Wissen Sie, wer mir geschrieben hat? Svend Knudsen, mein alter Freund von ehemals. Seine Frau ist vor einigen Jahren gestorben, und er hat durch irgendeinen Zufall erfahren, daß ich in Rom lebe und noch zu haben bin. Nun fragt er, ob er mich nicht einmal besuchen dürfte. Er hat ein gutgehendes Geschäft in Jütland, in der Stadt Veile, und zwei Kinder von acht und zehn Jahren; und wenn wir zusammen passen sollten —" Sie unterbrach sich selbst und lachte. „Ob ich wohl nach Veile hin passe? Unter einen dunklen Himmel, in einen Laden, in ein ordentliches Haus mit zwei Kindern? — Ist er nicht ein guter Kerl? Nach so viel Jahren denkt er an mich, und will mich besuchen. Und ich bin immer häßlich gegen ihn gewesen. Aber lieb gehabt habe ich ihn doch immer! Ach, was würde Mutter sagen, daß ich nun doch noch zu Platz komme! Ein paar Tage habe ich mich doch noch besonnen — der Himmel ist so dunkel im Norden; — gestern abend aber habe ich geschrieben, und nun kann Svend Knudsen bald hier sein. In einer Woche, nicht wahr?" Sie griff mit ihren heißen Händen nach mir und lachte und weinte in einem Atem. „Dann kommt er und holt mich!"

Sie war sehr krank; noch an demselben Tage kam sie ins Hospital, und als ich sie dort am folgenden Morgen besuchte, erkannte sie mich nicht mehr, sondern sprach leise und eifrig von einer weinenden Gottesmutter, von Herrn Sörensen, der gesagt hatte: Zufriedenheit das beste Kleid, und daß sie jetzt „zu Platz" käme.

Und sie kam zu Platz. Nach wenigen Tagen schon in der Nähe der Cestiuspyramide auf dem friedlichen Kirchhof, wo mancher müde Rompilger zu Platz gekommen ist.

Es begleiteten sie nicht viele auf diesem letzten Gang; nur einige von jenen Bekannten, die ich in Mine Könnemanns Wohnung gesehen hatte und die alle etwas sehr Abenteuerliches hatten. Aber sie waren sehr traurig, trauriger als Herr Svend Knudsen, der nach einigen Tagen wirklich erschien und der mir dann einen Besuch machte.

Er war ein wohlbeleibter, kahlköpfiger Herr geworden, der sich erst ein wenig zu schämen schien, noch an seine alte Kinderliebe gedacht zu haben, und der sich nun sehr schnell in ihren plötzlichen Tod fand.

„Es fiel mir gerade ein, an sie zu schreiben," sagte er halb entschuldigend. „Ein Witwer muß doch wieder heiraten; in Veile wußte ich von niemand, und Mine war doch immer sehr nett. Obgleich sie ja meistens unzufrieden war. Aber vielleicht wäre sie noch einmal zufrieden geworden."

Gemeinsam betraten wir ihr kleines Zimmer. Von draußen her kam heller Sonnenschein und Rosenduft, und einige Sonnenstrahlen glitten über die Wände, an denen eine Reihe von unvollendeten Skizzen hing.

Eine kleine Modonna war auch darunter. Sie hing in einer verstaubten Ecke und blickte mit großen, schwarzen Augen in die Ferne.

Es war kein besonders gut gemaltes Bild; aber wir standen doch beide davor und betrachteten es schweigend, bis Herr Knudsen plötzlich sagte: „Sie wäre doch wohl nicht zufrieden geworden!" Er seufzte auf, wie jemand, der ein sorgsam begrabenes Gefühl aus der Vergessenheit geholt hat, es betrachtet und es dann wieder einsargt.

Aber er hat ganz gewiß recht gehabt. Besser war es, daß Mine Könnemann bei der Pyramide des Cestius zu Platz kam, als daß sie sich in dem düstern Norden weiter durchs Leben sehnte.

Denn „Bescheidenheit das beste Kleid" war kein Sprichwort für sie.

Neues vom Büchertisch. Von Carl Busse.

Clara Viebig, Absolvo te! (Berlin, E. Fleischel & Co.). — Franz Herwig, Die letzten Zielinskis (Leipzig, L. Staackmann). — Gräfin Bethusy-Huc (M. v. Reichenbach), Hans der Pole (Berlin, A. Schall). — Adele Gerhard, Die Geschichte der Antonie van Heese (Braunschweig, G. Westermann). — Hugo Salus, Das blaue Fenster (Berlin, E. Fleischel & Co.). — Richard Elchinger, Prinzessin Schnudi (München, G. Müller). — Henrik Pontoppidan, Hans im Glück (Zwei Bände, Leipzig, Inselverlag).

Als ich vor vielen Jahren Otto Roquette, den liebenswürdigen Sänger von „Waldmeisters Brautfahrt", auf unsre gemeinsame ostmärkische Heimat hin ansprach, protestierte der sonst so Freundliche mit allen Zeichen des Entsetzens gegen die Möglichkeit, für die „Polackei" in Anspruch genommen zu werden. Er wäre allerdings in Krotoschin geboren, wurzle aber völlig in rheinischer Kultur.

Der alte Herr hatte damit ganz gewiß recht, und es ist auch sehr begreiflich, daß er lieber die überlegene westliche Kultur seine Nährmutter nannte, als die zurückgebliebene östliche Heimat. Doch den Söhnen des Ostens bleibt ein Trost; sie können der alten, unbestreitbar überlegenen rheinischen Kultur entgegenhalten, daß sie den eigentlich schöpferischen Talenten nicht günstig zu sein scheine, sondern nur den vermittelnden, ausmünzenden, deren allzu äußerliche Geschliffenheit für die Literaturentwicklung bedeutungslos wäre. Und sie können weiter darauf hinweisen, daß der Schwerpunkt der nationalen Dichtung heut durchaus im Norden und Osten liege: in Schleswig-Holstein, Ostpreußen, Schlesien, der Mark.

Posen allerdings steht noch immer zurück; es ist wohl zweifellos diejenige Provinz, die kulturell am wenigsten Werte schafft. Nun scheint ja neuerdings eine Wendung zum Besseren eingetreten zu sein, es gibt auch hier ein paar vereinzelte Keime und Ansätze; aber wenn sich ein stärkeres geistiges Leben an manchen Stellen bemerkbar macht, so darf man doch nicht verkennen, daß es eben durch die vorsorglichen Bemühungen des Staates hineingetragen, nicht aus dem Lande selbst erblüht ist. Seit die Provinz durch den erbitterten Kampf der Nationalitäten in ganz Deutschland einem stärkeren Interesse begegnet, erscheinen auch plötzlich eine Menge Romane, die sich dieses Interesse zunutze machen, — von einer „Posener" Literatur wird man deshalb doch nicht reden können, und der vielersehnte Ostmarkenroman ist nicht darunter. Er kann auch meines Erachtens nicht darunter sein. Denn es fehlt dafür eine notwendige Voraussetzung. Ich bezweifle nämlich, daß sich ein einheitlicher deutscher Typus in Posen schon durchgebildet habe. Diejenigen, die bis jetzt dort am eifrigsten arbeiten und für deutsche Kulturwerte kämpfen, sind nach meiner Erfahrung eingewanderte Märker, Schlesier, Kinder anderer Landstriche. Unter dem Einfluß der besonderen provinziellen Verhältnisse mag sich dann einst in ihren Enkeln ein speziell posenscher Typus herauskristallisieren. Und erst, wenn diese Zeit kommt, da man von einem Posener wird reden können wie jetzt von einem Märker, einem Pommern, einem Schlesier, d. h. wenn wir nicht nur mehr einen geographischen Begriff damit verbinden, sondern auch den einer mehr oder minder bestimmten geistigen Wesenheit — erst dann wird vielleicht auch der (nicht nur ein) Ostmarkenroman geboren werden. Vorläufig stehn wir erst am Anfang dieser Entwicklung. Aus dem dargelegten Grunde mögen die wenigen eingeborenen oder sonst mit der Provinz vertrauten Dichter, die in erster Linie gestalten wollen, auch das polnische Element in der künstlerischen Darstellung bevorzugen: es ist schärfer profiliert und mehr aus der Landschaft selbst herausgewachsen.

Die bedeutendste erzählerische Kraft, die sich bisher in die vom polnischen Wind durchbrauste Posensche Ebene gewagt hat, ist Clara Viebig. Sie hat vor einigen Jahren im „Schlafenden Heer" aus dem alten Großherzogtum ein breites Kulturbild entworfen — unter besonderer Berücksichtigung der nationalen Reibungen und Kämpfe. Prachtvolle Einzelheiten aus diesem Roman stehen mir noch heute vor Augen. Daß er sich nicht ganz zu dem ersehnten Ostmarkenroman schloß, lag einerseits an dem vom Thema selbst gegebenen Widerstand, über den ich oben sprach, anderseits auch an der Eigentümlichkeit der Viebigschen Begabung. Diese Begabung meistert ja, wie männiglich bekannt, jedes starke Triebleben, versagt aber leicht in der Darstellung geistiger und kultureller Kräfte. Und da der Kampf in der Ostmark letzten Endes doch zugunsten der höheren Kultur entschieden werden muß, so wurde das eigentliche Problem des Romans künstlerisch nicht ganz bewältigt. Gerade die Führer im Kampfe, die „Kulturmenschen", die deutschen und polnischen Edelleute, waren etwas blaß und unsicher gegeben, während sich doppelt stark und wuchtig die Volkstypen mit ihren ungebrochenen, noch nicht differenzierten Instinkten davon abhoben.

In ihrem jüngsten Werke „Absolvo te" (Berlin, E. Fleischel & Co.) führt Clara Viebig nun von neuem nach dem Osten. Aber während sie früher, noch zuletzt in „Einer Mutter Sohn", ein Stück Leben, das sie mit ihrer robusten Kraft ergriff, unter

Digitized by Google

eine „Idee" zu stellen versuchte, ohne daß ihr dieser Versuch jemals zum Glück ausschlug, überläßt sie sich diesmal unbekümmert ihrem natürlichen Trieb zu erzählen und zu gestalten. Ihr Roman soll diesmal durchaus nichts beweisen, er soll keinerlei Ausblicke eröffnen, er soll die nationalen Kämpfe innerhalb der Provinz gar nicht berühren — er soll und will nichts anderes als darstellen. Darstellen, wie die schöne Frau Tiralla ihren alten Mann zu beseitigen versucht, und wie dieser Kerl schließlich aus sich selbst heraus zugrunde geht. Ein kleiner Lebensausschnitt nur ohne alle Horizonte, aber eben deshalb konnte man schon vorher darauf wetten, daß die Erzählerin hier triumphieren würde.

Und ganz ohne Frage: es ist wieder meisterhaft, wie sie das dumpfe Triebleben vor uns walten läßt. Diese animalischen Geschöpfe, die ohne jeden höheren Gedanken- oder Gefühlsgehalt ihr ganzes Streben an die Befriedigung niederer Leidenschaften setzen, sind ganz prachtvoll gesehen. Und die Energie der Darstellung ist so groß, daß jeder Widerstand niedergeschlagen wird, der sich in uns weniger noch gegen die Niedrigkeit des Stoffes, als vielmehr gegen das vollkommene Aufgehen des Künstlers in solcher Niedrigkeit und Enge, erheben könnte. Der Protest erstirbt einem auf den Lippen, so robust sind die Fäuste, die uns ohne langes Fackeln beim Wickel nehmen und uns vorwärtsschieben. Wie kräftig ist gleich der Einsatz, die Kellerszene: „Die Ratten, hu, die Ratten!" Und mit unbeirrbarer Sicherheit geht es weiter vorwärts — nirgends gibt es einen Seitensprung, nirgends zu gunsten einer lockenden Episode ein Abweichen vom Wege! Das volle Licht wird in jedem Moment auf die Tirallas gesammelt; jede Nebenfigur hat nur durch das Verhältnis zu ihnen, besonders zur Frau, Bedeutung, und außerordentlich plastisch und einprägsam stehen deshalb die Hauptgestalten schon nach kurzer Bekanntschaft vor uns. Eine einzige Gefahr erwuchs aus dieser bewundernswerten Konzentration. Frau Tiralla nämlich, die kalte Schöne, verträgt auf die Dauer diese volle Beleuchtung nicht: der Moment war vorauszusehen, wo sie uns langweilen muß und wo ihre fortwährend wiederholten und immer mißlingenden Experimente mit Rattengift komisch wirken müssen. Aber im allerletzten Augenblick, während uns das ironische Lächeln schon die Lippen kräuseln will, wird die Gefahr von Clara Viebig erkannt und durch einen Meisterstreich beseitigt. Eine leise Wendung — und unser Interesse wird plötzlich auf Herrn Tiralla gelenkt, den allmählich eine dumpfe Ahnung und Unruhe überkommt. Und die bisher etwas grobe und äußerliche Handlung wird gleichzeitig verinnerlicht: nicht durch das Rattengift seiner Frau wird der alte Kerl zerfressen, sondern durch seine eigene seltsame unfaßbare Angst. Die treibt ihn vorwärts, die macht ihn zum Säufer, die bricht nach und nach jeden Halt und Widerstand in ihm, daß er gleichsam in sich selbst zusammensinkt, die bringt ihn schließlich soweit, daß er selber nach dem Gifte wie nach etwas Köstlichem greift! Nicht auf der Frau, sondern auf diesem Manne liegt zuletzt aller Nachdruck, ihm gehört unser stärkstes Interesse, und es könnte fraglich erscheinen, ob es notwendig oder glücklich war, daß die kalte Katze von Weib am Ende noch in eine hitzige Leidenschaft hineingehetzt wird.

Am wenigsten echt klingt der Schluß des Werkes. Da wollte Clara Viebig den Roman aus den Niederungen ein wenig emporziehen und ihm einen reicheren und höheren Akkord als Abschluß geben. Frau Tirallas junge, dem Schleier geweihte, religiös durchglühte Tochter, die Braut Christi, entsühnt die Mutter; „wie die gebietende Kirche selber" steht sie vor ihr und verkündet ihr das Absolvo te! Aber wo sich Clara Viebig in Symbolen verliert, verliert sie sich selber. Dieser Schluß, der ohne innere Berechtigung dem Buche den Titel gab, verschwindet bald aus dem Gedächtnis, während alles Vorhergehende merkwürdig haftet.

Welche Stellung man dem neuen Roman unter den bisherigen Werken der Dichterin anweisen will, das mag der einzelne mit sich selbst ausmachen. Das letzte Urteil gerade über Clara Viebig wird ja, wie ich schon einmal sagte, von der ganzen Weltauffassung diktiert. Aber mich dünkt, dieses Absolvo te ist so sehr charakteristisch, daß gerade hierauf jede Natur schnell und sicher in Zustimmung oder Ablehnung reagieren muß. Und selbst denen, die sich Clara Viebig wesensfremd fühlen, mag gerade hier ihre rein erzählerische Bedeutung aufgehen. Denn unwillkürlich sagt man sich: Da es ja doch nicht irgendeine *geistige* Kraft ist, die uns hier bezwingt, noch auch Güte und Menschlichkeit der Persönlichkeit, noch Fülle und Schönheit der Sprache — Clara Viebig ist völlig lyrikfremd —, noch das Stoffliche, das Milieu, das doch immer mehr niederdrückt als erhebt —, wie groß, ja wie außerordentlich in ihrer Art muß da die *Naturkraft* in dieser Frau sein, wie gewaltig das gestaltende und erzählerische Vermögen, das ihr doch immer von neuem siegen hilft!

Unter der ganzen Reihe sonstiger Ostmarkenromane ist natürlich nicht ein einziger, der sich an Wucht und Kraft der Darstellung mit Absolvo te messen kann. Und auch die sonstigen poetischen Eigenschaften ihrer Verfasser sind nicht stark genug, als daß sich die Herrschaften neben Clara Viebig behaupten könnten. Ich greife zwei Werke heraus; in dem einen — es heißt „*Die letzten Zielinskis*" (Leipzig, L. Staackmann) — schildert uns *Franz Herwig* den Untergang eines alten polnischen Geschlechtes. Von polnischer Seite aus sieht er dem Kampfe der Nationalitäten zu. Mit aller Kraft wehren sich die letzten Zielinskis auf ihrem kleinen Gut gegen das drohende Verderben, besonders die temperamentvolle Heldin Valeria. Sie glaubt nicht mehr. Die Nation, sagt sie, ist tot. Sie geht nur noch um. Und die alten Ge-

schlechter nähren sich von der alten Hoffnung auf Glück und Freiheit, die die nationalen Dichter immer wieder erwecken und die sich doch nie erfüllen kann. Wir letzten Zielinskis, was mühen wir uns noch? Weshalb trotzen wir dem Geschick und halten wie Irrsinnige fest an der alten Idee? Weil wir glauben, daß wir eine Pflicht dazu haben, weil wir Polen sein müssen, weil wir von dem verlorenen Posten nicht abtreten können, nicht treulos werden dürfen den Idealen unseres Volkes!

Aber diese glühende Patriotin identifiziert gar zu sehr das Schicksal ihres kleinen Gütchens mit dem der nationalpolnischen Sache, und im Grunde scheitern diese letzten Zielinskis mehr an der eigenen Kurzsichtigkeit, als an etwas anderem. Der Pfarrer, der zum Verkauf des unbrauchbaren Gutes an die Ansiedlungskommission rät, ist gewiß ein ebenso guter und vor allem ein klügerer Pole, und wie wenig der Untergang des Geschlechtes sich aus nationalen Gründen ableiten läßt, beweist vor allem dies, daß man ohne weiteres an die Stelle des polnischen ein deutsches, schlecht wirtschaftendes Geschlecht setzen könnte. Im zweiten Teil verliert der Autor seine Heldin und seine Leser immer mehr aus der Hand: man versteht diese Valerie nicht mehr recht. Sehr gelungen ist dagegen die Schilderung der alten Schloßherrschaft von Langiewnik, des greisen, halb verarmten Edelmannes, der nicht begreifen kann, daß man einen Juden nicht mehr verprügeln darf. Im Ganzen mag uns der Roman, der von Westpreußen nach Posen hineinspielt, als die Visitenkarte eines entwicklungsfähigen Erzählers gelten.

An dritter Stelle sei noch der Roman „Hans der Pole" von Valesca Gräfin Bethusy-Huc (Moritz von Reichenbach) erwähnt (Berlin, A. Schall, Verein der Bücherfreunde). Er wird jeden, der die Verhältnisse kennt, stark fesseln, denn man spürt sofort, daß aus eigener Anschauung hier erzählt wird und daß die Verfasserin bis ins einzelne die durch den Kampf der Nationalitäten im Osten geschaffenen Zustände übersieht. Ja, man glaubt in manchen ihrer Gestalten sogar führende Persönlichkeiten in diesem Kampfe zu erkennen — etwa in Professor von Schulen und dem Generaldirektor Blei, — und trotz einiger ziemlich romanhaft wirkender Episoden vermag das Werk, das in der Handlungsführung und Erzählung etwas vieux genre ist, ein richtiges Bild von den gegenwärtigen politischen, wirtschaftlichen und allgemein kulturellen Verhältnissen des Ostens zu vermitteln. Die übrigen Ostmarkenromane wollen wir fürs erste beiseite legen.

Was außerdem in diesen stillen Hochsommertagen um eine Zensur bittet, ist nicht aufregend. Nachzutragen wäre allerdings ein schon vor Monaten erschienener Roman von Adele Gerhard: Die Geschichte der Antonie van Heese (Braunschweig, George Westermann) — ein Buch, das ich herzlich und nachdrücklich empfehlen möchte, ein Buch, dem man es anmerkt, daß nicht in erster Linie kombinierende Phantasie es gestaltet hat, sondern Leben und Erleben selbst, das herausgeboren ist aus den Erfahrungen und Kämpfen einer Frau, die viele Wege unter dem Drange ihres hochfühlenden Herzens gegangen ist. Nun gibt diese Frau gleichsam sich selbst Rechenschaft darüber, und wenn die innere Notwendigkeit, aus der sie schreibt, die eigene Fülle, aus der sie schöpft, ihr Werk schon über viele andere hebt, so tritt als weiterer Vorzug noch der eines zwar nicht hinreißenden, aber doch sehr feinen künstlerischen Gestaltungsvermögens hinzu. Soziale und sozialistische Debatten, „Lex Heinze", Streiks und Genossenschaftsbewegungen, Bismarcks Abschied und Volksversammlungen — ein Zeitroman, der trotz alledem überall von einem zarten poetischen Duft umwittert bleibt, ist so selten, daß man schon deshalb hohen Respekt vor ihm haben muß. Durch eine schöne, ruhige Reife der Persönlichkeit unterscheidet sich Adele Gerhard von vielen ihrer Mitschwestern; sie kann uns führen, wohin sie will, zu kreischenden Dirnen und in Winkel der Verkommenheit: wir folgen ihr gern, weil wir immer in bester Gesellschaft bleiben. Sie hat eine tiefe Menschlichkeit und innere Vornehmheit, die unendlich wohltuend berühren. Vielleicht könnte man finden, daß wie bei allen biographischen Romanen auch hier der Schluß am wenigsten bezwingt und nicht ganz auf der Höhe der ersten im heiligen Cöln spielenden Kapitel steht, aber ich packe das kritische Handwerkszeug vor einem so klugen, feinen und vollen Buche gern ein. Es ist der Geist des Ganzen, der hier gewogen sein will, und diesem Geiste sei uneingeschränkter Respekt gezollt! —

Der Prager Hugo Salus hat seinen „Novellen des Lyrikers" ein neues Prosabuch angereiht: „Das blaue Fenster" (Berlin, E. Fleischel & Co.). Nach den unerträglich verzuckerten, kokett-selbstgefälligen Skizzen des ersten Bandes ist man für diese neuen Erzählungen ordentlich dankbar; sie bedeuten einen Schritt vorwärts, sie lassen erkennen, daß Hugo Salus langsam das Wesen der Novelle zu begreifen anfängt. Der Glaube an die eigene Unwiderstehlichkeit, mit dem er seine lyrische Plaudermanier auf eine ganz wesensfremde Kunstform übertrug, scheint trotz der drei Auflagen seiner Lyrikernovellen einen Stoß gekriegt zu haben. Er steckt zwar auch jetzt noch an allen passenden oder unpassenden Stellen seinen Poetenkopf durch, aber er strebt doch gottlob schon zu mehr geschlossener und ruhiger Darstellung. Die eigentlich gestaltende Kraft freilich mangelt ihm und wird ihm wohl immer in der Prosa mangeln, doch er findet hübsche Stoffe und weiß sie, wenn sie seiner graziös gefälligen Begabung entgegenkommen, anmutig zu erzählen. Das Tragische ist nicht sein Feld, das Leidenschaftliche liegt seiner leidenschafts-

Digitized by Google

Studienkopf.
Zeichnung von Th. Recknagel.

losen Natur nicht. Er hat nur Hände zum Streicheln, nicht zum Packen; seine Finger, die behutsam einen zarten Falter, ohne ihn zu lädieren, aufnehmen, die aber nicht wie Krammen festhalten und schütteln können. So sind auch unter seinen vier neuen Novellen die beiden tragisch angehauchten die schwächsten. Über die anderen beiden jedoch läßt sich reden. Die meisten Freunde dürfte sich das „Meerweibchen" erwerben, die artige Geschichte eines träumerischen Prager Patrizierssohnes. Dieser etwas ideal-einfältige Jüngling verliebt sich in das schöne Seeweibchen Lalanda, in die Dame mit dem Fischschwanz, die als neues Weltwunder gerade (zu Beginn des XVII. Jahrhunderts) in Prag gezeigt wird. Lalandes Erscheinen, ihr Herumschwimmen in dem schilfverkleideten Bottich ist sehr anmutig geschildert: Das schöne, farbenreiche, märchenhafte Bild setzte die Phantasie des Lyrikers in Tätigkeit. Überglücklich fühlt der poetisch-geschwollene Kaufmannssohn, der die große Sehnsucht nach dem Wunderbaren hat, daß seine grönländische Seekönigin seine Liebe erwiedert. Sie fleht ihn an, er möchte sie retten und entführen. Alles ist bereit, der Augenblick der Flucht gekommen, da gibt ihm Lalanda, um ihre Flucht zu erleichtern, ihr Geheimnis preis: sie reißt die schimmernde Fischhaut ab und steht im Nu auf zwei höchst menschlichen Beinen vor ihm. Aber entsetzt taumelt der Jüngling, den sie dadurch zum glücklichsten der Sterblichen zu machen hoffte, zurück: das Wunderbare wird zum Gewöhnlichen, die Seekönigin zum Menschenweib, und in unnennbarem Ekel schreit er auf, würgt er sie, stürzt er fort. Ein angehängter Schluß beruhigt uns über den schnurrigen Phantasten: er heiratete später ein gutbürgerliche Frau, geborene Knobloch, und ward der Vater einer zahlreichen Familie. Auch die folgende Legende vom „Spiegel" ist sehr hübsch, aber sie ruft den gefährlichen Gedanken an Gottfried Keller wach. Und bei der Vorstellung, was dieser Meister aus dem Stoffe gemacht hätte, hört natürlich die Freude an der hier gebotenen Form auf. Man soll gewiß nicht gleich mit dem lieben Gott kommen, aber dann soll sich der Kleinere auch nicht zu sehr in seine Nähe wagen.

Wie man sieht, bevorzugt Salus überall hier das Märchen- und Legendenhafte. Er kann den Schuß Romantik noch nicht entbehren; er fühlt ganz richtig, daß nur hier seine ironisch-graziöse und spielerische Art allenfalls möglich ist, daß sie aber auf starke Konflikte des werktätigen Lebens bezogen unleidlich wirken muß. Immerhin: ich freue mich, daß man über dieses zweite Prosabuch des Pragers doch schon reden kann.

Einem jungen Münchener Schriftsteller hat Otto Julius Bierbaum den Weg in die Öffentlichkeit zu bahnen gesucht. Zu „Prinzessin Schnudi", einer „verliebten Geschichte" von Richard Elchinger (München, Georg Müller) hat er in seiner losen, manchmal etwas turbulenten Art eine „Einführung" geschrieben. Er sagt darin, daß der 1879 geborene Schöpfer der verliebten Geschichte Humor, Geist, Laune, Sprachgefühl habe, und daß sein Buch nicht nur eine „allerliebst freche, frische, sympathische Leistung" sei, sondern doch auch zu den „nachdenklichen" Werken gehöre. Er verschweigt nicht, daß der Feuilletonist dem Künstler hier und da ins Handwerk pfuscht, auf Glanzlichter arbeitet und seinen Geist nach Art witziger Leute oft mit zuviel Selbstgefälligkeit zutage fördert. Er entschuldigt endlich den überraschenden Schluß, mit dem uns Eichinger ein bißchen bluffen will.

Mit gewissen Einschränkungen und Vorbehalten kann man fast alles, was Bierbaum da ausspricht, unterschreiben — bis auf den Humor und die Nachdenklichkeit — und kann trotzdem zu einem ganz anderen Schlusse gelangen. Das „allerliebst freche" Geschichtlein amüsiert, es ist nett, lustig und wird nur den grämlichen Philister ärgern, der die Moral in Erbpacht hat. Aber anderseits: ein junger Dichter, der nur amüsiert; ein junger Dichter, der Geist und Laune hat; ein junger Dichter, der auf Glanz bügelt und immer am Feuilleton entlangstreift — wer glaubt an solchen jungen Dichter? Ich nicht. Wer in der Jugend gerade, wo doch jedes Dichterherz übervoll ist, nichts Besseres zu machen weiß, als eine „allerliebste Frechheit", dem fehlt trotz aller Kunst und aller glänzenden Eigenschaften doch die erste und natürliche Voraussetzung zu einem echten, entwicklungsfähigen Dichter. Am Schluß der Linie, auf der Richard Elchinger liegt, steht ein Bonmot, ein Witz, ein Epigramm. Am Schluß der Linie, auf der Dichter vorwärtsgehen, steht ein Glaubensbekenntnis. So fürchte ich, daß der neue Schützling Otto Julius Bierbaums jener menschlichen Schwere ermangelt, die allein auf die Dauer erhält.

Es ist an dieser Stelle nicht üblich, auch Erscheinungen der ausländischen Literatur in den Kreis der Betrachtung zu ziehen. Ich halte es dabei mit dem wackeren Professor Reimann, der 1721 in seinem sechsbändigen „Versuch einer Einleitung in die historiam literariam" die rührenden Worte sagte: „Ich bin vom Geblüte ein Teutscher. Ich lebe und lehre unter denen Teutschen. Ich habe auch in meinem Herzen die gewisse Überzeugung, daß die Historia literaria derer Teutschen denen Teutschen am ersten und meisten zu wissen nöthig sey." Wenn ich trotzdem heut zum Beschluß noch auf das Werk einer fremden Literatur hinweisen will, so geschieht es nicht nur um seiner hervorragenden poetischen Eigenschaften willen, sondern auch deswegen, weil es einen uns ganz verwandten Geist atmet. Es ist ein von Mathilde Mann aus dem Dänischen ausgezeichnet übertragener Roman von Henrik Pontoppidan: Hans im Glück (Leipzig, Insel-Verlag. Zwei Bände).

Seit den Tagen Johann Elias Schiegels,

des Onkels der romantischen Brüder, ist das grüne Inselreich von Deutschland her immer wieder poetisch befruchtet worden. Verhalf Schlegel Gottschedschen Tendenzen in der dänischen Dichtung zum Siege, so wurden sie bald von Klopstockschen und Gerstenbergschen Einflüssen verdrängt, und wie Steffens dann die deutsche Romantik nach seiner Heimat verpflanzte, die dort in Adam Oehlenschläger ihren berühmtesten Sänger fand, ist ja bekannt. Wie in das Mutterland der Poesie, zogen die dänischen Poeten damals nach Deutschland; der junge Andersen neigte sich vor dem alten Tieck, und erst in der zweiten Hälfte des XIX. Jahrhunderts lockern sich durch Schuld der politischen Gegensätze einerseits, des Daniederliegens der deutschen Dichtung anderseits die gegenseitigen Beziehungen. Aber sie sind längst wieder aufgenommen. Jens Peter Jacobsen, der Dichter von „Marie Grubbe" und Niels Lyhne, hat ganz Jüngstdeutschland einst bezaubert; Hermann Bang und Henrik Pontoppidan sind seit langem geschätzt bei uns, und Holger Drachmann, der von Otto Julius Bierbaum Angewidmete, ist oft ein fröhlicher Zechgenosse deutscher Musensöhne.

Wie Niels Lyhne der Repräsentant des Dänentums war, das 1864 unsanft aus allen Träumen gerüttelt worden war und, unfähig sich mit der rauhen Wirklichkeit der Dinge herzhaft abzufinden, sich gleichsam in sich selbst zurückzog, mit phantastischen Bildern sich betrügend und doch selber sich wohl dieses Betruges, der Hoffnungslosigkeit, der eigenen Schwäche bewußt — so ist Hans im Glück, der Hans Sidenius Pontoppidans, der Repräsentant eines neu herangewachsenen, tatkräftigeren und entschlosseneren Geschlechtes. Statt der „ungemolkenen" Ästhetiker werden die Männer der kühnen Initiative aufgerufen. „Wir haben," heißt es an einer Stelle, „zu lange einen leichtfertigen Verkehr mit der Phantasie gepflegt und dadurch in bedenklichem Grade die Willenskraft der Nation geschwächt. Es ist unser Nationalfehler gewesen, daß wir immer mit den wilden Gänsen haben fliegen wollen; wir sind ein traumkrankes Volk, das immer nur phantasiert, nicht realisiert." Aber in der Jugend gärt es, ein neues Sehnen ist erwacht; ein aus der Welt Heimkehrender verkündet das neue Evangelium der Zeit, erzählt, wie er „nach einer Schnellzugsfahrt vorüber an den lärmenden großen Städten des wiedergeborenen Deutschlands, durch das ameisengeschäftige Hamburg und das neugeschaffene Kiel", bei Betreten des Heimatsbodens das Gefühl gehabt hätte, „in eine andere Welt zu kommen, in ein Dornröschenreich, wo die Zeit stillstand". Und er ruft nun die Stärksten und Kampflustigsten der Jugend auf, das Traumgespinst abzuschütteln und das immer mehr verarmende Land auf neue Wege zu reißen.

Einer von den Jungen, die aus einer Anlage ihrer Natur heraus diesen Ruf als Erlösung begrüßen, ist Hans Sidenius, der aus der Art geschlagene Pastorensohn. Er ist Ingenieur: der Mann des praktischen Lebens tritt als Romanheld jetzt an die Stelle der Ästheten und Träumer, der Mann des kühnen Wollens an die Stelle der gebrochenen, willensohnmächtigen Naturen. Wie auch er noch (gleich Niels Lyhne) das „theologische" Erbteil mitschleppt, was er erreicht und verfehlt, mag man in dem Werke selbst nachlesen. Und ich möchte gleich bemerken, daß man über Weg und Ziel des Helden noch am meisten mit Pontoppidan rechten könnte. Aber welcher Reichtum an Persönlichkeiten, an überaus glücklich erfaßten Gestalten läuft über diesen Weg und begleitet ihn! Aus welcher Fülle und Weltkenntnis heraus schafft der Dichter! Es widerstrebt fast, einzelnes zu nennen, doch man vergleiche allein die drei Pastoren Sidenius, Fjaltring, Blomberg. Oder man blicke sich in der ganz meisterhaft gegebenen Familie Salomon um, begrüße Herrn Delft mit der falschen Brillantnadel, den höchst charakteristischen Oberst Bjerregrav, das kleine Fräulein Franziska, welches durch seine herausfordernde Miene den guten Kopenhagenern zu verstehen gibt, „daß es in Kjerteminde auch Leute gab", und freue sich an dem köstlichen Oberbootsmann Olussen, der würdevoll alle Kaufläden besucht, nach dem Preise der kostbarsten Waren fragt und stets mit dem Bescheide weiterhumpelt: er werde von sich hören lassen! Natürlich tut er das nie, schon weil er kein Geld hat. So drängen sich, aus dem Vollen geschaffen, immer neue Gestalten heran, machen das Buch reich und lassen uns fühlen, wie verwandt die Herzen der beiden Völker schlagen. Jedenfalls sind die Stunden, die man dieser Lektüre opfert, nicht verloren, wenn es natürlich auch hier wie bei jedem feineren Dichterwerke geht: daß man nämlich selbst schon etwas mitbringen muß, um Neues gewinnen und heimtragen zu können.

In die Fremde.

Ich gehe in ein fremdes Land,
Mir ist nicht Weg, nicht Steg bekannt,
Nicht Türme, die fernher schon grüßen.

Es sind nicht Menschen, die jung und toll
Füllen die Becher des Lebens voll,
Den lastenden Tag zu versüßen.

Es ist nur wo ein einsam Haus,
Das schaut aufs unendliche Meer hinaus,
Und die Brandung zu seinen Füßen.

Wilhelm Holzamer.

Hubertus-Brunnen. Von Prof. Adolf von Hildebrand.

Illustrierte Rundschau.

Der Hubertus-Brunnen in München von Prof. Adolf von Hildebrand. — Neue deutsche Medaillen. — Trauzimmer und Herrenzimmer von Albin Müller; Versammlungsraum von Alfred Altherr. — Silbernes Gerät von Paul Haustein. — Zu unsern Bildern.

Um eine Meisterschöpfung auf plastischem und architektonischem Gebiet ist soeben die bayerische Haupt- und Residenzstadt bereichert worden: an der Prinz-Regenten-Straße zu München hat der von Professor Adolf von Hildebrand unter Mitarbeit des Architekten Karl Sattler neugeschaffene Hubertusbrunnen Aufstellung gefunden. Es ist ein schmucker Bau von edler und klarer architektonischer Gliederung. Eine achteckige Kuppel krönt den kleinen Tempel; sie trägt auf ihrer Spitze die sitzende Figur des St. Hubertus. Das Innere besteht aus einem vierzig

Die Gestalt des St. Hubertus in einer Nische des Brunnens. Von Prof. Adolf von Hildebrand.

Quadratmeter großen Brunnenbassin. Das Bassin ist, gleich den Säulen, die sich auf dem Bassinrande erheben, aus geflammtem Marmor hergestellt. Der gewölbte Gang, der das Bassin umzieht, ist an den vier Ecken des überaus harmonisch wirkenden Raumes zu Nischen erweitert. Aus der Mitte des Bassins ragt ein einfacher Sockel, der den Hirsch mit dem Strahlenkreuze zwischen dem Geweih trägt. Der Eindruck dieser neuen Hildebrandschen Schöpfung in dem schlichten, vornehmen und doch beziehungsreichen Rahmen ist tief und nach-

Digitized by Google

Inneres des Hubertus-Brunnens. Von Prof. Adolf von Hildebrand.

haltig. Eine Stätte harmonischer Stimmung, wie geschaffen zur Flucht aus dem Alltagsgetriebe. Das schöne Isarathen darf stolz sein auf dies neue Werk. Die lateinische Inschrift besagt, daß die Stadt München den Brunnen dem Prinz-Regenten Luitpold gewidmet hat.

Der großzügigen plastischen Schöpfung Meister Hildebrands läßt unsere Rundschau eine Auswahl neuer Plaketten, Münzen und Medaillen folgen, deren feine Arbeit dem Gebiet auch dieser Kleinkunst erhöhtes Interesse in Deutschland gewinnen dürfte. Wenn man mit Sammlern und Kunstfreunden auf neue Medaillen zu sprechen kommt, wird man in den weitaus meisten Fällen bewundernde Worte über die Vortrefflichkeit und Billigkeit der französischen Medaillen zu hören bekommen, aber nur selten werden diese Vorzüge unsern deutschen Arbeiten nachgerühmt. Und doch können auch wir einem Charpentier oder Roty Meister wie Hildebrand, Scowarzik, Hahn oder Kautsch gegenüberstellen;

Märchen. Plakette von Rudolf Bosselt, Düsseldorf.

Frühling. Medaille von Georg Römer.
Sämtliche Stücke sind von Carl Pöllath (Inh. Georg Hiltl), Schrobenhausen (Oberbayern) gefertigt.

Hildebrands berühmte Bismarckmünze ist Charpentiers Zola-Medaille gewiß ebenbürtig. Was der französischen Medaillenkunst ihr Übergewicht verschafft hat, ist nicht nur die Meisterschaft ihrer Jünger, vor allem verdankt sie es der staatlichen Unterstützung. Der Staat gibt hier die Aufträge, zahlt das Künstlerhonorar, läßt die Stempel schneiden und die Münzen

Wintersport. Plakette von Fritz Theist †.

vor allem die malerische Behandlung des landschaftlichen Hintergrundes zu beachten, ein Lob, das auch Fr. Christs originelle Plakette „Wintersport" verdient. Georg Wrbas Graef-Me-

Georg Graef. Plakette von Georg Weba, Berlin.

prägen, die dann fast zum Herstellungspreis an jedermann abgegeben werden und zum großen Teil ins Ausland wandern. Was in Frankreich die Regierung zur Förderung dieser reizvollen Kleinkunst tut, war in Deutschland dem Unternehmungsgeist und dem Opfermut eines Einzelnen vorbehalten, dessen Bestrebungen, die deutsche Medaille wieder zu Ehren zu bringen, die größte Anerkennung und Unterstützung verdienen. Georg Hiltl, Besitzer der Prägeanstalt Georg Pöllath in Lenbachs Geburtsstadt Schrobenhausen, hat es unternommen, mit deutschen Künstlern Prägemedaillen herzustellen, die sich an keine französischen oder italienischen Vorbilder anlehnen, die in jeder Beziehung deutsch sind (und dabei wohlfeil). Aus der in

Hubertus-Plakette. Von Heinrich Kautsch, Paris.

Ehemedaille. Von Heinrich Waderé, München.

in den letzten Jahren aus dieser Anstalt hervorgegangenen langen Reihe der verschiedenartigsten Medaillen und Plaketten bringen wir einige, in denen dieses Streben besonders glücklich zum Ausdruck kommt. Rudolf Bosselts Plakette „Es war einmal" mit dem den Kopf des Reliefbildes umrahmenden Kranz ist ein reizendes Symbol träumerischer Märchenwelt. In der Hubertus-Plakette von Heinrich Kautsch ist neben der vortrefflichen Modellierung des Jägers

Apheadite. Medaille von Max Dasio, München.

daille verrät den Plastiker, die Umrißlinien des fein durchgearbeiteten Charakterkopfes gehen nicht weich in den Hintergrund über, sie heben sich scharf und markant ab.

Aus dem überreichen Material, das die dritte deutsche Kunstgewerbe-Ausstellung in Dresden zur dankenswerten Anregung auf dem Gebiet der Raumkunst vorgeführt hat, geben wir heute noch eine kleine Auslese. Es handelt sich zunächst um ein Trauzimmer. Die Stadt Magdeburg hat für ihr Standesamt den hier dargestellten Entwurf des Architekten Albin Müller zur Ausführung angenommen. Die würdige Einfachheit und die edle Ruhe der Linien geben dem Raum die

Weihe für die schlichte, bedeutungsvolle Feier der darin vorzunehmenden Amtshandlung. Eine weitere Schöpfung Albin Müllers, die von demselben Geist getragen ist — Prunklosigkeit des äußeren Eindrucks und Gediegenheit des Materials —, bietet sich in dem Herrenarbeitszimmer, das die Kunsttischlerei Anke in Freiberg i. S. ausgeführt hat. In einem gewissen Zusammenhang mit Albin Müllers Trauzimmer steht auch der Entwurf von Alfred Altherr in Elberfeld-Barresbeck. Hier galt es ebenso: Würde mit Anmut zu paaren. Der Versammlungsraum soll den verschiedensten Zwecken des modernen Lebens dienen: heute als Empfangssaal für wissenschaftliche oder sozialpolitische Kongresse, morgen für Unterricht, für Vorträge oder für Erbauung. Die Absicht des Künstlers war es, vor allem die Zusammengehörigkeit der tagenden Gruppe zu betonen; mithin mußte es sein Bemühen sein, dem Raum bei aller festlich-feierlichen Würde auch einen wohnlichen Charakter zu verleihen. Diese Wirkung fördern die schräg zulaufenden oberen Querwände, die den Blick auf das Vortragspult und das Gemälde lenken. Die zum Aufbau und zur künstlerischen Ausgestaltung des Raumes gewählte Linienführung soll symbolisch das Wachsen und Streben andeuten. Aus dem gleichen Grunde ist das überall sichtbare Konstruktionsprinzip verwendet worden. Ursprünglich war die Ausstattung der Wände des Raumes mit Eichengetäfel beabsichtigt. Ersparnisrücksichten zwangen in letzter Stunde zur Ausführung der Kachelung an Stelle des Eichengetäfels. Selbstverständlich wird durch die Täfelung eine noch viel wärmere und behaglichere Wirkung erzielt.

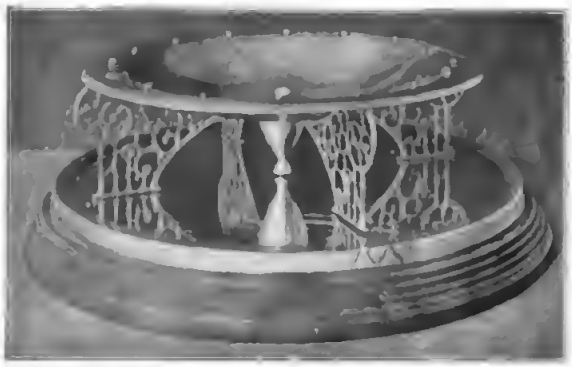
Zum Schlusse unserer Rundschau begeben wir uns in die Werkstätten von Paul Haustein, dessen silbernes Gerät die letzte Seite unseres Heftes ziert. Eine gewisse Universalität läßt sich an Paul Hausteins Schaffen nicht verkennen; auf allen Gebieten: Buchschmuck, Töpferei, Textilarbeiten, Innen-Architektur hat er Erfolge errungen, die, nicht immer gleichwertig, doch von starker Begabung zeugten. Die schönsten Früchte sind ihm aber in seinen Edelmetallarbeiten gereift, mit deren Eigenart er in jahrelanger praktischer Tätigkeit vertraut wurde. Nur so konnte er sich zu einem so hervorragenden Metallkünstler entwickeln, der alle Zweige der Goldschmiedekunst, die verschiedenen Dekorationsweisen wie Emaillieren, Ziselieren, Gravieren beherrscht, die große Zahl farbiger Steine kennt, die sich hier zum Schmucke bieten, und ihre Wirkung in den verschiedensten Fassungen, kurz, alles, was den Reiz ziervollen Geschmeides oder prunkvollen Tafelgerätes ausmacht. Seine lebhafte Phantasie wird durch die Wirksamkeit des Materials gemeistert, die geradeim Metall Grenzen zieht, deren sorgfältige Beachtung unerläßlich ist. In den hier abgebildeten neuen Silberarbeiten kommt nicht nur der starke Zug zum Luxuriösen, der seiner Begabung eigen ist, sondern auch die gesunde Kraft der modernen Stilbewegung zu erfreulichem Ausdruck. Die Schönheit edler Formen ver-

Aus einem Trauzimmer. Von Albin Müller in Magdeburg.

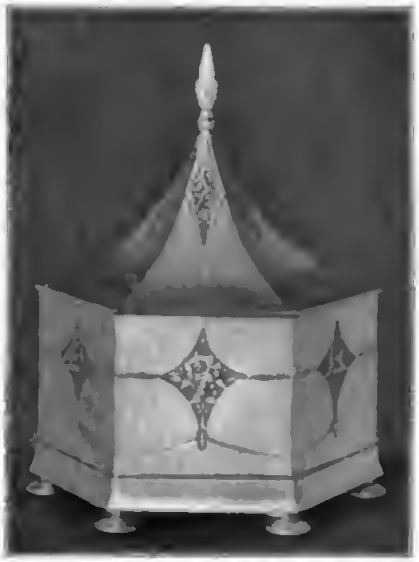
Herrenzimmer. Entworfen von Albin Müller in Magdeburg, ausgeführt von Tischlermeister Karl Anke in Freiberg i. S.

bindet sich hier mit dem Reiz künstlerischer Arbeit, am überzeugendsten vielleicht in dem sechseckigen Kästchen mit dem zierlichen Elfenbeinknauf. Ein nicht geringes Verdienst an der vollendeten Schönheit dieses Gerätes gebührt der Silberwarenfabrik Peter Bruckmann Söhne in Heilbronn, bei der im Laufe eines Jahrhunderts das Zusammenarbeiten mit hervorragenden Künstlern Tradition wurde; erwähnt seien nur die Bildhauer Konrad Weitbrecht und Louis Fauser. Hier fand Haustein verständnisvolles Eingehen auf seine Pläne und die sorgfältigste Ausführung seiner Entwürfe durch Handarbeit.

Versammlungsraum. Von Alf. Altherr in Elberfeld-Barresbeck.



Silberne Schale. Von Paul Haustein, Stuttgart. Ausführung: Peter Bruckmann Söhne, Heilbronn.



Silbernes Kästchen, ziseliert und mit Steinen besetzt. Von Paul Haustein, Stuttgart. Ausführung: Peter Bruckmann Söhne, Heilbronn.

Die hier wiedergegebenen Arbeiten Hausteins sind alle ziseliert und mit Halbedelsteinen besetzt. —

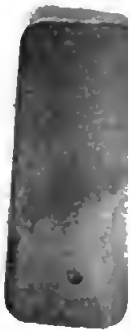
Nun zu unseren Bildern.

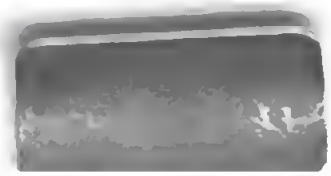
Zunächst sind es die mehrfarbigen Blätter, die das Interesse erregen: die Reproduktionen dreier Gemälde von Raffael Schuster-Woldan. Sowohl die beiden Frauenbildnisse wie auch das Gemälde „Wärterin mit Kind" zeigen das Bestreben des Künstlers, plastische Wirkungen zu erzielen. Neben guter, klarer Zeichnung, die das Charakteristische ohne große Prätension wiedergibt, dient ihm seine ungekünstelte Farbenfreude. An geistreichen Einfällen bietet die Schuster-Woldansche Schaffensweise dabei so viel, daß ein näheres, liebevolles Eingehen auf seine Bilder stets lohnt. — Der norddeutsche Heimatskünstler Walter Leistikow erscheint diesmal mit einem Gemälde, das nur einen kleineren Landschaftsausschnitt wiedergibt. Sein „Im Park" benanntes Bild ist aber wieder reich an feinen Einzelheiten, die den Kenner entzücken müssen. Ein besonders durch die Beleuchtung interessantes Landschaftsbild ist das „Reifende Korn" von Fritz Overbeck, dem Worpsweder. Richard Thierbach gibt uns eine anheimelnde typische Harzlandschaft. Ans Gestade des Mittelmeeres führt uns Albert Wenk auf seinem Gemälde „Sarazenenturm". Meisterlich ist auf diesem Bilde auch die Behandlung des Wassers: die Tausende von kleinen silbernen, überköpfenden Wellen, die die ganze Fläche schimmern machen. — Neben Meister Jozef Israels, dessen stimmungsvolles Gemälde „Am Herdfeuer" eine äußerst plastisch und warm wirkende Reproduktion gefunden hat, erscheint Th. Recknagel mit einer Zeichnung, einem allerliebsten Studienkopf, A. Schmidt-Michelsen mit einem Interieur aus dem Schlosse zu Rheinsberg. Wir sehen das Arbeitszimmer Friedrichs des Großen mit dem historischen Schreibtisch, an dem ein Kammerdiener die Staffage bildet. — Ein echtes Sommerbild ist „Im Hausboot" von E. Debat-Ponsan. Es lockt wohl Leser und Leserin, den stillen Sommertag zu benutzen, um mit der anmutigen Damengesellschaft hinaus aus der heißen Stadt auf den waldumsäumten Fluß zu fahren und in der angenehmen Kühlung des idyllischen Plätzchens ein Plauderstündchen zu halten. H.

Silberner Pokal, mit farbigen Steinen besetzt. Von Paul Haustein. Ausführung: Peter Bruckmann Söhne, Heilbronn.

Nachdruck verboten. Alle Rechte vorbehalten. Zuschriften an die Redaktion von Velhagen & Klasings Monatsheften, Berlin W 50. — Für die Redaktion verantwortlich: Hanns von Zobeltitz in Berlin. — Für Österreich-Ungarn Herausgabe: Friese & Lang, Wien I. Verantwortlicher Redakteur: Carl von Vincenti, Wien III, Richardgasse 1. Verlag: Velhagen & Klasing in Berlin, Bielefeld, Leipzig, Wien. Druck: Fischer & Wittig in Leipzig.

YD 26450





Digitized by Google